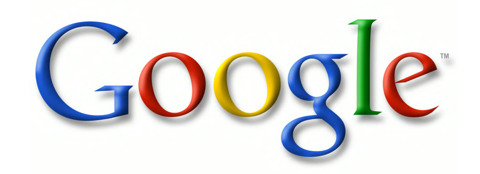
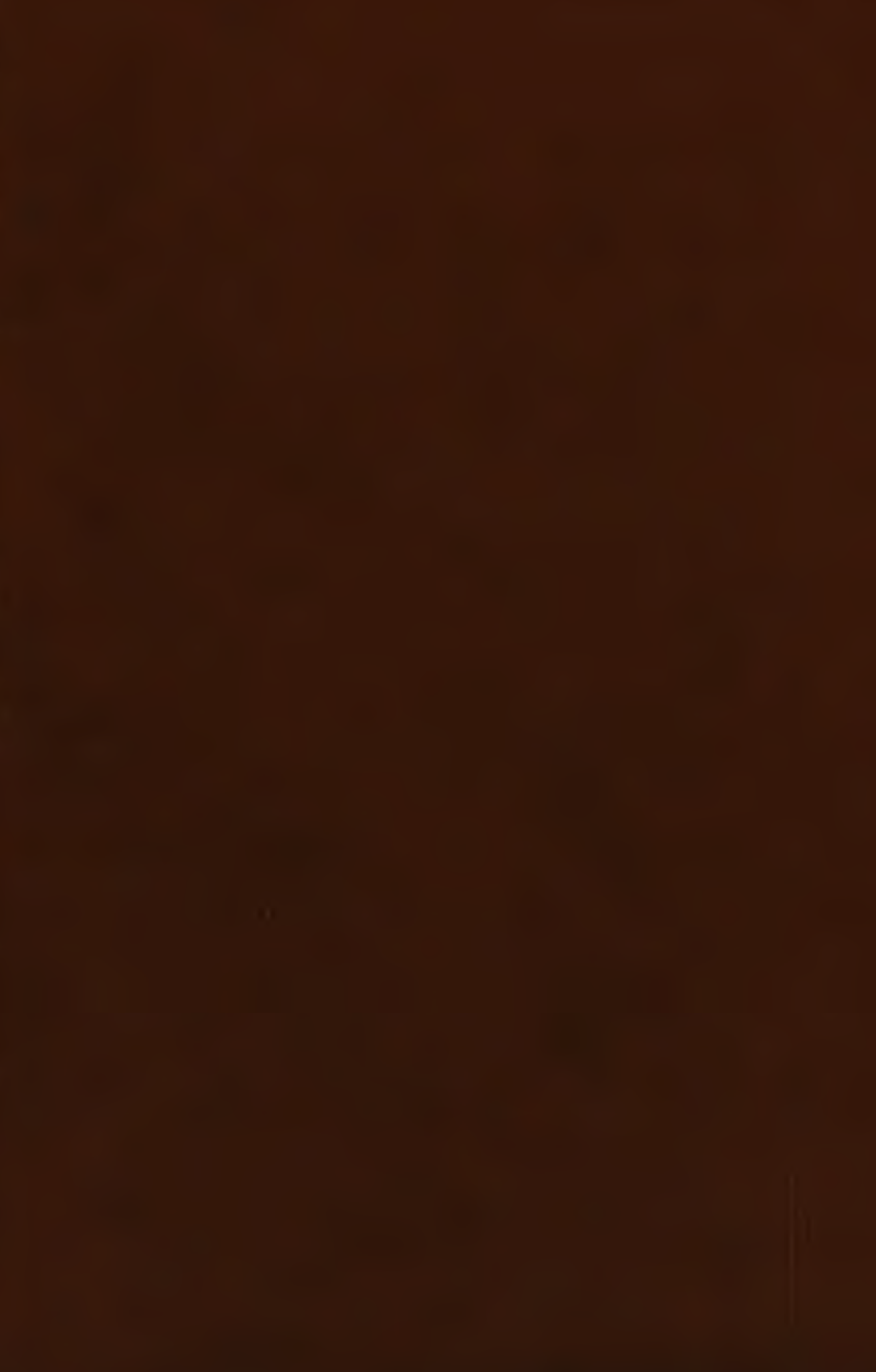
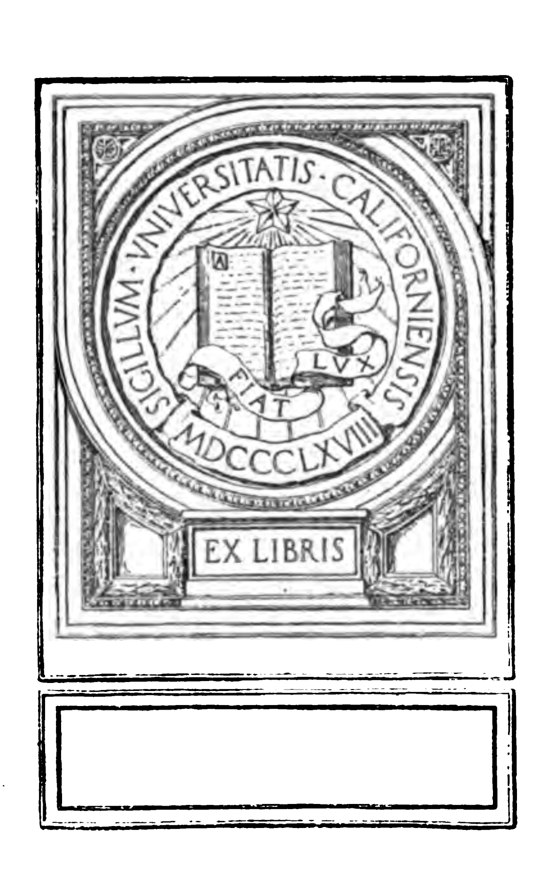
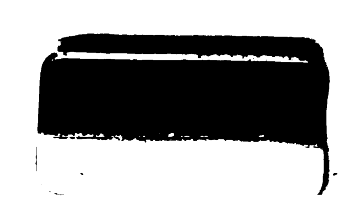
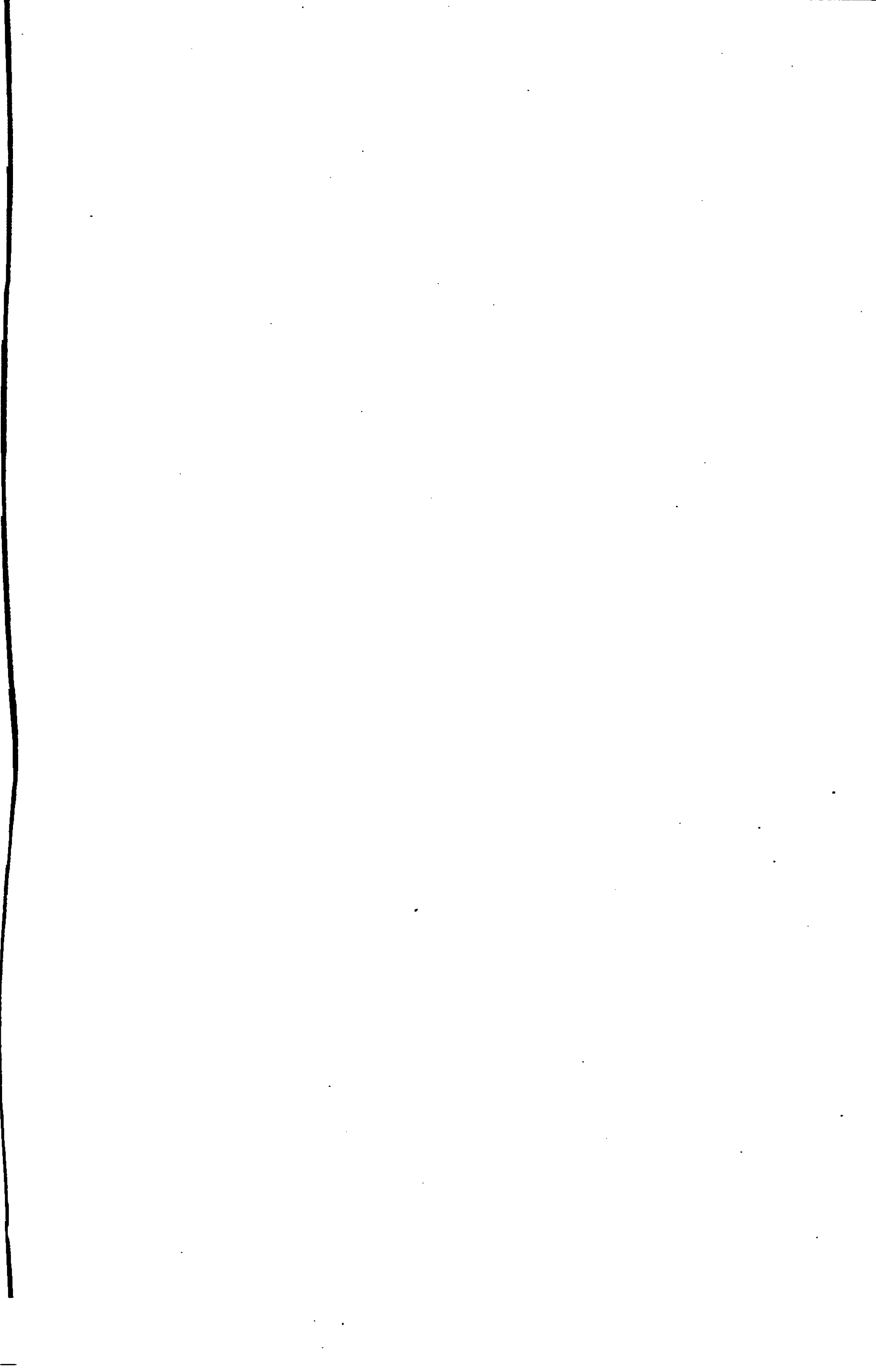


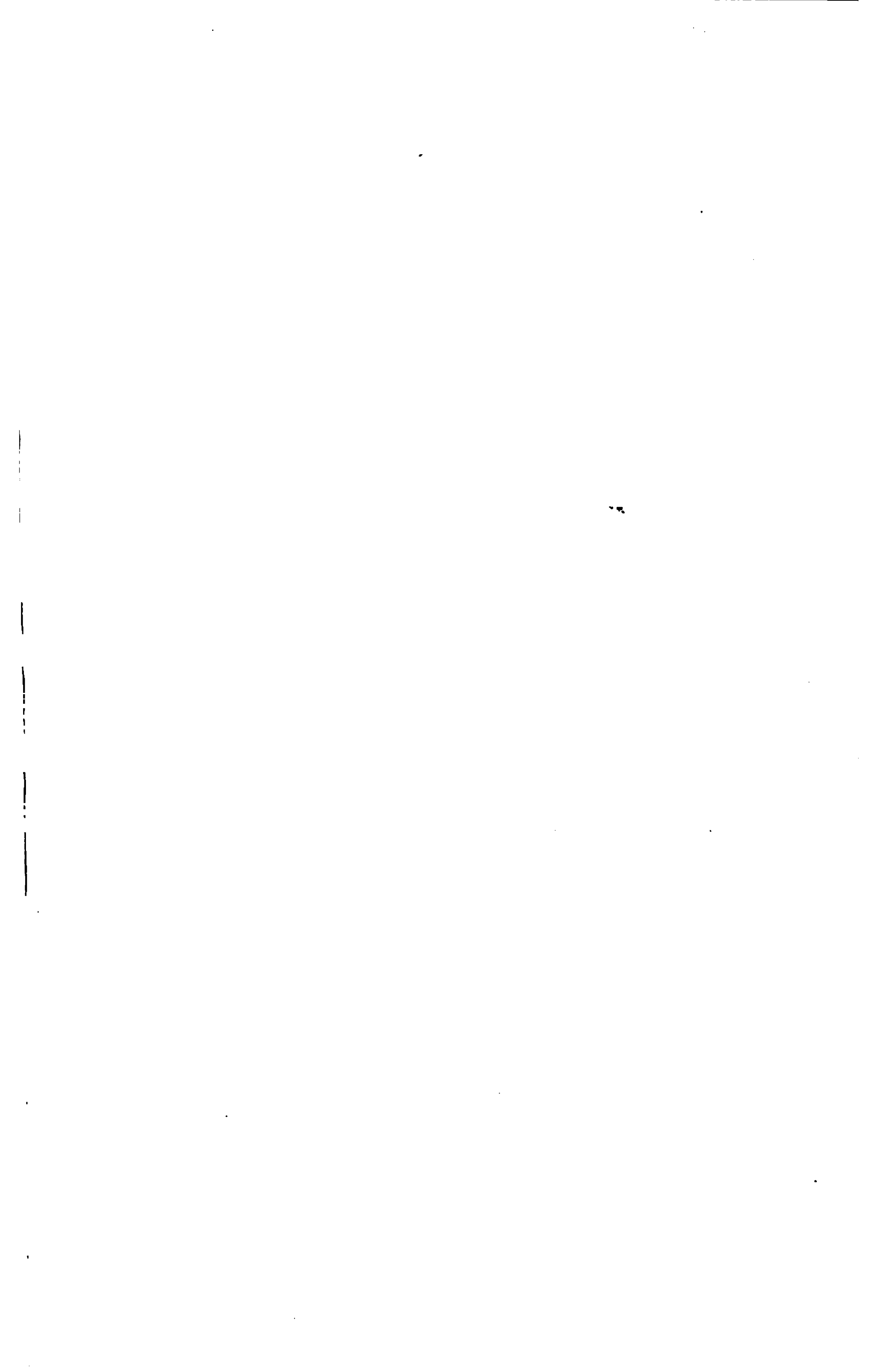


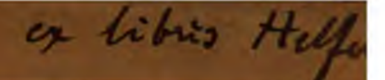

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

















Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Erste und zweite Auflage.

Zehnter Band.

1. Hälfte.

Allgemeine Geschichte 1806 bis 1809.

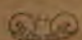
Jena und Auerstädt. — Friedland. Tilsit. — Minister Stein. — Die Franzosen in Portugal und Spanien. — Der Congreß zu Erfurt vom 27. September bis zum 14. October 1808. — Napoleon in Spanien. — Heimkehr nach Paris und Zustand Europas. — Bruch mit Oesterreich. — Der große Krieg von 1809.

Graz 1894.

Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'

k. k. Universitäts-Buchdruckerei.







Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Erste und zweite Auflage.

Zehnter Band.

1. Hälfte.

Allgemeine Geschichte 1806 bis 1809.

Jena und Auerstädt. — Friedland. Tilsit. — Minister Stein. — Die Franzosen in Portugal und Spanien. — Der Congreß zu Erfurt vom 27. September bis zum 14. October 1808. — Napoleon in Spanien. — Heimkehr nach Paris und Zustand Europas. — Bruch mit Oesterreich. — Der große Krieg von 1809.

Graz 1894.

Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'

k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

k. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria' in Graz.

Vorwort.

Das vorliegende Buch umfaßt die Zeit von 1806 bis 1809, von der großen Schlacht bei Jena und Auerstädt bis zur Schlacht bei Aspern, und bildet die erste Hälfte des zehnten Bandes, der bis zum Jahr 1815 reichen wird. Eine Menge wichtiger Ereignisse, die alle wohl verstanden zu werden verdienen, liegen zwischen diesen großen Schlachten. Ganz Europa ist in Erregung und Aller Augen richten sich nach der Gestalt des außerordentlichen Mannes, der mit neununddreißig Jahren schon der Dictator Europas geworden ist, unter dessen Schritten der Erdboden dröhnt, der alle Geister durch seine Thaten überrascht und alle Herzen mit Bewunderung oder mit Scheu und bangen Sorgen erfüllt.

Wie merkwürdig ist doch das Aufsteigen dieses Mannes, — vom armen Artillerie-Officier, der, um sein Leben zu fristen, sein Lieblingsbuch, den Plutarch, und seine Uhr verkaufen muß, zum Herrscher, der über die Reiche und Schätze des Abendlandes verfügt und Kronen verschenkt! Wir sahen früher, wie er, Beschäftigung suchend, unerwartet von der durch einen Aufstand bedrohten Regierung den Antrag erhält, sie zu vertheidigen, ihn rasch übernimmt und ihr trotz ihrer geringen Macht doch durch seine Findigkeit und Entschlossenheit zum Siege verhilft, und wie sie ihm zum Dank für ihre Rettung das Commando über das Heer in Italien schenkt. Der Feldzug in Italien begründete seinen Ruhm: die Armee, die den kleinen, kränklich aussehenden General anfangs über die Achsel ansah, wurde überrascht durch seinen Ernst, seine Kühnheit, mit der er sie von Sieg zu Sieg führte, durch sein Herrschertalent, das gehorsamste Werkzeug in seiner Hand. Europa war überrascht durch das Genie des jungen Officiers, der oft für verloren galt, aber immer wieder unerwartet in neuem Siegesglanze strahlte, und zuletzt über Italien wie ein Herrscher verfügte und Oesterreich zum

*

Frieden von Campo Formio nöthigte. Die Begeisterung, mit der ihn das Volk bei seiner Rückkehr nach Paris aufnimmt, erweckt in ihm die Hoffnung, dereinst die höchste Gewalt zu erlangen, aber sein scharfer Verstand sagt ihm, „daß die Birne noch nicht reif sei". Er will nach dem Orient, nur dort würden große Namen gemacht. Während die Einen behaupten, Bonaparte ziehe sich ruhebedürftig ins Landleben und zu den Studien zurück, die Regierung dagegen ihn zum Admiral der Flotte gegen England ernennt, wird Europa überrascht durch sein Erscheinen auf der Flotte im Mittelmeer, durch die Art, wie er Malta erobert, vor Alexandrien erscheint und dnrch seinen Sieg bei den Pyramiden und durch den Zug seines Heeres bis Theben hinauf. Die Heimkehr scheint ihm verschlossen, da Nelson bei Abukir die französische Flotte vernichtete, doch siegt er am Tabor, plant die Eroberung des Orients und gedenkt die Thaten Alexanders des Großen und Cäsars zu übertreffen und über Constantinopel nach Frankreich zurückzukehren und das Antlitz der Welt zu verändern. Das Erscheinen der Engländer unter Sidney Smith verhindert jedoch den Anschluß der Drusen und durchreißt seinen Plan auf Asien. Er kehrt nach Aegypten zurück und schlägt die Türken 25. Juli 1799 bei Abukir so glänzend, daß der freimüthige Kleber im Rausche der Bewunderung ihn mit den Worten umarmt: „General, Sie sind groß wie die Welt, aber die Welt ist zu klein für Sie!"

In Abukir erfährt Bonaparte, daß, weil man glaubte, er könne nicht mehr zurückkehren, ein großer Bund sich gebildet und Frankreich seine Eroberungen entrissen habe, und daß man dort mit Sehnsucht ihn erwarte und sich frage: „Was macht er, wo ist er?" Sogleich entschließt er sich zur Rückkehr und schifft sich 24. August auf einer Fregatte ein, entgeht auf eine fast wunderbare Weise den englischen Schiffen, die das Mittelmeer durchstreifen, landet 9. October in Frejus, und zieht unter dem Jubel der Bevölkerung nach Paris, wie er selber später sagte: „Empfangen, nicht wie ein Bürger, nicht wie ein siegreicher Heerführer, der in sein Vaterland zurückkehrt, sondern wie ein Herrscher, der in sein Reich kommt!" — und stürzt 18. Brumaire (9. November 1799) das Directorium, tritt als erster Consul an das Steuer des Staates und lenkt dasselbe mit sicherer und starker Hand. Er stellt Ruhe und Ordnung her, Sicherheit für Person und Eigenthum, hebt Gewerbe und Handel, bringt Ordnung in die Finanzen: Paris ersteht wieder zu neuem Leben. Die Welt staunt, wie der erste Consul ein ebenso großes Talent zur Regierung entfaltet, wie früher zum Krieg. Er wünscht jetzt den Ruhm eines Friedensstifters ebenso leidenschaftlich,

als früher die Lorbeeren des Sieges — und er hat eine glückliche Hand. Kaiser Paul I. zieht sich voll Bewunderung von der Coalition zurück. Da Oesterreich vom Bunde gegen Frankreich nicht abstehen will, unternimmt er den vielbewunderten Zug über die Alpen und nöthigt es durch den Sieg bei Marengo zu einem Waffenstillstand, dem dann nach Hohenlinden der Frieden zu Luneville folgt. — Das englische Volk ist des Krieges müde; 1. October 1801 werden in Amiens die Präliminarien gezeichnet; 9. October 1801 wird der Friede mit der Pforte geschlossen, am 18. Brumaire wird in Paris das Fest des allgemeinen Friedens gefeiert. Beim Friedensfest in London, 9. October 1801, wird Bonaparte als der Hero pacificator gepriesen. — Das sind riesige Leistungen eines jungen Mannes, binnen zwei Jahren!

Europa kam aus dem Staunen, aus der Bewunderung, nicht heraus. Viele in Deutschland sahen in Bonaparte einen politischen Messias, der die kranke, müde Welt heilen und neu auffrischen werde. — Noch eine schwierigere Unterhandlung gelingt ihm, die, inbetreff der Religion; die Schreckenszeit hatte die Altäre umgestürzt und die Priester verfolgt. Ohne Religiosität kann kein Volk glücklich sein: er selber hält den Glauben an Gott für nothwendig; als er 28. December 1799 Cultfreiheit gewährte, bekannten sich 46.000 Gemeinden zur katholischen Kirche, ein Zeugniß, daß das französische Volk im Herzen katholisch war. „Das Volk“, sagt er, „bedarf einer Religion: Wer ist das, der Alles gemacht hat?“ So entstand das Concordat, und am 2. April 1801 wohnt der erste Consul dem Hochamt in Notre-Dame bei.

Als Nationalbelohnung für so viele Leistungen erhielt Bonaparte, 5. August 1802, das lebenslängliche Consulat, Am 20. Mai 1804 wurde er als Napoleon I. zum Kaiser ausgerufen; er besaß also eine Macht, wie sie kein König von Frankreich vor ihm besaß, nach Innen wie auch nach Außen. Mit einem Ruhm, wie ihn glänzender noch kein Heerführer besessen hatte, schien er ein Liebling des Glückes zu sein. Welche Gelegenheit, Gutes und Großes zu thun, der Wohlthäter, der Liebling, der Stolz der Menschheit zu werden, dieselbe um Jahrhunderte vorwärts zu bringen und die Mißstände zu beheben, von denen Europa bedrückt war! Das hofften Viele von ihm — doch vergebens.

Die Verehrer wurden bald enttäuscht — ein Egoismus ohne Maß bildete sich aus, mit dem ganzen Ungestüm seines starken Willens. Frankreich ist ihm zu eng, er will ganz Europa haben; bald zielen seine Pläne auf eine Weltherrschaft, er will das Centrum

der Welt werden. Aus all seinem Thun schaut nur der Eroberer heraus, der in Allem, was er schafft und baut, nur sich selbst wiedersehen will, der die Menschen erbarmungslos nur zu Opfern seines Willens macht. Die Welt bewunderte seine Siege; dieses Ueberraschen, Angestaunt- und Bewundertwerden ist ihm zum Bedürfniß geworden. Bewunderung und ehrfurchtsvolle Scheu sind sein Genuß, jede Vertraulichkeit hält er sich fern; „sein Herz", sagt ein Amerikaner von ihm, „geht in wilden Schlägen, es hat nie das Klopfen uneigennütziger Liebe, er hat nur die einsamen Freuden des Despoten, nie die Freude, die im Sieg der sittlichen Kraft des Menschen über die Leidenschaften liegt." —

Weil Napoleon immer siegt, so wagt er immer, und hält sich für einen besonderen Liebling der Vorsehung, und meint, daß er eine göttliche Sendung habe, und sagt, daß er jedes Hinderniß überwinden könne. Daher der Stolz seiner Sprache, sein Vorsatz ist ja Beschluß des Schicksals; in seiner Selbstüberschätzung fühlt er sich durch kein Gebot der Moral gebunden, wie andere Menschen, — er steht ja über den Menschen; er macht sich nichts aus der Ermordung Enghiens, nichts aus der schmachvollen Erwerbung Spaniens, und stürmt durch die Welt — bis ein Schlag, wie der bei Aspern,[1]) ihm beweist, daß auch er besiegt werden könne, und bis die Erhebung von ganz Europa ihm Halt gebietet.

---

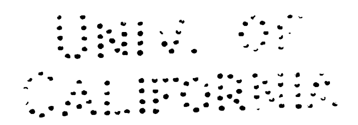
[1]) Zum Schlusse sage ich dem Director des k. k. Kriegsarchivs und Vorstand der Abtheilung für Kriegsgeschichte, Generalmajor Leander von Wetzer, meinen verbindlichsten Dank für die Mittheilung von Urkunden, Büchern und Karten zur Kriegsgeschichte, und Herrn Hauptmann Kulnigg für seine Begleitung auf das Schlachtfeld von Aspern. Beide Herren sind den Lesern der wichtigen „Mittheilung des Kriegsarchivs" schon bekannt, der erstere namentlich durch seinen „Feldzug am Oberrhein 1638 und die Belagerung von Breisach", der letztere durch seine „Römer im Gebiet der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie, 1889".

Graz, 22. Januar 1894.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Hälfte.



Jena und Auerstädt.

Der Krieg, in den sich im Spätjahr 1806 Preußen stürzte,[1] war gerecht und geboten. Napoleon hatte in den Verhandlungen dieses Jahres mit ihm nur gespielt, um es sicher zu machen, um es zu vereinzeln, um es bloßzustellen: es war seine dämonische Art, einen Gegner zu entehren, ehe er ihn niederschlug. Es handelte sich jedoch nicht bloß um die Ehre, es handelte sich auch um die Existenz Preußens. Es zog aber zu spät oder zu früh sein Schwert aus der Scheide: es hätte sich 1805 an Oesterreichs Seite stellen sollen, dahin wies es seine Pflicht als deutsche Macht, der Erfolg wäre sicher gewesen, die Franzosen wären von den vereinten Oesterreichern, Russen und Preußen über den Rhein zurückgeworfen worden, wie dies 1813 bei Leipzig geschah, acht Jahre der bittersten Demüthigungen wären der deutschen Nation erspart worden. Endlich im September 1806 zog es zu Feld, aber jetzt war es dennoch zu früh, weil es, um allein den Kampf gegen die Franzosen zu bestehen, nicht hinlänglich gerüstet war.

Kriegsstärke.

Die Franzosen waren an Zahl überlegen. Napoleon verfügte in seinem ganzen Reich über 600.000, Friedrich Wilhelm III. nur über 250.000 Mann; jener führte 200.000 Mann ins Feld, dieser 150.000. Zwar hatte Kaiser Alexander I. mit 70.000 Mann zu kommen versprochen, und hielt getreulich sein Wort, aber vor zwei Monaten konnte sein Heer nicht zur Stelle sein. Zwar stellte August von Sachsen 22.000 Mann tapfere Soldaten mit 5000 Pferden und 106 Geschützen, aber gezwungen, denn er entschuldigte sich zugleich in Paris mit der Nothwendigkeit. Der Kurfürst von Hessen hatte 30.000 Mann versprochen; tüchtige Soldaten waren diese Hessen, aber jetzt erklärte er sich neutral: wenn die Preußen einen Sieg errängen, dann wolle er den Franzosen in die Flanke fallen.

Kriegstüchtigkeit der Franzosen.

Napoleon I. führte aber nicht bloß mehr, sondern auch bessere Soldaten ins Feld, als Friedrich Wilhelm III. Fünfzehn Jahre schon schlugen sich die Franzosen gegen die Heere Europas und hatten zuletzt immer gesiegt, sie waren

[1] Hauptwerk: Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. — Correspondance de Napoléon I. Vol. XIII—XV. — Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. Vol. VII. — Das Verständniß der Feldzüge wird sehr erleichtert durch Adolf von Horsetzky's Werk über die wichtigsten Feldzüge der letzten hundert Jahre, namentlich die 33 Tafeln zur kriegsgeschichtlichen Uebersicht. Wien 1889.

voll Zuversicht, daß ihrem Andrang kein Heer widerstehen könne, und dürsteten nach Gefahr und Sieg, denn dieser brachte Ruhm, Reichthum, Lob und Beförderung, jeder Soldat hatte — wie es hieß — den Marschallstab in seinem Tornister; sie erhielten regelmäßig Sold, warme Kleidung, Nahrung; sie konnten den Befehl zum Angriff kaum erwarten, in jeder Wendung der Schlacht wußten sie sich zu helfen, auch wenn die Officiere gefallen waren. Aus gemeinen Soldaten waren eine Menge ausgezeichneter Generale und Marschälle erwachsen. Unbedingt vertrauten und gehorchten sie ihrem Kaiser, an dessen Ferse der Sieg gefesselt schien. Er war ja der gewaltige Kriegsmeister, geschickt wie Keiner, alles zum Krieg Nöthige im Voraus zu beschaffen, der größte Stratege und Taktiker, der Meister, Massen zusammenzuziehen und wieder fächerartig zu entfalten, die Pläne der Feinde zu durchschauen und zu vereiteln, für jede Gefahr augenblicklich das Hilfsmittel zu ersinnen, und den Sieg mit einer wunderbaren Schnelligkeit bis zur Vernichtung des Feindes zu verfolgen und auszubeuten.

Napoleon.

Zustand der Preußen.

Wie ganz anders stand es dagegen mit den Preußen! Da war noch beim gemeinen Mann die Einrichtung wie zur Zeit Friedrichs II., Alles knapp, Kleidung wie Kost. Nur ein Adeliger konnte Officier werden, nur für ihn galt die Mannesehre als Motiv; die Fuchtel und die Spießruthen sollten den gemeinen Mann zum Gehorsam zwingen, er ward mit „Kerl" und „Bauernlümmel" angescholten. Unter den Officieren gab es unläugbar viele tüchtige Männer, aber auch viel Zopfwesen und Dünkel, die den Feind unterschätzten; so sagte Einer: „Generale, wie der Bonaparte einer ist, hat die Armee Seiner Majestät mehrere aufzuweisen"; ein Anderer: „Der Bonaparte verdient nicht einmal Corporal in der preußischen Armee zu sein!" Die Preußen hatten seit 1795 Frieden und waren nicht angeleitet worden fortzuschreiten mit der Zeit. Die ersten Stellen waren mit alten, abgelebten Männern besetzt: Möllendorf war 82 Jahre alt, Braunschweig 71, siebzigjährige Generale gab es in Menge, alle Stabsofficiere waren zwischen 50 und 60 Jahren. Vertrauen zum Feldherren war keines vorhanden.

Braunschweig.

Braunschweig nahm, wie 1792, den Oberbefehl an ohne eigentliches Feuer für diesen Krieg; er genoß allerdings als Zögling Friedrichs II. einen großen Ruf, aber Thiers macht über ihn die richtige Bemerkung: „Es gibt Berühmtheiten, die zuweilen eigens dazu bestimmt sind, die Reiche zu Grunde zu richten; man kann ihnen den Oberbefehl nicht versagen, und wenn man sie auf eine hohe Stelle gethan hat, so tadelt das Publicum, das die Untüchtigkeit unter der blendenden Hülle des Ruhmes bald entdeckt, die Wahl, die es doch selbst erzwungen hat, und macht sie durch seine scharfe Kritik noch unglücklicher. Braunschweig hatte den Oberbefehl aus Schwäche angenommen, um ihn nicht einem Andern zu überlassen — und erlag der Last." [1]) — „Der Herzog", hieß es bald, „ist Preußens Unglück!" Er selbst urtheilte jedoch nicht besser über die anderen Generale; er nannte den Fürsten von Hohenlohe „einen schwachen und eitlen Mann, der sich von Massenbach regieren lasse", den General von Rüchel „einen Fanfaron", den Feldmarschall von Möllendorf „einen abgestumpften Greis", den General von Kalkreuth „einen listigen Ränkeschmied", und die Generale zweiten Ranges „listige Routiniers" — und schloß mit den Worten: „Und mit solchen Leuten soll man Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon!" — Je weniger gegenseitig Vertrauen herrschte, um so mehr waltete Zwietracht und Verstimmung im Hauptquartier. —

Die anderen Generale.

[1]) Thiers, l. c. vol. VI, livre 22.

Ueber einen Kriegsplan war man nicht einig geworden. Zuerst tauchte der richtige Gedanke auf, man solle mit der Kriegserklärung zugleich an den Main vorrücken und die vereinzelten französischen Heeresabtheilungen, die ohne Berechtigung in Mitteldeutschland standen, überfallen, bis an den Rhein vorrücken und die deutschen Stämme zum Kriege mit fortreißen. Oesterreich hätte dann gesehen, daß es den Preußen mit dem Kriege Ernst sei, und hätte mitgehalten, ebenso Kurhessen auch. Aber davon kam man bald ab, „weil die diplomatischen Verhandlungen noch nicht beendet seien", und beschloß, erst Napoleons Antwort auf Knobelsdorfs Ultimatum abzuwarten, einstweilen aber sich in Thüringen aufzustellen, zwischen Erfurt und Jena, und hier die Ereignisse abzuwarten, zumal Lucchesini immer sagte, Napoleon werde nicht angreifen. Man wurde also durch das Unglück, das Mack in seiner zu weit vorgerückten Stellung bei Ulm traf, nicht belehrt und setzte sich gleichfalls der Gefahr aus, von Napoleon umgangen und von seinen Hilfsmitteln abgeschnitten zu werden. Dumouriez hatte in Denkschriften immer gerathen, das beste Mittel, Napoleon zu bekämpfen, bestehe darin, ihm weite Entfernungen, das Klima, Hunger und Verwüstungen entgegenzustellen, nicht, ihm noch nahe zu kommen. Napoleon fand die Aufstellung der Preußen in Thüringen übermüthig; er hätte geglaubt, sie würden sich hinter der Elbe aufstellen, die durch eine Reihe von Festungen und Städte die Vertheidigung erleichterte, und sich hier wehren, bis die Russen herankämen, und im Nothfall sich hinter die Oder zurückziehen und wehren, von da im Nothfall hinter die Weichsel, das seien die wahren Vertheidigungslinien. Statt rasch zu handeln, zögerte der unentschlossene Braunschweig nördlich vom Thüringer Wald „bis auf weiteres" und während dieser Zeit drang die französische Armee in raschen Tagemärschen auf Coburg, Cronach und Hof vor. Der vorgeschobene Tauenzien zog sich mit seinem kleinen Heerestheil zurück, Murat bemächtigte sich 8. October des Saale-Uebergangs bei Salaberg und schlug 9. October Tauenzien bei Schleiz zurück, der auf die aus Schlesien herangekommene Armee des Fürsten Hohenlohe zurückwich. Die Umzingelung der Preußen hatte damit begonnen. Soult zog gegen Plauen, Bernadotte gegen Zeitz, der linke Flügel rückte in das Saalthal hinab.

Kriegsplan. — *Ruhe bis auf Weiteres.* — *Napoleon.* — *Vormarsch.*

Bei Saalfeld kam es 10. October 1806 zwischen Lannes mit 7000 Mann und 2000 Reitern und der Vorhut unter dem Prinzen Louis zu einem ernsten Kampf. Der Prinz war längst unzufrieden mit dem Gang der preußischen Politik, er äußerte nach dem Frieden zu Basel, die Armee solle denselben nicht annehmen, er wollte sich an die Spitze stellen; er tadelte jetzt die planlose Unthätigkeit des Oberfeldherrn, und war entschlossen zu einer kühnen That, die auch Oesterreich zum Krieg fortreißen könnte, und bereit, sein Leben einzusetzen. Zu seiner geistreichen Freundin, der Rachel, hatte Prinz Louis gesagt: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn es so sein muß, so sterbe ich" — und hatte am 11. September aus Leipzig an sie geschrieben: „Heute haben wir ein Rendezvous der drei Avantgardenchefs gehabt, des Generals Blücher, des Generals Rüchel und mir. Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden: — bestimmt das Leben daran zu setzen, zu diesem Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden; wenn er unglücklich wäre, ihn nicht zu überleben. Es soll so sein! — Was ist dieses erbärmliche Leben? Nichts, auch gar Nichts! Alles Schöne und Gute verschwindet; erhaben ist das Schlechte und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen aus

Kampf bei Saalfeld. — *Prinz Louis* — *an die Rachel.*

unserem Herzen. So muß es in diesem Zeitalter sein, denn es ersterben auch alle menschenbeglückenden Ideen. Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt, warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein großes Zeitalter leidet?" — Der Prinz stritt mit einer Tapferkeit, die seines Charakters und seiner Ahnen würdig war. Als sein Fußvolk vor dem feindlichen Geschütz sich auflöste und hinter Saalfeld zurückzog, griff er mit seiner Reiterei ungestüm die Franzosen an. Zwei seiner Adjutanten wurden an seiner Seite getödtet. Ein Wachtmeister, der nicht ahnte, daß er einen Prinzen vor sich habe, Guindet war sein Name, sprengte an ihn heran und rief: „General, ergeben Sie sich!" Ein Säbelhieb war die Antwort, worauf der Wachtmeister den Prinzen mit einem Stich durch die Brust todt zu Boden streckte. Die Preußen und Sachsen flohen vor der Uebermacht, indem sie 20 Geschütze, 400 Todte und Verwundete und 1000 Gefangene zurückließen. Die Leiche des Prinzen wurde beraubt auf der Walstatt gefunden, sie hatte dreizehn Hieb- und Stoßwunden. In der Biographie Schwarzenbergs, der ihn erst 1804 kennen lernte, heißt es: „Der glänzende Muth des Prinzen Louis, seine flammende Entschlossenheit und ein Zug von Großartigkeit, der seinem Benehmen und Handeln eigen war, hatten den Fürsten mit Achtung vor ihm erfüllt, und er pries ihn glücklich, als der schmerzlichen Nachricht von dessen Tod die schmerzlichere von der Niederlage bei Vierzehnheiligen folgte." [1])

Tod des Prinzen bei Saalfeld.

So fand der edle Prinz Louis den Tod, welchen er gesucht hatte. Im Hauptquartier brachte die Nachricht davon einen tiefen Eindruck hervor. Am anderen Morgen beschwor eine Deputation von Officieren den General Kalkreuth, das Obercommando zu übernehmen, denn die Krone des Königs stehe in Gefahr, wenn der Herzog von Braunschweig noch länger den Oberbefehl behielte, „weil derselbe weder wüßte, was er thäte, noch was er wollte, weder wo er ginge, noch wo er stände" — ein ernstes Zeichen der Entmuthigung, und daß die Disciplin sich zu lockern begann.

Entmuthigung.

Napoleon spendete dem Marschall Lannes im „Moniteur" hohes Lob für diesen Erfolg, und konnte nicht umhin, den Tod des Prinzen als ein Gottesurtheil hinzustellen: [2]) „Wenn seine letzten Tage die eines schlechten Bürgers waren, so ist sein Tod ruhmvoll und bedauernswerth, er ist gestorben, wie jeder brave Soldat wünschen muß zu sterben. Man hat bei ihm Briefe gefunden, welche beweisen, daß der Plan der Feinde war, sogleich anzugreifen, und daß die Kriegspartei, an deren Spitze die Königin und der junge Prinz standen, beständig Sorge hatten vor den friedlichen Neigungen des Königs und vor der Liebe, die er für seine Unterthanen hegt, er möchte sich mäßigen und ihre grausamen Hoffnungen vereiteln. Man kann sagen, die ersten Schläge des Krieges haben seine Urheber getroffen."

Plan Napoleons.

Aus aufgefangenen Briefen schloß Napoleon, daß die Preußen jetzt im Plane hätten, in Eile die Elbe zu erreichen und sich hinter ihr zu vertheidigen; er beschloß daher, ihnen zuvorzukommen und sie auf dem Marsch in der Flanke anzufallen: er begreife nicht, wie der Herzog von Braunschweig, dem man doch Talente zuschreibe, so oft sein Heer eine andere Wendung machen lasse. Die meisten Generale seien große Dummköpfe. [3]) An Josephine schrieb er aus Gera 13. October, es gehe Alles nach Wunsch, in wenig Tagen werde der Krieg einen

[1]) Prokesch-Osten, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien 1823. S. 114.
[2]) Correspondance, vol. XIII, p. 417.
[3]) Ibid. XIII, p. 420.

schrecklichen Charakter annehmen für den König von Preußen, den er bedaure, denn er sei gutmüthig; die Königin sei beim König in Erfurt; wenn sie eine Schlacht sehen wolle, so könne sie dieses grausame Vergnügen jetzt genießen. Im Bulletin vom 13. October heißt es: „Der König von Preußen hat jetzt seinen Wunsch erreicht, das Gebiet des Rheinbunds solle bis zum 8. October geräumt sein; aber statt auf dem Gebiet des Rheinbunds steht jetzt die französische Armee hinter der Saale.“ Das vierte Bulletin vom gleichen Tage aus Gera meldet, die Preußen seien auf dem Zug nach Magdeburg, die Franzosen seien ihnen aber drei Tagmärsche vor; jetzt komme der Jahrestag von Ulm, so berühmt in der Geschichte Frankreichs. In der That besetzten die Franzosen schon die Hauptübergänge über die Saale, Davoust am 12. October bei Naumburg, Lannes am 13. October bei Jena, welches Tauenzien in der Nacht vorher geräumt hatte, Murats Reiter streiften schon bis Leipzig. Die großen Magazine in Saalfeld, Rudolstadt, Orlamünde, Kahla, eine große Brückenausrüstung und 500 Wagen waren schon 11. October in die Hände der Franzosen gefallen. Es stand jetzt bei den Preußen schlecht mit der Verpflegung des Heeres. Die Sachsen waren seit dem Gefechte bei Saalfeld verstimmt, weil sie einsahen, ihr Land sei jetzt der Plünderung überlassen, die Preußen waren seit dem Tod des Prinzen Louis ohne Vertrauen. Der Herzog von Braunschweig gab Anordnungen, ohne von der Stellung der Feinde genau unterrichtet zu sein, und wenn auch richtige Nachrichten eintrafen, glaubte er sie nicht. Der Officier Rauch, später Kriegsminister, hatte sich erboten, eine Recognoscirung über Kösen hinaus gen Naumburg vorzunehmen; es ward ihm abgeschlagen. Als er noch einmal auf die Wichtigkeit des Passes aufmerksam machte, ward ihm der Zug mit einer Abtheilung Reiterei gestattet; er kam bis in die Nähe von Kösen, ward aber plötzlich zurückgerufen, denn es sei unmöglich, daß der Feind schon Naumburg besetzt habe — und doch stand Davoust schon dort.[1]) Der König selber sagte damals zu einigen Officieren: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Confusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ich wünsche, daß ich Unrecht habe.“ [2]) — Antwort auf das Ultimatum und die Absage kam dem König erst jetzt zu. Ein französischer Kammerherr, Montesquiou, fiel den Vorposten Hohenlohe's erst am 13. in die Hände und am 14. October, am Tage der Schlacht, kam dem König der Brief, den er brachte, erst zu Gesicht. —

Urtheile der Bulletins.

Bethörung Braunschweigs.

Am 13. October erhielt Bonaparte die Nachricht, daß die ganze preußische Armee in Bewegung sei. Er stellte sich die Frage, ob sie das linke Ufer der Saale vertheidigen oder durch den Paß von Kösen durchbrechen wolle, um vor ihm die Elbe zu erreichen? — Das linke Ufer der Saale war geeignet zur Vertheidigung, denn es ist höher als das rechte, felsig, aufsteigend, die Höhen mit Wald bedeckt, hinter ihm liegt die wellenförmige Hochebene von Thüringen. Hier konnte das preußische Heer, wenn Napoleon den Uebergang über den in einem tiefen, felsigen Bett sich hinziehenden Fluß erzwingen wollte, mit Glück eine Schlacht der Vertheidigung schlagen. Es gab nur vier Uebergänge, bei Jena, Lobstadt, Dornburg, Camburg, jeder dieser Orte ist zwei Stunden vom andern entfernt. Allein statt eine Vertheidigungsschlacht hinter den Ufern der Saale zu liefern, beschloß Braunschweig raschen Abzug durch den Paß von Kösen, um

Die Stellung an der Saale.

---

[1]) Bossan, Charakteristik der Kriege Napoleons. Bd. II, S. 220.
[2]) Henckel von Donnersmark, Erinnerungen. S. 44.

Braunschweigs Rückzug. hinter der Elbe sich zu vertheidigen. Auf die Nachricht hin, bei Naumburg zeigten sich schon Franzosen, hatte den Herzog plötzlich die Angst überfallen, Napoleon wolle ihm das Schicksal Macks bereiten, ihn umzingeln und zwingen, die Waffen zu strecken. Er gedachte in Gewaltmärschen den Paß von Kösen zu durchziehen, während Hohenlohe, dem er befahl sich in keine Schlacht einzulassen, durch Standhalten bei Jena seine Flanke decke. In Naumburg wollte er drei Divisionen zurücklassen, die dann den Abmarsch von Hohenlohe, der nahe bei Jena stand, und Rüchel decken würden, die ihm beide nach Magdeburg nachziehen sollten, entlang den Ufern der Saale bis zu ihrer Einmündung in die Elbe und von da nach Magdeburg. Hohenlohe. Hohenlohe, der auf der Hochebene hinter Jena stand, suchte sein durch die Gefechte bei Schleiz und Saalfeld entmuthigtes Heer neu zu ordnen, mit Lebensmitteln zu versehen und kümmerte sich, in der Ueberzeugung, die Franzosen zögen auf Dresden, zu wenig um die Vertheidigung von Jena. Aber gerade hier beschloß Napoleon einzudringen und die Preußen zur Schlacht zu zwingen, während Davoust bei Naumburg, Bernadotte bei Dornburg den Ausgang aus Thüringen verschlossen und bereit waren, die Abziehenden zu empfangen.

13. October. Am 13. October waren beide Heere in Bewegung. Braunschweig zog dem Paß von Kösen zu. Bei der ersten Abtheilung war der König, die Königin und die Prinzen. Die Entscheidung nahte, man bat die Königin sich nicht dem Kugelregen auszusetzen; sie nahm Abschied vom König unter Thränen und bitteren Napoleon in Jena. Ahnungen. Vom Süden her ritt Mittags Napoleon in Jena ein, von Lannes erwartet, der ihn sogleich auf die Höhe des Landgrafenberges führte, wo er das schöne Thüringen im Sonnenschein übersah, rechts das Saalethal, vor sich die Hochebene mit einer großen Truppenmasse, das Corps Tauenzien, links die Straße nach Weimar, wo die Mannschaft Hohenlohes staffelförmig aufgestellt war. Rüchel war noch bei Weimar. Mit Tauenziens Soldaten plänkelten schon die Franzosen. Massenbach brachte vom Herzog eigens noch den Befehl für Hohenlohe, sich in kein ernsthaftes Gefecht einzulassen. Das war vom Uebel, denn gerade hier wollte Napoleon am 14. October schlagen — und fand wenig Hindernisse in seinem Bestreben, oben sich festzusetzen und für seine Mannschaft Raum zu gewinnen. Durch die steilen Schluchten zog links die Division Gayau auf die Höhe, rechts die Division Suchet, hinter ihr die Garde. Es galt aber auch die Geschütze auf die Höhe zu bringen, wozu jedoch der Weg zu schmal war. Nacht vom 13. bis 14. October. Noch in der Nacht ließ Napoleon durch Sapeure den Weg unter Fackelschein erweitern, er selbst war dabei und legte oft Hand an und gab Anweisungen; mit je zwölf Pferden wurden dann die Kanonen auf die Höhe gebracht. In der Mitte der Garde wurde das Zelt des Kaisers aufgeschlagen, nur wenige Wachfeuer wurden angezündet. Um so unvorsichtiger waren die Preußen; ihre Wachfeuer zeigten ihm, wo sie standen: links unzählige Feuer gegen Weimar hin, im fernen Norden die Wachfeuer vom Heere Braunschweigs. Noch in der Nacht sandte Napoleon Befehle an Davoust, die Brücke von Naumburg gut zu bewachen; an Bernadotte, ihm zu Hilfe zu eilen oder die Preußen in der Flanke zu fassen; an Murat, schleunigst heranzukommen. Noch auf Helena erinnerte sich der Kaiser dieser schönen Nacht und einer Gefahr, die er bestand, als er ruhelos ausging, um die preußischen Vorposten im Dunkeln zu besichtigen: er konnte dabei verschwinden, ohne daß man gewußt hätte, was aus ihm geworden wäre. Der Begriff, den man sich vom preußischen Heere machte, hielt die Franzosen wach: sie glaubten nämlich, die Preußen seien zu nächtlichen Ueberfällen geneigt. Bei Napoleons Rückkehr schoß nun der erste Posten des französischen

Lagers sein Gewehr ab; das war das Signal für die ganze Linie, und es gab gar kein anderes Mittel, als sich so lange auf den Bauch niederzuwerfen, bis das Mißverständniß entdeckt war. Dabei befand er sich in der größten Besorgniß, die preußische Linie, der er so nahe war, möchte es ebenso machen. —

Morgen des 14. October.

Nach einer kalten Nacht kam ein nebliger Morgen, wie am Tage der Schlacht von Austerlitz. Napoleon besuchte, von Mannschaft mit Fackeln begleitet, die einzelnen Corps, mahnte sie, gegen die preußische Reiterei ja auf der Hut zu sein und Vierecke zu bilden; die Preußen seien übrigens bereits von der Elbe und Oder abgeschnitten. Mit Jubel begrüßten ihn die Soldaten. Dann gab er das Zeichen zum Angriff auf das Dorf Closewitz zur Rechten, auf Kospoda zur Linken; unter dichtem Nebel wurden beide im Handgemenge genommen, dann der Weiler Hitzenrode. Die Preußen wehrten sich tapfer, ebenso die Sachsen, beide wurden zurückgedrängt und dabei zwanzig Kanonen erobert. Es war jetzt neun Uhr. Napoleon hatte jetzt Raum zur Entwicklung seiner Armee. Verstärkung kam links unter Augereau, rechts unter Soult; Ney und Murat rückten in Eile heran. Nach kurzer Rast ließ Napoleon seine Soldaten in die Linie einrücken. Gegen zehn Uhr begann der zweite Theil der Schlacht. Hohenlohe, der einen Angriff von Süden erwartete, hatte seine Mannschaft entlang der Straße von Weimar nach Jena aufgestellt. Auf den Kanonendonner hin eilte er herbei und stellte seine Reiter gegen Osten zur Schlacht und ließ die Flüchtlinge der Vorhut von Tauenzien hinter die Linie rücken, neu sich ordnen und mit Patronen versehen. Sofort drehte sich der Kampf um Vierzehnheiligen, zuerst ein erbittertes Reitergefecht, in welchem beide Theile in Tapferkeit wetteiferten. Der Kaiser sandte Ney, dessen Carrés mit Mühe Stand hielten, Hilfe unter Lannes; Hohenlohe aber sandte an Rüchel, rasch zu Hilfe zu kommen, dann sei der Sieg gewiß. Allein Augereau kommt von Isserstadt herbei, um Ney Luft zu machen, und Soult von der rechten Seite, Napoleon bringt seine Garde ins Gefecht und läßt die ganze Linie vorrücken. Hohenlohe erleidet mörderische Verluste. Die Preußen und die Sachsen können dem Ansturme der Uebermacht nicht länger widerstehen, auch die neugeordneten Reste Tauenziens werden in den fluchtartigen Rückzug mit fortgerissen. Da steigt Rüchel die Hochebene hinan, links und rechts von Reiterei gedeckt, ein Strom von Flüchtlingen und Verfolgern stürzt ihm entgegen und bringt Unordnung in seine Reihen. Vergebens sucht er Ordnung und Stand zu halten, seine Bataillone gerathen in Unordnung und werden von der Reiterei Murats zusammengehauen, er selber stürzt nieder, von einer Kugel in die Brust getroffen, die Masse der Flüchtlinge wälzt sich nach den Ufern der Ilm. Zwei sächsische Brigaden hielten lange Stand und zogen sich zuletzt langsam zurück, von Zeit zu Zeit haltend und ihre Verfolger mit Kugeln überschüttend; zuletzt wurden auch sie von Murats Reitern zersprengt und großentheils zusammengehauen. Vor Weimar war auf dem Webichthügel einige Mannschaft aufgestellt; als sie die Flüchtlinge und deren Verfolger wie einen Strom heranbrausen sahen, schossen sie ihre Flinten ab, warfen dann die Waffen weg und flohen auch. Murat verfolgte die Flüchtigen weit über Weimar hinaus. Das Feld war bedeckt mit weggeworfenen Waffen und mit Leichen. Auf dem eigentlichen Schlachtfeld lagen 12.000 Preußen und Sachsen todt oder verwundet, unter den Preußen waren namentlich viele Officiere gefallen. Die Franzosen hatten 200 Kanonen erobert. In der Nacht wäre Goethe in seinem Hause zu Weimar von Plünderern beinahe erwürgt worden. Jena stand am Abend in Flammen. Am 13. October war dort geplündert worden; der Bibelgelehrte Griesbach sagte

Erster, zweiter Kampf. Hohenlohe. Vierzehnheiligen. Rüchel. Flucht nach Weimar. Goethe. Jena. Griesbach.

Hegel.

den Marodeurs vergebens, er sei ein Gelehrter und „die große Nation führe nicht mit den Wissenschaften und ihren Dienern Krieg, sondern schütze beide“. — „Das ist Kriegsrecht“, entgegneten die Plünderer. — Hegel hatte nicht mehr zu geben, als einige Flaschen Wein. Damit unzufrieden, begannen die Marodeure ihm zu drohen und einer setzte ihm das Gewehr auf die Brust. In diesem Augenblick trat ein Officier in die Stube und Hegel rief ihn um Hilfe an, er sehe auf seiner Brust das Kreuz der Ehrenlegion und bitte ihn, als Mann von Ehre, einen armen Gelehrten zu schützen, und der Officier jagte die Plünderer hinaus. Hegel aber steckte sein gehaltvollstes Manuscript in die Tasche, „Die Phänomenologie“, an welcher er gerade arbeitete, und floh damit nach Nürnberg.

Napoleon an Josephine.

Napoleon brachte die Nacht in Jena zu und besuchte die Verwundeten. An Josephine schrieb er in der Nacht noch: „Meine Freundin! Ich habe einen großen Sieg durch ein schönes Manöver errungen. Der Preußen waren 150.000, ich habe 20.000 Gefangene gemacht, 200 Kanonen und viele Fahnen gewonnen. Ich war in der Nähe des Königs von Preußen und hätte ihn und die Königin beinahe gefangen. Seit zwei Tagen bin ich im Lager und befinde mich wunderbar. Gehab Dich wohl und liebe mich.“ — Dieser Ausbruch von Liebesbedürfniß klingt seltsam bei dem Manne, dessen Ehrgeiz an diesem Tag viele Tausende und Tausende zum Opfer fielen. Auch übertreibt er: nicht 150.000 Feinde, sondern nur 70.000 standen 100.000 Franzosen gegenüber, also die Minderzahl, welche tapfer stritt, obschon sie Mangel litt, erlag der Mehrzahl und der Kriegsübung. Bernadotte war noch von Dornburg zur Verfolgung herangekommen.

Auerstädt.

Napoleon vergrößert also seinen Sieg. Uebrigens kannte er den ganzen Umfang desselben noch nicht, denn am gleichen Tag hatte Davoust bei Auerstädt über Braunschweig und den König mit einer Minderzahl gegen die Mehrzahl eine Schlacht gewonnen.

Davoust. Bernadotte. Hassenhausen.

Die königliche Armee war am 13. October auf der Straße von Weimar nach Naumburg in fünf Divisionen aufgebrochen und in Auerstädt stehen geblieben. Von da sollte sie 14. October durch den Paß von Kösen ziehen. Daß man diesen schon am Tag vorher mit einer Division besetzen sollte, daran dachte Niemand im Generalstab; aber gerade dieser Paß sollte über das Schicksal des königlichen Heeres entscheiden. Am 13. October Abends erfuhr Davoust in Naumburg, daß die königliche Armee heranrücke, durch einige Gefangene, die man in einem Vorpostengefecht überwältigt hatte. Sogleich schickte er ein Bataillon aus, um die Brücke von Kösen zu besetzen; er selber begab sich zu Bernadotte, ihm die Nachrichten mitzutheilen, und von ihm Unterstützung zu fordern. Er muß dies in ziemlich schroffer Weise gethan haben, denn Bernadotte fand sich beleidigt und verweigerte die Hilfe, indem er sich auf den Wortlaut von Napoleons Befehl berief: Davoust solle die Brücke von Naumburg gut bewachen und Bernadotte ihn unterstützen, indem er ihm zu Hilse komme, oder die Preußen direct in der Flanke angreifen, je nachdem er näher bei Naumburg oder Jena stehe. Deßungeachtet beschloß Davoust dem Feinde, der 66.000 Mann stark heranrückte, mit 26.000 Mann sich entgegenzustellen und besetzte in der Nacht noch die Brücke von Kösen mit drei Divisionen. Am 14. October Frühe sechs Uhr besetzte er eine Höhe des Beckens von Hassenhausen, von welchem Orte man eigentlich die Schlacht benennen sollte. Gleich darauf nahte die Spitze des preußischen Heeres. Ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Die Preußen ahnten nicht,

daß der Feind so nahe sei. Da stieß Blücher, welcher die Vorhut führte, unerwartet auf französische Reiter: man wechselte einige Schüsse. Hierauf aber führte Davoust sogleich Kanonen vor und gab eine wirksame Salve ab.

Braunschweig.

Braunschweig wurde auf einmal den Ernst der Lage gewahr und führte die Division Schmettau in die Schlacht, für welche Davoust schnell die besten Anstalten traf. Das Dorf Hassenhausen wurde allmälig der Schlüssel der ganzen Stellung. Da der Nebel die Aussicht verhinderte, wollte Braunschweig die Ankunft der Division Wartensleben abwarten, aber der König, der sich in der Gefahr sehr muthig zeigte, und Möllendorf drangen auf sofortigen Angriff.

Blücher.

Blücher warf sich mit glänzender Tapferkeit auf die Vierecke, welche die Franzosen sogleich bildeten, vermochte jedoch keines zu sprengen; durch große Verluste entmuthigt, wichen seine Reiter, und er selber ward in die Flucht mitfortgerissen. Da kam athemlos die Division Wartensleben heran.

Braunschweig verwundet.

Braunschweig will sie rechtsum zum Sturm auf Hassenhausen führen, während Schmettau in der Front angreife, bekommt aber, indem er seine Krieger anredet, einen Schuß, der ihn des Lichtes beider Augen beraubt. Man trägt ihn hinweg, nachdem man sein Gesicht mit einem Tuch bedeckt, um die Krieger nicht zu erschrecken. Die Franzosen in Hassenhausen vertheidigen sich hartnäckig, im Gefühl, daß in diesem Dorfe der Entscheid liege, mit verzweifelter Tapferkeit. Schmettau wird durch einen Schuß niedergestreckt, der alte Möllendorf wird tödtlich verwundet, dem König wird das Pferd unter dem Leib getödtet, er besteigt ein zweites, und harrt aus im Feuer, wie die königlichen Prinzen.

Oranien.

Endlich kommt die Division Oranien heran, sie soll Hassenhausen von beiden Seiten angreifen. Vergebens; auch die Franzosen bekommen Verstärkung unter Morand. Dieser wie Davoust ermuthigen ihre Mannschaft, in Carréstellung den Ansturm von 10.000 Reitern auszuhalten — und keines ihrer Vierecke wird gesprengt, zu Hunderten liegen Pferde und Menschen um sie herum. Zuletzt bilden die Franzosen eine große Angriffs-Colonne und die Preußen müssen sich von Hassenhausen zurückziehen. Blücher räth, noch einmal alle Kraft zusammenzunehmen, zu einem verzweifelten Angriff; so meint auch der König. Andere aber rathen, die Ankunft Hohenlohes und Rüchels abzuwarten, dann sei der Erfolg sicher; sie wußten nicht, daß beide schon vollständig geschlagen seien.

Rückzug.

Der letztere Antrag überwog — man trat den Rückzug an, und ließ 10.000 Todte und Verwundete auf dem Feld und 115 Kanonen in den Händen des Feindes. Auch die Franzosen hatten schwer gelitten: von 26.000 Mann waren 7000 todt oder verwundet, die Anderen so erschöpft, daß sie nicht einmal verfolgen konnten.

Kalkreuth.

Kalkreuth sollte die Reserve nach Weimar führen und die Reste der Divisionen sich ihr anschließen. Bei Apolda stieß man auf Soldaten Bernadottes und erfuhr nun die Niederlage von Hohenlohe und Rüchel, und daß Weimar in den Händen der Franzosen sei.

Entmuthigung.

Jetzt wurde die Straße nach Sömmerda angetreten — in der Nacht und bei dieser Verwirrung löste sich alle Ordnung, Geschütz und Fuhrwerk kamen untereinander. Hohenlohe hatte noch 200 Mann beisammen und suchte beim König den Schutz, welchen der König von ihm erwartete. Die Nachrichten, die man sich gegenseitig mittheilte, machten allen Hoffnungen ein Ende, aber auch der Disciplin;

Auflösung.

auch die Reserve unter Kalkreuth wurde von dieser Stimmung allmälig ergriffen. Die Soldaten verliefen sich in die Wälder, warfen Waffen und Tornister weg, um leichter entfliehen zu können. Viele trafen in Erfurt ein, unter ihnen auch der englische Botschafter Lord Morpeth. Beide Schlachten, die bei Jena und Auerstädt, waren

nicht bloß verloren, sondern die ganze Armee war zersprengt, der Glaube an Preußens Fortbestand erloschen. Phull zog wie ein Wahnsinniger hohnlachend den Hut und rief: „Adieu, preußische Monarchie!"

Die Verwundeten.

Für die Verwundeten war die kalte Nacht entsetzlich, sie lagen neben einander, Franzosen und Deutsche, ohne Pflege. Wo waren Aerzte genug um sie zu verbinden! In Jena that Napoleon das Mögliche für sie, aber bei Auerstädt konnte nur wenig geschehen. Erst in der Nacht erfuhr Napoleon die Größe des Sieges durch einen Adjutanten Davoust's: er wollte anfangs nicht daran glauben: „Davoust sieht doppelt!" sagte er. Als er aber Alles erfuhr, schrieb er an Davoust: „Sie und Ihre Soldaten haben sich ein ewiges Recht auf meine Achtung und auf meine Dankbarkeit erworben." Ergrimmt war er über Bernadotte und sagte vor vielen Officieren: „Wenn ich ihn wegen dieser That vor ein Kriegsgericht stellte, so würde er erschossen werden. Ich werde nicht mit ihm davon reden, ihm aber meine Ansicht nicht verhehlen. Er hat zu viel Ehre, um nicht zu verstehen, daß er etwas Schimpfliches begangen hat." — Auf Bourrienne's Frage, ob Napoleon das gesagt habe, erklärte Bernadotte später in Hamburg: „Er mag das gesagt haben, ich traue es ihm zu. Er haßt mich, weil er wohl weiß, daß ich ihn nicht mag; wird er aber mit mir davon reden, so werde ich ihm gehörig antworten. Ich bin wohl ein Gascogner, er ist es aber mehr als ich. Ich konnte ungehalten sein, weil Davoust mir fast Befehle ertheilte, aber ich habe meine Schuldigkeit gethan." [1]) —

Größe des Sieges. Dank an Davoust. Bernadotte.

Am 15. October begann Napoleon seinen Sieg auszunützen — das verstand nie ein Feldherr besser! — zunächst ihn für seine Freunde und Feinde zu schildern, um sein Heer und Volk zu begeistern.

Wie Napoleon diese Schlacht schildert.

Das fünfte Bulletin [2]) ist ein wahres Prachtstück von Schlachtschilderung: „Die Schlacht von Jena hat den Flecken von Roßbach abgewaschen und in sieben Tagen wurde der Feldzug entschieden, welcher den kriegerischen Wahnsinn in den Köpfen der Preußen abgekühlt hat." — Dann schildert es die Stellung der Franzosen und der Preußen, und fährt in der Erzählung fort, wie der Kaiser am 13. October zwei Uhr Mittags in Jena eintraf, und die Anstalten des Feindes besichtigte, der am nächsten Tag angreifen und die Ausgänge der Saale benützen wollte, und eine unbezwingliche Stellung unter Hohenlohe an der Straße von Jena nach Weimar hatte, wie aber der Kaiser einen Weg auf den Landgrafenberg zu bahnen und Mannschaft und Geschütz hinaufzubringen verstand, den der Gegner vernachlässigte, und wie er die Ausgänge über die Saale zu schließen und von allen Seiten seine Truppen zu rascher Hilfe herbeizurufen verstand. „Der Kaiser ruhte in der Mitte seiner Tapferen. Die Nacht bot ein sehenswerthes Schauspiel, sechs Stunden weit glänzten die Wachfeuer der Feinde, denen man auf halbe Kanonenschußweite nahe war, so daß man jede Bewegung hörte. Beim Grauen des Morgens griff man zu den Waffen, ein dichter Nebel bedeckte die Gegend; der Kaiser besuchte die einzelnen Abtheilungen, erinnerte sie an Ulm, und daß die Preußen jetzt in derselben Lage seien, wie vor einem Jahre die Oesterreicher, daß sie nicht für den Ruhm, sondern für den Rückzug kämpfen müßten; daß ihnen die Lebensmittel und die Operationslinie abgeschnitten seien; daß jedes Regiment, welches die Preußen durchschlüpfen ließe, Ehre und guten Namen ver-

[1]) Bourrienne, Mémoires. VII, ch. 10.
[2]) Correspondance, vol. XIII, p. 534—40.

liere. Voll Begeisterung riefen die Soldaten „Voran!“, die Plänkler zerstreuten sich, das Gewehrfeuer begann, die feindlichen Vorposten wurden zurückgeworfen und die Armee begann sich zu entfalten. — Verstärkung kam nach und nach an. Murat und Soult waren die ganze Nacht hindurch marschirt. Zwei Stunden dauerte dieser Kampf, dann sanken die Nebel, „die schöne Herbstsonne beleuchtete das Land“. Nun begann der Kampf in Massen, der Feind hatte eine schöne und zahlreiche Reiterei. Gern hätte der Kaiser noch Verstärkung abgewartet, allein die Kampflust der Truppen überwand jedes Bedenken. 250.000 bis 300.000 Männer traten zur Schlacht einander gegenüber, 700 bis 800 Kanonen donnerten in Einemfort — Alles ging in Ordnung voran, wie bei einer Heerschau. Unaufhaltsam war der Vorschritt der Franzosen, endlich brausten die Reiter Murats auf die feindlichen Reihen und trieben sie zur Flucht bis Weimar und darüber hinaus. Die Jäger und Husaren zeigten eine des höchsten Lobes würdige Kühnheit, die preußische Reiterei zog ihnen gegenüber immer den Kürzeren, all ihre Angriffe auf das Fußvolk glückten. Die französische Infanterie war bisher die beste der Welt, jetzt steht ihr aber auch die Reiterei nicht nach. Der Enthusiasmus für den Kaiser zeigte sich im erbittertsten Kampf. Wenn einen Augenblick Ermüdung eintrat, so gab der Ruf „Es lebe der Kaiser!“ neue Frische und den Seelen neuen Muth. Als der Kaiser seine Flügel im heißesten Kampf im Gedräng sah durch die Reiterei, sprengte er sogleich an Ort und Stelle, und ließ das Viereck Front wechseln, und jeden Augenblick wurde er vom Ruf unterbrochen „Es lebe der Kaiser!“ Die Kaisergarde sah mit nicht verhehltem Unmuth, daß alle Regimenter zum Handkuß kämen, nur sie nicht. Einige Stimmen ertönten: „Voran endlich!“ — „Wer ruft!“ fragte der Kaiser; „das kann nur ein Flaumbart sein, der mir rathen will, was ich zu thun habe, der soll warten, bis er in zwanzig geordneten Schlachten befehligt hat!“ Es waren in der That junge Freiwillige, welche fürchteten, keine Gelegenheit zu haben, ihren Muth an den Tag zu legen.“ —

Uebertreibung.

Um die Größe des Sieges zu beweisen, wird die Zahl der Todten und Verwundeten auf 20.000, die Zahl der Gefangenen auf 30.000 Mann erhöht, die Zahl der eroberten Kanonen mit 300 Stück angegeben; Braunschweig, Rüchel, Schmettau seien gefallen, dann noch zwanzig Generale; Möllendorf und der Prinz Heinrich seien schwer verwundet, um ein Haar wäre die Königin gefangen worden, der König habe auf Feldwegen flüchten müssen an der Spitze seines Reiterregiments. Die ganze feindliche Armee sei zerrüttet, die Verluste auf französischer Seite dagegen gering. „In einem so heißen Kampf, während der Feind fast all seine Generale verlor, muß man jener Vorsehung danken, welche unser Heer schützte. Kein hervorragender Mann von uns ist verwundet oder getödtet worden: Lannes ist nur von einer Kartätschenkugel an der Brust gestreift worden; dem Marschall Davoust hat eine Kugel den Hut weggerissen, in seinen Kleidern stacken mehrere Kugeln.“

Kurz nur ist die eigentliche Hauptschlacht bei Auerstädt erwähnt, kurz nur ist das Lob des Marschalls Davoust: „Er hat eine ausgezeichnete Tapferkeit und Festigkeit des Charakters entfaltet, welche die erste Eigenschaft eines wahren Soldaten ist.“ —

Napoleon löst Sachsen von Preußen.

In Ausbeutung seines Sieges suchte Napoleon insbesondere Sachsen von Preußen loszureißen. 6000 Sachsen, darunter mehr als 300 Officiere, waren gefangen genommen worden. An letztere hielt Napoleon in der Aula der Universität eine Anrede: mit Schmerz sehe er Feinde in ihnen, er habe die

Anrede an die Officiere. Waffen nur ergriffen, um Sachsens Unabhängigkeit zu sichern, und sich dessen Einverleibung in die preußische Monarchie zu widersetzen; er wollte sie frei nach Hause senden, wenn sie ihr Ehrenwort gäben, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen; ihr Kurfürst, dessen gute Eigenschaften er vollkommen anerkenne, hätte sich höchst schwach gezeigt, indem er den Drohungen Preußens nachgab und sie in sein Land kommen ließ. Dies Alles müsse jetzt ein Ende nehmen, die Preußen müßten in Preußen bleiben, und dürften sich in die Angelegenheiten Deutschlands nicht weiter einmischen; die Sachsen dagegen müßten sich dem Rheinbund anschließen, unter dem Schutz Frankreichs, der keineswegs neu sei, denn seit zweihundert Jahren wären sie ohne Frankreich von Oesterreich oder Preußen angegriffen worden; er, der Kaiser, habe erst dann die Waffen ergriffen, als Preußen in Sachsen eindrang; diesen Gewaltthätigkeiten müsse man endlich ein Ziel stecken, denn Europa bedürfe schließlich doch der Ruhe, und trotz der Ränke und niederen Leidenschaften, welche mehrere Höfe in Unruhe versetzen, müsse endlich einmal diese Ruhe eintreten, wenn sie auch den Sturz mehrerer Throne koste.[1]) —

Die sächsischen Officiere erhoben, von Bewunderung ergriffen, die Hände zum Schwur, bis zu Ende dieses Krieges nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. Einige übernahmen es, zum Kurfürsten zu gehen und in drei Tagen seine Zustimmung zu diesen Vorschlägen zurückzubringen. Allen Officieren wurde bei ihrer Freilassung die Proclamation, welche Napoleon 10. October 1806 an die Sachsen aus Ebersdorf erlassen hatte, mitgegeben zur Verbreitung in ihrer Heimath. Sie lautet:[2])

Aufruf an die Sachsen. „Sachsen! Die Preußen sind in Euer Land eingebrochen. Ich komme, um Euch von ihnen zu befreien. Sie lösten gewaltthätig das Band auf, welches Eure Truppen vereinigte, und haben Euch unter ihr Heer eingeschoben. Ihr müßt nicht nur Euer Blut für fremden Vortheil vergießen, sondern selbst für Interessen, die den Eurigen schädlich sind! Meine Heere waren daran, Deutschland zu verlassen, als Euer Gebiet verletzt wurde; sie kehren nach Frankreich zurück, sobald Preußen Eure Unabhängigkeit anerkannt und den gegen Euch entworfenen Plänen entsagt hat. — Sachsen! Euer Fürst hat sich bisher gewehrt, Verbindlichkeiten einzugehen, die mit seinen Pflichten so sehr im Widerspruch sind; nur der Einfall Preußens in Euer Land hat ihn dazu gezwungen. Ich war taub gegen die eitle Herausforderung, die es an mein Volk richtete; auch war ich taub, so lange es nur in seinem Lande rüstete; erst als es Euer Gebiet verletzte, hat mein Gesandter Berlin verlassen. — Sachsen! Euer Schicksal ruht jetzt in Euren Händen. Wollt Ihr schwanken zwischen denen, welche Euch unterjochen, und denen, welche Euch beschützen? Meine Erfolge werden den Fortbestand Eurer Nation und die Unabhängigkeit Eures Fürsten sichern. Die Erfolge Preußens werden Euch ewige Ketten anlegen. Morgen würden sie die Lausitz verlangen und übermorgen das Ufer der Elbe. Doch, was sage ich, haben sie nicht Alles gefordert? Haben sie

---

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 442.
[2]) Ibid. XIII, p. 410. Aux peuples de la Saxe.

nicht seit lange versucht, Euren Fürsten zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu zwingen, die Euch aus der Reihe freier Völker streichen würde? — Eure Unabhängigkeit, Eure Verfassung, Eure Freiheit würden dann nur noch in der Erinnerung fortleben, und die Manen Eurer Vorfahren, der tapferen Sachsen, würden voll Entrüstung sehen, wie Ihr ohne Widerstand, zu einer seit lange vorbereiteten Sclaverei herabgebracht seid, und wie Euer Land so sehr erniedrigt ist, daß es eine preußische Provinz wurde."

Verfolgung.

Dann gab Napoleon Befehl zur Verfolgung der geschlagenen Feinde. Die Abtheilungen von Lannes, Davoust, Augereau sollten in Jena, Naumburg und Weimar zwei bis drei Tage rasten, die von Bernadotte, welche keinen Schuß gethan hätte, die von Ney und Soult, von denen nur ein Theil im Gefecht gewesen, Murat mit seinen Reitern sollten augenblicklich aufbrechen, Murat und Ney gegen Erfurt, Soult nach dem Harz, Bernadotte über Halle und Dessau nach der Elbe.

Erfurt übergeben.

Schon 15. October standen Murats Reiter vor Erfurt, am Morgen des 16. October ergab sich diese Festung mit 14.000 Mann, worunter 8000 Verwundete waren, darunter der Feldmarschall Möllendorf, der Prinz von Oranien, die Generale Larisch und Grauert; 120 Kanonen und große Magazine fielen in die Hände der Franzosen.

Gelderpressung.

In strammer Anwendung des Kriegsrechts erging noch 15. October von Jena aus der Befehl: „In Anbetracht, daß der Sieg vom 14. October 1806 die Eroberung des ganzen Königreiches Preußen zur Folge hat, muß Sachsen eine Kriegssteuer von 25,375.000 Francs erlegen, das Herzogthum Weimar 2,200.000, Braunschweig und Wolfenbüttel 5,625.000 Francs, Nassau-Oranien und Fulda 1,300.000, der Kurfürst von Kassel 6,000.000 Francs, Erfurt und die Grafschaft Blankenhayn 400,000 Francs, die Grafschaft Eichsfeld 675.000, Goslar 200.000 Francs, das Fürstenthum Halberstadt 525.000, Hildesheim 100.000, Paderborn 225.000 Francs, Münster 2,500.000, das Land Tecklenburg und Lingen 100.000 Francs, die Grafschaft Marck 2,000.000, das Fürstenthum Minden und Ravensberg 600.000, die Markgrafschaft Bayreuth 2,500.000 Francs; die Staaten Preußens diesseits der Weichsel 100.000,000, wovon Berlin 10.000,000 Francs erlegen soll, endlich hat auch Hannover 9,100.000 Francs zu bezahlen", — also im Ganzen sollten 159,425.000 Francs Kriegssteuer einkommen. Für jene Zeit war dies eine schreckliche Summe. Ostfriesland sollte in den Besitz des Königs von Holland gelangen. Ferner wurde verordnet, daß Sachsen-Gotha, Anhalt, Waldeck, Lippe und Reuß, die keinen Antheil am Krieg genommen hätten, in keinerlei Weise beunruhigt werden dürften und keinerlei Kriegssteuer zu erlegen hätten; weiter, daß die englischen Waaren, die man im Norden treffe, der französischen Armee gehören sollten.[1])

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 440—41.

Napoleon in Weimar.

Noch am 15. October kam Napoleon nach Weimar. Der Herzog selber stand mit den preußischen Vorposten im Harz; die verwittwete Herzogin Amalia, die Schwester des verwundeten Herzogs von Braunschweig, der Erbherzog und seine Gemahlin, eine Schwester des Kaisers Alexander I., waren entflohen. Louise aber, die Gemahlin des Herzogs von Weimar, empfing in würdiger Fassung den zürnenden Sieger an der Treppe. „Wer sind Sie, Madame?“ fuhr er sie an. — Sie antwortete mit Würde. „Ich beklage Sie,“ fuhr er fort, „ich werde Ihren Gemahl vernichten. Man decke mir die Tafel in meinen Gemächern.“ — Am anderen Tag hatte Napoleon eine Unterredung mit ihr. „Ich begnadige Ihren Gemahl um Ihretwillen, diesen Narren, welcher mich bekriegen zu können glaubt,“ worauf die Herzogin bescheiden aber fest entgegnete: „Mein Mann hat nur seine Pflicht als preußischer General gethan!“ — Napoleon sagte: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorsehung, die Alles leitet, und ich bin nur ihr Werkzeug.“ — Sie machte einen tiefen Eindruck mit ihrer Würde auf ihn. „Das ist eine Frau, welcher nicht einmal zweihundert Kanonen Angst einjagen!“ sagte er nachher zu Rapp.

Herzogin Louise.

Bitte um Stillstand.

Von Sömmerda sandte 15. October Friedrich Wilhelm III. ein Schreiben an Napoleon um Waffenstillstand.

Kalkreuth.

Im Vertrauen darauf verlangte General Kalkreuth bei Greussen den ihn verfolgenden Marschall Soult zu sprechen. „Was wollen Sie denn noch von uns?“ sagte der preußische General;[1] „der Herzog von Braunschweig ist todt, alle unsere Generale sind erschossen oder verwundet oder gefangen: der größte Theil unseres Heeres ist auf der Flucht. Ihr Sieg ist groß genug. Der König hat einen Waffenstillstand verlangt; es ist unmöglich, daß Ihr Kaiser nicht darauf eingeht.“ — Soult entgegnete: „Seit lange schon verfährt man so gegen uns; man beruft sich auf unsern Edelmuth, wenn man besiegt ist, und man vergißt im nächsten Augenblick unsere gewöhnliche Großmuth. Nach der Schlacht bei Austerlitz gewährte der Kaiser der russischen Armee einen Waffenstillstand, welcher sie rettete. Man schaue jetzt, wie unwürdig die Russen handeln. Man sagt, sie wollen wieder kommen; wir brennen vor Verlangen, sie wieder zu sehen. Wenn bei ihnen so viel Edelmuth gewesen wäre, wie bei uns, so würde man uns endlich in Ruhe gelassen haben, nach der Mäßigung, die wir im Siege bewiesen haben. Wir haben den ungerechten Krieg, mit dem Ihr uns belästigt, nicht veranlaßt, Ihr habt ihn uns lustig erklärt. Die Schlacht bei Jena hat den Feldzug entschieden; jetzt ist es unsere Sache, Euch so viel Uebles anzuthun als wir können. Legt Eure Waffen nieder, und ich warte dann auf die Antwort des Kaisers.“ — Damit hatte die Unterredung ein Ende. Alsbald begann der Kampf von Neuem, Greussen wurde erstürmt, die Preußen verfolgt gegen die Oder hin, und ihnen 1200 Gefangene und 20 Kanonen weggenommen. In Nordhausen fiel die preußische Kriegskasse in die Hände der Franzosen.[2])

Soult.

Nun kam Lucchesini mit Vorschlägen, wurde aber bei Napoleon gar nicht vorgelassen, der 29. October an Friedrich Wilhelm III. schrieb:

Antwort Napoleons.

„Ich bedaure sehr, daß mein Schreiben vom 13. October die Schlacht nicht verhindern konnte. Jeder Waffenstillstand gäbe nur den Russen Zeit, heran-

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 453.
[2]) Ibid. XIII, p. 455—56.

zukommen, die Sie im Winter zu Hilfe gerufen zu haben scheinen, und wäre meinem Vortheil zu sehr entgegen, so groß auch mein Verlangen ist, der Menschheit Opfer und Leiden zu ersparen. Ich fürchte das russische Heer nicht, es ist mir schon bekannt seit dem letzten Feldzug. Ihre Majestät wird mehr als ich über dasselbe zu klagen haben: die Hälfte Ihrer Staaten wird der Schauplatz des Krieges sein, und man wird dann alle Leiden desselben durchmachen; der andere Theil wird durch die Verwüstungen Ihrer Bundesgenossen noch weit mehr zu leiden haben. Für mich wird dies ein steter Grund des Bedauerns sein, daß zwei Völker, welche aus so vielen Gründen Freunde sein sollten, in einen so wenig begründeten Streit sich hineinreißen ließen. Bereits sind die Haupturheber dieses Krieges auch seine ersten Opfer geworden. Uebrigens muß ich Eurer Majestät wiederholen, daß ich sehr gerne die Mittel sehen möchte, das ehemalige Vertrauen, das unter uns herrschte, wieder herzustellen und die Zuneigung, die ich für Sie hege, mit meiner Pflicht und der Sicherheit meiner Völker in Einklang zu bringen, die von Neuem durch die vierte Coalition seit fünfzehn Jahren gefährdet ist." [1]) —

Braunschweig

Also der Krieg währte in seiner ganzen Strenge fort. Man sieht es aus der Härte gegen den schwer verwundeten Herzog von Braunschweig, gegen welchen 23. October der Befehl erging: „Dem Herzog von Braunschweig und dem Prinzen von Oranien wird ihr Land weggenommen und ihre Waffen, ihre Paläste und Kassen werden versiegelt und die Einkünfte für unsere Rechnung erhoben."

hart behandelt.

Als der Herzog in einem Schreiben an Napoleon seine Unterthanen ihm zu milder Behandlung empfahl, gab Napoleon sehr zornige Antwort: [2]) „Wenn er Braunschweig zerstören würde und kein Stein auf dem anderen ließe, würde er nur Wiedervergeltung üben, denn der Herzog habe 1792 gedroht, Paris zu zerstören; vor Kurzem habe er der französischen Armee die Schmach angethan, bloß auf eine preußische Aufforderung hin ihr zu befehlen, in vorgeschriebenen Tagemärschen Deutschland zu verlassen. Uebrigens habe der Herzog mit seinem Feldzug in die Champagne gar kein Recht erworben, den französischen Fahnen solche Schmach anzuthun. Jetzt wieder habe er sich an die Spitze der Kriegspartei gestellt, die jungen Hitzköpfe zum Krieg ermuntert, und den König gegen seinen Willen und sein Wissen dazu genöthigt, statt daß er als Nestor hätte sagen sollen: „Schweigt, Ihr unbesonnenen Jungen! Ihr Weiber, gebt Euch mit der Haushaltung und mit der Spindel ab!" — und zum König: „Hören Sie, Sire, auf den ältesten Kriegsgenossen Ihrer erlauchten Vorfahren! Der Kaiser Napoleon will keinen Streit, zwingen Sie ihn also nicht zur Wahl zwischen Krieg und Entehrung; lassen Sie sich in einen so gefährlichen Streit nicht ein gegen ein Heer, das seit fünfzehn Jahren so ruhmvolle Kämpfe bestanden, und das der Sieg gewöhnt hat, sich Alles zu unterwerfen." Statt aber so zu sprechen, wie es seinem Alter und seiner Erfahrung angemessen war, schrie er zu allererst: „Zu den Waffen!" er hat sogar die Bande des Blutes nicht geachtet und den Sohn gegen den Vater bewaffnet, und gedroht, seine Fahne in Stuttgart aufzupflanzen. All das gleicht dem Manifest von 1792, das er seit vierzehn Jahren immer verleugnete, aber dennoch unterzeichnete! Es war eine neue Niederträchtigkeit von

---

1) Correspondance, vol. XIII, p. 458.
2) Ibid. XIII, p. 492—94.

seiner Seite, zu fordern, daß das französische Heer aus Deutschland abziehe vor dem preußischen Adler." —

Sein Tod 10. November 1806.

Der 72 Jahre alte, zum Tod verwundete Feldherr, konnte also in seiner Hauptstadt nicht ruhig sterben. Welcher Schicksalswechsel! Bourrienne, damals französischer Gesandter in Hamburg, erzählt,[1]) wie der Herzog nach Altona, auf neutrales dänisches Gebiet, auf einer elenden Bahre gelangte, welche zehn Männer trugen, ohne Officier oder Bediente, begleitet durch viele Kinder und Landstreicher, welche die Neugier um ihn versammelt hatte. Er nahm in einer schlechten Herberge Quartier, und war durch Strapatzen und Schmerzen in den Augen so abgemattet, daß sich am Tage nach seiner Ankunft die Nachricht von seinem Tode verbreitete. In den wenigen Tagen, die er noch lebte, sah er nur seine Gemahlin, die 25. October bei ihm eintraf; er lehnte alle Besuche ab und starb 10. November 1806; begraben wurde er auf dem Kirchhofe von Ottensee. Sein Tod machte wenig Eindruck neben dem allgemeinen Unglück, das der Krieg über Norddeutschland brachte. Nur die kleine Anzahl französischer Emigranten, die er großmüthig unterstützt hatte, zeigte einen Schmerz, der an Verzweiflung grenzte, über seinen Tod. Er galt als der entschiedenste Feind Frankreichs. — Bourrienne erzählt:[2]) „Ein elektrischer Starrkrampf hatte alle Träume der Unabhängigkeit verschwinden lassen. Das in einer Parforcejagd gehetzte Wild rettet sich nicht schneller, wie damals die deutschen Fürsten, welche gegen Napoleon Partei ergriffen hatten. Sie flüchteten nach der Schlacht bei Jena nach Altona mit gleicher Eile, als einst die Ausgewanderten aus Frankreich. Fast eine allgemeine Auswanderung derselben fand statt, um in einen Winkel der Erde zu gelangen, welcher noch einige Sicherheit bot. Die Schlösser der Staaten Weimar, Gotha, Braunschweig und des Kurfürstenthums Hannover wurden in einem Augenblick verlassen oder von französischen Truppen besetzt. Ich sah zu gleicher Zeit den Erbprinzen von Weimar, die Herzogin von Holstein, den Prinzen Belmonte-Pignatelli dort eintreffen. Unter den Franzosen, welche diesem Strome freiwilliger und allgemeiner Flucht folgten, befand sich auch Herr von Précy.[3]) Seit vier Jahren lebte er ruhig in Wolfenbüttel, wünschte sehr nach Frankreich zurückzukehren. Durch meine Berichterstattung über ihn war ich so glücklich, seine Rückkehr unmittelbar zu erlangen."

Die Emigranten.

Flucht nach Altona.

Précy.

Die Klage Napoleons, daß Braunschweig den Sohn gegen den Vater gewaffnet habe, bezieht sich auf den Prinzen Paul, der, ein Gegner der Franzosen, die Politik seines Vaters mißbilligend, aus Stuttgart nach Berlin entfloh, und als General am Kriege Theil nahm. Sein unüberlegter Schritt konnte ernste Folgen haben für den König. Es ist aber falsch, daß er durch Gendarmen nach Stuttgart geliefert wurde, er hielt sich vielmehr als Kriegsgefangener einige Zeit in Hamburg auf.

Kurhessen.

Der Kurfürst von Hessen hatte sich für neutral erklärt, deßungeachtet beschloß der Sieger, ihn für entthront zu erklären und sein Land einzuziehen: er hielt ihn für einen eifrigen Anhänger Preußens und mochte 30.000 Mann, tüchtige Soldaten, nicht als eine gefährliche Macht in seinem Rücken lassen. Ludwig von Holland erhielt den Befehl mit 15.000 Mann Mortier, der mit

[1]) Bourrienne, Mémoires VII, ch. 10.
[2]) Ibid. VII, ch. 10.
[3]) Vgl. Bd. VIII d. W., 2. Hälfte, S. 765.

10.000 Mann in Mainz stand, in der Durchführung dieses Beschlusses zu unterstützen. Beide sollten rasch nach Kassel ziehen, den Kurfürsten verhaften und sein Heer entwaffnen. In Fulda sollten sie ihre Truppen vereinigen, den Prinzen von Oranien verjagen. Aus Wittenberg erging 23. October der Erlaß, alle an Preußen hängenden Staaten zwischen Rhein und Elbe seien in den Besitz Frankreichs gekommen, der König von Holland aber habe Ostfriesland in seinen Besitz zu nehmen.

Karl Ludwig von Kurhessen.

Des Kurfürsten Schicksal war nicht unverdient, er hatte auf beiden Achseln Wasser getragen. Als Preußen in der Noth war, hatte er jede Hilfe verweigert und sich für neutral erklärt. Napoleon durchschaute den Mann, ließ seine Neutralität gelten, bis er gesiegt hatte, und versetzte ihm dann den tödtlichen Schlag, den übrigens der Kurfürst schon aus dem 13. Bulletin erwarten konnte, das ihn verhöhnte: „Es scheint, Karl Ludwig wollte nur Mainz? Warum nicht auch Metz oder den ganzen Osten von Frankreich? Danken wir dem Willen der Vorsehung, die unsern Feinden keine Augen gab, um zu sehen, keine Ohren, um zu hören, kein vernünftiges Urtheil, um richtige Schlüsse zu ziehen. In sieben Tagen wurdet Ihr zu Boden geschlagen. Ihr wolltet Frankreich angreifen, ohne Gefahr zu laufen, und jetzt — seid Ihr vernichtet!" — Plötzlich fiel Mortier, 31. October, in Hessen-Kassel ein und erklärte der Gesandte Saint-Genest, der Kaiser kenne die Vorliebe des Landgrafen für Preußen, darum seien die Urlauber einberufen und Hanau in Vertheidigungszustand gesetzt worden; man habe in Paris dem hessischen Geschäftsträger vergebens erklärt, daß jede Rüstung vom Kaiser als Feindseligkeit betrachtet werde; Malsburg habe darauf seine Päße verlangt und sei nach Kassel abgereist. Die preußischen Truppen seien in Kassel vom Erbprinzen mit Enthusiasmus aufgenommen worden, und hätten das Land durchzogen, um sich auf Frankfurt zu werfen, seien aber schnell wieder zur Armee nach Weimar abgerufen worden, weil die Franzosen von Süden her der Saale nahten. So lange das Schicksal des Krieges noch unentschieden war, hätten die Rüstungen in Kurhessen fortgedauert. Nun seien die Preußen geschlagen und über die Oder zurückgeworfen, und es wäre thöricht, wenn ein französischer General im Rücken des Heeres ein Corps stehen ließe, das bei einem Unglück über die Franzosen herfallen könnte. Darum habe er den Befehl erhalten, zu erklären, die Sicherheit der französischen Armee erfordere, den Platz Hanau und das ganze Land Hessen-Kassel zu besetzen, alle Waffen und Kriegsvorräthe in Beschlag zu nehmen und alle Mittel zu ergreifen, um den Rücken der französischen Armee gegen die stete Feindseligkeit des Hauses Hessen-Kassel zu decken. Wolle man Widerstand leisten, so werde das Land der Schauplatz aller Schrecken des Krieges werden.[1])

Saint-Genest.

Mortier rückte am 31. October ein, der Ueberfall geschah so rasch, daß der Kurfürst zu keinem Entschluß kam, und kaum noch Zeit hatte zu entfliehen; er begab sich nach Holstein, später nach Prag, ohne einen Befehl an sein Heer zu erlassen — es wurde entwaffnet. Ein Aufruf Mortiers besagte: „Einwohner von Hessen! Ich ergreife Besitz von Eurem Land; es ist dieses das einzige Mittel, Euch die Schrecken des Krieges zu ersparen. Ihr waret selber Zeugen der Verletzung Eures Gebietes durch die preußischen Truppen; Ihr waret gewiß ärgerlich über den Empfang, welchen ihnen der Erbprinz bereitete. Uebrigens haben

Mortier an die Hessen.

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 487—488.

der Kurfürst und der Erbprinz Stellen im Dienste Preußens: sind also gebunden an den Befehl des preußischen Oberfeldherrn. Die Stellung als Fürst ist unverträglich mit der eines Officiers im Dienste einer andern Macht und der Abhängigkeit von einem auswärtigen Gerichte. Eure Religion, Eure Gesetze, Sitten und Gebräuche, Eure Freiheiten sollen gewahrt bleiben, die Kriegszucht wird aufrecht erhalten. Ihr aber müßt dafür ruhig sein. Vertraut dem großen Herrscher, von dem Euer Loos jetzt abhängt! Ihr könnt es unter ihm nur besser haben!" — Alles mögliche Glück versprach den Hessen der wenige Tage nachher ernannte Statthalter General Lagrange, sofern sie nur willig sich fügten, die Waffen abgäben, die Abgaben pünktlich zahlten und die dem Staate gehörigen Gelder richtig einlieferten. —

Schnelle Verfolgung.

Indessen verfolgten die Franzosen die Reste des preußischen Heeres mit einer erstaunlichen Unermüdlichkeit 24 Tage hindurch. Murat durchritt in dieser Zeit 800 Kilometer, also täglich 33 Kilometer ungefähr, Bernadotte 600 Kilometer in 23 Tagen. Ney machte vom 14. bis 17. October, Tag und Nacht marschirend, 60 Kilometer. In kurzer Zeit waren die einzelnen Corps gezwungen sich zu ergeben.[1])

Blücher. — Soult. — Der König. — Hohenlohe. — Erfurt. — Kalkreuth. — Prinz August. — Blücher.

Friedrich Wilhelm III. hatte 14. bis 15. October in Sömmerda übernachtet, die nächste Rast wollte er in Sondershausen halten. Als Blücher dahin kam, fand er schon Murats Dragoner unter dem General Klein, sagte diesem, es sei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden; Klein glaubte es und ließ Blücher ziehen, und dieser rettete also die Reste des preußischen Heeres. Beide erreichten Greussen, dort stieß Soult auf sie, ließ sich aber nicht durch den angeblichen Waffenstillstand bethören, erstürmte den Ort und bekam viele Gefangene und Geschütze in seine Gewalt. — In Nordhausen übertrug der König dem Fürsten Hohenlohe den Oberbefehl über die Reste seines Heeres; Kalkreuth unterstellte er die Reserve. Thiers tadelt den König, daß er nicht bei der Armee geblieben sei, wo er doch so nöthig war, um die Geister aufzurichten und aus den Trümmern wieder ein Heer zu bilden; auch habe er gar keine weitere Anordnung getroffen; dies entspreche nicht dem persönlichen Muth, den er in der Schlacht bewiesen. Der König gab allerdings Hohenlohe Befehle: er solle die Armee bei Magdeburg sammeln, die Reserve unter Herzog Eugen von Wirtemberg an sich ziehen, Magdeburg mit einer hinlänglichen Besatzung versehen, er solle Berlin gegen einen Angriff sichern, und wenn dies nicht möglich sei, mit den Truppen in Ostpreußen, die im Anmarsch begriffen seien, hinter der Oder sich vereinigen. Friedrich Wilhelm III. eilte mit einem kleinen Gefolge über den Harz nach Magdeburg. Indeß hatte sich 16. October Erfurt schmachvoll ergeben, nur der Herzog von Weimar, der aus dem Harz, wo er auf Vorposten stand, seine Mannschaft unversehrt zurückgebracht hatte, führte, empört über die Schwäche Möllendorfs und des Prinzen von Oranien in Erfurt, sein Corps über Langensalza der Hauptarmee zu. Als Kalkreuth bei Greussen, von der allgemeinen Mattherzigkeit ergriffen, schon von Uebergabe redete, sagte Prinz August: „Ich werde bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können, alle braven Leute werden aber gewiß meinem Beispiele folgen!" — Als Kalkreuth noch einmal vom Capituliren sprach, sagte ihm Blücher, er sei unter den Waffen

[1]) Adolf von Horsetzky, Kriegsgeschichtliche Uebersicht. 2. Aufl. S. 108—10.

man geworden, habe sechzig Jahre gelebt, verstehe aber in einer Viertelstunde zu sterben, wenn es die Pflicht gebiete. Unter steten Kämpfen erreichte die Reserve Sondershausen.

Hier trennte man sich. Hohenlohe gedachte die Hauptmasse rasch nach Magdeburg zu führen. Die Artillerie aber, welche den Marsch verzögerte, übergab man Blücher, der mit seiner Reiterei auf dem Marsch über Osterode, Seesen nach Braunschweig in einem Bogen ziehen und sie decken sollte. An ihn schloß sich der Herzog von Weimar an. Viele hofften, hinter der Elbe werde das Heer wieder festen Fuß fassen. Bitter war aber ein Schlag, der bei Halle fiel. Braunschweig hatte dem Herzog Eugen von Wirtemberg empfohlen, bei Halle die preußische Armee zu erwarten. Eugen von Wirtemberg nahm nun eine gute Stellung auf der Höhe hinter Halle, um hier die flüchtigen Haufen aufzunehmen und wieder zu ordnen. Allein statt der Preußen kamen 17. October Franzosen unter Dupont, einem General Bernadottes. Dupont erzwang den gut vertheidigten Weg zur Stadt, erbrach die Thore, kämpfte mit Erfolg in Halle selber, erstürmte dann die Höhen hinter der Stadt unter einem furchtbaren Kartätschen- und Gewehrfeuer und nahm 4000 Mann gefangen. Die Preußen hatten 1000 Todte und Verwundete, die Franzosen wohl nicht weniger, wenn ihre Berichte auch nur von 600 Mann reden. Statt eines durch den Sieg ermuthigten Heeres führte Wirtemberg nur Trümmer eines solchen, in Unordnung und entmuthigt, bei Dessau und Wittenberg über die Elbe.

Kampf bei Halle.

Eugen von Wirtemberg.

Fürst Hohenlohe traf mit den Resten der Hauptarmee am 18. October in Quedlinburg ein. In der Nacht war Kriegsrath über die Richtung des Marsches. Oberst von Knesebeck gab den guten Rath, in Magdeburg werde man nur Verwirrung treffen, besser sei es, einzelne Corps an sich zu ziehen, den Feind zu beschäftigen und dem König Zeit zur Rüstung zu verschaffen. Massenbach, dessen Rath in dieser Zeit meist Unheil brachte, rieth, zur Oder zu eilen. Man brach zuerst auf nach Magdeburg. Dort war in der That nur Verwirrung, das Nöthige versäumt, das Ueberflüssige geschah — und mit wenig Vorsicht, so daß französische Officiere unter Verkleidung in die Stadt kamen und Zeugen der sorglosen Wirthschaft wurden. Hohenlohe beschloß, da hier nicht auf Ruhe und Sammlung zu hoffen sei, hinter der Oder sich mit den Soldaten des Königs und mit den Russen zu vereinigen. Wäre er nur auch energischer gewesen, er hätte Stettin sicher erreicht. Der Weg ging über Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin, Zehdenik auf Prenzlau. Am 21. October brach er auf von Magdeburg, unterwegs gingen Viele bei Nacht davon. Lannes, Davoust, Murat waren ihm auf den Fersen. Massenbachs Rathschläge waren auch hier wieder vom Uebel. Hohenlohe hoffte durch angestrengte Märsche sicher noch Stettin zu erreichen; die Kriegskasse und das Gepäck wurden nach Stettin vorausgesendet. Jetzt waren Märsche auch bei Nacht nothwendig: sie ermüdeten die Truppen, wie die Noth an Lebensmitteln. Viele blieben ermattet am Weg liegen, verzweifelnd, daß Rettung noch möglich sei. Da zeigten sich 28. October schon französische Reiter in der Nähe: ein Officier nahte als Parlamentär. Murat rief nach einem Gefecht einem preußischen Officier zu: „Sagen Sie Ihrem Prinzen, daß ich mit meiner ganzen Reiterei hier bin, 100.000 Mann bei mir habe, ihn zu umringen, und daß ihm Nichts übrig bleibe, als sogleich die Waffen niederzulegen!“ Die 100.000 Mann waren eine Lüge. Sie unterstützte Massenbach, welcher derart in Verwirrung war, daß er Truppen östlich von Stettin sah, die südlich waren, und er gar nicht wußte, wo Osten sei. „Der Fürst könne höchstens aus persönlichem Stolz die

Kriegsrath.

Knesebeck.

Magdeburg.

Murat.

Massenbach.

7000 bis 8000 Mann, die er um sich habe, opfern, dem Staate werde er Nichts damit nützen, zudem sei der Friede wahrscheinlich schon unterzeichnet." Das wirkte auf Hohenlohe, dem Braunschweig früher vorgeworfen hatte, daß er um des kriegerischen Ruhmes willen zu Vieles verwegen aufs Spiel setze. In Sorge, seine Garden zu retten, die dem König besonders lieb waren, und in Furcht, man werde seinem Ehrgeiz Menschenopfer zuschreiben, ging der Fürst auf eine Unterredung ein, an der Lannes und Murat theilnahmen. Beide waren, was sonst der Natur tapferer Männer widerspricht, Meister im Lügen, und Hohenlohe wurde von ihren Angaben befangen. Als Marwitz bemerkte: „Was können uns die Franzosen nicht Alles vorlügen!" — entgegnete Hohenlohe, er müsse doch dem glauben, was der Generalquartiermeister selbst gesehen habe. Dieser war aber so verscheucht, daß er überall Franzosen sah, oder er war ein Verräther. Murat wollte anfangs nur gegen Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft eine Capitulation abschließen. Zuletzt gestand Hohenlohe als Bedingungen zu: „Abzug der Officiere mit Waffen und Gepäck gegen Ehrenwort, in diesem Feldzug nicht mehr gegen die Franzosen zu dienen; Verlegung der Garden nach Potsdam, nur die Unterofficiere und Gemeinen sollten kriegsgefangen sein; die Gewehre sollten nicht gestreckt, sondern nur zusammengestellt werden." Hohenlohe legte diese Bedingungen dem Rath der Officiere vor mit dem Beifügen, lieber möchte er mit den Waffen in der Hand sterben, als seinen Ruhm mit der Schande dieser Capitulation beflecken, aber es sei besser für das allgemeine Wohl zu sorgen, als für seinen Ruhm. Die Officiere fanden die Bedingungen annehmbar: sie kannten die Ermüdung, das Elend ihrer Soldaten; es wurde gemeldet, die Munition gehe aus. Massenbachs Schilderungen von der Menge der Feinde wirkten. Die Feigheit ist ansteckend,[1] wie oft die Begeisterung, an letzterer fehlte es gänzlich. Der Gedanke überwog, es sei doch Alles verloren. So wurde denn die Capitulation vollzogen, 10.000 Mann stellten die Gewehre zusammen, 1800 Pferde wurden übergeben.

Hohenlohe befangen.

Murat.

Capitulation zu Prenzlau, 28. October 1806.

Diese Muthlosigkeit bei so Vielen wirkte ansteckend auf kleine Abtheilungen, die noch frei waren, und sich wahrscheinlich noch über die Oder hätten retten können: 4200 Mann mit 2000 Pferden und 8 Kanonen boten nachträglich noch Anschluß an diese Capitulation an. Es gab noch hin und wieder Männer, die bewiesen, was echter Muth leisten könne. Prinz August, der nicht bei der Capitulation in Prenzlau war, schlug sich noch einige Tage gegen überlegene Reiterangriffe durch. Ein Lieutenant Hellwig hieb mit 50 Husaren die französische Escorte zusammen, welche 8000 Gefangene aus Erfurt geleitete. 8000 Mann waren freigeworden; man wies ihnen Göttingen als Sammelpunkt an; sie nahmen Löhnung und Brot in Empfang, aber keiner kehrte zur Armee zurück. Mit andern Worten: der Glaube an den Fortbestand der preußischen Monarchie war verschwunden, es waltete aber auch kein Pflichtgefühl bei der Menge, kein Eifer, keine Zucht mehr. Das alte Preußen war zusammengefallen, die alten Grundlagen hielten keinen Stand mehr, Preußen mußte auf neuen erbaut werden, wenn es wieder Kraft haben sollte gegen außerordentliche Gefahren. —

Hellwig.

Stettin.

Eine Folge der Capitulation von Prenzlau war die von Stettin. Es war keine Festung ersten Ranges, aber mit tausend Mann besetzt, mit Geschütz, Munition und Lebensmitteln wohl versehen und gegen einen Handstreich gesichert. Es war von hoher Bedeutung, wenn die Festung sich nur einige Wochen hielt, die Franzosen beschäftigte und dem König Zeit zur Rüstung hinter der Oder ver-

---

[1]) Höpfner, l. c. Bd. II, S. 190—95.

Romberg. Pasewalk. Küstrin. Ingersleben. Küstrin.

schaffte. Der Commandant, General von Romberg, war jedoch 81 Jahre alt, zwar muthig in Worten, aber lahm in der That. Die Franzosen waren durch ihre bisherigen Erfolge so siegesberauscht, daß am 29. October ein Hußaren-Officier mit wenig Reitern die Keckheit hatte, zur Uebergabe aufzufordern. Romberg antwortete zwar barsch, ließ aber den Vertrag der Capitulation entwerfen, statt die Antwort aus den Kanonen donnern zu lassen. Ein Parlamentär erschien und meldete, Lannes und Murat seien gekommen, und drohten mit Brandschatzung, wenn die Stadt nicht binnen zwölf Stunden übergeben werde. Es war kein wahres Wort an der Ankunft Murats und Lannes', nur Lasalle war da, dennoch streckte Romberg die Waffen vor 800 Reitern mit zwei Kanonen am 31. October 1806. — Die Kunde von dem, was in Prenzlau geschehen, verleitete die Infanteriebrigade Hagen und einige Reiterabtheilungen in Pasewalk ohne einen Versuch des Widerstandes sich zu ergeben, 31. October. Ein Seitenstück zu Stettin bildete Küstrin: die Festung war mit Munition und Lebensmitteln gut versehen, und mit einer ausreichenden Besatzung von 2400 Mann. Am 31. October erschien eine Division am Brückenkopf und forderte Uebergabe unter Androhung des Bombardements. In der Nacht wurde diese Division abgerufen und blieb nur ein Infanterieregiment zurück. Deßungeachtet begab sich 1. November der Commandant Ingersleben zum Feind, und ließ sich von ihm die Capitulation dictiren. Manche Soldaten warfen voll Ingrimm die Waffen weg, manche Officiere und Gemeine machten Ingersleben bittere Vorwürfe. Die Kanoniere mußten mit Gewalt von ihren Stücken weggerissen werden. Mittags, am 1. November, rückten die Franzosen in Küstrin ein.

Magdeburg. Kleist.

Eine noch viel wichtigere Festung, mit allem Nöthigen, insbesondere mit 600 Geschützen wohl versehen, war Magdeburg, die Hauptfestung der ganzen Monarchie, mit einer Besatzung von 24.000 Mann und 6563 Pferden. Aber der Commandant von Kleist, einst ein tüchtiger Soldat, aber 73 Jahre alt, war durch das Alter gebrochen und von den Ereignissen betäubt. Ney hatte nicht so viel Mannschaft, als die Festung, die er zur Uebergabe aufforderte, und es gebrach ihm an Allem, was zu einer ernsten Belagerung nöthig ist. Magdeburg hätte unter einem Befehlshaber voll Treue und Feuer der Mittelpunkt der Wiedererhebung Preußens werden können, aber der alte Kleist dachte von Anfang an mehr an Uebergabe als an Vertheidigung. Nun traf die Nachricht von Prenzlau ein, die ein Vorwand zu jeder Feigheit wurde. Kleist theilte sie 6. November dem Kriegsrath mit, und erklärte zugleich seinen Entschluß mit, zu capituliren. Unwillig vernahmen viele den schimpflichen Vorsatz, doch Kleist ließ keinen zum Wort kommen, und kein Officier hatte den Muth, sich der Gefahr eines offenen Widerstandes auszusetzen. Am 8. November wurde Magdeburg übergeben.

Hameln. Lecoq.

Ein ähnliches Loos hatten bald Hameln und Nienburg. In und um Hameln standen 7000 Mann; die Festung hatte Geschütze, Munition und Lebensmittel mehr als genug, aber auch hier befehligte ein dreiundsiebzigjähriger, abgematteter Greis, von Schöler. Truppen der Nordarmee unter Louis Bonaparte und des Mortier'schen Corps, das eben Hessen besetzt hatte, nahten der Festung. König Louis bot freien Abzug für die Capitulation an, General Lecoq und die meisten Officiere waren der Ansicht, 8000 Mann dem König zu erhalten, sei mehr werth als diese vom Mittelpunkt des Reiches so entfernte Festung zu behaupten. Als aber der Vertrag abgeschlossen werden sollte, mochten die Franzosen den freien Abzug nicht mehr zugestehen, und darum die Deutschen Nichts von Kriegsgefangenschaft hören. Nun kam Savary und lud 20. November die

Savary. Generale zu einer Unterredung ein, sprach in hohem Ton von der Lage Preußens, dessen Untergang nicht aufgehalten werden könne, dann log er noch tüchtig, auch Breslau und Glogau seien gefallen. Jetzt verloren Manche, die früher widerstanden, den Muth und die Capitulation mit Kriegsgefangenschaft der Garnison ward unterzeichnet für den 22. November zur Uebergabe. Dagegen erhoben sich die Soldaten und manche Officiere, und von Schöler forderte Savary auf, schon vor der bestimmten Zeit mit Gewalt einzudringen und die Meuterer zu verjagen. Solches geschah. Es gab Streit zwischen den Officieren, viele Soldaten warfen Patronen und Waffen weg und flohen aus der Festung. Savary hatte nur 6000 Mann unter sich.

Nienburg. Am 25. November ergab sich Nienburg mit 4000 Mann, ohne einen Schuß zu thun, an Savary, am gleichen Tag Plassenburg, eine Veste bei Kulmbach, an die Bayern.

Man redete vom fallenden Weh der Festungen mit gerechtem Spott. In wenig Wochen waren wichtige Plätze, ohne einen Schuß zu thun, in die Hände des Siegers gefallen, der jetzt von der Oder bis zum Rhein über Deutschland herrschte und es ausplünderte.

Blücher. Dieser Nacht von Feigheit, Dummheit und Verrath steht in lichter Heldenklarheit das Bild Blüchers entgegen. Hohenlohe hatte ihm den Oberbefehl über die Trümmer der bei Halle zersprengten Reserve übertragen, um vereint mit ihm die Oder zu erreichen. Immer tapfer gegen die Franzosen sich schlagend, erreichte Blücher 27. October Boitzenburg, als er die Capitulation von Prenzlau erfuhr. Den Weg der Oder zu konnte er nicht fortsetzen, sich ergeben mochte er nicht. Er pflog Rath mit seinem Generalquartiermeister Gerhard Scharnhorst und sie beschlossen, die preußische Fahne nicht zu senken, sondern hochzuhalten, sich gegen Westen zu wenden, der Elbe zu, und im Rücken der Franzosen den Krieg zu führen, um den Feind auf sich zu ziehen, von der Oder wegzulocken und so dem König die Möglichkeit zu verschaffen, ein neues Heer jenseits der Oder zu rüsten, die Oderfestungen in den Stand zu setzen und sich mit den russischen Streitkräften zu vereinigen.

Scharnhorst.

Darum setzte er sich gegen Mecklenburg-Strelitz zu in Marsch und traf bei Dambad den Heerhaufen des Herzogs von Weimar, den jetzt der Herzog von Braunschweig-Oels befehligte. Die Franzosen waren ihm auf den Fersen, immer aber wurde geschlagen. York von Wartenburg lieferte 1. und 2. November kühne und glückliche Waldgefechte [1]) und hielt die Andrängenden in respectvoller Entfernung; er übte immer strenge Disciplin; er wußte aber auch, wie sehr er ob seiner Strenge verhaßt sei, und machte die kühne Probe, ob die Zucht oder der Ingrimm gegen ihn größer sei, indem er während des Plänkelns an der Front seiner Jäger langsam hinunterritt, das Gesicht dem Feinde zugekehrt. Als er zu Ende war, wandte er sich ruhig und unerschrocken zu seinen Jägern: „Jäger, daß der Franzos mich nicht treffen würde, wußte ich wohl; aber ich glaubte gewiß, es gebe unter Euch Einige, die mir jetzt eine Kugel zuschieben

York.

---

[1]) Sie sind sehr schön geschildert in Droysens Werk, Graf York von Wartenburg. 4. Aufl. Bd. I, S. 93—103.

würden; ich sehe jedoch, Ihr alle seid treue und wackere Männer, und von jetzt an betrachte ich mich als Euren Vater, und Euch als meine Kinder." — „Wie glühend Eisen fuhren uns des Obersten Worte durch die Adern", hat nachmals ein Jäger gesagt.[1]) — Man sieht, unter den Gemeinen war guter Stoff, wenn man sie nur anzuregen wußte durch Wort und That. Das verstand auch Blücher. Bei einer Musterung auf einer Wiese bei Strelitz lobte er seine Husaren: „Na, das ist mir lieb, daß Ihr gestern Euren alten Ruf aufrecht erhalten habt. Bleibt nur so dabei und es wird noch Alles gut werden. Macht es nur immer so. Aber ich sag Euch, die Kerls mit den bloßen Gesichtern immer von oben nach unten gehauen, und die mit dem Helme, denen der dicke Pferdeschwanz nur so um die Ohren herumbummelt, allemal in die Queere."

Blücher.

Am 1. November begann der Weitermarsch. York, der den Nachtrab befehligte, rieth, bei Gadebusch Stand zu halten, und eine Schlacht zu liefern. Im Hauptquartier überwogen die Bedenken wegen Erschöpfung der Mannschaft, Mangel an Munition, an Geld. Blücher wäre gerne auf das linke Ufer der Elbe übergegangen, um in Westfalen und in Hannover einen Aufstand zu erregen, einen Parteigängerkrieg im großen Stil zu führen. Bald zeigte sich aber die Unmöglichkeit, zur Elbe zu gelangen. Bisher hatte bloß Bernadotte verfolgt, jetzt kamen noch Murat und Soult hinzu, alle drei Marschälle im frischen Siegeseifer, ihre Soldaten mit allem Nöthigen wohl versehen. Blücher gedachte Lübeck zu erreichen, dort könne sein kleines Heer sich erholen, und die Mittel zum Krieg oder schwedische Schiffe finden, um nach Stralsund zu fahren. Also wurde unablässig weiter marschirt unter schrecklichen Entbehrungen, Manche stürzten vor Entkräftung oder an kranken Füßen leidend zusammen und blieben liegen. Am 5. November, ein Uhr, rückte Blücher mit der Vorhut in Lübeck ein, schilderte dem Magistrat seine Lage, er habe die alte Hansastadt gewählt, um einige Tage seine Mannschaft sich erholen zu lassen, und für den Fall eines Angriffs sich in das Holsteinische zurückzuziehen; er bitte jetzt, daß man seinen Truppen helfe. Der Magistrat machte zwar auf die Neutralität von Lübeck, als freier Reichsstadt, aufmerksam, gewährte aber den Truppen Einquartierung und Pflege. Die ganze Nacht währte der Einmarsch fort. Am 6. November Morgens griffen die Franzosen mit Uebermacht von drei Seiten an, fanden aber einen verzweifelten Widerstand. Ein Regiment Korsen wußte jedoch in die Stadt zu schleichen und den Deutschen in den Rücken zu kommen. Nun begann ein wilder Straßenkampf, ein Streit von Haus zu Haus. Scharnhorst ward schwer verwundet, Blücher schlug sich wie ein Löwe, machte mit seinen Reitern einen Anfall nach dem andern zum Kampf und rief den Seinen ermuthigende Worte zu, bis ihm die Stimme versagte. Ueber 5000 Todte lagen auf den Straßen. Die Franzosen hausten in der armen Stadt wie wilde Thiere, raubten, schändeten wie losgelassene Teufel. Die Greuel von Lübeck sind berüchtigt. Blücher zog sich nach Ratkau zurück und gedachte am Morgen die Franzosen wieder anzugreifen, sah sich aber genöthigt zu unterhandeln. Der Plan, sich nach Travemünde mit den 8000 Mann, die ihm geblieben, zurückzuziehen und sich dort zu behaupten, galt als unausführbar, da die Nachricht eintraf, es sei von den Franzosen schon besetzt. Die tüchtigsten Officiere erklärten, daß die Reiterei keinen Angriff mehr aushalten könne, und daß die Artillerie ohne Munition sei. Bernadotte bot Capitulation an, die Preußen sollten die Waffen niederlegen und sich kriegsgefangen ergeben, dagegen

York. Blücher sieht nach Lübeck. Kämpfe 6. November 1806. Scharnhorst. Capitulation.

[1]) Droysen, l. c. Bd. I, S. 103.

Blücher alles Eigenthum behalten. Blücher war fieberkrank von den Anstrengungen des letzten Tages; er unterschrieb mit dem Beisatz: „Ich kapithullire, weil ich kein brot und keine Muhnitsion nicht mehr Habe.“ Bis Gelegenheit zur Auswechslung käme, wurde er auf Ehrenwort nach Hamburg entlassen. Hier schrieb er den Bericht an den König über seinen Feldzug, in welchem er York sehr lobte: „Er war seit dem 1. November verwundet und focht dennoch in den letzten Tagen des Rückzugs immer an der Spitze der Arrièregarde mit der größten Entschlossenheit und Bravour.“ Dagegen meldete er über den Herzog von Braunschweig-Oels, er sei ganz unwürdig der Gnade des Königs; er schrieb seinem Mangel an Vorsicht zu, daß die Franzosen mit der Artillerie in die Stadt Lübeck dringen und die Straßen beschießen konnten, und hatte vor der Capitulation eine heftige Scene mit ihm.[1])

In Hamburg stand Blücher unter der Aufsicht Bourrienne's,[2]) des französischen Gesandten, dem aufgetragen wurde, ihn sehr genau zu beobachten, daß er nicht entwische, und im Nothfalle die strengsten Maßregeln gegen ihn anzuwenden. Bourrienne verschonte ihn jedoch mit allen polizeilichen Neckereien, fand Wohlgefallen am originellen Manne, der tapfer, kühn, verwegen, freimüthig, in der Gesellschaft wegen seines fröhlichen Charakters liebenswürdig und im Glauben an eine künftige Befreiung Deutschlands nicht zu erschüttern war. „Er sagte zu hofft auf Rettung, mir oft: Ich rechne auf den Volksgeist in Deutschland, und auf den an unseren Hochschulen herrschenden Enthusiasmus. Das Glück ist im Kriege wandelbar, aber selbst die Niederlagen eines Heeres tragen dazu bei, in den Völkern Grundsätze der Ehre und des Nationalruhms anzufachen. Seien Sie überzeugt, daß ein Volk, welches den allgemeinen, entschiedenen Willen hat, sich einem erniedrigenden Joche zu entziehen, sich solchem auch entziehen wird. Zweifeln Sie nicht, am Ende erlangen wir eine Landwehr, wie solche der sich dem Herrscher unterwerfende Geist warum? der Franzosen nicht wird bilden können. England wird uns stets seine Seemacht und seine Unterstützung durch Hilfsgelder anbieten, und wir werden die Bündnisse mit Rußland und Oesterreich erneuern. — Ich vertraue der Zukunft mit aller Ruhe, weil ich voraussehe, daß das Glück Ihrem Kaiser nicht immer günstig sein wird. Gewiß wird einmal eine Zeit kommen, wo ganz Europa, erniedrigt durch seine Erpressung und seiner Plünderungen satt, gegen ihn aufstehen wird. Je mehr er die Völker in Ketten schlägt, desto schrecklicher wird der Ausbruch der Völker sein, welche seine Ketten werden brechen wollen. Wer vermag sein ihn quälendes, unersättliches Bedürfniß zu leugnen, fremde Provinzen zu verschlingen? Wenn wir ausdauern, so wird das durch seine Eroberungen erschöpfte Frankreich am Ende erliegen müssen. Da Sie den Frieden wünschen, so rathen Sie dazu, ihn zu schließen, und werden dadurch einen großen Beweis Ihrer Liebe zum Vaterland geben.“ — So Blücher; man sieht, er hatte politischen Blick und liebte sein Vaterland.

Vorwürfe gegen Blücher. Blücher bekam bittere Vorwürfe, daß er über seine Heimath Mecklenburg die Leiden des Krieges gebracht habe, namentlich aber von den Einwohnern von Lübeck, das Unsägliches gelitten hatte. Er vertheidigte sein Verhalten später öffentlich: Pflichterfüllung sei das Erste, was einem Manne von Ehre obliege; ihn schmerze das Unglück, das über Lübeck gekommen. Wäre jedoch dort das be-Abwehr. folgt worden, was geschehen konnte und sollte, so würde es anders gegangen

---

[1]) Droysen, l. c. Bd. I, S. 112.
[2]) Bourrienne, Mémoires. VII, ch. 13.

sein. Wäre aber auch zehnmal mehr Aergerniß geschehen, so hätte er die Besetzung dennoch nicht unterlassen. Sein Zweck sei gewesen, die Feinde so lange zu beschäftigen, bis die russische Armee herankäme — und die Rettung Preußens und Schlesiens würde in größerem Umfange erreicht worden sein. —

Das Gebahren des Siegers.

Alle Heerestheile zwischen Oder und Rhein waren nun aufgelöst, die Festungen waren gefallen. Wie schwoll jetzt der Stolz, die Habgier und die Prahlsucht Napoleons an — er kannte keine Schranken mehr; er hatte nur Worte des bittersten Hohnes für seine Feinde. Namentlich ergoß er gegen die edle Königin Louise seinen Groll und unterhielt in seinen Bulletins die Pariser mit Schmähungen über sie und die Unfähigkeit ihres Gemahls.

Sprache der Bulletins über die Königin Louise

„Man sagt, im Lager sei eine schöne Königin, die einer Schlacht zusehen will. Seien wir höflich und ziehen wir, ohne zu rasten, schnell nach Sachsen. Die Königin ist bei der Armee; als Amazone gekleidet, trägt sie die Farben ihres Dragoner-Regimentes und schreibt jeden Tag zwanzig Briefe, um den Brand von allen Seiten anzufachen. Man meint, Armida in ihrem Wahnsinn zu sehen, wie sie ihren eigenen Palast anzündet. Hinter ihr kommt Ludwig von Preußen, ein junger Prinz voll Tapferkeit und Muth; aufgereizt von ihr, hofft er, in den Wechselfällen des Krieges einen hohen Ruhm zu erwerben. Nach dem Beispiel der hohen Personen schreit der ganze Hof nach Krieg. Aber, wenn der Krieg mit all seinen Schrecken sich zeigen wird, so wird sich die ganze Welt entschuldigen, sie habe keinen Theil daran, daß der Blitz auf die friedlichen Gefilde des Nordens herabfiel. Dann — so ist die Inconsequenz der Hofleute — wird man sehen, daß gerade die Urheber des Krieges ihn unsinnig finden und sagen, sie hätten ihn nicht herbeigerufen oder zu einer andern Zeit gewunschen, und sie werden gerade auf den König den Tadel werfen, den sie zum Werkzeug ihrer Ränke und Künste gemacht haben." — Ist es eines Helden würdig, ein edles Frauenbild zu schmähen? Gewiß nicht, aber gerade daran hatte Napoleon seine Freude.

und den Prinzen Louis.

Aus Potsdam, wo Napoleon 24. November 1806 eintraf, schreibt er:[1])

Der Eid am Grabe Friedrichs II.

„Man hat es als etwas Besonderes betrachtet, daß der Kaiser Napoleon in Potsdam ankam und abstieg in demselben Zimmer, an demselben Tag und beinahe zu derselben Stunde, wie der Kaiser Alexander im vorigen Jahr bei seiner Reise, die so verhängnißvoll für Preußen geworden ist. Von diesem Augenblick an gab die Königin die Sorge für die inneren Angelegenheiten, die wichtige Beschäftigung mit ihrer Toilette, auf, um sich in Staats-Angelegenheiten zu mengen, den König zu leiten und überall das Feuer zu entzünden, von dem sie selber besessen war. Der gesunde Theil des preußischen Volkes betrachtet jene Reise als einen der größten Unglücksfälle, die Preußen je betroffen haben. Man macht sich schwer eine Vorstellung von der Regsamkeit dieser Partei, um den König wider seinen Willen zum Krieg fortzureißen. Die Folge des berühmten Eides, der auf dem Sarge des großen Friedrich abgelegt wurde, 4. November 1805, war die Schlacht von Austerlitz und die Räumung Deutschlands von den Russen in bestimmten Tagmärschen. Man machte 24 Stunden später über diesen Vorfall einen Kupferstich, der bei allen Bilderläden heraushängt und selbst bei den Bauern

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 497.

ein Lachen erregt. Man sieht darauf den schönen Kaiser von Rußland und nahe bei ihm die Königin, und auf der andern Seite den König, welcher die Hand über dem Grabe des großen Friedrich erhebt. Die Königin selber, gehüllt in einen Shawl, beinahe wie die Kupferstiche in London die Lady Hamilton darstellen, drückt ihre Hand auf ihr Herz, und es hat den Anschein, als ob sie dabei den Kaiser von Rußland ansehe. Man begreift nicht, wie die Polizei in Berlin die Verbreitung einer so erbärmlichen Satire duldete. Jedenfalls konnte der Schatten des großen Friedrich über eine so scandalöse Scene nur empört sein. Sein Genie, sein Geist, seine Wünsche waren für die Nation, welche er so sehr geschätzt hat, und von der er sagte, wenn er ihr König wäre, so würde ohne seine Erlaubniß kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden." [1]) — Aus Charlottenburg schreibt er: [2]) „Um einen Begriff von der äußersten Verwirrung zu geben, welche in dieser Monarchie herrscht, reicht es aus zu bemerken, daß die Königin, von ihren lächerlichen und traurigen Reisen nach Erfurt und Weimar zurück, eine Nacht in Berlin zugebracht hat, ohne Jemand zu sehen; daß man lange ohne jede Nachricht vom König war; daß Niemand für die Sicherheit der Hauptstadt Sorge trug und daß die Bürger zusammentreten mußten, um eine provisorische Regierung zu bilden. Die Entrüstung gegen die Urheber des Krieges hat den höchsten Gipfel erreicht. Das Manifest, welches man in Berlin eine unziemliche Brandschrift nennt, da keine Beschwerde genau bezeichnet ist, hat die ganze Nation gegen den Verfasser aufgebracht, einen erbärmlichen Schreiber, Namens Gentz, einen jener ehrlosen Gesellen, die sich um Geld verkaufen. Alle Welt gesteht es zu, daß die Königin die Urheberin aller Leiden ist, welche das preußische Volk jetzt erduldet. Man hört überall sagen: „Einst war sie so gut, so mild, noch vor einem Jahr; aber seit jener fatalen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander — wie sehr hat sie sich verändert!"" — In den Palästen war gar keine Anordnung getroffen, so daß man in Potsdam den Degen des großen Friedrich, den Hut, den er als General im siebenjährigen Krieg trug, und sein Ordensband vom schwarzen Adler fand. Der Kaiser hat sich dieser Siegeszeichen mit Eifer bemächtigt, und hat dabei gesagt: „Das ist mir lieber als zwanzig Millionen Francs!" Dann, nach kurzem Nachdenken, wem er diese kostbaren Geschenke anvertrauen könne, sagte er: „Ich werde sie meinen alten Soldaten vom Krieg in Hannover senden, und dem Gouverneur der Invaliden ein Geschenk machen, es wird dort im Hôtel bleiben." — „Man fand zu Potsdam im Zimmer der Königin das Porträt des Kaisers von Rußland, welches ihr dieser geschenkt hat. In Charlottenburg fand man die Correspondenz Alexanders I. mit dem König seit drei Jahren, und Gutachten von Engländern, welche beweisen sollten, daß man sich um Verträge mit Kaiser Napoleon wenig kümmern, sondern sich vollständig Rußland in die Arme werfen solle. Diese Schriftstücke haben einen historischen Werth, sie würden beweisen, wenn ein Beweis nöthig wäre, wie unglücklich die Fürsten sind, welche den Weibern einen Einfluß auf ihre Politik gestatten. Die Noten, die Berichte, die Staatspapiere rochen nach Bisam und waren vermengt mit Putzsachen der Königin. Diese Fürstin hatte die Köpfe aller Weiber in Berlin erhitzt. Jetzt ist Alles wieder anders."

Napoleon über die Verwirrung.

über Gentz.

Friedrichs Hut und Degen.

Im neunten Bulletin meldete Napoleon aus Weimar, [3]) er wohne im Zimmer, in welchem kurz vorher die Königin von Preußen hauste, von der man

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 495—96.
[2]) 19. Bulletin. Ibid. XIII, p. 521.
[3]) Ibid. XIII, p. 452.

sage, sie habe eigentlich das Feuer des Krieges angeblasen: sie sei ein hübsches Weib, habe aber wenig Geist und sei ganz unfähig, die Folgen ihres Treibens vorauszusehen. Statt sie anzuklagen, müsse man sie jetzt mehr bedauern, denn ihr Gewissen müsse ihr die Leiden vorwerfen, die sie über ihr Vaterland herbeizog, und über die Macht, die sie auf ihren Gatten, einen friedfertigen Ehrenmann, ausübte. — Also fortwährende Verhöhnung der edlen Frau, die das Unglück tief getroffen, vor ihrem Volke, vor der ganzen Welt; doch sie verzagte nicht, sie blieb standhaft im Glauben an ihr gutes Recht und an den endlichen Sieg der guten Sache. —

Sachsens Freiheit.

Der Leser erinnert sich noch, wie Napoleon in der Aula zu Jena den sächsischen Officieren erklärte, nur sein Eifer für die Unabhängigkeit und Freiheit Sachsens habe ihn zum Krieg gegen Preußen getrieben. Hören wir jetzt, wie wenig ein geheimer Befehl an Berthier dem Kurfürsten von Freiheit und Selbständigkeit ließ.

Raub der Kriegsmittel.

Napoleon schreibt: „Thuard soll auf dem linken Ufer der Elbe nach Dresden ziehen, dort unter seinen Soldaten Kriegszucht erhalten und äußerlich dem Kurfürsten und seiner Familie alle Achtung beweisen, aber sich sogleich des Arsenales und aller Pulvervorräthe bemächtigen, und einfach erklären, wir hätten diese Dinge nöthig zum Krieg. Wir sind noch nicht im Frieden mit dem Kurfürsten, sondern im Krieg, und haben nur Waffenstillstand. Alle Vorräthe von Salz, von Schuhen, von Tüchern, von Pferdegeschirr und Ersatzpferden, von Kugeln gehören als Mittel zum Krieg unserer Armee: der Kurfürst benöthigt diese Dinge nicht. In Dresden sollen die Truppen unserer Verbündeten beisammen sein. Von seiner Leibwache benöthigt der Kurfürst höchstens 400 Mann zu Pferd und 1200 bis 1500 Mann zu Fuß; alle übrigen sächsischen Soldaten sollen sich in ihre Garnisonen zurückziehen. Beim geringsten Zeichen eines Widerstandes muß man sich als Meister zeigen. Also Artigkeit, feine Formen, in Wahrheit muß man sich aller Mittel zum Kriege bemächtigen, unter dem Vorwand, der Kurfürst bedürfe sie nicht mehr.“ [1])

Napoleon machte Wittenberg zu einem Hauptwaffenplatz, ohne den Kurfürsten zu fragen. — Der Kurfürst war jetzt in der Gewalt Napoleons. Man sagt, der Italiener Marcolini soll dem Fürsten gerathen, sich zu fügen, Preußen sei sein Feind, Frankreich sein Freund. Was konnte der Kurfürst Anderes thun, als sich fügen? seine Officiere waren von Napoleon gewonnen, das preußische Heer vernichtet. Napoleon wird nicht müde zu prahlen, daß er die schöne preußische Armee vernichtet habe.[2]) Von 160.000 Mann, die der König gehabt habe, ließen sich schwerlich wieder 50.000 Mann zusammenbringen, auch sein diese ohne Artillerie, ohne Gepäck, nur zum Theil bewaffnet, die Mehrzahl entwaffnet; es sei also eingetroffen, was der Kaiser gesagt habe: „Es ist leicht, an Gebiet und Macht zu wachsen, wenn man mit dem großen Volke befreundet ist; seine Feindschaft dagegen ist schrecklicher, als die Stürme des Oceans. Die preußische Armee gleicht jetzt den Trümmern eines Schiffbruches, es war eine schöne und zahlreiche Flotte, die nichts Geringeres anstrebte, als die Herrschaft über die Meere. Die stürmischen Winde des Nordens haben den Ocean gegen sie aufgeregt;

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 478.
[2]) Ibid. XIII, p. 464.

nur eine kleine Anzahl von Fahrzeugen kehrt in den Hafen zurück, die keine Rettung fand, als auf Trümmern." —

Sorge vor Oesterreich.

Trotz seiner Macht hatte Napoleon dennoch Sorge vor den Rüstungen Oesterreichs. Er schrieb Andréossy in Wien,[1]) er solle sich nach Prag begeben in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl, zu sehen, ob er wirklich an der Spitze von 60.000 bis 80.000 Mann stehe; wenn es wahr sei, solle er darüber mit dem Minister reden: „Es ist ja lächerlich, eine so starke Armee bloß zum Schutz der Grenze zusammenzubringen, bloß unter dem Vorwand der Neutralität, die Niemand verletzen will, und wozu 10.000 bis 12.000 Mann genügen. Es würde sich mehr geziemen von Rüstungen abzustehen, die nur geeignet sind, Mißtrauen einzuflößen. Sagen Sie, daß man überall in Oesterreich rüstet und zwar insgeheim, daß man die Urlauber einberuft. Wenn das Alles wahr ist, so begnügen Sie sich nicht, davon mit dem Minister zu sprechen, sondern reden Sie mit dem Kaiser und bemerken Sie dabei, derart beginne man den Krieg und zwinge die Mächte dahin zu gehen, wohin sie nicht wollen. Ich wünsche, daß Ihre Vorstellungen sie dahin bringen, mit den Rüstungen einzuhalten und an das zu bedenken, was sie thun."

Sorgen in Wien.

In Wien hatte man mit Recht Sorge vor Napoleons Plänen hinsichtlich Polens, und daß es rüstete, durfte ihm Napoleon mit Grund nicht verargen. Hatte Frankreich seit 1792 nicht alles Mögliche gethan, um ihm Belgien, seine Besitzungen am Rhein, Mailand und die Hegemonie in Italien zu entreißen? Hatte Bonaparte selber nicht seine schwersten Schläge gegen Oesterreich geführt? — ihm Italien nochmals entrissen, Venetien einmal gegeben und dann aber wieder genommen, und es gezwungen, auf das deutsche Kaiserthum zu verzichten? Konnte ein österreichischer Staatsmann von Kopf und Herz auf etwas Anderes denken, als alle Kraft zu einem letzten Kampf der Verzweiflung zusammenzufassen? Wuchs bei Bonaparte nicht mit jedem Erfolg seine Sucht, Alles zu haben? Jetzt, da er auch das preußische Heer niedergeworfen hatte, kannte er in Europa gar keine Schranke mehr, hielt er sich für befugt zu thun, was ihn gelüstete, und erschien ihm ganz Europa nur als ein herrenloses Gebiet, wo er thun könne, was ihm beliebe. Gerade jetzt trat eine neue Frage auf, die polnische. Oesterreich hatte allen Grund, für Galizien besorgt zu sein, denn je näher das französische Heer der polnischen Grenze kam, umsomehr fing es in Polen an zu gähren. Die Polen heißen mit Recht die Franzosen unter den Slaven, sie sind beweglich, voll Enthusiasmus, tapfer, opfermuthig für einen kühnen Gedanken. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch hatte der Adel Polens in Paris seine Bildung gesucht, hatte er für französische Ideen geschwärmt, den französischen Versprechen trauend, sich gegen die Theilungsmächte erhoben, war aber von Frankreich immer im Stich gelassen worden. Jetzt aber standen schon französische Bataillone an der Weichsel. Noch nie waren französische Truppen so weit gegen Osten vorgedrungen — sollte Napoleon, da er die Macht besaß, Polen nicht wieder

Die polnische Frage.

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 510.

herstellen? Sollte nicht, nach langem Unglück, der Tag der Freiheit für Polen anbrechen? Polnische Große eilten zu Napoleon schon nach Wittenberg, mit der Aufforderung, nach Warschau zu kommen, Polen von Neuem zu einigen unter einem König aus seiner Familie. Die Aussichten, die sie ihm vorspiegelten, waren glänzend, nur mußte er dann die Hohenzollern verjagen, die Russen gründlich schlagen und sich in einen neuen Krieg mit Oesterreich einlassen. Er sprach auch davon, Oesterreich mit Schlesien zu entschädigen, wenn es auf Galizien verzichte. Er gab auch einer polnischen Deputation aus Posen am 19. November 1806 eine ermuthigende Antwort: [1])

Erhebt euch!

„Frankreich hat nie die Theilung Polens anerkannt. Da der Krieg ihn in dieses Land gebracht habe, so finde er es seinen Grundsätzen entsprechend, hier Vertreter dieses alten Königreiches zu empfangen. Die ruhmvolle polnische Nation habe ganz Europa die größten Dienste geleistet. Ihr Unglück sei die Folge inneren Zwiespaltes. Die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit könne er ihnen nicht versprechen, denn diese hänge nur von ihnen ab; wenn aber ein großes Volk, wenn mehrere Millionen unabhängig sein wollten, so erreichen sie immer ihr Ziel. Er, als Kaiser der Franzosen, werde immer mit lebhafter Theilnahme den Thron Polens sich wieder erheben sehen, und wie die Unabhängigkeit dieses großen Volkes diejenige seiner Nachbarn sichert, welche von dem maßlosen Ehrgeize Rußlands bedroht ist. Wenn die Priester, der Adel und die Bürger zusammenhalten, und den festen Entschluß fassen, zu siegen oder zu sterben, so sage er ihnen den Triumph voraus. Denn, was mit Kraft zerstört ist, muß auch mit Kraft wieder hergestellt werden. Reden und unfruchtbare Wünsche reichen hier nicht aus; was durch Mangel an Einigkeit zerstört wurde, kann auch nur durch Einigkeit wieder hergestellt werden. Frankreich wünscht aus demselben Grunde, aus welchem es die Theilung Polens mißbilligte, auch seine Wiederherstellung. Die Polen dürften immer auf seinen mächtigen Schutz rechnen.“ —

Damit jeder Bauer in Frankreich die Größe der Siege Napoleons kennen lerne, und den Krieg als einen gerechten und von Gott gesegneten betrachte, benützte der Kaiser sein Verhältniß zu den Bischöfen.

Portalis mußte folgendes Schreiben an jeden Bischof abdrucken lassen und versenden: [2])



„Herr Bischof! Die Siege, welche wir über unsere Feinde mit Hilfe der göttlichen Vorsehung errungen haben, legen uns und unserem Volke die Pflicht auf, dem Gott der Heerschaaren feierlich dafür zu danken. Sie ersehen aus dem letzten Schreiben des Königs von Preußen die Nothwendigkeit, in welcher wir uns befanden, das Schwert zu ziehen, und das kostbarste Gut unseres Volkes, die Ehre, zu vertheidigen. So ungern wir es auch thaten, wir sind von unseren Feinden zum Kampfe gedrängt worden. — Jetzt sind sie geschlagen und in Verwirrung. Vereinigen Sie daher unser Volk in den Tempeln und singen Sie ein Tedeum und ordnen Sie Dankgebete zu Gott an, für das Glück, das er unseren Waffen gewährt hat. Herr Bischof! ich bete zu Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.“

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 677.
[2]) Ibid. vol. XIII, p. 451.

Dankgebete auch in Deutschland.

Aber nicht bloß die Bauern in Frankreich mußten Dankgebete für den Sieg halten, auch die deutschen Bauern sollten dem Höchsten danken für den Sieg der Franzosen über die Deutschen! So schrieb Napoleon am 13. October 1806 an den Fürsten-Primas:

„Eure Hoheit wird es für eine Pflicht halten, im ganzen Umfang der Staaten des Rheinbundes dem Beispiel der französischen Bischöfe zu folgen. Meine Truppen sind über die Oder gegangen; es gibt keine preußische Armee mehr, des Königs ganze Garde zu Fuß und zu Pferd, wie seine Grenadier-Bataillone, sind getödtet oder gefangen. Der König ist über die Weichsel zurückgewichen.“ [1]) —

Napoleon in Berlin.

Am 24. October 1806 brach Napoleon von Wittenberg nach Berlin auf über Kropstädt zunächst nach Potsdam, Spandau, welches am 25. October ohne einen Schuß zu thun, mit seinen großen Vorräthen an Geschütz, Munition und Lebensmitteln sich ergeben hatte. Er machte aus Spandau einen Hauptplatz für seine Waffen, wie er dies mit Braunau, Würzburg, Erfurt und Wittenberg gethan hatte.

Napoleons Abenteuer im Wald.

Unterwegs wurde der Kaiser von einem heftigen Sturme mitten im Walde überfallen. Ein Beamter des Kurfürsten von Sachsen bot ihm in seinem Hause Schutz an und Napoleon trat ein. Einige Damen waren da, die ihn für einen gewöhnlichen Officier hielten; eine aber rief in heftiger Erregung: „Das ist ja der Kaiser!“ — „Woher kennen Sie mich?“ fragte Napoleon. — „Sire! ich war mit Eurer Majestät in Aegypten, als Gattin eines Officiers, der in Ihrem Dienste gefallen ist. Ich verlangte später für mich und meinen Sohn eine Pension; aber ich war eine Fremde, man gab mir Nichts, und ich ging nun zu der Herrin dieses Hauses, um die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen.“ — Napoleons ernste Züge erheiterten sich plötzlich, er sagte: „Wohlan, Madame, Sie sollen eine Pension bekommen, und Ihres Sohnes Erziehung will ich selbst übernehmen.“ Am gleichen Tage wies er ihr einen Jahresgehalt von 1800 Francs an, und sagte dabei: „Ich hatte nur ein Abenteuer in einem Walde in Folge eines Wetters, jetzt habe ich eines erlebt, und zwar von der besten Art.“ [2]) — Begreiflich, daß diese edle That sogleich in den Armeebericht kam, und geeignet war, Bewunderung für den Kaiser einzuflößen, und die Soldaten geneigt zu machen, für ihn das Leben zu opfern, da er so eifrig für ihre Kinder und Wittwen sorge.

Napoleon in Potsdam.

Am 25. October Abends war er in Potsdam, wo er seine Verehrung vor Friedrich II. bezeugte, indem er ehrerbietig das Grab des königlichen Heerführers besuchte. — Thiers macht eine feine Bemerkung dazu: [3]) „Friedrich II. und Napoleon I. begegneten sich hier in der eigenthümlichsten Weise. Dieser philosophische König, der, ohne es selbst zu wissen, auf seinem Throne einer der Beförderer der französischen Revolution gewesen war, und jetzt in seinem Grabe lag, empfing den Besuch des Generals dieser Revolution, welcher Kaiser geworden war,

---

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 540. Au prince Primat.

[2]) Im 17. Bulletin heißt es: „Zum ersten Mal stieg ich wegen eines Sturmes vom Pferd und hatte dabei das Vorgefühl, meiner harre eine gute That.“ Correspondance, vol. XIII, p. 497.

[3]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. VII, p. 185.

und Potsdam und Berlin erobert hatte. — Der Sieger von Roßbach empfing den Besuch des Siegers von Jena.“ —

In Berlin erfuhr man das Schicksal der Armee bei Jena und Auerstädt erst am 17. October vollständig, bisher waren nur wirre Gerüchte durch die Stadt gedrungen. Die Schreckensnachricht erschütterte und erregte Ingrimm gegen Diejenigen, welche bisher den König geleitet hatten. Kräftige junge Männer dachten an Gegenwehr und boten sich zu einer Freischaar an, allein der Minister Graf Schulenburg ließ an den Straßen die Worte anschlagen: „Der König hat eine Schlacht verloren; Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht. Ich fordere hiezu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben.“ — Dieser sonderbare Anschlag konnte nur jede patriotische Regung niederschlagen. Noch weiter ging Fürst Hatzfeld, Schulenburgs Schwiegersohn und Stellvertreter: er bereitete die Berliner auf das nahe Einrücken der Franzosen vor, und stellte ihnen die Wiener als Vorbild hin, „welche ein Jahr vorher in ruhiger und männlicher Haltung die Sieger empfangen hätten; ruhige Fassung ist dermalen unser Loos, unsere Ansichten dürfen sich nicht über dasjenige hinaus entfernen, was in unseren Mauern vorgeht; dies ist unser einziges, höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen.“ — Es geschah gar Nichts, um das Staatsarchiv, das Geschütz und die Kriegsvorräthe zu retten; nur der Freiherr von Stein hatte Einsicht und Thatkraft genug, um den Schatz über die Oder hinaus zu bringen, mit welchem allein der König noch Krieg führen konnte. Die Schreckensnachrichten schienen die regierenden Kreise in Berlin mit Blindheit geschlagen zu haben. Anträge patriotischer Männer, dieses oder jenes zu retten, wurden mit der Bemerkung zurückgewiesen: „Die Franzosen könnten dies übel nehmen.“ —

Stimmung in Berlin.

Straßenanschlag.

Hatzfeld.

Stein.

Am 25. October rückte der Marschall Davoust mit seinem Armeecorps als Vortrab in Berlin ein. Napoleon hatte ihm diese Ehre als Belohnung für sein tapferes Verhalten bei Auerstädt zuerkannt. Die Vertreter der Bürgerschaft, Fürst Hatzfeld an ihrer Spitze, überbrachten ihm am Thore die Schlüssel der Stadt. Davoust gab sie aber mit dem Bemerken zurück, sie gebührten einem Höheren. In der Stadt ließ er nur ein Regiment zurück, die anderen führte er durch Berlin hindurch an eine Stelle, eine Stunde von da, die rechts durch die Spree, links durch einen Wald gedeckt war. Er versprach Schutz und Sicherheit für die Person, wenn die Berliner sich ruhig verhielten. —

Davoust in Berlin.

Am 27. October hielt Napoleon selbst seinen Einzug an der Spitze seiner Garden wie ein Triumphator, ganz Berlin war auf den Beinen, das gemeine Volk auf den Straßen, die Gebildeten an den Fenstern, kein Schrei nach Rache ward laut, aber auch kein Zeichen der Bewunderung. In den Augen der Damen sah man Thränen. Aller Blicke richteten sich auf Napoleon. Im Ganzen verhielt sich das Volk ruhig. Der Sieger stieg ab in dem Palast des Königs.

Napoleons Einzug.

Napoleons eigener Bericht lautet: [1])

„Der Eingang durch das Thor von Charlottenburg ist prächtig. Der Tag war herrlich, der gesammte Gemeinderath bot dem Kaiser den Schlüssel der Stadt an, Fürst Hatzfeld an der Spitze. Der Kaiser befahl, 2000 der reichsten Bürger

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 526. 21. Bulletin de la Grande Armée.

Commission municipale.

sollten sich im Rathhause versammeln, um einen Ausschuß von Sechzig zu bilden, der dann die Stadt regieren sollte. Die zwanzig Bezirke der Stadt sollten je achtzig vermögliche Bürger zu einer Bürgerwehr stellen, welche die Stadt in Ruhe zu erhalten hätte." — Zu Hatzfeld sagte der Kaiser: „Stellen Sie sich nur nicht vor, ich benöthige Ihre Dienste nicht; ziehen Sie sich auf Ihre Güter zurück!" — 1600 der reichsten Bürger wurde also die Ruhe der Stadt anvertraut, 800 sollten jeden Tag in Thätigkeit sein, für diese wurden 800 Flinten hergegeben; alle andern Waffen, Gewehre wie Kanonen, wurden nach Spandau gebracht; so gedachte Napoleon einem Aufstand vorzubeugen.

Audienz.

Am 28. October früh neun Uhr begannen die Audienzen. Die Gesandten von Bayern, Spanien, Portugal und von der Pforte kamen zuerst vor. Zum türkischen Gesandten sagte Napoleon, er solle sogleich einen Courier nach Constantinopel schicken um zu melden, was er gesehen habe, und anzukünden, daß die Russen jetzt nicht in die Moldau einrücken, überhaupt Nichts gegen das Osmanische Reich wagen würden. Dann empfing er die calvinischen und protestantischen Geistlichen. Der Bericht fährt fort: „In Berlin sind 10.000 bis 12.000 Nachkommen der Hugenotten, die nach Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich hieher flohen. Der Kaiser sprach mit dem ersten unter ihnen und sagte, sie hätten gerechte Ansprüche auf seinen Schutz; ihre Rechte und ihr Gottesdienst sollten gewahrt bleiben. Er empfahl ihnen, sich mit ihren eigenen Angelegenheiten zu befassen, ruhig zu bleiben und gehorsam gegen ihren Fürsten." Dann wurden die Justizbeamten vom Kanzler vorgestellt, er unterhielt sich über die Art der Rechtspendung mit den einzelnen Beamten wie mit den Richtern des Appellationshofes. Hierauf stellte sich ein Graf von Namen vor, zu dem der Kaiser sagte: „Ah, Ihre Weiber haben Krieg gewollt, jetzt sehen Sie die Folgen davon. Sie hätten Ihre Familie besser im Zaum halten sollen." Es waren nämlich von seiner Tochter Briefe aufgefangen worden, in denen es unter Anderem hieß: „Napoleon will uns nie bekriegen, wir müssen aber den Krieg gegen ihn anfangen." — „Nein," fuhr Napoleon fort, „ich will nicht den Krieg, nicht als ob ich Bedenken hätte über meine Macht, wie Sie sich leicht denken können, sondern weil das Blut meines Volkes kostbar, und weil es meine erste Pflicht ist, keines zu vergießen, außer wenn es seine Sicherheit und Ehre erfordert. Aber dieses gute Volk von Berlin ist das Opfer des Krieges, während diejenigen, welche ihn verursachten, sich gerettet haben. Ich werde aber diesen Hochadel so demüthig und gering machen, daß er sich genöthigt sehen wird, sein Brot zu erbetteln." — Indem der Kaiser seine Ansichten dem Gemeinderathe auseinandersetzte, sagte er: „Ich verlange, daß mir Niemand die Fenster einwirft. Mein Bruder, der König von Preußen, hörte auf an jenem Tag König von Preußen zu sein, an welchem er den Prinzen Louis Ferdinand nicht hängen ließ, als dieser so verwegen war, dem Minister die Fenster einzuwerfen."

Aus Berlin sandte Napoleon am 11. November 1806 an den Sultan Selim folgendes Schreiben:[1])

Schreiben an Sultan Selim.

„Sehr hoher, sehr ausgezeichneter, sehr mächtiger, sehr hochherziger und unbesiegbarer Fürst! Großer Kaiser der Moslimen! Sultan Soliman, mein sehr theuerer und vollkommener Freund! Gott wolle Deinen Ruhm und Deine Hoheit bis zu Deinem seligen Ende bewahren! An dem nämlichen Tage, an welchem

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 638. Au Sultan Soliman.

unsere Feinde von Dir die Moldau und Walachei verlangten, und zu Dir von meiner Niederlage sprachen, trug ich bei Jena einen merkwürdigen Sieg davon und brach auf zu anderen Triumphen. Die preußische Armee ist fast vernichtet oder gefangen! — Ganz Preußen ist jetzt in meiner Gewalt, ich stehe jetzt in Berlin und in Warschau; ich verfolge mit 300.000 Mann meinen Vortheil und werde erst Frieden schließen, wenn Du im Besitze Deiner Fürstenthümer durch die Wiederherstellung der beiden Hospodare Calimachi und Alexander Suzzo gelangt sein wirst. Fasse wieder Vertrauen, das Schicksal hat Deinem Reiche Dauer versprochen. Ich bin gesendet, das türkische Reich zu retten. Meine Siege sollen auch Dir nützen. Der Augenblick ist gekommen, wo die erhabene Pforte ihre Thatkraft wieder finden und ihre Heere absenden soll, um Bender, Choczim und die ganze Linie am Dnjester zu decken. Ich weiß, daß die Russen ihre Streitmacht jetzt von dieser Grenze zurückziehen und gegen mich richten; ich suche sie auf und gehe ihnen entgegen. Schwanke nicht länger, sie betrügen Dich nur in ihrer Ohnmacht; sie ließen sich Deine Provinzen ausliefern; die osmanische Tapferkeit muß ihnen eine Sperre anlegen. — Zudem bitte ich Gott, o Du sehr hoher, sehr ausgezeichneter, sehr mächtiger, sehr hochherziger und unbesiegbarer Fürst, mein sehr theuerer und vollkommener Freund, daß er die Tage Deiner Hoheit mehre und sie bis zum Ende Deiner glücklichen Tage mit allem möglichen Glück anfülle. Geschrieben in unserem Kaiserpalast zu Berlin, am 11. November 1806.

Napoleon."

Hatzfeld. Viel besprochen ist die Begnadigung des Fürsten Hatzfeld.[1]) Dieser gab, gegen sein Versprechen, unter welchem allein ihm Napoleon den Aufenthalt in Berlin gestattet hatte, seiner Regierung heimlich die genauesten Nachrichten über die französischen Truppen, über die Bestände ihrer Munition, ihrer Waffen, Bekleidung, über die Zahl ihrer Stationen. Nichts wurde vergessen. Einer dieser Briefe wurde nun abgefangen. General Rapp erzählt, wie Napoleon ihm diesen Brief mit dem Befehl übergab, den Fürsten augenblicklich verhaften und in das Hauptquartier Davoust's, zwei Stunden davon, bringen zu lassen. Savary, der als Befehlshaber der kaiserlichen Gendarmerie solche Geschäfte in der Regel zu besorgen hatte, war abwesend. So hatte denn Rapp die Verhaftung zu besorgen, ließ den Fürsten jedoch nicht zu Davoust führen, sondern in das Zimmer des wachhabenden Officiers im Schlosse und trug diesem auf, Hatzfeld mit der größten Achtung zu behandeln. Rapp und Berthier wollten den Fürsten retten. Berthier sagte zu Napoleon: „Eure Majestät werden doch einen Mann aus einer der ersten Familien Berlins wegen einer solchen Kleinigkeit nicht erschießen lassen!" — und wollte Napoleons Befehl nicht schreiben. Der Kaiser verlor die Geduld und wurde heftig. Berthier verließ das Zimmer. Nun sollte Rapp den Befehl schreiben. Sofort dictirte Napoleon hastig: „Unser Vetter, der Marschall Davoust, wird ein aus sieben Obersten seines Armeecorps zusammengesetztes Militärgericht ernennen, hierbei den Vorsitz übernehmen und den Fürsten Hatzfeld als des Verraths und des Spionirens überführt, von demselben verurtheilen lassen. Das Urtheil muß heute Abend um sechs Uhr gefällt und vollstreckt sein." Napoleon befahl also kurzweg, ohne den Angeklagten sich vertheidigen zu lassen, das Todesurtheil. Rapp schrieb, erhielt auch die Weisung, den Brief des Fürsten mit dem Befehl augenblicklich abgehen zu lassen — es war Mittags zwölf Uhr — that es jedoch nicht und befand sich allerdings in Todesangst. „Ich zitterte für den Fürsten, zitterte

Rapp.

Berthier.

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben.

für mich selbst, weil ich, anstatt ihn nach dem Hauptquartier abzuschicken, denselben im Schlosse gelassen hatte. Der Kaiser verlangte sein Pferd, um dem Prinzen und der Prinzessin Ferdinand seinen Besuch zu machen. Als ich nun hinausging, seine Befehle wissen zu lassen, sagte man mir, daß die Fürstin Hatzfeld in der Antichambre ohnmächtig hingefallen sei und mich zu sprechen wünsche. Ich ging zu ihr, verheimlichte ihr keineswegs Napoleons Zorn, sagte, daß wir eben ausreiten würden, und gab ihr den Rath, uns zu dem Prinzen Ferdinand voranzueilen, um dessen Theilnahme an dem Loose ihres Gemahles anzuregen. Ich weiß nicht, ob sie sich wirklich an ihn gewendet hat, aber sie befand sich in einem Corridor seines Palais und warf sich im größten Jammer zu des Kaisers Füßen, dem ich ihren Namen nannte. Sie war schwanger. Napoleon schien von ihrer Lage gerührt und sagte zu ihr, sie möchte sich ins Schloß verfügen, zugleich trug er mir auf, an Davoust zu schreiben, daß der Urtheilsspruch aufgeschoben werden möchte; er glaubte, daß der Fürst Hatzfeld schon fort sei. Napoleon kam dann in das Schloß zurück, wo die Fürstin ihn erwartete; er ließ sie in den Salon eintreten, wo ich auch blieb. „Ihr Gemahl", sagte er in einem gütigen Tone, „hat sich in eine traurige Lage versetzt; er hat nach unseren Gesetzen das Leben verwirkt. General Rapp, geben Sie mir seinen Brief. Hier, lesen Sie selbst!" Sie zitterte über und über. Napoleon nimmt jetzt den Brief zurück; zerreißt und wirft ihn ins Feuer. „Ich habe nun keinen Beweis mehr, gnädige Frau. Ihr Gemahl ist begnadigt." — Er befahl mir jetzt, ihn sogleich aus dem Hauptquartier kommen zu lassen. Ich gestand, daß ich ihn noch gar nicht fortgeschickt hatte, und er machte mir keine Vorwürfe darüber, schien selbst damit zufrieden zu sein." So erzählt Rapp; etwas anders schreibt Napoleon selber darüber, 6. November 1806, an Josephine: „Ich hasse intriguante Frauen mehr als Alles; gute, versöhnliche, süße Frauen liebe ich; siehe, wie ich gegen eine solche gnädig war, nämlich gegen die gute und gefühlvolle Hatzfeld. Als ich ihr den Brief ihres Mannes zeigte, sagte sie tief ergriffen und naiv: „Ja, das ist seine Schrift." Als sie las, ging ihr Ton mir zur Seele, ich fühlte Pein; ich sagte zu ihr: „Wohlan, Madame, werfen Sie den Brief ins Feuer, dann habe ich keine Macht mehr, ihn zu strafen!" Sie verbrannte den Brief und schien mir sehr glücklich zu sein. Zwei Stunden später wäre ihr Mann erschossen worden. Du siehst, wie ich gute, einfache, gefühlvolle Frauen liebe, weil sie Dir gleichen." — Die Rémusat erzählt, diese Begnadigung habe in Paris viel mehr gefallen, als all seine Siege.[1])

Fürstin Hatzfeld.

Napoleon an Josephine.

Am 21. November 1806 erließ Napoleon in Berlin das berüchtigte Blokade-Decret, durch welches er dem verhaßten England die schwerste Wunde beizubringen hoffte.

Blokade-Decret.

Es lautet: „Napoleon, Kaiser der Franzosen und König von Italien. In Erwägung: 1. daß England nicht das von allen übrigen cultivirten Völkern angenommene Völkerrecht anerkennt; 2. daß es jede Person, welche einem feindlichen Staate angehört, als Feind betrachtet und daher nicht allein die Mannschaften der Handelsfahrzeuge und der Kauffarteischiffe, sondern auch die Handelsfactoren und die Kaufherren, welche in ihren Handelssachen reisen, zu Kriegsgefangenen macht; 3. weil es auf Schiffe und Handelswaaren, und sogar auf das Eigenthum der Privaten das Eroberungsrecht ausdehnt, welches sonst nur auf die Güter des feindlichen Staates angewendet wird; 4. weil es auf Städte und

[1]) Corresp. XIII, 6. Nov. — Mémoires de Mad. de Rémusat. III, p. 96.

unbefestigte Handelshäfen, auch auf Baien und Mündungen der Flüsse das Recht der Blokade ausdehnt, welches sonst nach der Vernunft und dem Gebrauch der civilisirten Völker nur auf befestigte Plätze angewendet wird; 5. weil es Plätze für blokirt erklärt, vor welchen nicht ein einziges Kriegsschiff kreuzet, obgleich ein Platz nur blokirt sein kann, wenn er dergestalt beobachtet ist, daß man sich solchem ohne eine dringende Gefahr, aufgebracht zu werden, nicht nähern kann; 6. weil es ausgebreitete Küsten und ein ganzes Reich in Blokadestand erklärt hat, welche die vereinigte britische Seemacht doch nicht blokiren könnte; 7. weil dieser ungeheure Mißbrauch des Blokaderechts keinen anderen Zweck hat, als die Verbindungen unter den Völkern zu verhindern und den Handel und die Industrie Englands auf den Ruinen der Industrie des Continents zu erheben; 8. weil dies nun Englands Zweck ist und also Jeder, welcher auf dem Continent mit englischen Waaren handelt, sich zum Mitschuldigen macht; 9. weil dieses den ersten Zeitaltern der Barbarei angemessene Betragen Englands dieser Macht zum Nachtheil aller anderen nützlich ist; 10. weil es dem Naturrecht gemäß ist, dem Feinde alle Waffen, deren er sich bedient, entgegenzusetzen und ihn nach seiner Manier zu bekämpfen, wenn er alle Ideen der Gerechtigkeit und alle liberalen Gesinnungen verkennt, welche das Resultat der Civilisation unter den Menschen sind: — so haben Wir beschlossen, die Grundsätze anzuwenden, welche sein gegenwärtiges Seerecht enthält."

Gründe.

Beschluß.

„Die Anordnungen des gegenwärtigen Decrets werden so lange beständig als Grundsätze in unserem Rechte gelten, bis England anerkannt haben wird, daß zu Wasser und zu Land das nämliche Kriegsrecht gilt, daß die Kapereien sich auf kein Privateigenthum und auch nicht auf Personen, welche keine Waffen tragen, erstrecken dürfen, und daß also das Recht der Blokade bloß auf befestigte Plätze angewendet werden kann, welche man mit einer hinreichenden Macht einschließt" —

„In Folge dessen haben Wir beschlossen und verordnen Nachstehendes:

Folgen.

„1. Die britischen Inseln werden in Blokadezustand erklärt. 2. Aller Handel und Briefwechsel mit den britischen Inseln wird untersagt. Demzufolge werden die Briefe und Pakete, welche nach England oder an einen Engländer gerichtet oder in englischer Sprache geschrieben sind, durch unsere Posten nicht befördert, sondern confiscirt. 3. Jedes englische Individuum jeden Standes und Gewerbes, welches sich in den von unseren oder unseren Alliirten Truppen besetzten Ländern befindet, soll kriegsgefangen sein. 4. Jedes Magazin, jede Waare, jedes Eigenthum, wie es auch beschaffen sein möge, wenn es einem englischen Unterthan gehört oder aus englischen Fabriken herstammt, wird für eine gute Prise erklärt. 5. Der Handel mit englischen Waaren wird verboten und jede England gehörige Waare, welche aus seinen Fabriken und Kolonien herstammt, wird für eine gute Prise erklärt. 6. Die Hälfte des Ertrags der Confiscationen von Waaren und Eigenthum, welche nach obigen Artikeln für eine gute Prise erklärt worden sind, soll diejenigen Kaufleute entschädigen, welche durch englische Kreuzer, welche ihnen Waaren weggenommen haben, Verluste erlitten. 7. Jedes Schiff, welches direct aus England oder englischen Kolonien kommt, oder darin seit Veröffentlichung des gegenwärtigen Befehles gewesen ist, soll in keinem Hafen aufgenommen werden. 8. Jedes Schiff, welches durch eine falsche Erklärung den vorstehenden Anordnungen entgegenhandelt, soll confiscirt und Schiff und Ladung als englisches Eigenthum angeführt werden. 10. Unser Prisen-Tribunal in Paris erkennt in letzter Instanz in allen Streitigkeiten, welche in unserem Reiche oder in den durch französische Truppen besetzten Landen in Hinsicht der Vollziehung der gegenwär-

tigen Verordnung entstehen können. Unser Prisen-Tribunal in Mailand soll in letzter Instanz über alle Streitigkeiten erkennen, welche im Umfang unseres Königreiches Italien entstehen können. 11. Die gegenwärtige Verordnung wird durch unseren Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Königen von Spanien, Neapel, Holland, Etrurien und unseren anderen Verbündeten mitgetheilt, deren Unterthanen wie die Unsrigen Opfer der Ungerechtigkeiten und der Barbarei der englischen Strafgesetzgebung sind. Unsere Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, des Seewesens, der Finanzen, der Polizei, und unsere Postdirectoren werden jeder in ihrem Fache mit der Vollziehung der gegenwärtigen Verordnung beauftragt. Napoleon."

So der Wortlaut des Blokade-Decrets, das mehr aus Haß, denn aus weiser Berechnung hervorging, und das dem Festland und Napoleon mehr schadete als England, dem er eine tödtliche Wunde beizubringen gedachte, und das alle Völker gegen ihn aufbrachte. Napoleons Jugendfreund Bourrienne, und jetzt sein Gesandter in Hamburg, sagt darüber:

„Männer ohne Handelskenntnisse hatten dasselbe ersonnen, weil sie sahen, daß der Kaiser gerechter Weise wider Englands Doppelzüngigkeit und dessen Abneigung, mit ihm in ernste Unterhandlungen zu treten, sowie wegen dessen System, ihm stets neue Feinde auf dem Festland entgegenzustellen, unwillig war, bestimmten ihn, das Berliner Decret zu erlassen, welches ich nur als eine thörichte und tyrannische Handlung betrachten kann. Um diese Anordnung zu verwirklichen, bedurfte man Flotten. Ohne Flotten und Marine war es lächerlich, die britischen Inseln in Blokadezustand zu erklären, während englische Flotten die sämmtlichen Häfen Frankreichs wirklich blokirten; deßungeachtet ließ Napoleon das ganze Blokade-Decret wirklich ergehen. Uebrigens war das gesammte Continentalsystem Nichts als Geldschneiderei, Betrug und Plünderung."[1] Man kann jetzt kaum begreifen, wie Europa auch nur einen einzigen Tag diese fiscalische Tyrannei ertragen konnte, kraft welcher man zu den ungeheuersten Preisen Waaren hinauftrieb, welche die Gewohnheit dreier Jahrhunderte den Armen sowie den Reichen unentbehrlich gemacht hatten. Man verkaufte Licenzen zum Handel mit den verbotenen Waaren um ungeheure Preise. Zucker und Kaffee, an die sich das alte Europa gewöhnt hatte, waren nicht zu haben, oder nur um ungeheure Preise. Der Schleichhandel im Kleinen wurde mit dem Tode bestraft, während die Regierung ihn im Großen betrieb. Bourrienne meint,[2] dieses System beweise nur wieder die große Wahrheit der Geschichte, daß das menschliche Herz unersättlich ist, und daß der Verstand gewisse Irrthümer nicht ablegen will. Der Schleichhandel nahm einen riesigen Aufschwung. Ungeachtet der vielen Zollbeamten wurden gewisse Waaren doch immer eingeschmuggelt; trotz der Todesstrafe, die so oft vollzogen wurde, reizte die Größe des Gewinns immer zum Wagniß. Die Gefängnisse wurden mit Straffälligen überfüllt. Das System brachte die Völker Europas gegen Napoleon auf und erregte größeren Haß, als wenn er zwanzig Könige gestürzt hätte: Elend und Entbehrungen reizten zu einer allgemeinen Erhebung. Napoleon mußte alle mit ihm verbündeten Staaten nöthigen, das gleiche System durchzuführen; wenn eine dieser Regierungen den Unterschleif insgeheim

Licenzen.

[1] Bourrienne, Mémoires VII, ch. 16.
[2] Ibid. VII, ch. 16.

duldete, so war das ganze System lächerlich, zudem daß es drückend und quälerisch war.

Dies zeigte sich bald. Damals aber stand Napoleon auf der Höhe des Glückes. Wie sehr dieses auch hochbegabte Geister blendete, beweist das Beispiel Johannes von Müllers. —

Napoleon und Johannes von Müller.

Dieser hatte die Eingabe der Prinzen gegen die Cabinetsregierung abgefaßt und war eines der lautesten und rührigsten Mitglieder der Kriegspartei gewesen und hatte die drohende Universalherrschaft des Korsen als das größte Unglück bezeichnet, welches die Welt der Cultur und Freiheit treffen könnte. Er stieß am lautesten in die Kriegstrompete und verübelte es dem König, daß er die Abfassung des Kriegsmanifestes nicht ihm übertrug. Nun kam das Unglück bei Jena über das preußische Heer und Johannes von Müller, der bisher den preußischen Staat als eine providentielle Schöpfung gepriesen, begann an seiner Zukunft zu verzweifeln und nach dem Sieger hinüber zu blinzeln. Er blieb in Berlin. An den Fürstprimas schrieb er, er wünsche vom Kaiser bemerkt zu werden, und die Franzosen behandelten ihn in der That mit ausgesuchter Höflichkeit: er behielt seine volle Besoldung, während alle anderen Beamten auf Halbsold herabgesetzt wurden; er war frei von Einquartierung, auf Befehl Berthiers. „Bei ihm, bei dem Erbprinzen von Baden, dessen Wohlwollen ich nicht genug rühmen kann“,[1] schreibt er an seinen Bruder Georg, „bei dem General-Intendanten Daru habe ich mehrmals gespeist. Von dem Kaiser habe ich in Ansehung meiner Nichts anderes erfahren, als was mich zu der besten Hoffnung für die Zukunft berechtigt. Ich sehe es, Gott hat ihm das Reich, die Welt, gegeben. Nie wurde dieses offenbarer, als durch diesen Krieg, der mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit geführt, ihm einen Sieg aufgedrungen hat, welcher nur jenen alten bei Arbela und Zama verglichen werden kann. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehen sollte, so ist das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften mehr als andere Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals gegen ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer anderen Partei oder vielmehr bei einer anderen Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung, wenn nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechliche, erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den gesammten

Müllers Umschlag.

[1] Johannes von Müller, Sämmtliche Werke. Bd. VII, S. 240.

Zusammenhang der Weltgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen und kühn, aber leise, den Schleier ein wenig zu lüpfen, der die wahrscheinliche Zukunft deckt. Diese Betrachtungen sind so groß und befriedigend für mich, als sie einst für das Publicum interessant sein werden, wenn ich sie zu Papier bringen kann. Aber alle Pläne hangen jetzt von dem ab, was mit mir geschehen wird. — Paris ist jetzt, wie das alte Rom, die Hauptstadt der civilisirten Welt, also mir am liebsten, außerdem daß ich der großen Städte nun einmal gewohnt bin." —

Müller hatte in Berlin versprochen, das Leben Friedrichs II. zu schreiben und der König hatte ihm dafür unbedingte Benützung der Archive zugestanden. Offenbar ist er nun geneigt, das Leben Napoleons zu schreiben, und muß dies auch bei Maret haben durchblicken lassen. Napoleon mußte wünschen, von einer so fähigen Hand dargestellt zu werden — er hat auf Helena gesagt, er würde Corneille, wäre dieser unter ihm gestanden, zu einem Herzog erhoben haben. Napoleon wollte darum auf Müller Eindruck machen und ihn für sich gewinnen. Aus dieser Stimmung ist der Brief zu erklären, worin dieser eine Audienz schildert, zu der ihn Napoleon auf den 20. November 1806, sieben Uhr Abends, beschieden hatte: [1])

Audienz 20. November 1806.

„Der Kaiser saß auf einem Sopha, wenige mir nicht bekannte Personen standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an von der „Geschichte der Schweiz" zu sprechen, daß ich sie vollenden soll, daß auch die späteren Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittlungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben.

Die Schweiz.

Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen und derselben Ursachen im Klima, in der Polygamie, und auf die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte) und der tatarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Unfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte) — und

Verfassungen

von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur (wie: größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem 15. Jahrhunderte); alsdann wie Alles verkettet und in einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völker-Conföderation, deren Idee einst Heinrich IV. gehabt, von dem Grunde aller

Religionen.

Religionen und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt werden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhandlung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach bisweilen und ging in die Discussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft, wie vor Gott, muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen,

---

[1]) Sämmtliche Werke. Bd. VII, S. 243.

sein gediegener Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Begeisterung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mich mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog von Benevent waren indeß gekommen: er unterbrach sich nicht. Nach fünfviertel oder anderthalb Stunden ließ er das Concert beginnen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich II. (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten; wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich II. war etwas voltairianisch. Im Uebrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert." — Das war vollendete Fahnenflucht in das feindliche Lager. Mit Befriedigung schreibt Müller 19. December: „Der Kaiser hat über meine Unterredung Zufriedenheit geäußert und so gesprochen, daß Viele glauben, er werde meiner nicht vergessen." — Clarke, der französische Stadthauptmann in Berlin, empfing ihn gern; er freut sich des Umgangs mit französischen Officieren, welche von der äthiopischen Grenze und aus Italien durch ganz Deutschland gekommen waren, und so angenehm zu erzählen wußten; er lernte Denon kennen, der trotz seiner sechzig Jahre noch ein Jüngling wäre, und der auf die Frage, wie er so erstaunliche Strapazen aushalten konnte? — die Achsel zuckte und die Antwort gab: „Mit dem Kaiser vergißt man Vieles, man fühlt in sich eine andere Kraft." —

Friedrich II. — Clarke. — Denon.

Indeß schien Napoleon ihn wirklich vergessen zu haben. In Berlin hatte man Müllers Fahnenflucht scharf ins Auge gefaßt: seine französische Rede über Friedrich II. in der Akademie gab Anlaß zu Reden über seine Charakterlosigkeit. „Der Vortrag über Friedrich II. hat der pöbelhaften Gemeinheit nicht gefallen: er sei zu sehr in Schatten gestellt." [1]) In Berlin war seines Bleibens nicht mehr, er selber gesteht ein: „man muß sich nun denken, die auf das morschgewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müssen auf das Neue übertragen werden". Sorge um die Zukunft ängstigte ihn in mancher bangen Stunde, selbst in den schrecklichsten Träumen der Nacht. Sogar in einem der Staaten des Rheinbunds, den er für den Keim einer Wiedergeburt Deutschlands halten mochte, wäre er mit einer Stelle zufrieden. Zuletzt nahm er eine Einladung nach Tübingen an, die ihm sein Freund Spittler verschafft hatte. Von Memel aus sah man seinen Abzug nicht gern, man beklagte seine Charakterlosigkeit, einst hatte die Königin namentlich viel auf ihn gehalten. Zu gleicher Zeit hatte ihm der Minister Stein Aussichten eröffnet, an der neu zu errichtenden Universität Berlin angestellt zu werden. Man meinte am Hof, Müller solle dem Staat die Schmach nicht anthun, an ihm zu verzweifeln; er solle gedenken an so viele Freunde, an das Wohlwollen der Regierung, an das versprochene „Leben Friedrichs II." Auf der Reise in Frankfurt am Main ereilte ihn ein französischer Courier, der ihn schleunigst nach Fontainebleau berief, und ihn mit der Ernennung zum Minister-Staatssecretär in dem neuen Königreich Westfalen überraschte. Ein Courier hatte ihn in Stuttgart und Tübingen gesucht, ein anderer war auf der Suche nach ihm ver-

Anklagen. — Suche nach einer Stelle. — Stein. — Staatssecretär.

1) Sämmtliche Werke. Bd. VII, S. 264.

loren gegangen. Also jetzt lockte ihn eine hohe Stellung, in der er wirken und zugleich schriftstellern konnte. Also schnell nach Fontainebleau! Der erste Eindruck nach dem Erstaunen war Freude, daß Napoleon seiner nicht vergessen.[1]) „Alles war aus Jupiters Haupt; er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben."

Müller bei Jérome. Am 12. December 1806 war Müller in Fontainebleau und sah dort am gleichen Tage seinen neuen Herrn, den König Jérome: „Er hat etwas ungemein Einnehmendes, und aus Schlesien wußte ich mehrere schöne Züge von ihm." Aber jetzt erwachten auch die Bedenken, ob er für die neue Stellung passe, und der Schmerz, daß die Zeit des ruhigen, unabhängigen Studienlebens vorüber sei. Müller schrieb bittend an Maret, um von der neuen Stelle loszukommen, er wolle die Reisekosten und Alles ersetzen, aber er wolle nach Deutschland zurück. Es kam gar keine Antwort. Müller erzählt: „Nie in meinem Leben habe ich wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen. Es half kein Gebet." Müller war Mann der Regierung geworden, und mußte sogleich eine Reihe von Decreten erlassen. — Freundlich empfing ihn die Großherzogin von Berg und die Mutter Napoleons; dieser selber war damals in Italien. „Schon habe ich aus Deutschland mehrere Briefe, worin man sich der Ernennung freut. In Paris erkennt man darin Napoleons Geist. In der That ist er in Allem, was ich sehe und höre, bewunderungswürdig. „Principibus placuisse veris non ultima laus est"; er hat öfter nach mir gefragt, allein ich sage mit voller Wahrheit Jedem, daß ich diese Stelle nicht nur nicht gesucht, noch gewünscht, sondern mit Scheu und Grauen übernommen habe, und in dem Augenblick, wo ich derselben entladen, mehr Wonne und Freude fühlen werde als jetzt, weil ich meine Studien über Alles liebe. Indeß kann ich den jungen König nicht anders als lieben; man glaubt, ich könne Gutes stiften; man macht mir, wenn das Königreich in Ordnung ist, nach drei bis vier Jahren Hoffnung auf eine ruhige, schöne Stelle, wo ich diese Erfahrungen, diese großen und wichtigen, mit dem Resultate meiner Studien combinirend, wie jene Staatsmänner alter Jahrhunderte, die Geschichte werde schreiben können. Also, ich gebe mich hin. Sollte ich in vierzehn Tagen, oder in einem Jahre verabschiedet werden, so unterstehe sich Niemand mich zu trösten, denn ich würde dem ins Gesicht lachen. Indeß werde ich möglichst viel Gutes thun, dem Wohl der Nation und dem Ruhm des Königs eifrig dienen, und unverständige Urtheile verachten."[2]) — Schöner Traum des geistreichen Mannes! Aber der Amtsgeschäfte wurden bald so viele, daß seine Gesundheit in ernste Gefahr kam; er wurde schwermüthig, als er in seinen historischen Studien sich nicht mehr erholen konnte. Gutes vermochte er wirklich da und dort zu thun, zum Beispiel Unruhen der Studenten in Göttingen beizulegen; er widerrieth das Anrücken des Militärs gegen den stillen Sitz der Musen und bewirkte durch einen von hohen Gedanken und edlen Gefühlen geschwellten Aufruf an die Jünglinge mehr und schneller, als mehrere Regimenter hätten wirken können. Da ward ihm die kurze Freude zu Theil, mit gelehrten Freunden zu verkehren, wie mit dem alten Heyne, den seine Füße kaum mehr tragen mochten, dessen Kopf aber noch hell und dessen Muth ruhig war. Aber Müller hatte nicht bloß für eine, er hatte für fünf Universitäten zu sorgen und traf bei seiner Rückkehr 300 Briefe vor, die zu erledigen waren. Von diesen Universitäten sollten mindestens zwei aus

(Randnotizen: Träume. — Geschäfte. — Universitäten.)

[1]) Sämmtliche Werke. Bd. VII, S. 318.
[2]) Ibid. VII, p. 320—21.

Ersparungsrücksichten eingezogen werden. Welcher Schmerz für diesen gefühlvollen und conservativen Unterrichtsminister! Dazu hatte er viele Gymnasien zu regeln. Die Last der Geschäfte erdrückte ihn, er bekam Ahnungen eines baldigen Todes. Ihn schmerzte, daß er so Vieles begonnen und so wenig vollendet habe. Er suchte durch höhere Gedanken das Gemüth wieder hinaufzustimmen. Im Mai 1808 erheiterte ihn ein Besuch, den er mit dem König der Universität in Göttingen machte, bei welchem er ihm Männer wie Gauß, Plank, Hugo, Blumenbach vorstellen, für die Bibliothek, für den botanischen Garten, für die Sternwarte sich mit Erfolg verwenden konnte.

Schwermuth.

Mehr als je empfand Müller den Widerspruch zwischen seinen einstigen Hoffnungen und seiner jetzigen Lage, trauerte er über das verlorene Leben ohne Ausgang! „Es hält schwer, Manches zu erdulden, aber was hilfts? am Ende muß ich die Bürde doch wieder aufnehmen. Ich gehe, wie Sisyphus, meinen Stein rollen, dabei den Kelch trinken, den Unwissenheit, Immoralität, Eigendünkel mir etwa heute zubringen mag, — dann sorgenvoll, ohne Aussicht, ohne Hilfe, wenn nicht einer der Himmlischen mir spart, mich hinlegen zum ersehnten Schlaf." Er bittet seinen Bruder,[1]) seinen Nachlaß zu besorgen, wie er dies bei Herder gethan, und erinnert ihn an einen Vers Gray's:

Todessehnsucht.

„Sucht sein Verdienst nicht weiter darzuthun,
Gebt seine Schwachheit nicht dem Tadler bloß,
Laßt beide sie in banger Hoffnung ruhn,
In seines Vaters, seines Gottes Schooß."

Müller macht sich Vorwürfe: „Habe ich mich etwa meines Berufes nicht würdig bewiesen? Habe ich die Mühen meines Lebens selbst vereitelt?"[2]) Er betheuert seinen Glauben an Gottes wahre Leitung aller Dinge, wenn ihm auch graut vor dem Zustand des damaligen Europa: „Alles Erhaltende, als da ist Religion, Vaterlandsliebe, urkundliches Recht, Humanitätsrücksicht — ist vorbei, es muß ein Neues geschaffen werden. Ueber der Frage — was ist der Mensch? was wird er sein? übersieht man die Neckereien des Tages.[3]) — Das Göttliche im Menschen ist die Glaubenskraft, und die will man nicht. Das wirkt selbst aufs Leben." — „Nur Gott, zu Gott hin ist Alles" — war ihm eine seiner letzten Tröstungen. Am 29. Mai 1809 schloß der große Geschichtschreiber sein Auge für immer: Europa stand damals in Flammen. Bittere Vorwürfe waren ihm in anonymen Briefen zugekommen: Europa habe jetzt keine Geschichte mehr, sein größter Geschichtschreiber habe nur Brotherren gesucht. Der französische Staatsminister hielt ihm die Leichenrede. Freunde in der Schweiz hatten ihn zu retten versucht: die gesammte Eidgenossenschaft sollte ihren Geschichtschreiber in die Heimath zurückfordern, damit er hier in Ruhe die Schweizergeschichte vollende. Der Antrag kam zu spät. —

Trost im Gottesgedanken.

Müllers Tod 1809.

Der Ruhm ist ihm nicht unverdient zu Theil, das Leben ist ihm sauer geworden. Geboren 3. Januar 1752 in Schaffhausen, Sohn des Diaconus und Conrectors war er in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, hatte aber immer das Vorgefühl eines hohen Berufes und großer Dinge und that sich durch ein riesiges Gedächtniß, durch eine feurige Phantasie und eine unermüdliche Lernbegier hervor; im neunten Jahre schon trat er in das Gymnasium ein, bald las er römische

---

[1]) Sämmtliche Werke. Bd. VII, p. 370.
[2]) Ibid. VII, p. 376—81.
[3]) Ibid. VII, p. 362.

Classiker auf eigene Faust. Alle, die den regsamen Knaben kannten, hatten die Ueberzeugung, daß seine Begabung Großes verspreche, nur sein Vater hatte Sorge vor seiner „zappelnden Beweglichkeit“, die den Plan, einen Geistlichen für die Vaterstadt heranzuziehen, bedrohte. Die Verordnung, daß jedes Landeskind, welches Theologe werden wolle, zwei Jahre an einer auswärtigen Universität zu studiren habe, führte ihn aus dem geistesengen Schaffhausen hinaus nach Göttingen. 1769 kam er als Schüler an diese Universität, deren Lehrer bald sein ungewöhnliches Talent bemerkten. Das Studium der Geschichte wurde immer in Göttingen gepflegt; in der stillen Hoffnung, einst Kirchengeschichte zu lehren, war Müller an die Universität gegangen, bald aber kam er durch den skeptischen Geist des Jahrhunderts und durch die Anregung seiner Lehrer auf den Gedanken, sie mit der Profangeschichte zu vertauschen. Er entwuchs dem Gedankenkreis, den ihm sein streng gläubiger Vater gestellt hatte, als Geistlicher in Schaffhausen eine, wenn auch dürftige, aber ehrenhafte Stellung zu bekleiden; er erklärte, er sei entschlossen, „auch auf andere Weise seinen Mitbürgern und zugleich der Nachwelt zu dienen“ — durch seine Schriften. Hatte er zuerst an einer Abhandlung gearbeitet, daß, da Christus ihr König sei, man Nichts für die Kirche zu fürchten habe,[1]) so schrieb er jetzt an einer Abhandlung „Ueber den Krieg der Kimbern und Teutonen“;[2]) Schlözer hatte ihm hiezu die Anregung gegeben. Seinem Vater schrieb er: „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire — erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll.“ — Mit ganz anderen Ansichten, als er im väterlichen Hause eingesogen hatte, kehrte er nach zwei Jahren (1771) in dasselbe zurück. Sein väterlicher Freund, der Theologe Müller, hatte ihm den Gedanken in die Seele geworfen, er solle der Geschichtschreiber seines Vaterlandes werden, und im ersten Enthusiasmus für diesen Plan hatte er dem Verleger „der großen deutschen Welthistorie“, der ihm die Bearbeitung der Geschichte der Schweiz anbot, versprochen, schon bis Michaeli 1775 den ersten Band zu liefern. Bald galt er als der hiezu geborene Geschichtschreiber der Schweiz, obschon erst zehn Jahre später der erste Band erschien. Dem Wunsche des Vaters entsprechend, legte Müller 1771 in Schaffhausen die Prüfung für das geistliche Amt ab, predigte auch einigemal, aber sein Geist folgte der Strömung des Jahrhunderts. Erst später, nach riesigen Studien, durch die bittern Erfahrungen des Lebens kam Müller zur Ueberzeugung, daß alle Strahlen geistigen Lebens im Alterthum zu Christus hinführen und alle Strahlen der Entwicklung späterer Zeiten von ihm ausgehen, daß der Heiland die Vollendung der Zeiten sei, der Mittelpunkt der Jahrhunderte.[3]) Seine Vaterstadt verlieh ihm die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium mit dem Jahresgehalt von achtzig Gulden, der für seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse nicht ausreichte. —

Jugend.

Göttingen.

Begreiflich, daß der junge Mann hinausstrebte und sein erstes Druckwerk „De bello Cimbrico“ an Kaiser Joseph II. sendete mit dem Wunsche: „Bei einer kaiserlichen Bibliothek, bei mehr Bequemlichkeit und Aufmunterung, im Umgang der größten Männer, täglich nahe bei großen Dingen, unter Joseph oder Friedrich wollte ich wichtigere Dinge ausführen. Auf Adlersflügeln erhöbe

---

[1]) Christo rege ecclesiae nihil timen dum esse.
[2]) De bello Cimbrico.
[3]) Vgl. die Einleitung zum I. Band dieses Werkes, S. XVII und XLVI.

sich mein Geist zur Sonne der Weisheit, Funken des Feuers zu stehlen, das die Alten zu unsterblichen Thaten und Werken erwärmte: dann schriebe ich die Annalen der Menschheit, dann die Geschichte und Thaten Eurer Majestät." — Welche Antwort kam, ist nicht bekannt. Nur Eines ist sicher, daß ihn hier auch schon der Plan zu einer „Allgemeinen Geschichte" beschäftigte, den er später so glänzend und zu seinem ewigen Ruhme ausführte.[1]) In „Nicolai's Journal" schrieb er damals über theologische Schriften so kühne Aufsätze, daß ihn der Herausgeber warnen mußte. Auch Lavater griff er an, der aber zu hoch stand, um sich beleidigt zu fühlen, ja ihn sogar bald nachher besuchte; während eines Aufenthaltes in Schaffhausen, schrieb Lavater über ihn an Spalding: „J. Müller ist ein Monstrum eruditionis mit zwanzig Jahren; er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist; sein Styl ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt; hat ein helles, leuchtendes Paar Augen, sonst sieht er jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich." — Dieses Urtheil macht dem Herzen, wie dem Scharfsinn Lavaters Ehre. — Vom Ehrgeiz dieses jungen Gelehrten sagt er Nichts, und doch war dieser so brennend, daß er im nächsten Jahre schrieb: „Ich bin entschlossen, Schaffhausen zu verlassen; alle Mühe mich zu bekehren, wäre überflüssig. Ich habe es geschworen, es bleibt dabei! — Ich studire tapfer schöne Wissenschaften, öffentliches, Natur- und Völkerrecht und Politik, entschlossen, nicht bloß zuzusehen, sondern zu handeln, wenigstens von Angesicht zu Angesicht den großen Schauplatz zu schauen. Im Frühling meiner Jahre möchte ich mich einem großen Monarchen weihen, Kenner und groß genug, das werdende Verdienst zu prüfen, hervorzuheben und an seinen bequemsten Standort zu stellen. Ich denke an Alles und unternehme Alles, was mein Gesicht schärfen, meinen Geist vergrößern, besonders das Gemälde Europas bei dem neuen Gleichgewichtssystem mir verdeutlichen kann. Zu verlieren habe ich hier Nichts. Was wollen die achtzig Gulden sagen, für die ich hier Professor bin? Ich bin erst einundzwanzig Jahre, ich bin — selig wer das ist — unverheirathet. Ich wünschte mir lange einen größeren Schauplatz. Für den, welchen Geist, sonst Nichts empfiehlt, taugt die Monarchie ungleich besser, als die kleine aristokratische Republik. Ich würde ungleich Mehreren nützlich sein. Und soll ich den kleinen Meistern, dem Regiment der Eisenkrämer und Perrückenmacher, welches mich unter unerhörte, einseitige Gesetze zwingen will, sclavisch gehorchen in Rede, Kleidung, Umgang und meiner ganzen Lebensart mich geniren, einen für mich unschicklichen Stand beibehalten, um — wer weiß wann — eine Dorfpfarre von 400 bis 500 Gulden zu erhalten, und dann noch der Knechte Knecht sein? Stirbt einst Friedrich, so lebt Joseph, stirbt Joseph, so lebt Leopold; wenn auch Leopold stirbt, so blüht eine freie, glückliche Insel." — Der junge Gelehrte will also nicht bloß in der Literatur Etwas leisten, er will auch eine Rolle als Staatsmann spielen.

„Allgemeine Geschichte."

In die große Welt.

Das war der schönste Traum von Müllers Leben, obschon er bei der Beweglichkeit seines Geistes, bei dem Reichthum seines Gemüthes, bei dem Vorwiegen idealer Anschauungen und Mangel an Vorsicht und Mißtrauen weniger paßte. Ein Freund, den er damals gewann und dauernd an sich fesselte, Victor von Bonstetten, ein Berner Patricier, ein wahrer Edelmann, mit welchem er manchen

Bonstettens Rath.

---

[1]) Vgl. die Einleitung zum I. Band dieses Werkes, S. XLVI—VII.

Gelehrter, aber kein Staatsmann. gehaltvollen Brief wechselte, sagte ihm dies auch ganz offen heraus: „Zu politischen Geschäften taugst Du gar nicht. Kenntniß, Geist und Beredtsamkeit hast Du mehr, als nöthig wäre, um einen großen Geschäftsmann zu bilden. Allein den Charakter eines solchen hast Du so wenig, daß Du vielmehr umgekehrt alles das im höchsten Grad besitzest, was ein Weltmann nicht haben soll. Erfahrung wird Dir vielleicht allzuspät zeigen, daß Freundschaft, Muße und Wissenschaft Dein alleiniges Leben und alles Andere Dein Tod ist. Dein Genie, von dem Du nie zu viel Gutes denken kannst, ist mehr zur Wissenschaft, als zu Geschäften tüchtig. Zur Politik gehört weniger Imagination und mehr Charakter, als Du hast. Wie viel besser für Dich, Deine Größe in Dir selbst und nicht in dem Verkennen der Fürsten, mitunter bei Lakaien und Schmeichlern, zu suchen?“ — Zeigt der wackere Berner Aristokrat hier nicht einen prophetischen Blick und eine wahre Treue gegen seinen hochstrebenden Freund?

Bonstetten führte Müller auch aus der Enge in Schaffhausen, indem er ihn 1773 auf sein Landgut Valeyres im Waadtland einlud; bald übernahm Müller die Erziehung der Söhne des Oberstaatsrathes Tronchin in Genf, wo im vorigen Jahrhundert ein reges geistiges Leben war. Auf Fürsprache der Mutter gab endlich der Vater die Erlaubniß, daß Johannes seine Stelle in Schaffhausen niederlege, die ihm der Rath der Vaterstadt auf eine Reihe von Jahren vorbehielt. In Genf schrieb Müller seine „Beobachtungen über Geschichte, Gesetze und Interessen der Menschen“, die seine Feinfühligkeit beweisen; er ahnte die großen Umwälzungen, die am Ende des 18. Jahrhunderts eintraten. Mit einem jungen Amerikaner bereiste er dann die Schweiz und legte den Grund zu seinen Schilderungen von Land und Leuten in der Schweizergeschichte. In Nordamerika sah er „das Land der Zukunft, wenn einmal Europa der Sclaverei verfiele“. Auf Anregung des Generalprocurators Tronchin hielt Müller in Genf vor einem ausgewählten Kreise von Zuhörern Vorträge über allgemeine Geschichte, die er später öfter umarbeitete, und aus welchen nach und nach seine „Vierundzwanzig Bücher über allgemeine Geschichte“ entstanden. Bei Bonstetten, der Landvogt in Sarnen im Waadtlande geworden war, arbeitete er den ersten Band der „Schweizergeschichte“ aus, der 1780 im Druck erschien und vom 12. Jahrhundert bis zur Schlacht bei Näfels reichte und sehr gut aufgenommen, ihn schnell berühmt machte. Ein neuer Ton war damit in der Geschichtschreibung in Deutschland angeschlagen. Müller schrieb mit der Eleganz der Franzosen und der Gedankenschwere eines Tacitus, den er jeden Tag las und sich zum Muster nahm. Ueber den Ursprung der Eidgenossenschaft ist man allerdings jetzt anderer Ansicht; Müller hatte jedoch die Quellen nicht, die jetzt in jeder größeren Bibliothek zu treffen sind. Für die zweite Auflage hat er das Buch vollkommen umgearbeitet. Besonders gefielen die schönen Schilderungen der alten Zeit, und der Geist des Patriotismus, den das Werk erweckte, trieb Viele, ihm Urkunden und Hilfsmittel für die Fortsetzung zu senden. 1781 erschienen seine „Essais historiques“, unter denen der bedeutendste die „Allgemeine Uebersicht der politischen Geschichte Europas im Mittelalter“ ist. Die Hoffnung, durch dieses Buch eine Stellung in Berlin zu erlangen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Friedrich II. empfing 1782 den Verfasser zwar in Audienz, scheint aber am Buch kein besonderes Wohlgefallen gehabt zu haben. Beide waren eben ganz entgegengesetzte Naturen. Auch die Aussicht, die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel nach Lessings Tod zu erlangen, schlug fehl. Müller erlangte nur eine Stelle als Lehrer der Geschichte an der Kriegsakademie in Kassel.

Margin notes: Tronchin. — Schweizergeschichte. — Friedrich II.

Großen Beifall fanden 1782 Müllers „Reisen der Päpste“, die er gelegentlich der Reise Pius VI. nach Wien erscheinen ließ. Das schöne Licht, das darin auf das katholische Mittelalter fiel, entzückte die Katholiken und befeuerte junge Talente zu ernsteren Studien über das bisher ganz vernachlässigte und verkannte Mittelalter. Ein Besuch bei Herder (1781) soll den Anlaß gegeben haben zur Rückkehr Müllers zur christlichen Weltanschauung, welcher er fortan treu blieb. Während seine Schweizer Freunde ihn an Bern durch eine Jahresrente, welche im Subscriptionsweg zusammengebracht werden sollte, zu fesseln suchten, erhielt Müller durch Empfehlung der gelehrten Mönche in Sanct-Blasien, namentlich Neugarts, einen Ruf nach Mainz als Bibliothekar; er gefiel dem Kurfürsten und wurde bald Staatsrath und Staatsreferendar, das heißt geheimer Cabinetssecretär. Dort veröffentlichte er 1787 die meisterhafte, von Kenntniß des deutschen Rechts, wie von Scharfblick zeugende politische Schrift „Ueber den Fürstenbund“, zu dem auch der Kurfürst gehörte; um die Kantone der Heimath zum Anschluß zu bewegen, bereiste er 1787 im Auftrag des preußischen Cabinets die Schweiz. Um Dalberg als Coadjutor durchzusetzen, wurde Müller mit einer Sendung nach Rom betraut.

Reisen der Päpste.

Stelle in Mainz.

Was der junge Gelehrte geahnt und vorausgesagt, trat damals ein: der Ausbruch der französischen Revolution, den er, wie viele eigentlich conservative Geister im Anfang freudig begrüßte; „periodische Revolutionen müssen eintreten, sonst schlummert Alles in Sinnlosigkeit ein“. Die Eroberung der Bastille nannte er „den schönsten Tag im Leben der Menschheit, seit dem Untergang des römischen Weltreiches“. Bald vertrieb aber die Revolution den Erzbischof und bemächtigte sich der Festung Mainz. Müller war gerade in Wien, wohin man ihn eingeladen hatte; er eilte nach Mainz zurück, um wenigstens seine Schriften und Auszüge zu retten. Custine empfing den berühmten und beliebten Mann voll Hochachtung und wollte ihn an die Spitze der Verwaltung stellen, aber Müller wollte sich selbst und seinem Charakter nicht untreu werden, lehnte ab und trat in die Dienste des Kaisers Leopold II., der ihn zum Zeichen seiner Huld in den Adelsstand als Edlen von Sylfelden erhob, und zum Geheimen Hofrath in der Hof- und Staatskanzlei ernannte.

Die Revolution.

Nach Wien.

In Wien blieb der gefeierte Gelehrte Johann von Müller zwölf Jahre, anfangs zur Correspondenz mit Rom und zu Staatsschriften verwendet, einmal hatte er auch im Auftrag Thuguts die Schweiz zu bereisen: er beklagte den Untergang der Berner Aristokratie, war aber für die Mediation des ersten Consuls, den er bewunderte. Gern hätten die Schweizer ihn als Gesandten Oesterreichs dauernd in ihrer Mitte gesehen. In Wien schloß sich ihm besonders Erzherzog Johann an, wofür der Briefwechsel ein glänzendes Zeugniß gibt; hier führte er strebsame, junge Männer, wie Hormayr und Hammer-Purgstall in die Literatur ein. Wie die Regierung Stürme bestand in dieser Zeit, haben wir früher gesehen. Mit dem Jahre 1800 hörte Müllers Verwendung in der Staatskanzlei auf und trat er als Custos in die Hofbibliothek, was seine Studien und Arbeiten ungemein förderte. Als er aber nach Erledigung der ersten Stelle nicht Director wurde — da man nur einen Katholiken nach altem Brauch wählte, wurde er verstimmt und geneigt, Oesterreich zu verlassen. Im Sinn der deutschen Partei, welche Wien, Dresden, Berlin zu einem neuen Bund gegen Frankreich vereinen wollte, reiste er 1804 nach Dresden und Berlin, wo man ihn glänzend aufnahm und zum Geheimen Rath, ständigen Secretär der Akademie und Historiographen des königlichen Hauses ernannte und für immer zu fesseln suchte. Fried-

Hofrath in Wien.

Erzherzog Johann.

Custos.

In Berlin. rich Wilhelm III. wünschte von ihm eine „Geschichte Friedrichs II.“ und sprach in einem Handbillet die Hoffnung aus, daß ihm gelingen werde, was bisher keinem Andern gelungen sei. Mit neuem Lebensmuth warf sich Müller auf die Arbeit, 1791 war der zweite, 1794 der dritte Band seiner „Schweizergeschichte“ erschienen; die vielen Hilfsmittel, die Wien ihm bot, hatten seine Studien gar sehr gefördert während der zwölf Jahre, die er in der Kaiserstadt zubrachte. In Berlin wehte ihn neue Lebenslust an, er legte die letzte Hand an den vierten Band seiner „Schweizergeschichte“, er übernahm die Herausgabe von Herders „Historischen Schriften“, schrieb die Einleitung zum „Cid“, arbeitete an seiner „Weltgeschichte“, durchforschte das Staatsarchiv, lernte dabei die Venetianischen Relationen kennen, deren Bedeutung für das Studium der Staatengeschichte er rasch erfaßte, kam auf den Gedanken, im Verein mit der Akademie, die „Quellen der Geschichte des Mittelalters“ herauszugeben, regte junge Männer, wie Woltmann, Luden, Friedrich v. Raumer, zu wissenschaftlichen Leistungen an, und schwelgte schon im Gedanken, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen.[1]) Da weckte ihn der Donner der Kanonen aus seinen süßen Träumen auf und ließ ihn mit einer Schnelligkeit, die seine wärmsten Freunde und Gönner beschämte, an Preußen verzweifeln, und bestimmte ihm die eiserne Hand des Siegers rasch eine neue Lebensstellung. —

(Randnote: Herders Nachlaß.)

Verhandlungen. Wechsel im preußischen Ministerium. Stein.

Der längere Aufenthalt Napoleons in Berlin hing mit Unterhandlungen zusammen, die damals mit dem König von Preußen gepflogen wurden.

Bitte um Waffenstillstand. Wir sahen oben, daß Napoleons Schreiben vom 12. October, welches noch Friedensgedanken erweckte, erst am Morgen des 14. October in des Königs Hände gelangte und die Schlacht nicht mehr aufhalten konnte, aber doch einer Hoffnung auf Einstellung der Feindseligkeiten Raum gab. Lucchesini ward 18. October mit einem freundschaftlichen Schreiben an Napoleon um einen Waffenstillstand abgesendet, wurde aber vom Kaiser, der seinen Sieg verfolgen und den Preußen nicht lange Zeit lassen wollte, sich zu erholen, nicht einmal vorgelassen. Duroc erhielt vielmehr den Auftrag, die Sache mit ihm abzumachen, der, 22. October, die Oder als Grenzlinie zwischen beiden Heeren und die Uebergabe von Magdeburg und Halle verlangte. In Wittenberg, wohin Lucchesini zurückkehrte, forderte Duroc als Bedingung des Friedens hundert Millionen Franken zur Kriegsentschädigung, Abtretung aller preußischen Gebiete links von der Elbe, Ausschließung Preußens von jeder Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten, welche sämmtlich mit dem Rheinbund vereinigt werden sollten; Braunschweig und der Prinz von Oranien müßten ihre Länder verlieren. Soviel wagte Lucchesini nicht zuzugestehen. Am andern Morgen sagte ihm beim Abschied Duroc noch, wenn der König diesen Frieden nicht annehme, bleibe ihm Nichts übrig, als sich auf die Russen zurückzuziehen, auf die Napoleon besonders erzürnt sei

(Randnoten: Duroc's Forderungen. — Drohung)

---

[1]) Für Joh. v. Müllers Biographie sind seine vom Bruder Georg veröffentlichten Briefe Hauptquelle, zu denen Maurer-Constant einen Nachtrag herausgab. Vgl. Mezger, Das Leben Georg Müllers. 1884. — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. München 1885, und von demselben den betreffenden Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Bd. XXII, S. 587—610.

und die er zu schlagen wünsche, deßhalb liege ihm jetzt gar nichts am Frieden; neue Siege würden ihm bald das Recht zu noch ganz anderen Forderungen geben. Nur langsam, denn die Franzosen hielten ihn absichtlich auf, kehrte Lucchesini zum König zurück, der, unter dem Druck der Unglücksbotschaften, vom Fall der Festungen, von der Auflösung des Heeres, 26. October im Tone der früheren Freundschaft nach der Aufnahme seines Gesandten sich erkundigte und den Wunsch aussprach, aus der peinlichen Ungewißheit herauszukommen und in Verpflichtungen einzutreten, die der Anfang neuer und unveränderlicher Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen werden sollten. Indeß brachte ein Bote Lucchesinis dem König nach Graudenz die Bedingungen Durocs und in einer Conferenz wurde beschlossen, da jeder Augenblick neues Unglück bringen und die Forderungen des Siegers steigern könnte, Lucchesini und Zastrow zu ermächtigen, die Wittenberger Bedingungen zu unterzeichnen, wenn sie vorher vergebens jedes Mittel versucht hätten, bessere zu erlangen. Beide trafen 27. October im französischen Hauptquartier ein, erklärten sich am 30. October bereit, die Wittenberger Bedingungen zu unterzeichnen, erhielten aber keine befriedigende Antwort, denn indessen hatte Hohenlohe capitulirt und hatte in Polen die Erhebung begonnen, und hatte Napoleon Aussicht, die ganze preußische Monarchie in Besitz zu nehmen. Talleyrand, an den die Friedensboten gewiesen wurden, erklärte ihnen, die Absicht des Kaisers über den Zeitpunkt und den Inhalt des Friedens sei noch nicht bestimmt, und Duroc legte ihnen nun den neuen Entwurf eines Waffenstillstandes vor: alle preußischen Truppen sollten sich hinter die Weichsel zurückziehen, Thorn, Graudenz, Kolberg, Danzig und den größten Theil Schlesiens mit Glogau und Breslau den Franzosen überlassen werden — und die Verhandlung dann in Charlottenburg beginnen. Preußen müsse aber die heranziehenden Russen zum Rückzug über die Grenze zwingen, und während der Verhandlungen keinerlei fremde Truppen in sein Gebiet einlassen. Dann war aber Preußen rückhaltlos in der Gewalt seines raubgierigen Gegners, bei dem nach jedem Erfolg der Drang nach Mehr zunahm. — Die Erhebung Polens wurde benutzt, um den Preußen bange zu machen, Talleyrand drohte, daß die preußischen Provinzen französischen Vasallen übergeben werden sollten. „Es hat sich sogar der Entwurf einer Proclamation erhalten, in welcher die Absetzung des Hauses Hohenzollern schon ausgesprochen war.“ [1])

Brief des Königs.

Wittenberger Bedingungen.

Lucchesini und Zastrow waren in solcher Angst, daß sie den Waffenstillstand zu Charlottenburg unterzeichneten; längstens bis zum 21. November sollte er vom König in Graudenz genehmigt sein.

Charlottenburger Stillstand.

Wird der König diesen Waffenstillstand unterzeichnen, der den größten Theil seines Landes den Franzosen überliefert und von diesen keine andere Leistung verlangt, als daß sie an der Weichsel Halt machen, wogegen sie genügende Frist haben, den Rücken zu decken, Verstärkung an sich zu ziehen, die Macht des Aufstandes in Polen zu verstärken, um die Russen anzugreifen und aus dem König von Preußen einen französischen Präfecten zu machen, denn ein unabhängiges Preußen war unter Napoleon nicht möglich? Wird Friedrich Wilhelm III. es über sich bringen, die Russen zur Rückkehr zu zwingen? Eben hatte er von Alexander I. ein Schreiben vom 3. November erhalten, worin jener edelmüthig versprach, ihm

[1]) Häusser, Die Kabinetsregierung in Preußen und Joh. Wilh. Lombard. S. 298.

an der Spitze von 140.000 Mann zu Hilfe zu kommen. Wird er sich in die Lage versetzen, seinen treuesten Bundesgenossen betrügen zu müssen? Haugwitz, Prinz Heinrich, Minister Schrötter, die Generale Kalkreuth und Geusau riethen ihm zur Annahme; die Minister Voß und Stein sprachen dagegen, denn dieser Waffenstillstand biete gegen den Feind keine Sicherheit und beraube den König seiner letzten Zuflucht, des Vertrauens der Nation, des russischen Kaisers und Englands.[1])

vom König verworfen.

Das Selbstgefühl des Königs gab der Minderzahl Recht. Er verwarf den Charlottenburger Vertrag in Osterrode, wohin er sich von Graudenz zurückgezogen hatte, um sich den Russen zu nähern. Duroc kam 22. November umsonst, die Unterschrift abzuholen, der König reiste nach Pultusk ab, in das Hauptquartier des russischen Generals Bennigsen.

Aerger Napoleons.

Es war eine wichtige Entscheidung, ein Loßreißen von langer Irrfahrt. Wie sehr sie Napoleon verletzte, sieht man aus seinem Schreiben an Friedrich Wilhelm III.:[2]) „Ihr Adjutant Zastrow hatte Erfolg, der Waffenstillstand war schon unterzeichnet. Die Vorverhandlungen ließen hoffen, daß der Zwist unter uns beglichen werden könne. Eure Majestät haben aber Ihre Bevollmächtigten verleugnet und deren Abmachung nicht genehmigt. Wir sind also weiter als je davon entfernt uns zu verständigen. Eure Majestät haben mir also erklärt, daß Sie sich in die Arme der Russen wirft, und ich darf Nichts vernachlässigen, was mir nützlich sein kann, und muß mich auf neue Feinde in Stand setzen. Die Zukunft wird lehren, ob Eure Majestät den besseren und wirksamen Theil erwählt hat: sie war bisher auf dem Weg, Alles mit einigen Opfern zu begleichen. Jetzt hat sie zum Würfelbecher gegriffen und gespielt, die Würfel werden entscheiden. Sie hat jede Unterhandlung abgebrochen, indem Sie die Unterhändler verleugnete. Und doch war Sie Herrin der Lage; denn der russische General hat erklärt, daß sein Heer nur Eurer Majestät zu Hilfe komme und deren Befehle zu gehorchen habe. Da die Unterhandlung zu Ende ist, so gehört jetzt all dies dem Gebiete der Geschichte an.“ —

Haugwitz muß abtreten.

Durch die Entscheidung des Königs gegen Frankreich und für Rußland war eine Aenderung im Ministerium nothwendig geworden. Haugwitz hatte für den Waffenstillstand und für den Bruch mit Rußland gestimmt, der Czar hatte oft und offen seine Abneigung gegen den treulosen Mann ausgesprochen. Haugwitz war also ungeeignet, ferner an der Spitze der Regierung zu stehen, seine Politik hatte Preußen ins Unglück gestürzt. Er nahm deßhalb ein Augenleiden zum Vorwand, „er sei halb blind“ und bat um seine Entlassung: er erhielt sie 30. November und kehrte auf seine Güter in Schlesien zurück; später verbarg er seine Schande auf einem abgelegenen Landgut in Oberitalien, wo er bis 1831 lebte.

Wer soll Minister sein?

Wer sollte aber Minister des Aeußeren werden? Viele meinten Hardenberg; gegen ihn war jedoch der König verstimmt. Friedrich Wilhelm III. bot schon 20. November dem Finanzminister Stein diese Stellung an. Stein lehnte ab, es mangle ihm an Kenntniß der Sachen und der Formen. Doch diejenigen, welche den vollen Ernst der Lage ermaßen, glaubten, daß nur Stein die Einsicht und die Kraft des Charakters besitze, welche für die Größe der Gefahr

---

[1]) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. Berlin 1849. I, 359.
[2]) Aus Posen vom 6. December 1806. Correspondance, vol. XIV, p. 97.

nöthig war, und so wiederholte der König 29. November sein Angebot an Stein, denn er genieße das Vertrauen der Höfe, mit denen der König jetzt die nächste Verbindung unterhalte, und werde die Geschäfte gewiß so führen, wie es die Lage des Staates erfordere. Dieses Ministerium sollte jedoch nur interimistisch sein, was dem Freiherrn von Stein jedoch mißfiel, denn er fürchtete, daß der Cabinetsrath daneben fortbestehen würde und damit die Gebrechen der alten Regierung. Zwar erklärte ihm Beyme: „Ein Mann von Ihrem Geist und Ihrer Charakterstärke jetzt, in diesem Posten, kann unserer Regierung einen totalen Umschwung geben, den sie höchst nöthig bedarf, wenn das Ganze nicht unwiderbringlich verloren gehen soll. — Nur diese und keine andere Betrachtung kann auf einen Mann von Ihrer Denkungsart wirken, um eine Stelle ganz gegen seine Neigung anzunehmen. Die Form des Interimisticum hat dabei das Gute, daß, wenn Sie Ihre Gründe gegen diese Stelle nicht besiegen können, Sie dieselbe, sobald Sie wollen, wieder in andere, und zwar in die Hände geben können, in welchen Sie solche zum Heil des Staates am liebsten sehen. Da der König nun einmal ein Interimisticum wählen muß, so ist es ihm auch um des Grafen Haugwitz willen lieb gewesen, weil er immer besorgte, daß sein Abgang im In- und Auslande ebenso ungünstig wie der Abgang meines Collegen Lombard beurtheilt werden würde." — Stein wollte aber durch solche Gründe sich nicht belehren lassen: Abhilfe sei nur möglich, wenn der König unmittelbar mit einem aus den Ministern zusammengesetzten Staatsrath die Geschäfte leite. Also mochte er Nichts davon wissen, wenn auch nur ein Cabinetsrath zur Führung des Protokolls und zur schleunigen Ausführung der königlichen Befehle an dem Ministerrath theilnehme, denn er würde bald nur das vorlegen, was ihm beliebe, und so der Präsident des Ministeriums sein. Stein lehnte in einem ausführlichen Schreiben wieder ab; auch besitze Beyme, welcher dieser Cabinetsrath sein solle, weder das Vertrauen des russischen Hofes, noch das des Volkes. Stein hebt hervor, daß er im königlichen Dienst siebenundzwanzig Jahre zu anderen Geschäften verwendet worden sei, und daß es ihm darum schwer vorkomme, sich in die Diplomatie plötzlich hinein zu finden; man müsse für ein solches Fach sich von Jugend an vorgebildet haben. Dabei machte er eine für unsere Zeit, wo so mancher nach einem Ministerposten strebende liberale Schreier sich die nöthigen Vorkenntnisse zutraut, sehr passende Bemerkung: „Es war ein Grundsatz einer durch schmähliche Erfahrung der jetzigen Zeit als weise bewährten Vorzeit, daß in den mannigfaltigen Geschäften der inneren wie der äußeren Administration Jeder von seiner frühen Jugend an durch specielle Leitung und eigene auf einen Zweck gerichtete Ausbildung und Erwerbung von Fähigkeiten für ein einzelnes Fach der Geschäfte bestimmt werde, in welchem er dann durch mannigfaltige Erfahrung gereift, den Grad der Vorzüglichkeit zu erreichen bestrebt war, welchen zu erreichen Natur und Umstände ihm gestatteten. Als noch ein gesetzlicher Zustand der öffentlichen Staatsrechtsverhältnisse in Europa bestand, ehe die Frage des Rechts in diesen Verhältnissen als eine Thorheit zuerst beseitigt, später verachtet ward, da war der Beruf des Diplomaten, des Ministers der auswärtigen Verhältnisse, ein Beruf viel umfassender, schwer und langjährig erworbener Kenntnisse dem, welcher sich ihnen nicht ganz und von der Jugend an hingegeben hatte, nie in dem Grade vertraut, worin sie derjenige besaß, welcher sich diesen Beruf früh und ganz erwählt hatte. — Zwar ist in den Verwirrungen und Verheerungen, worin Alles unterging, was unseren Vätern Fortschreiten im Glück und unverwüstliche Kraft im Unglück gewährte, auch dieser Grundsatz verschwunden, indem Jeder sich für Alles tauglich glaubt, wovon er sich einen be-

Stein.

Beyme räth zu,

Stein weicht aus.

Einst und jetzt.

Vorbildung. stimmten Begriff bilden kann; als ob frühe Bildung und fortdauernde Erfahrung nicht die eigentliche und wahre ausgezeichnete Tauglichkeit in jedem Geschäfte verschafften. Die Folgen liegen klar vor in jedem öffentlichen Geschäfte, seitdem alle alten Verhältnisse aus ihren Angeln gehoben und alle ehemaligen bewährten Grundsätze der Staatsverhältnisse verachtet wurden." — Darum lehnte Stein ab und empfahl Hardenberg als vorzugsweise zum Ministerium des Aeußeren geeignet: er besitze auch das Vertrauen jener Höfe, mit welchen der König sich fest verbinden wolle; laut wünsche ihn die Stimme des treuen Volkes, überall, wo es mit lebendiger Regung in jedem heilbringenden Entschlusse Trost und Hoffnung für die Zukunft sehe, nicht minder, wo es unter dem Joche der Uebergewalt der Rückkehr besserer Zeiten entgegenseufze. —

Hardenberg.

Kein Cabinetsrath, Dazu müsse er aber ein freies Geständniß über die Umstände wagen, ohne welche ein neues Ministerium nutzlos würde. Die Minister seien dem König unbedingt ergeben, bereitwillig ihre ganze Kraft seinem Vortheil und dem Wohle der Nation zu weihen, aber sie müssen auch die freie und ungezwungene Einleitung zu den Berathungen mit dem König haben. Die Minister müssen sich zum unmittelbaren Vortrag und zu gemeinschaftlicher Prüfung der für jedes Fach der Verwaltung zu sanctionirenden Grundsätze verpflichten. Keine Cabinetsregierung darf zwischen dem König und den obersten Staatsdienern stehen. Seit dem Bestande dieser Zwischenbehörde seien, ohne den Trost eines einzigen besseren Erfolges, schrecklichen Ereignissen noch schrecklichere gefolgt, sei die Monarchie in ein Unglück gerathen, aus dem sie nur die Vereinigung aller Kraft, die noch übrig ist, retten, und wenn sie dies vermag, zu einer höheren Kraft erheben kann. Durch diese freie und gemeinsame Behandlung der Geschäfte sei es allein möglich, das Vertrauen der Bundesgenossen zu befestigen, den Muth unterdrückter Nationen zu stärken, die abgerissenen Provinzen zum Entschluß gefahrvoller Anstrengung aufzurichten und in den behaupteten dem Geiste trüber Hoffnungslosigkeit zu wehren, welcher allem edlen und guten Willen und aller Anstrengung fremd ist. Diese Aenderung des Systems sei die erste Bedingung der Rettung; wenn die Regierung nicht derart eingerichtet werde, so bitte er um seine Entlassung.[1])

sondern ein Staatsministerium.

Einwürfe des Königs. Der König kam durch diese Antwort in große Verlegenheit: die Unmöglichkeit auf dem bisherigen Wege fortzufahren leuchtete ihm ein, aber er wollte Beyme nicht gegen Hardenberg aufgeben, und ließ 10. December 1806 durch ersteren den Plan zu einer Vereinigung der drei wichtigsten Minister zu einer Conferenz entwerfen, neben welcher jedoch das Cabinet beibehalten werden sollte. Das Cabinet sei eine Eigenthümlichkeit des Preußischen Staates; wie viel es leiste, zeige die Regierung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Uebrigens sei Nichts ganz vollkommen, jede Regierungsform habe auch ihre schwache Seite. Alle Minister zu einem Conseil zu versammeln, würde dem Zweck, die Kraft der Regierung zusammenzufassen, entgegen sein, würde die Minister zu sehr zerstreuen, jeder würde das unabhängige Bestehen seines Departements vertheidigen. Man benöthige zum neuen Ministerium nur einen talentvollen Finanzminister, einen kraftvollen General und einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der König hätte mit diesen Ministern alle großen Staatsangelegenheiten, alle erheblichen neuen Einrichtungen zu erwägen und Cabinetsrath Beyme zur Führung des Protokolls und schleunigen Aus-

Cabinetsministerium.

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 368—69.

führung der Befehle zuzuziehen; sie müßten sämmtlich jeder Zeit freien Zutritt zum König haben und deßwegen immer in seiner Nähe sich aufhalten; sie müßten auch unter sich Conferenzen haben, um über die dem Könige zu haltenden Vorträge sich zu berathen, um die schnellste und sicherste Ausführung der königlichen Beschlüsse zu überlegen und zu leiten. Alle Kammern und Kassen müßten zur Befolgung ihrer Befehle angewiesen werden. Von den Kassen wäre bloß die Depositionskasse und der Tresor ausgenommen. — Zur Vermeidung alles Aufsehens und aller Eifersucht sei dieses Conferenz-Ministerium durch die That einzuführen; die Zeit und die Erfahrung werde dann schon lehren, ob der eine oder der andere Staatsminister diesen dreien noch beizuziehen wäre.[1]) —

Stein dagegen.

Stein lehnte wieder ab: die Behauptung, daß die Cabinetsregierung sich seit und mit dem Emporwachsen des preußischen Staates gebildet habe, sei falsch. Friedrich II. habe durch sich selbst und nicht durch sein Cabinet regiert. Was soll ein Cabinet neben dem Ministerium? — entweder ist das eine oder das andere überflüssig. „Daß ein Mittelpunkt der Regierung nothwendig ist, wird Niemand leugnen, aber mit welchem Recht folgert man daraus, daß dieser Mittelpunkt ein sich vor aller Verantwortlichkeit hinter der Person des Fürsten zurückziehendes geheimes Bureau sein soll? Mit welchem Recht darf der Fürst, welcher seine Minister prüfen, wählen, entlassen kann, sich vertrautere Räthe als sie zur Beurtheilung jedes von ihnen vorgetragenen Gegenstandes und Entschlusses für seinen näheren Zutritt wählen? Alles Gute, was die Central-Administration leisten kann, wird ein Staatsrath gewähren; warum denn eine tadelnswürdige Form, weil die gute versäumt ist, die Alles von sich selbst leistet, womit jene ihr Dasein entschuldigt? Einen Staatsrath errichten und neben demselben die Cabinetsregierung als beigeordnete, im Grunde aber rivalisirende und nach Wiedererlangung ihrer vorigen Macht arbeitende Gewalt bestehen lassen, würde entweder ein zweckloses oder ein zweckwidriges System sein. Ist es Ernst mit der Errichtung des Staatsrathes, so muß ihm sein volles Ansehen gelassen werden; soll er nur eine Form sein, so mag er lieber nicht eingerichtet werden.“ [2]) —

Denkschrift.

Hardenberg, Rüchel, Stein ließen 14. December dem König einen gemeinsamen Entwurf durch den General Rüchel übergeben. Die Unterhandlungen dauerten mehrere Tage. Stein lehnte es ab, ohne Hardenberg einzutreten, dessen Kenntnisse und Unterstützung er nicht entbehren könne, und bestand auf der förmlichen Entlassung Haugwitzens und Lombards; Beyme sei dem russischen Hof verdächtig und unangenehm und bei einem großen Theil des Publicums verhaßt, so daß der König durch seine Entfernung großentheils das Vertrauen seiner Unterthanen gewinnen würde, und forderte die ausdrückliche Erklärung der in der gemeinschaftlichen Denkschrift ausgesprochenen Grundsätze, und daß das Nebeneinanderbestehen eines Cabinets und eines Ministerrathes unzulässig, widersprechend und zwecklos sei. Schulenburg mußte dem König Beymes Entlassung anrathen. Friedrich Wilhelm III. war sehr gereizt: „Hält man mich für eine Schlafmütze, daß, wenn ich mich aus Ueberzeugung zu Etwas entschließe, ich mich bestimmen lassen werde, mein eigenes Werk zu vernichten? — Glaubt man, daß ich mich zu einem Ministerrath gegen meinen Willen entschließe, so der Gedanke dazu anmaßend, und ich versichere Sie, daß ich es aus Ueberzeugung thue.“ [3]) —

Der König

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 369—375.
[2]) Ibid. I, p. 380—382.
[3]) Ibid. I, p. 386.

für Steins Plan,

Der König ging also auf Steins Ansichten ein, aber nicht ganz, und wünschte Beyme, an den er sich gewöhnt hatte, beizubehalten, und hoffte, Steins Widerwillen gegen Beyme werde sich schon überwinden lassen. In diesem Sinne ernannte er, 19. December 1806, Rüchel, Stein und Zastrow zu Ministern: Rüchel für den Krieg, Stein für die inneren und Finanzgeschäfte, Zastrow für die auswärtigen Angelegenheiten, und bestimmte dabei: „Die an mich eingehenden Sachen, ohne Ausnahme, werden unmittelbar in meine Hände gelangen, und ich werde alle Sachen, die mir einigermaßen von Wichtigkeit sind und durch ihren Einfluß auf das Ganze sich zu einem gemeinschaftlichen Beschluß im Conseil eignen, an jedem Morgen an dasjenige Mitglied des Conseils, in dessen Fach sie gehört, gelangen lassen. Mehr gedachte drei Personen werden sich daher täglich Morgens, und insofern Gefahr im Verzuge sein möchte, noch im Laufe des Tages zusammenthun, um sich über die eingegangenen Sachen zu berathen, hierauf aber mir davon Vortrag thun. Nach geendigtem Vortrage und genommenem Beschlusse entfernen sie sich und besorgen die Ausfertigungen. — Mein Wille ist, daß bei den Berathschlagungen des Conseils der geheime Cabinetsrath Beyme als Protokollführer zugegen sei, theils um das Protokoll zu führen, theils auch, um im Falle es nothwendig wäre, die Ausfertigung sogleich aufsetzen zu können, damit mir solche bei dem Vortrage der Mitglieder des Conseils ohne Zeitverlust vorgelegt werde.“ [1]) —

aber nicht ganz.

Beyme soll bleiben.

Rüchel und Stein lehnen ab.

Zastrow nahm an, Rüchel nicht, ebensowenig Stein, denn derart werde keine Administration gegründet, welche Achtung und Vertrauen im In- und Ausland besäße, und würden aus der Regierung nicht jene Personen entfernt, die ein Gegenstand der allgemeinen Abneigung und des Mißtrauens seien. Diese Administration sei überdies nur interimistisch und diese precäre Existenz verhindere die Ergreifung fester und bestimmter Maßregeln, und dieses Verbinden sehr ungleichartiger Theile lasse Collisionen und wechselseitiges Bestreben, den Einfluß zu untergraben, mit Gewißheit vorhersehen. Alle Zwecke, welche man beabsichtigte, würden auf diese Weise nicht erreicht. Ueberdies sei die wenig schonende und unfreundliche Art, mit der man Hardenberg behandle, nicht sehr aufmunternd. „Aus diesen Gründen muß ich die mir im Conseil zugewiesene Stelle ehrfurchtsvollst verbitten.“ [2])

Zorn des Königs.

Diese wiederholte Zurückweisung verletzte Friedrich Wilhelm III., der immer das Selbstgefühl eines Königs hatte und meinte, seinen guten Absichten solle Jeder vertrauen und in diesem Gedränge von Unglücksfällen ohne langes Bedenken seinem Fürsten zu Hilfe kommen. Dazu kam noch ein Fall, der in die Finanzen eingriff, welchen Stein bisher vorgestanden war, und wenn er im Conseil dasselbe Ministerium wieder annahm, beurtheilen mußte. Ohne Steins Vorwissen war bald nach dem Einzug der Franzosen in Berlin die Bank angewiesen worden, [3]) dem Hofmarschallamt 100.000 Thaler für die Aufnahme des französischen Kaisers zu leisten. Man kann sich denken, wie schmerzlich die Anfrage für Stein war, ob diese Ausgabe fortdauern solle, und wie es mit der Zahlung weiter gehalten werden solle. Es war ein Befehl der Cabinetsregierung, daß man dem Feind, der Preußen aussog, auch noch aus geretteten Fonds den Unterhalt zahle, und der Befehl war erlassen, ohne daß man ihm denselben vorher mitgetheilt hatte. Stein wies das ganze Actenstück, mit dem er Nichts zu thun haben

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 389.
[2]) Ibid. I, p. 389—91.
[3]) Ibid. I, p. 391—92.

wolle, mit dem Bemerken zurück, es gehe den Minister des Aeußeren an. Der König ließ ihm nochmals die Acten zustellen, und wieder sandte sie Stein zurück. Zum drittenmal sandte der König das Actenstück zur Begutachtung, Stein wies es mit dem Bemerken zurück, der Staatsrath sei noch nicht constituirt. Mit andern Worten: er habe nach seiner Erklärung, daß er in das Conseil nicht eintrete, Nichts mehr mit den Finanzen zu thun.[1])

Derbe Antwort des Königs.

Jetzt riß dem König die Geduld, er schrieb 3. Januar an Stein einen derben Brief:[2]) „Ich hatte ehemals Vorurtheile gegen Sie. Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch für excentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke eignet, wo es immer Berührungspunkte gibt, die ihn verdrossen machen können. Ich überwand diese Vorurtheile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staates zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen. Am auffallendsten dabei bleibt es, daß gerade diejenigen Personen, die jetzt von Ihnen angefeindet und gestürzt werden sollen, eben diejenigen sind, die damals Ihre kräftigsten Fürsprecher waren, und ich gab nach. Sie ersetzten den verstorbenen Struensee. Ich überzeugte mir bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich in mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst für größere Wirkungskreise zu bestimmen. Ein ironischer Ausfall über Handels-Conjunctionen im vorigen Sommer, unpassend in einem ministeriellen Bericht, zog Ihnen einen verdienten Verweis von mir zu. Sie schwiegen, ob aus Ueberzeugung Ihres gehabten Unrechts? will ich dahin gestellt lassen. Nicht lange darauf erblickte ich Ihren Namen unter einer von Mehreren unterzeichneten Schrift, die ich ihrer seltsamen Form wegen, lieber ganz mit Stillschweigen übergehen will. Diesem allem unerachtet fuhr ich fort, Ihnen mein Vertrauen zu schenken, und Sie bei allen Hauptverhandlungen zu Rathe zu ziehen. Ihr Urtheil war stets dasjenige eines scharfsinnigen Kopfes. Ich dachte demnach auf Mittel, Sie den ersten Wirkungspunkten der großen Staatsmaschine zu nähern; deßhalb übertrug ich Ihnen, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, wenigstens interimistisch zu übernehmen. Sie verweigerten in einem bombastreichen Aufsatz die Annahme dieser ehrenvollen Stelle, hauptsächlich unter dem Vorwande Ihrer Unkunde zu diesem Geschäft. Ohneracht mir diese abschlägige Antwort damals in große Verlegenheit setzen mußte, gab ich diesen Gründen nach und, um Ihren Ansichten in Ansehung eines verbesserten Geschäftsganges noch mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 17. December die ihnen vermuthlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermuthlich, da mir Ihr beharrliches Stillschweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst gänzlich unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale Rüchel, Zastrow und Köckeritz geäußert haben, und daß Sie jetzt eben zu zweien Malen die Berichterstattung über eine Angelegenheit verweigert haben, die mir von Ihnen selbst zugeschickt und die als zu Ihrem Ressort gehörig vollkommen anzusehen war." —

„Aus allem diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 392.
[2]) Ibid. I, p. 392—394.

als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich mit Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respectwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann." [1])

Stein tritt aus. In der ersten Aufregung über das System und dessen Urheber, und im Unmuth über die Verkennung, welche ihm widerfuhr, antwortete Stein: „Eure königliche Majestät halten mich für einen widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet aus Leidenschaftlichkeit und persönlichem Haß handelt. — Da ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken, so muß ich um meine Dienstentlassung bitten."

wird entlassen. Der König antwortete am 4. Januar 1807: „Da Herr Baron Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich Nichts hinzuzusetzen." Am 10. Januar erhielt Stein seine Entlassung. Schlabrendorf wurde interimistisch zum Director der Bank und Seehandlung ernannt.

Die Entlassung Steins ward bitter empfunden: was solle aus einem Lande werden, wenn Männer von solchem Talent, solcher Rechtschaffenheit und solchem redlichen Eifer für sein Wohl es verlassen! Niebuhr schrieb ihm: „Mögen Eure Excellenz den Kummer über den Untergang eines Ihnen so theuern Landes und den Unwillen, daß jede treue Hilfe verschmäht werde, unter dem freundlichen Himmel Ihrer schönen Heimath vergessen!" —

Stein kehrte auf sein Familiengut in Nassau an der Lahn zurück.

Hier noch einige Worte über Steins früheren Lebensgang, da dieser hochbegabte Mann für die neuere Geschichte so wichtig ist.

Die Stein. Die Freiherren von und zum Stein waren seit uralten Zeiten durch Geschlecht, Besitz und ritterliche Tugend würdige Glieder des Reichsadels, fochten tapfer in des Reiches Schlachten, und war Friede daheim, so verdienten sie ihre Sporen in fremdem Krieg.[2]) Der Vater unseres Stein, Karl Philipp, war Kurmainzischer Geheimrath und Mittelrheinischer Ritterrath, ein biederer Mann

[1]) In der Entrüstung schrieb der König im Entwurf: „Ich kann unmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz oder Ungehorsam für meine Befehle halten, sonst müßte ich für Sie ein besseres Quartier bereiten lassen." Doch ließ er bei näherer Ueberlegung diesen Satz aus.

[2]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 1—2.

von einfachem, aber heftigem Wesen, bis das Alter sein Feuer mäßigte, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, dabei stets eine ehrliche, deutsche Natur. Sein berühmter Sohn, der jüngste von vieren, setzte ihm die Grabschrift:

Steins Vater.

„Sein Nein, war Nein gewichtig,
Sein Ja, war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war sein Siegel."

Seine Gattin, eine Langwerth von Simmern, schenkte ihm zehn Kinder: von den vier Söhnen, welche sie überlebten, wurde der älteste Deutschordens-Comthur; der zweite gleichfalls Deutsch-Ordensritter, zeichnete sich im kaiserlichen Regiment „Colloredo" aus, zog mit Joseph II. in den Türkenkrieg, wies das Theresienkreuz, das man ihm wegen seiner Tapferkeit anbot, mit den Worten zurück: „Das deutsche Kreuz duldet kein anderes!" — und 20.000 Gulden, die man ihm verleihen wollte, mit den hochherzigen Worten: „Ich dien' um Ehre, nicht um Geld!" und bat um den Sturm auf Belgrad, den ihm Laudon gewährte, und war einer der ersten dabei; der dritte zog sich nach einem bewegten Leben reuig in die Verborgenheit zurück, von seinem Bruder unterhalten. Der vierte war der spätere Minister, Heinrich Friedrich Karl, geboren 26. October 1757, der Liebling der Mutter, die ihm Gottesfurcht und Pflichtgefühl einflößte. Sein Biograph erzählt: [1]) „Die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Staats- und Familienehre, die Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und die hiefür erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, wurden durch Beispiel und Lehre tief dem jungen Gemüthe eingeprägt. Mit inniger Dankbarkeit erwähnte er noch am Abende seines Lebens, wie es vorzüglich seine Mutter gewesen, die in sein Herz den Keim der christlichen Frömmigkeit gelegt habe, welche ihm stets geblieben war, aber in den letzten Jahren seit dem Verluste seiner Gemahlin mächtiger vorwiegend seine Seele erfüllte. Sie gab ihm den festen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe, welchen er in den größten Weltereignissen bewährt fand, den unerschütterlichen Muth des pflichttreuen Mannes, der allein aufrecht steht, wenn alles um ihn her in Elend und Laster versinkt; sie lehrte ihn die völlige Hingebung an die Pflicht, welche alle Rücksichten und Regungen der Selbstsucht und Eitelkeit abgestreift hat, die männliche Demuth, welche sich selbst ein Werkzeug in der Hand des Höchsten weiß, und die Unvollkommenheit jedes menschlichen Erfolges nicht durch Betrachtung und Geltendmachung des eigenen Antheils zu verdecken, sondern durch rastloses Wirken für Andere, für die höchsten Güter des Lebens, für König und Vaterland zu verbessern trachtet." In seiner an Wiesen und Hochwald reichen Heimath entwickelte sich sein Sinn für die Schönheiten der Natur und kräftigte sich sein Leib, im Studium der alten und neuen Geschichte erstarkte sein Geist. 1773 bezog er unter Leitung eines Hofmeisters die Universität Göttingen, damals die erste in Deutschland, und hörte, da seine Eltern ihn für eine Stelle beim Reichsgericht bestimmten, Vorlesungen über Recht, Geschichte, Nationalökonomie. Mit gleichgesinnten Jünglingen, wie Brandes und Rehberg, theilte er die Vorliebe für englische Literatur und Geschichte. Rehberg erzählte später von ihm: „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber, welche Leidenschaft! Dem lebendigen und unbiegsamen Gefühl für alles Große, Edle und Schöne

Mutter. Brüder. Erziehung. Einfluß der Mutter. Studien in Göttingen. Freunde. Leidenschaftlichkeit.

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 9.

unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittlung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte ihn nicht anders als leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahre auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte." —

Philosophie und Religion. So innig aber auch die Freundschaft war, so gab es im Denken und Fühlen bald einen großen Unterschied zwischen Beiden: Rehberg gab sich ganz der Kantischen Philosophie hin und verfolgte ihre Entwickelung bis zur Uebersättigung, während Stein mit dem Schatze des Glaubens, welchen sein Herz in sich schloß, befriedigt, seine Neigung der Geschichte, als der Grundlage alles staatlichen Wissens, zuwandte. Wahrscheinlich war dies eine Nachwirkung der Warnungen seiner frommen Mutter. „Sein frischer, kräftiger Geist, in unermüdetem Sinnen mit den wirklichen Verhältnissen und den Mitteln zu ihrer Verbesserung beschäftigt und geübt, verschmähte die speculative Philosophie, die als Gymnastik des Geistes für Manche einen unleugbaren Werth hat, aber nur der Durchgangspunkt, nicht für die große Menge die Bestimmung des Lebens ist, und wo sie mit Unglauben, Hochmuth und Selbstsucht endigt, statt der gehofften Erhebung und Veredlung zum sittlichen Tode führt." [1]) Ungeachtet dieser späteren Verschiedenheit vereinigten sich die Seelen der beiden Jünglinge in den Idealen von aufopferndem Wirken für das deutsche Vaterland, welchem sie auf den verschiedenen Standpunkten mit gleichem Ernste zu leben entschlossen waren.

Reisen. „Der Mensch muß aus sich hinausgehen", sagt der Araber. Steins Eltern ließen ihn auf Reisen gehen, zunächst nach Wetzlar, um den Kammerprozeß kennen zu lernen. Dort lernte er Dr. Böhmer kennen, dem er später in seinen Bestrebungen für die „Monumenta Germaniae" nahe stand; von da ging es an die Höfe von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München, und nach zweimonatlichem Aufenthalt nach Regensburg und über Salzburg und Passau nach Wien, wo Stein neun Monate zubrachte. Dann bereiste der junge Mann die Steiermark, Ungarn, und kam über Dresden nach Berlin.

Karl Heinrich Stein ward als guter Haushälter von seinen Eltern erkoren, das väterliche Gut zu übernehmen, und das Geschlecht fortzupflanzen. Als Edelmann bloß der Landwirthschaft zu leben oder seine Zeit mit Karten, Jagdflinten todtzuschlagen, dazu war Stein nicht der Mann; er wollte arbeiten für das Wohl des Vaterlandes und beschloß, sich der Staatsverwaltung zu widmen, aber nicht in einem der vielen kleinen Staaten, sondern in einem großen. „Der reichsunmittelbare Adel [2]) in seinem Kampfe um die Landeshoheit mit den benachbarten kleinen oder mächtigeren Fürsten sah diese als Unterdrücker und Usurpatoren an, und hegte gegen sie einen angeborenen Haß; die Ueberzeugung, daß die Vielherrschaft Deutschland schwäche, um das Nationalgefühl bringe, es zu einer staatswirthschaftlichen Verwaltung unfähig mache und den Einzelnen herabwürdige, indem es ihm einen der Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entziehe, trieb ihn daher zu dem Entschlusse, der rasch zunehmenden politischen Auflösung, welche ihn mit der bittersten Verachtung erfüllte, durch Anschließen an einen großen Staat entgegenzuwirken, und, indem er dessen Dienste sein Leben weihe, für die Vereinigung, Kraft und Ehre Deutschlands, denn nur dieses be-

Haß der Kleinstaaterei.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 12—13.
[2]) Ibid. I, p. 17—18.

trachtete er als sein Vaterland, einzutreten. Seine Eltern wünschten ihn in österreichischem Dienst zu sehen, und wir bedauern, daß eine so hochbefähigte Natur sich dem Kaiserstaat nicht widmete. Stein trat in preußischen Dienst, und er betrachtete es als eine Fügung der Vorsehung, daß der Staatsminister Heinitz mit ihm verwandt war, und mit Liebe, Ernst und Weisheit seine Entwicklung leitete und ihn hob, so daß nicht in untergeordneter Stellung seine Fähigkeit erstickte. Damals sollte das preußische Bergwerks- und Hüttenwesen emporgehoben werden. Stein wurde von Friedrich II. 10. Februar 1780 zum Kämmerer ernannt, und der Minister mit seiner Ausbildung für dieses Fach betraut: er hatte den Sitzungen des Collegiums beizuwohnen, über Acten Vortrag zu halten und zugleich die geographisch-mineralogischen, chemisch-physischen, mathematisch-mechanischen Vorlesungen zu besuchen, und durch Untersuchung des Berg- und Hüttenwesens an Ort und Stelle zu erweitern. Alle Vorkenntnisse zu diesem Fache fehlten Stein, allein er warf sich mit solchem Eifer, mit solcher Ausdauer, mit solchem Geiste auf die Arbeit, daß er nach zwei Jahren schon zum Oberbergrath ernannt wurde. Die Beschäftigung mit der Natur und den Menschen flößte ihm die Erkenntniß des Nichtigen des todten Buchstabens und der Papierthätigkeit ein. Dazu durfte er den Minister auf Dienstreisen durch Ostfriesland, Holland, Westfalen, durch West- und Ostpreußen begleiten, nach Warschau, Wiliczka, Krakau, durch Schlesien nach Berlin. Hier kam er auch an den Hof des Prinzen Heinrich; der blendende Verstand und der sarkastische Witz fesselte ihn jedoch nicht, er war eine gehaltvollere, tiefere Natur. Dann hatte er die Berg- und Hüttenwerke des Erzgebirgs, Fichtelgebirgs, Thüringerwaldes zu besichtigen. Ein ganzes Jahr machte er Studien in Freiberg. 1784 erhielt er die Leitung der westfälischen Bergämter und der Minden'schen Bergwerks-Commission mit einem Gehalt von 1060 Thalern. Bisher hatte er auf eigene Kosten gelebt. Als er das erstemal Gehalt annehmen sollte, vergoß er Thränen und warf das Geld auf die Erde. Im eifrigen Studium Adam Smiths legte er den höchsten Werth auf die freie Selbstthätigkeit der Menschen, welche einmal erwacht und auf würdige Ziele gelenkt, zum Gedeihen nur eines gerechten Schutzes gegen Willkür und einer weisen Aufsicht bedarf. So eifrig Stein war, junge Männer für ihren Beruf heranzubilden, so sehr liebte er doch wieder die Studien zur eigenen Fortbildung und die Einsamkeit. Auf die Frage des Bischofs Eylert, wo es ihm am besten gefallen, nannte er Wetter: „Da habe ich in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen. Ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben, ich hänge daran mit Liebe." [1]) — Jede freie Stunde verwendete er zu Studien. In diesem Vereine der Wissenschaft und des Lebens, aus dem auch in der Staatswissenschaft die höchsten Leistungen hervorgehen, wurde Stein bald einer der ersten Bergwerkskundigen seiner Zeit; er war der erste, welcher das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung für dieses Fach erkannte. Humboldt setzte ihn über Heinitz und Reden und erwähnt, daß er zuerst zur Salzfabrikation chemische Kenntnisse in Anwendung brachte.

Nimmt Dienst in Preußen,

im Berg- und Hüttenwesen.

Gehalt.

Liebe zur Einsamkeit.

Aus diesem erfolgreichen Thun ward Stein im Mai 1785 auf einmal herausgerissen und in der Diplomatie verwendet, und, obschon er, erst siebenundzwanzigjährig, sich sträubte, denn er sei mit den gewöhnlichsten Grund-

Sendung nach Mainz.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 19—23.

sätzen der Politik unbekannt, ihm fehlten die Kenntnisse über den gegenwärtigen Zustand der Geschäfte, doch zu einer wichtigen Sendung bestimmt. Es war in Sachen des Fürstenbundes; Friedrich II. wollte Josephs II. Bestreben vereiteln, Oesterreich durch Bayern zu vergrößern und den Kurfürsten von Bayern dafür zum König der Niederlande zu machen.

Friedrich II.

Der Fürstenbund.

Hätte Stein auf österreichischer Seite gestanden, so hätte der Kaiser wahrscheinlich seinen Plan durchgesetzt; so aber war er Friedrich II. zum Dank verpflichtet und noch ganz von seinen Ansichten beherrscht. Friedrich II. suchte geistliche und weltliche Fürsten zum Widerstand gegen „die Uebergriffe des Kaisers zu gewinnen, daß sie ihn entweder durch vereinigte Vorstellungen abhalten oder sich ihm mit vereinigten Waffen entgegenstellen“. Der König schrieb damals: „Wenn wir unsere Feinde handeln lassen und mit verschränkten Armen dastehen, so sind wir verloren!“ — so gewichtig war der Plan Josephs II., die Kaisermacht zu vergrößern. Den Hauptschlag sollte der Kur-Erzkanzler des Reiches führen, und Stein ward wegen seiner Kenntniß der Verhältnisse und Personen im Kurstaat erkoren, den Kurfürsten von Mainz für den Fürstenbund zu gewinnen und bei demselben festzuhalten. Erthal betrachtete sich als den berufenen Bewahrer und Schützer der Reichsverfassung und der Gesetze und es galt ihn zu überzeugen, daß diese durch Josephs II. Pläne gefährdet seien. Die Kleinstaaterei, welche doch Stein so gründlich haßte, war allerdings durch des Kaisers Plan gefährdet, aber nicht das deutsche Vaterland; wäre Josephs II. Plan gelungen, welch mächtigen Widerstand hätte Franz II. den Heeren der Revolution später leisten können! Stein, der nicht als Gesandter, sondern als einfacher Reisender am Hofe zu Mainz auftrat, hatte mit seinem Scharfsinn bald erkannt, daß der Kurfürst sich schon zu weit vom Wiener Hof entfernt hatte, um ohne gute Gründe umzukehren; daß er sich mit dem Gedanken des Widerstandes schon vertraut gemacht hatte, daß eine mächtige Partei ihren Vortheil dabei fand, ihn auf dem eingeschlagenen Weg nicht nur zu erhalten, sondern zu befestigen, und daß die Abwesenheit des österreichischen Gesandten der Unterhandlung einen guten Erfolg versprach.[1]) Stein gewann in öfteren Besprechungen den Kurfürsten vollkommen für Friedrich II., der Mainzer Kurstaat ging vollkommen von Oesterreich zu Preußen über. Josephs II. Plan auf die Erwerbung Bayerns, auf die neunte Kurstimme und die römische Königswahl scheiterte vollkommen. Die Freude Friedrichs II. war groß: vier Kurfürsten und viele andere kleine Fürsten haben die hochstrebenden Pläne des Kaisers vereitelt, die Kleinstaaterei war wieder für einige Zeit gerettet.

Karl von Erthal.

Stein kehrt in sein Amt zurück.

Aber, mußte Stein nicht sein guter Genius sagen, daß er für eine Sache gearbeitet habe, die sich nicht halten könne? Er äußerte nachher Ekel an aller Diplomatie: er bat 22. September 1785 um seine Abberufung, erhielt sie und trat 24. October in seinen bisherigen Wirkungskreis zurück. „Die Wandelbarkeit[2]) der Politik der Höfe, der Wechsel von Müßigang und schlau berechnender Geschäftsthätigkeit, das Treiben, um Neuigkeiten und Geheimnisse zu erforschen, die Nothwendigkeit, in der großen Welt zu leben, sich mit ihren Genüssen und Beschränkungen, ihren Kleinlichkeiten und ihrer Langweile zu befassen“, waren ihm zuwider und vertrugen sich nicht mit seinem Hang zur Unabhängigkeit, mit seiner

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 47.
[2]) Ibid. I, p. 69.

Offenheit und Reizbarkeit. 31. October 1786 wurde Stein zum Geheimen Oberbergrath ernannt, und konnte mit seinem Freunde Reden, dem späteren Minister des Bergbaues, eine Reise nach England unternehmen, um die dortigen metallischen, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebrachten Fabriken und zu deren Betrieb aufgestellten Maschinen kennen zu lernen, um die erworbenen Kenntnisse demnächst zum Nutzen der Berg- und Hüttenwerke und besonders zur Vervollkommnung der Fabriken in der Grafschaft Mark anzuwenden. Stein gerieth hier auf einen seiner Natur sympathischen Boden: er gelangte zur Anschauung des bewegten bürgerlichen Lebens, der großen staatlichen Einrichtungen, gegründet auf persönliche Freiheit und Selbstthätigkeit des Einzelnen, auf die von unten bis oben gegliederten Körperschaften und eine lebhafte Entwicklung des kräftigen, gesunden, religiös-sittlichen Volksgeistes.[1] Nach seiner Rückkehr bot ihm die Regierung den Gesandtschaftsposten im Haag, dann in Petersburg an. Stein lehnte es ab und ward im Juli 1788 zum ersten Kammerdirector bei den Kriegs- und Domänenkammern zu Cleve und Hamm angestellt und besonders mit Leitung des Fabrikwesens, dem Wasserbau am Rhein, an der Ruhr und dem Wegbau beauftragt; er ist es auch, der die Ruhr schiffbar machte, um die Kohlenbergwerke mit dem Clevischen, dem Rhein und Holland in Verbindung zu bringen, und eine Erweiterung des Kohlen- und Salzabsatzes herbeizuführen. Um sicher in seinen Plänen vorzugehen, bereiste er die Salinen zu Wimpfen und Schwäbisch-Hall, den Neckar, und verschiedene schiffbar gemachte Flüsse in Südfrankreich. Der Kohlenbau erreichte durch ihn eine großartige Entwicklung; 1846 wurden auf der Ruhr 2,000.000 Centner Kohlen ausgeführt und im Kreise Dortmund allein 1100 Dampfmaschinen mit Pferdekraft in Betrieb erhalten.[2] Stein baute 20 Meilen Kunststraße in der Mark. Alle Arbeit wurde baar bezahlt, oft schoß Stein aus Eigenem bis 10.000 Thaler vor, er opferte aus seinem Vermögen für den Vortheil des Landes und dessen Bewohner.

reist nach England.

macht die Ruhr schiffbar.

Indessen war 17. August 1786 Friedrich II. gestorben, und hatte sein Neffe Friedrich Wilhelm II. den Thron bestiegen. Stein charakterisirt diesen König mit den Worten:[3] „Mit einem starken, durch Studium der Geschichte bereicherten Gedächtniß, einem richtigen Verstand und einem edlen, wohlwollenden Charakter verband er ein lebhaftes Gefühl seiner Würde; diese guten Eigenschaften verdunkelten Sinnlichkeit, die ihn von seinen Maitressen abhängig machte, Hang zum Wunderbaren, zur Geisterseherei, wodurch mittelmäßige, schlaue Menschen ihn beherrschten, und Mangel an Beharrlichkeit. Einen großen Theil der Fehler seiner Regierung muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Günstlingen Bischoffswerder und Wöllner und seinen Maitressen kroch, in der Folge seine besseren politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art bei der Verschenkung der polnischen Güter mißbrauchte. Unter Friedrich II. konnten keine großen Minister gebildet werden, sie waren bloße Werkzeuge des Königs, soweit es diesem gefiel. Herzberg war der Minister der ersten Jahre Friedrich Wilhelms II., ein gelehrter, geschäftserfahrener, arbeitsamer Mann, ein starrer Gegner Oesterreichs, der es versuchte, aus Preußen mit den umgebenden mittleren und kleineren Staaten Deutsch-

Friedrich Wilhelm II.

Herzberg.

---

[1] Pertz, l. c. Bd. I, S. 75.
[2] Ibid. I, p. 75—76.
[3] Ibid. I, p. 73.

lands, mit Holland und Schweden eine Macht zu bilden, die, nebst England, den beiden Höfen das Gleichgewicht halten könnte." Die französische Revolution führte aber Friedrich Wilhelm II. hinüber zum Kaiser, — während durch die sechsundvierzigjährige Regierung Friedrichs II. der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen zum Angelpunkt der europäischen Politik geworden war. Dieser Bund hätte höchst bedeutsam werden können, wenn Jeder aufrichtig für das große Ziel ohne Hintergedanken eingestanden wäre. Aber die Politik der Höfe des 18. Jahrhunderts hatte sich „zum vollendeten System der Selbstsucht ausgebildet: zum Streben nach eigenem Gewinn an Land und Leuten, zu argwöhnischem Bewachen der Nachbarn, Ausbildung des Gesandtschaftswesens in diesem Sinn, zum Aufgeben der Verpflichtungen und Wechsel der Verhältnisse nach dem Vortheile des Augenblicks und der Laune der Regierenden. Selbst der beste Wille der Fürsten drang oft nicht durch: erst dreiundzwanzigjährige bittere Erfahrungen brachten auf andere Gedanken". Auch im Volk war die Vaterlandsliebe erstickt. Niemand fühlte sich mehr als Glied eines großen Ganzen, für welches man leben und sterben müsse; „an die Stelle des Volksgefühls war Nichtachtung des Heimischen und zwecklose Theilnahme für die Erscheinungen der außerdeutschen Politik getreten".[1]) —

Bund mit Oesterreich.

Politik des 18. Jahrhunderts.

Braunschweig

Von Interesse ist, wie Stein den Feldherrn des neuen Bundes zwischen Oesterreich und Preußen charakterisirt, mit welchem er in seinen dienstlichen Verhältnissen jetzt oft verkehren mußte. „Seine Gestalt war edel, groß, kräftig, durch Leibesübungen ausgebildet; eine offene Stirne, ein schönes, feuriges Auge, in seinem Munde Feinheit und Freundlichkeit, in seinem Betragen Würde und — oft übertriebene — Höflichkeit. Sein Geist war thätig, vielumfassend, scharfsinnig, ausgebildet durch mannigfaltige Kenntnisse, besonders der Geschichte und der Kriegswissenschaften, die ihm eine sorgfältige Erziehung, seine Erfahrung, sein rastloser Fleiß erworben hatten. In seinen Entwürfen war er in Folge vieler Erfahrungen äußerst bedächtig, oft furchtsam, in der Ausführung und am Tage der Schlacht zeigte er den hohen Muth, die unerschütterliche Gelassenheit, den Scharfblick eines großen und erfahrenen Feldherrn. Diese Eigenschaften wurden gelähmt durch eine übertriebene Furcht vor Tadel, der seinen Ruhm beeinträchtigen könnte, durch Mangel fester, unerschütterlicher Willenskraft, das für gut und nöthig Erkannte auszuführen, und diejenige Stelle im preußischen Staate zu ergreifen, die ihm der Charakter Friedrich Wilhelms II. und besonders der seines Nachfolgers anwies, nämlich sich an die Spitze der Geschäfte zu setzen, und alle gegen ihn einwirkenden Subalternen zu entfernen, die seine Pläne untergruben, ohne daß er nachdrücklich widersprach, oder daß er die Nothwendigkeit sah, sie verstümmelt auszuführen und die daraus ihn treffende Verantwortlichkeit zurückgewiesen hätte. Seine Willenskraft ward früh geschwächt durch seine Abhängigkeit von einem heftigen, leidenschaftlichen Vater, von seinem Oheim Herzog Ferdinand, der sein Lehrer in der Kriegskunst, aber äußerst mißtrauisch und eifersüchtig auf seine Gewalt war, endlich durch seine Herrschaft, welche Friedrich II. über ihn als seinen Neffen, seinen Zögling, seinen General dreißig Jahre lang ausgeübt hatte."[2]) —

Pfleger des Heeres.

Stein ward durch den Krieg 1792 bis 1793 aus seiner so erfolgreichen Thätigkeit gerissen, indem er mit Verpflegung des preußischen Heeres beauftragt wurde und mit demselben, namentlich 1793 am Ober- und Niederrhein, wirken sollte. Sein

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 83—87.
[2]) Ibid. I, p. 93—94.

Biograph vermag nicht immer anzugeben, wo er sich aufhielt, aber wir wissen doch, daß er anregend, ermuthigend, helfend mit Rath und That wirkte. Als die Franzosen zum Beispiel Wesel mit Belagerung bedrohten und schon Büderich besetzt hatten und Einer von Uebergabe redete, gerieth Stein in den höchsten Zorn, bewaffnete die Trainknechte unter seinem Befehl, steckte sie in Uniform, stellte sich selbst an ihre Spitze, nahm die Insel wieder ein und rettete dadurch Wesel. Er war es auch, der durch seine ernsten Vorstellungen den Landgrafen von Hessen zum thätigen Eingreifen trieb, und dadurch Frankfurt und das Gebiet bis Mainz von den Franzosen frei machte. Wie umsichtig und regsam er war, zeigt sich daraus, daß er 4. Februar 1793 dem Herzog von Braunschweig anzeigen konnte, daß der vollständige sechsmonatliche Bedarf des Heeres zur Verfügung stehe.

rettet Wesel.

Präsident.

1793 ward Stein zum Präsidenten in Cleve ernannt, als welcher er den Landtagen beider Landschaften beizuwohnen hatte. Am 8. Juni 1793 hatte er sich vermählt mit der Gräfin Wilhelmine von Walmoden-Gimborn, ihr Vater war ein Enkel Georgs II. und der Gräfin Yarmouth. Nach sechsundzwanzigjähriger Ehe schilderte Stein seine Gattin mit den Worten: „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes, Richtigkeit des Urtheils — sie sprachen sich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf all ihre Verhältnisse und Umgebungen. Nie gab sie auch das leiseste Gehör den Verführungen der Eitelkeit, Gefallsucht, sondern war immer die fromme Schwester und Gattin in gleicher Reinheit und Anspruchlosigkeit.“ —

Heirath.

Haugwitz.

Mit dem Jahre 1794 kam das Ministerium Haugwitz, den Stein so treffend gezeichnet hat als „Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber mit dem Ausdruck der Oberflächlichkeit und Unzuverläßlichkeit; seinem Charakter fehlte Reinheit, Stätigkeit und gänzlich alle Wahrheit; ein wahres Chamäleon, als Student süßlich, dann Nachahmer der sogenannten Genies, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrenhuter, in deren Sinn er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend, faul, abgespannt, zerstreut, unfähig, einen großen Gedanken zu fassen oder auszuführen“. Nicht minder gut zeichnet Stein in seinen Briefen den Feldmarschall Möllendorf als „Mann ohne alle Bildung, Hochherzigkeit und Uebersicht der politischen Lage Europas; Oesterreich abgeneigt, führte er einen kraftlosen Feldzug, sah darauf dem Verlust Hollands und der Niederlande ruhig zu, ließ sich ohne Wissen des Königs in geheime Unterhandlungen ein und führte nach geschlossenem Frieden sein von Deutschland verachtetes Heer in die Heimath zurück.“ [1]) Sein General-Adjutant Meyering war seicht, eingebildet, käuflich. Stein hatte für das Möllendorf'sche Heer die Verpflegung zu besorgen und aus seiner Biographie kann man sich ein treues Bild dieser Männer bilden, welche damals für Deutschland so verhängnißvoll wirkten und ohne ihn auch die Plage des eigenen Landes geworden wären. Stein löste seine schwere Aufgabe mit seltener Einsicht und Kraft, Thätigkeit und Wachsamkeit, mit Ausschluß der großen Geldmänner, deren Alleinherrschaft so nachtheilig für den Staat und die Sittlichkeit seiner Beamten, durch Anwendung auserwählt tüchtiger und zuverlässiger Beamten und unmittelbarer Herbeiziehung der Kräfte des Landes. Die Angesessenen des Wetter'schen Kreises dankten Stein noch am Erntefest 1795 für sein Wirken in einer herrlichen Dankschrift, in der es unter Anderem heißt: „Ihre Vorsorge kam immer unseren Wünschen

Möllendorf.

Meyering.

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 138.

zuvor. Höchste sittliche Größe ist es, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben und zum Genuß seiner reinsten Freuden einladen und berechtigen, diese verleugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolles öffentliches Leben zum besten Anderer wählt, um den Beruf, ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen. Heil dem Volke, dem ein solcher Mann zu Theil ward! Heil uns!" —

Oberpräsident.

1796 ward Stein zum Oberpräsidenten sämmtlicher westfälischer Kammern ernannt, „in besonderem Vertrauen zu seiner durch Erfahrung bestärkten Einsicht in seinen Diensteifer"; zu seinem Geschäftskreis gehörten acht Landschaften in 182 Quadratmeilen mit fast einer halben Million Einwohner; jede dieser Landschaften hatte eigene Stände, mit denen man fast jährlich über Steuern, Schulwesen, Wegbau verhandeln mußte; hier galt es aber auch wieder Straßen zu bauen, den Rhein mit der Weser zu verbinden, die Schifffahrt auf der Weser zu verbessern. Große Schwierigkeiten wußte Stein in kurzer Zeit glücklich zu überwinden. Rehberg sagte von ihm: „Stein war schneidend bestimmt in seinen Meinungen, sehr lebhaft, ja heftig in seinen Aeußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüther abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun, und so fand man ihn auch immer geneigt zu hören und wieder zu überlegen. Hin- und her reden, schwatzen und beschönigen — war ihm ein Abscheu. Stahl fordert Feuersteine, und wenn die Idee des Künstlers nur eines weichen Thons bedarf, um sinnlich dargestellt zu werden, so entsteht die Idee des praktischen Staatsmannes vielmehr erst aus dem Zusammentreffen harter Wesen, wo Funken sprühen. Auch hatte jede Minute für ihn Werth. Als ich einst zauderte, auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, Etwas zu erwidern, antwortete er selbst, fügte aber hinzu: „Wenn Sie erst ein Paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen.""

Prinz Louis.

Für das Vaterland Gutes wirken, war Steins Leidenschaft. Daran mahnte er auch den Prinzen Louis, dessen hohe Fähigkeit er erkannte, und den ihm dessen Mutter empfohlen hatte: „Es ist gewiß," schrieb ihm Stein, in Sorge, daß er seine Kraft im Genießen vergeude, „daß der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder höheren Gesichtspunkt zusammenfaßt, diejenige Art des Geistes ist, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit, Alles, was auf seine Ausbildung einwirkt, zu verfolgen, in den Zeiten der Thätigkeit die nöthige sittliche Kraft gibt, um die Anstrengungen des Geistes wie des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt. Es war Mangel an Charakter, welcher in der Revolution die ausgezeichnetsten Männer gestürzt hat, wie Mounier, Bergasse, Bailly, selbst unter den Girondisten Condorcet, Roland, was die einen in die Verbannung trieb und die anderen unter dem Dolche der Parteimenschen fallen machte. Es war diese Charakterstärke, welche man Enthusiasmus nennt, die den Thron der Chalifen gegründet hat und die spanischen Eroberer Amerikas begeisterte. — Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgibt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt. Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den

öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten, ränkevollen Beamtenheer anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwicklung der Art, aber machen das Leben des Einzelnen stürmisch. Ich empfehle Eurer Hoheit Plutarch." [1]) —

Friedrich Wilhelm III.

Am 16. November 1797 bestieg Friedrich Wilhelm III. den Thron, von welchem Stein erzählt: „Seine erste Erziehung war einem hypochondrischen Phantasten, Böhnisch, anvertraut, den Gewissensbisse über die Sünde wider den heiligen Geist und Geistererscheinungen peinigten. Erst in seinem sechszehnten Jahre erhielt der Prinz verständige Lehrer, unterdessen blieben ihm Leere, Menschenscheu, Ungewohnheit der Arbeit. Kräftige Männer von höheren Ansichten würden den gesunden Verstand und gemäßigten Willen des jungen Fürsten entwickelt, erhoben, gestärkt, angefeuert haben.[2]) Zum Adjutanten bekam er aber den Generalmajor Köckeritz, der sein unzertrennlicher Gesellschafter, bald sein Freund und Vertrauter wurde; dieser war ehrlich und wohlmeinend, aber von eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung; er hatte sein ganzes Leben in der Potsdamer Garnison mit dem kleinen Dienst zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbständigkeit, auf Hingebung und unbedingten Gehorsam hingewirkt wurde. Hier bildete sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansicht fähig, nichts wünschte als Ruhe und Friede von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabakpfeife genießen zu können. Wie sollte ein solcher Automat Gefühl haben für Nationalehre und Selbständigkeit, und begreifen, daß in der Krise, worin unser Zeitalter sich befindet, diese Güter nicht anders, als durch Kampf und Anstrengungen erhalten werden könnten, und daß Lagen eintreten, wo es Pflicht ist, einen solchen Kampf mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seiner Vegetation zu wagen? In der Folge lernte der König diesen Mann kennen, war aber zu gutmüthig, um ihn zu entfernen, er ließ ihn noch den gewöhnlichen Vorträgen beiwohnen, und jener ließ sich zu Einflüsterungen gebrauchen, die dem Guten nachtheilig waren." [3]) — In den Feldzügen gegen die Franzosen hatte der Prinz seinen militärischen Gesichtskreis erweitert, seinen Muth bewährt und war auf Mängel des Heeres aufmerksam geworden. Zu den eigentlichen Geschäften wurde er nicht zugelassen, diese machte sein Vater mit Lucchesini ab; er erhielt keine Gelegenheit sich vom Gang der Verwaltung und vom Werth der Angestellten durch eigene Theilnahme zu unterrichten; ihm fehlte die Schule der Arbeit, welche Friedrich II. mit großem Nutzen in Cüstrin durchgemacht hatte. Doch beobachtete er in seiner Zurückgezogenheit die öffentliche Meinung und hatte festen Willen, die nothwendige Grundlage der Verwaltung, Ordnung und Sparsamkeit zurückzuführen. Sein Wille war gut, er war wohlwollend, gerecht, gewissenhaft, einfach in seinem Benehmen, in seinen Bedürfnissen und Gewohnheiten; es fehlte ihm aber an der überwiegenden Geistes- nud Willenskraft, am Selbstvertrauen und der Entschlossenheit, womit ein großer Herrscher sein Volk in neue Bahnen leitet.[4]) Der Herzog von Braunschweig, zu dem er großes Vertrauen besaß, hätte ihn leiten können, aber er scheute die Mühen und Verantwortlichkeit einer solchen Stellung

Köckeritz.

Braunschweig

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 164—65.
[2]) Ibid. I, p. 176—177.
[3]) Ibid. I, p. 172.
[4]) Ibid. I, p. 172—173.

und so kam der König in die Hände eines Haugwitz, Lombard und Zastrow,[1]) die seinen Besserungsabsichten Widerstand leisteten.

Oeffentliche Meinung.

So schildert Stein den König. Von der damaligen öffentlichen Meinung denkt er sehr gering. Der religiöse Sinn sei durch Friedrich II. und den Geist der Zeit verdrängt worden. Ungebundenheit und Frechheit in den Meinungen hielt man für Liberalität, Geistesfreiheit, Aufklärung, Leserei für Kenntnisse und Gründlichkeit. Die Erziehungsanstalten, sowohl Universitäten wie Gymnasien, seien unvollständig und nur kärglich ausgestattet gewesen. Die verderbte öffentliche Meinung habe Friedrich Wilhelm II. 1795, und Friedrich Wilhelm III. 1799 und 1805 die Waffen aus der Hand gerissen. Weichlichkeit, Egoismus, nordische Gemüthlosigkeit und Halbwisserei lenkten die Rathschläge, fochten mit Lauigkeit bei Jena und Auerstädt, lösten das Heer auf beim Rückzug, übergaben die Schlüssel der Festungen, krochen hündisch vor dem Ueberwinder. Gentz habe 1799 Preßfreiheit verlangt, aber man erwarte von dieser vergebens Hilfe, wo Glauben und Sitten verdorben sind; die Preßfreiheit schaffe nicht, sondern bringe nur schon Vorhandenes zu Tage.[2]) —

Preßfreiheit.

Stein und der König.

So waren die Ansichten Steins im entschiedenen Widerspruch mit dem, was in Geltung war, und man begreift jetzt sein schroffes Verhalten gegenüber der Einladung seines Königs, die Leitung der Geschäfte unter Bedingungen zu übernehmen, die er für falsch erkannte. Seine Briefe beweisen den Schmerz, der über den Gang der Dinge seine Seele durchwühlte.

Erzherzog Karl.

Wie freut er sich 1799 „über das tapfere und kraftvolle Benehmen dieses jungen Helden, des Erzherzogs Karl,[3]) und seines braven Heeres, welches jetzt Deutschland von diesen Räuberhorden, der sogenannten französischen Armee, gereinigt haben.“ — „Es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustand der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italiens, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden.“ — Stein haßte die Franzosen und verkaufte damals seine Herrschaft Landskron auf dem linken Rheinufer, um nicht unter französischer Herrschaft zu stehen, und erstand dafür die Herrschaft Birnbaum an der Warthe. 1802 erhielt er den Antrag, als Minister in Hannoverischen Dienst zu treten, lehnte jedoch ab, da seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zerstreuten und zerstückelten Kräfte Deutschlands sich nicht mit den Pflichten vertrügen, die er sich dann aufzulegen hätte.[4]) — Vielleicht hätte er als bevollmächtigter Minister in Hannover das Unglück von 1803 verhütet.

Antrag nach Hannover.

Stein in Westfalen.

Als 1802 Preußen durch den Reichsdeputations-Hauptschluß für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer eine überreiche Entschädigung in Niedersachsen durch die Stifte Hildesheim, Quedlinburg, und die freien Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen, Goslar und in Westfalen einen großen Theil des Oberstiftes Münster, das Bisthum Paderborn, Elten, Essen, Werden und

---

1) Pertz, l. c. Bd. I, S. 177—178.
2) Ibid. I, p. 177—128.
3) Ibid. I, p. 185.
4) Ibid. I, p. 194—195.

vom Mainzischen Besitz Erfurt und das Eichsfeld erhielt, bekam Stein 6. Juni 1802 den Auftrag, die westfälischen Bisthümer zu übernehmen und einzurichten. Die Aufgabe war schwierig, denn die Bewohner glaubten das Theuerste, was sie besaßen, ihre Religion, durch die neuen Herren bedroht und waren voll Unmuth über die Zersplitterung des Landes: denn die größere Hälfte kam an Preußen, die kleinere wurde vertheilt unter kleine Fürsten: Oldenburg, Aremberg, Croy, Looz, Salm. Der König hatte Milde, Menschlichkeit, Gerechtigkeit bei der Uebernahme angeordnet. Stein kam den Bewohnern mit dem besten Willen entgegen: er achtete „den sanften, gutmüthigen, streng-religiösen Charakter der Münsterländer"; er fand bald heraus, wie menschenfreundlich das Walten des Ministers Fürstenberg gewesen sei. „Die Münsterländer", schreibt er, „sind ein ernsthaftes, nachdenkendes, redliches Volk, das seine Verfassung liebt, weil es sich wohl darunter befand, ruhig, unabhängig lebte und wohlhabend ward." Stein trat schonend und mild auf, er nahm die angesehensten Inländer in die Organisations-Commission auf; er trat dem angesehenen Stolberg nahe. „Stolberg", schreibt er, „bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er viel aufopfert, — das Betragen seiner literarischen Freunde Jakobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig; sie, die mit Menschen von allen Farben und Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht, seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Kirche Ruhe und Bestimmtheit zu finden; er findet in ihr das reine, ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen?" [1]) — Stein suchte das vorhandene Gute zu schonen und zu erhalten.

Unmuth der Westfalen.

Stolberg.

Damals brach der Krieg Napoleons mit England wieder aus, wurde Hannover von einem französischen Heer unter Mortier überzogen, dann ausgeraubt, und begann, weil Preußen den Widerstand, den es hätte leisten sollen, nicht leistete, für Norddeutschland die Zeit der tiefsten Erniedrigung, deren Gräuel und Schmach mit jedem Jahre wuchsen. Stein sprach sich bitter über die unreife und undeutsche Politik Preußens aus.

Steins Freimuth.

Als 1804 die Habsucht einiger Fürsten, welche das Gut ihrer Mitstände gekostet hatten, sich auch der Güter der Reichsritterschaft zu bemächtigen gedachte, ergriff der Nassau-Usingen'sche Amtmann Besitz der Güter Frücht und Schweighausen, welche Stein gehörten, und verbot, die Abgaben davon an Herrn von Stein abzuzahlen. Stein sandte in der Entrüstung über dieses Verfahren in Donnerworten einen Brief an den Herzog von Usingen über diese nicht erlaubte Entziehung seines Eigenthums: [2]) „Die Einziehung der Güter der Reichsritterschaft wird den kleinen Fürsten wenig nützen, noch dem Vaterland; diese kleinen Staaten werden in kurzer Zeit mit den beiden großen Monarchien in Deutschland vereinigt werden, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt; die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß noch erlebe. In dem harten Kampf, von dem Deutschland sich jetzt momentan ausruht, floß das Blut des deutschen Adels. Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edlen Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme und suchten die Erhaltung ihrer hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen

Usingen.

Reichsadel und Fürsten.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 241.
[2]) Ibid. I, p. 257.

Heerführer. Was gewinnt Deutschlands Unabhängigkeit, wenn seine Kräfte noch in größerer Masse in diese Hände concentrirt werden. — Der Adel, welcher der Stolz und die Stütze großer Monarchien ist, gedeiht in einem kleinen Staate nur kümmerlich: ist er reich, so wird er ein Gegenstand der Scheelsucht, wo nicht des Fürsten, doch seiner Umgebung; ist er arm, so eröffnen sich ihm keine Aussichten zu einem besseren Sein; er darbt, verkümmert und erlischt. — Wird der ritterschaftliche Verein auf eine gewaltsame Art zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalt in einem Lande, das mich mit Gegenständen bitterer Erinnerung umgibt, und wo mir Alles den Gedanken an den Verlust meiner Unabhängigkeit und an meine neuen Fesseln zurückruft. Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum zu verlassen, und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen Geschäftsleben, im väterlichen Hause, unter den Erinnerungen seiner Jugend, Ruhe zu genießen und den Uebergang zu einem besseren Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgend einem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Uebermacht zu entgehen, um — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit." —

Kleinstaaterei.

Der Brief wurde gedruckt und weckte in Vielen Begeisterung für den Mann, der sich der Eingriffe in sein Eigenthum ritterlich erwehrte; am 9. Februar 1804 zogen die Nassauer ab. „Ich mache es nicht wie ein begossener Kater," sagte Stein nachträglich, „der den Schweif zwischen die Beine zieht und sich davon macht; ich beiße tüchtig um mich". —

Steins Vorschläge.

Die Mittel zur Erreichung seines Zweckes bezeichnet Stein mit folgenden Worten:[1]) „Hat man sich überzeugt" — äußerte er sich ausführlicher in der Nassauer Denkschrift — „daß das Verdrängen der Nation von jeder Theilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeinde-Angelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Thätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinrufen, und zur Theilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nöthigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung, und kommt in Uebereinstimmung mit dem Zustand der Cultur der Nation. Es wird die Gesetzgebung einer Nation mangelhaft bleiben, wenn sie sich allein aus den Ansichten der Geschäftsleute oder der Gelehrten bildet. Die ersteren sind mit Besorgung des Einzelnen so sehr überladen, daß sie die Uebersicht des Ganzen verlieren, und so sehr an das Erlernte, Positive gewöhnt, daß sie allem Fortschreiten abgeneigt sind. Die letzteren sind vom wirklichen Geschäftsleben zu sehr entfernt, um etwas Nützliches leisten zu können. Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Communal-Angelegenheiten. Räumt man ihr nur eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der

Theilnahme am Staatsleben.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 10—12.

Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannigfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung, durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die speculativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche, zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten."

Folgen der Nichttheilnahme.

Diese Richtung erstrebte in echt deutschem Sinne die Herstellung der ursprünglichen, auf dem Rechte beruhenden Freiheit, das gerade Gegentheil der gesetzlosen Ungebundenheit der französischen Revolution und ihrer nothwendigen Folgen, der eisernen Despotie der Napoleonischen Verwaltung. „In Frankreich" — fährt Stein fort — „ist die Nation nur zum Schein zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen, ihr gesetzgebender Körper ist nur eine der registrirenden Verwaltungsbehörden; das Maschinenwesen ihrer Bureaukratie ist zusammengesetzt, kostbar, in alles eingreifend, und wird von dem ungebundenen und rücksichtslosen Willen eines Einzelnen geleitet." —

Wahre und französische Freiheit.

Wie diese Ansicht den Bedürfnissen des Landes entsprach, so ward sie auch im Wesentlichen von den Männern getheilt oder angenommen, welche in der Immediat-Commission und in der preußischen Provinzial-Verwaltung zunächst unter ihm wirken sollten; er fand, daß von beiden Behörden vor seiner Ankunft in diesem Sinne gehandelt war. —

1804 legte Stein seine Stelle in Westfalen nieder und trat, da der Finanzminister **Struensee** erkrankte, an dessen Stelle in das General-Directorium. **Beyme** war es, der ihn dem Könige empfahl, „als denkenden Kopf und Geschäftsmann, welcher damit eine seltene Festigkeit des Charakters verbinde, der allgemeine Achtung habe, und, weil öfter übergangen, dem Staate verloren gehen dürfte". Der König ernannte Stein 7. October 1704 zum **Minister** und übertrug ihm das **Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercial-Departement.** Am 30. December ward er beeidigt und in das Staatsministerium eingeführt. Ein Berg von Schwierigkeiten lag vor ihm: er sollte nach des Königs Bestimmung „die Vermehrung und Verbesserung sämmtlicher Einkünfte nebst der Conservation getreuer Unterthanen einzig und allein im Auge haben", und er begann sein Geschäft in der Ueberzeugung, daß in einem Lande von sehr mittelmäßiger Ertragsfähigkeit die freie Benützung des Bodens und eine möglichst geringe Beschränkung des menschlichen Fleißes die fehlenden Güter ersetzen müsse. Nun war aber in den östlichen Provinzen beides, Benützung des Eigenthums und der menschlichen Kräfte, bedeutend beschränkt durch Erbunterthänigkeit, Zwangsdienst, Eigenthumslosigkeit eines großen Theils der Landleute, durch Einschränkung des ländlichen Gewerbes in verschiedenen Provinzen, ungleiche Besteuerung desselben Gewerbes in anderen, durch übermäßige Abgaben in den Städten, Störung des Verkehrs durch Binnen-, Land- und Wasserzölle. Der Veräußerung des Eigenthums standen Gesetze entgegen, welche theils den Adel, theils den Bauernstand im Besitz erhalten sollten.[1]) Stein schlug die Errichtung einer eigenen Behörde für ein **statistisches Bureau** vor; er schlug vor, viele verderbliche Lokalabgaben abzulösen und die

Stein, Minister.

Verbesserungen.

[1]) **Pertz**, l. c. Bd. I, S. 271—300.

Steuerverfassung in Süd- und Neu-Ostpreußen gleichzusetzen; er trieb zur Geschäftsvereinfachung; die Erträgnisse stiegen, die Unterschleife wurden vermindert.

1805. Da begann der Krieg von 1805 und kam an Preußen die Frage der Stellung im Weltkampf. Hardenberg meinte, jetzt sei der entscheidende Augenblick gekommen, das Schwert in die Wagschale zu legen. Kaiser Alexander I. kam nach Berlin, ein Band der Achtung und des Vertrauens knüpften ihn sogleich an Stein. Beschlossen wurde, Preußen sollte Napoleon feste Friedensbedingungen anbieten und den Krieg erklären, wenn er ablehne. Der Schritt wurde zweifelnd gewagt und zögernd ausgeführt. Mit beispiellosem Leichtsinn, mit einziger Blindheit und Falschheit führte Haugwitz den Auftrag aus, während Stein alle Mittel einer besonnenen, gründlichen und nachhaltigen Finanzkunst aufbot, um dem König den freien Gebrauch seiner Macht möglich zu machen. Er wollte auf einen kühnen und kräftigen Entschluß hinwirken, durch eine gerade und entschlossene Politik werde das nöthige Vertrauen gewonnen; man werde beim Volk dadurch guten Willen und jede Erleichterung finden, sobald es sehe, daß es sich um Aufrechthaltung und Sicherstellung der Ehre der Krone, um die Selbständigkeit handle. Nur in kraftvollen Maßregeln sei Rettung bei dem unermeßlichen Ehrgeiz Napoleons, bei seiner Kühnheit in Unterdrückung aller benachbarten Staaten, selbst mächtiger Königreiche, wenn sie einmal den Muth des Widerstandes aufgegeben, bei der Verachtung, welche er dem deutschen Reiche bewies. Durch sein Talent, durch seine Energie, durch die Unmäßigkeit seines Uebermuths sei er der gefährlichste Mann in Europa. —

(Alexander I.) (Stein gegen Napoleon.)

Stein hat das Seine ritterlich gethan, um Rettung herbeizuführen, mit ihm viele einsichtsvolle Männer. Wie Haugwitz Alles verdarb, haben wir oben gesehen. Seine Niederträchtigkeit beantwortete Napoleon mit Verachtung, Hohn und Beschimpfung. Der Niederlage des Cabinets folgte die des Heeres auf dem Fuße. Es kamen schwere Tage über Preußen, der ganze Bestand des Staates kam in Frage, und erst in der Schule des Unglücks lernte der König, was er gleich anfangs hätte thun sollen, und wie Alles viel besser gegangen wäre, wenn er Steins Rath befolgt hätte. Er war jetzt geneigt, ihm die erste Stelle im Ministerium zu übertragen, aber dabei Männer des alten Cabinets beizubehalten. Stein aber forderte wegen des Ernstes der Lage den vollständigen Bruch mit der alten Richtung und Friedrich Wilhelm III. fühlte sich durch diese Forderung in seinem königlichen Hochgefühl verletzt. Zwei harte Köpfe stießen aneinander und Stein ward in einer Form der Ungnade entlassen, wie sie sonst nicht üblich war. Beide Männer schienen für immer geschieden. Erst neues Unglück führte sie wieder zusammen. Damit scheiden wir zunächst von Stein und kommen zum

(Stein entlassen.)

Winterfeldzug 1806 bis 1807.

Also der König hat im Hochgefühl seiner Würde den Waffenstillstand verworfen; die edle Königin Louise versäumte nicht, ihren Gatten an seine und seines Volkes Ehre zu mahnen — lieber mit Ruhm fallen, als ein französischer Statthalter sein! Krieg ist jetzt wieder Losung und diesen gedenkt Napoleon bis zur Vernichtung zu führen. Er verfügt jetzt über 650.000 Mann, die allerdings über Italien und Frankreich zerstreut sind, aber 300.000 stehen in Deutschland und 80.000 Mann kann er zu jeder Schlacht mit Preußen und Russen vorführen.

(Die französische Heeresmacht.)

Womit dieses Heer bezahlen? Clarke hielt ihm Preußen im Zaum, Daru erhob die Einkünfte Preußens und lieferte sie in die französische Armeekasse, außerdem mußte ja Preußen nach Kriegsrecht noch eine ungeheure Summe bezahlen. Mit Sachsen schloß Napoleon in Posen seinen Vertrag ab,[1]) wonach der Kurfürst den Titel König bekam, dafür aber dem Rheinbund beitreten und zu Frankreichs Kriegen 20.000 Mann stellen mußte; in Erwägung der Umstände durfte er jedoch für diesen Krieg gegen Preußen und Russen nur 6000 Mann stellen, verpflichtete sich aber dafür zu einer Kriegssteuer von 25.000,000 Francs. Für ein Stück Thüringen, das er an Napoleon abtrat, ward ihm der Kottbuser Kreis auf Kosten Preußens zugesagt; ferner sollten in Sachsen fortan beide Religionen, die katholische wie die lutherische, in bürgerlichen wie politischen Rechten vollständig gleichgestellt sein. Gesehen hatten sich der Kaiser Napoleon I. und der jetzige König von Sachsen noch nicht, denn der Kaiser war nicht in Dresden gewesen, wohl aber der König von Sachsen in Berlin, um den Sieger in so vielen Schlachten zu besänftigen, den aufgefangene Briefe gereizt hatten. Napoleon war aber gerade auf der Reise nach Posen und betheuerte in Briefen, wie leid es ihm sei, daß der König ihn nicht getroffen habe, und wie sehr er hoffe, dem König in Dresden seine Hochachtung zu bezeugen. Der Kurfürst war froh: „Zweimal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er that es nicht, dessen werde ich immer eingedenk sein.“ [2]) — Die Freundlichkeit des Bundesverhältnisses bezeichnet auch folgender Zug, der erst neulich durch Talleyrand bekannt geworden ist. Denon, der Generaldirector der französischen Museen, hatte aus Dresden eine lange Liste von berühmten Gemälden eingesandt, die er aus der dortigen Galerie fortnehmen und nach Paris schaffen wollte. „Ich war bei der Ankunft des Briefes gegenwärtig, Napoleon las ihn durch und reichte ihn mir, indem er mich fragend ansah. „Sire,“ sagte ich, „wenn Eure Majestät aus der Dresdener Galerie Gemälde fortnehmen lassen, so thun Sie mehr als der König von Sachsen jemals zu thun gewagt hat, denn er hätte sehr gern in seinem eigenen Palais welche davon gehabt. Er hat es aber nicht gethan, denn er betrachtete die Galerie als ein Nationaleigenthum.“ — „Sie haben Recht, Talleyrand,“ antwortete der Kaiser, „der König von Sachsen ist ein respectabler Mann; ich werde Denon befehlen, die Gemälde unberührt zu lassen; wir können ja später sehen.““ —

Vertrag mit Sachsen. Napoleon und Friedrich August.

Vor der preußischen Macht hatte Napoleon sich nicht mehr zu fürchten, sie war auf 25.000 bis 30.000 Mann herab gesunken. Das kleine Heer unter Lestocq aber schlug sich fortan mit höchstem Heldenmuth: es behauptete die Festungen an der Weichsel und in Schlesien. — Ihm sollten helfen die Russen, welche langsam heranrückten. Alexander I. hatte 120.000 Mann versprochen,[3])

Preußens Heer.

[1]) Gagern, Mein Antheil an der Politik. Bd. I, S. 158—161.

[2]) Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg schlossen 16. December 1806 einen ähnlichen Vertrag ab, sie traten dem Rheinbund bei und versprachen 2800 Mann zu stellen.

[3]) Alexander I. schrieb an Friedrich Wilhelm III.: „Als Verbündeter und durch die Bande der zärtlichsten Freundschaft bin ich doppelt an Eure Majestät gebunden; es gibt für mich kein Opfer, keine Anstrengung, die ich nicht zu bewähren bereit wäre.“ — Der König antwortete: „Meine Interessen sind fortan unwandelbar mit denen Rußlands verbunden; ich habe gegen den Kaiser Alexander die heilige Verpflichtung übernommen, die Waffen nur mit seiner Zustimmung niederzulegen. Ich nehme ohne Bedenken die gleiche Verpflichtung gegen Oesterreich, wenn dieses, wie ich hoffe, darin einen Beweggrund mehr findet, fortan gemeinsam zu handeln.“ —

Rußlands Heer.

50.000 überschritten unter Bennigsen 1. November 1806 den Niemen; andere 50.000 Mann rückten unter Buxhöwden ihnen nach, 20.000 Mann sammelten sich unter Essen an der türkischen Grenze und sollten den Nachtrab bilden. Die Engländer versprachen Geld, Waffen, Soldaten; sie gedachten in Schwedisch-Pommern im Rücken der französischen Armee eine Landung zu unternehmen.

Oesterreich.

12.000 Schweden standen in Stralsund. Man hoffte auf Oesterreichs Beitritt zum Bund, wenn ein Sieg errungen würde; doch hatte Napoleon keine eigentliche Besorgniß vor einer Schilderhebung Oesterreichs, denn es blutete aus zu vielen Wunden, und bedurfte lange Zeit, um sich wieder zu erholen. Die Politik des Zuwartens war durch die Lage der Dinge geboten. Der russische Zug an die Donau berührte peinlich; auf die preußischen Staatsmänner hatte man in Wien kein Vertrauen. Doch hörte Oesterreich auch nicht auf das Angebot Schlesiens

England.

von Seite Napoleons. Von den Engländern meinte Napoleon, sie plünderten lieber die Kolonien aller Nationen, als daß sie Landungen versuchten, von denen sie keinen anderen Vortheil zu erwarten hätten, als schimpflich ins Meer gestürzt zu werden.[1])

Marsch der Franzosen.

Also gab Napoleon jetzt Befehle zum raschen Vormarsch an die Weichsel; er wollte in Posen sein, im Fall daß die Russen schon 15. November in Thorn einträfen. Darum befahl er Davoust, der sich in Küstrin ausgeruht hatte, mit 24.000 Mann nach Posen aufzubrechen. Augereau sollte mit 18.000 Mann von Berlin über Landsberg an die Netze vorrücken, Lannes dagegen mit 17.000 Mann seine linke Flanke decken. Murat sollte Davoust vorausgehen und in Warschau einziehen, um die Neigung der Polen zu einer allgemeinen Erhebung für ihre Unabhängigkeit zu prüfen.

Murat.

Wem war dies lieber als dem eitlen Murat! Sicher war er der erste Reitergeneral des französischen Heeres, er hatte durch seine Siege viel zum Emporkommen Napoleons beigetragen. Er hatte allerdings dafür die Hand von Napo-

Karolina.

leons Schwester Karolina erhalten, war zum kaiserlichen Prinzen, zur kaiserlichen Hoheit, zum Großadmiral des Reichs, zum Großofficier der Ehrenlegion, zum Fürsten von Neufchâtel, zum Herzog von Cleve und Berg, dann zum Großherzog und erblichen Mitglied des Rheinbundes ernannt worden. Aber das Alles war ihm nicht genug, er wollte König von Polen werden. Und wäre es auch ihm genug gewesen, so hätte ihm doch seine Gattin keine Ruhe gelassen. Von der schönen Karolina sagte Talleyrand, sie habe den Kopf eines Cromwell auf dem Leibe einer schönen Frau; sie hatte einen stolzen Charakter, hohe Gedanken, und verband den glühendsten Ehrgeiz mit verführerischer Liebenswürdigkeit. Sie lag ihrem kaiserlichen Bruder beständig im Ohr, er solle sie doch zur Königin machen. Nun sollte Murat König der Polen werden, der schönste Reitergeneral bei einem Volke, das zu Pferd im Kampfe sich immer ausgezeichnet hat; in Tollkühnheit, in leicht entflammtem Enthusiasmus und Leichtsinn, war Murat ein wahrer Pole. Doch Napoleon war nicht geneigt, eine so schwere Aufgabe, wie den Polen einen König zu geben, so leicht auf sich zu nehmen. Er beauf-

Davoust.

tragte zunächst den ernsten und besonnenen Davoust, ihm über die Polen zu berichten. Dieser hielt streng auf Mannszucht und fand 9. November in Posen eine glänzende Aufnahme: die Begeisterung der Polen für ihr Vaterland rührte ihn, so daß er an die Möglichkeit einer Wiederherstellung Polens zu glauben begann. Er sagte den Polen, sie müßten alle ihre Kräfte anspannen, um ihre

---

[1]) Thiers, l. c. vol. VII, p. 208 ff. Dispositions militaires.

Selbständigkeit zu gewinnen, und Adel, Klerus und Volk erklärten sich zu Allem bereit, forderten nur Waffen; Davoust gab ihnen 3000 Flinten; sie forderten mehr und erklärten, jede Waffe, so viele er auch geben möge, werde einen Arm finden, der sie führe. Alsbald entstanden nationale Bataillone und Schwadronen und wurden die deutschen Behörden verjagt und Vorräthe gesammelt für den bevorstehenden Kampf gegen die Russen. — Anders beurtheilte Lannes den Gedanken einer Wiederherstellung Polens, sie sei ein tollkühnes, ja thörichtes Unternehmen. Die Polen seien immer leichtsinnig, uneinig und anarchisch, man würde nur Frankreichs Blut unnütz vergeuden, ein Königthum habe hier weder Festigkeit noch Dauer. Das Land sei sandig, unfruchtbar, mit der Wüste zwischen Aegypten und Syrien zu vergleichen. Lannes wünschte, Napoleon möge an der Oder Halt machen.

Lannes.

Als Davoust berichtete, daß die Russen langsam heranrückten und 5. November Pultusk noch nicht erreicht hätten, schob Napoleon seine Armee weiter nach Osten vor, Davoust nach Warschau, Augereau nach Thorn und Jérome nach Kalisch, und beschloß, sich an der Weichsel zwischen Thorn und Kalisch festzusetzen und sich dort von den Russen angreifen zu lassen. Er empfahl den Marschällen, nahe aneinander zu rücken und nicht anzugreifen, wenn sie nicht an Zahl dem Feinde weit überlegen wären, und ihre rechte Flanke durch die Pilica und Narew zu decken, welche die österreichische Grenze bildeten. Rückten nun die Russen nördlich von Thorn über die Weichsel, so konnten die Franzosen durch eine Schwenkung nach links, sie dem Meere oder dem zweiten Heere zutreiben, das mit Napoleon von Posen herankam. Davoust verließ also 16. November Posen und rückte über Kouni, Kolo, Klodowa, Blonic gegen Warschau vor; Lannes zog von Bromberg auf dem linken Ufer der Weichsel aufwärts gleichfalls gegen Warschau, Augereau folgte ihm. Murat und Davoust warfen 27. November eine feindliche Abtheilung aus Bloni, die dann rasch durch Warschau nach der Vorstadt Praga auf das rechte Ufer der Weichsel zog und zugleich die Brücke über die Weichsel und alle Kähne zerstörte, welche sie nicht mitnehmen konnte. Am 28. November rückte Murat an der Spitze seiner Reiter und eines Jägerregiments unter dem Jubelrufe der Polen: „Es lebe der Kaiser, es leben die Franzosen!“ in Warschau ein. Wehmüthig ruft der französische Geschichtschreiber aus: „Wie freute sich dieses Volk, das so lange das Schlachtopfer des Ehrgeizes des Nordens, wie der Trägheit des Südens geworden war und sich nun endlich sagte, daß der Kaiser der Franzosen die Schwäche der Könige von Frankreich gutmache.“ — Hatten die abziehenden Feinde die Lebensmittel zerstört oder mitgenommen, so wetteiferten die Polen, die Franzosen bei sich aufzunehmen und zu ernähren. Als zwei Tage darauf Davoust mit seinem Fußvolk einrückte, brauste derselbe Enthusiasmus von Neuem auf und zeigte sich dieselbe Bereitwilligkeit, den Franzosen nützlich zu sein und sie wie Brüder zu behandeln.

Vorrücken der Kampflinie.

Murat in Warschau

Davoust in Warschau

Jetzt schien es endlich Ernst zu werden mit der Befreiung Polens und die lange heimlich genährte Hoffnung sich zu verwirklichen. Die Stimmung des Volkes war freudvoll und opferwillig; man meinte, Napoleon werde kurzweg die Unabhängigkeit Polens erklären und für ein Mitglied seiner Familie — und zwar sollte dies der tapfere und schöne Murat sein — den Thron Sobieski's wieder aufrichten. Zögernder war der Adel, gewitzigt durch

Die Befreiung Polens.

Wünsche des Adels. bittere Erfahrungen und politisch klüger. Ein Königreich aus einem oder zwei Theilen Polens konnte sich nach Abzug der Franzosen schwer halten gegen die vereinte Kraft der Theilungsmächte. Darum sollte das ganze alte Polen wieder erstehen: das hätte Macht genug. Napoleon sollte also die Vereinigung und die Unabhängigkeit des ganzen alten Polens erklären und ihm ein Mitglied seiner Familie zum König geben — dann werde die Erhebung allgemein; sonst wäre es besser, ganz Polen erstände wieder unter dem Czaren. Dagegen bemerkten wieder Andere: mit Rußland vereinigt, werde dieses Polen aufgezehrt und in ein Stück Rußland verwandelt werden. Die polnischen Großen legten also ihre Wünsche Murat ans Herz und dieser befürwortete sie in einem Schreiben an Napoleon, der 25. November nach Posen gekommen war.

Talleyrand berichtet: „Der General Dombrowski und der Graf Wybicki, die beide unter ihm in Italien gefochten, waren ihm vorausgeeilt, um seine Ankunft vorzubereiten. Sie erließen eine Art von Proclamation, welche die Wiederherstellung Polens verkündigte. Man wußte nicht, ob sie mit Wissen und Willen des Kaisers handelten; aber er ließ es ruhig geschehen und sagte nicht Ja und nicht Nein, um sich, je nach den Umständen, den Weg frei zu halten. Der Empfang in Posen war begeistert; Murat, der bereits in Warschau war, hatte von dort eine Deputation der angesehensten Männer gesandt, die den Kaiser am nächsten Morgen, als er sein Palais verließ, stürmisch begrüßten. Mir sind einige Namen davon im Gedächtniß geblieben, Alexander Potocki, Malachowski, Gutakowski und Dzälinski. Der Erstgenannte hielt die Anrede, in welcher er das ganze Polenland dem Kaiser zur Verfügung stellte; Napoleon dankte, ging aber sonst auf keine Einzelnheiten ein, und sagte am Schluß die ziemlich mysteriösen Worte: „Bringen Sie ein Heer von 40.000 Soldaten zusammen, und Sie können auf meine Protection rechnen!“ Die Deputation kehrte mit großen Hoffnungen nach Warschau zurück.“ [1])

Antwort Napoleons. Napoleon pries im 36. Bulletin vom 1. December aus Posen [2]) die reine Liebe der Polen zu ihrem Vaterland und ihre opferwillige Begeisterung, ließ das Resultat jedoch fraglich. „Wird der Thron Polens wieder erstehen und das Volk wieder unabhängig werden? Wird es aus der Tiefe des Grabes wieder zu neuem Leben erstehen? Gott allein, welcher den Ausgleich aller Verhältnisse in seiner Hand hält, ist der Schiedsrichter über diese große politische Frage.“ — Er läßt also die Befreiung Polens in Frage. — Mit anderen Worten sagt er den Polen: wenn ein Volk mit allem Ernst frei werden will, so erreicht es auch sein Ziel; wenn die Polen alle Kräfte aufbieten, so werde ich ihre Erhebung mit meinem Einfluß fördern.

an Murat. An Murat aber schrieb der Kaiser 2. December aus Posen: [3]) „Die Polen, welche so viel Mißtrauen zeigen und so viele Bürgschaften verlangen, bevor sie sich erklären wollen, sind Egoisten, welche die Liebe zum Vaterland nicht durchglüht. Ich bin alt in der Erkenntniß der Menschen, meine Größe ist nicht gegründet auf die Hilfe einiger tausend Polen. Es ist ihre Sache, mit Begeisterung

---

[1]) Memoiren des Fürsten Talleyrand. Herausgegeben vom Herzog von Broglie, deutsch von Adolf Ebeling. Köln 1891. Bd. I, S. 241—42.

[2]) Correspondance, vol. XIV, p. 12—13.

[3]) Ibid. XIV, p. 13—14.

die gegenwärtigen Verhältnisse zu benützen; es steht nicht mir zu, den ersten Schritt zu thun. Sie sollen den festen Entschluß beweisen, sich unabhängig zu machen, und sich verpflichten, den „König" aufrecht zu halten, der Ihnen gegeben werden wird, und dann will ich sehen, was ich machen kann. In den Provinzen Kalisch und Posen habe ich diesen selbstsüchtigen Geist nicht gefunden, sie haben Hingebung und Entschlossenheit bewiesen." — Dann spricht Napoleon vom Fürsten Poniatowski: „Ich kenne ihn besser als Sie, weil ich seit zehn Jahren die Angelegenheiten Polens verfolge, das ist ein leichtfertiger und ein noch mehr unbeständiger Mann, als es sonst die Polen sind — und das will viel sagen, er genießt auch in Warschau wenig Vertrauen, nichts desto weniger ist er ein Mann, den man zart behandeln und schonen muß. Was er Euch davon gesagt hat, daß man den Prinzen Czartoryski zum König machen soll, so geschah das nur, um sich wichtig zu machen. Rußland hat nie daran gedacht, Polen frei zu geben. Setzen Sie doch Patrioten an die ersten Plätze, aber ja nicht Leute, die arithmetisch die Wiederherstellung Polens wünschen. Laßt diese Leute recht merken, daß ich nicht komme, um einen Thron zu erbetteln für ein Mitglied meiner Familie; es fehlt mir gar nicht an Thronen, die ich meiner Familie schenken kann." Das war kaltes Wasser auf die Glut von Murats Wünschen nach der Krone von Polen. Wie gerne hätte er gelesen: „Lieber Murat! Ich mache Dich zum König von Polen — und keinen Anderen!" —

Die Russen hatten Warschau geräumt, die Lebensmittel zerstört, die Schiffe in den Grund gebohrt, die Verbindung der Hauptstadt mit Praga abgebrochen, sich auch in letzterem nicht zu halten gewagt und sich hinter die Narew zurückgezogen, eine militärische Linie einige Stunden hinter Warschau. Für die Franzosen galt es nun, trotz des Treibeises, Abtheilungen nach Praga zu werfen und eine Schiffbrücke zu bauen, was ihrem Muth und Geschick in wenigen Tagen gelang. Die Marinegarde wetteiferte mit den polnischen Zimmerleuten. Davoust führte nun sein Armeecorps auf das rechte Ufer der Weichsel und nahm feste Stellung an der Narew; Lannes dagegen rückte mit seinem Corps in Warschau ein, Augereau nahm Stellung bei Modlin. Ney hatte Thorn eingenommen, welches 15.000 Preußen unter Lestocq eine Zeitlang muthig vertheidigten, aber gegen die Uebermacht nicht zu behaupten vermochten. Mit Thorn und Warschau war Napoleon im Besitz des Weichsellaufs. Um ruhig Winterquartiere beziehen zu können, beschloß er, die Russen an den Niemen zurückzuwerfen. Die Preußen standen im Gebiet der Ostsee von der Weichsel bis zum Pregel, Friedrich Wilhelm III. hatte sich nach Königsberg zurückgezogen; die Russen standen an der Narew und ihren Zuflüssen, Bennigsen in dem Winkel, den die Ukra und die Narew bilden, Buxhöwden weiter rückwärts an der oberen Narew und Omulew in der Umgegend von Ostrolenka. Der Nachtrab unter Essen war noch nicht angekommen. Bennigsen hatte anfangs den Oberbefehl über Russen und Preußen, er besaß Talent und Kriegserfahrung, war aber als Deutscher nicht beliebt bei den gemeinen Russen und am Hofe mißliebig wegen seiner Theilnahme am Mord des Kaisers Paul. Buxhöwden war älter als Bennigsen und dieser fürchtete, jenem untergeordnet zu werden; Bennigsen hatte für die Preußen wenig Theilnahme und diese klagten bitter,[1]) daß sie unter seinem Commando sich von der Weichsel hätten nach Osten wenden müssen. Bennigsen wollte zuerst Warschau halten, zog sich jedoch bei der Ankunft der Franzosen hinter die Narew zurück.

Praga.

Die Russen an der Narew.

Bennigsen.

Buxhöwden.

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 140.

Kamenskoy. Der Hof sandte Kamenskoy, einen Unterfeldherrn Suworows, der die Rauheit seines Lehrers, aber nichts von dessen militärischen Talenten besaß. Kamenskoy war ein Stockrusse, aber schon 76 Jahre alt, und durch Gicht gebrochen: er tadelte, daß Bennigsen zurückweiche, das sei gegen die Ehre des Reiches; aber schon nach zwei Tagen meldete er sich krank, er könne nicht stehen noch reiten. Napoleons Bulletin vom 27. December sagt über das Verhalten der Russen und Preußen: „Preußen bat und beschwerte sich, man lasse es im Stich, nachdem man ihm versprochen habe, es aufrecht zu halten: die Straße nach Berlin gehe nicht über Grodno, nicht über Oliva, nicht über Brzesc; die Unterthanen verlören alle Lust und Liebe, sie gewöhnten sich den Thron zu Berlin von Franzosen besetzt zu sehen, und das sei sehr gefährlich und dem Feinde günstig." Sogleich hörte die Bewegung nach rückwärts auf, und erging der Befehl, „die Franzosen nicht über den Niemen kommen zu lassen".[1]) —

Unmuth der Preußen.

Napoleons Plan. Napoleon schloß aus Nachrichten über die Russen, daß sie jetzt zur Offensive gehen wollten, und gedachte ihnen zuvorzukommen, sie zu überraschen, von den Preußen, die bei Soldau an der obern Ukra standen, zu trennen, von der Ukra an die Narew, von da an den Bug zu drängen und in das Innere von Polen zurückzuwerfen oder zu vernichten. Nach neunzehntägigem Aufenthalte in Posen, das er zu einem Sammelplatz für Kriegsbedürfnisse machte, traf er in der Nacht des 18. bis 19. December 1806 in Warschau ein, wurde am andern Tag mit Begeisterung vom Volk und Adel begrüßt.

Ankunft in Warschau. Talleyrand bemerkt: „Napoleon mußte doch wohl auf die 40.000 Polen rechnen, denn er reist von Posen nach Warschau ab. Unterwegs erkrankt Duroc plötzlich, Napoleon ließ sich aber dadurch nicht aufhalten, sondern setzte seine Reise fort. Mitten in der Nacht traf er in Warschau ein, nur Murat wußte davon. Schon am Morgen erschienen die neuen Behörden und sonstigen Autoritäten, welche Murat in Eile eingesetzt hatte, um sich Seiner Majestät vorzustellen. Napoleon empfing sie mit großer Aufmerksamkeit und behandelte die bedeutendsten unter ihnen besonders huldvoll. Es waren auch echte Patrioten dabei, denen das Wohl und Weh ihres Vaterlandes am Herzen lag. Der erste Aufenthalt Napoleons in Warschau war nur kurz; er wollte noch nach Grodno marschiren, um dort die Russen anzugreifen und diese „neuen Europäer", wie er sich ausdrückte, in ihre alten Grenzen zurückzutreiben." [2])

Angriff 22. December 1806. Napoleon stieg schon am 19. December zu Pferd, um die Stellung an der Narew zu besichtigen und ordnete den Angriff auf den 22. December an.

Ney, Bernadotte und Bessières sollten von Thorn an die obere Ukra ziehen, Soult und Augereau sich bei Plonck an der unteren Ukra vereinigen, er selber wollte mit dem rechten Flügel, Davoust, Lannes (der Garde), bei Okunit die Stellung der Feinde, die durch beide Flüsse und Wälder gedeckt und wegen des durch den Regen aufgeweichten Bodens schwer anzugreifen war, erzwingen. Westlich war die Stellung der Russen gedeckt durch das Dorf

---

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 140.

[2]) Talleyrand, Memoires. Bd. I, S. 242—43.

Pomichowo, östlich durch das Dorf Czarnowo. Nach einem erbitterten Kampf wurde die Stellung der Russen auf ihrem linken wie auf ihrem rechten Flügel genommen; sie bewiesen zähe Tapferkeit; aus ihrem langsamen Rückzug schloß Napoleon, daß sie in der Nacht wiederkommen wollten, und sie kehrten in der That dreimal zurück, um die verlorene Stellung einzunehmen; man ließ sie jedesmal auf dreißig Schritte herankommen, gab Feuer und warf sie mit dem Bajonnet zurück. An Todten und Verwundeten kostete die Russen dieser Tag 1800 Mann und viele Geschütze, die Franzosen wollen nur 100 Todte und 600 Verwundete gehabt haben. Am gleichen Tag schlug sich Ney mit den Preußen im Wald von Lautenberg, trotz der höchsten Tapferkeit mußten die Preußen vor der Ueberzahl weichen.

Czarnowo, 23. December 1806.

Am 24. December drehte sich der Kampf um Nasielsk und Pultusk; die Stellung der Russen war gut gedeckt durch Sümpfe und Gehölz; hier befehligte noch der alte Kamenskoy und hoffte sich zu halten, bis Verstärkung eintreffe; vergebens, er mußte fliehen, mehrere Generale wurden verwundet, mehrere Obersten gefangen, einige Kanonen erobert. Durch Thauwetter, Schnee und Regen war der Boden derart aufgeweicht, daß die Soldaten oft bis zum Knie in dem Schlamm versanken. Schnelligkeit des Ansturms war also eine Unmöglichkeit, eine Uebersicht über die Stellung des Feindes war bei diesem Wetter nicht möglich, auch stritt man oft im Wald. Das Landvolk war großentheils geflohen, Nachrichten, wo der Feind stehe, waren also nicht zu erhalten. Man mußte tastend den Feind aufsuchen. Am 24. und 26. December war der Vormarsch so langsam, daß man oft drei Stunden brauchte, um eine halbe Meile zurückzulegen. Nur mit höchster Mühe war das schwere Geschütz vorwärts zu bringen. Am 26. December früh stieß Lannes mit 18.000 bei Pultusk auf vier russische Divisionen, 43.000 Mann; er sandte an Davoust, daß er sich in sehr kritischer Lage befinde, griff aber doch muthig an. Bennigsen befehligte hier, den Rücken an die Stadt, den rechten Flügel an die Narew, den linken an ein Gehölz gelehnt, hinter ihm eine starke Reserve. Ein Bataillon wurde im Schneegestöber von der Reiterei überrascht und erlitt schwere Verluste, sammelte sich aber wieder und tödtete viele Reiter. Das Gehölz ward genommen, verloren und wieder genommen. Gegen Abend kam die Division Gudin Lannes zu Hilfe. Bennigsen ließ es aber nicht auf eine letzte Kraftanstrengung Lannes' ankommen, sondern trat den Rückzug nach Ostrolenka an. Die Russen ließen 3000 Todte und Verwundete und viele Geschütze auf dem Platz; die Franzosen wollen an Todten und Verwundeten nur 1500 Mann verloren haben.[1]) Die Verwundung so vieler höheren Officiere läßt jedoch auf eine größere Anzahl und auf die Hitze des Kampfes schließen.

Nasielsk, 24. December.

Pultusk, 26. December.

Am gleichen Tage wurde auch bei Golymin, einem von Wäldern umgebenen Dorfe, gestritten. Davoust zog auf der Straße von Pultusk gegen dasselbe heran, Augereau auf der Straße von Lopaczym, hatte aber zuerst ein in der Nähe davon liegendes Dorf Steskowo zu erstürmen. Die Division Doctorow vertheidigte Golymin hartnäckig, mußte es aber Nachts 11 Uhr den Franzosen überlassen. Rapp, der sich in diesem Kampfe hervorthat, wurde der Arm verwundet.[2]) Mit Stolz rühmt Napoleon die Ueberlegenheit der französischen Infanterie über die aller anderen Nationen und den kühnen Angriff Murats.

Golymin, 26. December.

Am gleichen Tage hatte Ney mit den Preußen einen hartnäckigen Kampf bei Soldau bestanden, dem er sich nur auf einem 700 Klafter langen Dammweg

Soldau, 26. December 1806.

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 151—52.
[2]) Ibid. XIV, p. 152—53.

nähern konnte, welcher durch einen ungangbaren Morast führte.[1]) Die Vertheidigung war sehr geschickt und bewies Heldenmuth, 7000 Preußen bestanden den Kampf gegen Uebermacht; Soldau mußte zuletzt von Haus zu Haus erstürmt werden. Am Abend mußten es die Preußen räumen, Lestocq nahm ihnen aber hinter dem Orte im Wald den Eid ab, daß sie Soldau wieder erobern wollten, und viermal bis Mitternacht kehrten sie wieder und griffen mit dem Bajonnet an, und viermal wurden sie von der Uebermacht unter schweren Verlusten zurückgetrieben. — Lestocq zog sich in Ordnung nach Neidenburg zurück.

Kämpfe und Verluste der Franzosen, der Russen.

Die Kampflinie an diesem Tag von Soldau bis Pultusk war fünfundzwanzig Stunden lang, und überall war der Kampf hartnäckig und erbittert. Die Franzosen gestehen selber einen Verlust von 4000 bis 5000 Mann zu, sie hätten aber keinen Deserteur und keinen Gefangenen verloren und 80 Geschütze erobert, während die Russen 20.000 Mann verloren haben sollen. Insofern die Russen sich zurückziehen mußten und die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten, waren die letzteren allerdings die Sieger. Aber Napoleon war sein Plan, das russische Heer zerschmettert in die Wälder und Sümpfe Polens zu treiben, wo es an Mangel zu Grunde gehen müsse, nicht gelungen. Bennigsen zog sich in Ordnung nach Ostrolenka zurück, wußte sogar den Kampf bei Pultusk als einen Sieg darzustellen und erhielt Glückwünsche dafür und die Ernennung zum Oberfeldherrn, Kamenskoy und Buxhöwden wurden abberufen. Einen entscheidenden Erfolg, wie man ihn bei ihm gewöhnt war, hatte Napoleon jedoch nicht errungen, woran allerdings auch das weiche Wetter Schuld war. Napoleon konnte ruhig Winterquartiere beziehen, mußte aber zu einem neuen Kampf sich rüsten. Die kluge Art, wie er sein Heer zwischen der Narew und ihren Zuflüssen vertheilte — Davoust in Pultusk, Soult in Golymin, Augereau in Plonsk, Ney in Mlawa, Bernadotte in Graudenz, Lannes in Sierock —, daß sie in Verbindung mit einander blieben und gegen einen Angriff, eine Ueberraschung gedeckt waren, beweist wieder den großen Feldherrn; die Art, wie er durch Bau von Mühlen, Brücken, Schanzen, Blockhäusern, Spitälern, Vertheilung von Lebensmitteln, von warmen Kleidern für seine Soldaten sorgte, zeigt wieder den großen Kriegsmeister, der sein Heer nicht bloß geeignet in der Schlacht aufzustellen und zum Sieg zu begeistern weiß, sondern auch nach dem Kampf die Verluste zu ersetzen, die Wunden zu heilen, den Soldaten in guter Stimmung und jeden Augenblick zum Kampf bereit zu erhalten versteht. Diese Anordnungen waren musterhaft. Die Soldaten erholten sich von den vielen schweren Strapazen in der wohlverdienten Ruhe und blieben ihrem Kaiser anhänglich.

Wer war Sieger?

Meisterschaft Napoleons.

Napoleon bezog sein Winterquartier in Warschau, hier beschäftigte ihn wieder die große Politik. Es gab eine türkische Frage zu lösen und eine polnische.

[1]) Die Corresp. XIV, p. 146—48, rühmt Ney, Bessières, Grouchy, und bezeichnet es als Zweck des französischen Angriffs, die Verbindung der Preußen mit dem rechten Flügel der Russen zu unterbrechen.

Selim III.

Sultan der Türken war damals, seit 1789, Selim III., ein talentvoller, selbst hochgebildeter, ein aufgeklärter und wohlwollender Fürst, der die Gebrechen des Staates, die Gründe seiner Ohnmacht richtig einsah und für den Gedanken glühte, den alten Glanz des Thrones und den Ruhm seines Volkes wieder herzustellen.[1]) Schon als einfacher Prinz hatte er sich über europäische Sitten und Gebräuche, Staats- und Regierungswesen zu unterrichten gesucht und mit dem gutmüthigen Ludwig XVI. einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Die Revolution unterbrach denselben und erfüllte den jungen Sultan mit Abscheu vor den Jakobinern und vor der Revolution; den Plan zu Reformen gab er aber nicht auf, und mit Recht schreibt ein Gesandter aus Constantinopel über ihn: „Selim III. scheint bestimmt, der Reformator des türkischen Reiches zu werden; er ist seinem Volk an Talent und Thätigkeit sicherlich weit überlegen, aber freilich gehören lange Jahre dazu, ein Reich wieder herzustellen, welches seit mehr als einem Jahrhundert in Verfall gerathen ist.“ [2]) — Selim III. wollte das Beste, leider fehlte ihm oft die Stahlkraft eines durchgreifenden Willens und legte er auf Kleinlichkeiten, die für den großen Plan eigentlich gleichgiltig waren, einen zu großen Werth; so machte er sich durch das Verbot feiner englischen Tücher und kostbarer indischer Stoffe und durch andere Luxusgesetze nur verhaßt und erregte Argwohn gegen sich. 1792 nahm er jedoch wesentliche Dinge in Angriff, die Finanzen und das Heerwesen. Um durchgreifen zu können, wollte er aus dem Diwan einen Staatsrath nach europäischem Muster bilden, und zwar von vierzig Mitgliedern.

Eifer für Reform.

Staatsrath.

Unleugbar wählte Selim III. tüchtige Männer in den Staatsrath, aber auch Reformfeinde, die er nicht durchschaute, die seine Pläne zu vereiteln suchten, oder sie ans Ausland verriethen. Es waren auch Jugendfreunde darunter, die seine Begeisterung theilten und ihn eifrig unterstützten. Der thatkräftigste und einsichtsvollste war ein Greis von neunzig Jahren, der unter fünf Sultanen gedient hatte, und das Reich kannte, wie kein Anderer, Mahmud Tschelebi-Efendi. Der Inbegriff der Reformen, die Selim III. mit diesem Reichstag beschloß, hieß Risami Dschedid. Seine Meinung war, man müsse vor allem das Heer nach europäischer Weise einrichten und dazu sei eine neue Regelung des ganzen Finanzwesens nöthig. „Die Bildung einer Armee,“ sagte er, „welche zu der des Feindes in geeignetem Verhältniß stehen soll, sowie die Beschaffung der Kriegsbedürfnisse, welche gleichfalls denen des Feindes entsprechen müssen, sind Dinge, welche nicht mit Worten, sondern nur um Geld zu haben sind.“ Aber wie das Geld beschaffen ohne Auflegung neuer Steuern, welche nur die Regierung beim Volk verhaßt machen würden? Da schlug er die Einziehung des Ertrags großer und kleiner Lehensgüter vor, deren Inhaber ohnehin schon längst ihre Lehenspflicht nicht mehr erfüllten. In Europa rechnete man 914 Ziameth oder große Lehen und 8356 Timar oder kleine Lehen, und ebensoviele in Asien. Wurde einer überführt, daß er seine Lehenspflicht vernachlässigt habe, so wurde sein Lehensgut

Risami Dschedid.

Heereskasse.

Einziehung der Lehen.

---

[1]) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. VII, S. 318 ff.
[2]) Ibid. VII, p. 320.

eingezogen und dessen Ertrag der Kriegskasse zugewendet. Unterschleife wurden streng bestraft. Der Sultan kam sogar auf den Gedanken, das preußische Steuerwesen in der Türkei einzuführen. Seine Freunde unter den europäischen Gesandten haben ihn mit Mühe davon abgebracht und ihm bedeutet, Hauptsache sei nur, daß alles, was ihm das Volk zahle, auch wirklich in die Kassen der Regierung komme, und Mißbräuche ließen sich nicht auf einmal durch ein der Fremde entnommenes Steuersystem beheben.

Die Janitscharen.

Die eigentliche Wunde des Reiches war das Janitscharenwesen. Man berechnete sie damals auf 400.000 Köpfe, die Mehrzahl aber war verwildert und faul, wollte Nichts mehr von Mannszucht und Kriegsdienst wissen; wenn ein Krieg ausbrach, konnte man höchstens auf 25.000 Mann zählen. Wenn es zum Kampf ging, so ergriffen sie jeden Anlaß, davon zu laufen, die Schuld der Niederlage auf die Heerführer zu schieben und sie als Verräther zu ermorden; sie kosteten viel und leisteten nichts mehr.

Die Bostandschis.

Tschelebi benützte das Gerücht, die Russen wollten sich der Wasserbehälter nördlich von Constantinopel bemächtigen, damit sie die Hauptstadt bezwingen könnten, um ein Schutzcorps nach europäischer Disciplin zu schaffen, das auch mit europäischem Geschütz wohl versehen ward. Dieses Corps der Bostandschis wurde täglich in den Waffen geübt, an strenge Mannszucht gewöhnt und sollte der Kern des neuen Heeres werden. Bald entstanden in der Nähe Kasernen, Pferdeställe, eine Fabrik für Flinten und Bajonnete. Trotz der Aufhetzereien der Janitscharen und des Geschreies des Volkes wurde dieses Corps auf 12.000 Mann gebracht und während des Krieges gegen Frankreich in Syrien und Aegypten verwendet, wo es so gute Dienste leistete, daß Dschezar-Pascha, früher der heftigste Widersacher der Neuerung, darüber das Urtheil aussprach: „Bevor ich diese Leute kannte, habe ich mir erlaubt sie zu schmähen; wenn ich es aber noch ferner thue, soll mir die Zunge im Mund vertrocknen.“ —

Die Janitscharen.

Nun ging der Sultan daran, auch die Janitscharen wieder an Kriegsdienst und Mannszucht zu gewöhnen. Selim III. verordnete, daß sie während der guten Jahreszeit, von Mai bis November, wöchentlich zweimal und im Winter, so oft es das Wetter gestatten würde, auf den dazu bestimmten Exercierplätzen in den Waffen geübt werden sollten. Zugleich erging der Befehl, Flinten nach europäischem Muster zu fertigen, statt der schwerfälligen, unlenksamen Feldstücke Geschütze von leichterem Kaliber zu gießen; eine Ingenieurschule ward gegründet und geschickte Lehrer dafür aus England und Frankreich berufen. Der Sultan, der selber Mathematik und Physik studirt hatte, besuchte häufig diese Schulen, prüfte selber die Schüler und belohnte die Fortschritte fürstlich.[1]) Nicht minder geschah, was möglich, für Hebung der Flotte, für Bereitung eines guten Pulvers. Die Pagenkammer wurde in ein Cadetteninstitut umgewandelt, um gute Officiere zu bekommen, die zugleich als Geiseln für die Treue ihrer Eltern dienen könnten. Die Janitscharen fühlten wohl, wohin all dies abziele, und lehnten sich dagegen auf: „Wozu brauche man dergleichen Truppen? Auch ohne dieselben haben die Osmanen vor Zeiten ihre großen Siege erfochten und ganze Länder erobert“; alles Unheil, welches man jetzt zu erdulden habe, komme nur daher; offenbar laufe der Islam Gefahr, wenn man die Leute in diesen neuen Truppencorps nach Art der

[1]) Zinkeisen, l. c. Bd. VII, S. 328—36.

Ungläubigen in den Waffen üben wolle. Tschelebi-Efendi aber meinte, diese harten Köpfe, die sich früher nie um den Glauben und das Wohl der Regierung bekümmert hätten und Nichts davon verständen, wollten durch ihre Reden nur junge Leute abhalten, sich in die Listen dieser Krieger einzutragen, und diejenigen, welche sich schon eingetragen hätten, anreizen, davonzulaufen. Unweit Scutari in Asien ließ der Sultan eine zweite Kaserne für 12.000 Mann mit Schulen, nebst einer Buchdruckerei und Officierswohnungen errichten, und unter europäischen Exerciermeistern gelangte diese Truppe bald zu tüchtiger Ausbildung und bestand ihre Probe bestens darin, daß sie in wenig Monaten Rumelien und Bulgarien von den Räubern befreite, mit denen die Janitscharen nie fertig werden konnten. —

Tschelebi.

Die neue Truppe.

Das ermuthigte den Sultan zu einem weiteren Schritt, er wollte die Conscription einführen, um den kostspieligen Werbungen für den Nisami Dschedid ein Ende zu machen. Er befahl 1805, im ganzen Reich sollten die tüchtigsten jungen Leute in dem Alter von 20 bis 25 Jahren, sowohl unter den Janitscharen, wie unter der übrigen Bevölkerung ausgehoben und dem neuen Corps der Bostandschis eingereiht werden. Dieser Hattischerif rief eine große Gährung hervor, in Adrianopel wurde der Ausrufer geprügelt, in Rodosto ermordet, in Constantinopel wurde mit Mühe die Ruhe erhalten. Die Regierung zögerte mit der Ausführung, bis 1806 mit Rußland ein Krieg im Ausbruch war.

Conscription.

Kadi Pascha, der Gouverneur von Karamanien, erhielt den Befehl, seine neuen Truppen nach Constantinopel zu führen; man hoffte, auf diese Macht gestützt, den Hattischerif in der Hauptstadt zur Ausführung zu bringen. Zwanzig Tage wurden mit Uebungen, denen Selim III. gerne zusah, in Constantinopel zugebracht, statt sogleich nach Adrianopel zu ziehen. Indeß hatten die Gegner Zeit gehabt sich zu sammeln und zu rüsten, sie sperrten ihm den Weg nach Adrianopel; ein dreifacher, wüthender Angriff wurde von den Janitscharen zurückgeschlagen. Er wollte nun nach Rustschuk vordringen, wo ihn Mustafa Bairaktar, auch ein Freund der Neuerung, erwartete. Aber auch hier wurde ihm der Weg versperrt, mit Mühe hielt er sich in Selivre in einem verschanzten Lager.

Selim III.

Ueberall rottete sich der Pöbel zusammen, Thron und Leben des Großherrn waren bedroht. Da rieth ihm der Mufti, bis auf bessere Zeit nachzugeben, die Hauptbeförderer der neuen Einrichtungen zu entlassen und das Reichssiegel dem Aga der Janitscharen anzuvertrauen. Selim III. gab 10. September 1806, aber nur mit Widerstreben, nach; den Hattischerif widerrief er jedoch nicht, entschlossen, bei günstiger Gelegenheit ihn durchzuführen.

gibt nach.

In der äußeren Politik herrschte gleichfalls Schwanken. Selim III. bewunderte Bonaparte, fürchtete aber seine Pläne auf Griechenland und Morea. Als es 1803 zwischen Frankreich und England zum Bruch kam, mußte sich die Pforte für eine der beiden Mächte entscheiden. Rußland begünstigte England bei der Pforte auf jegliche Weise. Italinski, der russische Gesandte, erlangte einen geheimen Vertrag, worin die Pforte sich verpflichtete, im Fall

Politik nach außen.

Italinski.

eines Angriffs der Franzosen 150.000 Mann und 40 Kriegsschiffe in Bereitschaft zu halten. Und doch traute die Pforte auch Rußland nicht. Preußen empfahl dem Sultan Neutralität als die beste Politik. Kaiser Alexander I. ließ fragen, was der Sultan zu thun gedenke, wenn Bonaparte seine Absichten auf Theilung der Türkei durchzuführen beginne. Der Sultan antwortete, er werde Gewalt mit Gewalt vertreiben; sämmtliche Paschas hätten schon die nöthigen Weisungen. Als der erste Consul Kaiser wurde, sollte die Pforte ihn anerkennen. Friedrich Wilhelm III. rieth, diese Forderung ohne Anstand zu bewilligen, wie er, wie Kaiser Franz II. es auch thun würden. Nun hatte aber die Pforte sich schon England und Rußland gegenüber verpflichtet, Napoleon nicht anzuerkennen, mochte dies aber nicht eingestehen, und gebrauchte die merkwürdigsten Ausflüchte,[1]) um nicht nachgeben zu müssen.

Anerkennung Napoleons I.

Streit der Gesandten.

Der russische Gesandte klagte beim Sultan beständig über Frankreich, der französische über Rußland. Sorglich wurde die Pforte, als Rußland auf einmal Sebastopol als einen Kriegshafen erklärte und ihn den Kauffahrern aller Nationen versperrte und ein Geschwader von sechs Linienschiffen und sechs Fregatten daselbst sammelte und Truppen auf Korfu anhäufte: Alexander I., lispelte der französische Gesandte dem Reis-Efendi ins Ohr, wolle die Pläne Katharinas II. fortsetzen. Zuletzt kam die Pforte zurück zum Grundsatz der strengsten Neutralität und bestimmte, daß zwischen den Schiffen der beiden kriegführenden Mächte in den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Gewässern in einer Entfernung von mindestens drei Meilen von den Hafenplätzen und Küstenfestungen ein Zusammenstoß unter keiner Bedingung stattfinden dürfe, und daß es keinem ihrer Schiffe und Unterthanen gestattet sein solle, in einem solchen Kampf für einen der beiden Theile Partei zu nehmen oder auf ihren Schiffen Dienste zu thun. In Sachen des Titels wollte die Pforte Napoleon nur den Titel Padischah zugestehen, nie aber habe man den König von Frankreich Imperator genannt;[2]) zuletzt wollte sie ihm den Titel geben, sobald er denselben von allen christlichen Mächten erhalten habe. Hierauf erklärte der Großvezir offen, er habe Alexander versprochen, Bonaparte nicht eher als Kaiser anzuerkennen, ehe es Alexander I. gethan habe; auch dürfe er Nichts unternehmen, was die Interessen Rußlands berühre, ohne vorher in Petersburg darüber angefragt zu haben. Auch das neue österreichische Kaiserthum wollte die Pforte lange nicht anerkennen. Da erklärte der französische Gesandte Brune, er werde abreisen, wenn man ihn nicht in seiner Eigenschaft als kaiserlichen Gesandten anerkenne; man verweigerte ihm aber die Pässe, erklärte jedoch dem russischen Gesandten, man wünsche Frankreich Genüge zu thun, ohne sich das Mißfallen Kaiser Alexanders I. zuzuziehen. Italinski antwortete, die Anerkennung Napoleons als Kaiser werde den Bruch mit Rußland zur Folge haben, und drohte seinerseits mit Abreise (October 1805). Die gleiche Drohung sprach der englische Gesandte aus. Die Pforte erklärte in dieser peinlichen Lage, die vereinigte Macht Rußlands und Englands habe das Uebergewicht; sie versprach im Allgemeinen die Anerkennung Napoleons als Kaiser, ohne aber die Zeit, wann sie dies thun werde, näher zu bestimmen. Brune schalt die Pforte eine Vasallin Rußlands und forderte nochmals seine Pässe, zumal

Neutralität.

Anerkennung Franz' I

Brune.

[1]) Sie finden sich bei Zinkeisen, l. c. Bd. VII, S. 352 ff.

[2]) Zinkeisen, l. c. Bd. VII, 364–65.

Frankreich ihr ältester und achtbarster Bundesgenosse gewesen sei; jetzt stehe die Pforte unter einer erniedrigenden Bevormundung, sie verkenne ihren Vortheil, handle wie ein wahnsinniger Selbstmörder, die Minister seien Verräther und hätten sich an Alexander I. verkauft. Die Pforte beharrte in ihrer Ruhe, auch als Talleyrand dem türkischen Gesandten in Paris mit der Abreise des französischen Gesandten drohte. Brune verließ wirklich 18. December 1804 Constantinopel. Die türkische Regierung bedeutete hierauf in Paris, ihre Verpflichtung gegen Rußland laufe in sechszehn Monaten ab, dann sei der Sultan bereit, Napoleon als Kaiser anzuerkennen. Napoleon ward unwillig darüber, und befahl dem türkischen Gesandten, seine officiellen Functionen einzustellen, und erklärte in einem eigenhändigen Schreiben an Selim III. dessen Minister für Verräther. Die Lage der Pforte wurde peinlich, der Sultan verweigerte dem Ueberbringer des Schreibens die Audienz, er konnte es erst später einem Officier beim Zug des Sultans nach der Moschee zustecken, und am 1. Mai 1805 beantwortete es Selim III. mit einem Schreiben: „An unseren hochherzigen und hochgeachteten Freund Napoleon!" — und dem Geschenk eines mit Edelsteinen besetzten Säbels. Die Pforte benahm sich aber fortan kühler gegen den englischen und russischen Gesandten. Die Schlacht bei Austerlitz erschütterte ihr Vertrauen in die Macht Rußlands, sie ließ sich zwar 30. December 1805 zur Erneuerung des alten Bundesvertrags mit Rußland einschüchtern, verweigerte aber England beharrlich dasselbe, obschon Arbuthnot mit der Ankunft der englischen Flotte in den Dardanellen drohte. Im Januar 1806 endlich erfolgte die Anerkennung Napoleons „als Kaisers und als Königs von Italien". Die französische Partei wurde stärker, und Napoleon sandte 1806, um die Krisis zu vollenden, den General Sebastiani, einen Mann von Talent und unternehmendem Charakter.[1])

Brune.

Sebastiani verband mit lebendigem Geist und einnehmendem Wesen eine genaue Kenntniß der Sitten des Orients; was ihm an Kenntniß der Verträge fehlte, ersetzte ihm der Geschäftsträger Ruffin. Seine Aufgabe war, alle Mittel anzuwenden, um die Pforte ganz dem Einfluß Frankreichs zu unterwerfen und einen Krieg der Türkei gegen Rußland hervorzurufen, sobald der Kampf im Norden beginne, um die Krim und Bessarabien wieder zu erobern; Rußland sei es, welches Europa mit einer Barbarenüberschwemmung bedrohe. Die französische Partei richtete nun ihre erste Thätigkeit gegen die Hospodare der Moldau und Walachei, Murusi und Ypsilanti, welche im Interesse Rußlands ihres Amtes walteten; ihre Entsetzung ward verlangt, an ihre Stelle sollten die Fürsten Sutzo und Kallimachi treten. Nun waren diese aber erst drei Jahre im Amte, dessen Dauer auf sieben Jahre festgesetzt war, und sollten nach Vertrag nur mit Rußlands Genehmigung und zwar wegen eines Verbrechens abgesetzt werden, ein solches konnte ihnen aber nicht nachgewiesen werden. Sebastiani behauptete jedoch, sie hätten den Serben Vorschub zu ihrer Schilderhebung geleistet. Am 30. August 1806 wurden beide abgesetzt und Sutzo und Kallimachi an ihre Stelle ernannt. Italinski und Arbuthnot legten Verwahrung ein, jener drohte mit Abreise, dieser mit einer Fahrt durch die

Sebastiani.

Sein Ziel.

Die Hospodare der Moldau und Walachei.

[1]) Zinkeisen, l. c. Bd. VII, S. 364, 400—402.

Dardanellen, um Constantinopel zusammenzuschießen. Selim III. wurde ängstlich, er setzte 17. October Murusi und Ypsilanti wieder ein, versprach aber Sebastiani im Vertrauen, er werde sich dafür Napoleon um so enger anschließen, sobald dies nur möglich sei.

Alexander I.

Kaiser Alexander I., der von der Wiedereinsetzung Murusi's und Ypsilanti's noch keine Nachricht hatte, gab General Michelson 16. October 1806 Befehl, unverzüglich in die Moldau einzurücken, nicht als Feind, sondern zu dem einzigen Zweck, die alten vertragsmäßigen Beziehungen zwischen den beiden Reichen wiederherzustellen, der verderblichen Herrschaft Frankreichs zu Constantinopel, welche die Pforte mit gänzlicher Unterwerfung bedrohe, entgegenzutreten, und den von Sebastiani angekündigten Plan zu vereiteln, durch das Osmanische Gebiet eine französische Armee zu schicken, welche die Russen am Dnjester angreifen solle. —

Michelson.

General Michelson rückte Anfangs November mit 30.000 von 60.000 Mann in die Moldau ein, besetzte Choczim und Bender ohne Schwertstreich, drang bis Jassy vor und hielt 24. December 1806 in Bukarest seinen Einzug. Auf diese Vorgänge beziehen sich die Briefe Napoleons I. an Selim III.

Erstes Schreiben Napoleons an Selim III.

Am 1. December 1806 schrieb Napoleon an den Sultan: „Preußen, welches sich mit Rußland verbunden hatte, ist verschwunden, ich habe seine Heere vernichtet, und bin Herr seiner festen Plätze. Meine Armeen stehen schon an der Weichsel und Warschau ist in meinem Besitz. Das preußische und russische Polen erhebt sich und bildet seine Armeen, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen. Jetzt ist der Augenblick da, wo Du die Deine wieder erobern kannst. Jage die widerspenstigen Hospodare davon, welche die ungerechteste Gewalt Dir zur Wiedereinsetzung aufgedrungen hat trotz Deines Fermans, der sie als Verräther erklärt hat; stelle an ihren Platz treue Diener und Hospodare nach Deiner Wahl. Bewillige den Serben ja nicht die Zugeständnisse, die sie mit den Waffen in der Hand Dir abdringen wollen. Laß Truppen nach Choczim marschiren, Du hast von Seite Rußlands nichts mehr zu fürchten. Ich habe meinen Gesandten beauftragt, mit Dir die nöthigen Verträge zu schließen. Wenn Du bis jetzt klug gewesen bist, so wäre eine längere Nachgiebigkeit gegen Rußland fortan Schwäche und würde Dein Reich zu Grund richten.“ [1]) —

Napoleon an Sebastiani.

Am gleichen Tage schilderte Napoleon seinem Gesandten in Constantinopel, dem General Sebastiani, seine Erfolge und bevollmächtigte ihn, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Sultan abzuschließen, in welchem Frankreich der Pforte den Besitz der Moldau, Walachei und Serbiens gewährleiste, und ihn aufforderte, den Sultan zu drängen, daß er Truppen nach Choczim sende. Er, Napoleon, verpflichte sich, nur in Uebereinstimmung mit der Pforte je Frieden mit Rußland zu schließen. „Thue, was möglich ist, um die Pforte aus ihrer Betäubung aufzurütteln.“ [2]) —

Am 1. Januar 1807 erließ Napoleon folgendes merkwürdige Schreiben an Sultan Selim III.

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 5—6.
[2]) Ibid. XIV, p. 5, 154—55.

„Heil und Glück unserem sehr großen und treuen Freund! Bei uns ist es Brauch, das neue Jahr mit Glückwünschen für diejenigen, welche uns lieb sind, zu eröffnen. Meine ersten Wünsche sind für Dich. Ich empfing mit Freude die Briefe Deiner Hoheit und ersah daraus Deine edlen Entschlüsse. Du wolltest nicht zum Krieg herausfordern, man hat ihn Dir erklärt. Möge seine ganze Last auf die Feinde zurückfallen, welche Dein Reich angreifen! Sie hatten gar nicht von Euch verlangt, aus der Moldau und Walachei Eure treuen Diener zu entfernen, als um den Eingang zu diesen Provinzen für sich zu eröffnen. Doch ich höre, daß Dein Heer sich sammelt, und daß, durch eine Eingebung von Oben, kundig des Einmarsches der Russen, Du in demselben Augenblick, wo sie über den Dnjester gingen, den Entschluß gefaßt hast, ihnen Deine ganze Macht entgegenzuwerfen. Dieselbe Stimme, die, um Dein Reich zu retten, Dir den Marsch Deiner Feinde kundgab, hat Dich aufgefordert, mir einen Deiner treuen Diener zu senden, um in Deinem Namen den Bundesvertrag zu unterzeichnen, der uns einigen soll, und der durch seinen Abschluß Deiner Macht eine Bürgschaft leisten wird. Ich erwarte Deinen Bevollmächtigten, er wird mir sagen, was Du vollbracht hast, Deine Pläne, Deine Mittel, und wir werden dann zusammen den Kriegsplan verabreden. Ich kam bis in die Nähe Deiner Grenze, um unsere Feinde zu suchen und zu verfolgen. Ein Heer von 80.000 Russen, an dessen Spitze ihre besten Generale standen, ist aufs Haupt geschlagen und an allen Ecken in die Flucht gejagt worden. Es hat schon fünfzig Meilen Landes, sein Geschütz, sein Gepäck und eine große Menge Gefangene und Todte verloren. Die Stunde ist gekommen, um das Osmanische Reich zu seiner alten Größe zurückzuführen, es ist jetzt kein Augenblick mehr zu verlieren. Deine Grenze ist angegriffen worden. Rufe nur Deine treuen Unterthanen zur Vertheidigung dessen auf, was ihnen das Liebste ist! Deine Landhäuser, Deine Moscheen, selbst den Namen Muselmann möchten die Russen vertilgen. Die Pläne Deiner Feinde zwingen Dich zu siegen. Ich bitte zu Gott, daß er Deine Waffen segne, daß er die Tage Deiner Hoheit verlängere und mit Ruhm und Glück und mit einem seligen Ende segne! — Dein treuer und wahrer Freund Napoleon. — Geschrieben in unserem kaiserlichen Schloß zu Warschau, am ersten Tag des Jahres 1807."

Zweites Schreiben an Selim III.

So verband sich denn mit der polnischen eine türkische Frage. Im ersten Siegesrausch mochte Napoleon glauben, beide zusammen zu lösen. Aber, die Frage legte sich ihm nahe: „Wie wird Oesterreich sich zu ihr stellen?"

Darum schrieb Napoleon am gleichen Tage an seinen Gesandten Andréossy in Wien: „Der König von Preußen hat erklärt, sein Land sei voll von Russen, er könne den Waffenstillstand nicht unterzeichnen, darum habe ich Berlin verlassen und bin seit vier Tagen in Posen. Murat ist seit dem 28. November in Warschau; alle Truppen in Italien sind in Bewegung gegen Verona zu, gegen Brescia und Alessandria. Polen erhebt sich. Priester, Adel, Bauern, Alles wird Soldat. Es ist nicht mehr in meiner Gewalt, diesen nationalen Sturm zu beschwichtigen. Es wäre nicht unmöglich, daß Polen auf dem linken Ufer der Weichsel schon 60.000 Mann beisammen hat. Gern hätte ich diesen Eifer durch einen Waffenstillstand abgekühlt, aber der König von Preußen mochte ihn nicht und das Schicksal wird das Uebrige thun. — Ich begreife, daß in dieser Lage der Dinge der Hof in Wien schwankend sein muß — doch ich will keinen Augenblik verlieren, um Ihnen meine Absichten mitzutheilen. Stellen Sie die Heeresbewegung in Italien

Auftrag an Andréossy.

dar als Märsche zweier Corps, welche zur Armee nach Deutschland stoßen sollen, wenn das Haus Oesterreich keine Drohung macht. Der Aufstand in Polen ist eine natürliche Folge davon, daß die Franzosen in Preußen stehen. Uebrigens habe ich niemals die Theilung Polens anerkannt; als treuer Beobachter der Verträge, werde ich den Aufstand der Polen in Preußen und Rußland begünstigen, mich aber in das österreichische Polen niemals einmischen. Wenn nun der Kaiser selber die Schwierigkeit fühlt, das österreichische Polen mitten in dieser Aufregung festzuhalten und als Ersatz einen Theil Schlesiens dafür haben will, so können Sie in Unterhandlungen über diese Frage mit ihm eintreten. Friedfertiger könnte ich mich gar nicht benehmen. Meine Rüstungen in Brescia und Verona haben den gleichen Zweck wie die Abberufung mehrerer Reiterregimenter. Der Aufstand in Polen ist nur eine Folge meines Krieges mit Rußland und Preußen. Will Oesterreich Galizien behalten? Ich mische mich nicht darein. Will es einen Theil davon abtreten? Ich bin bereit ihm jede erwünschte Erleichterung dabei zu gewähren. Will es öffentlich, will es geheim darüber verhandeln? Ich bin bereit zu thun, was es will. Nach diesen Eröffnungen muß ich aber auch sagen, daß ich Niemand fürchte. Ich ermächtige Sie zu erklären, daß, obschon ich die Theilung Polens nicht anerkenne, ich dennoch Galizien nicht berühren will, weil ich Gewähr für den österreichischen Staat in Preßburg leistete. — Beiliegende Bulletins theilen Sie Stadion mit; es liegt mir daran, daß sie sicher nach Constantinopel gelangen. Schreiben Sie mir in Zukunft nach Warschau, der Weg ist kürzer." [1]) — Also ein Versprechen, unter dem eine Drohung steckte: „Ich fürchte Niemand." —

Angebot Schlesiens an Oesterreich.

In Wien konnte diese Alternative nur peinlich berühren. So schmerzlich man Schlesien verloren hatte, so mochte man es doch nicht als Geschenk aus Napoleons Hand und einem deutschen Fürsten entrissen. Folgte man ihm auf einer abschüssigen Bahn, wo war dann ein Halt? Wo blieb die Selbständigkeit? Selbständig bleiben — war das Beste. Stadion antwortete mit dem Beschluß, Oesterreich wolle neutral bleiben.

Napoleon an seine Armee.

An sein Heer richtete der auf seine Siege so stolze Mann folgenden Aufruf: „Soldaten! Heute vor einem Jahr, gerade zu dieser Stunde, waret Ihr auf dem denkwürdigen Schlachtfeld von Austerlitz. Die russischen Bataillone flohen erschreckt und in Verwirrung vor Euch oder übergaben ihre Waffen, von Euch, den Siegern, umrungen! Am Tage darauf redeten sie von Frieden, aber ihre Worte waren trügerisch; kaum waren sie in Folge einer vielleicht tadelnswerthen Großmuth aus dem Unglück der dritten Coalition entkommen, so schlossen sie sogleich eine vierte. Aber der Verbündete, auf dessen Kriegsgewandtheit sie insbesondere ihre Hoffnung setzten, existirt bereits nicht mehr. Seine Festungen, seine Hauptstädte, seine Vorräthe, seine Waffensammlungen, 280 Fahnen, 700 Kanonen, 5 starke Festungen, sind in unserer Gewalt. Die Oder, die Warthe, die öden Gebiete Polens, die schlimme Jahreszeit haben Euch nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht. Ihr habt Allem getrotzt, Alles überwunden, Alles floh vor Eurer Ankunft. Umsonst gedachten die Russen, die Hauptstadt dieses alten und ruhmvollen Polens zu vertheidigen, der französische Adler flattert über der Weichsel. Wenn der tapfere und unglückliche Pole Euch erschaut, glaubt er, die Legionen

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 6—7.

Sobieski's seien von ihrem denkwürdigen Feldzug zurückgekehrt. — Soldaten! Wir legen die Waffen nicht nieder, bevor der allgemeine Friede geschlossen und die Macht unserer Verbündeten gesichert ist und unserem Handel seine Freiheit und seine Kolonien gesichert sind. Wir haben Pondichery an der Elbe und Oder wieder erobert und unsere Niederlassungen in Indien, und das Cap der guten Hoffnung und die spanischen Kolonien wieder gewonnen! Wer sollte den Russen das Recht geben, die Wage des Schicksals in ihrer Hand zu halten? Wer ihnen das Recht geben, so gerechte Pläne zu vereiteln? Sind sie und nicht wir die Soldaten von Austerlitz?" [1]) —

Der Festungskrieg. Jérome Bonaparte.

Festungskrieg im Winter 1806 bis 1807.

Während das Heer, welches den Sieg von Jena und Auerstädt errungen und in den Wäldern und Sümpfen bei Nasielsk, Golymin und Pultusk gestritten, ausruhte, verwendete Napoleon die rückwärts stehende Mannschaft zu Belagerungen.

Danzig.

Danzig beherrschte die Weichsel, deckte allenfallsige feindliche Landungen und enthielt einen großartigen Waffenvorrath. Durch eine von Danzig aus gedeckte Offensivbewegung der vereinten Preußen und Russen an der unteren Weichsel konnten die Franzosen gezwungen werden, ihre Stellungen an der oberen Weichsel und Warschau zu verlassen und sich an die Oder zurückzuziehen. Darum ordnete Napoleon als Winterarbeit die Belagerung Danzigs an. Badenser, Polen und Regimenter, die aus Italien angekommen waren, vereinte er zu einem neuen, dem zehnten Armeecorps und stellte ihnen die Aufgabe, Danzig zu erobern. Zu ihrem Befehlshaber ernannte er den alten Marschall Lefèvre.

Werth der Festungen.

Napoleons Bruder Jérome sollte unter der Leitung Vandamme's [2]) in diesem Winter die letzten Festungen an der Oder bezwingen und die Eroberung Schlesiens vollenden. Diese Aufgabe war nicht leicht, man konnte nicht mehr vom „fallenden Weh der Festungen" reden, wie kurz nach der Schlacht von Jena, wo Alles den Kopf verloren hatte und der Abgesandte des Königs, der die Befehlshaber zu muthigem Ausharren ermahnen sollte, ihnen statt dessen vertraulich ins Ohr raunte: „Nur gute Bedingungen aushandeln, es ist doch Alles verloren!" Ein ganz anderer Geist kam allmälig in die preußische Armee. Der König hatte furchtbare Strafen auf Uebergabe eines Platzes angedroht, wenn nicht alle Mittel erschöpft wären. Die Festungen waren wichtig, denn sie waren Haltpunkte für ein Heer, und Napoleon konnte die Eroberung eines Landes nicht als vollendet ansehen, so lange noch feindliche Festungen in seinem Rücken waren.

Vandamme.

Vandamme, der als Lehrer Jérome's im Krieg hier dienen sollte, verstand selber wenig vom Geniewesen. Er suchte durch Schrecken die Festungen zum Fall zu bringen; die Bewohner einer solchen Stadt sollten beim Befehlshaber auf

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 16—17.
[2]) Ibid. XIV, p. 148.

Glogau. Unterhandlung dringen; nach dreiwöchentlicher Einschließung von Glogau ließ er mehrere Mörser und schwere Geschütze aufführen und trotz des heftigen Widerspruchs des tapferen Majors Pudlitz, übergab am 2. December der General Reinhard diese Festung. Der Geist der Bürgerschaft war gut, unter der Besatzung aber waren viele Polen — und diese für die Franzosen. Der Befehlshaber hielt den Widerstand für unnütz, wozu solle man also das Leben und Eigenthum der Einzelnen daran setzen?

Breslau. Jetzt kam die Reihe an Breslau. Die Besatzung zählte 6000 Mann, Geschütz und Munition war in Menge vorhanden, Lebensmittel mindestens auf sechs Wochen. Zur Belagerung hatte Vandamme nicht bloß die Wirtemberger, mit denen er Glogau zu Fall gebracht hatte, sondern noch zwei bayrische Divisionen, und von Franzosen das 13. Linienregiment, Artilleristen und Ingenieure. Die Belagerung begann 6. December. Vandamme suchte wieder durch Schrecken zu wirken, und ließ Brandbatterien aufführen; doch erreichte er mit seinem Feuer auf das Innere der Stadt seinen Zweck nicht. Seine Ingenieure entdeckten eine schwache Stelle im Wall, wo er leicht erstiegen werden konnte: Vandamme ließ Flöße bereiten, auf welchen die Soldaten, so den Wall ersteigen sollten, über den Graben gesetzt werden konnten. In der zum Sturm bestimmten Nacht brach aber der Mond durch die Wolken. Die Besatzung sah die Vorbereitungen und war zum Widerstand gerüstet. Der Sturm mußte also unterbleiben. Nun hatte Fürst von Anhalt-Pleß. in der Zwischenzeit der Fürst von Anhalt-Pleß, den der König zum Generalstatthalter von Schlesien ernannt und dem er den Major Götzen als Flügeladjutanten beigegeben hatte, 12.000 Mann aus den Besatzungen der noch nicht belagerten Festungen, aus zurückgekehrten Gefangenen und aus Freiwilligen ein Corps von 17.000 Mann zusammengebracht, mit denen er Breslau zu entsetzen gedachte. — Allein der Befreiungsversuch mißlang, zwei seiner Colonnen wurden 24. December bei Strehlen in einem voreiligen Treffen von einer überlegenen französischen Abtheilung unter General Montbrune geschlagen; mit den Anderen drang der Fürst zwar bis vor Breslau und brachte durch seine Reiterei die Bayern und Wirtemberger zum Weichen, aber der erwartete Ausfall der Besatzung unterblieb durch die Unentschlossenheit des Befehlshabers Grafen Thiele. — Fürst Pleß mußte sich, um nicht im Rücken von den Franzosen gefaßt zu werden, in Eile nach Schweidnitz zurückziehen. Jetzt schwand in der Stadt die Hoffnung auf Rettung, Vielen bangte vor Erstürmung, die Kleinmüthigen gewannen das Uebergewicht: man solle die reiche Stadt nicht nutzlos opfern. Ein Waffenstillstand war der Vorbote der Uebergabe, am 5. Januar 1807 wurde die Capitulation abgeschlossen, die Besatzung als kriegsgefangen erklärt; am 7. Januar zogen die Franzosen in die Hauptstadt Schlesiens ein.

Brieg. Nun wandten sich die Belagerer gegen das wenig gerüstete Brieg, das sich schon 16. Januar ergab, nach einer Beschießung von wenig Stunden. So Schweidnitz. hatten die Preußen nur noch Schweidnitz, Glatz und Neisse, „welche die Thore von Schlesien gegen Böhmen schließen". — Schweidnitz, eine Festung ersten Rangs, hatte eine Besatzung von 6000 Mann, Lebensmittel und Kriegsvorrath im Ueberfluß; nach nur dreitägiger Beschießung, 3. bis 5. Februar, die aber wenig Schaden that, begann der Befehlshaber, General Haak, obschon er angewiesen war, den Platz bis aufs äußerste zu behaupten, zu unterhandeln, und schloß am 7. Februar 1807 die Capitulation ab. Haak und Major Hombold wurden später von einem Kriegsgericht zum Tod verurtheilt, vom König aber zu lebenslänglicher Haft in einer Festung begnadigt. —

Urtheil Napoleons I. über ihn und Bonaparte's Familie.

Jérome sollte sich durch Eroberung von preußischen Festungen die Bahn brechen zu einem Königreich aus deutschen Landen. Der Mann ist vielfach verschieden beurtheilt worden, selbst von seinem kaiserlichen Bruder. Auf St. Helena sagte Napoleon einmal über Jérome: „Er war ein Verschwender, dessen Ausschreitungen schreiend waren; er war maßlos liederlich, seine Entschuldigung läßt sich vielleicht in seinem Alter und in seiner Umgebung finden.“ Ein andermal [1]) lobt er seine guten Eigenschaften; es war damals, wo er klagte über die wenige Unterstützung, die er in seiner Familie gefunden, und über die Verlegenheiten, in welche er durch sie verwickelt worden sei; sie hätten sich für vollkommen unabhängig gehalten und hätten vergessen, daß sie nur Theile eines Ganzen waren, dessen Regungen sie unterstützen müßten, statt ihnen zu widerstreben. Allerdings seien sie auch sehr jung, von Fallstricken und Schmeichlern, von Ränkeschmieden aller Art, von Menschen mit bösem Willen und geheimen Absichten umringt gewesen. Uebrigens frage sich, welche Familie wohl unter gleichen Umständen sich besser benommen haben würde. Ein Staatsmann zu sein, sei nicht Jedem gegeben; ein Wesen dieser Art erfordere ganz eigene Bestandtheile, und sei daher nicht so häufig zu finden. Dann fuhr er fort: „Alle meine Brüder waren in dieser Hinsicht in einer ganz sonderbaren Lage. Sie hatten insgesammt von jenen Bestandtheilen zu viel oder zu wenig; zu viel, um sich blindlings einem leitenden Rathgeber zu überlassen, und zu wenig, um ihn gänzlich zu entbehren. Bei alldem hat meine zahlreiche Familie ein Ganzes gebildet, dessen ich mich nicht zu schämen brauche. Joseph würde in jedem Lande eine Zierde der menschlichen Gesellschaft, und Lucian es in jeder politischen Versammlung gewesen sein. — Jérome würde bei reiferen Jahren das Regieren gelernt haben; ich entdeckte Eigenschaften an ihm, die mir die besten Hoffnungen gaben. Louis mußte überall bemerkt werden und gefallen. Meine Schwester Louise besaß einen männlichen Geist und ein kräftiges Gemüth, gewiß hat sie viel Philosophie bei ihren Widerwärtigkeiten gezeigt. Karoline besitzt viel Geschick und große Fähigkeiten. Pauline, vielleicht das schönste Weib ihrer Zeit, ist und bleibt das beste Geschöpf unter der Sonne, und, was meine Mutter betrifft, so verdient dieselbe gewiß jede Art der Verehrung. Welche Familie möchte wohl, bei einer solchen Zahl von Mitgliedern, ein schöneres Ganzes gewähren? Erwägen Sie nun noch, daß wir, außer dem Kreise des politischen Zwanges, uns gegenseitig liebten! — ich wenigstens habe nie mein Bruderherz vermißt, habe sie alle geliebt, bin auch überzeugt, daß sie mich im Grunde wieder liebten, und mir alle im Nothfalle Beweise davon geben würden.“

Jérome's Jugend.

Fassen wir den Mann auf Grund von Thatsachen näher ins Auge! Jérome wurde am 15. November 1784 in Ajaccio geboren: das dreizehnte und jüngste Kind seiner Mutter; seinen Vater, Carlo Bonaparte, hat er nicht gekannt. Er war ein bildschönes Kind, an dem die Geschwister ihre herzliche Freude hatten und das sie verhätschelten; über seine Anlagen hat Kleinschmidt [2]) kurz und bündig das beste Urtheil also gefällt: „Von dem ehernen corsischen Naturell sei Nichts in ihm gelegen, er sei eine weiche und gutmüthige, aber sinnliche und fahrige Natur gewesen, und ein echter Gassenjunge voll toller Ideen geworden.“ 1793 nahmen ihn Mutter und Geschwister auf der Flucht nach Marseille mit, 1795 kam er in das Collège Juillich, wo er bis 1799 blieb; er lernte Latein,

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. X, S. 43—44.

[2]) Die Eltern und Geschwister Napoleons I. Biographie générale. Vol. XXXVII. p. 448 ff. — Mémoires du roi Jérome, publiés par le Capitain Ducasse et suivis de sa correspondance avec Napoléon.

Mathematik, Musik, Zeichnen. Das Lernen war aber nie seine starke Seite, seine Liebhaberei waren die Ferien. Die Mutter Lätitia, die einst so streng war gegen den jungen Napoleon, war schwach gegen Jérome's tolle Streiche. Was Pauline als Weib, war Jérome als Mann, schön und leichtsinnig, der angenehmste Gesellschafter, der Liebling der Damen. Seit Napoleon als erster Consul die Tuilerien bezog, mußte der Bruder unter seinem Zimmer wohnen, offenbar wollte er ihn streng beobachten; er äußerte sich bitter über die Schulden, die er für ihn bezahlen mußte. Die Familie verzieh ihm Vieles ob seiner eleganten Formen, seiner Anmuth; er konnte aber auch muthig sein und dem Tod trotzen. Napoleon meinte, sein besseres Wesen ginge in der Vergnügungssucht unter, doch lechzte Jérome auch nach Ruhm und schmollte mit Napoleon, weil ihn dieser 1800 nicht zum italienischen Feldzug mitnahm; um ihn zu begütigen, gab dieser ihm nachher den Degen, den er bei Marengo getragen hatte. Sichtlich wollte Napoleon ihn eine ernste Schule des Lebens durchmachen lassen. Jérome mußte 1800 als Gemeiner bei den Jägern in der Consulargarde eintreten, wo er aber nicht gut that, er bekam bald ein Duell mit Davoust's Bruder und erhielt eine Kugel in das Brustbein. Aergerlich über sein Verhalten, versetzte ihn Napoleon auf das Meer: er sollte in der Marine seine Lehrzeit durchmachen, und befahl seinem Vorgesetzten Gantheaume ihn streng zu halten, damit er seine verlorene Zeit einbringe, und von ihm Pünktlichkeit in seinem Beruf zu fordern. Nach und nach wurde Jérome Marine-Aspirant und stieg langsam auf der Leiter der Beförderungen empor. In einem Kampf mit dem Schiff des Admirals Keith benahm sich Jérome sehr muthig, so daß Napoleon die Hoffnung aussprechen konnte, er werde geschickt werden, wie ein guter Schiffsjunge. Sobald Jérome aber abkommen konnte, war er wieder in Paris, liebelte und machte Schulden; was seine Augen blendete, wollte er haben; er schaffte sich einen kostbaren silbernen Rasirapparat an, ehe noch ein Barthaar sein Gesicht schmückte, darum that ihn Napoleon wieder auf ein Schiff, diesmal nach Domingo. Sein Schwager Leclerc und seine Schwester Pauline waren mit auf der Flotte. Jérome zeigte sich tüchtig, der Admiral war mit ihm zufrieden, und er wurde 1802 Schiffsfähndrich. Kaum hatte aber sein Schiff in Brest gelandet, so eilte er wieder nach Paris und beschäftigte sich mit Liebeleien und Verschwendungen. Also that ihn Napoleon wieder auf das Meer, diesmal nach der Insel Martinique. Endlich wurde Jérome Lieutenant. 1803 kam er nach Guadeloupe, von da nach Domingo, von wo er nach Frankreich zurückkehren sollte; weil ihm aber die Engländer auflauerten, fuhr er auf einem amerikanischen Schiff nach Washington in Virginien und von da nach Baltimore, der Stadt der schönen Frauen, die den Bruder des ersten Consuls scharf ins Auge faßten und ihn schon darum gern sahen, weil ihm die so verhaßten Engländer auflauerten.

Erziehung durch Napoleon.

In Baltimore.

Elisa Patterson.

Hier fand Jérome freundliche Aufnahme im Haus eines reichen Kaufmannes William Patterson und verliebte sich rasch in dessen reizende Tochter Elisa, die seinen Schmeichelworten und Liebesschwüren gern ihr Ohr lieh; der Vater und der Oheim des Mädchens, Smith, schmeichelten sich mit der Hoffnung, Jérome könnte als französischer Consul nach Washington kommen, und Smith als amerikanischer Consul nach Paris. Jérome warb um die Hand Elisa's und erhielt von ihr und dem Vater die Zusage. Das geschah alles in der Stille. Am 24. October 1803 war Jérome in Washington, und sagte beim Abschied dem französischen Gesandten Pichon, er heirathe am 7. November Elisa und bitte ihn und seine Frau zu Zeugen.

Das war das erste Wort, was Pichon über die Sache erfuhr, er war starr vor Staunen, faßte sich aber bald, und bat Jérome und Patterson, von der Ehe abzukommen, denn Jérome sei erst achtzehn Jahre alt; eine Ehe ohne Zustimmung seiner Mutter wäre ungiltig, denn nach französischem Gesetz dürfe sich kein Franzose, bevor er fünfundzwanzig Jahre alt geworden sei, ohne Einwilligung seiner Eltern verheirathen. Der alte Patterson wurde ängstlich, Smith erklärte, er ziehe seine Zustimmung zur Ehe zurück; Jérome that wüthend. Pichon meldete die Sache nach Paris. Am 6. November erschien der Secretär des Jérome bei Pichon und bat ihn, die Sache dem ersten Consul zu verschweigen; denn die Ehesache sei definitiv abgebrochen; Elisa sei von den Ihrigen nach dem Süden geschickt worden, und Jérome bedaure die Leidenschaft, zu der er sich habe fortreißen lassen, er benöthige aber Geld zu einer Reise nach Newyork. Pichon stattete ihn reich mit Geld aus, herzlich froh, daß die Sache abgebrochen sei.

Pichon.

Jérome reiste wirklich ab, war aber in vierzehn Tagen wieder in Baltimore. Am 25. December kam sein Secretär zu Pichon um einen Geldvorschuß und zeigte ihm an, die Liebenden seien am Abend vorher getraut worden — die Eltern waren nämlich schwach gewesen. Elisa liebte ihren Jérome mit allem Feuer der Jugend und war stolz darauf, ein Mitglied der Familie Bonaparte zu werden. Pichon machte sogleich Meldung bei seiner Regierung, in Paris wurde die Sache Tagesgespräch im April 1804. Napoleon sprach sich in Saint-Cloud also aus: „Jérome denkt mit Unrecht, ich hege Gefühle der Schwäche; ich bin jedoch nicht sein Vater; ein Vater ist blind und gefällt sich darin, blind zu sein. Ich bin das einzige Werkzeug meines Geschickes, ich verdanke meinen Brüdern Nichts. In dem, was ich für den Ruhm gethan habe, haben sie für sich reiche Ernte gefunden. Dafür kann ich aber Hilfe und Sorgfalt von ihnen beanspruchen. Sie hören auf für mich Etwas zu sein, wenn sie nicht neben mir dienen, und wenn sie einen meinen Wegen entgegengesetzten Pfad einschlagen. Fordere ich so viel von meinen Brüdern, die mir schon viele Dienste geleistet haben, und habe ich Lucian gänzlich aufgegeben, welcher sich in reifen Jahren meinen Absichten ganz entziehen wollte — was darf da Jérome erwarten, der noch so jung und nur durch die Uebertretung seiner Pflichten bekannt ist? Gewiß thut er für mich Nichts, so sehe ich darin den Beschluß des Geschickes, welches entschieden hat, daß ich Nichts für ihn thun kann."

Die Heirath.

Napoleons Ansicht darüber.

Talleyrand meldete im Auftrag des Kaisers am 18. Juli 1804, die Ehe sei nichtig und nicht anerkannt. Unterdessen erfuhr Jérome, daß Napoleon Kaiser geworden, und daß er wegen seiner Ehe vom Recht der Thronfolge ausgeschlossen sei. Dies schmerzte ihn tief, auch drang der französische Gesandte in ihn, ohne Elisa nach Frankreich abzureisen. Am 22. Februar 1805 legte Jéromes Mutter Lätitia in Paris feierliche Verwahrung gegen die Ehe ein. Ein kaiserlicher Beschluß erklärte die angebliche Ehe für null und nichtig und Kinder aus derselben für illegitim.

Jérome war indessen auf einer amerikanischen Brigg mit Elisa herumgefahren und landete 8. April 1805 in Lissabon und verlangte einen Paß vom französischen Consul für sich und seine Gattin. Der Consul gab ihm den Paß, verweigerte ihn aber für seine Gattin. Jérome beschloß nun, zu Napoleon selbst zu reisen, um ihn zu erweichen, und nahm Abschied von Elisa, die er hier zum letzten Male sah. Der Kaiser verbot ihre Landung in Frankreich oder Holland und befahl Fouché, den Jérome zu verhaften, wenn dieser von dem

Jérome bereut.

im Paß ihm vorgezeichneten Weg abweiche. Napoleon war damals im Schloß Rupinigi bei Turin. Nach langen Verhandlungen bereute Jérome in einem demüthigen Schreiben an den Kaiser vom 6. Mai 1805 seinen Schritt und gab Elisa auf. — Napoleon antwortete seinem reumüthigen jüngsten Bruder: „Es gibt keinen Fehler, welchen eine wahrhafte Reue in meinen Augen nicht auslöschte. Ihre Verbindung mit Fräulein Patterson ist in den Augen der Religion wie nach denen des Gesetzes nichtig. Schreiben Sie Fräulein Patterson, sie soll nach Amerika zurückreisen, ich werde ihr eine lebenslängliche Pension von 60.000 Francs unter der Bedingung bewilligen, daß sie in keinem Fall meinen Namen tragen darf; ein Recht, welches sie bei der Nichtexistenz ihrer Verbindung nicht hat. Lassen Sie selber sie wissen, daß sie die Natur der Dinge weder verändern konnten noch können. Da Ihre Heirath derart in Ihrem eigenen Willen annullirt ist, so werde ich Ihnen meine Freundschaft zurückgeben und die Gefühle, welche ich seit Ihrer Kindheit für Sie hegte, wieder fassen in der Hoffnung, daß Sie sich ihrer durch die Sorgfalt würdig zeigen, meinen Dank zu erwerben und sich in meinem Herzen hervorzuthun.“ —

Jérome charakterlos.

Napoleon verzeiht.

Cambacérès hat sich offenbar für die Liebenden bei Napoleon verwendet. Wir sehen dies aus einer Antwort, worin Napoleon seine Gründe verwirft, und unter Anderem sagt: „Beide nennen sich verheirathet; ist es aber einmal mit der Liebe aus, so bemerken sie, daß sie es nicht sind. Ich habe das Fräulein heimgesandt, und bin mit dem jungen Mann zufrieden, der Geist besitzt und weiß, daß er eine Dummheit begangen hat, und selbe, so viel in seinen Kräften steht, wieder gutmachen will.“ — Der Kaiser bat den Papst in einem eigenen Schreiben, die Ehe zu cassiren durch eine Bulle. Der Papst jedoch verweigerte die Cassation, aber das Diöcesangericht in Paris erklärte 6. October 1806 die Ehe für null und nichtig, beide Theile hätten das Recht, sich anderweitig wieder zu verheirathen. So war weltlich und geistlich nach französischem Recht die Ehe ungiltig. — Elisa wollte dann in Amsterdam landen, wurde aber abgewiesen. Die von ihrem Gatten Betrogene wurde in England den 7. Juli 1805 von einem Sohn entbunden, dem sie den Namen Jérome Bonaparte gab. Bis 1813 wurden ihr jedes Jahr 60.000 Francs ausbezahlt. Talleyrand hatte aber im Auftrag Napoleons ihr geschrieben, wenn sie einen Engländer heirathete, so würde seine Theilnahme für sie aufhören und er es so ansehen, als habe sie auf die Gesinnungen verzichtet, welche sie in ihrem Brief an ihn ausgesprochen, und welche allein ihn für sie interessirt hätten. Von einer neuen Heirath war bei der tiefgekränkten Frau keine Rede, sie schlug die glänzendsten Bewerbungen aus, auch das Fürstenthum Schmalkalden, das Jérome ihr später anbot, sie lebte nur noch ihrem Sohne. —

Cambacérès.

Pius VII.

Nach Napoleons Willen sollte Jérome sich jetzt im Krieg auszeichnen: er stellte ihn an die Spitze eines leichten Geschwaders in Genua und sandte ihn nach Algier, daß er den Dey zwinge, alle Genuesen, Italiener und Franzosen aus seinen Bagnos freizugeben, und Jérome kam mit 231 Befreiten zurück nach Genua, das ihn mit glänzenden Festen feierte. Dann untergab er ihn als Capitän eines Kriegsschiffes dem Contre-Admiral Villaumez und dieser beförderte ihn, als er bei einem Zusammenstoß mit den Engländern sich wacker verhalten hatte, zum Zweitcommandirenden der Escadre. Bei den Antillen kreuzte Jérome dann mit Glück gegen die Engländer, denen er eilf Schiffe wegnahm und einen Schaden von acht Millionen Francs zufügte: Eigenmächtig trennte er sich von Villaumez, entging jedoch muthig und geschickt den ihn mit Uebermacht verfolgenden Eng-

Jérome zur See.

ländern. Dafür ernannte ihn Napoleon zum Contre-Admiral, 9. September 1806, hing ihm Josephine den Großcordon der Ehrenlegion um, erkannte ihm der Senat die Rechte eines französischen Prinzen zu, wurde er 24. September 1806 kaiserliche Hoheit und erbfolgefähig. Napoleon sprach dabei den Wunsch aus, Lucian möge sich an Jérome ein Beispiel nehmen, und sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, und warb für ihn um die schöne Prinzessin Katharina von Wirtemberg, doch sollte sich Jérome im Feld zuerst einen Namen machen und einen Thron besitzen, ehe er heirathe. Darum wurde er September 1806 Brigadegeneral und erhielt dann den Auftrag, die Festungen Schlesiens zu erobern. An Muth fehlte es ihm bei dieser Gelegenheit nicht — so daß Napoleon schrieb, er sei mit ihm sehr zufrieden, und würde sich sehr irren, wenn er in sich nicht Etwas hätte, woraus man einen Mann ersten Ranges machen könnte —, wohl aber an Charakterfestigkeit. In Breslau überließ er sich in lockerem Umgang nur seinem Vergnügen, seiner treuen Elisa ganz vergessend.

Napoleons Absicht.

Indeß ließen die Russen Napoleon in Warschau keine lange Ruhe, und wir kommen damit an eine Fortsetzung des Winterfeldzuges 1806 bis 1807 und an die

Schlacht bei Eylau.

Bennigsen schilderte Alexander die Schlachten an der Narew, als hätte er einen Sieg errungen, und sein Kaiser erhielt Glückwünsche und nahm sie an. Daß Napoleon nicht vollständig gesiegt habe, wie er sonst gewohnt war, erschien Vielen schon, als beginne für ihn die Zeit der Niederlagen, und erregte bei denen, welche die Maßlosigkeit seines Ehrgeizes zu fürchten hatten, Hoffnungen. Lucchesini, der die Sache in der Nähe beobachtet hatte, und nach seinem Sturze in Preußen in seine Heimath Lucca zurückkehrte, stimmte diese Hoffnung in Wien herunter: die Moräste Polens hätten Sieger und Besiegte zur Unthätigkeit gezwungen und den Russen gestattet, sich der Verfolgung zu entziehen; die Russen hätten allerdings keine entscheidende Niederlage erlitten, seien aber unfähig, den Franzosen auf die Dauer zu widerstehen, und im Frühjahr werde Napoleon dem Kriege schon durch eine glänzende Schlacht ein Ende machen. Um die Wahrheit kennen zu lernen, sandte man von Wien einen ruhigen Beobachter, den Baron Vincent, in das französische Hauptquartier, als Vertreter Oesterreichs bei Napoleon. Vincent traf Ende Januar 1807 in Warschau ein, wo Napoleon von den Kämpfen auszuruhen schien, in Wahrheit aber sich zu verstärken suchte zur Schlacht der Entscheidung, wenn einmal der Frost oder die Wärme den jetzt morastigen Boden gangbar gemacht haben würde.

Bennigsen.

Lucchesini.

Vincent.

Auch Bennigsen, dem die Franzosen wegen der Moräste und der Wälder nicht zu folgen vermocht hatten, rastete nicht: er war die Narew hinaufgegangen, hatte sich mit Buxhöwden vereinigt, Verstärkungen an sich gezogen und beschlossen, in einem großen Bogenmarsch die Wälder zu umgehen, die Linie der Seen zu durchschreiten und sich über Braunsberg, Marienburg, Elbing und Danzig an die Seeküste zu begeben, dort finde man Lebensmittel in Fülle, könne den linken französischen Flügel überraschen, Bernadottes Stellung aufrollen und Napoleon zwingen Warschau, zu verlassen, um seine Stellung an der unteren Weichsel zu sichern. Der Plan war kühn

Plan Bennigsens.

Marsch nach Heilsberg.

und Bennigsen, der eben zum alleinigen Befehlshaber ernannt war, während Kamenskoy und Buxhöwden abberufen wurden, schritt alsbald zur Ausführung: er setzte bei Gonionzd über den Bug, der Zug ging dann durch das Gebiet der Seen, über Arys, Rhein, Rastenburg, Bischofstein, am 22. Januar erreichte er Heilsberg an der Alle, ohne daß die Franzosen die Gefahr ahnten.

Der Marschall Bernadotte stand hinter der Passarge und hatte Osterode, Mohrungen, Preußisch-Holland und Elbing besetzt; Marschall Ney stand am weitesten voran und sandte bisweilen, um Lebensmittel abzufangen, seine Soldaten auf Schlitten bis in die Nähe von Königsberg. Napoleon hatte ihn vergebens vor solchen kühnen Streifzügen gewarnt. Ney stieß nun auf einem solchen in der Umgegend von Deppen auf eine Abtheilung Russen, welche die Passarge überschreiten und sich der unteren Weichsel nähern wollten, um Bernadotte zu überraschen. Ney zog sich in eine günstige Stellung nach Hohenstein zurück, und sandte sogleich an Bernadotte und Soult Warnung vor der Gefahr und nach Warschau Nachricht vom Anrücken der Russen. Bernadotte, der seine Truppen weithin in Cantonnirungen liegen hatte, gab ihnen Befehl, sich in Osterode und Mohrungen zusammenzuziehen. Dabei kam es bei Pfarrersfeldchen zu einem erbitterten Vorpostengefecht, in welchem die Russen zum Rückzug gezwungen wurden, und Bernadotte es möglich gemacht ward, sein Armeecorps in Osterode zu sammeln. Bennigsen zog seine Truppen in Liebstadt zusammen. —

Ney

Napoleons Plan.

Napoleon durchschaute nach den ersten Meldungen den Plan der Russen und beschloß nun gleichfalls die Narew hinaufzuziehen, in einem Bogenmarsch sie zu umgehen und, wenn sein linker Flügel Stand halte, sie von zwei Seiten zu umfassen und gegen das Meer zu drängen. Die Heerhaufen von Davoust, Soult, Augereau und Ney sollten darum in Allenstein sich vereinigen, das zum Sammelpunkt bestimmt war. Bernadotte, der in Osterode stand, sollte langsam gegen die Weichsel hin sich zurückziehen, um die Russen dahin zu verlocken, dann aber in Gewaltmärschen dem linken Flügel der großen Armee sich anschließen, um die Russen gegen das Meer und die untere Weichsel zu drängen. Um aber die Feinde zu verhindern, über die Weichsel nach der Oder zu ziehen, sollte Lefèvre bei Graudenz stehen bleiben, um dem Feind in die Flanke zu fallen. In Allenstein sollte die Armee 3. bis 4. Februar vereinigt sein. So wäre die russische Armee wie in einem Netze gefangen gewesen. Ein Frost war eingetreten, der die Bewegungen der Truppen erleichterte, während die feuchte Witterung sie bisher verhindert hatte. Der Kaiser sprach in seinen Briefen die Hoffnung aus, die Russen sollten ihr Vorgehen bald bereuen, wenn sie nicht rasch umkehrten. Ohne daß Bennigsen die Gefahr ahnte, der er entgegenging, waren die Franzosen auf allen Wegen in rascher Bewegung. Auf einmal blieb er zaudernd stehen und entschuldigte seine Unentschlossenheit damit, daß die ganze französische Armee im Rückzuge befindlich, also der beabsichtigte Zweck erreicht sei. Aber auch so war er verloren, wenn er nur noch zwei bis drei Tage stehen blieb, denn Napoleon

nahte in Gewaltmärschen heran und das Netz des Verderbens war daran sich zu schließen.

Da rettete den russischen Feldherrn ein Befehl Napoleons an Bernadotte, in welchem der ganze Plan auseinandergesetzt war, und der von einem Kosaken abgefangen wurde. Bennigsen erkannte daraus die Gefahr, in der er sich befand, zog seine Abtheilungen zusammen und wich rasch gegen Allenstein zurück, gegen Eylau nach dem Pregel. Aber Napoleon war zu einer allgemeinen Schlacht entschlossen und die Franzosen waren schnell: Ney erhielt den Befehl, die Brücke von Deppen zu nehmen, „er werde einen guten Fang machen". Bernadotte sollte die Ufer der Weichsel verlassen und sich so rasch als möglich an die Armee anschließen. Am 4. Februar setzten die Russen nach kurzer Rast ihren Rückzug fort und räumten Guttstadt. Am 5. Februar währte die Verfolgung fort, die Franzosen hatten die Alle rechts, die Russen hatten sie links. Ney stieß an diesem Tag auf 12.000 Preußen bei Liebstadt; Lestocq opferte die Nachhut von 4000 Mann, um 8000 zu retten, weiter unten die Passarge zu überschreiten und sich mit den Russen zu vereinigen. Ney griff mit überlegener Macht den Nachtrab an, der sich heldenmüthig schlug, 1000 Mann blieben auf dem Platz, 2500 mußten sich ergeben, die Franzosen gewannen viel Gepäck und Geschütz. Am 6. Februar mußten die Russen nach erbittertem Widerstand, mit Verlust von 2000 Mann, das Dorf Landsberg räumen.

Eine abgefangene Depesche rettet die Russen.

In Eylau traf Bennigsen am 7. Februar ein, eine starke Nachhut ließ er auf einer Hochebene, die Ziegelhoff hieß, auf der Straße von Landsberg nach Eylau zurück, unter den Generalen Bagawout und Barclay de Tolly; sie sollten die Franzosen packen, wenn sie aus dem Wald herauskämen und den Posten um jeden Preis behaupten. Murat griff diese Nachhut mit Ungestüm an, die Brigade Levasseur mit Entschlossenheit. Die Russen wehrten sich mit Heldenmuth, sie überritten das achtundzwanzigste Regiment, ehe sich dieses im Viereck aufstellen konnte, es verlor einen Adler und viele Soldaten. Indeß umging die Brigade Vivier die Stellung der Russen, so daß diese nach Eylau sich zurückziehen mußten. Die Franzosen drängten nach und in Eylau entspann sich ein erbitterter Bayonnetkampf von Straße zu Straße. Namentlich um den Kirchhof östlich von der Stadt ward mit Hartnäckigkeit gestritten, die Franzosen erstürmten zuletzt diese vortheilhafte Stellung und die Russen mußten sich auf die Hochebene nordöstlich von Eylau zurückziehen.

Schlacht bei Eylau, 7. und 8. Februar 1807.

Bennigsen entschloß sich hier stehen zu bleiben und eine allgemeine entscheidende Schlacht anzunehmen. So kam es denn zu einer der blutigsten Schlachten des neunzehnten Jahrhunderts. Gegen 200.000 Mann kämpften bei Eylau mit zäher Mordwuth gegeneinander. Die Kanone war die Waffe des Tages.

8. Februar 1807.

Napoleon sandte an Davoust und Ney, herbeizueilen, um am Morgen bei der Entscheidung zur Hand zu sein. Davoust, der vier Stunden entfernt war, versprach am Morgen zu erscheinen und die Russen in ihrer linken Flanke zu fassen; man wußte, daß der eiserne Mann Wort halte. Ney's, der noch in Kreuzberg auf dem Marsche war, konnte man wegen der Entfernung nicht so sicher sein. Napoleon brachte in dem Posthause zu Eylau die Nacht zu, er schlief nur zwei Stunden auf einem Lehnstuhl. An Zahl der Soldaten und

Davoust.

Zahl der Kämpfer. Kanonen waren die Russen den Franzosen überlegen, an Reiterei die Franzosen den Russen, Murat zählte 10.000 Reiter in Reih und Glied. Nach Angabe der Franzosen hätten sie nur 58.000 bis 68.000 Mann in die Schlacht gebracht, während die vereinten Russen und Preußen 90.000 Mann stark gewesen wären; sie hätten nur 200, die Russen aber 400 Feuerschlünde gehabt. Das Corps Soult sei auf 17.000 Mann heruntergekommen gewesen, das Corps Augereau auf 7000 Mann, die Garde habe an diesem Tage nur 6000 Mann gezählt. Thiers behauptet sogar: „Zieht man die neuerlich erlittenen Verluste ab, so kann man sagen, daß General Bennigsen 80.000 Mann stark war, wovon 72.000 Russen und 8000 Preußen waren; er wartete auf Lestocq, Napoleon auf Ney, und ehe beide eintrafen, standen 72.000 Russen gegen 54.000 Franzosen. — Die Russen hatten eine furchtbare Artillerie, die auf 400 bis 500 Feuerschlünde geschätzt wurde, die unserige betrug höchstens 200, die Geschütze der Garde mit einbegriffen; allerdings war sie jeder Artillerie Europas überlegen, sogar der österreichischen. Der Charakter der Soldaten Bennigsens war ebenso energisch, als jener der Franzosen, aber der Geist ein anderer. Die Russen hatten weder jenes Selbstvertrauen, noch jene Ehrliebe, welche die Franzosen auszeichneten, wohl aber einen gewissen Fanatismus der Disciplin, der sie antrieb, dem Tode blind zu trotzen. Was die Intelligenz beider betrifft, so brauchen wir auf den Unterschied nicht aufmerksam zu machen.“ So der Franzose.

Stellung. In der Frühe des 8. Februar 1807, schrecklichen Andenkens, eilte Napoleon zu Pferd nach dem Friedhof östlich der Stadt und nahm hier mit seinem Generalstab Stellung und übersah die Lage des Feindes. Die Russen bildeten einen dichten Schlachtkeil, vor dem eine zahlreiche Artillerie stand; hinter der ersten Schlachtreihe stand wieder zahlreiches Geschütz. Die Reiterei war auf die Flügel und an die Reserve vertheilt; sie bildeten eine wahre Mauer, welche Feuerströme ausspie. Napoleon stellte ihrer furchtbaren Artillerie weniger eine tiefe Masse entgegen, auf die sie verderblich wirken konnte, er suchte die Feinde eher in der Flanke zu fassen. In Eylau, dem Mittelpunkt seiner Schlachtreihe, stellte er zwei Divisionen von Soult auf, vor ihr die Division Legrand, links davon auf dem Windmühlenhügel die Division Leval, rechts dehnte er seine Schlachtreihe bis zum Dorf Rothenen aus. Rückwärts, gegen das Kanonenfeuer gedeckt, stand die Garde und die Reiterei, welche nach Bedarf durch die offenen Zwischenräume hervorbrechen sollte.

Beginn der Schlacht. Die Russen begannen bei Tagesanbruch die Schlacht mit einer entsetzlichen Kanonade. Die Franzosen antworteten mit großer Sicherheit. Die Erde zitterte vom Donner. Die Franzosen litten durch die Kugeln weniger als die Russen, von denen ganze Reihen niedergerissen wurden, weil jene durch Gebäude gedeckt waren. Bald aber geriethen Eylau und Rothenen in Brand. Nun griffen die Russen den Windmühlenberg an, wurden aber zurückgeworfen. Jetzt erschien Davoust auf dem Schlachtfeld, die Spitze seines Corps nahm und besetzte östlich von Rothenen das Dorf Serpallen, und setzte sich da fest, trotz der gewaltigen russischen Colonne von Reiterei und Fußvolk, die sich auf sie stürzte, aber nach erbittertem Kampf nach Kleinsausgarten zurückgeworfen wurde. Sofort, es war zehn Uhr Morgens, griff Napoleon ein, um den linken Flügel der Russen auf ihre Mitte zu werfen, ihre Schlachtlinie aufzurollen; er ließ die Abtheilungen Saint-Hilaire und Augereau gegen den linken Flügel der Russen vorrücken. Plötzlich schlug ein Schneesturm den Soldaten ins Gesicht, so daß sie nicht einen Schritt weit vor sich sehen konnten, und die eine Abtheilung zu weit nach rechts,

Zehn Uhr Schneesturm.

die andere zu weit nach links ging. Die Russen, welche den Schnee im Rücken hatten, und ganz gut diesen Marsch beobachteten, demaskirten sofort eine Batterie von 72 Geschützen, die in einer Viertelstunde die Hälfte von Augereaus Corps vernichteten, er selber wurde schwer verwundet. Die russische Reiterei stürzte sich in den leeren Zwischenraum und säbelte die Franzosen nieder und drängte sie gegen den Kirchhof. Viele Verwundete wurden auf den Kirchhof gebracht, auch Augereau, der dem Kaiser vorwarf, er habe ihn nicht hinreichend unterstützt. Napoleon tröstete ihn. Nun bewegte sich die russische Mitte vorwärts und die Lage Napoleons, der übrigens mitten in dem Haufen von Leichen seiner Officiere, beim Wehgeschrei der Verwundeten und unter dem Krachen der Bäume über ihm, in welche die Kugeln einschlugen, und beim grauenvollen Anblick des Schlachtfeldes vor ihm eine eherne Ruhe bewahrte, wurde gefährlich. Er ließ Murat kommen und deutete auf die anrückenden Heeresmassen der Russen und sagte: „Nun, wirst Du uns von diesen Menschen verschlingen lassen?“ — und befahl ihm, mit achtzig Schwadronen die Russen anzugreifen. Murat läßt nun zuerst durch Dragoner das Terrain säubern, dann stürzt er sich mit vierundzwanzig Kürassierschwadronen auf das russische Fußvolk, durchbricht die drei ersten Linien und richtet ein entsetzliches Blutbad an. Die russische Reserve feuerte alsbald mit Kanonen in diesen wirren Knäuel von Kämpfenden, unbekümmert, ob sie Russen oder Franzosen traf, wenn sie nur diesen Angriff abwehrte. Während dieses grauenhaften Gefechtes drangen 4000 russische Grenadiere mit blindem Muth vorwärts auf den Kirchhof los, wo Napoleon mit seinem Generalstab sich befand. Seine Garde zu Fuß war in der Nähe, rettete ihn und vernichtete im Verein mit der Reiterei diese Russen. Durch all das war die russische Mitte so geschwächt, daß der Sieg den Franzosen zugeschrieben werden konnte. Da erschien auf einmal Lestocq mit 8000 Preußen, er war um zwei Stunden dem Ney, der ihn verfolgte, voraus, und unter den schon ermüdeten Kämpfern konnte eine letzte Anstrengung Alles entscheiden. Das waren keine Preußen von Jena, das war eine Heldenschaar unter einem umsichtigen und tapferen Führer; er schwenkte nun nach Schmoditten und erschien bald hinter der Linie der Russen in Kuschitten, welches Dorf die Franzosen besetzt hatten und aus dem er sie hinauswarf. Nun faßten die Russen wieder Muth, schlossen sich zusammen und drangen vor, um den verlorenen Boden wieder zu gewinnen und den Marschall Davoust aus Kleinsausgarten auf Serpallen zurückzuwerfen. Um Kleinsausgarten drehte sich der Schluß der Schlacht. Die Franzosen bieten die letzte Kraft auf. Davoust eilt durch ihre Reihen und ruft: „Die Feigen werden in Sibirien sterben, die Tapfern fallen hier als Männer von Ehre!“ Kleinsausgarten bleibt den Franzosen.

Gefahr Napoleons. Murat. Lestocq. Ende der Schlacht.

Die Nacht brach ein. Die Ermüdung und Erschöpfung auf beiden Seiten war groß; die Lebensmittel gingen auf die Neige. Bennigsen hielt Kriegsrath, mehrere Generale waren dafür, daß man am nächsten Morgen die Schlacht fortsetze. Als er aber hörte, Ney stehe schon in Althoff, beschloß er den Rückzug. In der That war Ney dort nicht bloß erschienen, sondern er besetzte auch Schmoditten und bedrohte den Rückzug der Russen. Wenn es Davoust am andern Morgen gelang, sich mit Ney zu vereinigen, so waren die Russen eingeschlossen. Darum griffen die Russen in der Nacht noch Schmoditten an, aber Ney war auf der Hut und warf die Feinde zurück. Napoleon erwartete für den nächsten Morgen eine neue Schlacht, blieb unter

Ney.

den Seinen, befahl ihnen Feuer anzuzünden und verbot ihnen, die Reihen zu verlassen, selbst nicht um Lebensmittel zu suchen.

Rückzug der Russen.

Es kam 9. Februar nicht wieder zur Schlacht. Bennigsen zog sich gegen Königsberg zurück. Die Franzosen behaupteten das Schlachtfeld, waren also Sieger. Aber, wie viel Menschenleben hat dieser Sieg gekostet! Welch entsetzlichen Anblick bot das Schlachtfeld! Die Russen ließen 7000 Todte und 5000 Verwundete zurück, 3000 bis 4000 Gefangene, 24 Kanonen und 16 Fahnen. Die Franzosen wollen nur 10.000 Mann verloren haben, darunter 3000 Todte und 7000 Verwundete. Thiers bemerkt: „So hatten Feuer und Eisen an diesem Tag nahe an 40.000 Menschen niedergeworfen. Die Bevölkerung einer großen Stadt war an einem einzigen Tag niedergeschmettert worden.“ — Welch Jammergeschrei in der

Zahl der Opfer.

Nacht auf dem Schlachtfeld! Woher genug Aerzte nehmen für so viele Tausende von Verwundeten? Wo Obdach für sie finden? Eylau, Rothenen standen in Flammen! Mit den Russen sollen 15.000 Verwundete mitgezogen sein, viele blieben unterwegs liegen. Murat zog mit seiner Reiterei dem russischen Heere nach, an der Straße, in jedem Haus stießen die Franzosen auf Verwundete. Die Russen gestanden ihre großen Verluste ein, meinten aber, die Franzosen hätten ihren Sieg theuer bezahlen müssen; sie anerkannten den Heldenmuth, mit dem die Preußen unter Lestocq an diesem Tage gestritten. —

Schrecken darüber.

In den Briefen, die Napoleon am Tag nach der Schlacht schrieb, spricht er immer von der Größe der Opfer, die dieser Sieg kostete. Im Bulletin über die Schlacht nennt er den Verlust der Russen unermeßlich, den eigenen beträchtlich.[1]) Privatnachrichten über die Schrecken dieser Schlacht versetzten Paris in Trauer, man begann über die unersättliche Kriegslust des Kaisers unter Vertrauten zu klagen. Noch ist eine Note von Napoleons Hand vorhanden, man solle in die Zeitungen setzen: „Der Kaiser äußerte: ein Vater, welcher seine Kinder verliert, hat keine Freude am Sieg. Wo das Herz spricht, hat selbst der Ruhm keinen Zauber.“ [2]) —

Napoleon an Friedrich Wilhelm III.

Napoleon war jetzt geneigt, mit Preußen Frieden zu schließen oder wenigstens über Frieden zu unterhandeln, um es von Rußland abzuziehen. Er schrieb auf einmal aus dem Feldlager von Eylau an Friedrich Wilhelm III. am 13. Februar 1807:[3]) „Mein Herr Bruder! Ich sende an Eure Majestät meinen Adjutanten Bertrand, der mein ganzes Vertrauen besitzt; er wird Dinge sagen, die, wie ich hoffe, Ihnen angenehm sind. Sie dürfen glauben, daß dieser Augenblick der schönste in meinem Leben ist, und ich schmeichle mir, daß aus ihm eine dauerhafte Freundschaft zwischen uns beginnt.“ Napoleon.

Bertrands Auftrag.

Was der Sieger wollte, sieht man aus der Anweisung, die er dem General Bertrand gab. „Bertrand soll Zastrow sagen, daß er nur mit unbedingten Vollmachten zu kommen braucht, er oder jeder Andere, der das gleiche Vertrauen besitzt, und der Friede wird unterzeichnet werden, welcher dem König seine Staaten bis zur Elbe zurückgibt. Diese Wirkung hat die Depesche des russischen Ministers hervorgebracht. Der Kaiser war wenig befriedigt durch den geringen Eifer, welchen bei einer so großen Angelegenheit das russische Cabinet bewies, die Völker Preußens aus der schmerzlichen Lage zu ziehen, in der sie sich jetzt befinden.“ —

---

[1]) Immense, considérable. Correspondance, vol. XIV, p. 367—68.

[2]) Correspondance, vol. XIV, p. 371. Un père qui perd ses enfants ne goûte aucun charme de la victoire. Quand le coeur parle, la gloire même n'a plus d'illusions.

[3]) Correspondance, vol. XIV, p. 376—78.

Bertrand soll ferner sagen, daß ein Congreß, zu dem man England beruft, selbst in zwei Jahren nicht zum Ziel kommt, und daß die Völker Preußens in diesem Zustand der Verwirrung und Unordnung nicht länger bleiben können.

Bertrand soll weiter bemerken, daß Rußland dem Kaiser zum Austausch für die Wiederherstellung des Hauses Preußen nichts anbieten kann, und daß dieses, wenn es seine Krone Rußland verdanken sollte, ein Gefühl des Vasallenthums hegen würde, welches den Interessen des Kaisers sehr zuwider wäre, und daß der Kaiser nur darum sich weigert, den Frieden mit Rußland zu machen. Diese beiden Staaten haben wenig Anlaß zum Streit unter einander, und einige weit entlegene Inseln, welche England abtreten könnte, würden das Gefühl des Ruhmes nicht ersetzen, mit dem dieses Volk sich brüsten möchte, wenn es vermöge gewisser Abtretungen denken könnte, daß das Haus Preußen ihm die Wiedereinsetzung verdanke. Preußen und Rußland.

Bertrand soll deßgleichen bemerken, Preußen kann sich gegen Rußland benehmen, wie es will, Seine Majestät verlangt kein Geheimniß, aber Napoleon will allein den Ruhm haben, so oder so die preußische Nation wieder aufzurichten, deren Macht, ob sie nun mehr oder weniger stark wird, für Europa eine Nothwendigkeit ist. Preußen nothwendig.

Er wird ferner durchblicken lassen in Betreff Polens, daß der Kaiser, je mehr er es kennen lernte, um so weniger Werth darauf legt. Er wird durchblicken lassen, daß dieser Schritt sauer und süß ist; daß in der Nothwendigkeit, in welcher der Kaiser sich zu befinden glaubt, eine Schutzwehr zwischen Frankreich und Rußland aufzurichten, der Thron Preußens vom Haus Brandenburg oder von irgend einem andern besetzt werden muß, daß es aber wohl im Gedächtniß behalten möge, daß der Kaiser es aus seinem freien Willen wieder auf den Thron gesetzt habe. Er soll ja klar auseinandersetzen, daß man in Preußen sehr unglücklich ist, und daß der Thron in Berlin nicht länger leer bleiben darf, eben so wenig das Land ohne Verwaltung und Regierung." Polen.

Dieser Anweisung ist beigegeben die Anrede, welche Bertrand an den König von Preußen halten soll, von der er aber keine Abschrift geben dürfe. Er solle genau also reden: „Sire! Der Kaiser Napoleon schickt mich zu Eurer Majestät, um die Wiedereinsetzung in Ihre Staaten Ihnen anzubieten. Er will den Ruhm haben, allem Unglück ein Ende zu machen, das auf acht Millionen Menschen lastet. Er will den Ruhm haben, daß Ihre Kinder und Ihr Volk anerkennen, daß er zu diesem Schritt geleitet wurde durch den Geist wahren Ruhmes, durch die Erinnerung an die Freundschaft, welche Ihre Majestät ihm unter anderen Umständen bewiesen hat, und er legt endlich Werth darauf, daß Ihre Wiedereinsetzung auf den Thron als die Wirkung seiner Staatsklugheit und seiner Freundschaft erscheint. Er hält diese Gedanken für geeignet, in dem Geist Ihrer Majestät und Ihrer Völker die Erinnerung an die kurz vorher geschehenen Ereignisse zu tilgen, und zwischen beiden Völkern eine ewige Freundschaft zu befestigen, welche deren Lage und deren Gebiete wünschenswerth machen." Anrede an Friedrich Wilhelm III.

Der König lehnte den Antrag entschieden ab, und ließ in London wie in Petersburg erklären, daß er fest und treu bei der gemeinsamen Sache bleibe. An Napoleon brachte Oberst Kleist die ablehnende Antwort. Aus den Reden des Kaisers schloß nun Kleist, daß Napoleon Frieden mit Preußen haben wolle, um dem lästig werdenden Krieg ein Ende zu machen. Denselben Wunsch sprach auch ein neues Schreiben an Friedrich Wilhelm III. aus, vom 26. Februar 1807, aus Osterode. Nein des Königs.

Zweites Schreiben Napoleons an Friedrich Wilhelm III.

„Mein Herr Bruder! Ich wünsche, dem Unglück Ihres Hauses ein Ziel zu setzen und schnell die preußische Monarchie wieder einzurichten, deren vermittelnde Macht für die Ruhe von ganz Europa eine Nothwendigkeit ist. Ich wünsche auch den Frieden mit Rußland, und wenn seine Regierung keinen Plan gegen die Türkei hat, so wäre es möglich, sich zu verständigen. Der Friede mit England ist nicht weniger für alle Völker ein Bedürfniß, und ich finde keine Schwierigkeit darin, nach Memel einen Bevollmächtigten zu senden zu einem Congreß zwischen Frankreich, England und Rußland, Preußen und der Pforte. Aber Ihre Majestät wird begreifen, was die Erfahrung der Vergangenheit bewiesen hat, daß ein solcher Congreß möglicher Weise Jahre lang Sitzungen halten könnte. Der von Westfalen hat, wie ich glaube, achtzehn Jahre gedauert. Die Lage Preußens gestattet diesen unsicheren und kläglichen Zustand während der ganzen Zeit, da man ähnliche Interessen besprechen, erklären und versöhnen könnte, durchaus nicht. Ich denke also, Eure Majestät lassen mich bald wissen, daß sie den einfachsten Weg erwählt hat, den förderlichsten, der für das Wohl Ihrer Unterthanen am meisten paßt. Das kann ich Eurer Majestät versichern, daß ich in der günstigsten Stimmung für die Erneuerung unserer früheren Beziehungen bin, und daß ich selbst einen Ausgleich wünsche. Ich würde Schrecken vor mir selber haben, wenn ich die Ursache von so vielem Blutvergießen wäre; wenn jedoch England das Blutvergießen als zuträglich ansieht für seinen Vortheil und für sein Vorrecht, was kann ich dafür?" [1])

Europäischer Congreß.

Keine Antwort.

Friedrich Wilhelm III. gab erst nach Monaten Antwort auf diese Sophisterei, womit Napoleon ihn nur verlocken wollte sich von Rußland zu trennen und sich ihm wehrlos preiszugeben; er hielt es mit Recht für das Beste, im Kampf auszuharren. Der Krieg dauerte fort, wenn auch beide Heere sehr gelitten hatten. Die Verfolgung der abziehenden Russen am 9. Februar von Seite der Franzosen war nicht rasch wie sonst, sondern matt, denn die letztern hatten selbst sehr gelitten: Ney und Murat sollten sie gegen Königsberg drängen, Davoust und Soult ihnen folgen. Napoleon selber blieb in Eylau, um für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen, die Verwundeten aufheben und pflegen zu lassen und Lebensmittel herbeizuschaffen. Das Land war ausgesogen. Den Russen haben selbst preußische Generale eine Wuth zu verwüsten vorgeworfen: „Diese Menschen wollen, so wie sie da sind, Nichts thun, als unser Land verwüsten und aussaugen, um sich selbst durch diese Wüste zu decken. Der edle Alexander mag befehlen dahinten, was er will, es wird doch Nichts geschehen. Wir hier mögen uns zu Tod schreien und schreiben, es wird doch Nichts geschehen. — Die Noth und der Druck des Landmanns unter dem Kantschu überschreitet alle Grenzen. Die Leute in den meisten Dörfern sind so ausgeplündert, daß sie sich das Wenige, wovon sie leben, von den Kosaken erbetteln müssen. Viele sterben dabei vor Hunger, und man hat in mehreren Dörfern, wo Truppen eingerückt sind, unbegrabene Leichen in den Häusern gefunden. Kein Dorf existirt mehr, wo nicht mehrere Häuser rein abgetragen worden wären, und manche hat dies Schicksal ganz getroffen. — Was soll aus dem Allem werden? Man wird selbst dabei der Sache satt und sieht keine Hilfe." —

Die Schlacht bei Eylau war eine der blutigsten dieses Jahrhunderts. Napoleon meldete dem Marschall Lannes: [2]) „Es ging sehr heiß her, die Kanonade hat

[1]) Correspondance de Napoléon I. Vol. XIV, p. 426—27.
[2]) Ibid. XIV, p. 375.

auf beiden Seiten schreckliches Unheil angerichtet, wir beschossen uns zwölf Stunden hindurch, ohne eine Flinte abzufeuern. Der Feind ließ 4000 Tode auf dem Schlachtfeld." — An Josephine meldete er am 17. Februar:[1]) „Die Schlacht bei Eylau war sehr blutig und sehr hartnäckig. Corbineau, ein sehr tapferer Mann, den ich sehr gern hatte, ist auch daselbst getödtet worden." — Im 64. Bulletin vom 2. März 1807 schrieb Napoleon:[2]) „Nach der Schlacht bei Eylau brachte der Kaiser mehrere Tage auf dem Schlachtfelde zu, der Anblick war entsetzlich, aber die Pflicht gebot ihm denselben. Viele Mühe war nöthig, um alle Todten zu begraben. Die Leichen vieler russischer Officiere trugen noch ihre Orden; auch ein Fürst Repnin scheint unter ihnen gewesen zu sein. 48 Stunden nach der Schlacht lagen noch 500 verwundete Russen auf dem Feld, die man noch nicht hatte fortbringen können. Man konnte ihnen nur Branntwein und Brot reichen, ehe man sie auf den Verbandplatz trug. Man denke sich auf dem Raum einer Quadratmeile 9000 bis 10.000 Leichen, 4000 bis 5000 todte Pferde, ganze Reihen von russischen Tornistern, Stücke von zertrümmerten Flinten und Säbeln, die Erde durchwühlt von Kugeln und Haubitzen, Pulverkarren, 24 Stück Kanonen und neben ihnen die Mannschaft, welche sie bediente, oder während sie sich Mühe gaben sie fortzubewegen, als Leichen hingestreckt! — und all das auf der Schneedecke: — ein Schauspiel, ganz geeignet, den Fürsten Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Krieg einzuflößen!" Napoleon wollte mit dieser Betrachtung die Herzen der Franzosen beruhigen, welche von Angst vor seiner immerwährenden Kriegslust erfüllt wurden.

Zahl der Opfer. — Anblick des Schlachtfelds.

Daß die Größe der Verluste von jedem Theil anders angegeben wurde, läßt sich begreifen; wir wollen hier nur bemerken, was das russische Bulletin sagte:[3]) „Am 8. Februar wurde bei Preußisch-Eylau eine blutige Schlacht geschlagen. Zweimal haben die Franzosen sich der Stadt bemächtigt, zuletzt aber nahm sie Fürst Bagration mit dem Bajonnet im Sturm. Lestocq faßte die Franzosen in der Flanke, was den Sieg zu Gunsten der Russen entschied. Die Russen verloren 20.000 Mann an Todten und Verwundeten, darunter 8 Generale und 400 Officiere. Die Franzosen müssen wenigstens 30.000 Mann verloren haben, ferner wurden ihnen 9 Adler genommen und nach Königsberg gebracht. Das russische Hauptquartier wurde in Wittenberg aufgeschlagen." — Das 59. Bulletin Napoleons vom 24. Februar 1807[4]) nennt diese Angabe eine Lüge: „Der Feind hat die Stadt angegriffen und ist beständig zurückgewiesen worden; sein Verlust ist viel größer. Die Wegnahme von neun Adlern ist eben so falsch, als die Wegnahme der Stadt Eylau. Murat hat sein Hauptquartier jetzt in Wittenberg, nicht die Russen, ganz nahe dem Pregel, hinter welchem die Russen stehen; unsere Vorposten streifen bis Königsberg. Der Kaiser hat es für geeignet gehalten, in die Winterquartiere sich zurückzuziehen, um die Weichsel zu decken. Die Zahl der russischen Kanonen, die wir seit dem Gefecht bei Bergfriede den Russen wegnahmen, beläuft sich auf sechzig."

Angabe der Russen. — 59. Bulletin.

Daß jedoch der Verlust der Franzosen stark war, ersieht man aus Napoleons Briefen unmittelbar nach der Schlacht; er muß selber erschrocken sein. „Ich habe viel Mannschaft verloren bei Eylau," schreibt er an seinen Bruder Jérome;[5])

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 382.
[2]) Ibid. XIV, p. 455.
[3]) Ibid. XIV, p. 380.
[4]) Ibid. XIV, p. 380.
[5]) Ibid. XIV, p. 416.

„der Sieg war lange streitig und die Russen gaben sich alle Mühe.“ Die Größe des Verlustes geht auch aus den vielen Briefen im XIV. Band der „Correspondance“ hervor, worin er schnelle Verstärkung verlangt, um seine Verluste zu ersetzen. So verlangt er von Jérome, er solle ihm schleunigst die Hälfte seiner Mannschaft schicken: Fußvolk, Reiterei, Geschütze.[1]) Dringend verlangt er des Oesteren 4000 polnische Reiter; er findet böse Absicht darin, daß man ihm so lange[2]) diese Reiter aus Warschau nicht sendet. Er nennt die Russen schachmatt.[3]) Daß die Russen matt waren, sieht man aus der Schwäche einiger Angriffe, die von den Franzosen zurückgewiesen wurden, sieht man ferner aus der Schilderung dieser Schlacht, welche der Marschall Davoust an seine Frau sandte.[4]) Dieser Marschall, der einen so mächtigen Antheil am Sieg hatte, haßte jede Prahlerei: „Wir beziehen jetzt Winterquartiere, die Russen werden sie nicht stören, die große und blutige Schlacht hat ihnen alle Lust benommen, sie hat selbst auf die Sieger Eindruck gemacht, wie erst auf die Besiegten! Wegen gänzlichem Mangel an Lebensmitteln in dieser Gegend müssen wir uns zurückziehen, die Russen wagen nicht uns zu folgen. Wir sind an Schlachten gewohnt, die ein ganzes Land, viele Festungen und Tausende von Gefangenen eintragen. Der Kaiser hat uns durch seine Wunderthaten verhätschelt; an diesem Tag hat er gut genug manövrirt, um das gleiche Resultat zu erlangen; aber die Stürme, die Widerwärtigkeiten und das Schicksal haben anders entschieden: das Schlachtfeld ist der einzige Gewinn. Je mehr ein Schlachtfeld bestritten war, um so mehr muß Jener, welcher weichen muß, für immer auf die Hoffnung verzichten, zu siegen. Die Russen haben diese Hoffnung verloren. Nie haben sie heißer den Frieden gewunschen und ihr Kaiser wird nachgeben müssen.“ — Napoleon blieb absichtlich so lange auf dem Schlachtfeld, um der Welt seinen Sieg zu beweisen. Die Russen wagten nicht mehr, diesen ihm zu bestreiten. Sein Hauptquartier schlug er zuerst in Liebstadt, dann in Osterode auf, nicht mehr in Warschau.

Ostrolenka.

Savary.

Die Truppen, welche Napoleon in der Nähe der polnischen Hauptstadt zurückließ, bestanden am 16. Februar 1806 einen Kampf bei Ostrolenka[5]) gegen General Essen. Savary griff Essen an und schlug ihn vollkommen. Die Russen verloren 8 Kanonen, 2 Fahnen, 1000 Gefangene, und ließen eine Menge Todte und Verwundete auf dem Platz. Savary erhielt dafür den Großcordon der Ehrenlegion. —

Regierung vom Hauptquartier zu Osterode und Finkenstein.

Strapazen.

Das Hauptquartier zu Osterode war in einer Scheune. Die Noth an Lebensmitteln war zuweilen groß. Napoleon schreibt über die Strapazen dieses Winterfeldzugs:[6]) „Generale, Oberste haben seit zwei Monaten ihre Kleider nicht gewechselt; ich selber konnte während vierzehn Tagen meine Stiefel nicht ausziehen; ich war mitten im Schnee und Koth, ohne Branntwein, ohne Brot, und nährte mich bloß von Kartoffeln, machte lange Märsche und Gegenmärsche;

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 389, 412.
[2]) Ibid. XIV, p. 387, 409.
[3]) Ibid. XIV, p. 414, 428, 519. Mattés, p. 386.
[4]) Montegut, Le maréchal Davoust, son caractère et son génie. Paris 1882, p. 70—79.
[5]) Correspondance, vol. XIV, p. 393, 394, 399, 446.
[6]) Ibid. XIV, p. 450.

wir kämpften mit dem Bajonnet und unter Kartätschenhagel. Die Verwundeten mußten in Schlitten oft fünfzig Stunden weit fortgeführt werden, unter freiem Himmel; es ist also ein schlechter Spaß", schreibt er seinem Bruder Joseph, „wenn Du meine Armee mit der Deinigen vergleichst. Im schönen Königreich Neapel habt Ihr Wein, Brot, Oel, Tuch, Leinwand — und Gesellschaft; wir aber haben die preußische Monarchie zerstört, und schlagen uns jetzt noch gegen den Rest des preußischen Heeres und gegen die Russen, Kalmücken, Kosaken und gegen jene Völker des Nordens, welche einst das römische Reich zerstörten. Wir führen den Krieg in all seiner Rauheit und Strenge; mitten in diesen großen Anstrengungen sind fast alle mehr oder weniger krank geworden, doch ich bin gesund geblieben und sogar etwas beleibter geworden. — Wenn Deine Soldaten murren, so sage ihnen: „Ihr wollt Euch beklagen, fragt nur den General Berthier — und er wird Euch sagen: Euer Kaiser hat vierzehn Tage hindurch nichts als Kartoffeln gegessen und ist mitten im Schnee Polens auf Vorposten gestanden! wie wird es erst seinen einfachen Officieren gegangen sein?"" — In seinem 64. Bulletin vom 2. März 1807 [1]) zählt Napoleon alle Kanonen auf, die er seit seiner Ankunft an der Weichsel den Russen weggenommen hat: „In den Gefechten von Pultusk und Golymin 89, bei Bergfriede 4, bei Altenstein 5, bei Deppen 16, bei Hof 12, in der Schlacht von Eylau 24, bei Braunsberg 16, bei Ostrolenka 9, im Ganzen 175 Kanonen."

Eroberte Kanonen.

Viele Briefe des Kaisers gelten der Versorgung seiner Tapfern, der Pflege der Verwundeten; die Maßregeln, die er anordnete, sind musterhaft und waren geeignet, seine Krieger für ihren siegreichen Heerführer zu begeistern. So schreibt er an Talleyrand: „Ich habe die Gewohnheit, den verwundeten Soldaten einen und den Officieren fünf Napoleond'or zu schicken; lassen Sie sich doch das Verzeichniß der im letzten Kampf bei Ostrolenka Verwundeten geben, welche jetzt in Warschau sind, und gehen Sie dann selber in die Spitäler und vertheilen Sie dieses Geschenk. Es bezieht sich aber nicht auf die Verwundeten von Golymin und Pultusk, denn die haben es schon bekommen." [2])

Pflege der Verwundeten.

Unter den jungen deutschen Fürsten, welche bei den Hilfstruppen befehligten, faßte er namentlich den Kronprinzen von Bayern ins Auge und schreibt ihm am 1. März: [3]) „Es freut mich, daß Sie Proben Ihres Talentes geben, und daß Sie sich daran gewöhnen, Ihr Heer selber zu befehligen; das ist eine sehr nützliche Eigenschaft bei jedem Fürsten, namentlich aber bei der Stellung, in welcher sich der König von Bayern befindet." — Am 22. März 1807 meldet er ihm aus Osterode: „Eben befahl ich, daß man Ihnen 200.000 Francs als Sold für den Februar auszahlt — als Belohnung für dessen Thätigkeit in Polen erhält Ihr Heer gleichfalls eine Belohnung. Ebenso verordnete ich, daß man Ihnen 6000 Paar Schuhe liefere, in Warschau habe ich keine. Kaufen Sie Pferde, wenn Ihnen solche fehlen, ich werde Ihre Auslagen ersetzen. [4]) Es wäre wichtig, daß Sie den General Wrede bei Ihrem Corps hätten; ist das nicht möglich, so werde ich Deroy berufen. Schicken Sie mir auch Ihre Bemerkungen über jedes Regiment, damit ich die tüchtigsten Männer kennen lerne, auf die man sich verlassen kann."

An Ludwig von Bayern.

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 455.
[2]) Ibid. XIV, p. 621.
[3]) Ibid. XIV, p. 447.
[4]) Ibid. XIV, p. 621.

Das Blutvergießen bei Eylau hatte Napoleon nahe gelegt, wie schwer der Krieg gegen diese Feinde sei, und daß er einen Bundesgenossen nöthig habe, entweder Oesterreich oder Rußland. Oesterreich hatte sich angeboten, zu vermitteln, auf daß ein Friedenscongreß zu Stande komme.

Napoleon sucht Bund mit Oesterreich.

Napoleon schreibt darum seinem Minister des Aeußeren, Talleyrand, am 9. März 1807:[1] „Mein Plan ist, den König von Preußen wieder auf seinen Thron zu setzen, und ihm seine Staaten zurück zu geben und die Integrität der Pforte aufrecht zu erhalten. Was Polen anlangt, so liegt meine Meinung im ersten Theil des Satzes; wenn diese Grundlagen des Friedens Oesterreich entsprechen, so können wir uns verständigen. Europa wird erst dann eine dauernde Ruhe haben, wenn entweder Frankreich und Oesterreich, oder Frankreich und Rußland zusammenhalten. Ich habe es Oesterreich schon mehrmals vorgeschlagen und schlage es ihm nochmals vor. Was die Bemerkung des Barons Vincent anlangt, daß Preußen so geschwächt sei, daß es sich aus eigener Kraft nicht erheben kann, so ist das richtig. Sie können Baron Vincent sagen, daß Sie ermächtigt sind, jeden Vertrag auf dieser Grundlage zu unterzeichnen. Sie können auch Andréossy schreiben, er soll in ähnlichem Sinne mit Stadion reden, wenn dieser mit ihm allein spricht, aber nicht zuerst davon! Die Folge wird sein ein Bund zwischen Frankreich und Oesterreich oder zwischen Frankreich und Rußland. Die Völker haben keine Ruhe, bis eine solche Allianz zu Stande kommt; sagen Sie aber auch Baron Vincent, er möge endlich aussprechen, was die Wiener wünschen; sie sollen nur sehen, daß wir bereit sind, ihnen jede Angst zu benehmen, und sollen sich über alle möglichen Fragen offen erklären."

Oesterreich neutral.

Aber Oesterreich wollte keine Allianz mit Frankreich, es wollte selbständig sein, darum erklärte es kurz, es wünsche den allgemeinen Frieden, bleibe aber neutral. Dabei rüstete Oesterreich, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, und war argwöhnisch gegen jede Verlockung.

soll nicht rüsten.

Darum schrieb Napoleon am 20. März 1807[2]) wieder an Talleyrand: „Sie können Vincent keine officielle Antwort geben, weil er nicht officiell angefragt hat. Wir sind der Ansicht, es sei im Interesse Oesterreichs, der Macht des russischen Reiches das Gegengewicht zu halten, dann wäre uns seine Vermittlung willkommen; dann darf aber Oesterreich nicht weiter rüsten; will der Hof von Wien Friede machen zwischen Frankreich und Rußland, dann muß er auftreten mit dem weißen Stab in der Hand, wie ein Friedensbote. Oesterreich spielt dann eine sehr schöne Rolle, dann muß es aber vor allem ruhig bleiben; setzen Sie hinzu, daß es passend wäre nach dieser Erklärung, daß man mit außerordentlichen Rüstungen aufhöre. Da ich aber sehr argwöhnisch bin, so meine ich, Rußland wirft Oesterreich nur einen Köder hin, um es zu einem Bunde zu verlocken; darum dringe ich darauf, daß Oesterreich nicht rüstet. Es braucht drei Monate Zeit, um seine Truppen zusammenzuziehen. Ich bewaffne indeß 80.000, und werde im September weitere 80.000 Mann beisammen haben." — Am 14. März 1807 trägt er demselben Talleyrand auf, Stadion nahe zu legen, Napoleon habe 80.000 Mann in Italien, 90.000 Mann an der Weichsel, Oester-

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 512.
[2]) Ibid. XIV, p. 608.

reich brauche wenigstens 120.000 Mann um diesen Widerstand zu leisten und dann seien noch große Rüstungen und ungeheure Auslagen nöthig. „Wahrscheinlich habe ich in einem Monat die Russen vernichtet. Lebensmittel treffen von allen Seiten ein, wir gehen der guten Jahreszeit entgegen. So sehr ich auch den Frieden mit Oesterreich wünsche, so befinde ich mich nicht in einer Verlegenheit, aus der es mich erst herausziehen müßte. Ein Bund mit Rußland wäre sehr vortheilhaft, wäre die Sache nicht etwas phantastisch und könnte man sich auf diesen Hof verlassen! — Wäre ein Bund mit Oesterreich möglich, so würde er wenigstens für einige Zeit die Ruhe herbeiführen. Ich bin hinreichend geneigt, für diesen Zweck einige Opfer zu bringen. Die Räumung Deutschlands wäre eine ganz einfache Sache und würde auf kein Hinderniß stoßen.“ [1])

Bund mit Rußland.

Am 19. März schreibt Napoleon nochmals an Talleyrand: er solle Andréossy melden, daß er außer den 140.000 Mann, die soeben in den Festungen Frankreichs eintreffen, 80.000 Mann von der Conscription von 1808 erhoben habe, und daß die Rüstungen Oesterreichs ihn dazu gebracht hätten; daß er aber, wenn Oesterreich ihn im Geringsten beunruhige, ihm 60.000 Mann in Bayern auf den Hals setze. Oesterreichs Rüstungen zwingen ihn, seinen eigenen Armeestand zu vergrößern, es verursache also sich und ihm Auslagen. Oesterreich solle darum ruhig bleiben; er sei ihm mit gutem Rath entgegen gekommen; die drei eroberten Festungen in Schlesien habe er sprengen lassen, Oesterreich habe also nicht nöthig, sich zu fürchten, daß er Preußen stark haben wolle. „Oesterreich braucht nicht Angst zu haben, daß es Kriegsschauplatz wird, es soll sich aber auch nicht in einen Krieg mit Frankreich einlassen, es hat ja kein Geld und keine Mittel. Sehen die Russen, daß es einmal in einen neuen Krieg verwickelt ist, so werden sie es zu Grunde gehen lassen, wie sie Preußen zu Grunde gehen ließen. Kinder und Weiber können sich einbilden, der Kaiser würde sich in die Wüsteneien Rußlands stürzen, und dann keine Mittel mehr haben, um alle Gefahren zurückzuschlagen. Jedes kluge Cabinet sieht ein, daß jetzt der Augenblick des Friedens gekommen ist, selbst für England, welches auch keine Mittel mehr hat für die ungeheuren Auslagen. Nach den Eröffnungen, die ich ihm gemacht habe, kann Oesterreich jetzt für den Frieden hervorragend wirken, aber es hüte sich ja, mich unruhig zu machen oder mir zu drohen.“ [2]) —

Rüstungen.

Drohung.

Aber Oesterreich gab keine klare Antwort, es war als ob man ihm den Mund aufbrechen müßte; das war gar sehr gegen alle Wünsche und Hoffnungen Napoleons.

Er schrieb an Talleyrand [3]) aus Osterode, 3. März 1807: „Ich verstehe die Antwort Stadions nicht; ich weiß nicht, was Oesterreich will. Wünscht es eine Unterhandlung wegen Garantie der Türkei? Ich stimme zu. — Will es einen Vertrag, durch den, da jetzt Rußland einen Zuwachs von türkischem Gebiet erlangt, beide Mächte gemeinsam vorgehen sollen, damit ein Gleichgewicht hergestellt werde? Auch das läßt sich machen. Gedenkt das Haus Oesterreich aus der ganzen Lage einen Gewinnst zu ziehen? Gedenkt es sich auf die Seite dessen zu stellen, der ihm am meisten gibt? Was will es? Ich werde nicht klar, Baron Vincent soll sich offen erklären, damit mir Alles klar werde. Man muß aber

Neues Angebot.

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 551.
[2]) Ibid. XIV, p. 589—90.
[3]) Ibid. XIV, p. 457—58.

noch weiter gehen: wenn Sie dem Baron Vincent all das, was ich da sage, mittheilen, so setzen Sie noch hinzu: wenn die Unterhandlungen mit Preußen scheitern, und das Haus Oesterreich gemeinsame Sache mit uns machen will, so könnte man ihm einen Theil von Schlesien geben. Dadurch würde es Preußen gerade so viel wegnehmen, als ihm dieses im vorigen Jahrhundert entrissen hat. Aber diese Eröffnung erscheint mir sehr gewagt. Das Haus Oesterreich weiß selbst nicht, was es will, und daher ist es schwer, seinen Willen zu bestimmen. Suchen Sie dahinter zu kommen, es liegt mir sehr viel daran. Sagen Sie Baron Vincent, aber von Ihnen aus, er solle nach Thorn oder Osterode zu mir kommen, wenn Sie hieher reisen. Mit diesem Haufen von Diplomaten sei man sonst belästigt; er aber als Soldat bringe mich in keine Verlegenheit in meinem Hauptquartier."

Schlesien.

Preußen haßte er, einen Bund mit Oesterreich wünschte er, Rußland suchte er die größten Verlegenheiten zu bereiten. Man sieht dies aus seinen Briefen an Selim III., an Andréossy; deßgleichen aus seinem Schreiben an den Schah von Persien, vom 14. März, aus Osterode: [1])

Brief an den Schah von Persien.

„Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, an Feth-Ali-Schah, Kaiser der Perser, Gruß und Heil! Ich habe Dein Schreiben erhalten. So oft ich Nachrichten von Deinen Erfolgen bekomme, füllt sich mein Herz mit Freude. Jaubert, welchen ich Dir gesandt hatte, ist wieder zurück. Er hat mir erzählt, wie Du ihn huldvoll empfangen hast, und welche Wünsche Du hegest — es sind auch die meinen. Du wirst erfahren haben, daß ich an der Grenze von Rußland stehe. Ich habe den Russen in zwei Schlachten 75 Kanonen weggenommen, ich habe so viele Gefangene von ihnen, und sie derart in Schrecken versetzt, daß sie eine Massenerhebung anordneten, um ihre Hauptstadt zu vertheidigen. Dein Gesandter kam in Warschau an, als ich gerade auf den Vorposten stand, achtzig Meilen weit weg von da; darum habe ich ihn noch nicht sehen können. Ich werde ohnehin bald nach Warschau kommen, will ihm dann meine Ansichten über Alles mittheilen, und ihn hierauf in meine Hauptstadt Paris senden, damit er dort einen wahren Begriff von meiner Macht und meinen Völkern bekommt. Benutze den Umstand, daß die russiche Reiterei abberufen wurde an die Grenze. Wir müssen uns öfter schreiben, um die Politik unserer Reiche gegen unsere gemeinsamen Feinde einheitlich zu machen. Geschrieben in Osterrode im dritten Jahre meines Kaiserthums."

Auch den Kronprinzen von Persien reizte er am gleichen Tag zu eifrigem Kriege gegen Rußland auf: [2])

„Dein Schreiben von Deinem Sieg gegen die Feinde des persischen Reiches habe ich erhalten, empfange meinen Glückwunsch dazu. Seine Kraft brachte Mohammed-Khan auf den Thron, Dein erhabener Vater war der Erbe seines Ruhmes, Du zeigst Dich Beider würdig. Man nennt Dich im Abendland das Schwert und den Schild Persiens und man erwartet von Dir neue Thaten, neue Siege. Halte den Ruhm Deiner Stärke aufrecht, fasse Vertrauen in die Stärke Deines Heeres. Das Glück ist mit dem Kühnen. Ich wünsche Dir den Segen des Himmels, langes Glück und ein seliges Ende." —

---

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 548.
[2]) Ibid. XIV, p. 549.

Um für alle Fälle die Uebermacht für sich zu haben, verlangte er jetzt, nachdem er schon die Mannschaft, die erst im September 1807 unter die Waffen treten sollte, aufgerufen hatte, jetzt auch schon die Aushebung der Mannschaft, die erst im September 1808 kriegspflichtig war, also die achtzehnjährige männliche Jugend. Daher die Botschaft an den Senat aus Osterode, vom 20. März 1807, damit er die Conscription von 1808 jetzt schon voraus beschließe.[1]

Conscription von 1808.

Als Gründe führt Napoleon an: „Alles um uns rüstet; England hat soeben eine außerordentliche Aushebung von 200.000 Mann angeordnet. Andere Mächte nehmen auch ihre Zuflucht zu beträchtlichen Truppen-Aushebungen. So furchtbar und zahlreich auch unsere Heere sind, so scheinen uns doch die in dem Entwurf des Senatsbeschlusses enthaltenen Anordnungen, wenn auch nicht nothwendig, doch wenigstens nützlich und entsprechend. Beim Anblick dieser dreifachen Schranke von Standquartieren, wie beim Anblick des dreifachen Festungsgürtels unserer wichtigsten Grenzen, müssen unsere Feinde an jedem Erfolg verzweifeln, und endlich durch ihre Ohnmacht uns zu schaden zur Gerechtigkeit und zur Vernunft gebracht werden. — Der Eifer, mit welchem unsere Völker die Senatsbeschlüsse vom 24. September 1805 und vom 4. December 1806 vollzogen, hat in uns lebhaft das Gefühl der Dankbarkeit erweckt. Jeder Franzose wird sich eines so schönen Namens in gleicher Weise würdig zeigen. Um diese hoffnungsvolle Jugend zu leiten und zu befehligen, haben wir Senatoren berufen, die sich im Kriege schon ausgezeichnet haben, und wir wünschen, daß Ihr in diesem Beschluß das grenzenlose Vertrauen erkennt, welches wir in Euch setzen. Diese Senatoren werden die jungen Soldaten lehren, daß die Kriegszucht und die Geduld, die Beschwerden und Mühen des Krieges zu ertragen, die ersten Bürgen des Sieges sind. Sie werden sie lehren, Alles zu opfern für den Ruhm des Thrones und das Glück des Vaterlands; sie, die Mitglieder einer Genossenschaft, die selbst die festeste Stütze des Thrones ist. Wir sind siegreich gewesen über all unsere Feinde. In sechs Monaten haben wir den Main, die Saale, die Elbe, die Oder, die Weichsel überschritten; wir haben die furchtbarsten Festungen Europas, Magdeburg, Hameln, Spandau, Stettin, Cüstrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Brieg eingenommen. Unsere Soldaten haben in einer großen Zahl von Gefechten und in mehreren geordneten Schlachten gesiegt; sie haben mehr als 800 Kanonen auf dem Schlachtfeld erobert, sie haben 4000 Belagerungsgeschütze nach Frankreich gesendet, 400 preußische und russische Fahnen und mehr als 200.000 Kriegsgefangene. Die Sandstrecken Preußens, die Einöden Polens, die Regengüsse des Herbstes, der Reif des Winters, Nichts hat ihre glühende Sehnsucht geschwächt, durch den Sieg zum Frieden zu gelangen und unter Triumphbögen den Weg ins Vaterland wieder zu finden. Indeß sind unsere Armeen in Italien, in Dalmatien, in Neapel, unsere Standlager in Boulogne, in der Bretagne, in der Normandie, am Rhein unangegriffen geblieben."

Rüstungen überall, darum rüste auch Frankreich. Bisherige Erfolge.

„Wenn wir heute von unseren Völkern neue Opfer verlangen, um mit neuen Machtmitteln uns zu umgeben, so sprechen wir es ohne Anstand aus, es geschieht nicht, um durch Hinausziehen des Krieges sie zu mißbrauchen. Unsere Politik steht fest: wir haben England den Frieden angeboten, bevor es die vierte Coalition in Bewegung versetzte; wir bieten ihm jetzt noch denselben Frieden an.

England.

[1]) Message au Senat. Correspondance, vol. XIV, 695.

Der erste Gesandte, den es mit seinem Amt betraute, erklärte in öffentlichen Verhandlungen eigens, daß dieser Friede ehrenvoll und vortheilhaft sein könne; er hat auch unser Recht klar dargelegt. Wir sind bereit, mit Rußland unter denselben Bedingungen abzuschließen, welche sein Gesandter unterzeichnet hatte, und welche die Kämpfe und der Einfluß Englands gewaltsam unterdrückten. Wir sind bereit, jenen acht Millionen Einwohnern, welche unsere Waffen unterworfen haben, die Ruhe und dem König von Preußen seine Staaten zurückzugeben. Aber, wenn so viele und so oft erneuerte Proben der Mäßigung nichts vermögen gegen die Täuschungen, welche die Leidenschaft Englands einflößt; wenn diese Macht den Frieden nur in unserer Erniedrigung finden kann, so bleibt uns Nichts übrig, als zu seufzen über die Leiden des Krieges, und den Vorwurf und den Tadel desselben auf die Nation zurückzuschleudern, welche ihr Vorrecht mit dem Blut des Festlands erhalten will. Wir werden in unserer Thatkraft, in dem Muth, in der Hingebung und in der Macht unserer Völker sichere Mittel finden, um die Bündnisse wirkungslos zu machen, welche die Ungerechtigkeit und der Haß zusammengeknüpft haben, und um dadurch unsere Gegner in Verwirrung zu bringen. — Franzosen! wir trotzen allen Gefahren für den Ruhm und für die Ruhe unserer Kinder." — Das ist eine glänzende Beredtsamkeit. Napoleon wußte die Saiten anzuschlagen, welche im Herzen der Franzosen wiedertönten. —

Rußland.

So schrieb Napoleon aus Osterode; vom April an sind seine Briefe aus Finkenstein datirt; er meldet über diesen neuen Aufenthalt an Josephine: „Ich habe mein Hauptquartier soeben in ein schönes Schloß verlegt, nach Art des Schlosses von Bessières; ich habe hier viele Kamine, was mir sehr gefällt; da ich oft in der Nacht aufstehe, so freut es mich immer, wenn ich dann Feuer sehe." [1])

Von hier wie von Osterode aus leitete Napoleon nicht bloß den Krieg, sondern regierte auch Frankreich und Europa. Bei der Großartigkeit der Verhältnisse begreifen wir schwer, wie das geringste Anzeichen von Mißbilligung den Sieger in Riesenschlachten ärgern und zu Gewaltmaßregeln gegen eine Frau reizen konnte. An Cambacérès schrieb er 26. März 1807: [2]) „Ich habe dem Polizeiminister befohlen, Frau von Staël nach Genf zurückzuschicken, ihr übrigens die Freiheit zu lassen, ins Ausland zu reisen, wohin sie will. Diese Frau setzt ihr ränkevolles Handwerk fort, sie ist in die Nähe von Paris gekommen gegen meine Befehle, sie ist eine wahre Pest. Ich will, daß Sie hierüber mit dem Minister ernstlich reden, sonst werde ich mich genöthigt sehen, sie durch Gendarmerie fortschaffen zu lassen. Fassen Sie auch Benjamin Constant scharf ins Auge. Bei der geringsten Sache, in die er sich mengt, werde ich ihn zu seiner Frau nach Braunschweig schicken; ich leide nichts von dieser Bande, ich will nur, daß sie keine Anhänger werben und mich nöthigen, auf gute Bürger loszuschlagen." — Edler ist Napoleons Einmengung in die Geldverlegenheiten eines berühmten Pariser Gelehrten, des Chemikers Berthollet. Durch Monge und Laplace hatte er erfahren, daß Berthollet in arger Geldverlegenheit sei; nun schrieb er ihm: „Ich höre, daß Sie 150.000 Francs brauchen. Ich habe meinem Schatzmeister Befehl gegeben, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen, und freue mich, daß ich eine Gelegenheit fand, Ihnen nützlich zu sein und meine Achtung zu beweisen." — Das war edel und groß.

Frau von Staël verbannt.

Berthollet

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 9—10.
[2]) Ibid. XIV, p. 671.

Die Härte gegen Frau von Staël motivirt Napoleon auf Helena, wo er ihr Buch „Corinna“ und „Delphine“ las. Seine Kritik traf das Ungeregelte des Geistes und der Phantasie, welches in diesem Buche herrsche.[1]) Diese Fehler hätten ihn auch früher von ihr entfernt gehalten, so groß und lebhaft auch ihr Zutrauen und so fortgesetzt auch ihre Schmeicheleien waren. Sobald er in Italien als Obergeneral siegte, habe sie, auch ohne ihn zu kennen, einzig von der Sympathie des Ruhmes angezogen, enthusiastische Gefühle, wie sie der Corinna würdig sind, für ihn ausgesprochen; sie habe ihm manche Briefe geistvollen, glühenden und metaphysischen Inhalts geschrieben: es sei ein Fehlgriff der menschlichen Einrichtungen, daß er die sanfte, die ruhige Madame Bonaparte zur Frau genommen habe; eine Seele voll Feuer, wie die ihrige, habe ohne Zweifel die Natur für einen Helden, wie er sei, bestimmt. Er, Napoleon, gab keine Antwort, das habe aber den Eifer der Staël nicht geschwächt. „Sie hatte die Gabe, nicht so leicht entmuthigt zu werden, und gelangte späterhin so weit, Bekanntschaft anzuknüpfen, dann selbst Zutritt bei ihm zu haben, und sie benützte diese Gunst so sehr, daß sie am Ende zudringlich wurde. Es ist eine wahre Geschichte, daß sie einst, als der Kaiser ihr das fühlen lassen wollte, und sich entschuldigen ließ, weil er kaum angekleidet sei, auf höchst gefühlvolle Weise schnell antwortete: das hindere sie gar nicht, denn das Genie habe kein Geschlecht. Daß ihn die Staël in einer Gesellschaft fragte, wen er für die größte lebende oder verstorbene Frau halte, erklärte Napoleon für wahr, ebenso daß er kalt antwortete, diejenige, welche dem Staat die meisten Söhne gebar. Die Staël war anfangs ein wenig verlegen, suchte sich aber doch wieder zu fassen, indem sie ihm bemerklich machte, daß er im Rufe stehe, die Frauen überhaupt nicht sehr zu lieben. „Verzeihen Sie mir“, entgegnete da Napoleon, „ich liebe die meinige sehr.“ Der General der italienischen Armee hätte allerdings die genuesische Corinna aufs äußerste für sich einnehmen können, er fürchtete aber ihre politische Treulosigkeit und unmäßige Ruhmsucht. Vielleicht hatte er Unrecht. Jedenfalls hatte diese Heldin bereits zu viele Schritte gethan, war zu sehr zurückgeschreckt worden, um nicht seine erbittertste Feindin zu werden.“[2])

und Delphine. *Briefe.*

„Zuerst hetzte sie Benjamin Constant auf mich,“ bemerkte der Kaiser, „der nicht eben auf die rechtlichste Art in diese Laufbahn trat. Als das Tribunat gebildet ward, drang er mit den heißesten Bitten in den ersten Consul, um dabei mit angestellt zu werden. Noch Nachts um eilf Uhr bat er dringend, und um Mitternacht, als er Tribun geworden, was er wollte, war er schon aufgeblasen bis zur Beleidigung. Die erste Versammlung der Tribunen war für ihn eine herrliche Gelegenheit zu schimpfen. Abends war Illumination bei Frau von Staël. Sie krönte ihren Benjamin in Mitten einer glänzenden Versammlung und erklärte ihn für einen zweiten Mirabeau. Auf diese Farce jedoch, die nichts als lächerlich war, folgten gefährliche Pläne. Bei Gelegenheit des Concordats, gegen das Frau von Staël wüthend eingenommen war, vereinigte sie mit einemmal Aristokraten und Republikaner gegen mich. „Ihr habt nur noch einen Augenblick für Euch!“ rief sie ihnen zu, „morgen wird der Tyrann 40.000 Geistliche in seinem Dienst haben.“ — Nachdem Frau von Staël endlich jede Geduld ermüdet hatte, ward sie verwiesen. Ihr Vater hatte schon seit der Schlacht von Marengo mir sehr mißfallen. Ich wünschte ihn bei meiner Vorbeireise zu sehen, fand aber nur einen dicken, aufgeblasenen Schulrector in ihm. Kurz darauf gab

Benjamin Constant. *Necker.*

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. VIII, S. 13.
[2]) Las Cases, l. c. Bd. VIII, S. 3.

er, wahrscheinlich in der Hoffnung, mit meiner Beihilfe wieder auf dem großen Weltschauplatz zu erscheinen, ein Schriftchen heraus, in welchem er bewies, daß Frankreich nunmehr weder Republik noch Monarchie bleiben könne. Man sieht freilich nicht ganz deutlich, was dem armen Lande außerdem übrig blieb. Er nannte in der ersten Schrift den Consul den Mann, den man noch nothwendig brauche, und so weiter. Lebrun antwortete ihm in seinem schönen Stile und sehr beißend in einem Briefe von vier Seiten darauf. Er fragte ihn, ob er Frankreich nicht Uebles genug zugefügt habe, und nach der Probe in der gesetzgebenden Versammlung noch nicht müde sei, es von Neuem wiedergebären zu wollen? Frau von Staël kämpfte während ihrer Ungnade mit der einen Hand, indem sie mit der anderen bat. Der erste Consul ließ ihr sagen, daß er ihr das ganze Universum zur Benützung überlasse, den ganzen übrigen Theil der Erde ihr Preis gebe, und sich blos Paris vorbehalte, dem sie sich nicht nähern solle. Aber Paris war eben der Punkt, auf den sich alle Wünsche der Tochter Neckers richteten. Es half aber nichts. Der erste Consul war fest und unbeugsam; dessen ohnerachtet erneuerte Frau von Staël von Zeit zu Zeit ihre Versuche. Zur Zeit des Kaiserthums wollte sie Palastdame werden; man konnte allerdings Ja oder Nein sagen, aber was für ein Mittel hätte es gegeben, die Tochter Neckers in einem Palaste ruhig zu erhalten?"

Lebrun.

Ein andermal, wo Napoleon von schriftstellernden Damen redet, kam er wieder auf Frau von Staël, und sagte von ihrer Verbannung. „Ihr Haus war ein wahres Zeughaus, wo sich die Ritter ihre Waffen gegen mich holten. Sie trachtete unaufhörlich Feinde gegen mich anzuwerben, und bekämpfte mich selbst. So war sie zu gleicher Zeit Armida und Clorinda." Dann faßte er seine Meinung, wie er das öfters zu thun pflegte, in den Worten zusammen: „Ueberhaupt wird Niemand leugnen können, daß bei alledem Frau von Staël sehr talentvoll und geistreich, und höchst ausgezeichnet ist; sie wird sich halten. Meine Umgebungen haben mehr als einmal in der Hoffnung, mich mit ihr auszusöhnen, es versucht, mir begreiflich zu machen, daß sie eine gefährliche Feindin sei, und dagegen eine nützliche Alliirte werden könnte. Es ist gewiß, daß, wenn sie, anstatt, wie sie gethan hat, mich bei jeder Gelegenheit schwarz zu malen, sich mit mir befreundet hätte, ich dabei wohl gewonnen haben würde, denn sie stand bei ihren Verhältnissen in den größten Verbindungen, die sie durch ihre Talente leitete, und Jedermann kennt ihren Einfluß in Paris. Bei allem dem Bösen, was sie von mir gesagt hat, — das abgerechnet, was sie noch sagen wird, — bin ich doch weit entfernt, sie für ein böses Weib zu erklären oder dafür zu halten. Wir haben ganz einfach den kleinen Krieg gegen einander geführt, das ist Alles." [1])

Endurtheil.

[1]) Las Cases bemerkt im zehnten Band seines Tagebuches noch: „Die vertrauten Freunde der Frau von Staël versicherten mich hiebei, daß man ihr Ausdrücke gegen Napoleon in den Mund gelegt habe, von denen sie durchaus nichts wisse, besonders den des „Robespierre zu Pferde" könnte sie in ihrer Seele mit der größten Gewissenhaftigkeit ableugnen. Vielmehr habe sich Frau von Staël in der Gesellschaft ungleich günstiger gestimmt gezeigt, als es ihre Schriften, die in Folge ihrer Empfindlichkeit und ihres Verdrusses allerdings immer spottend waren, zu verrathen schienen. Eine dieser Personen sagte mir, es sei ihr ein wahrer Genuß gewesen, in dem Tagebuche zu lesen, daß Napoleon auf St. Helena die Frau von Staël zu gleicher Zeit mit Armida und Clorinda verglichen habe, weil Frau von Staël einst, als sie noch voll Enthusiasmus für ihn gewesen, den jungen Feldherrn der italienischen Armee ebenfalls zugleich einen Scipio und einen Tankred genannt und gesagt hätte, daß er die einfache Tugend des Einen mit den glänzenden Thaten des Andern verbinde."

Napoleon verfolgt Zeitungen.

Die Staël war eine Schriftstellerin, von deren Werken Napoleon selber meinte, sie würden bleiben; daß er also über die Art, wie sie über ihn schrieb, gereizt war, liegt in der Natur des Mannes; daß er aber auch an kleinen Zeitungen Rache nahm, wenn sie einen ihm mißgünstigen Artikel brachten, ist für den Sieger in so vielen Schlachten kleinlich. „Was kümmerts den Mond, wenn ihn ein Hund anbellt!“ sagt das türkische Sprichwort. Aber Napoleon kümmerte sich auch um die Aeußerungen, welche in kleinen deutschen Zeitungen über ihn erschienen. So schreibt er an Clarke aus Osterode:[1]) „Melden Sie dem General Legrand, daß ich mit den Zeitungen von Bayreuth und Erlangen unzufrieden bin, daß er entweder die Redacteure fortjagen oder die Zeitungen unterdrücken muß.“ Besonders empfindlich war Napoleon über das, was man im Viertel Saint-Germain zu Paris, wo der alte Adel wohnte, über ihn sagte. Natürlich redete man da oft von den großen Verlusten und dem vielen Blute, um welches diese Siege erkauft wären. Er redete von „Laffen“, die in Paris den Ton angeben wollten. Der Polizeiminister mußte vertraulich mittheilen, Napoleon selbst habe in seinen ersten Bulletins die Verluste zu stark angerechnet. Weil beim ersten Schrecken über die Schlacht und beim Krieg überhaupt die Geschäfte stockten, befahl er Josephine, Aufwand zu machen, Feste zu geben, sie solle öfters ins Theater gehen, aber nicht in kleine Theater, sondern nur in die vier größten, und immer in der kaiserlichen Loge sitzen, kurz, so leben, wie sie es that, als er in Paris war.[2]) „Wenn Du mir angenehm sein willst, so mußt Du unbedingt so leben, wie Du lebtest, als ich in Paris war; Du mußt Gesellschaften geben, wie bei meiner Anwesenheit; das ist das einzige Mittel, meine Zufriedenheit zu erlangen. Die Größe hat auch ihre Beschwerden, eine Kaiserin kann nicht überall hingehen, wohin eine Bürgersfrau geht.“ Er befahl ihr, Aufwand zu machen. Wem war das lieber, als Josephine, die immer ihr Budget überschritt und bei Kaufleuten Schulden hatte, und nie ihrem Gatten, wenn er nach einigem Zanken bereit war zu zahlen, ihre Schulden vollständig angab.

Aerger über Saint-Germain

Mahnung an Josephine.

Mädchen-Erziehung.

Nach seinem Geschmack waren einfache, bescheidene Frauen von ernster Frömmigkeit. Dies zeigt das Schreiben über die Erziehungshäuser, wo die Waisen armer Mitglieder der Ehrenlegion erzogen werden sollten; sie dürften nicht erzogen werden, wie in den Schulen für junge Officiere, sondern Frauen, Gattinen und Mütter müßten hier erzogen werden, und dabei spricht er einen richtigen Satz aus: „Machen Sie, daß sie gläubig sind, und nicht, daß sie Rationalistinen seien. Die Verstandesschwäche der Frauen, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der Ordnung der Gesellschaft, die Nothwendigkeit, sie zur Entsagung und zur Barmherzigkeit anzuleiten, macht das Gebot der Religion für sie unumgänglich. Ich wünsche, daß aus dieser Schule nicht angenehme, sondern tugendhafte Frauen hervorgehen, daß ihre Reize aus dem Herzen, und nicht aus dem Kopf kommen. Man solle sie also nicht mit alten Sprachen und mit ernsten Wissenschaften, wie die höhere Mathematik, belästigen, sondern in der Geschichte und in der Literatur unterrichten, in der Physik, Botanik und Musik, ihnen einige Kenntniß der gewöhnlichsten Arzneien verschaffen, und sie in allen Arten von Arbeiten unterrichten. Ihre Zimmer müssen mit der Arbeit ihrer Hände ausmöblirt sein. Ich will aus diesen Mädchen nützliche Frauen machen und ich bin überzeugt, daß ich sie dadurch auch liebenswürdig mache. Wenn ich aber erlaube,

[1]) Correspondance, vol. XIV, p. 725.
[2]) Ibid. XIV, p. 579.

daß man sie zu liebenswürdigen Frauen heranbilde, so wird man Modedamen und noch etwas Schlimmeres aus ihnen machen." [1]) — Man sieht den Herrschergeist, der aus dieser Verordnung spricht. Jede Persönlichkeit soll brauchbar werden für die Gesellschaft und voll Hingebung an ihn, den Mittelpunkt des Reichs. Die Bulletins vergessen nicht Züge von Hingebung zu rühmen, das heißt zur Nachahmung zu empfehlen; so heißt es im 63. Bulletin: „In der Schlacht bei Eylau wurde der Hauptmann der Kaisergarde, Auzouy, tödtlich verwundet; seine Kameraden hoben ihn auf und trugen ihn zum Verbandplatz; kaum war er wieder zum Bewußtsein gekommen, so sagte er zu ihnen: „Meine Freunde, laßt mich, ich sterbe zufrieden, denn wir haben den Sieg errungen, und ich kann auf dem Feld der Ehre sterben, umgeben von Kanonen, die wir dem Feinde nahmen, und von den Trümmern ihrer Niederlage; sagt dem Kaiser, daß ich nur Eines bedauere, daß ich in wenigen Augenblicken Nichts mehr für seinen Dienst thun kann, noch für den Ruhm unseres schönen Frankreich; ihm gilt mein letzter Seufzer." Mit Mühe sprach er diese Worte aus, sie erschöpften seine letzte Kraft." [2]) —

Auzouy.

Sieg der französischen Partei in Constantinopel.

Was Michelson erklärt.

Indeß war Michelson einige Zeit Herr der beiden Fürstenthümer, waltete aber im Ganzen mild; nur den französischen Generalconsul Reinhard hatte er gefangen genommen und nach Rußland gesendet, wogegen Mustafa Bairaktar, der vergebens einigen Widerstand geleistet, den russischen Consul Csiriko mit fortgeschleppt hatte. Der Bevölkerung erklärte Michelson, Rußland wolle nur, daß der Sultan sich offen mit ihm gegen Napoleon verbinde, der sich zum Kaiser des Orients wolle ernennen lassen. In Constantinopel nahm man diese Wendung mit Unglauben auf, mit jedem Tag wuchs die Erbitterung gegen die Russen. Selim III. mußte Italinski gefangen halten, sonst wäre dieser vom Pöbel ermordet worden. Arbuthnot mißbilligte offen den Gewaltstreich der Russen, wollte ihn aber bloß als Vorsichtsmaßregel Alexanders I. für die Sicherheit der Pforte deuten. Sebastiani dagegen goß Oel ins Feuer und am 20. December beschloß der Diwan nach einer stürmischen Sitzung den Krieg gegen Rußland.

Zorn in Constantinopel.

Sebastiani.

Krieg gegen Rußland.

Italinski erhielt den Befehl, Constantinopel binnen drei Tagen zu verlassen, den russischen Unterthanen wurde eine Frist von zehn Tagen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten bewilligt. In der Kriegserklärung wurde über die Falschheit und Treulosigkeit Rußlands geklagt, über seine beständige Verletzung der Verträge und des Völkerrechts, über seine stets räuberischen Absichten gegen das osmanische Reich, und wurde der Krieg als Religionskrieg bezeichnet; jeder Gläubige habe die Pflicht, an diesem treulosen Feinde Rache zu nehmen. Leider fehlte es an Geldmitteln für den Krieg augenblicklich, er sollte erst im Frühjahr mit aller Macht beginnen. Für die Flotte geschah jedoch Vieles, man zählte im Januar 1807 in Constantinopel dreißig Kriegsschiffe. Die Barbaresken wurden aufgefordert, dreißig Segel zu stellen. Sebastiani drängte, die Krim zu

[1]) Correspondance, vol. XV, in Betreff der Schule von Ecouen.
[2]) Ibid. vol. XIV, p. 445.

erobern; er beschwor den Internuntius, dahin zu wirken, daß Oesterreich sich mit Frankreich gegen Rußland verbinde. In Wien war man auch sehr verstimmt über das Vorgehen Rußlands, ließ sich aber zu einem Bunde gegen Alexander I. nicht fortreißen, obschon Napoleon drängte, entweder den Bestand des osmanischen Reiches zu gewährleisten oder, wenn es nicht mehr fortbestehen könne, über seine Trümmer gemeinsam zu verfügen. —

England regt sich.

Die Whigregierung nach Foxens Tod zeigte plötzlich Energie; ihr Gesandter Arbuthnot, der bisher noch allein Sebastiani beim Sultan entgegengearbeitet hatte, bekam Mitte Januar 1807 Befehl, die Sache Rußlands auf jede Weise zu unterstützen, und die Anzeige, daß der Vice-Admiral Duckworth und der Contre-Admiral Thomas Louis mit ihren Geschwadern zu seiner Verfügung ständen. Sofort führte Arbuthnot mit dem Reis-Efendi eine ganz entschiedene Sprache, forderte die Erneuerung des Allianzvertrags zwischen Großbritannien und der Pforte, die Ausweisung des französischen Gesandten, die Ueberlieferung der Dardanellenschlösser und der dortigen Strandbatterien, sowie der osmanischen Flotte an England, und endlich die Abtretung der Moldau und Walachei an Rußland — wenn nicht, so werde sich die Pforte der Rache der beiden Mächte aussetzen, und über das Reich und ihre Völker die größten Gefahren heraufbeschwören.[1] —

Forderung an die Pforte

abgeschlagen.

Das hieß auf einmal Vieles verlangen. Der Diwan verwarf dieses Ansinnen als unangemessen. Die Aufregung in Constantinopel war gewaltig. Arbuthnot hielt sich nicht mehr für sicher und suchte zu entkommen. Es gelang ihm auf echt normännische Weise: er lud die Diplomatie und die angesehensten Kaufleute ein zu einem Festmahl auf dem „Endymion“ und fuhr, während die Gäste fröhlich tafelten, auf einmal mit ihnen davon durch die Dardanellen zu seiner Flotte nach Tenedos, und setzte sie dort erst ab. Im Diwan sah man in diesem Verfahren den Vorboten ernster Ereignisse. In einer Note aus Tenedos begründete Arbuthnot die Abreise damit, er habe sich nicht mehr für sicher gehalten, nachdem er mehrmals vergebens seine Pässe gefordert hätte; er wünsche Nichts sehnlicher, als Freundschaft zwischen der Pforte, England und Rußland, verlange aber auf seine Forderungen ein einfaches Ja oder Nein. Die Pforte leugnete, daß Arbuthnot seine Pässe verlangt habe; es sei überhaupt Nichts geschehen, was den König von England beleidigen könnte, und erklärte, daß sie mit einem Gesandten, der seinen Posten verlassen habe, nicht mehr verhandeln wolle. Sebastiani mahnte, an ernste Vertheidigung Constantinopels zu denken, denn die Engländer würden die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen und die Hauptstadt in Grund schießen wollen. Ein Franzose, Juchereau de Saint-Denys, entwarf als Generalinspector des osmanischen Geniewesens den Plan der Vertheidigung; er rieth, die Befestigung der Dardanellenschlösser zunächst in Angriff zu nehmen; ein Anfall auf Constantinopel sei wenig zu befürchten. Mit der Befestigung der Schlösser stand es aber schlecht durch die Trägheit der Türken und das Ungeschick des Kapudan-Pascha, der die klugen Bemerkungen Sebastianis über die Mängel mit der Bemerkung zurückwies, man müsse sich keine unnützen

Arbuthnoth reißt ab,

entschuldigt sich.

Sebastiani.

Die Dardanellen

[1] Zinkeisen, l. c. Bd. VII, S. 429.

Kosten machen; die Engländer würden doch Nichts gegen die Dardanellen unternehmen. Arbuthnot steuerte aber 19. Februar 1807 mit günstigem Winde und vollen Segeln auf die Dardanellen los. Der Kapudan Pascha verlor bei ihrem Anblick den Kopf, die Kanoniere hatten sich meist zerstreut, bei den äußeren Schlössern fiel kein Schuß auf die Engländer, bei den inneren fielen einige Schüsse, aber ohne große Wirkung. Duckworth antwortete mit vollen Lagen, die große Wirkung hatten: der Kapudan Pascha sammt den Kanonieren flohen auf die Schiffe, die in einem Halbmonde gesicherte Stellung im Marmarameer hatten. Die Flotte wehrte sich muthig gegen die Engländer, die jedoch bald einige Schiffe in den Grund bohrten, die anderen ans Land trieben und anzündeten, dann auch der Batterien sich bemächtigten und die Kanonen vernagelten. Eine Fregatte, die sich tapfer geschlagen hatte, entkam mit dem Drittel ihrer Mannschaft nach Constantinopel und meldete die Niederlage.

bezwungen.

Die osmanische Flotte zerstreut.

Darob große Bestürzung. Selim III. verlor die Fassung, die Mehrheit im Diwan war für Nachgeben in die Forderungen der Engländer. Da kam von der Prinzeninsel Proti, die wegen Gegenwindes Arbuthnot erst am 20. Februar erreicht hatte, nochmals die Forderung der Erneuerung der Allianz mit England und Rußland, der ungehinderten Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch den Bosporus und die Dardanellen, der Auslieferung aller osmanischen Kriegsschiffe, die bis zum Frieden in einem englischen Hafen verwahrt bleiben sollten, der Uebergabe der Dardanellenschlösser an die Engländer bis zum Frieden; würden diese Forderungen nicht zugestanden, so würde er Constantinopel in Grund schießen. Vor Allem aber sollte Sebastiani aus Constantinopel entfernt werden.[1]

Schrecken in Constantinopel.

Arbuthnots Forderung nochmals

Schon sandte man an ihn die Bitte, sich zu entfernen, damit die Hauptstadt nicht die Schrecken eines Bombardements zu bestehen habe, und weil die Regierung nicht mehr für seine Sicherheit einstehen könne. Er gab jedoch 18. Februar 1807 zur Antwort: „Ich bin hier auf Befehl des Kaisers und werde nur der Gewalt weichen; es handelt sich jetzt um den Bestand und die Ehre des Reiches der Osmanen. Duckworth kann allerdings einen Theil der Stadt einäschern und viele Menschen tödten, aber er hat keine Landarmee, zur Unterstützung, um sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Ihr habt Eisen, Munition, Lebensmittel und Arme; wenn Ihr noch Muth hinzufügt, werdet Ihr siegen. Ich erwarte vom Sultan einen seiner und des Reiches würdigen Entschluß!“[2]

Sebastiani.

Diese Worte zündeten. Selim III., dem er in Privataudienz mittheilte, wie Napoleon jetzt auf dem Weg nach Petersburg sei, und nach dem Siege über Rußland dem Reiche der Osmanen unsägliche Vortheile erweisen könne, faßte wieder Muth und übertrug Sebastiani die Leitung der Vertheidigung; 200 Franzosen, darunter viele Ingenieure, nahmen Antheil. Almanara, der spanische Gesandte mit seinem Gefolge, bildete aus spanischen Matrosen Artilleristen und bald erwachte wieder der Eifer der Türken und ergriff, wie

Neuer Muth.

[1] Zinkeisen, l. c. Bd. VII, S. 438.
[2] Ibid. VII, p. 429.

eine Ansteckung, auch die übrigen Einwohner; Alt und Jung arbeitete Tag und Nacht und in vierundzwanzig Stunden lagen schon 300 Stücke dienstfähig auf den Wällen und in fünf Tagen waren auf der europäischen und asiatischen Küste 917 Kanonen und 196 Mörser aufgepflanzt. Da begannen Arbuthnot und Duckworth zu Unterhandlungen zu schreiten, die aber von türkischer Seite so geschickt in die Länge gezogen wurden — während die Rüstungen eifrig fortdauerten —, daß ein Angriff auf Constantinopel aussichtslos und der Rückzug der Engländer gefährlich wurde. Duckworth mußte an schleunigen Rückzug denken. Am 1. März 1807 machte er eine Bewegung gegen Constantinopel zu, wie wenn er angreifen wollte, schwenkte aber, als er Alles gerüstet fand, plötzlich um und steuerte gegen die Dardanellen; hier trafen einige Steinkugeln aus den Riesenkanonen seine Schiffe schwer, eine von 500 Pfund schlug mitten in das Admiralschiff „Royal George" und tödtete und verwundete 30 Mann; eine andere von 800 Pfund schlug in das Hintertheil des „Standard" und tödtete und verwundete 60 Mann. Zwei Corvetten gingen ganz zu Grund. Duckworth kehrte mit einem Gesammtverlust von 197 Todten und 415 Verwundeten nach Tenedos zurück. Dort traf das russische Geschwader ein, bestehend aus sieben Linienschiffen unter Siniawin. Duckworth äußerte seinen Unmuth über ihr spätes Eintreffen, und die Russen verlangten, der Vice-Admiral möge mit ihnen vereint noch einmal das Wagestück versuchen. Duckworth aber hatte keine Lust mehr, denn er kannte die Schwierigkeiten. Die beschädigten Schiffe sandte er nach Malta, mit den anderen segelte er nach Aegypten.

Duckworth kehrt um

mit Verlust.

Dort wollten die Engländer die Mameluken-Herrschaft wieder herstellen und durch sie unbeschränkte Herrschaft im Lande gewinnen; aber die beiden Scheichs, auf welche sie rechneten, Elphi Bey und Osman Bey (Bardissy), starben rasch hinweg. Mehemed Ali kam jetzt empor, geboren 1769 zu Kavala, dem alten Galepsus in Makedonien. Seinen Vater, der die Stadtwache befehligte, verlor er schon im vierten Jahre, ein Verwandter nahm sich des Verwaisten an, der sich schon frühe durch Muth und Geistesgegenwart hervorthat. Er begann mit Tabak zu handeln, der in jener Gegend sehr gut gedeiht; ein Kaufmann Lion aus Marseille weihte ihn in die Geheimnisse des Handels ein, und von da an hegte Mehemed eine Vorliebe für europäische Civilisation in französischer Art. Er sammelte sich ein Vermögen, mußte aber mit 300 Albanesen 1798 nach Aegypten ziehen gegen die Franzosen, zeichnete sich jedoch hier aus, erwarb die Zuneigung Chosrew Paschas, der ihn zum Scharesme oder Anführer von tausend Albanesen ernannte. Er führte den Krieg gegen die Mameluken fort und that sich durch Schlauheit und Muth überall hervor. In den Wirren, welche dem Abzug folgten, stieg Mehemed durch die Energie, mit der er Ordnung erhielt, immer mehr empor. Das Volk verlangte ihn zum Gouverneur, die Regierung ernannte ihn zum Vicekönige.

Aegypten.

Mehemed Ali.

Von Constantinopel aus gewarnt, suchte Mehemed jetzt zunächst die Hauptkaltpunkte des Landes zu besetzen. In Alexandrien kamen ihm jedoch die Engländer zuvor: eine Transportflotte unter Thomas Louis ging 17. März im

Alexandrien. Hafen von Alexandrien vor Anker, General Fraser besetzte mit 5000 Mann 21. März die Stadt, unter dem Vorwand, das Land gegen einen abermaligen Einfall der Franzosen zu decken. Die Mamelukenbeys wurden aufgefordert, eiligst in Damanhur sich mit den Engländern zu vereinigen und nach Vertreibung der Türken von Kairo Besitz zu nehmen, während die Engländer sich der Häfen des Landes bemächtigen würden. Am 29. März drang eine Abtheilung unter Wacop unvorsichtig vor, wurde aber von der aus Türken und Albanesen bestehenden Besatzung zusammengehauen. Ein zweiter Versuch unter General Fraser mißlang gleichfalls, das Bombardement war ohne Wirkung: ein Corps Mehemed Ali's rückte zum Entsatz und schlug 22. April die Engländer bei Hamad. General Stuart mußte sein Geschütz vernageln, die Munition in die Luft sprengen und sich in Eile nach Abukir zurückziehen. Die Engländer beschränkten sich jetzt auf die Vertheidigung von Alexandrien. Mit den Mameluken, welche auf 2500 Pferde herunter gekommen waren, war Nichts mehr zu erzielen. Die englische Regierung wünschte jetzt nur noch einen ehrenhaften Rückzug zu nehmen. Im August gedachte sie ihre Macht im Mittelmeer in Sicilien zu vereinigen und gab daher General Fraser den Befehl, Aegypten so schnell als möglich zu räumen. Schon stand Mehemed Ali in Damanhur, um die Briten mit Gewalt zu vertreiben. Da kam es 22. August zu einem Vertrag: die Engländer erhielten all ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück, überließen aber dafür Alexandrien an Mehemed Ali in demselben Zustand, in welchem sie es gefunden hatten. In Constantinopel war man entzückt über den Abzug der Engländer und sandte glänzende Ehrengeschenke an Mehemed Ali, dessen Herrschaft durch diesen vereitelten Versuch der Engländer auf Aegypten nur befestigt worden war. —

Hamad.

Abzug der Engländer.

Mehemed Ali.

Napoleon

Napoleon bekam schon Anfangs April Bericht über die Vorgänge in Constantinopel. Er befahl am 3. April 1807 Talleyrand, ihn in die „Warschauer Zeitung" zu setzen, einen Eilboten nach Constantinopel zu senden, damit Sebastiani Alles bekomme aus Dalmatien, was er verlange, da jetzt nicht der Augenblick sei zu sparen; die Pforte solle den Franzosen nur Lebensmittel liefern, alles Andere solle mit französischem Gelde bestritten werden.[1] An Selim III. sandte er an demselben Tag ein Glückwunschschreiben: „Du hast Dich würdig gezeigt Deiner Vorfahren; ich sende Dir die Officiere, die Du von mir verlangt hast; ich bedaure, daß Du nicht einige Tausend Mann gewünschen hast, sondern nur fünfhundert; ich habe diese sogleich abreisen lassen, sie sollen auf meine Kosten besoldet und bekleidet werden; was sie Dich kosten, werde ich Dir ersetzen. Meinen Befehlshaber in Dalmatien habe ich angewiesen, Dir Waffen, Pulver und Alles zu schicken, was Du verlangst; ebenso gab ich Weisung nach Neapel, Generale, Officiere, Waffen aller Art, selbst Geld stelle ich Dir zur Verfügung. Du hast nur zu verlangen, verlange es aber deutlich, und ich werde es Dir sogleich schicken. Setze Dich in Verbindung mit dem Schah von Persien, der ein Feind der Russen ist, und bringe ihn dahin, daß er fest bleibt und lebhaft den gemeinsamen Feind angreift. Ich habe die Russen in einer großen Schlacht geschlagen und ihnen 75 Kanonen, 16 Fahnen und eine große Menge von Gefangenen weggenommen. Ich begreife Dein Bedürfniß nach Kanonieren und Truppen; ich habe solche Deinem Gesandten angeboten, er hat aber keine gewollt, aus Furcht, das Zartgefühl der Muselmänner zu verletzen. Vertraue mir all Deine Sorgen und Bedürfnisse, ich bin mächtig genug und bei Deinen Erfolgen betheiligt genug, sowohl

an Selim III.

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 16—17.

aus Freundschaft als aus Politik, so daß ich Dir Nichts verweigern vermag. Hier hat man mir den Frieden vorgeschlagen und mir alle Vortheile zugestanden, die ich nur wünschen konnte; aber man wollte auch, daß ich den Vertrag von Sistowo und das gegenwärtige Verhältniß zwischen der Pforte und Rußland unterzeichne; da habe ich mich aber geweigert und verlangt, daß die volle Unabhängigkeit der Pforte zugesichert werde, und daß alle der Türkei abgedrungenen Verträge, während Frankreich schlief, widerrufen werden müssen." —

An den Schah von Persien,

An dem gleichen Tag schrieb er an den Schah von Persien:[1] „Viele Truppen am Don, die gegen Dich zu Felde lagen, sind jetzt nach Polen gekommen, ich habe eine große Anzahl von ihnen gefangen. Der Sultan Selim wünscht mit Dir im Frieden zu leben; verbindet Euch also mit einander; die kleinen Mißständnisse müssen verschwinden vor den wahren Feinden! — Unterbrich alle Verbindungen zwischen England und Indien, fange ihre Couriere ab, sie sind Freunde der Russen und unsere Feinde; berichte mir bald von neuen Fortschritten in diesem Feldzug und von allem Leid, welches Du dem gemeinsamen Feind angethan hast."[2]

an Jérome,

Voll Freude schrieb er am gleichen Tag an seinen Bruder Jérome,[3] daß Duckworth vergebens bis Constantinopel gefahren sei, und daß der Sultan erklärt habe, er trenne sich nie von den Franzosen, und daß die Engländer umkehren mußten, und daß man auf alle englischen Waaren Beschlag gelegt und alle Engländer auf türkischem Gebiet verhaftet habe. Nach Befehl vom 4. April 1807[4]) wurde allen französischen Regimentern die Vorgänge in Constantinopel mitgetheilt, der Muth und die Festigkeit des Großherrn gerühmt und Sebastiani wegen seines „geschickten und standhaften Verfahrens" gelobt. Die Engländer müßten jetzt ihre Comptoire in Arabien, am Euphrat und in ganz Asien schließen. „All diese schönen Ergebnisse sind nur eine Folge der Besetzung von Warschau und der Stellung unseres Heeres! Ohne die Ankunft der französischen Armee an der Weichsel, welche die Russen gezwungen hat, ihre Truppen zurückzurufen, wäre es geschehen gewesen um das Osmanische Reich und um unsern Handel in der Levante; die Feinde hätten ihre Macht verdreifacht und wir hätten unsern Kindern einen dreißigjährigen Krieg als Erbschaft hinterlassen." Das hieß die Armee begeistern.

an die Armee,

an Selim III.

An Selim III. selber sandte Napoleon am 7. April aus Finkenstein[5]) ein Glückwunschschreiben: „Sehr hoher, sehr hochherziger, sehr mächtiger und unbesiegbarer Fürst! Großkaiser der Muslimen, Sultan Selim, Du unser lieber und treuer Freund, an dem überquillt jegliche Ehre und Tugend, Gott mehre die Tage Deiner Hoheit, fülle sie an mit Glück und laß ihr Ende sehr glücklich sein! Dein Schreiben vom 9. März habe ich erhalten. Mein Gesandter hat mich von allen Vorgängen unterrichtet. Die von Dir bewiesene Thatkraft hat einen wichtigen Sieg errungen und den schmachvollen Rückzug der englischen Flotte entschieden. Deine Anordnung gegen die englischen Waaren ist eine gerechte und sehr empfindliche Strafe für dieses habsüchtige Krämervolk. Du mußt jetzt eine große Anzahl von Kanonen und Mörsern in die Dardanellen senden und Deine Kanoniere üben, mit glühenden Kugeln zu schießen. Meinem Gesandten, mit dem ich sehr zufrieden bin, sende ich den Großcordon der Ehrenlegion; theile es ihm mit

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 17—18.
[2]) Ibid. XV, p. 18—19.
[3]) Ibid. XV, p. 19—20.
[4]) Ibid. XV, p. 25—26.
[5]) Ibid. XV, p. 52—53.

Hilfsversprechen.

und hänge ihm denselben eigenhändig um, aus Deiner Hand bekommt die Auszeichnung für ihn einen größeren Werth. All Deine Pläne sind Deiner würdig und werden mit Erfolg gekrönt sein. Du und ich wir wollen Frieden, aber einen ehrenvollen Frieden, der jeder Großmacht die Freiheit läßt, zu Hause zu thun, was sie will, und keinem fremden Fürsten gestattet, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Der erste Artikel jedes Friedens, den ich schließen werde, wird immer die volle Unabhängigkeit Deiner Staaten sein. Du kannst auf meine Hilfe rechnen, wie ich immer auf Dein edles Verhalten rechne, dessen Ruhm in ganz Europa ertönt, und welches dem Osmanischen Reich den ihm geziemenden hohen Rang verleiht. Indeß bete ich zu Gott, daß er Deine Tage mehre und sie mit Glück und Ruhm erfülle." —

Macht Sebastiani's.

Doch kehren wir wieder nach Stambul zurück, das wir mit Duckworth verlassen haben. Der Jubel war groß. Gesiegt hatte eigentlich die französische Partei, Sebastiani war jetzt Herrscher, nicht mehr Selim III.; demgemäß anerkannte jetzt auch die Pforte Louis Bonaparte als König von Holland und Joseph als König von Neapel und ließ der Sultan dem Gesandten Ferdinands IV., Ludolph, bedeuten, er betrachte ihn nur noch als Privatmann. Wie der Großvezir in allen wichtigen Angelegenheiten früher für den Rath Italinski's empfänglich war, so richtete er sich jetzt nach dem Willen Sebastiani's. Gegen England wurde eine besondere Kriegserklärung erlassen, alle Engländer wurden als Kriegsgefangene erklärt, die Magazine ihrer Kaufleute mit Beschlag belegt. Gegen eine allenfallsige Wiederkehr ihrer Flotte wurden die Befestigungsarbeiten für die Dardanellen und am Bosporus fortgesetzt, und jede griechische und armenische Familie verpflichtet, einen Arbeiter zu stellen oder Zahlung für einen solchen zu leisten.

Selim III. für die Nisam-Dschedid.

Dieser Erlaß Sebastiani's ärgerte die altgläubige Partei, namentlich als Selim III. selber Sebastiani den ihm von Napoleon mit einer Rente von 30.000 Francs übersendeten Großcordon der Ehrenlegion überreichte und mehreren französischen Officieren den Orden des Halbmonds verlieh; sie fürchtete, daß der Sultan wieder auf seine Pläne mit der Umgestaltung des Heeres zurückkomme. In der That hatte Selim nur gezwungen den alten Plan aufgegeben und fühlte sich jetzt stark genug, zu dessen Ausführung zurückzukehren.

Die Alttürken.

Der alte Tschelebi-Efendi lebte noch, die Reformfreunde, „die Partei des Inneren" genannt, war ungemein thätig, selbst der Janitscharen-Aga wurde von ihr gewonnen; ihre Haupthoffnung war der Gouverneur von Rustschuk Mustafa Bairaktar und Kadi Pascha in Kleinasien. Aber zum Unglück für Selim starb damals der ihm ergebene Mufti und täuschte er sich im Kadiasker von Rumelien, den er an dessen Stelle ernannte, der aber insgeheim ein glühender Feind der Neuerung war, und eifrig am Sturz des Sultans arbeitete. Geradeso verhielt es sich mit dem Kaimakan Mustafa Pascha. Beide standen mit den Ulemas und Janitscharen insgeheim in inniger Verbindung, stachelten ihren

Aufstand der Yamaks.

Haß und leiteten ihre Schritte: sie reizten die Yamak oder Jabielis, Hilfsartilleristen, 2000 Albanesen und Lasen, welche die Reformpartei den Nisam-

Dschedid als Besatzungstruppen der Befestigungen am Bosporus beigegeben hatte, in Hoffnung, sie würden sich der Neuerung gerne anschließen, durch einige Janitscharen auf gegen „diese Renegaten, welche die Kinder des Propheten den Christenhunden gleichstellen wollten". Diese 2000 Mann erhielten bei Empfang des rückständigen Soldes, 26. Mai 1807, die Weisung, die neue Uniform anzulegen: sie erhoben dagegen ein wildes Geschrei und ermordeten den Befehlshaber Mahmud-Efendi, griffen die neuen Truppen an, bemächtigten sich aller Festungswerke, während die neuen Truppen, denen keinerlei Befehl zukam, sich in ihre Kasernen nach Constantinopel zurückzogen. Der Kaimakan leitete Alles, stellte aber die Sache als einen unbedeutenden Streit dem Sultan vor. Zugleich erließ er an die Janitscharen insgeheim die Mahnung, jetzt oder nie sei der Augenblick günstig, mit der verruchten Neuerung fertig zu werden. Nachdem die Hetzer die Yamaks bis zum Eide gebracht hatten, die Sache der Religion und der alten Gesetze bis zum Tode zu vertheidigen, übertrugen sie dem keckſten unter ihnen alle Gewalt über diejenigen, welche durch Feigheit oder Verrath sich am Werk der Wiederherstellung der alten Ordnung versündigen würden. Kabakschi Oglu hieß er, ein entschlossener, reichbegabter Bursche; mit einer stattlichen Gestalt verband er die Verwegenheit und die Kraft der Rede eines Danton, nur war er sonst streng in seinen Sitten und duldete keine Räuberei und Ausschweifung. Ein Werkzeug in der Hand des Kaimakan, der ihm das Verzeichniß der Männer sandte, welche ermordet werden müßten, sollte die Restauration Dauer haben, hielt er die Yamaks, um die Gegner sicher zu machen, drei Tage lang in Ruhe und Ordnung, nahm dann den Seinen einen Eid ab, sich an Niemandens Person und Eigenthum zu vergreifen und nur diejenigen aus dem Weg zu räumen, die als die Schuldigen der Rache verfallen seien. Dann führte er seine 600 Mann starke Truppe nach Constantinopel vor den Palast des Aga der Janitscharen und forderte diese auf, ihm zu helfen das verletzte Gesetz wieder herzustellen und die Frevler, welche so viel Unheil über das ruhmvolle Reich der Osmanen gebracht hätten, zu bestrafen. 800 Janitscharen, auch Matrosen und Seesoldaten, schlossen sich ihm an. Unter dem Jubel des Volkes und stets wachsend bewegte sich der Zug nach dem Atmeidan. Hier redete Kabakschi Oglu die Menge an: „Der Augenblick der Rache ist gekommen, der Himmel ist günstig. Wir wollen jetzt die Frevler vertilgen, welche das unbesiegbare Heer der Janitscharen vernichten wollten. Das Racheschwert der Gläubigen soll ihnen den verdienten Tod geben." Und nun verlas er die Liste der Opfer unter dem Jubel des Pöbels. Sofort begannen Septembermorde in Constantinopel und sechzehn Köpfe der Vertrauten des Sultans wurden nach dem Atmeidan gebracht. Nur Tschelebi-Efendi und Achmed Bey wurden geschont. Um den Sultan zu retten, bat der Bostandschi-Baschi knieend Selim, er möge seinen Kopf den Empörten als Sühnopfer zusenden, und leider müssen wir berichten, daß der überraschte Selim III. das Opfer annahm, und das Haupt des Getreuen über die Mauern des Serail den Janitscharen zuwerfen ließ. Diese Schwäche rettete ihn nicht. Am 31. Mai 1807 beriethen die Janitscharen, ob Selim III. noch Padischah bleiben könne, und beschlossen, Mustafa, den ältesten Sohn des Sultans Abdul Hamid, auf den Thron zu setzen. Kabakschi Oglu erklärte, die Verräther seien bestraft, der Sultan habe zwar das Corps der Nisam-Dschedid aufgehoben und sich für den Freund der Janitscharen erklärt, aber sein Wort verdiene kein Vertrauen, er sei seit zwölf Jahren der wüthendste Feind der Janitscharen gewesen. Im Schrecken gewähre er Alles, aber bei der nächsten günstigen Gelegenheit werde er zu seinen

Die neue Uniform.

Kabakschi Oglu.

Selbstaufopferung eines Getreuen.

Schwäche Selims III.

Anklage Selims III.

verhängnißvollen Plänen zurückkehren. Alle Besorgniß habe ein Ende, wenn er aufhöre Sultan zu sein. Das Heil des Reiches gehe jeder anderen Rücksicht vor." Die Menge jubelte über den Vorschlag, Selim zu entsetzen. Zuerst aber müsse das Orakel des Gesetzes, der Mufti, befragt werden, meinte Kabakschi Oglu. Eine Deputation zog nun zum Mufti und legte ihm die Frage vor. Und nach kurzer Besinnung gab der falsche Mann, der Anfangs überrascht that, die schon vorher insgeheim verabredete Antwort: „Selim III. habe vergessen, daß er das Haupt des wahren Glaubens sei, und, statt sein Vertrauen auf Gott zu setzen, die Ungläubigen den Osmanen gleichstellen wollen; seine Gegenwart auf dem Thron würde die Zwietracht nur erneuern." Der Ausspruch befriedigte die Menge auf dem Atmeidan. Zugleich berief Kabakschi Oglu sich auf den Spruch des Koran, ein Chalife, welcher sieben Jahre den Thron innegehabt, ohne Nachkommenschaft zu erhalten, könne nicht länger regieren. —

Fetwa des Mufti

Im Serail kam man, durch falsche Nachrichten getäuscht, zu keinem Entschluß. Da klopfte der Mufti an das Thor, um dem Sultan das Urtheil anzukünden; es wurde geöffnet und mit scheinbarer Demuth kündigte er, vor dem Sultan knieend, ihm den Beschluß der Janitscharen und des Volkes von Constantinopel an, nur noch Mustafa als rechtmäßigen Beherrscher anzuerkennen. Widerstand würde nur bedauerliches Blutvergießen zur Folge haben; den Fügungen Gottes dürfe sich der schwache Sterbliche nicht widersetzen. Niemand im Thronsaal erhob seine Stimme gegen den Mufti. Ganz verzagt antwortete Selim III., er sei bereit sich dem Willen des Himmels zu fügen, und begab sich in die Prinzengemächer, die er bewohnt hatte, ehe er Sultan wurde; er soll Mustafa, der diese verließ, um den Thron zu besteigen, zuerst seine Glückwünsche dargebracht und ihm dabei erklärt haben, er sei nur bestrebt gewesen, seinem Volk die alte Größe und den alten Ruhm zu verschaffen; da es ihn nicht mehr als seinen Beherrscher anerkenne, könne er Nichts mehr für sein Glück thun und verlasse den Thron ohne Kummer.

seine Falschheit.

Selim III. dankt ab.

Also endigte die Regierung Selims III., der das Gute gewollt, aber nicht Vorsicht und Stahlkraft des Willens genug besessen hatte, um es durchzuführen. Das Volk nahm die Nachricht vom Rücktritt Selims mit Jubel auf. Kabakschi Oglu hielt die Yamaks und Janitscharen von Plünderungen und Angriffen auf Christen und Juden ab. Die Nisam-Dschedid, denen kein Befehl zum Widerstand zugekommen war, zerstreuten sich in ihre Heimath oder traten nach und nach unter die Janitscharen ein. 11. Juli 1807 fand in aller Ruhe die Säbelumgürtung des neuen Sultans statt, der 28 Jahre alt, ein Mann ohne höhere Bedeutung war und nur seinem Vergnügen lebte. Der Mufti und der Kaimakan hatten die Gewalt in Händen und gewannen anfangs das Volk dadurch, daß sie ihm Steuererleichterung versprachen.

Fehler.

Mustafa IV.

Sebastiani's Macht war gebrochen, er stand jetzt in der Luft und bat um seine Abberufung; die französischen Ingenieure zogen in der Stille ab. Napoleon hatte früher an Sebastiani geschrieben, man solle die Flotte in das Schwarze Meer senden, wo die Russen nicht im Stande seien, Widerstand zu

Sebastiani.

leisten; er möge Persien zum Krieg aufreizen und Georgien in Aufstand zu bringen suchen, der Pascha von Erzerum solle mit seiner ganzen Macht gegen diese Provinz aufbrechen. Er hatte seiner Zeit Selim III. sechs Linienschiffe angeboten, welche zu der türkischen Flotte im Schwarzen Meere stoßen sollten, und Marmont, der in Dalmatien stand, gemeldet, er sei nicht abgeneigt, ihn mit 25.000 Mann gegen Widdin zu schicken, so daß er dann den äußersten rechten Flügel der großen Armee bilden würde; 25.000 Franzosen von 60.000 Türken unterstützt, müßten Rußland zwingen, noch mehr Truppen an die Donau zu senden, was für sein Vordringen von der Weichsel aus sehr nützlich gewesen wäre. Michelson hatte in der That nur noch 30.000 Mann, seit Essen mit 30.000 Mann als Nachhut zum Heere Bennigsens hatte abziehen müssen. Napoleon wäre das Vordringen allerdings sehr erleichtert gewesen, wenn die türkische Regierung die Mittel der französischen besessen hätte; sie erwiederte aber immer auf das Andringen Sebastiani's, die günstige Gelegenheit zu benutzen, der Krieg sei ihr zu schnell über den Hals gekommen, sie habe nicht Zeit gehabt sich zu rüsten. Erst am 30. März rückte der Großvezir mit 30.000 Mann aus; in Schumla sollten nach Sebastiani's Plan 300.000 Türken zusammenkommen, ein Theil die Russen im Rücken fassen, Mustafa Bairaktar sie in der Front angreifen; Michelson wäre dann verloren gewesen. Dieser traf auch alle Anstalten zum Rückzug aus der Walachei und Moldau, um sich hinter dem Dnjester aufzustellen. Da kam der Sturz Selims III. dazwischen, die Paschas hielten ein auf ihrem Marsche — und Michelson konnte wieder nach Bukarest zurückkehren.

Marmont.

Michelson.

Rascher ging es bei der Flotte. Said Pascha hatte geschworen, an den Engländern Rache zu nehmen, aber diese waren schon gen Aegypten abgezogen; er traf bei Tenedos mit sechs Linienschiffen, fünf Fregatten, fünf Corvetten und zwölf Kanonenschaluppen nur noch die Russen unter Siniawin. Es kam zu einem harten Zusammenstoß, die Türken verloren an Todten und Verwundeten 4000 Mann, das Schiff des Kapudan Bey und mehrere kleine Fahrzeuge wurden von den Russen genommen, ein Linienschiff und zwei Fregatten in Brand geschossen, die übrigen Schiffe stark beschädigt. Aber auch die Russen litten viel, Siniawin zog sich nach den Jonischen Inseln zurück, da sein Geschwader kaum noch seetüchtig war.



Einen so eigenthümlichen Verlauf nahmen die Dinge in Constantinopel. „Armer Selim!" rief Napoleon einmal über das andere, als ein Courier ihm die Nachricht von den Vorgängen in Stambul brachte.

Ueber Selim III. sagte der Kaiser auf St. Helena den 5. August 1816: „Er hatte eben zwei Bände von der „Ottomanischen Geschichte" gelesen. Es war früher seine Absicht — und er bedauerte sehr, daß er sie nicht ausführen könnte —, die Geschichte aller Staaten Europas von Ludwig XIV. an, nach den Urkunden unseres Archivs der auswärtigen Verhältnisse, wo sich alle die regelmäßigen Berichte unserer Gesandten aufbewahrt befinden, niederschreiben zu lassen. — „Meine Regierung", bemerkte er, „wäre dazu eine vollkommen geeignete Epoche gewesen. Das Uebergewicht Frankreichs, seine Unabhängigkeit, seine Wiedergeburt, setzte die Regierung dieses Staates in die Lage, es ganz unbedenklich thun zu können. Es wäre gewesen, als ob ein altes Geschichtswerk erscheine, Nichts in der Welt hätte größeren Werth gehabt.""



Napoleon kam jetzt auf Selim III. zu sprechen und er erzählte, daß er ihm einst geschrieben habe: „Sultan, geh' aus Deinem Serail heraus, stelle Dich an die Spitze Deines Heeres und laß sie wiederkehren die schönen Tage Deiner

Monarchie!“ — „Selim III.“, sagte der Kaiser, „war der Ludwig XVI. der Türken, uns aber sehr zugethan und dienstwillig. Er antwortete weiter nichts, als daß die ersten Fürsten seiner Dynastie wohl dergleichen hätten unternehmen können, daß aber die jetzigen Sitten von den ehemaligen sehr verschieden, und Handlungen solcher Art nicht mehr an der Tagesordnung, auch ganz fruchtlos wären.“ —

„Niemand kennt wohl“, setzte der Kaiser hinzu, „die Macht eines plötzlichen Aufstandes, welchen ein Sultan von Constantinopel dessen ohnerachtet in seiner Gewalt habe, wenn er im Stande sei, sich an die Spitze seines Volkes zu stellen und auf das Gemüth dieser fanatischen Menge einzuwirken. Hätte er in Aegypten die Mameluken mit den Franzosen vereinigen können, so würde er sich für den Herrn der Welt gehalten haben!“ — „Mit dieser Handvoll auserlesener Mannschaft und jenem,“ fügte er lächelnd hinzu, „an Ort und Stelle geworbenen Gesindel, das ich, wo es nur Noth that, verwenden konnte, hätte ich Alles über den Haufen geworfen. Algier zitterte schon.“ — „Aber, wenn es nun einmal Deinem Sultan einfiele, uns einen Besuch zu machen,“ sagte einst der Dey von Algier zu dem französischen Consul, „was könnte uns dann schützen, da er mit den Mameluken fertig geworden ist?“ — „Die Mameluken“, bemerkte der Kaiser, „wurden nämlich im ganzen Oriente sehr geschätzt und gefürchtet; sie bildeten eine Miliz, die man, bis wir erschienen, für ganz unüberwindlich gehalten hatte.“ —

Die Mameluken.

Belagerung von Danzig.

Belagerung von Danzig.

Die Ruhe, welche nach der Schlacht bei Eylau der Winter nöthig machte, verwendete Napoleon zur Belagerung von Danzig. Diese Festung war der Mühe und der Opfer, die man auf sie verwenden mußte, wohl werth, denn sie beherrscht die untere Weichsel, besitzt einen großen Hafen und ist der Stapelplatz des nordischen Handels. Damals war Danzig die letzte große Festung, die der König von Preußen noch besaß, der Sitz vieler Reichthümer, mit Korn und Wein für ein ganzes Jahr wohl versehen. So lang sich diese Festung hielt, war der linke Flügel des französischen Heeres bedroht und konnte Napoleon nach der Erfahrung, die er bei Eylau gemacht hatte, es nicht wagen, über den Niemen zu setzen. Darum beschloß er, diese Festung um jeden Preis zu Fall zu bringen. Danzig war auch ein gelegener Ort für die Schweden und Engländer, hier zu landen und den Rücken des französischen Heeres zu bedrohen.

Besatzung.

Danzig war schon durch seine Lage sehr fest, konnte schwer durch eine Ueberrumpelung eingenommen werden und von der Ostseite her leicht sich mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath versorgen; es hatte eine Besatzung von 18.000 Mann, nämlich 14.000 Preußen und 4000 Russen, die auch große Tapferkeit und Ausdauer bewahrten. Ihr Befehlshaber war der General Kalkreuth, welcher Umsicht, kühnen Muth und zähe Ausdauer bewiesen hat.[1]) In der Vertheidigung

Kalkreuth.

[1]) Die Wichtigkeit dieser Festung für den Gang des Feldzugs zeigt sich in der ausführlichen Darstellung der Belagerung bei Thiers, l. c. vol. VII, p. 390—433, dann bei Höpfner. Eine eigene Schrift darüber gab Friccius heraus: „Geschichte der Befestigungen und Belagerungen Danzigs.“ Berlin 1854.

einer Festung war er besser am Platz, als bei der selbständigen Führung eines Armeecorps. Ein Ingenieur, Pullet, hatte kurz vor der Belagerung geschickte Anordnungen zur Vertheidigung getroffen. Pullet.

Von seinem Winterquartier aus, zu Finkenstein, leitete eigentlich Napoleon die ganze Belagerung und traf in wichtigen Fällen die Entscheidung, obschon er dreißig bis vierzig Stunden von der Stadt entfernt wohnte. Gern hätte er selber der Belagerung beigewohnt, aber er stand dem preußischen und russischen Heere gegenüber, zu welchem Kaiser Alexander I. aus dem Inneren Rußlands Verstärkungen herführte. Die Leitung der Belagerung übergab er deshalb einem Anderen, dem alten Feldmarschall Lefebvre, der 1755 zu Ruffach im Elsaß geboren, ein Müllerssohn und beim Ausbruch der Revolution Sergeant, ob seiner Tapferkeit aber 1793 schon General war, übrigens von dem zu einer Belagerung nöthigen Geniewesen gar nichts verstand. Napoleon wollte dem alten Kriegskameraden eine Gelegenheit geben, sich Ruhm zu erwerben, damit er ihn zum Herzog ernennen könne. „Es gab in der Armee keinen Unwissenderen, aber auch keinen Tapferern"; im Sturm eine Schanze zu erobern, oder die Stellung der Feinde zu durchbrechen, war Lefebvre's Leidenschaft; er kannte keine Furcht und war sehr diensteifrig und ernst in seinem Amt. Seine Beförderung sollte der Welt zeigen, wie weit es Tapferkeit und Diensteifer unter Napoleons Regierung bringen könnten. Auch bei der Belagerung von Danzig wollte Lefebvre einmal über das andere sogleich stürmen, aber Napoleon dämpfte seinen Eifer und widerlegte seine Klagen. So jammerte er über die Sachsen, sie hätten wenig guten Willen und arbeiteten nicht gern; die Badenser seien weder bei der Arbeit noch im Feuer gut; die Polen hätten wohl Kampfslust, verständen aber nichts vom Krieg. Napoleon antwortete ihm: „Sie ermüden mich mit Ihren Klagen, Sie sind ungerecht gegen die Soldaten; die Polen und Badenser sind noch nicht an den Krieg gewöhnt; glauben Sie, daß wir uns 1793 auch eben so gut schlugen, als jetzt nach fünfzehn Kriegsjahren? Die Brust Ihrer Grenadiere, mit der Sie alles ausrichten wollen, kann keine Mauern umwerfen. Sie müssen Ihre Ingenieure gewähren lassen, bis der entscheidende Augenblick gekommen ist, Sie dürfen nicht nutzlos einige tausend Mann aufopfern. Zeigen Sie die Ruhe und Kälte, die Ihrem Alter zukommt, Ihr Ruhm liegt in der Eroberung von Danzig, nehmen Sie die Festung und Sie werden mit mir zufrieden sein." Lefebvre durfte Nichts thun ohne den Rath zweier ausgezeichneter Officiere, die ihm Napoleon beigab, des Chasseloup und Lariboissière; der erstere war eben so ausgezeichnet im Geniewesen, als der zweite in der Artillerie. Lefebvre hatte anfangs auch nicht Truppen genug zu einer regelmäßigen Belagerung, er verfügte nur über 6000 Polen, die kaum eingeübt waren, über 2500 Mann der nordischen Legion, die aus russischen und deutschen Ausreißern bestand, über 2200 Badenser, die ihr Erbprinz befehligte, über 5000 Sachsen, die sich sehr tapfer schlugen, und über 3000 Franzosen, die durch vieljährige Uebung im Kampf wahre Mustertruppen waren. Also aus 18.000 Mann bestand anfangs das Belagerungsheer, das die Festung nicht einmal recht umschließen konnte, da in derselben 18.000 Vertheidiger waren. Nach und nach kam aber Verstärkung, dann erst konnte eine regelrechte Belagerung stattfinden.

Napoleon. Lefebvre. Chasseloup. Lariboissière. Die Belagerer.

Angriff und Vertheidigung waren findig und muthvoll. Im Bulletin vom 29. Mai 1807 aus Finkenstein [1]) schildert Napoleon die Schwierigkeiten, welche seine Tapferen so ruhmvoll überwanden, die Natur des Platzes, seine große Aus- Der Festungskrieg.

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 359—61.

dehnung, die Stärke der Besatzung, die langsame Ankunft des schweren Geschützes, denn im Anfange hatte Lefebvre nur Feldkanonen, die kleine Anzahl guter Schanzgräber, die Natur des Bodens, die zur Vertheidigung so vortrefflich geeigneten Pallisaden, endlich ein abscheuliches Wetter, das bald Sturm, bald Regengüsse, bald Frost brachte; all diese Gründe trugen dazu bei, die Belagerung zu verlängern, welche für die Belagerten, wie für die Belagernden gleich ehrenvoll war und ewig denkwürdig sei. Die französischen Sappeure hätten sich mit Ruhm bedeckt, und der General Kalkreuth habe sich als alter Schüler Friedrichs II., seines Lehrers, würdig gezeigt.

Lob Kalkreuths.

Die vielen einzelnen Kämpfe, die Ausfälle, die Erstürmungen hier alle aufzuführen, mangelt der Raum; ohne eine Karte von der Lage Danzigs sind die Gefechte um Weichselmünde, die Gefechte auf der Nehrung, auf der Insel Holm, die Angriffe auf den Hagelsberg und Bischofsberg, von denen aus die Stadt mehrmals in Brand geschossen wurde, welche Brände aber der Eifer der Bewohner zu löschen verstand, schwer zu verstehen; daß aber Bennigsen mit seiner großen Armee drei Monate lang ruhig mit ansah, daß eine Festung wie Danzig, deren Besitz auf den ganzen Operationsplan Einfluß hatte, belagert und genommen wurde, und erst dann, als er die Uebergabe erfahren, wieder offensiv zu handeln anfing, ist von einem Kriegskundigen mit Recht ein wahres Pasquill auf die Kriegskunst genannt worden. Anderthalb Monate standen die Franzosen vor dem Platz und die Laufgräben waren seit zwanzig Tagen eröffnet, als das schwere Geschütz eintraf; aber auch die Preußen schossen muthig und sicher. Nur Napoleons Einschreiten vermochte den kampflustigen Marschall, den Belagerungsarbeiten nach allen Regeln der Kunst ihren Lauf zu lassen.

Fehler Bennigsens.

Aber Alles schien wieder in Frage gestellt, als die Nachricht eintraf, daß eine russische Armee Danzig zu Hilfe eile. Die Engländer hatten eine Landung von 25.000 Mann angekündigt, dachten aber nicht daran, ihren Verbündeten wahrhaft zu Hilfe zu kommen; die einzige Hilfe die sie leisteten, bestand in drei Corvetten mit Munition. Es kam aber nur eine bei Weichselmünde voran, und diese fuhr auf einer Sandbank auf und wurde von den Franzosen genommen. Die beste Hilfe für Danzig wäre ein günstiger Angriff auf die Stellung Napoleons gewesen, aber es fehlte den Russen an Brot und Fleisch und den Pferden an Futter. Zuletzt beschlossen die beiden Herrscher in Bartenstein, 10.000 Mann theils auf der Nehrung, theils zur See nach der Feste Weichselmünde abgehen zu lassen; sie sollten die Belagerungslinie durchbrechen, das französische Lager erstürmen, in die Insel Holm eindringen, die Verbindung mit Danzig herstellen, in den Platz eindringen und, wenn alles dies ausgeführt sei, einen allgemeinen Ausfall machen und die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung zwingen. Dazu war aber mehr Mannschaft als 10.000 Soldaten nöthig, denn indessen war zahlreiche Verstärkung auf Napoleons Befehl eingetroffen. Manöver am Bug und am Pregel sollten die Aufmerksamkeit Napoleons auf eine falsche Seite ablenken, der aber sogleich durchschaute, daß dies alles nur Scheinbewegungen seien. Die Russen und Preußen, die von der Nehrung aus gegen das französische Lager vorrückten, schlugen sich zwar sehr tapfer, konnten aber nicht durchdringen, vergossen also nutzlos ihr Blut und mußten sich zuletzt mit ungeheuren Verlusten zurückziehen.

England thut Nichts.

Entsatzversuch.

Angriffe.

Schon hatte Lefebvre Alles zum ersehnten Sturm bereit, als Kalkreuth Unterhandlung anbot, denn es war nur noch Pulver auf einige Tage vorhanden und die Lebensmittel gingen auf die Neige. Kalkreuth bot Uebergabe an, auf

Unterhandlungen.

dieselben Bedingungen hin, welche er einst den Franzosen bei der Uebergabe von Mainz bewilligt hatte, das heißt das Recht nicht kriegsgefangen zu werden, sondern mit den Waffen auszurücken, jedoch unter der Verpflichtung, vor einem Jahr nicht wieder zu dienen. Lefebvre sagte zu, jedoch nur unter der Bedingung, daß Napoleon den Vertrag gutheiße. Dieser genehmigte die Capitulation, befahl aber, dem Grafen Kalkreuth zu sagen, daß er ihm nur aus Rücksicht auf sein Alter, seine glorreichen Dienste und sein menschliches Benehmen gegen die Franzosen, so günstige Bedingungen bewillige. Am 26. Mai 1807 zog Lefebvre in die Festung ein. Kalkreuth führte nur wenige Soldaten aus derselben heraus, von 18.320 nur 7120 Mann; 2700 waren gefallen, 3400 verwundet, 800 gefangen, 4300 Mann desertirt. Letztere waren meist Russen, die fürchteten, man werde sie nach Sibirien schicken. — Marschall Lefebvre wurde zum Herzog von Danzig ernannt und Mollien, der französische Finanzminister, angewiesen, ihm ein Schloß anzukaufen, das 100.000 Livres Einkommen habe. In ähnlicher Weise sollte Mollien zwanzig andere Schlösser ankaufen, welche alten Familien gehört hätten, und so viel als möglich im Westen lägen: Napoleon wollte verdiente Soldaten damit beglücken und in Frankreich eine neue Aristokratie bilden, wie er in Europa neue Dynastien schuf. So wurde der ehemalige Müllerbursche ein Herzog und Madame Lefebvre Herzogin. In Paris spotteten viele über die Verstöße der neuen Herzogin gegen den feinen Ton;[1]) ihr Herz aber hatte wahren Adel.

Danzigs Uebergabe.

Neue Aristokratie.

[1]) Las Cases erzählt (l. c. Bd. V, S. 52), „daß er auch, wie Andere, über die Herzogin gespottet habe, bis er durch Thatsachen die Hoheit ihrer Gesinnung und die Güte ihres Herzens kennen lernte. „Madame Lefebvre sprach recht gern und mit frohen Erinnerungen von der Zeit, wo sie nur die Frau eines Soldaten von der Garde war und in diesen ihrem Stande angemessenen Verhältnissen lebte, sowie von den Handarbeiten, die sie in ihrer Epoche verrichtete. Sie und ihr Mann waren damals in dem Falle, ihrem Capitän, dem Marquis de Valady, mancherlei häusliche Dienste zu leisten. Er war Pathe ihres Kindes und zeichnete sich, sowohl bei dem Abfall der Garden, als auch sonst durch seinen Fanatismus für republikanische Freiheit aus, der jedoch in ihm keineswegs jedes edle Gefühl erstickte. Sein Widerstand bei der Hinrichtung Ludwigs XVI., welche er als Conventsmitglied laut und öffentlich einen wahren Mord nannte, kostete ihm das Leben. „Ludwig", so sagte er damals mit der größten Treuherzigkeit, „ist dadurch schon unglücklich genug, ein König gewesen zu sein, man braucht also nicht darauf zu sinnen, noch eine größere Strafe für ihn zu verhängen." — Die Wittwe dieses Deputirten erhielt bei der Heimkehr von ihrer Emigration von dem Hause Lefebvre, das sich seitdem zu einer hohen Stufe des Glanzes und der Achtung erhoben hatte, sogleich die rührendsten Beweise herzlicher Fürsorge. Eines Tages kam Madame Lefebvre zu ihr und redete sie auf ihre gewöhnliche Art an: „Aber, wissen Sie wohl, daß Sie gar nicht gut sind, und daß Ihr vornehmen Leute gar kein Herz zu einander habt? Wir andern, die wir weiter nichts, als bloß Soldaten sind, wir handeln da ganz anders. Da hören wir jetzt, daß Herr ..., einer von unsern ehemaligen Officieren, ein Kamerad von Ihrem Mann, von einer Emigration zurückgekommen ist und fast Hungers sterben muß — das wäre doch eine wahre Schande! — Wenn wir aber Etwas thun wollten, ihm zu helfen, so würde ihn das vielleicht beleidigen. Sie — ja das ist doch etwas anders! von Ihnen müßte es ihm nur Freude machen. Bringen Sie ihm daher das hier — als wenns von Ihnen käme." Und dabei warf sie eine Rolle von hundert Louisd'ors oder wohl gar tausend Thalern hin. Seit der Zeit hatte ich keine Lust mehr, mich über Madame Lefebvre aufzuhalten." — Wie kräftig schildert dieser Bericht des Las Cases die Folgen der Revolution in der Mischung der verschiedenen Klassen der Gesellschaft!

Napoleon in Danzig.

Aber nicht bloß Lefebvre wurde beschenkt, sondern alle Officiere und alle Soldaten, welche an der Belagerung theilgenommen. Napoleon kam selber nach Danzig; während der drei Tage, wo er sich daselbst aufhielt, ordnete er eine Verbesserung der Festungswerke an, denn Danzig sollte ein Hauptbollwerk seiner Macht an der Ostsee bleiben. Die Vorräthe, die er fand, waren ungeheuer: 300.000 Centner Getreide, von denen er 18.000 Centner sogleich nach Elbing schaffen ließ und in andere erschöpfte Magazine, dann mehrere Millionen Flaschen des besten Weins, von denen er eine Million seinen Soldaten an der Passarge sandte. Rapp ernannte er zum Befehlshaber von Danzig, zumal er seiner Uneigennützigkeit und Sorgfalt die vorhandenen Vorräthe am besten anvertrauen zu können glaubte. —

Rapp.

Colberg.

Nach Danzigs Fall hielten sich nur noch die Festungen Colberg und Graudenz, erstere hätte wichtig werden können, wenn die Engländer eine Landung hier versuchten. Commandant war hier Loucadou, ein Oberst aus der alten Schule, gewissenhaft, aber pedantisch. Schwerlich hätte er Colberg gerettet, wäre ihm hier nicht ein wackerer Bürger und ein junger, heldenmüthiger Dragoner-Officier beigestanden und oft widerstanden. Jener hieß Joachim Nettelbeck, dieser Ferdinand von Schill. Nettelbeck war ein Siebziger, der aber unter dem Schnee des Alters das Feuer der Jugend bewahrte; schon bei der Belagerung Colbergs durch die Russen hatte er sich durch Muth hervorgethan, dann als Seemann nach Ostindien den Winden und Wogen getrotzt; er stand in hohem Ansehen bei der Bürgerschaft, der er zuredete, Alles aufzubieten, daß die Festung dem König erhalten bleibe. Als er Loucadou meldete, daß die Bürgerschaft sich militärisch gerüstet habe und zu jedem Dienst bereit stehe, entgegnete Loucadou: „Die Bürgerschaft und immer wieder die Bürgerschaft. Ich will und brauche die Bürgerschaft nicht!" Deßungeachtet war diese thätig zu schanzen, Pfähle einzurammen, die Stadt zu verproviantiren. „Wir Bürger sind alle entschlossen," sagte Nettelbeck, „die Festung nicht übergeben zu lassen." Als Loucadou mit den Officieren verhandelte, wie lange Colberg wohl zu halten sei, sagte er: „Hören meine Ohren, daß irgend ein Bürger oder Soldat von Uebergabe redet, so renne ich ihm auf der Stelle meinen Degen durch den Leib!" Am 29. April kam, vom König gesendet, Gneisenau und mit Loucadou's schwachmüthigem Treiben hatte es sein Ende. — Nettelbeck, Gneisenau und der tapfere Schill — dieses Triumvirat hat Colberg gerettet. Als nach schrecklichen Kämpfen der letzte Sturm bevorstand, erschien die Nachricht vom Frieden. Colberg war gerettet. — Auch Graudenz hielt aus. Als Savary dem Commandanten L'Homme de Courbière meldete, es gebe keinen König von Preußen mehr, entgegnete dieser: „Gut, so bin ich König von Graudenz!" Der Friede machte die Stadt frei. —

Nettelbeck. Schill. Gneisenau. Graudenz.

Friedland. Tilsit.

Vorbereitung zum Kampf.

Der Krieg nahm also einen größeren Maßstab an und Napoleon mußte auf Ersatz der Verluste in seinem Heere rechnen, und sah sich genöthigt sich deßhalb an den Senat zu wenden, auf daß die dienstpflichtige Jugend, welche erst im September ausgehoben werden sollte, schon im Januar 1807 unter die Waffen treten müsse. Bisher hatte er sich dem Senate über den Krieg, den er zu führen gedenke nicht erklärt, jetzt aber verlangte es die Verfassung. Darum erging schon am 21. November 1806 aus Berlin folgende Botschaft an den Senat.[1]

Napoleon an den Senat.

Der Kaiser sehe sich gedrängt, die Nation aufzuklären über die Politik, die er verfolge. Die äußerste Mäßigung in den drei bisherigen Kriegen habe immer nur einen neuen Krieg wieder hervorgerufen. Neun Monate nach dem glänzenden Sieg bei Austerlitz habe Frankreich schon wieder eine neue Coalition zu bekämpfen. England sei Hauptschuld und müsse daher zum Frieden gezwungen werden. Darum habe er beschlossen, weder Berlin noch Warschau zu räumen, noch irgend eine der Provinzen, welche durch Gewalt seiner Waffen ihm unterworfen seien, bis ein allgemeiner Friede geschlossen wäre; bis Spanien, Holland und Frankreich von England ihre Kolonien zurückgegeben wären, und das türkische Reich neu befestiget dastehe. Darum habe er die britischen Inseln in Blokadezustand erklärt und Maßregeln angeordnet, die seinem Herzen zwar wehe thun und das Glück der Einzelnen vom Streit der Könige abhängig machen, die aber für das Wohl seiner Völker und seiner Verbündeten nöthig seien. Dabei leite ihn weder Leidenschaft noch Haß; nach so vielen Triumphen biete er England dieselben Bedingungen wie früher, sei auch bereit, heute noch mit Preußen und Rußland Frieden zu schließen, wenn England die Kolonien zurückgebe und auf die Herrschaft zur See verzichte. — Lange könne es nicht mehr gehen, aber auch eine kurze Verzögerung thue dem Herzen wehe. Ein Friede mit diesem oder jenem Staat helfe nicht, das sehen die klugen Franzosen jetzt ein; nur ein allgemeiner Friede kann Ruhe und Glück bringen. Die Botschaft schließt mit den Worten: „Wir stehen an einem wichtigen Wendepunkte des Schicksals der Nation und das französische Volk wird sich seiner Bestimmung würdig zeigen. Darum haben wir die Aushebung von 1807, welche erst im September erfolgen sollte, auf die ersten Tage des Januar fest-

Blokade Englands.

[1]) Correspondance, vol. XIII, besonders p. 9—81. Message au Senat.

gesetzt. In welchem schöneren Augenblicke könnten wir die jungen Franzosen zu den Waffen rufen? Sie werden nun ihre Regimenter treffen, die Hauptstädte unserer Feinde und die durch große Siege ihrer Vorläufer verherrlichten Schlachtfelder durchwandern müssen." — Der Senat wagte kein Wort des Widerspruches, pries im Gegentheil die Mäßigung und Weisheit des Kaisers.

Hohn gegen die Russen.

Seine Gegner pflegte Napoleon zu verhöhnen, ehe er sie angriff, so jetzt die Russen. Der Senat in Petersburg hatte erklärt, nicht die Russen, sondern ihre Verbündeten seien in der Schlacht bei Austerlitz geschlagen worden. Das gab Napoleon Anlaß, wie er es gerne that, seine Feinde zu verhöhnen, ehe er sie schlug.

Im 24. Bulletin vom 31. November schreibt er aus Berlin:[1]) „Man hört noch Nichts von den Russen; wir wünschen sehr, daß hunderttausend von ihnen kommen; aber das Gerücht von ihrem Anmarsch ist leeres Gerede, sie wagen es nicht, uns unter die Augen zu treten, der Tag von Austerlitz schwebt ihnen noch vor. Vernünftige Leute sind empört darüber, daß Kaiser Alexander I. und sein Senat immer sagen: ihre Verbündeten seien geschlagen worden, aber nicht die Russen. Ganz Europa weiß es, daß nicht eine Familie in Rußland ist, die nicht Trauer tragen muß. Es sind nicht Verbündete, um die sie trauern; 150 russische Kanonen stehen jetzt in Straßburg, das sind nicht Kanonen von Verbündeten! — 50 russische Fahnen hängen im Dom zu Paris, es sind nicht Fahnen von Verbündeten. Die russischen Verwundeten, die in unseren Spitälern starben oder in unseren Städten als Gefangene herumlaufen, sind nicht Soldaten von Verbündeten; Kaiser Alexander, der bei Austerlitz ein so großes Heer commandirte und mit so viel Gepränge auftrat, hat nicht ein Heer von Verbündeten befehliget. Der Fürst, der um Waffenstillstand bat und versprach, in von uns bestimmten Märschen Deutschland zu räumen, war kein verbündeter Fürst! — Man kann nur die Achseln über solch kindisches Geschwätz zucken, es ist die Folge von der Schwäche der Fürsten und von der Käuflichkeit der Minister. Alexander hätte am besten gethan, den Frieden, welchen sein Bevollmächtigter schloß, anzunehmen und Europa die Ruhe zu geben. Je länger der Krieg dauert, desto mehr schwindet oer Wahn von Rußlands Größe und zuletzt wird es ganz zu Grunde gerichtet."

Schon im 29. Bulletin vom 9. November aus Berlin hatte er die Ausflucht des russischen Senats gegeißelt und prophezeit, an der Weichsel würden die Russen ein zweites Austerlitz finden, aber nicht sagen können, ihre Verbündeten seien geschlagen worden, denn ihr Verbündeter habe kein Heer mehr. Uebrigens müsse dieser Krieg der letzte sein, und seine Anstifter streng bestraft werden. Jeder, der in Zukunft seine Waffen gegen das französische Volk erheben wolle, solle wissen, wenn er sich in ein solches Wagniß einlassen wolle, welche Folgen er zu gewärtigen habe.[2]) —

Durch die Einnahme von Danzig war der linke Flügel des französischen Heeres gesichert und standen die 30.000 Mann, welche diese Festung belagert hatten, Napoleon jetzt zur Verfügung; sein Rücken war gedeckt und 200.000 Mann

[1]) Correspondance, vol. XIII, p. 552.
[2]) Ibid. XIII, p. 629.

konnte der Sieger jetzt in einer Schlacht den Feinden entgegenwerfen. Am 10. Juni 1807 wollte er gegen die Feinde aufbrechen und hoffte durch einen entscheidenden Sieg diesem Kampfe, der ihn so lang vom Mittelpunkt seines Reiches fernhielt, ein Ende zu machen.

Die Russen kamen ihm zuvor, sie griffen schon am 4. Juni den Brückenkopf bei Spanden an und am folgenden Tag wurde der Angriff an mehreren Punkten erneuert. Doch die Russen wurden, trotzdem sie mit Löwenmuth stritten, an allen Orten zurückgeworfen, denn die Franzosen waren durch starke Verschanzungen gedeckt und auf ihrer Hut, nur bei Altkirchen, Guttstadt nnd Wolfsdorf drängten Großfürst Constantin und Bennigsen die Mannschaft Ney's bis Ankendorf zurück und trieben ihn gegen Deppen. Napoleon eilte dem bedrängten Marschall zu Hilfe, der bald wieder seine frühere Stellung bei Altkirchen einnehmen konnte. Die Russen mußten sich zurückziehen, am 9. Juni erlitt ihr Nachtrab bei Glattau harte Verluste. Nun ging die ganze französische Armee stürmisch voran.

Angriff auf Ney.

Die Briefe Napoleons aus dieser Zeit zeigen seine Freude am Kampf nnd seine Hoffnung auf guten Ausgang.[1]) Ney wünschte er Glück zur Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die er in diesen schweren Tagen bewiesen habe.[2]) Nun ging es unaufhaltsam voran. Napoleons Plan war, die Russen von den Preußen zu trennen, die letztern nach Königsberg zu treiben, wo sie sich würden ergeben müssen, die ersteren über den Niemen zu werfen.

Vormarsch.

Das französische Heer hatte also neue schwere Kämpfe zu bestehen. Um seine Anforderungen an dasselbe zu entschuldigen, zählte Napoleon in einem Aufruf an die Armee die Versuche auf, welche den Winter hindurch gemacht worden seien, um einen allgemeinen Frieden herzustellen auf einem Congreß, zu welchem alle kriegführenden Mächte Zutritt hätten.[2]) Nur die Türken wollte man nicht zulassen, er habe ihr Recht zum Beitritt verfochten und der Congreß habe in Kopenhagen stattfinden sollen; die Gegner hätten dann wissen wollen, auf welchen Grundlagen die Unterhandlung stattfinden solle, hätten aber selber keine angegeben. Er habe nun erklärt, Gleichheit müsse zwischen beiden kriegführenden Mächten walten, auch in der Entschädigung. Damit habe er klar und deutlich seine Neigung zum Frieden kundgegeben. Die Feinde aber wollten keinen Frieden auf dieser Grundlage, und im Augenblick, wo er erklärte, daß dem Congreß kein Hinderniß mehr im Weg stehe, habe das russische Heer die französische Armee angegriffen. „Frankreich ist also unschuldig, daß wieder Blut fließt. Es gibt keine friedliche Eröffnung, die der Kaiser nicht angehört, es gibt keinen Vorschlag, den er nicht sogleich beantwortet, es gibt keine Schlinge gegen den Frieden, die er nicht entfernt hat. Unbesonnen hat man die russische Armee wieder in den Kampf getrieben, ihr neue Niederlagen zugezogen und Frankreich neue Lorbeeren verschafft. Nichts beweist besser, daß die Leidenschaften und Vortheile, welche Rußlands und Preußens Interesse ferne liegen, die Cabinete dieser beiden Staaten leiten und ihre Heere in den Tod führen; sie hätten den Kampf beginnen sollen, als Danzig noch wider-

An das Heer.

---

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 5, 397.
[2]) Ibid. XV, p. 404—406.

stand; für die Erhaltung dieser Festung ließ sich jeder Kampf entschuldigen. Was wird die Folge dieses Schrittes sein? Wo ist eine Wahrscheinlichkeit des Gelingens? Was liegt aber diesen Menschen, die zum Kriege blasen, an dem Unglück der russischen und preußischen Heere? Würde Napoleon nur nach Schlachtenruhm streben, so hätte er gleich nach der Einnahme Danzigs den Feldzug begonnen; aber er beschäftigte sich nur mit der Hoffnung auf Frieden, obschon kein Waffenstillstand geschlossen war." —

Friedrich Wilhelm III. Wer trieb denn zum Wiederbeginn des Kampfes? Nicht der König von Preußen, der Fall seiner besten Festung konnte ihn nur zum Frieden stimmen; er theilte die Ansicht nicht, welche Bennigsen seinem Kaiser beibrachte, die Russen hätten bei Eylau gesiegt. Aber Alexander I., der 30.000 Mann Verstärkung herbeigebracht hatte, versicherte ihn, man brauche nur noch eine Schlacht zu gewinnen und er werde all seine Staaten wieder erlangen, Oesterreich werde ihrem Bunde beitreten, und dann Deutschland frei werden. Oesterreich hatte sich zur Vermittlung erboten. Alexander aber wollte vorher wissen, auf welcher Basis Napoleon unterhandle, und Vincent hatte Napoleon gebeten, die Zweifel aufzuklären, welche die verbündeten Mächte hätten. Napoleon hatte geantwortet, man müsse seinen Verbündeten Spanien, Holland und der Pforte jene Entschädigung geben, welche den von ihnen geforderten Opfern gleich kämen. Die Russen aber hatten unerwartet den Krieg wieder begonnen.

Stein. Stein erhielt durch Niebuhr vom Kaiser Alexander, 29. März, den Antrag, in russischen Dienst zu treten, wenn er in keinem Dienstverhältniß mehr zum König von Preußen stehe und Alexander sich nicht den Vorwurf zu machen habe, seinen Verbündeten der Dienste eines so kenntnißreichen Mannes zu berauben. Stein möge nur nach Rußland kommen, wohin sein Ruhm schon lange gedrungen sei; eine seiner würdige Anstellung erwarte ihn — es war der Posten des Handelsministers Romanzow. Stein wollte aber zuerst seinen Wirkungskreis genau kennen und ob er darin, ohne Dazwischenkunft eines Dritten, Stellung zum Kaiser hätte; auch wünschte er, daß Niebuhr ihn begleite. Der rasche Gang der Ereignisse verhinderte den Abschluß dieser Verhandlung.[1]) —

Hardenberg. Dagegen kam bei Friedrich Wilhelm III. Hardenberg wieder in Thätigkeit. Seit 1806 vom König vernachlässigt, auch in Osterode nie zu den Berathungen zugezogen, bat er den König um seine völlige Entlassung, erhielt sie jedoch nicht, sondern 12. Januar 1807 nur eine Entschuldigung und die Versicherung, daß der König seine Dienste achte, sie aber der Zeitverhältnisse wegen nicht habe benutzen können. Zastrow hatte das Ministerium des Aeußern, flößte aber den fremden Höfen kein Vertrauen ein; er erreichte 28. Januar 1807 den Frieden mit England, aber keine Hilfsgelder. Lord Hutchinson sagte offen, die preußischen Minister betrögen ihn. In Wien konnte man auch kein Vertrauen zu ihm fassen, und war gegen Rußland wegen des Einmarsches in Bukarest mißtrauisch. Als General Bertrand, 16. Februar 1807, mit dem Vorschlag eines Separatfriedens von Napoleon kam,[2]) übergab der König Hardenberg die Beurtheilung des Schriftstückes: dieser erklärte, ein abgesonderter Friede, unter treulosem Aufgeben der bisherigen Bundesgenossen, könne nur zu Unglück und Schande führen. Das war dem König aus dem Herzen gesprochen, und er fragte ihn von da an wieder um Rath. Doch hatte Hardenberg kein

Zastrow.

---

[1]) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. Bd. I, S. 438—39.
[2]) Vgl. oben S. 96—97.

bestimmtes Departement, alle Geschäfte wurden noch durch Beyme und Kleist vorgetragen. Hardenberg erklärte, er erscheine in den Rathsversammlungen nur aus Gehorsam und werde nicht länger im Dienste bleiben, wenn er, ohne seiner Stellung nach das Gute ausführen zu können, doch in den Augen des Landes eine große Verantwortlichkeit übernähme. Als Alexander I., 2. April 1807, in Memel erschien, zeichnete er Hardenberg durch Beweise seines Vertrauens aus, und empfahl ihn dem König, dem er feierlich versprach, ihn nie zu verlassen. Kaiser und König reisten darauf zum Heer, Zastrow, Beyme und Köckeritz blieben in Memel, nur Hardenberg wurde ins Lager mitgenommen und hatte nun nicht bloß das Ministerium des Aeußeren, sondern auch des Inneren, der Finanzen und des Krieges zu besorgen; er gedachte aber nur das des Aeußeren zu behalten, Finanzen und Inneres aber Stein übertragen zu können.[1]

Hardenberg Minister.

Am 26. April 1807 schloß nun Hardenberg, im Namen des Königs von Preußen, mit Budberg, im Namen des Kaisers von Rußland, einen Vertrag ab zu Bartenstein, wodurch Preußen und Rußland sich zu kräftiger Fortsetzung des Krieges, zu völliger Gemeinschaft im Handeln und Unterhandeln verbanden.[2] Das Ziel des Krieges sei ein allgemeiner, fester Friede, auf Festigkeit des Besitzstandes aller Mächte und gegenseitige Verbürgung derselben gegründet; die französische Regierung müsse durch alle Mittel in gerechte Grenzen zurückgebracht, die anderen Mächte zur Erhaltung ihrer eigenen Unabhängigkeit in den Stand gesetzt und diejenigen, welche Schaden gelitten, entschädigt werden. Das Ziel war also im Wesentlichen eine Rückkehr zu den Grundsätzen der Coalition von 1805. Rußland verpflichtete sich, Preußen zum Besitz der seit 1805 verlorenen Landschaften oder einer Entschädigung dafür, und zu einer besseren Abrundung seiner Kriegsgrenze zu verhelfen, welche Preußen bedürfe, um sich und seine Nachbarn, um Deutschland vertheidigen zu können. Deutschland müsse unabhängig sein, Frankreich dürfe nicht Herr der Rheinlinie bleiben oder seine Heere auf deutschem Boden halten. Die alte Reichsverfassung wiederherzustellen, sei wegen ihrer Schwäche nicht zweckmäßig, sie habe ja dem geringsten Stoß nicht widerstehen können; darum solle ein Staatenbund in Deutschland geschaffen und durch eine dem Rheine gleichlaufende Vertheidigungslinie geschützt werden. Die vorwiegenden Mitglieder dieses Bundes, Oesterreich und Preußen, sollen die Leitung übernehmen und sich über die Grenzen ihres Einflusses gegen einander verständigen. Jeder Gegenstand der Eifersucht zwischen beiden solle beseitigt, die innigste Eintracht zwischen beiden hergestellt und auf Grundlage der beiderseitigen Interessen die Grundsätze festgestellt werden, nach denen beide Mächte, jede innerhalb bestimmter Grenzen, die Leitung des deutschen Bundes zur gemeinsamen Vertheidigung führen würden. Oesterreich solle zum Beitritt eingeladen werden,

Vertrag zu Bartenstein.

Deutscher Bund.

Oesterreich und Preußen.

---

[1] Pertz, l. c. Bd. I, S. 443—44.
[2] Schoell, Histoire des traités. IX, p. 180ff. — Pertz, l. c. Bd. I, S. 444 bis 445. — Häusser, Deutsche Geschichte. Bd. II, S. 120—24.

seine Macht und Sicherheit sei eine Grundbedingung der Unabhängigkeit Deutschlands und Europas. Wenn es dem Bunde beitritt, werden Preußen und Rußland sich mit allen Mitteln zur Herstellung und Befestigung seiner Macht durch Rückgabe Tyrols und der Mincio-Linie verwenden. Zu demselben Zweck solle England eingeladen werden, Hilfe an Geld, Waffen, Kriegsvorräthen zu gewähren, und nützliche Unternehmungen im Rücken der Franzosen auszuführen, dafür sollen die deutschen Besitzungen seines Königs erweitert und verstärkt werden und Hannover, außer dem Eintritt in den deutschen Bund, in ein dauerndes Defensivbündniß mit Preußen treten. Auch Schweden solle zum Beitritt und zum Eintritt in den deutschen Bund, und zu einem Vertheidigungs-Bündniß mit Preußen für seine deutschen Lande eingeladen werden. Ueber Dänemark sollen die fünf Mächte nachträglich unterhandeln. Der Prinz von Oranien solle in Deutschland entschädigt werden, falls nicht große Erfolge seine Herstellung als Statthalter in den Niederlanden gestatten. Ueber Italien wird man sich mit Oesterreich und England verständigen, vorläufig aber den Grundsatz annehmen, daß die Könige von Neapel und Sardinien nach Umständen entschädigt und die Krone Italiens von der französischen getrennt werden solle. Die Integrität und Unabhängigkeit der Pforte wird gewährleistet. Für die gegenwärtige Kriegführung wird festgesetzt, daß keine der Mächte Eroberungen für sich auf eigene Rechnung machen und nie für besondere Zwecke, und einzig dahin gestrebt werden solle, den Feind zu einem allgemeinen und festen Frieden zu zwingen; etwaige Eroberungen sollen erst beim Frieden und nach den oben aufgestellten Grundsätzen zur Vertheilung kommen. Sollten England und Oesterreich dem Bunde nicht beitreten, so werden Preußen, Rußland und Schweden nur auf ihre eigene Sicherheit Bedacht nehmen können. Für die jetzigen sowohl, als die zukünftigen Theilnehmer des Bundes besteht die gegenseitige Verbindlichkeit, die Waffen nur gemeinschaftlich niederzulegen und sich über das allgemeine Beste, über Kriegführung und Friedensverhandlung in Kenntniß zu erhalten und zu verständigen. In diesem Sinne wurde ein Correspondenzbureau aus erfahrenen und unterrichteten Officieren jeder beitretenden Macht beschlossen, die unablässig ein vollkommenes Einverständniß und die nothwendige Einheit in den Unternehmungen erhalten und die Richtung angeben sollten, wohin die Feldherren ihre Heere wirken lassen müßten. —

England. Hannover. Schweden. Oranien. Italien. Türkei. Gemeinsames Handeln. Bureau dafür.

So der berühmte Vertrag von Bartenstein — eine theilweise Rückkehr zu den Grundsätzen von 1805, eine Grundlage für die Ordnung der Staaten, wie sie im Jahre 1815 sich gestaltete. England und Schweden traten bei. England schloß mit Preußen und Schweden Subsidienverträge. Schweden hatte schon 20. April mit Preußen ein Bündniß dahin abgeschlossen, daß Preußen 5000 Mann auf Rügen landen lasse und bis auf 12.000 Mann vermehre; in Verbindung mit Schweden sollten diese Truppen das schwedische Pommern befreien und die Festungen entsetzen. Schweden versprach den Waffen-

Schweden.

stillstand, den es mit Frankreich geschlossen, zu künden und mit allen Kräften für die Rettung Danzigs zu wirken.

Dieser Vertrag gereicht Hardenberg zur Ehre, er hat ohne Zweifel für Preußen das Vortheilhafteste erstrebt. Dafür suchten seine befangenen Amtsgenossen ihn beim König zu untergraben. Es gelang ihnen jedoch nicht mehr, sie wurden ihrer Stellen enthoben: Voß, Schrötter, Köckeritz, auch Zastrow, nachdem er ein Commando als Generallieutenant ausgeschlagen. Hardenberg hatte drei Monate lang in allen Civilangelegenheiten den alleinigen Vortrag, er arbeitete mit Altenstein, Schön, Niebuhr und Stägemann. Blücher war im März 1807 gegen den von Schill gefangenen Marschall Victor ausgeliefert worden, er arbeitete mit Hardenberg für Stein, und schrieb damals an den letzteren: „Ich finde unseren gemeinschaftlichen Freundt an der spitze der geschaffte, (nämlich Hardenberg) und das macht mich muht und gewehrt eine frohe auß sicht. Der kaiser Alexander bezeugt mich viele Gnade, beweist ein unbegränztes Zutrauen an unseren Freundt Hardenberg, daß ist denn vile wehrt; Ihnen mein verErter Freundt, beschwöhre ich zu uns zu kommen, so baldt sie verlangt werden, was gewiß geschehen wird; sind wir durch Ihnen versterckt, so sollen uns die noch übrigen an geist und leib kranken Faul tihre keinen Schritt Terain mehr streitig machen." —

Blücher.

So kam es zu mörderischen Kämpfen an der Passarge und Alle, wie auch am 11. und 12. Juli an den Ufern der Narew zwischen Massena und Essen, auch hier stritten die Russen tapfer, aber unglücklich und wurden gezwungen, Ostrolenka zu verlassen.

Neubeginn des Krieges.

Heilsberg und Friedland.

Am 10. Juni kam es zu einem erbitterten Kampf bei Heilsberg,[1]) wo Bennigsen ein verschanztes Lager angelegt hatte. 18.000 Russen und Franzosen bedeckten am Abend todt oder verwundet das Schlachtfeld. „Die Ohnmacht der russischen Armee", sagt Napoleon im Schlachtbericht, „war offenkundig durch den Fall von Danzig, und jetzt wieder durch die Räumung des Lagers von Heilsberg und nochmals durch den Rückzug."[2]) Bennigsen hatte dem Czaren versprochen, Königsberg zu retten, und, um dies Ziel zu erreichen, durfte er keine Zeit und keine Schlacht mehr verlieren; er brach noch in der Nacht nach Bartenstein auf, auf dem rechten Ufer der Alle, Napoleon auf dem linken und zwar auf dem kürzeren Weg über Eylau, um die Russen zu überflügeln und von Königsberg abzuschneiden. In Eylau war am 12. Juli wieder sein Hauptquartier; aber wie ganz anders fand er jetzt die Umgebung, sie prangte im Schmuck des Frühlings, überall grüne, schöne Wälder, Teiche, Villen.[3]) Seinen linken Flügel sandte Napoleon gegen Königsberg, mit seinem rechten und der Mitte brach er gegen Friedland auf, wo

Heilsberg.

Jn

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 408—409.
[2]) Ibid. XV, p. 410.
[3]) 79. Bulletin. Correspondance, vol. XV, p. 424.

Bennigsen, wenn er noch vor ihm Königsberg erreichen wollte, die Alle überschreiten mußte. Bei **Friedland** kam es denn auch zur Entscheidung, am 14. Juni, dem Jahrestag der Schlacht von Marengo. Um ein Uhr Morgens glaubte Lannes, der von Eylau hinkam nach der Hochebene von Posthenen, bedeutende Truppenmassen vor sich zu erblicken. In der That war die ganze russische Armee auf dem Marsch durch und nach Friedland, um Königsberg zu retten. Um zwei Uhr Morgens war es schon ziemlich hell und Lannes wurde seiner Sache gewiß, hatte aber nur 10.000 Mann bei sich, während der russische Vortrab dreimal so stark war. **Lannes** stellte seine Truppen auf der Hochebene von Posthenen in schwer anzugreifender Stellung auf. In der Nähe, links von ihm, war Heinrichsdorf auf der Straße nach Königsberg. Alsbald begann das Geschützfeuer. Die Russen drangen aber immer mächtiger vor, schlugen drei Brücken über die Alle, eine oberhalb, zwei unterhalb der Stadt, um den Uebergang zu beschleunigen, ihrer waren ungefähr 75.000 mit 200 Feuerschlünden; doch nach und nach kam Verstärkung zu Lannes, und um Heinrichsdorf wurde mit Erbitterung gestritten; aber die Gefahr, von der Uebermacht erdrückt zu werden, wurde immer größer und er hatte fast all seine Adjutanten forgeschickt, um vom Kaiser Hilfe zu begehren. Dieser eilte im Galopp herbei, sein Gesicht strahlte vor Freude, er rief: „Heute ist der Jahrestag von Marengo, ein für uns glücklicher Tag!" Neue Zuversicht belebte bei seinem Anblick Gemeine wie Generale. Es war Mittag **ein** Uhr. Sollte man die Schlacht abbrechen oder den Heranzug der Verstärkung erwarten? Napoleon betrachtete durch das Fernrohr die Stellung der Feinde. Mehrere riethen, die Schlacht auf den nächsten Morgen zu verschieben. „Nein, nein!" rief er, „man überrascht den Feind nicht zweimal in einer solchen Lage." Sein Plan war, den Feind, der im Uebergang über die Alle und im Marsch durch Friedland nach Heinrichsdorf begriffen war, aufzuhalten, in den Winkel, den der Mühlbach mit der Alle bildete, zusammen zu drängen und in die Alle zu werfen; dazu war aber der Besitz der Stadt Friedland nöthig, denn dort waren die vier Brücken, welche den einzigen Rückzugsweg der Russen bildeten. Napoleon zeigte **Ney** diese Brücken und sagte ihm: „Da ist Ihr Ziel, gehen Sie darauf los, ohne um sich zu blicken. Dringen Sie in diese dichte Masse ein, wie viele Menschen es auch kosten mag; erobern Sie Friedland, nehmen Sie die Brücken und kümmern Sie sich nicht darum, was rechts oder links in Ihrem Rücken vorgeht, ich und die Armee werden Sie schützen!" —

Friedland.

Lannes.

Napoleons Schnellblick.

Ney.

Stolz auf dieses Vertrauen stellte sich **Ney** an die Spitze seiner Truppen und drang vor, auf die Russen los, die herwärts Friedland standen: „Dieser Mann ist ein Löwe", sagte **Napoleon**. Auf dem linken Flügel wurde der Kampf nur zum Schein fortgesetzt; er sollte erst eingreifen, wenn von einer Batterie von zwanzig Geschützen das Zeichen gegeben wäre. Fünf Uhr Abends waren die Ver-

stärkungen alle eingetroffen; nun ertönten die zwanzig Kanonenschüsse auf einmal, und der allgemeine Angriff begann. Es war ein entsetzlicher Kampf. Ney warf die Russen, die seinen rechten Flügel angriffen, in die Alle und drang unter einem entsetzlichen Kreuzfeuer in die Stadt ein. Ganze Reihen seiner Tapfersten stürzten; da kam ihm Hilfe durch die reitende Artillerie, die ein furchtbares Feuer auf die dicht gedrängten Russen richtete, welche in Friedland Schutz suchten. In dieses drangen die Franzosen nun von allen Seiten vor. Die Brücken wurden von den Franzosen genommen und in Brand gesteckt; den Russen war damit der Rückzug abgeschnitten. Napoleon gab dem linken Flügel das Zeichen zum Angriff auf den rechten Flügel der Russen bei Heinrichsdorf, die sich jetzt auch nach Friedland wandten, in welchem ein entsetzliches Gemetzel entstand. Nach zehn Uhr Abends war der Sieg entschieden: 25.000 Russen bedeckten todt oder verwundet das Schlachtfeld. Die Reste des Heeres sammelten sich auf dem rechten Ufer der Alle und eilten Wehlau zu. Der Sieger schlief auf dem Schlachtfeld, dessen Schrecken die Flammen von Friedland und den benachbarten Dörfern beleuchteten.

Niederlage der Russen.

Am nächsten Morgen schrieb Napoleon an die Kaiserin:[1] „Nur ein Wort, denn ich bin sehr müde; seit mehreren Tagen bringe ich im Freien die Nächte zu. Meine Kinder haben den Jahrestag der Schlacht bei Marengo würdig gefeiert. Die Schlacht von Friedland wird eben so gefeiert werden und ist eben so ruhmvoll für mein Volk. Die gesammte russische Armee ist in fluchtartigem Rückzug; sie verlor 80 Kanonen, 30.000 Mann sind todt oder gefangen, 25 Generale sind todt, verwundet oder gefangen, die Garde ist zermalmt. Friedland ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz, Jena. Mein Verlust ist nicht beträchtlich, ich habe den Feind durch meine Aufstellungen bezwungen. Sei ohne Unruhe und zufrieden.“ —

Schreiben Napoleons an Josephine.

Die Sieger selber waren von den steten Märschen und von der Schlacht so angegriffen, daß sie nicht in der Nacht verfolgen konnten. So bekamen die Russen zwölf Stunden Vorsprung. Nachdem Napoleon am Morgen das Schlachtfeld besucht und Anordnungen über die Pflege der Verwundeten getroffen, brach er nach Norden auf. Die Russen hatten den Pregel schon überschritten und alle Brücken abgebrochen, Napoleon ließ neue schlagen und setzte die Verfolgung fort bis zum Niemen, den die Russen am 19. Juni schon überschritten und dann alle Brücken abgebrochen hatten. Kleine Abtheilungen der Feinde wurden noch gefangen genommen. Ueberall lagen Verwundete in den Häusern und auf dem Wege wurden Waffen und Kanonen gefunden. Am Niemen machte Napoleon Halt, am 19. Juni bezog er Tilsit.

Soult war indeß schon am 14. Juni vor Königsberg erschienen, der Hof hatte sich von da nach Memel geflüchtet, das ihm vom ganzen Königreich allein als letzte Zuflucht noch geblieben war. Lestocq zog sich mit den Resten des preußischen Heeres und Kamenskoy, ein Neffe des Feldmarschalls, zu den Russen zurück. Königsberg konnte sich nicht halten, ein Bataillon Preußen, das darin die Ordnung aufrecht erhielt, schloß die Capitulation ab. Soult rückte am 16. Juni ein, und fand große Vorräthe von Getreide, Wein und 100.000 englische Flinten. Zwischen Königsberg und Danzig war nur noch eine kleine Festung Pillau, es wurde eine Abtheilung gegen dieselbe entsendet. Die Besatzung blieb der Ehre und ihrer Pflicht treu. Als die Feinde nahe kamen, versammelte der fünfundsiebzigjährige Befehlshaber Hermann die Besatzung; in der Mitte stand ein Sarg,

Königsberg.

Pillau.

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 418.

er selber daneben und sprach: „Kameraden! Lebendig übergebe ich diese Festung nicht! Hier ist mein Sarg! Wer mich überlebt, wird, wie ich hoffe, meine Ueberreste hineinlegen; wer ein braver Soldat ist, wiederhole mit mir den Schwur: „Preußen oder den Tod!"" Alle schworen — und die Festung wurde erhalten.

Das russische Heer.

Die russische Armee war nicht bloß gründlich geschlagen, sie war auch dieses Krieges müde: was gehe dieser Krieg Rußland an? — er werde bloß geführt, weil Alexander ein Freund des Königs von Preußen sei, der sein eigenes Land nicht vertheidigen könne. Schon nach der Schlacht bei Jena hatten die Staatsmänner der alten Schule das Gefährliche der Theilnahme Rußlands betont; wenn Napoleon den Niemen überschreite, so werde er weithin einen Brand anrichten, indem er den Leibeigenen die Freiheit verspreche. Aehnlich sprachen sich die Officiere aus. Zum Sprecher dieser Richtung machte sich der Großfürst Constantin beim Czaren, er liebte die Aufregung des Schlachtfeldes nicht. Schon nach der Schlacht bei Heilsberg eilte er nach Tilsit, und soll in derben Worten auf den Frieden gedrungen haben. Nun berichtete Bennigsen nach der Schlacht bei Friedland, der Zustand der Armee sei bedenklich und Friedensverhandlungen dringend nothwendig, wenn auch nur um Zeit zu gewinnen. Er wäre schon gern nach der Schlacht bei Eylau abgetreten, um im Ruhme eines Siegers zu enden. Jetzt hatte er Napoleons Kampfweise und die Ueberlegenheit seiner Armee kennen gelernt und hatte nur Aussicht auf neue Schläge, die nach seinen geheimsten Wünschen ein Anderer holen mochte. Aehnlich schilderte die Lage ein Beamter des Ministeriums des Aeußeren, der bei der Armee war. Da schwand unter der Last von Sorgen die Festigkeit Alexanders I.: er trug dem Geheimrath Popow auf, die Lage zu erforschen, und wenn er sie so trostlos fände, so möge er an Bennigsen einen Brief abgeben, worin dieser General ermächtigt wurde, einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Popow verstand Nichts vom Kriege, ward angesteckt von der düsteren Stimmung der Officiere; er gab den Brief des Kaisers an Bennigsen ab und dieser sandte nun in das französische Hauptquartier einen Fürsten Labanow. Berthier empfing ihn höflich und lud ihn zur Tafel. Hier sagte der russische Fürst, sein Kaiser sei zum Frieden geneigt, würde aber nie auf entehrende Bedingungen eingehen, das heißt nie ein Stück Land opfern. Berthier antwortete, von dergleichen sei gar nicht die Rede. Wie lange aber sollte der Stillstand währen, und wann eintreten? Berthier verlangte als Preis dafür die Uebergabe der Festungen Pillau, Kolberg und Graudenz. Davon hatte Fürst Labanow Nichts gehört und kehrte zurück. Duroc aber folgte ihm und eröffnete im Namen Napoleons, daß der Stillstand für die drei Festungen gewährt werde, aber nur gegen sofortigen Beginn der Friedensverhandlung. Bennigsen sandte die Antwort nach Schawl in Samogitien an Alexander I. und zwar durch keinen Geringeren, als den Großfürsten Constantin. Rasch kam die Antwort, der Kaiser habe über die preußischen Festungen nicht zu verfügen, sei aber zum Frieden bereit und bevollmächtige den Fürsten Labanow zur Unterhandlung.[1]) Zwei Tage später wurde ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnet, der aber für Preußen nicht gelten sollte.[2]) Also war Preußen dem Sieger überlassen, — darum forderte auch Napoleon von Preußen die drei Festungen nicht mehr, es konnte ja keinen ernstlichen Widerstand mehr leisten. Dagegen schloß 25. Juni 1807 Kalkreuth unbesonnen einen besonderen Waffen-

Constantin. — Bennigsen. — Alexander I. gibt nach. — Labanow. — Berthier. — Stillstand.

---

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 435, 439.
[2]) Ibid. XV, p. 451—52. — Armistice. Ibid., p. 451—452.

stillstand für Preußen ab,[1]) in welchem er zu fordern vergaß, daß die drei Festungen während des Waffenstillstandes mit Lebensmitteln versorgt werden dürften. Der Niemen trennte die Heere.

„Der Niemen ist bei Tilsit etwas breiter als die Seine bei Paris. Auf dem rechten Ufer sieht man eine Wolke von Kosaken, welche den Nachtrab des russischen Heeres bilden."

Napoleon an Cambacérès.

Also schreibt Napoleon 19. Juni an Cambacérès:[2]) „Die russische Armee ist viel mehr zerschlagen, als es je die österreichische war. Bennigsen hat wenig Talent; seine Soldaten im Allgemeinen sind gut, ihre Schwäche und Entmuthigung hat aber jetzt den höchsten Grad erreicht." — Die Franzosen schwelgten im Hochgefühl des Sieges; lächerlich fanden sie den letzten Angriff, den sie noch am Niemen von einem Schwarm Kalmücken zu bestehen hatten, deren Waffen Bogen und Pfeile waren. „Was vermögen diese veralteten Waffen gegen unsere Flinten!" schreibt Napolen.[3]) — „Die russische Armee ist vollständig vernichtet," meldet der Sieger seinem Bruder Joseph;[4]) „ich hoffe, daß Du in allen Kirchen Deines Reiches ein Tedeum für den Sieg wirst abhalten lassen." — In einem Rundschreiben aus Wehlau an alle Bischöfe seines Reiches, forderte Napoleon einen Dankgottesdienst für diesen glänzenden Sieg; noch bedeckt vom Staube der Schlacht, habe er sogleich an die Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung in der Kirche von Frankreich gedacht.[5])

Napoleon an seine Armee.

An sein Heer erließ Napoleon am 22. Juni 1807 folgenden Aufruf:[6]) „Soldaten! Am 5. Juni wurden wir in unseren Behausungen durch die russische Armee angegriffen. Der Feind täuschte sich über die Ursachen unserer Unthätigkeit, er bemerkte zu spät, daß unsere Ruhe die des Löwen sei; er bereut jetzt, sie gestört zu haben. In den Gefechten von Guttstadt, Heilsberg und namentlich in dem ewig denkwürdigen Kampf von Friedland, also in zehn Tagen des Feldzugs, haben wir erobert 120 Kanonen, 7 Fahnen, 60.000 Russen getödtet, verwundet oder gefangen und der feindlichen Armee all ihre Vorräthe, ihre Spitäler, ihre Verbandplätze und endlich die Hauptstadt Königsberg, und 300 Fahrzeuge, weggenommen, welche in diesem Hafen waren, beladen mit allerhand Kriegsvorräthen und mit 160.000 Flinten, welche England geschickt hatte, um unsere Feinde zu bewaffnen. Mit der Schnelligkeit des Adlers sind wir von den Ufern der Weichsel an den Niemen gelangt. Ihr habt in Austerlitz den Jahrestag der Krönung gefeiert, Ihr habt in diesem Jahr den Jahrestag der Schlacht von Marengo gefeiert, welche dem Krieg der zweiten Coalition ein Ende machte. Franzosen! Ihr waret Eurer und meiner würdig. Ihr werdet bedeckt mit all Eueren Lorbeeren nach Frankreich zurückkehren, nachdem Ihr einen ruhmvollen Frieden erlangt habt, der durch sich selbst seine Dauer gewährleistet. Es ist endlich Zeit, dem Krieg ein Ende zu machen, und daß unser Vaterland, geschützt gegen den boshaften Einfluß Englands, endlich der Ruhe genieße. Meine Wohlthaten werden Euch meine Dankbarkeit beweisen und die ganze Größe der Liebe, die ich für Euch hege."

---

[1]) Der besondere Waffenstillstand mit Preußen in der Correspondance, vol. XV, p. 468—69.
[2]) Ibid. XV, p. 433.
[3]) 80. Bulletin. Correspondance, vol. XV, p. 435.
[4]) Correspondance, vol. XV, p. 441.
[5]) Ibid. XV, p. 424.
[6]) Ibid. XV, p. 452—53.

Am 24. Juni erhielt Napoleon die Nachricht vom Sturze Selims III., der seine Hoffnung auf die Türkei zertrümmerte, aber auch seiner Politik eine Wendung gab. Sein beweglicher Geist faßte rasch den Gedanken auf, n Alexander I. könne er den Bundesgenossen finden, den er zuerst in Preußen, dann in Oesterreich vergebens gesucht hatte. Seiner Macht über die Menschen bewußt, schlug er eine Zusammenkunft mit Alexander I. vor, der sogleich zustimmte, und so kam es zur berühmten

Begegnung Napoleons mit Alexander auf dem Niemen.

Am 25. Juni fand die Zusammenkunft zwischen beiden Kaisern auf einem Floß im Niemen statt; sie bezeichnet den Anfang einer neuen Politik Napoleons I. wie Alexanders I.

Napoleon an die Armee.

Napoleon meldete noch am gleichen Tag die Sache in einem Bulletin der großen Armee.[1]) Das russische Heer war aufgestellt am rechten Ufer des Niemen, das französische am linken. Genau ein Uhr Mittags stieß von jedem Ufer ein Nachen ab; in dem einen war Napoleon mit Murat, Berthier, Bessières, Duroc und dem Großstallmeister Caulaincourt. In dem anderen Nachen war Kaiser Alexander I. mit seinem Bruder Constantin, mit den Generalen Bennigsen, Uwarow, mit dem Fürsten Labanow und seinem ersten Adjutanten, dem Grafen Lieven. Die beiden Kähne erreichten zu gleicher Zeit ein Floß, welches Lariboissière, der Befehlshaber der Kaisergarde, mitten im Fluß errichtet und mit reichen Stoffen ausgestattet hatte. Auf dem Floß war ein Zelt für die beiden Kaiser und ein kleineres für ihr Gefolge. Angesichts beider Heere, die darüber jubelten, begrüßten sich die beiden Kaiser und traten dann in das große Zelt; das Gefolge beider Kaiser vereinte sich in dem kleineren. Diese erste Unterredung dauerte zwei Stunden. Jeder der beiden Kaiser kehrte dann wieder in seiner Barke zu seinem Heer am Ufer zurück. Das Bulletin sagt: „Man vermuthet, die Besprechung habe beide Theile sehr befriedigt, namentlich wurde ausgemacht, die Stadt Tilsit solle neutral sein, der Kaiser Alexander dahin mit seiner Garde kommen und die eine Hälfte der Stadt bewohnen, während Napoleon mit seiner Garde die andere Hälfte inne habe.“ So geschah es. Unmittelbar nach der Zusammenkunft schrieb Napoleon an Josephine:[2]) „Ich war soeben mit Kaiser Alexander zusammen und bin sehr zufrieden mit ihm; er ist ein sehr schöner, guter und junger Herrscher, und hat mehr Geist, als man gewöhnlich denkt. Morgen wird er in Tilsit wohnen.“ —

an Josephine.

Napoleon I. und Alexander I.

Aber, was ist denn im großen Zelt gesprochen worden? Wir haben nur Andeutungen, die aber auf den ganzen Gang der Reden ein Licht werfen. — „Warum bekriegen wir uns?“ fragten beide Kaiser am Anfange. — „Ich hasse die Engländer, wie Sie“, begann Alexander. — „Wenn Sie England hassen, und bloß England, wie ich, so können wir uns leicht verständigen“, antwortete Napoleon. — Nun erzählte der Czar, England habe ihn durch falsche Versprechungen geködert und dann im Stich gelassen. Rasch durchschaute Napoleon den jungen Fürsten, daß er gekränkt sei, und daß ihm seine Bundesgenossen lästig fallen, und nun

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 465.
[2]) Ibid. XV, p. 464.

warf er mit seiner Kunst, die Menschen zu bezaubern, für sich zu gewinnen und zu beherrschen, dem gedemüthigten Alexander die schönsten Pläne auf eine welthistorische Rolle hin, die er spielen könne. Er sagte ihm geradezu, er sei von seiner Umgebung betrogen, die ihn nur ausbeuten wolle; zugleich rühmte er ihm die Tapferkeit seiner Russen; wenn zwei solche Heere sich vereinigten, so könnten Napoleon und Alexander im Bund die Welt beherrschen, Alexander den ganzen Osten, Napoleon den Westen.

Der Zauberer.

Alexander soll über den Geiz des britischen Cabinets geklagt haben, das ihm die Garantie eines Anlehens versagte, über die Verzögerung der Hilfe im eigentlichen Krieg, über die Rohheit, mit der es sein Faustrecht zur See selbst an russischen Schiffen übte. Napoleon soll ihm Recht gegeben und dadurch seinen Unmuth gesteigert und ihm gezeigt haben, wie er eine andere Bahn einschlagen müsse und allein im Bund mit Frankreich an Macht gewinnen könne. Alexander I. war jedoch noch eingedenk, wie er seinem Bundesgenossen Friedrich Wilhelm III. versprochen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein! Entweder beide zusammen, oder keiner von beiden!“ Napoleon fühlte dieses Bedenken heraus und bedeutete, daß er Friedrich Wilhelm III. mit Rücksicht für Alexander I. so viel von seinen Staaten zurückstellen werde, daß der Kaiser als Retter Preußens erscheine und er getrost eine ganz andere Politik einschlagen könne. Der Czar schwankte. Da verführte ihn Napoleon mit der Bemerkung: „Wir werden uns besser verstehen, wenn wir direct miteinander verhandeln, ohne unsere Minister, die uns oft täuschen, oder nicht verstehen, und wir werden in einer Stunde weiter kommen, als unsere Unterhändler in mehreren Tagen. Zwischen Ihnen und mir darf Niemand stehen.“ — Es schmeichelte Alexander I., daß ihn der Held des Jahrhunderts als seinesgleichen behandelte, er nahm den Vorschlag an, in Tilsit zu wohnen, dort könnten sie jeden Tag ihre Angelegenheiten ungestört besprechen. Labanow sollte noch am gleichen Tag die Uebersiedlung nach Tilsit ordnen. Doch gedachte Alexander I. seines unglücklichen Bundesgenossen, der im russischen Hauptquartier voll Sorge auf die Beschlüsse der Besprechung harrte, und erbot sich, ihn Napoleon am andern Tage vorzustellen, damit dieser einige beruhigende Worte an ihn richte. Napoleon willigte ein, den König von Preußen am andern Tag zu empfangen. Auf St. Helena warf er es sich als einen Fehler vor, den König in Tilsit zugelassen zu haben;[1]) seine erste Entschließung sei gewesen, ihn zurückzuweisen; er wäre dann zu geringerer Schonung gegen ihn verbunden gewesen, hätte Schlesien behalten, Sachsen damit bereichern und sich sonach manche andere Bestimmung vorbehalten können. So sagte er auch: „Ich höre, daß die jetzigen Politiker meinen Frieden zu Tilsit sehr tadeln. Sie haben entdeckt, daß dadurch Europa in die Gewalt der Russen gegeben worden sei; aber wenn ich zu Moskau mein Spiel gewonnen hätte — und Jedermann weiß, wie wenig daran fehlte — so würden sie wahrscheinlich es bewundert haben, wie sehr durch diesen Frieden die Russen in die Gewalt Europas gekommen wären. Ich hatte Großes vor mit den Deutschen. Aber mein Plan ist gescheitert — und also hatte ich Unrecht — das ist in der Ordnung.“ —

Friedrich Wilhelm III.

Nach Tilsit.

Nach zwei Stunden traten die Kaiser aus dem Zelte und stellten einander das Gefolge vor. Alexander I. beglückwünschte dabei Berthier, daß sie würdige Diener des größten Feldherrn der neueren Zeit seien. Die Kaiser umarmten sich, die Zuschauer jubelten.

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. VI, S. 68.

26. Juni 1807.

Am 26. Juni begegneten sich beide Kaiser wieder auf dem Floße im Niemen. Alexander stellte den König von Preußen Napoleon vor. Friedrich Wilhelm III. erniedrigte sich nicht vor dem Sieger, er war traurig, benahm sich würdig aber kalt: er habe kein Unrecht gegen Napoleon begangen, sei nur durch die Umstände gezwungen worden, das französische Bündniß zu verlassen, nicht durch Treulosigkeit. Napoleon entgegnete, er habe sich Nichts vorzuwerfen, meinte aber, das Berliner Cabinet sei vor den Ränken der Engländer genug gewarnt worden, und daß es nicht auf den guten Rath gehört, sei der einzige Grund seines Unglücks; übrigens werde Frankreich den Sieg nicht mißbrauchen, und in wenigen Tage werde man sich über die Bedingungen eines ehrenhaften Friedens verständigt haben. Diese Unterredung dauerte nur eine halbe Stunde. Ausgemacht wurde, auch der König von Preußen solle nach Tilsit kommen, aber etwas später als Alexander I. Dieser kam 26. Juni, Abends fünf Uhr, speiste bei Napoleon, da er keinen eigenen Hofstaat bei sich hatte. Noch auf St. Helena war Napoleon voll vom Lob Alexanders I.: „Er war voll Grazie und dürfte darin Niemand nachstehen, der sich auch noch so liebenswürdig in den Pariser Salons zeigt. Wir fanden uns beide, nachdem uns der König von Preußen nach dem Speisen unter dem Vorwand von Geschäften verlassen, oft wieder, entweder bei dem einen oder dem anderen zum Thee ein und blieben nachher wohl bis Mitternacht, oft auch noch länger beisammen in dem köstlichen Genusse gegenseitiger Vertraulichkeit und den gegenseitigen Mittheilungen des einfachen Privatlebens. Wir waren zusammen wie zwei junge Männer von guter Erziehung, deren Vergnügungen von der Art sind, daß keiner dem anderen etwas zu verbergen oder zu verheimlichen hat.“ [1])

Napoleon lobt Alexander I.

Vertraulichkeit der Kaiser.

Friedrich Wilhelm III.

So heiter konnte Friedrich Wilhelm III. nicht sein, er war gedemüthigt und fühlte tief die Leiden seines Volkes. Er grübelte über die Gründe seines Unglücks und fand den Anfang desselben in der Verletzung des Anspacher Gebietes durch die Franzosen. Napoleon machte sich noch auf St. Helena über seine Gewissenhaftigkeit lustig. „So oft wir uns seitdem trafen und so groß auch die Interessen des Augenblickes sein mochten, vergaß er doch alles Andere und suchte mir nur immer zu beweisen, daß ich wirklich sein Anspacher Gebiet verletzt habe. Sein Schmerz war der eines ehrlichen Mannes.“

Revue 27. Juni.

Am 27. Juni hielten beide Kaiser Revuen über die Truppen in Tilsit, welche Napoleon und Alexander hoch leben ließen. Statt Kugeln tauschten jetzt die Heere, dem Beispiel der Fürsten folgend, Höflichkeiten miteinander aus. Bei einem riesigen Festmahl setzten die Russen die Tschakos der Franzosen und diese die Mützen der Russen auf. Täglich ritten die Kaiser mit dem König aus, Napoleon in der Mitte zwischen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. Die beiden Kaiser ritten so rasch, daß der König kaum mit konnte. Nach dem Mahl entfernte sich der König, weil er Alexander Zeit geben wollte, sein Fürsprecher bei Napoleon zu sein. Aber in den Stunden nach dem Mahle wurde Preußens kaum gedacht. Ganz andere Pläne beschäftigten die jungen Kaiser.

Napoleon suchte für seine weitgehenden Pläne einen Bundesgenossen und Freund; er glaubte ihn nun in Alexander I. gefunden zu haben, wie er ihn jetzt im Kampfe gegen England benöthigte. Kein Bund ohne Opfer! Er glaubte Alexander zu befriedigen, wenn er ihm Finnland überließ, das damals noch zu Schweden gehörte, mit dem aber Frankreich im Kriege war, und wenn

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. VI, S. 65—69.

er Rußland die Donaufürstenthümer versprach. Hatte er aber nicht Selim III aufgereizt, die Russen mit Waffengewalt aus den Fürstenthümern zu verjagen, und ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Türkei abgeschlossen? Aber, daß Selim gestürzt sei, war ihm eben gemeldet worden; er sagte sich selber, Selim sei gestürzt worden wegen seiner Vorliebe für Frankreich, und der neue Sultan Mustafa VI. müsse folgerichtig sein Gegner und ein Freund Englands sein. Napoleon hielt sich darum seines Versprechens für entbunden, meinte, mit den Türken sei nichts mehr zu machen, das osmanische Reich nicht mehr zu retten und Frankreich müsse nun darnach trachten, daß England sich nicht aller Trümmer bemächtige, sondern ein guter Theil an Frankreich komme und er namentlich Aegypten wieder gewinnen und seine Pläne gegen Indien ausführen könne. — Falle das türkische Reich auseinander, so könne ein Theil der Beute Rußland nicht entgehen; darum sei es besser, er biete ihm diesen Theil an und mache Alexander sich geneigt und verfeinde ihn für immer mit Oesterreich und England und gewinne dadurch Ruhe im Osten, damit er ungestört im Westen seine Macht erweitern und begründen könne, denn damals dachte er schon daran, die spanischen Bourbonen zu verjagen und die ganze pyrenäische Halbinsel zu Frankreich zu schlagen. Diesen Zweck konnte er nur erreichen, wenn er der Ruhe im Osten sicher war — und den Osten seines Reiches konnte ihm Alexander I. am besten sichern.

Die Türkei.

Thiers meint allerdings, er hätte die Ruhe im Osten sich am besten gesichert, wenn er als edler Sieger handelte und das in Staub getretene Preußen wieder aufrichtete, indem er ihm sagte: „Du hattest Unrecht, Du warst nicht aufrichtig gegen mich und ich habe Dich dafür bestraft; vergessen wir Deine Niederlage und meinen Sieg, ich will Dich nicht schwächen, sondern größer machen, damit Du Dich auf immer mit mir verbindest.“ Friedrich Wilhelm III., der den Krieg haßte und selbst 1813, als der halb besiegte Napoleon eine leichte Beute zu sein schien, erst dann zu den Waffen griff, als sein Volk ihn dazu zwang, würde, wenn man ihn nach Jena und Friedland mit Wohlthaten überhäuft hätte, nie einer Coalition beigetreten sein, und Napoleon würde dann, da er es nur mit Oesterreich und Rußland zu thun gehabt hätte, nie besiegt worden sein, er hätte dadurch, wenn auch nicht seiner Dynastie, doch Frankreichs Größe eine ewige Dauer gesichert. Thiers hält überhaupt die Siege bei Jena und Auerstädt, trotz des unermeßlichen militärischen Glückes, für ein unermeßliches politisches Unglück, denn sie hätten Napoleon seine Kräfte überschätzen lassen und aus der Bahn einer gesunden Politik hinausgerissen. Ob aber das preußische Volk je seine Demüthigung vergessen hätte, wenn auch der tiefgebeugte König sie vergaß?

Thiers.

Also suchte Napoleon den jungen Kaiser Alexander I. sich zum standhaften Freund zu machen, indem er ihm in seiner bezaubernden Weise riesige Eroberungspläne vorspiegelte, Pläne auf Eroberung der Türkei, ja auf Weltherrschaft. Wie fesselte diese Aussicht Alexander, der, obschon bei Austerlitz und Friedland besiegt, sich jetzt zu einer welthistorischen Rolle aufgefordert sah, und nach zwei Niederlagen mit Gewinnst von neuen Ländern nach seinem Petersburg heimkehren konnte! Eine der nächsten Unterredungen begann Napoleon mit der Bemerkung: „Ein

Alexander I. bezaubert.

plötzliches Ereigniß hat mich meiner Verpflichtungen gegen die Pforte entledigt. Mein Verbündeter und Freund, Sultan Selim III., ist vom Throne gestürzt worden. Ich hatte geglaubt, daß man mit diesen Türken Etwas anfangen, ihnen etwas Energie wieder verschaffen könnte, aber es ist eine Täuschung. Man muß mit einem Reich, das nicht mehr existiren kann, ein Ende machen und verhindern, daß seine Trümmer das Ländergebiet Englands vergrößern." — Wenn Alexander sich vollständig und rückhaltslos mit Frankreich verbinde, und es mit allen Kräften unterstütze, so trage er reichen Gewinn leicht davon. Man klage Frankreich der Eroberungssucht an, daß es Holland, Italien, vielleicht auch Spanien beherrsche, daß es der Uebermacht Oesterreichs und Preußens ein Ende machte; aber was schade das Rußland, dessen Ansehen in Europa dadurch nur gewachsen sei! England sei herrschsüchtig, es wolle alle Meere beherrschen, die doch das Eigenthum aller Welt seien; es wolle die neutralen Flaggen unterdrücken, auch die russische; es bemächtige sich des Handels aller Nationen und stelle für alle Kolonialwaaren den Preis; es wolle überall auf dem Continente den Fuß hinsetzen und alle beherrschenden Punkte des Erdkreises, den Sund, Gibraltar, Malta, das Cap besetzt halten; kürzlich habe es die Dardanellen angegriffen, jetzt wolle es Aegypten erobern. Katharina II. und Paul I. hätten dagegen die Freiheit der Flagge vertheidigt. Man klage ihn, Napoleon, an, er führe fortwährend Krieg, rein aus Freude am Krieg; er wolle aber den Frieden, und Alexander möge diesen mit England vermitteln. England möge Malta behalten, auch Hannover wieder bekommen, wenn es die eroberten spanischen und holländischen Kolonien herausgebe. Seine Verbündeten könne er, Napoleon, nicht im Stiche lassen, und dieses Angebot sei ein hinlänglicher Beweis seiner Mäßigung und Friedensliebe. Wenn jedoch England diesen Frieden nicht annehme, so müsse man es dazu zwingen. Hatte Napoleon den Krieg mit dem Vorsatz begonnen, England auf dem Continent zu schlagen, so gedachte er, es also jetzt mit dem Continente zu schlagen. Alle Mächte sollten England ihre Häfen verschließen, um dadurch England fügsam zu machen; sogleich solle Botschaft an Portugal, an Dänemark, an Schweden in diesem Sinne ergehen; auch Oesterreich solle man zum Beitritt treiben; dann werde England die Waffen niederlegen, um nicht einem allgemeinen Krieg ausgesetzt zu sein. Zwei Länder leisten vielleicht Widerstand, Portugal und Schweden, die wegen ihrer Lage von England abhängig seien. „Ich werde mich mit Spanien über Portugal verständigen; Sie nehmen Finnland, als Entschädigung für den Krieg, den Sie gegen Schweden führen. Der König von Schweden ist allerdings Ihr Schwager und Ihr Verbündeter, aber eben deßhalb muß er Ihrer Politik sich anschließen oder aber die Folgen seines bösen Willens tragen. Schweden mag für Sie für den Augenblick ein Verbündeter sein, aber vermöge seiner Lage ist es Ihr Feind. Petersburg liegt der Grenze von Finnland zu nahe. Die schönen Russinen dürfen in ihren Palästen die Kanonen der Schweden nicht länger hören. Während Sie in England für mich vermitteln, werde ich bei der Pforte dieselbe Rolle für Sie spielen. Ich werde dem Diwan meine Vermittlung anzeigen, und wenn er Ihnen keine günstigen Bedingungen zugesteht, wie die dortige Anarchie erwarten läßt, so vereinige ich mich mit Ihnen und wir theilen die Türkei." [1]) —

Klagen über England.

Bund gegen England.

Portugal.

Schweden.

Türkei.

Das hieß Alexanders Herz gewinnen — Theilung der Türkei, der Traum der Katharina, Zutritt zum Mittelmeer und Constantinopel, nach

[1]) Thiers, l. c., vol. VII, p. 513 ff.

welchen das russische Volk und die Politik seiner Herrscher seit Peter dem Großen drängt. Der Czar war ganz hingerissen von den Bildern einer riesigen Zukunft, eines unsterblichen Ruhmes, die Napoleon vor ihm entrollte.

„Welch ein großer Mann," sagte Alexander I. oft, wenn er von Napoleon zu seinen Vertrauten zurückkam, „welch ein Genie, welch ein Feldherr, welch ein Staatsmann! Hätte ich ihn doch früher gekannt, welche Fehler wären mir erspart worden, wie viel Großes hätten mir miteinander ausführen können!" — Die Theilung der Türkei war der Gegenstand öfterer Besprechungen. Rußland sollte die Moldau und Walachei, Bulgarien und Bessarabien bekommen, Frankreich die Provinzen am Meer wegnehmen, Albanien, Thessalien, Morea, Candia; Bosnien und Serbien könne man Oesterreich überlassen, als Entschädigung oder als Secundogenitur für einen Erzherzog. Die Pforte sollte Rumelien, Constantinopel, Kleinasien und Aegypten für sich behalten. Alexander I. wünschte jedoch eine noch gründlichere Vertheilung, das heißt Constantinopel. Napoleon ging aber nicht darauf ein: „Constantinopel? — nie! Das wäre die Herrschaft der Welt!" Sichtlich wollte er den Ruhm und den Vortheil der Eroberung dieser Weltstadt sich selber vorbehalten.

Theilung der Türkei.

Oesterreich.

Constantinopel.

Man vereinigte sich also zu einem Schutz- und Trutzbündniß, bestimmte die Zahl der Truppen und Schiffe, welche jeder Theil für die gemeinsamen Zwecke stellen sollte. Rußland übernahm die Vermittelung des Friedens mit England, versprach es zu bekriegen, wenn England die gestellten Bedingungen nicht annehme. Wenn Schweden und Portugal nicht mithalten gegen England, so nimmt Alexander Finnland weg und besetzt Napoleon Portugal. Napoleon übernimmt die Vermittlung in Stambul; wird er abgewiesen, so erhält Rußland die türkischen Provinzen bis zum Balkan, Frankreich Albanien, Thessalien, Morea, Candia.

Bund zum Schutz und Trutz.

Was sollte aus Preußen werden? Napoleon wollte es ganz vernichten, gab jedoch nach aus Rücksicht für Alexander I., aber Friedrich Wilhelm III. mußte sein Gebiet diesseits der Elbe und seine polnischen Provinzen abtreten. Aus Westfalen, Braunschweig, Magdeburg, Thüringen und Hessen gedachte Napoleon ein Königreich Westfalen für seinen Bruder Hieronymus zu schaffen. Hannover wollte er als Friedenspfand in seinen Händen behalten. Aus den Provinzen Posen und Warschau wollte er einen eigenen Staat schaffen und ihn dem König von Sachsen geben. Beide Staaten, Westfalen und Sachsen, sollten dem Rheinbund beitreten. Zur Abrundung seiner Grenze sollte Rußland den Kreis Bialystok erhalten.

Preußen.

Westfalen.

Hannover.

Diese Beraubung Preußens war hart und die Stellung des Königs neben den beiden Kaisern peinlich: Friedrich Wilhelm III. wurde Alexander I. lästig und ein Vorwurf, und von Napoleon um so mehr gehaßt, je mehr er sich darauf berief, daß nicht Untreue von seiner Seite, sondern die Gewaltthätigkeit der Franzosen in Ueberschreitung der Grenze bei Anspach zum Bruch geführt habe. Dieser Vorwurf reizte Napoleon, und es wurde Lieblingssache bei ihm, seine

Friedrich Wilhelm III.

Unzufriedenheit mit Preußen aufs schärfste auszusprechen, so daß er das Böse, was er nicht thun wollte, als eine Wohlthat ansah, und das, was er ihm doch anthat, als ein Uebermaß von Billigkeit erklärte, zu welchem ihn bloß die Fürbitte Alexanders I. getrieben habe.[1])

Die Königin Louise in Tilsit.

Um den rauhen Sieger durch die Macht der Anmuth milder zu stimmen, ließ man die Königin Louise nach Tilsit kommen; sie kam, 6. Juli 1807, ungern, glaubte aber doch dem Vaterland das Opfer bringen zu müssen, dem Mann, der sie in seinen Heeresberichten so unwürdig verhöhnt hatte, als Bittende gegenüber zu treten. Napoleon hat noch auf St. Helena seinem unversöhnlichen Haß gegen sie Luft gemacht.

Wie Napoleon die Begegnung darstellt.

Napoleon erzählt, daß, wenn die Königin früher gekommen wäre, sie auf die Verhandlungen großen Einfluß hätte üben können; glücklicher Weise sei sie erst eingetroffen, als die Sachen schon dem Abschluß nahe waren. „Sogleich nach ihrer Ankunft verfügte sich der Kaiser zu ihr, um seinen Besuch abzustatten; die Königin war sehr schön,“ sie habe aber den Kaiser wie in der Tragödie empfangen; er habe jedoch gesucht, die Sache auf den Ton des Lustspiels herabzustimmen, und sie genöthigt sich zu setzen; seine Anrede war: „Aber, Madame, wie konnten Sie es wagen, mit mir, mit mir einen Krieg anzufangen?“ — Die Königin antwortete: „Der Ruhm des großen Friedrich, die Erinnerung an ihn, seine Erbschaft hatten all zu sehr das Herz der Preußen aufgebläht, und hatten uns einen Helden verkennen lassen, dessen beglückende Freundschaft wir hätten pflegen sollen.“ — Nun sprach sie von der Lage Preußens, „sie bat, sie flehte, sie weinte; Magdeburg war besonders der Gegenstand ihres Verlangens.“ Der Kaiser kam in Verlegenheit, zum Glück trat ihr Gemahl gerade ein, und die Rede nahm eine andere Wendung. Es ging dann zum Diner. Louise saß zwischen den beiden Kaisern. Napoleon erzählt: „Die Königin entfaltete all ihren Verstand, all ihre Anmuth, ihre ganze Eroberungskraft. Aber, ich war entschlossen, standhaft zu bleiben; bei all dem mußte ich sehr aufmerksam auf mich selbst sein, um mich zu Nichts verbindlich zu machen und kein Wort zu sprechen, welches eine andere Auslegung zuließ, um so mehr, da ich aufmerksam beobachtet wurde, besonders durch Alexander.“ Während sie also durch ihren Witz, ihre Schönheit und Anmuth, den Hochsinn des Triumphators zu Gunsten ihres unglücklichen Landes zu erregen suchte, war Napoleon nur darauf bedacht, vor jedem ritterlichen Sichgehenlassen sich in Acht zu nehmen. Er wollte durch Zugestehung von Länderstrecken die Ungezogenheit seiner Armeeberichte nicht wieder gut machen. Die zartesten Bitten, die gewandtesten Schmeicheleien scheiterten an seinem nur berechnenden Kopfe. Als er ihr eine Rose anbot, machte ihre Hand zuerst eine versagende Bewegung, dann aber besann sie sich schnell etwas anders und sagte: „Ja, aber wenigstens mit Magdeburg!“ — Napoleon antwortete unartig: „Ich muß Ihnen bemerken, daß ich es bin, der die Rose gibt, und Sie es sind, die Sie empfängt.“ Um ihren Klagen und Bitten, die ihn oft in die Enge brachten, ein Ende zu machen, befahl er nach dem Mahle Talleyrand, schnell den Frieden abzuschließen, „denn, ein Weib und Galanterien dürften nichts ändern an dem Loos einer großen Nation und an seinem System“. Die Königin war höchst aufgebracht, als sie den andern Tag erfuhr, daß der Vertrag schon unterzeichnet sei; sie weinte laut, beschloß, Napoleon nicht wieder

[1]) Bignon, Geschichte Frankreichs vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Tilsit. Bd. VI, S. 205.

zu sehen, und wollte sein zweites Diner nicht annehmen. Alexander I. mußte selbst zu ihr gehen, um sie zu bewegen, sie weinte bitterlich, und behauptete, Napoleon habe ihr nicht Wort gehalten, aber der Czar war selber zugegen gewesen, und sagte ihr: „Er hat Ihnen Nichts versprochen; wenn Sie mir das Gegentheil beweisen können, so mache ich mich selbst verbindlich, daß er Wort halten muß, wie ein Mann dem andern.“ — „Aber, er hat mir zu verstehen gegeben“, sagte sie. — „Nein,“ entgegnete Alexander, „Sie haben ihm Nichts vorzuwerfen!“ — Sie kam endlich zum Diner, und Napoleon, der sich nun nicht mehr zu wehren hatte, war um so liebenswürdiger gegen sie. Als sie sich zurückziehen wollte, geleitete sie Napoleon, und mitten auf der Stiege sagte sie gefühlvoll: „Ist es möglich, daß ich das Glück hatte, dem Mann des Jahrhunderts und der Geschichte so nahe zu sein, und daß er mir nicht die Freude gönnte, ihm zu sagen, daß er mich das ganze Leben zu seiner Freundin gemacht habe?“ — „Ich bin zu beklagen, gnädige Frau,“ antwortete der Kaiser ernst; „das ist mein böser Stern!“ — und so nahm er Abschied von ihr, sie warf sich schluchzend in den Wagen. Also erzählte Napoleon auf St. Helena.

Was Talleyrand dazu sagt.

Viel würdiger spricht Talleyrand von ihr, der bei der ersten und letzten Besprechung war. Er gesteht, daß er die Antwort der Königin auf Napoleons Frage: „Wie konnten sie es wagen, mir, mir den Krieg zu erklären?“ hochherzig fand, aus dem Mund einer Frau, und vollends einem Mann, wie Napoleon gegenüber. Ich wiederholte die Antwort der Königin in Gegenwart des Kaisers am nächsten Tage noch verschiedene Male, so daß er schließlich ärgerlich ward und mir sagte: „Ich weiß wirklich nicht, was Sie so Großes und Bedeutendes in den Worten der Königin finden? Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie von anderen Dingen!“ — Talleyrand fährt fort: „Ich mußte mich fügen, aber Alles, was ich sah und hörte, rief meine Entrüstung hervor, die ich freilich sorgfältig verbergen mußte. Die Königin von Preußen indeß, diese Fürstin aus einer früheren, besseren Zeit, schien mich zu verstehen, wenigstens sprach sie mit mir mehrmals mit Huld und Güte von so Vielem, das ihr edles Herz betrübte und bedrängte. Als sie abreiste, hatte ich die Ehre, sie an ihren Wagen zu begleiten. . . . „Fürst von Benevent,“ sagte sie zu mir, „von allen Menschen die hier sind, kenne ich nur zwei, die den Schritt, den ich gethan habe, bedauern: ich und Sie. Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, wenn ich mit diesem Gedanken scheide?“ — „Ich hatte nur Thränen der Rührung, aber auch des Stolzes, von dieser edlen Frau verstanden zu sein. Leider waren die Bemühungen der Königin, durch ihr persönliches Erscheinen mildere Bedingungen zu erhalten, vergebens. Napoleon hatte gesiegt, glänzend gesiegt; er triumphirte also, und war deßhalb unerbittlich. Er lebte in einem Taumel von Ruhm und Größe, wie nie zuvor. Er redete sich zuletzt sogar ein, daß er den Alexander „düpirt“ habe — eine nicht allzuferne Zukunft zeigte, wer der Düpirte gewesen.“ [1])

Der Friede zu Tilsit

der 7. Juli 1807 abgeschlossen wurde, hat neunundzwanzig Bestimmungen. Das Königreich Preußen verlor von den neun und einer halben Million Einwohnern fünf Millionen, und von den sieben Millionen Thalern Einkommen drei Millionen. Alexander I., welcher den König zum Widerstand ermuthigt und ihm feierlich

[1]) Talleyrand, Memoiren. Deutsch von Ebeling. Bd. I, S. 246—47.

erklärt hatte: „Keiner von uns fällt allein, entweder stehen wir zusammen oder fallen zusammen!“ mußte ehrenhalber Einsprache erheben. Napoleon aber war unerbittlich: nur aus Achtung vor Alexander habe er Preußen so viele Provinzen gelassen, er würde es sonst zu einem Staat dritten Rangs herabgesetzt, das heißt ihm den Königstitel genommen haben; Schlesien hätte er sonst an Oesterreich oder an Sachsen gegeben. Thiers macht hiezu von seinem französischen Standpunkte aus die eigenthümliche Bemerkung: „In der That hätte jede dieser Combinationen den Vorzug verdient. Da man Preußen einmal opfern wollte, so mußte man es ganz und nicht halb zerstören. Es ist in allen Fällen ein schlechtes System, alte Staaten umzustürzen, um neue daraus zu schaffen, denn die alten leben leicht auf, die neuen welken rasch dahin, wenn man nicht dem Gange der Ereignisse schnell sich anschließt. Der Gang der Ereignisse hatte bisher dahin geführt, daß Preußen immer stärker, Polen und Sachsen immer schwächer geworden waren. Alles, was man in diesem Sinne ausführte, hatte Aussicht auf Erfolg; Alles, was man in entgegengesetztem Sinne versuchte, konnte nicht dauern. Wenn man dem, was beschlossen war, einige Festigkeit geben wollte, so mußte man auf der Stelle Preußen so schwach, Sachsen und Polen so stark machen, daß das erste sich nicht erheben konnte, die beiden letzteren sich zu behaupten vermochten. Man mußte Preußen entweder ganz wieder aufrichten oder ganz vernichten. Napoleon dachte selbst daran und sagte es dem Kaiser Alexander. Er ging sogar so weit, diesem preußisches Gebiet anzutragen, wenn er in seine Pläne eingehe; der Czar weigerte sich aber, denn es war ihm augenscheinlich unmöglich, preußisches Gebiet anzunehmen; es war schon genug, daß er es nicht besser vertheidigte und der Verbündete des Siegers wurde. Auch von dem Preußen vorbehaltenen Loose abgesehen, konnte Alexander I. mit der Wiederherstellung Polens nicht zufrieden sein. Napoleon zeigte ihm aber, daß Rußland auf der Seite des Abendlandes am Niemen stehen bleiben müsse, und in seinem eigenen Interesse nicht bis zur Weichsel vorschreiten dürfe, weil es sonst Europa beunruhige; es müsse seine Vergrößerung anderswo suchen: im Norden in Finnland, im Orient in der Türkei, namentlich in der letzteren Richtung, wo sich der Weg zu wahrer Größe eröffne, da Ostindien in Aussicht stehe; vergrößere sich Rußland nach dieser Seite hin, so erhalte es auf dem Festlande Verbündete, namentlich Frankreich, und verfeinde sich bloß mit England.“ [1])

Tadel von Thiers.

Am 7. Juli wurde der Vertrag mit Rußland unterzeichnet,[2]) welcher auch das Schicksal Preußens bestimmte, denn es heißt im vierten Artikel: „Der Kaiser Napoleon, aus Achtung vor dem Kaiser von Rußland und weil er einen Beweis von dem aufrichtigen Wunsch geben will, beide Völker durch die Bande eines unzerstörbaren Vertrauens und einer unauflöslichen Achtung zu vereinigen, willigt ein, Seiner Majestät dem König von Preußen, dem Verbündeten Seiner Majestät des Königs aller Reußen, alle nachbezeichneten eroberten Städte, Länder und Gebiete wieder herauszugeben: den am rechten Elbe-Ufer gelegenen Theil des Herzogthums Magdeburg, die Marken rechts von der Elbe, mit Ausnahme des

Beraubung Preußens.

---

[1]) Dies können beweisen die Schreiben Napoleons an Alexander I., vom Anfang Juli 1807, in der Correspondance, vol. XV, p. 478—80, 487, 490; sie wurden in der Nacht verfaßt und zeigen, was vorher am Abend durchgesprochen wurde. Alexander I. scheint bis auf den letzten Tag noch Widerstand gegen Manches geleistet zu haben.

[2]) Martens, Supplément au recueil des principeaux traités. Vol. IV. Gottingue 1808, p. 436. Unterzeichnet sind Talleyrand, Fürst Kurakin, Fürst Labanow de Rostoff.

Cotbuser Kreises, der dem König von Sachsen gehören wird; das Herzogthum Pommern, Ober-, Nieder- und Neuschlesien mit der Grafschaft Glatz, den Theil des Netzedistrictes, der nördlich von der Straße von Driesen nach Schneidemühl gelegen ist, ferner Pomerellen, die Nogat-Insel, das Land rechts von der Nogat und der Weichsel, westlich von Altpreußen und nördlich vom Culmer Kreise, und endlich das Königreich Preußen, so wie es im Jahre 1782 bestand, das Alles mit den Plätzen Spandau, Stettin, Küstrin, Glogau, Breslau, Schweidnitz, Neisse, Brieg, Kosel, Glatz und Graudenz." — Also, kraft des Rechtes der Eroberung gehört ganz Preußen Napoleon, und er gibt einen Theil aus Achtung vor Alexander I. an Friedrich Wilhelm III. zurück — und dies wird vor aller Welt verkündet. Welche Demüthigung für den letzteren! Es gereicht aber Alexander nicht zur Ehre, denn er hätte sich für seinen Freund besser verwenden und dessen Ehre höher halten sollen. Preußen büßte also Alles ein, was es links von der Elbe besessen hatte, und den größten Theil seiner polnischen Erwerbungen, Südpreußen, Neu-Ostpreußen, einen Theil von Westpreußen.[1]) — Der fünfte Artikel bestimmt: „Das preußische Polen soll unter dem Namen Herzogthum Warschau dem König von Sachsen zu Theil und nach einer Verfassung regiert werden, welche den Völkern dieses Herzogthums ihre Freiheiten und Privilegien sichert, die sich mit der Ruhe der benachbarten Staaten vertragen." — Also kein Liberum Veto, auch nicht die Verfassung vom 3. Mai 1791 ward hergestellt, nicht ganz Polen. — Artikel VI.: „Die Stadt Danzig, mit einem Gebiet von zwei Stunden im Umkreis, soll unter dem Schutze von Preußen und Sachsen in ihrer vormaligen Unabhängigkeit hergestellt und nach ihren ehemaligen Gesetzen regiert werden." — Artikel VII.: „Dem König von Sachsen wird eine Kriegsstraße durch die preußischen Staaten nach Warschau zugesichert." — Artikel VIII.: „Die freie Schifffahrt auf der Weichsel soll weder durch Preußen, noch durch Sachsen auf irgend eine Weise beschränkt werden." — Artikel IX.: „Ein Theil von Neu-Ostpreußen (die Landschaft Bialystok), mit 206 Quadratmeilen und 183.000 Einwohnern, kommt an Rußland zur Abrundung seiner Grenze." — X.: Allen Polen, sowohl denen, welche unter preußischer Herrschaft bleiben, als auch denen, die von jetzt an zum Herzogthum Warschau gehören oder an Rußland abgetreten wurden, wird vollkommene Straflosigkeit bewilligt. — XI.: Alle Verpflichtungen des Königs von Preußen in Rücksicht auf die Personen, welche zu den bisher preußisch-polnischen Provinzen gehörten, werden von Rußland und Sachsen übernommen. — XII.: Die Herzoge von Coburg, von Mecklenburg und Oldenburg sollen nun in den vollen Besitz ihrer Länder wieder eingesetzt werden, jedoch die Häfen derselben bis zum Frieden zwischen Frankreich und England französische Besatzungen erhalten. — XIII.: Napoleon ist bereit, Rußlands Vermittlung zur Wiederherstellung des Friedens mit England anzunehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch England dieselbe binnen Monatsfrist nach erfolgter Bestätigung des gegenwärtigen Friedens annehme. — XIV.: Dagegen erkennt Alexander I. die Brüder Napoleons, Joseph, als König von Neapel, und (XV.) Ludwig, als König von Holland an; ferner den Rheinbund und den gegenwärtigen Titel der verschiedenen Glieder desselben, sowie auch (XVI.) derjenigen Fürsten, die noch vielleicht Glieder des Bundes werden möchten und deren neue Titel; er anerkennt den jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus, als König von Westfalen, welches Reich aus den von dem König abzutretenden Provinzen auf dem linken Elbe-Ufer und aus andern in Frankreichs Gewalt befindlichen

Verluste Preußens.

Herzogthum Warschau.

Danzig Republik.

Bialystok.

Amnestie.

Vermittlung mit England

Königreich Westfalen.

[1]) Martens, l. c. IV, p. 438.

Rheinbund. Ländern und Staaten gebildet wird; endlich all die Verfügungen, die zufolge der von dem Könige von Preußen vorzunehmenden Abtretungen zu Gunsten eines oder des andern Fürsten von Napoleon angeordnet werden möchten. — XVII.: Alexander

Jever. tritt die Herrschaft Jever an Holland ab. — XVIII.: Die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte sollen sogleich aufhören, die russischen Truppen sollen die

Türkei. Moldau und Walachei verlassen. — XIX.: Jedoch sollen diese Provinzen nicht eher wieder von den Türken besetzt werden, als bis der zwischen Rußland und der Pforte zu schließende Friede, dessen Vermittlung Frankreich übernimmt, bestätigt

Moldau und Walachei. ist. Ueber die Fristen, binnen welchen die von beiden Theilen zu verlassenden Provinzen geräumt werden sollen, wie auch über die verschiedenen Vorbehalte, sollen spätere Uebereinkünfte entscheiden. Beide Theile gewährleisten sich gegenseitig ihre Besitzungen; die von beiden Theilen gemachten Gefangenen sollen in Masse zurückgegeben, die Handelsverbindung zwischen Rußland und Frankreich, Italien, Neapel und dem Rheinbund gleich wie vor dem Kriege hergestellt und das Ceremoniell auf den Fuß einer vollkommenen Gleichheit gesetzt werden.

Geheime Artikel. So lauten die Artikel, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, aber es gab auch geheime, deren Original jedoch Talleyrand 1814 Alexanders Ehre zu lieb verbrannt haben soll. Die „Madrider Zeitung" veröffentlichte 1812 einen geheimen Vertrag, die englischen Zeitungen druckten ihn nach. Das Original konnte nie erbracht werden, die späteren Ereignisse beweisen aber, daß einige wesentliche Punkte verabredet worden sein müssen.

Hier die Hauptsätze: „1. Rußland wird von der europäischen Türkei Besitz ergreifen und in Asien seine Grenzen ausdehnen, soweit es ihm zukömmlich scheint. 2. Die Dynastie der Bourbonen in Spanien und das Haus Braganza in Portugal hören auf zu regieren; diese beiden Kronen fallen Prinzen des Hauses Bonaparte anheim. 3. Die weltliche Herrschaft des Papstes hört auf und sein Gebiet wird mit dem Königreich Italien vereinigt. 4. Rußland verpflichtet sich, seine Flotte behufs der Eroberung von Gibraltar zur Verfügung zu stellen. 5. Die Franzosen ergreifen Besitz von den Städten an der Nordküste von Afrika, Algier, Tunis. 6. Malta wird in den Besitz Frankreichs übergehen und es soll mit England, ohne daß es in die Abtretung dieser Insel willigt, schlechterdings kein Friede geschlossen werden. 7. Die Franzosen werden Aegypten besetzen. 8. Die Schifffahrt auf dem Mittelmeer soll nur französischen, russischen, italienischen und spanischen Handels- und Kriegsschiffen gestattet und sollen alle übrigen Nationen davon ausgeschlossen werden. 9. Dänemark solle die Hansastädte in Norddeutschland erhalten unter der Bedingung, daß es seine Flotte an Frankreich überliefert. 10. Beide Kaiser verabreden ein Reglement, demzufolge es künftig keinem Staate, welcher nicht eine gewisse Anzahl von Kriegsschiffen unterhält, gestattet sein soll, Handelsfahrzeuge in See gehen zu lassen."

So der geheime Vertrag, dessen wesentliche Grundlagen auch Miot de Melito für richtig hält.[1]) Anstößig ist der erste und der dritte Punkt, denn so viele Zugeständnisse an Rußland hinsichtlich der Türkei widersprechen dem Plane Napoleons; ob der Papst sein weltliches Gebiet behalte oder verliere,

[1]) Mémoires, III, p. 76.

konnte Alexander I. nur gleichgiltig sein. Darüber sich mit ihm zu vertragen, hatte Napoleon gar nicht nöthig.

Der geheime Vertrag.

Die „Correspondance“ enthält keinen geheimen Vertrag. Thiers gibt die folgenden Punkte zu: Frankreich erhielt zugesagt die Mündungen von Cattaro und die sieben Inseln; Joseph wurde darin nicht bloß als König von Neapel anerkannt, sondern auch als König beider Sicilien, sobald die Bourbonen von Neapel mit den Balearen oder mit Candia entschädigt worden seien; werde Hannover mit Westfalen vereinigt, so solle Preußen auf dem linken Elbe-Ufer ein Gebiet mit 400.000 Einwohnern erhalten. Dagegen übernahmen Frankreich und Rußland die Verpflichtung, in allen Fällen gemeinschaftliche Sache zu machen, bei jedem Krieg, zu dem es kommen werde, ihre See- und Landtruppen zu vereinigen, wenn England sich den vorgeschriebenen Bedingungen nicht füge, ebenso unter denselben Voraussetzungen gegen die Pforte zu verfahren und in diesem letzten Falle ihre europäischen Provinzen, mit Ausnahme von Constantinopel und Rumelien, der türkischen Herrschaft zu entziehen. Beide Mächte verpflichteten sich, gemeinschaftlich Dänemark, Schweden, Portugal und Oesterreich aufzufordern, sich der Politik Frankreichs und Rußlands anzuschließen, das heißt England den Krieg zu erklären. Napoleon und Alexander versprachen sich, unverbrüchliche Freundschaft zu erhalten, sich Nichts zu verheimlichen und sich bald wiederzusehen.[1])

Talleyrand.

Talleyrand macht in seinen Memoiren eine wichtige Bemerkung:[2]) „In den Unterredungen, welche dem Frieden von Tilsit vorangingen, sprach Napoleon oft dem Kaiser Alexander I. von der Moldau und der Walachei, die eigentlich zu Rußland gehören müßten, und setzte dann hinzu, daß die Zerstückelung der Türkei doch wohl in den Plänen der Vorsehung zu liegen scheine. In einer solchen Stimmung fing er dann auch schon an, seine Gedanken über die Ländervertheilung des Ottomanischen Reiches, bei welcher auch Oesterreich bedacht werden sollte, näher zu entwickeln. Einem kundigen Blick konnte der Eindruck nicht entgehen, den diese Hirngespinnste — denn viel mehr waren diese Ideen nicht — auf das leicht erregbare Gemüth des Kaisers Alexander I. machten. Als Napoleon den Czaren in dieser Weise bearbeitet hatte, sprach er plötzlich von wichtigen Depeschen, die ihn nach Paris zurückriefen, und betrieb dann heftig die Abfassung des Friedenstractates, in welchem aber, wie er speciell befahl, kein Wort, weder über die Türkei, noch über die beiden Donaufürstenthümer vorkommen dürfte. Ich that natürlich, wie er mir geheißen. Bald darauf reiste er ab — und hatte also hier wieder für seine weiteren Projecte das Terrain sondirt und den Czaren umgarnt. Er für seine Person behielt sich die Freiheit der Entscheidungen und des Handelns vor; dem Kaiser Alexander I. hatte er — man gestatte mir den etwas unehrerbietigen Ausdruck — neue Ideen in den Kopf gesetzt, die vielleicht später für die französischen Interessen irgendwie nützlich zu verwerthen waren.“ —

---

[1]) Thiers, l. c., vol. VII, p. 531. Traités patents et secrets.
[2]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 293—34.

Am 24. Juni 1807 erhielt Napoleon die Nachricht vom unglücklichen Ende Selims III. und nahm dasselbe alsbald als Grund zur Wendung seiner Politik, zur Preisgebung der Türkei in Anspruch. Aber, wie erklärte er den Türken seine Umkehr von ihrer Beschützung? Ein Schreiben vom 9. Juli aus Tilsit gibt uns eine Aufklärung.[1])

Napoleon befahl Talleyrand, seinen Adjutanten an den General Michelson abzusenden und von da an den Großvezir mit einem Schreiben, welches ihm den Abschluß des Friedens und die Artikel mittheilt, welche die Türkei betreffen. Ein Waffenstillstand müsse eintreten, die Russen würden die Moldau und Walachei räumen, aber die Türken nicht einmarschiren. Sebastiani müsse man melden, daß Napoleons Politik im Umschlag begriffen sei, zwischen Frankreich und Rußland bestehe jetzt die beste Freundschaft, beide Kaiser hätten zwanzig Tage miteinander zugebracht und Napoleon hoffe, der Bund werde Dauer haben. Auf der anderen Seite liege ihm das Loos Selims III. am Herzen, und er sei ärgerlich über die wenige Rücksicht, welche man in Constantinopel gegen seinen Gesandten Sebastiani und seine Officiere gehabt habe. Die Moldau und Walachei dürften jetzt weder die Russen noch die Türken betreten; geheim müsse bleiben, daß die Sieben-Inseln und Cattaro jetzt Frankreich gehören. Den Russen dürfe man in Constantinopel nicht die Durchfahrt für vier Kriegsschiffe verweigern die ins Schwarze Meer gehören. Uebrigens müsse man die Pforte gelinde behandeln, auch solle sie durch einen eigenen Gesandten in Paris Napoleon um Vermittlung mit Rußland bitten; deßgleichen solle Sebastiani vertraulich mittheilen, wie sehr Selims Schicksal dem Kaiser am Herzen liege, aber ja nicht trotzig reden, damit Selim nicht ermordet werde. Es sei lächerlich, daß der Sultan Mustafa IV. Napoleon noch gar nicht geschrieben, der doch allein die Türkei beschützt habe. Die Türken hätten sicher den Russen nicht widerstehen können, wenn Napoleon sich ihrer nicht angenommen hätte; das alles müsse schonend gesagt werden. „Ich bin noch immer der Freund der Pforte, aber ich bin auch der Freund Rußlands geworden; man muß also immer mit allen Mitteln zu versöhnen suchen und jeden Anlaß zur Aufregung vermeiden.“ —

Der Friede mit Preußen.

Vertrag mit Preußen.

Der Vertrag mit Preußen, der 9. Juli unterzeichnet wurde, ist einfach dictirt worden. Napoleon ließ Goltz kommen und bedeutete ihm, Preußen sei in seiner Gewalt, und er habe ganz allein darüber zu bestimmen. Talleyrand zog dann Streifen Papier aus dem Sack, auf denen die einzelnen Sätze des Vertrags standen und ließ sie abschreiben.

Alle für Preußen bitteren Sätze des Vertrags mit Rußland waren hier wiederholt, auch der vierte; Preußen mußte dann die Könige von Neapel, Holland und Westfalen und den Rheinbund anerkennen; auf alles Grundeigenthum zwischen Rhein und Elbe, auf alle Rechte und Ansprüche verzichten; alle öffentlichen und geheimen Uebereinkünfte und Bündnisse, die zwischen Preußen und irgend einem auf dem linken Ufer der Elbe befindlichen Staate geschlossen sein

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 505—506.

mochten und die der letzte Krieg noch nicht gebrochen, für nicht geschehen und wirkungslos erklären; alle preußischen Länder sollen bis zum Frieden mit England der Schifffahrt und dem Handel der Engländer verschlossen sein; weder eine Ausrüstung nach den britischen Inseln solle aus den preußischen Häfen vorgenommen, noch irgend ein aus England oder dessen Niederlassungen kommendes Schiff in dessen Häfen zugelassen werden. Ein geheimer Artikel setzt fest, gemeinsame Sache mit Frankreich gegen England zu machen, wenn 1. December England nicht eingewilligt habe, Frieden auf ehrenvolle und den wahren Grundsätzen des Seerechts entsprechende Grundsätze abzuschließen.[1])

Räumungsvertrag vom 12. Juli 1807.

Zwischen Kalkreuth und Berthier wurde 12. Juli eine Uebereinkunft über die Räumung des Landes geschlossen, wonach Tilsit 21. Juli, Königsberg 25. Juli, das Land bis an die Passarge 1. August, Altpreußen bis an die Weichsel am 21. August, der Rest von Altpreußen bis an die Oder; 1. October aber ganz Preußen bis an die Elbe, sowie auch Schlesien geräumt werden sollten,[2]) das Herzogthum Magdeburg aber 1. September, Stettin jedoch sollte von 6000 Franzosen besetzt bleiben; die Rückgabe der übrigen Festungen sollte 1. October erfolgen. Diese Räumung sollte in den festgesetzten Terminen, aber nur dann erfolgen, wenn die dem Lande auferlegte Kriegssteuer bezahlt oder genügende Sicherheit für deren Zahlung gegeben wäre, und diese Sicherheit von Daru, dem General-Intendanten der französischen Armee, anerkannt wäre.[3]) Vom Tage dieser Anerkennung an sollten die Einkünfte des Landes wieder in die königliche Kasse fließen. Bis die Kriegssteuern bezahlt wären, sollten alle französischen Truppen und Kriegsgefangenen auf Kosten des Landes ernährt werden.

Daru.

Wie groß die Schuld?

Nun entstand aber bald Streit über die Frage, wie viel sind die Preußen noch schuldig? Dadurch wurde die Kriegsbesatzung verlängert, und zunächst ein neues Uebereinkommen geschlossen, wonach die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau auf unbestimmte Zeit in den Händen der Franzosen gelassen werden müßten; es war ein Unglück, daß die Höhe der noch zu zahlenden Kriegssteuer nicht in dem Friedensvertrag war bestimmt worden. Die Preußen verlangten, daß die dem Lande abgezwungenen Lieferungen von den Kriegssteuern abgerechnet würden, Napoleon wies diesen Antrag von sich. Die preußischen Bevollmächtigten fanden heraus, Preußen habe nur noch 19 Millionen Thaler zu bezahlen. Napoleon setzte, ohne sich viel mit Ziffern zu befassen, die noch schuldige preußische Kriegssteuer auf 150 Millionen Francs fest; kurze Zeit vorher, am 22. Juli, hatte er geschrieben: „Kann man diese Summe auf 200 Millionen Francs steigern, um so besser!“ Um diese 150 Millionen herauszubringen, verlangte er 15 vor der Räumung des Landes, 90 in Wechseln, 45 Millionen wolle er in Staatsgütern annehmen, also Pfänder, die er behalten wolle, bis Preußen seine Schulden völlig abgetragen. Offenbar hatte Napoleon den Zweck, Preußen nie zu Athem kommen zu lassen: „Der König von Preußen braucht kein Heer,“ schrieb er

---

[1]) Martens, l. c. IV, p. 444 ff.
[2]) Correspondance, vol. XV. Convention, p. 509—11. Traité d'évacuation, p. 512—514. — Martens, l. c. IV, p. 450—52.
[3]) Bignon, l. c. VI, p. 213.

26. December, „er ist mit keinem Menschen im Krieg.“ Der König schrieb klagend an den Kaiser von Rußland, und nahm dessen Vermittlung in Anspruch. Alexander I. war nicht unempfindlich fur die Leiden seines Verbündeten, wagte aber nur schüchtern eine schwache Einsprache. Die französischen Behörden zeigten in ihren Forderungen Härte und Uebermuth, wiesen jede Vorstellung mit Hohn zurück. Es war ein fortdauernder Krieg im Frieden. Die französischen Generale peinigten die Landschaften durch ihre Geldgier. Daru wird geschildert als arbeitsam, gescheidt, wissenschaftlich, und praktisch durch das Leben in dem Revolutionssturm gebildel, geschäftskundig, mit Napoleons Gesinnungen vertraut, kalt, unerbittlich und geübt in den Künsten der Bedrückung. Die Marschälle sogen das Land aus, schwere Vorwürfe lasten auf Soult, aber auch auf den Rheinbundtruppen wegen ihrer Rohheit.[1]) Ein maßloser Haß sammelte sich ob solchen Verfahrens nach und nach an, namentlich als das Verhalten Napoleons gegen die edle Königin Louise bekannt wurde.

Wir sahen, wie sie in Thränen von Tilsit schied. Napoleon hatte keine Ahnung, wie sehr er sich selber durch seine Rohheit geschadet hatte, welchen Haß er gegen sich anhäufte, und wie einst die Vergeltung ihn ereilen würde. Die Königin fand nur Trost in ihrem Glauben an Gott. Sie schrieb an ihren Vater im tiefsten Unglück: „Wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!“ [2]) — „Neues Ungemach ist über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. — Glauben Sie nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns. Der zweite: Wir gehen mit Ehren unter. Der König hat es der Welt bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will, Preußen mochte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können. — Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß: Da wird es Kraft erfordern, aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo Alles kommt. Mein fester Glaube ist: er schickt nicht mehr, als wir ertragen können.“ [3]) — „Alles mußte so kommen, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit der Zeit nicht fortgeschritten, und deßhalb überflügelt sie uns. Von Napoleon können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm, aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.“ [4]) — „Auf dem Wege des Rechtes leben und sterben, und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen — nie werde ich ganz unglücklich sein. — Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie. Nur Unrecht Unsererseits würde mich zu Grabe bringen.“ [5])

Trost im Glauben.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 4.
[2]) Frau von Berg, Louise, Königin von Preußen. Berlin 1874. S. 58.
[3]) Ibid. p. 64.
[4]) Diese Stelle findet sich nicht in der ersten Auflage des Buches der Frau v. Berg.
[5]) Ibid. p. 63.

Von Memel aus schrieb sie an ihren Vater: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis; unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen, dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen; jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden; das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht." [1]) — Wie Maria von England auf dem Sterbebett sagte, man werde in ihrem Herzen, wenn man es öffnen könnte, den Namen Calais mit blutigen Zügen lesen können, so könne sie ein gleiches von sich und Magdeburg sagen. Uebrigens müsse man persönliche Beleidigungen verzeihen, jedoch nie gleichgiltig sein gegen das Princip des Bösen selbst, ihm widerstehen, aber mit möglichster Weisheit; man müsse in Allem den großen Gang der Weltgeschichte beachten, der Zeit die Zeit zum Reifen vergönnen und bis dahin schweigen, dulden und sich des Handelns enthalten. Es müßten alle diejenigen, die ein großer Glaube noch halte, eine unsichtbare Kirche bilden, einander trösten, erheben und kräftigen, daß eine große Zukunft sie nicht unvorbereitet finde. [2]) —

Diese Hoffnung der Königin war nicht eitel. Der Friede schon regte die Bevölkerung auf. Man befahl in Berlin zur Feier dieses Friedens vergebens Tedeum und Beleuchtung dafür. Man bemerkte nur zwei Transparente. Ein Kaufmann hatte vor seinem Hause:

„Ich kenne zwar den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und befohlener Pflicht
Verbrenn' ich auch mein letztes Licht." [3])

Ein kleiner Tischler hatte einen Sarg illuminirt mit der Aufschrift: „Hier ist der wahre bekannte und unbekannte Friede!" — mit Anspielung auf das bekannte Gedicht von Salis. Als am andern Tag die Uebereinkunft veröffentlicht wurde, entstand ein Schrecken, der sich nicht beschreiben läßt — er war nur zu begründet; die Willkür der französischen Beamten machte immer neue Zumuthungen an Preußen, keine Verhandlung hatte Erfolg, jedes Wort wurde wieder umgedreht und anders gedeutet. Max Duncker hat ausgerechnet, daß Frankreich eine Milliarde an Kriegssteuern aus Preußen gezogen hat. Preußen wurde arm an Geld, aber reich an innerer Kraft. Es kamen bitterste Zeiten der Noth; die Bevölkerung duldete, wartete und rüstete. Ein unsäglicher Haß wuchs gegen Napoleon heran. „Noth lehrt beten", sagt das Sprichwort: — im Lande der Aufklärung verbreitete sich jetzt eine religiöse Richtung, der Sinn für das Ueberirdische, der Glaube an das Höchste erwachte wieder. Die Königin faßte Hoffnung, daß ihr Volk genese von den Uebeln der Zeit. Das Unglück schlang das innigste Band um Dynastie und Volk. Als das Land bis zur Weichsel geräumt war, wurde Königin Louise am 15. December 1807 mit herzlichem Jubel empfangen. Am Tage, da sie vor sechzehn Jahren als Braut in Berlin eingezogen, zog sie als Königin wieder ein, mit allen Zeichen der Liebe empfangen. Thränen der Rührung glänzten in Tausenden von Augen. Auch die Königin weinte in Erinnerung an das, was ihr Volk, was sie selber erduldet; aber auch in Hoffnung, daß es besser werde, sie fühlte das Wehen eines besseren Geistes. —

---

1) Frau von Berg, Louise, Königin von Preußen. S. 68.
2) Ibid. p. 70.
3) Pertz, Steins Leben. Bd. I, S. 451.

In der Noth, nach dem Frieden zu Tilsit, wurde der Freiherr von Stein die einzige Hoffnung auf Rettung, zumal Napoleon auf Hardenbergs Entlassung bestand:[1]) er wolle lieber noch vierzig Jahre Krieg führen, als mit Hardenberg unterhandeln. Als der König erklärte, er könne diesen erfahrenen Geschäftsmann nicht entbehren, erwiederte Napoleon: er könne ihn durch Schulenburg-Kühnert oder Stein ersetzen: „Prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit!" Schulenburg lehnte ab und wurde sogar Staatsrath im Königreich Westfalen. Der König willigte in die Berufung Steins. Am Tag, da der Friede zu Tilsit unterzeichnet wurde, gingen folgende Briefe an Stein ab:

Friedrich Wilhelm III.

Die Prinzessin Louise schrieb an Stein:[2]) „Ihr Freund und vor ihm die Zeitungen werden Sie von dem traurigen Ende all unserer Hoffnungen unterrichtet haben. Muthlosigkeit und Schwäche viel mehr als das Glück unserer Feinde haben uns unterjocht, und der Austritt Ihres Freundes, den er sich selbst auferlegt, um noch durch dieses Opfer zu nützen und seinem Herrn die Beschämung desselben zu ersparen, läßt uns unsere Knechtschaft peinlich fühlen. Ich habe versprochen, Ihnen über diesen Herrn zu schreiben, Ihnen zu sagen, und ich sage es mit Wahrheit, daß er in diesem Augenblick unsere ganze Theilnahme verdient, daß sein Muth und seine Fähigkeit durch unsere letzten Unfälle nicht erschüttert worden, daß er zu allen Opfern bereit war und von dem Gedanken durchdrungen, daß es besser sei, edel zu fallen, als mit Schande zu leben, weder die Absicht noch den Gedanken an die unerwarteten Ereignisse und den Wechsel des Systems und der Grundsätze hatte, die jetzt über unser Loos entscheiden. Er hatte sich Ihrem Freund aufrichtig angeschlossen, und gerade in diesem Augenblick, wo Alles ihn verläßt, wo er weder Wahl noch Willen hat, verliert er noch diesen so erprobten Freund, und dieser Freund verläßt ihn aus Anhänglichkeit an dieses Land und seinen Herrn mit einem Schmerze, der mich tief gerührt hat. Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken, von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernten, und deren sich zu erinnern, Sie zu großmüthig sein werden, zu einer Zeit, wo derjenige, welcher Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Theilnahme und Ihre Hilfe verdient. Können Sie sich unserer Bitte entziehen? Können Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen, und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserem Falle erheben können? Hardenberg hofft nur auf Sie; er sieht für seinen Herrn keine Hoffnung, als in Ihnen, und wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen derer nicht folgen, welche Sie verlangen und flehentlich fordern, was soll aus dieser traurigen Zukunft werden? — Ich gebe zu, Sie auffordern, unser Loos zu theilen, heißt, Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat Nichts gethan, um Sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblick der Beleidigungen zu erinnern; und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß, wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zur Hilfe dieses so unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Theilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken be-

beruft Stein.

Hardenberg tritt zurück.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 419.
[2]) Ibid. I, p. 453.

hauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben, und er ist mir nie achtungswerther erschienen, als seit diesen schrecklichen Unfällen — unter denen ich ihn einen geistigen Muth, eine Festigkeit, eine Entsagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte. Glauben Sie es, sein Freund sagt Ihnen nicht zu viel für ihn, ich sehe ihn mit Schmerz abreisen, ich bin untröstlich über seine Entfernung, über die Gründe, welche Sie herbeiführen. Er selbst leidet daran schmerzlich, und ich bin gewiß, daß allein die Hoffnung, Sie für seinen Herrn wieder zu erwerben, seinen Muth aufrecht hält und die peinlichen Erinnerungen versüßt, welche er in seine Zurückgezogenheit mitnimmt. Mein Mann ist noch abwesend, ich erwarte ihn jedoch in wenigen Tagen; wie Wenige sah er die ungemeine Schwäche vorher, deren Opfer wir sind, und wieviel Schmerzen erwarten ihn bei seiner Rückkehr! Möge die Hoffnung, Sie wieder zu sehen, bald unseren niedergeschlagenen Muth erheben, und unsere Wiedervereinigung meinen Schauder vor jener Zukunft zerstreuen, in der ich nicht mehr das Glück finden kann, aber in der das Glück so vieler Wesen, welche mir theuer sind, noch von Ihnen abhängen wird. Versagen Sie sich unseren Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen versöhnen konnten. — Wie sehr muß ich das Loos meines Bruders segnen! Er hätte in dieser Welt zu viel zu dulden gehabt; und was ich täglich erfahre, läßt mich empfinden, daß die Schmerzen, die Gott uns schickt, oft Wohlthaten sind, die wir in unserer Verblendung beweinen. Ihm könnte ich nur aus Eigennutz zu leben wünschen. Er fehlt mir an jedem Tage, in jedem Augenblick meines Lebens, und doch fühle ich, daß er viel glücklicher ist als wir . . . Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort; möge sie uns günstig sein! Sie bedürfen keiner Versicherung, um an die sehr zärtliche und beharrliche Anhänglichkeit zu glauben, die ich Ihnen für immer geweiht habe. Louise."

Radziwill.

Prinz Louis.

Also bereute der König, Stein entlassen zu haben, und dringend ward er gebeten zur Rückkehr. Dringend durch Hardenberg, welcher ihm den Gang der Verwaltung bis zu diesem Augenblicke schilderte und dann bat:[1] „Müßte ich nicht darauf rechnen, daß Sie jede persönliche Rücksicht bei Seite setzen werden, um die Befriedigung zu haben, den Staat zu retten, dem Sie seit Ihrer Jugend Ihre Kräfte geweiht haben? Sie sind in der That der Einzige, auf den alle guten Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen; würden Sie sich weigern sie zu erfüllen? Ich verwerfe diesen Gedanken. Der König wird Ihnen das Ministerium des Innern und der Finanzen übertragen; machen Sie Ihre Bedingungen, aber bei dem König selbst; es wird ohne Zweifel nur von Ihnen abhängen, sich in unmittelbare Beziehung zum König zu setzen und darin gleich mir zu erhalten. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Sie sich ohne Zögern zum König begeben. Die ersten Augenblicke werden die größte Sorgfalt erfordern. Der König wird Ihnen bestimmt sein ganzes Vertrauen schenken, und Ihnen die Sorge für die Wiederherstellung des Staates mit der Wahl der Mittel und Personen überlassen. Von dem, was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist, sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu Allem bestimmen, was gut und nützlich ist, wie mir dieses vollkommen gelungen war. Vermeiden Sie besonders das Ansehen, ihn

Brief Hardenbergs.

Der König.

[1] Pertz, l. c. Bd. I, S. 451.

regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen und denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst." —

Kein Cabinet mehr.

Dann schilderte Hardenberg die Lage: Graf Goltz, früher Gesandter in Petersburg, sei vorläufig zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, ein Mann, der das Gute wolle, werde sich auf dieser Stelle halten; statt Kleist's, der des Dienstes müde, werde vermuthlich der wohlgesinnte und fähige Oberstlieutenant von Knesebeck Generaladjutant, mit dem Vortrage über die Militärsachen; mit diesen beiden werde Stein einen Rath bilden, und dessen Seele sein. Beyme habe sich seit Hardenbergs Wiederantritt sehr gut betragen, stets den guten Grundsätzen angehangen, keinen Einfluß gesucht, auch keinen besessen, aber selbst dazu beigetragen; er mißbillige jetzt ebenfalls ein Cabinet ohne Verantwortlichkeit; er sei der erste gewesen, der des Königs Maßregel, alle Gewalt Hardenberg zu übertragen, gebilligt, er werde sich auch so gegen Stein betragen und gleich nach dem Frieden sich ganz zurückziehen. —

Stein war hochherzig; er vergaß die Ungnade und antwortete: [1])

„An des Königs Majestät! Eurer Königlichen Majestät Allerhöchste Befehle wegen des Wiedereintritts in Dero Ministerium der Einländischen Angelegenheiten, sind mir durch ein Schreiben des Kabinets-Ministers Hardenberg de dato Memel den 10. Juli, den 9. August 1807 zugekommen. Ich befolge sie unbedingt, und überlasse Eurer Königlichen Majestät die Bestimmung des Verhältnisses, es beziehe sich auf die Geschäfte oder Personen, mit denen Eure Königliche Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, umsomehr da Eure Majestät Selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben. Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen, dreitägigen Fieber krank. Sobald aber meine Gesundheit wieder hergestellt ist, welches hoffentlich in zehn bis vierzehn Tagen der Fall sein wird, werde ich abreisen. Ich bin ungewiß, welchen Weg ich nehmen werde. Der über Berlin scheint mir bei der Ermangelung der Pässe unsicher, da ich hier durch die französischen Cantonnements reisen und bei jedem Platzcommandanten mich ausweisen muß. Ich werde also den Weg über Kopenhagen nehmen, und nur im äußersten Nothfall, wenn Ereignisse eintreten sollen, die ich nicht im Stande bin vorauszusehen, den durch Galizien.

Erlauben Eure Majestät mir Allerunterthänigst eine Bemerkung. In diesem Augenblick scheint mir das Dringendste die Befriedigung der Forderungen der französischen Behörden. Der General Schulenburg hat den ihm von Eurer Majestät gegebenen Auftrag abgelehnt; im Fall Eure Majestät bereits keine andere Auswahl getroffen haben, so stelle ich Allerunterthänigst anheim, ob Eure Königliche Majestät diesen Auftrag nicht dem Grafen von Reden zu übertragen geruhen wollen. Er hat während dieser Epoche des Unglückes seine Geschäftsführung fortgesetzt, mit einer gänzlichen Aufopferung seiner selbst. Ihm könnte der Geheimrath Niebuhr, der mit der Geldpartie und der französischen Sprache vertraut ist, beigeordnet werden. Stein."

Stein reiste alsbald ab zum unglücklichen König. Was er als Minister leistete, wird bald berichtet werden.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. I, S. 452—54, 457—58.

Das Herzogthum Warschau

ist eine Schöpfung des Vertrages von Tilsit, vielleicht in der Absicht dereinst ein großes Polen daraus zu machen, jetzt jedenfalls eine französische Beobachtungsstation.

Polen nach der dritten Theilung.

Polen wurde 1795 unter drei Mächte getheilt: die an Preußen fallenden Landschaften bekamen den Namen Preußen, die an Oesterreich fallenden wurden Galizien genannt, die an Rußland fallenden behielten den Namen Russisch-Polen. Preußen germanisirte, der Unterricht in der Schule war zur Hälfte in deutscher, zur Hälfte in polnischer Sprache; alle öffentlichen Urkunden wurden in deutscher Sprache abgefaßt, deutsche Gesetze wurden von deutschen Beamten vollzogen. — Preußen vermehrte die Elementarschulen und achtete die individuelle Freiheit und das Eigenthum. Gleiches Gesetz galt für Adel wie für Bauern. Alle waren dem Militärdienst unterworfen, nur die Juden nicht. Auch Oesterreich germanisirte, machte die Bauern frei und bezog dafür gute Soldaten aus Galizien.

Mißhandlung.

Russisch-Polen wurde bis zum Tode Katharinas II. (1793) hart behandelt; viele Polen wurden nach Sibirien verbannt, die Schulen wurden geschlossen, der katholischen Kirche wurden die Güter eingezogen. Besser ging es unter Kaiser Paul I., er hatte ein Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Viele wurden aus Sibirien zurückberufen; die katholische Kirche ließ er in Frieden, die Bisthümer wurden wieder hergestellt, die Schulen wieder eröffnet. Noch besser ging es unter Alexander I., dessen Freund Adam Czartoryski, ein Pole, Minister und Senator war, und Curator der Universität Wilna wurde und Vieles für den Unterricht that. Ein Piarist, Thaddäus Czacki, that Vieles für die Bildung der Jugend. So menschenfreundlich aber auch Alexander I. war, so litt das Volk doch viel durch die Habsucht und Käuflichkeit der Beamten.

Paul I. — Alexander I.

Ein großer Theil der waffentüchtigen Jugend hielt es in der Heimath nicht aus, und floh zu den Heeren der Revolution, von Frankreich, das Polen schon so oft getäuscht hatte, die Wiederaufrichtung des Thrones der Piasten erwartend. Namentlich suchten sie zu General Bonaparte in Italien zu gelangen, der baar und gut bezahlte, und zum Siege führte. Mehrere seiner Bataillone bestanden aus Polen, sie wandten ihm eine abgöttische Liebe zu und hegten die süßesten Hoffnungen von ihm.

Oginski an Bonaparte.

Oginski schrieb ihm aus Constantinopel: „Bürger-General! Ihre Siege, Ihr Ruhm sind einzig, aber es gibt noch andere Angelegenheiten, die Ihrer Beachtung würdig sind. Ihr Herz ist gewiß nicht taub für den Schrei der Menschheit und seufzt ohne Zweifel bei der bloßen Erinnerung an so viel unglückliche Geschöpfe, die ihr Heil von Frankreich erwarten. Fünfzehn Millionen Polen, die früher unabhängig waren, jetzt aber Opfer der Gewalt der Umstände geworden sind, heften ihre Blicke auf Sie. Dieselben möchten die Schranke, die sie von Ihnen trennt, gern durchbrechen, um Ihre Gefahren zu theilen, um Sie mit neuen Lorbeeren zu bekränzen, und all den Titeln, welche Sie bereits erworben haben, den neuen hinzuzufügen: „Vater der Unterdrückten!“ Verlieren Sie, Bürger-General, diese Nation nicht aus den Augen, deren namenloses Unglück Ihre Theilnahme erwecken muß, und die bloß deßhalb leidet, weil sie die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Landes sichern wollte. Sie sind einer der Männer, deren

Stellung den Polen einen Weg eröffnen muß, um das hassenswürdige, erniedrigende Joch abzuschütteln, das sie mit Ungeduld tragen. Sie werden als französischer Bürger sehr mächtige Beweggründe finden, um dieselben von der Unterdrückung zu erlösen, und Ihr patriotischer Eifer, unterstützt von Ihrem militärischen Genie, wird die Hindernisse überwinden, die sich in den Weg stellen. Eilen Sie, Bürger-General, der ganzen Welt zu zeigen, daß Frankreich seinen Ruhm darein setzt, die Schwachen zu schützen." [1])

Hoffnung der Polen.

Napoleon gab den Polen Rathschläge, sprach ihnen Muth zu, forderte sie auf, selbstthätig zu handeln, versprach ihnen, an der Spitze seiner Armee selber zu kommen und sie zu befreien. Als er aber Kaiser geworden war, that er Nichts für sie. Sie gaben jedoch ihre Hoffnung nicht auf, und vergossen freudig ihr Blut fur ihn. Bourrienne meint, wäre Sulkowski, der ihm so nahe stand, dem er die Befreiung seines Vaterlandes versprochen, nicht gefallen, er hätte sein Wort halten müssen. Viele erlagen in seinem Dienste dem Fieber auf Domingo. Auf allen Schlachtfeldern verspritzten die Polen ihr Blut für ihn. Als Napoleon den Kaisertitel annahm, gaben manche Polen ihre Hoffnung auf ihn auf, denn der Mann, welcher die Freiheit in Frankreich mit Füßen trat, werde auch die Freiheit in Polen nicht herstellen und kein Verlangen tragen, dieses Land unabhängig zu sehen. Zu diesen gehörte

Kosciuszko,

auch Kosciuszko, doch machte er den Polen, welche sich dem Glücke Napoleons anschlossen, keine Vorwürfe; diese hofften immer darauf, er werde sie einst unter seinen Adlern nach Polen zurückführen. Viele, die im Lande geblieben, rechneten jedoch nur auf Alexanders Herzensgüte.

Als nun 1806 der Feldzug gegen die Preußen und Russen begann, warf Napoleon die Augen auf Kosciuszko, um durch dessen Mitwirkung das Vertrauen der so oft getäuschten Polen wieder zu gewinnen; er ließ ihm die schmeichelhaftesten Anerbietungen machen, ihn auf diesem Feldzug zu begleiten.

nicht für Napoleon.

Kosciuszko ließ der militärischen Befähigung Napoleons Gerechtigkeit widerfahren, sah aber in ihm nur einen von Ehrgeiz verzehrten Eroberer, und wollte es nicht auf sich nehmen, die Polen mit Hoffnungen zu hintergehen. „Despotismus um Despotismus", sagte er; „die Polen brauchen ihn nicht so weit zu suchen und um den Preis ihres Blutes zu erkaufen; sie haben dessen schon genug." Napoleon war tief verletzt durch diese Weigerung, versprach aber deßungeachtet in Zuschriften an die Polen, daß sie unter einem Feldherrn kämpfen würden, welcher stets der Gegenstand ihrer Anbetung gewesen.

Nun hatte Napoleon bei Jena und Auerstädt gesiegt, und kamen polnische Officiere voll Begeisterung für ihn in ihre Heimath, um für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu kämpfen. Die Bevölkerung gerieth in eine fieberhafte Bewegung, Männer und Weiber, Greise und Kinder gingen ihnen entgegen und Alles griff zu den Waffen. Jetzt sei der große Augenblick gekommen!

---

[1]) Oginski, Denkwürdigkeiten. Bd. II, S. 174—76.

Als Napoleon nach Posen kam, wurde er mit Enthusiasmus empfangen. Der „Moniteur“ meldete damals: „Es ist schwer die Begeisterung der Polen zu schildern. Mein Einzug in diese große Stadt war ein wahrer Triumph. Alle Klassen sind wie rasend vor Freude. Hier hat sich nicht bloß die Liebe zum Vaterlande und das Nationalgefühl im Herzen des Volkes erhalten, sondern auch durch das Unglück neu aufgefrischt und verstärkt. Die erste Leidenschaft, der Hauptwunsch der Polen ist, wieder eine Nation zu werden. Die Reichsten kommen her zu mir aus ihren Schlössern und bitten mich dringend um die Wiederherstellung des Polenreiches, und bieten mir ihre Kinder an, ihr Vermögen, ihren Einfluß. Das Schauspiel ist wahrhaft rührend, sie tragen schon wieder überall ihre alte Tracht und kehren zu ihren alten Gewohnheiten zurück. — Wird der Thron von Polen wieder hergestellt werden? Wird dieses große Volk seine Unabhängigkeit wieder erlangen? Gott allein, welcher alle Dinge ordnet, wird diese große Frage entscheiden. — Es gibt jetzt nichts Wichtigeres. Unsere Soldaten übrigens finden, daß die Einöden Polens im starken Widerspruch stehen zu den lachenden Gefilden ihres Vaterlandes. Sie sagen aber immer: „Diese Polen sind doch gute Leute!“ — und wirklich zeigt sich dieses Volk in sehr anziehender Weise.

Empfang in Posen.

Eine ähnliche Aufnahme fand in Warschau statt. Alles ward angeboten für die Befreiung, — ein ganzes Volk war bereit, in Waffen sich zu erheben. Napoleon meinte aber: zuerst sollte ganz Polen sich erheben, dann wolle er helfen. Die Polen aber wollten zum Voraus von Napoleon das Versprechen, daß er ganz Polen herzustellen gedenke, dann werde sich ganz Polen erheben. Da erschien das 37. Bulletin [1]) mit dem Satz: „Gott allein, welcher die Fäden aller Ereignisse in Händen hält, wird dieses Problem lösen“, [2]) und die Bedächtigen fragten sich, ob man die Wiederherstellung der Republik Polen wohl von einem Manne erwarten könne, welcher die Freiheit seines eigenen Landes vernichtet habe? — und die Umsichtigen fürchteten, Napoleon möchte in der begeisterten Aufnahme der Polen nur ein Mittel erblickt haben, um für die Ausführung seiner weiteren Pläne Soldaten und andere Unterstützungen von ihnen zu erhalten. [3]) Inzwischen gab sich die Masse der Bevölkerung, welche keine Zeit mit Nachdenken verliert, voll Zuversicht der Hoffnung auf eine demnächstige Wiederauferstehung hin, und die wackeren Officiere, welche nur auf die Stimme der Ehre und die Pflicht des Gehorsams gegen ihren immer siegreichen General hörten, harrten nur der Gelegenheit entgegen, sich mit Ruhm zu bedecken, wenn sie einmal in den Schlachten, die nun kommen sollten, ihren ganzen patriotischen Aufschwung der gewohnten Tapferkeit beifügen dürften. —

In Warschau.

Sinn der Klugen.

So war auch die Stimmung in Russisch-Polen. Derselbe Oginski erzählt: [4]) „In den Gesellschaften Wilnas dachten viele Leute ebenso wie ich und stützten ihre Ansicht hauptsächlich auf die Kälte, mit welcher Kosciuszko alle

Stimmung in Wilna.

[1]) Vgl. oben S. 72.
[2]) Dieu seul est l'arbitre de ce grand problème politique.
[3]) Oginski, l. c. Bd. II, S. 274.
[4]) Ibid. II, p. 277.

Stellung den Polen einen Weg eröffnen muß, um das hassenswürdige, erniedrigende Joch abzuschütteln, das sie mit Ungeduld tragen. Sie werden als französischer Bürger sehr mächtige Beweggründe finden, um dieselben von der Unterdrückung zu erlösen, und Ihr patriotischer Eifer, unterstützt von Ihrem militärischen Genie, wird die Hindernisse überwinden, die sich in den Weg stellen. Eilen Sie, Bürger-General, der ganzen Welt zu zeigen, daß Frankreich seinen Ruhm darein setzt, die Schwachen zu schützen." [1])

Hoffnung der Polen.

Napoleon gab den Polen Rathschläge, sprach ihnen Muth zu, forderte sie auf, selbstthätig zu handeln, versprach ihnen, an der Spitze seiner Armee selber zu kommen und sie zu befreien. Als er aber Kaiser geworden war, that er Nichts für sie. Sie gaben jedoch ihre Hoffnung nicht auf, und vergossen freudig ihr Blut fur ihn. Bourrienne meint, wäre Sulkowski, der ihm so nahe stand, dem er die Befreiung seines Vaterlandes versprochen, nicht gefallen, er hätte sein Wort halten müssen. Viele erlagen in seinem Dienste dem Fieber auf Domingo. Auf allen Schlachtfeldern verspritzten die Polen ihr Blut für ihn. Als Napoleon den Kaisertitel annahm, gaben manche Polen ihre Hoffnung auf ihn auf, denn der Mann, welcher die Freiheit in Frankreich mit Füßen trat, werde auch die Freiheit in Polen nicht herstellen und kein Verlangen tragen, dieses Land unabhängig zu sehen. Zu diesen gehörte

Kosciuszko,

auch Kosciuszko, doch machte er den Polen, welche sich dem Glücke Napoleons anschlossen, keine Vorwürfe; diese hofften immer darauf, er werde sie einst unter seinen Adlern nach Polen zurückführen. Viele, die im Lande geblieben, rechneten jedoch nur auf Alexanders Herzensgüte.

Als nun 1806 der Feldzug gegen die Preußen und Russen begann, warf Napoleon die Augen auf Kosciuszko, um durch dessen Mitwirkung das Vertrauen der so oft getäuschten Polen wieder zu gewinnen; er ließ ihm die schmeichelhaftesten Anerbietungen machen, ihn auf diesem Feldzug zu begleiten.

nicht für Napoleon.

Kosciuszko ließ der militärischen Befähigung Napoleons Gerechtigkeit widerfahren, sah aber in ihm nur einen von Ehrgeiz verzehrten Eroberer, und wollte es nicht auf sich nehmen, die Polen mit Hoffnungen zu hintergehen. „Despotismus um Despotismus", sagte er; „die Polen brauchen ihn nicht so weit zu suchen und um den Preis ihres Blutes zu erkaufen; sie haben dessen schon genug." Napoleon war tief verletzt durch diese Weigerung, versprach aber deßungeachtet in Zuschriften an die Polen, daß sie unter einem Feldherrn kämpfen würden, welcher stets der Gegenstand ihrer Anbetung gewesen.

Nun hatte Napoleon bei Jena und Auerstädt gesiegt, und kamen polnische Officiere voll Begeisterung für ihn in ihre Heimath, um für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu kämpfen. Die Bevölkerung gerieth in eine fieberhafte Bewegung, Männer und Weiber, Greise und Kinder gingen ihnen entgegen und Alles griff zu den Waffen. Jetzt sei der große Augenblick gekommen!

---

[1]) Oginski, Denkwürdigkeiten. Bd. II, S. 174—76.

Als Napoleon nach Posen kam, wurde er mit Enthusiasmus empfangen. Der „Moniteur" meldete damals: „Es ist schwer die Begeisterung der Polen zu schildern. Mein Einzug in diese große Stadt war ein wahrer Triumph. Alle Klassen sind wie rasend vor Freude. Hier hat sich nicht bloß die Liebe zum Vaterlande und das Nationalgefühl im Herzen des Volkes erhalten, sondern auch durch das Unglück neu aufgefrischt und verstärkt. Die erste Leidenschaft, der Hauptwunsch der Polen ist, wieder eine Nation zu werden. Die Reichsten kommen her zu mir aus ihren Schlößern und bitten mich dringend um die Wiederherstellung des Polenreiches, und bieten mir ihre Kinder an, ihr Vermögen, ihren Einfluß. Das Schauspiel ist wahrhaft rührend, sie tragen schon wieder überall ihre alte Tracht und kehren zu ihren alten Gewohnheiten zurück. — Wird der Thron von Polen wieder hergestellt werden? Wird dieses große Volk seine Unabhängigkeit wieder erlangen? Gott allein, welcher alle Dinge ordnet, wird diese große Frage entscheiden. — Es gibt jetzt nichts Wichtigeres. Unsere Soldaten übrigens finden, daß die Einöden Polens im starken Widerspruch stehen zu den lachenden Gefilden ihres Vaterlandes. Sie sagen aber immer: „Diese Polen sind doch gute Leute!" — und wirklich zeigt sich dieses Volk in sehr anziehender Weise.

Empfang in Posen.

Eine ähnliche Aufnahme fand in Warschau statt. Alles ward angeboten für die Befreiung, — ein ganzes Volk war bereit, in Waffen sich zu erheben. Napoleon meinte aber: zuerst sollte ganz Polen sich erheben, dann wolle er helfen. Die Polen aber wollten zum Voraus von Napoleon das Versprechen, daß er ganz Polen herzustellen gedenke, dann werde sich ganz Polen erheben. Da erschien das 37. Bulletin [1]) mit dem Satz: „Gott allein, welcher die Fäden aller Ereignisse in Händen hält, wird dieses Problem lösen",[2]) und die Bedächtigen fragten sich, ob man die Wiederherstellung der Republik Polen wohl von einem Manne erwarten könne, welcher die Freiheit seines eigenen Landes vernichtet habe? — und die Umsichtigen fürchteten, Napoleon möchte in der begeisterten Aufnahme der Polen nur ein Mittel erblickt haben, um für die Ausführung seiner weiteren Pläne Soldaten und andere Unterstützungen von ihnen zu erhalten.[3]) Inzwischen gab sich die Masse der Bevölkerung, welche keine Zeit mit Nachdenken verliert, voll Zuversicht der Hoffnung auf eine demnächstige Wiederauferstehung hin, und die wackeren Officiere, welche nur auf die Stimme der Ehre und die Pflicht des Gehorsams gegen ihren immer siegreichen General hörten, harrten nur der Gelegenheit entgegen, sich mit Ruhm zu bedecken, wenn sie einmal in den Schlachten, die nun kommen sollten, ihren ganzen patriotischen Aufschwung der gewohnten Tapferkeit beifügen dürften. —

in Warschau.

Sinn der Klugen.

So war auch die Stimmung in Russisch-Polen. Derselbe Oginski erzählt:[4]) „In den Gesellschaften Wilnas dachten viele Leute ebenso wie ich und stützten ihre Ansicht hauptsächlich auf die Kälte, mit welcher Kosciuszko alle

Stimmung in Wilna.

[1]) Vgl. oben S. 72.
[2]) Dieu seul est l'arbitre de ce grand problème politique.
[3]) Oginski, l. c. Bd. II, S. 274.
[4]) Ibid. II, p. 277.

Versprechungen Napoleons aufgenommen. Gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß 12.000 Einwohner von Volhynien und Litthauen über die Grenze gingen, um sich den polnischen Legionen anzuschließen; wären aber die französischen Heere vollends über den Niemen gekommen und in Litthauen eingedrungen, so wäre ihnen höchst wahrscheinlich Alles, was die Waffen führen konnte, voll Freudigkeit zugelaufen."

Polen. Thiers tadelt Kosciuszko wegen seines Verhaltens. Napoleon hatte gehofft, ihn für seine polnischen Pläne zu gewinnen, um ihn an die Spitze des neuen Polens zu stellen, so behauptet der Franzose,[1]) und bemerkt dabei: „Dieser polnische Kosciuszko. Patriot, den zu jener Zeit eine falsche Geistesrichtung hinderte, seinem Vaterlande nützlich zu dienen, lebte in Paris mitten unter den Unzufriedenen, welche Napoleon den 18. Brumaire, das Concordat und die Wiederherstellung der Monarchie noch nicht verziehen hatten. Einige Senatoren und einige Mitglieder des früheren Tribunats bildeten diese ehrliche und ungefährliche Gesellschaft. Kosciuszko beging das Unrecht, dem einzigen Mann, der damals sein Vaterland retten konnte und der wirklich die Absicht dazu hatte, einen unzeitigen Widerspruch entgegenzusetzen. Außer den Garantien, welche der Warschauer Adel verlangte, auf die man aus Rücksicht gegen Oesterreich nicht eingehen konnte, machte Kosciuszko noch andere politische Bedingungen, die in einem Augenblick, wo es sich um die Erhebung Polens und nicht um dessen künftige Verfassung handelte, geradezu kindisch waren. Napoleon, dem die in Paris zu Ideologen und die in Petersburg zu Russen gewordenen Polen gleichzeitig entgegenarbeiteten, wurde kalt und mißtrauisch. In Polen Angebliche Proclamation. wurde eine Proclamation verbreitet im Namen Kosciuszko's, man solle sich allgemein erheben für das französische Heer, gegen die alten Feinde Polens. Dieser Aufruf war jedoch nur eine Kriegslist, Kosciuszko hatte ihn nicht geschrieben, er ließ vielmehr eine öffentliche Erklärung, daß er nicht der Verfasser dieses Aufrufes sei. Napoleon schrieb von Pultusk am 11. December 1806 an Fouché: „Ich lese in einer Zeitung vom 18. November einen angeblichen Brief Kosciuszko's. Das sind recht erbärmliche Mittel, um Mißtrauen zu erregen. Wozu dient die Lüge, wenn die Wahrheit so leicht zu sagen ist? Was benöthigen wir Kosciuszko, wenn dieser in Ruhe bleiben will? Das Volk von Polen ist kein Volk, welches man so leicht mit einem Aufruf in Bewegung setzen kann. All das ist von Warschau aus geschehen — recht kläglich!""

Schwierigkeit. Thiers fährt fort: „Dieser eigenthümliche Conflict zwischen den Polen, welche wollten, daß Napoleon mit der Proclamirung ihrer Unabhängigkeit den Anfang mache, und zwischen dem Kaiser, welcher verlangte, daß sie dieselbe erst verdienen sollten, darf uns nicht berechtigen, gegen sie oder gegen ihn einen Tadel auszusprechen, denn er beweist nur die Schwierigkeit des Unternehmens: — die Polen gestanden auf diese Weise, daß sie eine Existenz, deren Schöpfer in so weiter Ferne weile, nicht für dauerhaft hielten, und zu ihrer Beruhigung eine feierliche Verpflichtung, und selbst die des Blutes, verlangten. Napoleon seinerseits gestand, wenn er auch mächtig genug sei, Europa umzuwandeln, und kühn genug, den Krieg bis an die Ufer der Weichsel zu tragen, so zaudere er doch, die Unabhängigkeit Polens auszusprechen, da er zwei der Theilungsmächte sich gegenüber und die dritte im Rücken habe. Will man durchaus einen Tadel aussprechen, so muß er sich gegen die Polen richten, wenigstens gegen die, welche auf solche Weise rechneten. In der That schuldete Napoleon den Polen Nichts, aus-

[1]) Thiers, l. c., vol. VII, p. 221—23.

genommen wenn sie etwas für Europa thaten, dessen Repräsentant er war, während diese ihrem Vaterlande Alles schuldeten, selbst ein unkluges Vertrauen, sollte dieses auch ihr Leiden vermehren. Wenn Napoleon vorsichtig war, so that er seine Pflicht; aber von den Polen gilt dies nicht, denn bei der Lage, in der sie sich befanden, verletzten sie ihre Pflicht, wenn sie vorsichtig und nicht ergeben bis zum Tode waren." —

Eine Erkältung trat ein, wie wir aus Napoleons Friedensangebot an den König von Preußen sahen, und aus Talleyrands „Memoiren", welcher die Polen der Unfähigkeit zeiht, einen Staat zu bilden. Ein Pole schreibt: „Seltsam, als eines der dunkeln Arcana imperii, mag die abgöttische Liebe der Polen für den ersten Napoleon erscheinen. Rücksichtslos hat er die Treuen in alle Weltgegenden als Kanonenfutter verstreut, nahezu bis zum letzten Manne und Groschen hat er das sächsische Herzogthum ausgenützt. Und dabei, welche Kälte gegen die polnischen Aspirationen! Er sah in der polnischen „Anarchie" vielleicht noch kein Material zu einem vollgiltigen Nationalleben, suchte hier nur „une force disciplinée pour meubler un champ de bataille", ein Feldlager, kein Forum, keine Demagogenclubs. „Dieu seul est l'arbitre de ce grand problème politique", dies war seine glimpfliche Ausdrucksweise über eine Frage, welche, wie manche andere, ihn unliebsam an das Recht der Völker und der Freiheit gemahnte."

Opfer der Polen.

Napoleon hat Polen stets nur als ein Mittel betrachtet: 1803 bot er die polnische Krone Ludwig XVIII. an,[1]) vor dem Bruche mit Preußen hatte er einmal den Plan, ein Königreich Polen zu bilden und es mit demselben zu vereinigen. 1806 gedachte er, es seinem Bruder Jérome[2]) zu geben und diesen mit der Tochter des Kurfürsten von Sachsen zu vermählen; ein andermal war von Eugen oder Murat die Rede.[3]) Oginski versicherte, er habe die unumstößlichen Beweise dafür mit eigenen Augen gesehen, daß er Warschau mit Preußisch-Polen Alexander I. anbot, um die Schwierigkeiten zu beheben, welche den Frieden verzögern konnten,[4]) trotzdem Thibaudeau es bezweifle;[5]) er habe Alexander damit beweisen wollen, daß er nicht an Wegnahme Litthauens denke, um ihn für seine Grundsätze in Betreff des Continentalsystems zu gewinnen.

Eifersucht Napoleons.

Nun kam die Nachricht, daß im Frieden von Tilsit das Herzogthum Warschau für den König von Sachsen geschaffen worden sei. Staunen und Bestürzung trat darüber in Wilna ein.

Wilna.

„Viele junge Leute, die im voreiligen Eifer Litthauen und Volhynien verlassen, um sich zur polnischen Armee zu begeben, hatten jetzt ihre Eltern und Freunde Verfolgungen ausgesetzt. Alle Diejenigen, welche nur noch auf den Uebergang der Napoleonischen Armeen über den Niemen gewartet hatten, sahen sich

[1]) Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. VIII, p. 265, 447.
[2]) Las Cases, Mémorial de Sainte-Helène. VII, p. 20.
[3]) Adair, Historical memoir of a mission tho the court of Vienna in 1806, p. 344.
[4]) Oginski, l. c. Bd. II, S. 271—72.
[5]) Thibaudeau, Le consulat et l'émpire. III, p. 102.

jetzt schmerzlich enttäuscht. Man betrachtete den Frieden von Tilsit als das Grab aller Hoffnungen, die man auf Wiederherstellung Polens gehegt, und von diesem Zeitpunkt an schwand das Vertrauen, das man auf die guten Gesinnungen des Kaisers Napoleon für die Polen gezeigt, in den Rußland unterworfenen Provinzen immer mehr dahin." [1])

Herzogthum Warschau. Das Herzogthum Warschau umfaßte 1851 Quadratmeilen mit 2,319.396 Einwohnern. Ob es um der Polen willen errichtet worden ist, oder mehr um Rußland, Preußen und Oesterreich zu beobachten, und als Stationsplatz für französische Soldaten, wird bestritten. Das Scheinbild einer freien Verfassung ward ihm allerdings gewährt, ein Ausschuß von Sechs hat sie entworfen,[2]) der König von Sachsen sie genehmigt, und Napoleon 21. Juli 1807 in Dresden sie bestätigt. Die Verfassung sollte „die Vorrechte und Freiheiten dieses Volkes sicherstellen und mit der inneren Ruhe der Nachbarstaaten sich vertragen". Der Reichstag bestand aus zwei Kammern, den Senatoren und Landboten. Der Senat zählte achtzehn Mitglieder, nämlich sechs Bischöfe, sechs Wojewoden und sechs Castellane; die Landbotenkammer zählte sechzig durch Vorlandtage oder Adelsversammlungen ernannte Landboten und vierzig Abgeordnete der Städte. — Bei den Vorlandtagen durfte jedoch Niemand stimmen, der nicht volle einundzwanzig Jahre hatte und für mündig erklärt worden war. Die Freiheit der Rede war sehr beschränkt und stürmische Sitzungen waren nicht zu befürchten, denn die Kammern mußten Ausschüsse ernennen, welche die ihnen vorgelegten Gesetze zu prüfen hatten. Staatsräthe legen die Anträge vor, Mitglieder der Ausschüsse geben das Gutachten darüber. Die Verfassung hat einen vorwiegend aristokratischen Charakter, denn der Adel sitzt beinahe allein im Senat und macht auch in der Landbotenkammer die Mehrzahl aus; die Städte machten nur einen geringen Theil der Bevölkerung aus, die Landbevölkerung muß sich erst nach und nach an die Freiheit gewöhnen. Doch ist Erbunterthänigkeit abgeschafft, Gleichheit der Rechte ausgesprochen und die Person unter den Schutz der Gerichtsbehörden gestellt. Der französische Code Civil ist eingeführt und Oeffentlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Fällen angeordnet. Die herzogliche Würde ist erblich in der Person des Königs von Sachsen und seiner Nachkommen. Das Einkommen des Königs ist jährlich auf 7,000.000 polnische Gulden bestimmt; doch verzichtete der König großmüthig darauf. In schroffem Gegensatze dazu steht, daß das Land 30.000 Soldaten stellen und für 20,000.000 polnische Gulden Güter zur Ausstattung französischer Marschälle hergeben mußte. —

(Randnotizen: Verfassung. — Reichstag. — Senat. — Landboten.)

Die Zeit des Bestandes dieses Herzogthums war keine glückliche, wegen der Raubsucht der französischen Generale, wegen der hohen Steuern und wegen der starken Aushebung von Soldaten, die Napoleon selbst in Spanien verwendete. De Pradt, der französische Gesandte in Warschau, bemerkt: „Das Herzogthum Warschau hat 1812 nebst 25.000 Pferden 85.700 Mann gestellt", und sagt dabei, Napoleon habe immer mit seinen Alliirten das Verfahren eingehalten, die Corps zu zerstückeln, ihnen alle Nationalität zu rauben und kein Zusammenhalten zu gestatten, welches bei seiner üblichen Sucht nach Oberherrlichkeit Mißtrauen erregen konnte; in gleicher Weise sei er mit allen Truppen des Rheinbundes verfahren, deren Fürsten nicht mächtig genug waren, ihr Contingent unter einem eigenen

[1]) Oginski, l. c. Bd. II, S. 279—80.

[2]) Stanislaus Malachowski hatte den Vorsitz. Mitglieder waren: Getakowski, Stanislaus Potocki, Djälinski, Wibicki, Bialinski, Sobolenski; Laszczewski war der Secretär.

Anführer ungetheilt beisammen zu halten. Die Aufstellung und der Unterhalt einer so großen Armee hatten das Herzogthum erschöpft; die Einkünfte desselben beliefen sich auf 40 Millionen Francs, die Ausgaben beliefen sich auf über hundert Millionen. Das Deficit vom Jahre 1811 und den ersten Monaten des Jahres 1812 betrug 21 Millionen. Auf einen unfruchtbaren Ueberfluß von fünf bis sechs Jahren folgte ein grausamer Mangel, an welchem in diesem Jahre ganz Europa litt. Die Hauptquelle des Einkommens von Polen ist der Verkauf seines Getreides, welches im Norden über Danzig und aus den Häfen der Ostsee und im Süden auf dem Dnjester, dem Dnjeper und über Odessa ausgeführt wird. Die unglücklichen Polen waren, wie Tantalus, vom Wasser umgeben, mitten unter ihren unnützen Reichthümern Hungers sterbend. Dahin hatte Napoleons System allenthalben, wo man es in Anwendung brachte, geführt. Der Fürst Czartoryski erzählte mir, daß er auf seinen Speichern eine unermeßliche Menge Getreide liegen habe, das bei diesem Zustande der Dinge schlechterdings keinen Werth hätte. Das polnische Getreide ist fett und kann daher nicht lange aufgehoben werden. Dadurch geschah es, daß im Jahre 1812, wo allgemeiner Mißwachs eingetreten war, die französische Armee bei ihrer Ankunft in Polen, statt des Ueberflusses, den sie dort erwartete, Mangel, und ein durch die Handelsspeculationen Napoleons zu Grunde gerichtetes Land gefunden hat." [1])

Das Getreide verdirbt.

„Kein Civilbeamter, kein Geistlicher wurde bezahlt, sie litten grausam, und, ich muß es bekennen, ohne zu klagen. Die einzelnen Einwohner befanden sich in gleichem Elend wie der Staat, eines folgt immer aus dem anderen. Statt jener großen polnischen Herren, deren glänzender Aufwand an den Luxus des Orients erinnern sollte, fand ich nichts als Leute, die über ihr Unglück und über ihren Untergang seufzten. Elende Hütten stießen an Paläste, letztere waren plump gebaut und sehr mittelmäßig eingerichtet, und außer beim Grafen Potocki, kein Schatten von dem, was man ein großes Haus nennt. Ich sah, wie Fürstinen Warschau verließen, weil sie kein Geld mehr hatten, um auf dem Markte einkaufen zu lassen. — Der Fürst Czartoryski erklärte mir bei seiner Abreise aus Warschau, daß der Zustand seines Vermögens ihm nicht erlaube, länger in der Stadt zu bleiben. — Die größten Gutsbesitzer fanden mit Noth Jemanden, der ihnen die geringsten Summen auf überschwengliche Zinsen von 72 bis 80 Procent leihen wollte." [2]) — So kläglich waren also die Zustände in diesem neu gegründeten Staate. Der König von Sachsen war unschuldig daran; er war ein wohlwollender und redlicher Mann. Sachsen wurde nach und nach von Napoleon ausgebeutet, wie Polen. —

Noth des Adels.

Der Staatshaushalt des Herzogthums Warschau konnte nicht gedeihen, da Napoleon vorweg zwanzig Millionen Güter für seine Marschälle wegnahm. Als die Regierung Steuern von diesen Militärlehen erheben und die Waldungen als Nationalgut behandeln wollte, klagten die Generale beim Kaiser, und Berthier stieß in dessen Namen den Beschluß des Finanzministers und dessen Bestätigung durch den König von Sachsen um und erklärte, es habe keine Macht das Recht, die Geschenke des Kaisers in ihrem Werthe zu vermindern, denn der Kaiser allein könne die Lasten festsetzen, die auf Reichslehen haften, welche in Polen lägen. Es wurden also von jenen Lehen keine Grundsteuern entrichtet; die Errichtung von Lehen schließe in sich, daß sie nicht Privatgüter seien, auf welchen Feudal-

Die Militärlehen.

[1]) De Pradt, Geschichte der Botschaft im Herzogthum Warschau im Jahre 1812. Deutsch von Pilat. S. 108—9.
[2]) De Pradt, l. c. S. 111—12.

lasten hafteten. Die Waldungen sollten, da sie von jeher zu diesen Gütern gehörten, dabei bleiben, und endlich solle keine Stempeltaxe für die Einregistrirung dieser Güter bezahlt werden, indem der kaiserliche Schenkungsbrief der einzelnen Titel ihr Eigenthum sei. — War das die in der Constitution versprochene Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz?

So ward Polen getäuscht. —

Heimkehr Napoleons.

Begleiten wir den Gründer des Herzogthums Warschau auf seinem Weg von Tilsit in die Heimath!

Abschied. Am 9. Juli 1807 fand die Auswechslung der bestätigten Verträge statt. Napoleon begab sich, das große Band des Andreas-Ordens tragend, in die Wohnung Alexanders I., der das große Band der Ehrenlegion trug und von seinen Garden umgeben war. Nachdem die Verträge ausgewechselt waren, begaben sich beide Kaiser zu Pferd, um sich ihren Truppen zu zeigen. Napoleon bat, daß man den tapfersten Soldaten der russischen Armee vortreten lasse, und überreichte ihm persönlich das Kreuz der Ehrenlegion. Dann begleitete er Alexander an den Niemen und umarmte ihn zum Abschied. Der Czar bestieg ein Schiff und Napoleon wartete am linken Ufer, bis er ihn am rechten landen sah. Dann nahm er Abschied von seinen Soldaten und begab sich nach Königsberg, wo er 10. Juli eintraf, und die Einzelnheiten der Räumung Preußens anordnete. Davoust besetzte Polen bis zu dessen Organisation, Soult Altpreußen, Massena Schlesien, bis zur allgemeinen Räumung, Brune sollte die Ufer der Ostsee gegen die Engländer schützen. Derart wurden die Commandos vertheilt.

Napoleon in Königsberg.

Die vier Commandos.

Dresden. Von Königsberg eilte Napoleon nach Dresden, wo er die Verfassung des Herzogthums Warschau unterzeichnete. Der Empfang war denkbar herzlichst. Auch Talleyrand rühmt den gemüthvollen und feinen Ton am Hof.

Hier empfing Napoleon zwei Deputationen aus Preußen, die eine aus der Stadt Berlin, die andere von den Ständen der Mark, die um Ermäßigung der Kriegssteuern baten. Napoleon antwortete, daß er Nichts von einer Provinz allein fordere, und daß die Höhe der Kriegssteuer ein Gegenstand sei, der unmittelbar zwischen ihm und dem König verhandelt werden müsse. Dabei sprach er aber über ihren König einige Worte, die seinen rohen, durch kein Opfer gemilderten Haß bewiesen. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „was Euer König für ein Mann ist. Ich hätte ihn entthront, wenn der Kaiser von Rußland noch drei Tage, anstand Frieden zu schließen ... Ich hätte Euch eine Verfassung gegeben, und wer weiß, ob Ihr minder glücklich gewesen wäret? ... Mehr als zehnmal habe ich ihm den Frieden angeboten. Noch diesen Winter wollte ich ihn in seine Hauptstadt zurückführen. — Aber er zog vor, Adjutant des Kaisers von Rußland zu sein und sich in die Arme der Kosaken zu werfen ... Ich habe den Krieg nicht gewollt; ich habe am Rheine genug ... Mir gehört Ihr nicht mehr an; Ihr waret mein Volk durch das Recht der Eroberung, doch Ihr habt aufgehört es zu sein ... Mir kommt es zu, Euerm Könige die Mittel zu nehmen, daß er in sechs Monaten nicht aufs Neue Krieg mit mir anfängt ... Dennoch zweifle ich gar nicht, daß er damit aufhören wird, neue Mißgriffe zu thun. Euer König war übel berathen, niemals hatte er ein entschiedenes System. Als ich ihn für meinen Freund hielt, half er mir nicht; ich mag ihn lieber zum Feinde haben.“

Rohheit gegen den König.

Also es war Friede geschlossen. Aber nach der Gesinnung Napoleons währte der Krieg fort, das heißt nicht mehr der offene, sondern der versteckte, durch Aussaugung Preußens bis aufs Blut.

Bignon sagt darum: „Hier ist weder von beziehungsweiser Mäßigung, noch von unbedingter die Rede. Weil man über einen Feind gesiegt, mit den Waffen in der Hand Herr seines Landes geworden, hat man noch immer keinen rechtmäßigen Besitz erworben, und wenn man von neun Millionen Einwohnern einem Monarchen beinahe die Hälfte wegnimmt, so darf man sich weder für gemäßigt ausgeben, noch dafür gelten. Dann hat man das Eroberungsrecht so weit getrieben, als es in neuerer Zeit getrieben werden darf. Die vorgebliche Mäßigung des Kaisers war nur überlegte Strenge. Kaiser Alexander I. konnte wohl die Verminderung der preußischen Macht zugeben, aber würde er ebenso in die Vertreibung des Königs, in die Enterbung seines Hauses gewilligt haben? Soweit durfte sich seine Gefälligkeit nicht erstrecken. Zweitens wären ein seiner Staaten beraubter König, seine zahlreiche und von dem Volke geliebte Familie, junge und von ihrer Jugend an kriegerische Fürsten, schon dadurch allein, daß sie in Europa waren, furchtbare Prätendenten für den neuen Besitzer gewesen, wo die Staatskunst ohne Bedenken den bequemeren Grundsatz befolgte, eine ganze gestürzte Familie, um der Sicherheit des Gewalthabers willen, umbringen zu lassen. Auf einem beschnittenen Thron, am rechten Ufer der Elbe, war Friedrich Wilhelm III. für Europa eine weit weniger wichtige Person, als wenn er landflüchtig, um seine ganze Monarchie gebracht, herumgeirrt wäre. Dadurch, daß er ihm die Hälfte seiner Staaten ließ, sicherte Napoleon den freien Besitz des Uebrigen dem neuen Fürsten, den er darin einzusetzen für gut fand." [1]) —

Von Dresden fuhr Napoleon wie im Fluge durch Deutschland nach Frankreich. Am 7. August früh war er schon in Saint-Cloud. Von der großen Armee kam nur die Garde nach Frankreich zurück, sie rückte erst 25. November in Paris ein. Feste folgten auf Feste. Die Siege schwellten Napoleons Selbstgefühl: er kam stolzer, machttrutziger zurück. Sein Kopf glühte von Plänen, Throne zu stürzen und neue Staaten zu gründen, die großen Eroberer früherer Zeiten zu übertreffen und Frankreich zum ersten Land der Welt zu machen. Die Stimmung, mit der man ihn empfing, war die der Bewunderung, des Staunens über so viel Glück, aber sie war nicht ohne eine bittere Beimischung.

Als Eroberer stand Napoleon auf der Höhe. Es war auch etwas Gewaltiges in diesem Zuge vom Ocean bis zum Niemen, in der Art, wie er alle Gegner niederwarf. Madame Houdetot sagte damals: „Er macht die frühere Geschichte klein und steigert die Phantasie." [2]) Der Ruhm war einzig, man mußte ihn bewundern. — „Aber", meint die Rémusat, „man hatte weniger Vergnügen daran, als früher. Man bemerkte, daß Etwas darin lag, was einem glänzenden Joch für die Franzosen glich, und da man jetzt Bona-

Napoleons Hochmuth steigt.

[1]) Bignon, Histoire de France. VII, ch. 73.
[2]) Il rapetisse l'histoire et il aggrandit l'imagination.

parte schon näher kannte, und ihm zu mißtrauen begann, so fürchtete man die Folgen seiner Berauschung durch die Macht. Auch wurde man unruhig über das Vorherrschen der Soldateska; die Eitelkeit der Männer vom Säbel, die man früher ahnte, verwundete das Selbstgefühl eines Jeden.[1]) In die Bewunderung mischte sich also eine geheime Traurigkeit, die namentlich bei denen bemerklich wurde, welche durch ihren Rang oder ihre Stellung mit Napoleon in Berührung kamen. Man fragte sich, ob die Heftigkeit in seinem Benehmen nicht jeden Tag despotischer werde; man fühlte sich verkleinert ihm gegenüber und man sah voraus, daß er seine Größe Jeden in rauher Weise fühlen lassen werde. Jeder erforschte ängstlich sein Gewissen, ob er in seinem Benehmen diesem gestrengen Herrn Anlaß zu einem Vorwurf gegeben haben möge. Seine Gattin, seine ganze Familie, seine Würdenträger, der ganze Hof peinigte sich mehr oder weniger mit dieser Frage; die Kaiserin, welche ihn am besten kannte, sagte: „Der Kaiser hat so viel Glück, daß er sicherlich viel zanken wird."

Angst vor Tyrannei.

„Die Hochherzigkeit der Könige", meint die Rémusat,[2]) „besteht darin, daß sie ihre Umgebung erheben, und einen Theil ihrer sittlichen Größe auf sie ausgießen; aber Bonaparte, der von Haus aus eifersüchtig war, sonderte sich immer ab, und hatte Scheu vor jeder Gleichstellung. Seine Geschenke nach diesem Feldzug waren riesig, aber man bemerkte, daß er bezahlte, damit er nicht mehr von den Diensten hören müsse, und daß er die Rechnung ein für allemal abschließen wollte. Mit diesem Verfahren regte er nur zu Ansprüchen auf und erstickte das Gefühl der Dankbarkeit. — Das Leben am Hof war kalt und schweigsam. Man fühlte tief, daß die Rechte eines Jeden sich nur auf den Willen des einen Herrn stützten, und da dieser Wille launisch war, so trieb die Verlegenheit, diese Launen vorauszusehen, einen Jeden dahin, sich nicht hervorzuthun, und in dem mehr oder weniger engen Kreis seines Amtes zu bleiben. Die Frauen waren noch ängstlicher und suchten nur durch Schönheit und Luxus zu glänzen. — In der Stadt kam man nach und nach zu einer gründlichen Gleichgiltigkeit gegen das Knarren der Staatsmaschine, man sah ihre Wirkung, man fühlte ihre Kraft, aber Keiner hatte mehr einen Antheil an ihrer Arbeit. Es fehlte nicht an Vergnügen, der Franzose weiß es zu genießen, wenn er Frieden hat. Aber das Vertrauen schränkte sich ein, die Theilnahme am Staat schwächte sich ab, alle hohen Stimmungen, die dem Leben Ehre verleihen, waren wie lahm gelegt. Ernste Männer mußten dulden, wahre Bürger mußten finden, daß sie umsonst gelebt hätten. Zur Entschädigung dafür nahm man das Vergnügen einer angenehmen und mannigfaltigen socialen Existenz. Die Civilisation wuchs mit dem Luxus, der die Seelen entnervt, aber alle individuellen Beziehungen erleichtert: sie verschafft den Weltleuten eine kleine Anzahl von Vortheilen, die ihnen fast immer genügen; man erröthet nicht, sich zu fügen, nachdem man große politische Stürme erlebt hat; man erinnerte sich der letzteren noch sehr lebhaft, und sie gaben dieser Zeit einer glänzenden Sclaverei und eines eleganten Nichtsthuns einen wirklichen Werth." —

Riesige Geschenke.

Stimmung am Hof.

in Paris.

Entwürdigung.

Sclaverei.

[1]) Mémoires de Mad. de Rémusat, III, p. 168—70.
[2]) Ibid. III, p. 181—82.

Die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers fand unter großem Pompe statt. Der Kaiser und sein Gefolge strahlten von Gold und Diamanten. In der Art, wie er den Thron bestieg, war etwas Hastiges, er schien sich hinaufzuschwingen; es war nicht der ruhige Gang eines Herrschers, der den Thron seiner Ahnen besteigt; in der Art, wie er die Rede vortrug, bemerkte man den Accent des Korsen; die Rede wirkte mehr, wenn man sie las, als beim Anhören. Am Abend vorher waren glänzende Feste in den Tuilerien und in der Stadt; eine Menge deutscher Fürsten waren eingetroffen, theils zu Besuch, theils um irgend eine Gunst, eine Erleichterung zu erlangen. Dalberg segnete, 23. August, die Ehe Jérome's mit Katharina von Wirtemberg in der Kapelle der Tuilerieen ein. Auch König Ludwig von Holland war mit Hortense gekommen; in Paris erwachte wieder seine Eifersucht. Hortense sagte darüber zur Rémusat: „Von jetzt an fühle ich, daß es für mein Unglück kein Heilmittel gibt; ich sehe mein Leben wie zerstört an, ich habe einen Abscheu vor aller Größe und vor dem Thron; ich verfluche oft das, was die Menschen mein Glück nennen; ich fühle mich entfremdet allen Genüssen des Lebens, mich kann kein Schein mehr täuschen; ich bin wie todt für Alles, was um mich herum vorgeht.“ [1]) — Also viel Glanz und kein Glück.

Glanz am 16. August 1807.

Deutsche Fürsten.

Hortense.

Unglück.

Von Stolz geschwellt ist die Rede, die Napoleon über das Glück, das Frankreich überall verbreite, vor dem gesetzgebenden Körper in Paris, 16. August 1807, hielt: [2]) „Seit Ihrer letzten Sitzung haben neue Kriege, neue Triumphe, neue Friedensverhandlungen, die Gestalt Europas verändert. Daß das Haus Brandenburg, welches sich zuerst gegen unsere Unabhängigkeit verschworen, noch an der Regierung ist, verdankt es nur der aufrichtigen Freundschaft, welche mir der mächtige Kaiser des Nordens eingeflößt hat. — Ein französischer Prinz wird an der Elbe regieren, er wird den Vortheil seiner neuen Unterthanen mit seinen ersten und heiligsten Pflichten zu vereinigen wissen. — Das Haus Sachsen hat nach fünfzig Jahren die verlorene Unabhängigkeit wieder erlangt. — Die Völker des Herzogthums Warschau und die Stadt Danzig haben Vaterland und Rechte wieder erworben. — Alle Völker freuen sich einstimmig, daß der üble Einfluß, den England auf das Festland ausübte, für immer vernichtet ist. — Frankreich ist mit den Völkern Deutschlands durch die Gesetze des Rheinbundes vereinigt, mit den Spaniern, Holländern, Schweizern, Italienern durch die Gesetze unseres Bundessystems. — Unsere neuen Beziehungen zu Rußland sind durch die gegenseitige Achtung dieses Bundes großer Nationen gekittet. — In Allem, was ich that, sah ich einzig auf das Glück meiner Völker, das mir in meinen Augen theurer ist, als mein eigener Ruhm. — Ich wünsche den Frieden zur See. Nie wird ein Groll auf meine Entschließungen Einfluß haben, ich könnte einen solchen auch nicht gegen ein Volk hegen, das ein Spielzeug und Opfer der Parteien, die es zerreißen, und über den Zustand seiner Angelegenheiten, wie über den seiner Nachbarn getäuscht ist. — Welches aber der Ausgang sei, den die Beschlüsse der Vorsehung dem Seekrieg zugewiesen haben, so werden meine Völker in mir immer denselben, und ich meine Völker immer meiner würdig finden. — Franzosen! Euer Benehmen in diesen letzten Zeiten, wo Euer Kaiser mehr als 500 Stunden von Euch entfernt war, hat meine Achtung vermehrt, und die Meinung, welche ich von Eurem Charakter hegte, erhöht. Ich fühle mich stolz, unter Euch der Erste zu sein. — Wenn ich während dieser zehn Monate der Abwesenheit und der

Eröffnung der Kammern.



[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, III, p. 207—10.
[2]) Correspondance, vol. XV, p. 624.

Gefahren, Euren Gedanken nahe war, so haben die Beweise von Liebe, die Ihr mir gabet, stets mich tief gerührt. Alle meine Sorgen, Alles, was selbst auf die Erhaltung meiner Person eine Beziehung hatte, berührte mich nur wegen der Theilnahme, die Ihr dafür heget, und wegen der Wichtigkeit, die sie für Euer zukünftiges Schicksal haben könnte. Ihr seid ein gutes und großes Volk!"

„Ich habe über verschiedene Mittel nachgedacht, um unsere Verfassung zu vereinfachen und zu vervollkommnen. Die Nation hat die beglückenden Wirkungen der Einführung der Ehrenlegion empfunden. — Ich habe mehrere kaiserliche Würden geschaffen, um den Ersten meiner Unterthanen mehr Glanz zu verleihen, und die ausgezeichneten Dienste durch ausgezeichnete Belohnungen zu ehren, und die Rückkehr jedes Feudal-Titels zu verhindern, der mit unserer Verfassung unverträglich ist. — Die Berechnungen meiner Minister der Finanzen und des Staatsschatzes werden Euch den blühenden Zustand unseres Haushaltes darstellen. Meine Völker werden eine bedeutende Erleichterung an der Grundsteuer erleben. — Mein Minister des Innern wird Euch mit den Arbeiten bekannt machen, die begonnen oder vollendet sind. Doch das, was uns zu thun bleibt, ist noch weit bedeutender, denn ich will, daß in allen Theilen meines Reiches, selbst im geringsten Dorf der Wohlstand der Bürger und der Werth der Grundstücke steige durch das von mir beabsichtigte System allgemeiner Verbesserungen." —

„Meine Herren Abgeordnete der Departements im gesetzgebenden Körper! Ihr Beistand wird mir immer nöthig sein, um zu diesem großen Erfolge zu gelangen, und ich habe das Recht, beständig darauf zu rechnen." [1])

In diese Reden von Verbreitung des Völkerglückes und in die Musik der Feste zu Paris, tönte auf einmal der Wehschrei eines in Folge des Vertrags von Tilsit mißhandelten Volkes. Wir kommen damit an

Die Raubfahrt der Engländer gegen Kopenhagen.

Der fünfte geheime Artikel des Friedens von Tilsit besagte, daß von Seite Frankreichs und Rußlands eine Aufforderung an die Höfe von Kopenhagen, Stockholm und Lissabon ergehen sollte, sich beiden Mächten in ihrem Verfahren gegen England anzuschließen. Das englische Ministerium kam hinter den geheimen Vertrag, und beschloß, durch einen Zug gegen Dänemark zunächst die bedeutendste Flotte im Norden Europas für England unschädlich zu machen. Es galt, dem Feind zuvorzukommen, sonst könnte der Schlag unabwendbar werden. Dänemark war England nicht feind, aber letzteres handelte nach dem Grundsatz: „Wer schaden könne, der werde auch schaden wollen!" — und darum wurde ein Staat mit höchster Feindseligkeit angegriffen, der seit lange ängstlich bemüht war, keiner kriegführenden Macht einen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

England gegen Dänemark.

Christian VII.

König war dem Namen nach Christian VII., er war aber geisteskrank. Die Regierung führte an seiner Stelle sein Sohn und Nachfolger Friedrich VI., ein Mann von Talent, Muth und gutem Willen. Er strebte

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 624—25.

nicht nach Vergrößerung, nicht nach Kriegsruhm, sein Ziel war das Wohl des Volkes. Während die Stürme des Krieges durch Europa tobten, suchte Dänemark ängstlich sich den Frieden zu wahren, seine Kräfte zu sammeln, und ja nicht durch Prahlerei den Neid und die Eifersucht der Nachbarn zu reizen, streng seine Verbindlichkeiten zu halten, ohne seiner Würde zu vergessen. Was die neue Zeit Nützliches erfand, eignete man sich mit Besonnenheit an. Dadurch stieg nicht bloß die Zahl, sondern auch der Wohlstand und die Zufriedenheit der Bewohner und die Behaglichkeit des Lebens.

Friedrich VI.

Kopenhagen, nach dem großen Brande herrlich neu entstanden, war eine schöne Stadt mit 104.000 Einwohnern. Der Handel blühte; in den Dänen war das Geschick ihrer Vorfahren für die See nicht erloschen. Die Flotte war stattlich: 20 Linienschiffe von 60 bis 80 Kanonen, 16 Fregatten, 9 Briggs, dazu Königsboote, Lotsenboote, Kanonenschaluppen, schwimmende Batterien. Das Landheer zählte 70.000 Mann, es war allerdings seit vielen Jahren nie im Krieg gewesen, aber der Däne hat Muth, ist findig und raschen Entschlusses. Noch mehr des Krieges unkundig war die Landmiliz, aber auch sie konnte im Fall der Noth bald das Kriegshandwerk erlernen. Der Mehrzahl der Dänen waren die Soldaten zu viele, sie meinten: wozu brauchen wir eine solche Kriegsmacht, die nur viel Geld kostet? — sie sollten bald lernen, wie nützlich für einen Staat ein schlagfertiges Heer sei. Nur wer stark ist, kann sicher seine Unabhängigkeit behaupten, und mit der Unabhängigkeit seinen Besitz und Alles, was das Leben schön und edel macht. Die Dänen aber richteten damals all ihre Aufmerksamkeit auf Hebung des Ackerbaues, auf Industrie und Handel. Es entstand eine Landwirthschaftsgesellschaft, es wurden Fabriken gegründet, eine strenge Gesundheitspolizei sicherte das Leben der Staatsbürger, eine gute Justiz erledigte rasch die Streitfragen und strafte streng die Verbrechen; Arbeitsanstalten verschafften den Armen Verdienst. Eine Taubstummenanstalt wurde bald wegen ihrer Leistungen berühmt. Die Volksschulen waren zweckmäßig eingerichtet. Die Zahl der Gymnasien wurde beschränkt, dagegen diejenigen, welche man fortbestehen ließ, besser ausgestattet. Für höhere Bildung wirkte das königliche Museum der Naturwissenschaften, die deutsche Gesellschaft für Bearbeitung der nordischen Sprache und Geschichte; die Kunst förderte eine Maler- und Bildhauer-Akademie. Der Patriotismus reicher Männer stiftete und erhielt gemeinnützige Anstalten. Als Pestalozzi zu Ruf kam, sandte die Regierung Männer aus, um seine Methode kennen zu lernen und in Dänemark einzuführen; junge Talente wurden unterstützt, daß sie zu ihrer Ausbildung nach Deutschland, Frankreich, Italien Reisen machen konnten. Die Universität zu Kopenhagen stand in reger Verbindung mit der zu Kiel. Der Däne ist geistig sehr beweglich. Unter den Schriftstellern erlangten Zoëga Münter, Baggesen, Oehlenschläger einen europäischen Ruf. Auf der Akademie zu Kopenhagen wurde Thorwaldsen gebildet, der schon 1797 durch seinen „Jason" Aufsehen erregte, und bald in Darstellung idealer und anmuthiger Gestalten einer der größten Bildhauer aller Völker und Zeiten, der Stolz Dänemarks, dort im Triumph empfangen und vom König Friedrich VI. zum Staatsrath ernannt wurde.

Handel. Flotte. Landheer. Schulen. Wissenschaft. Kunst.

So war das Leben in Dänemark: harmlos, aller Theilnahme an den Revolutionen, welche die Staaten und Throne Europas erschütterten, abgeneigt,

behaglich in der Wohlhabenheit. Arme gab es wenige und milde Hände viele. Die Regierung war so eifrig bestrebt den Frieden zu erhalten, daß sie sogar die Preßfreiheit beschränkte, um ja keiner fremden Macht Anlaß zu Klagen über Parteilichkeit zu geben.

England rüstet.

Da vernahm man von großen Vorbereitungen in England: 23 große Linienschiffe, 9 Fregatten, 22 kleinere Schiffe wurden ausgerüstet, 500 Transportschiffe wurden mit 35.000 Mann Landtruppen beladen. Diese Ausrüstung galt wahrscheinlich den Franzosen in Pommern — hatten doch die englischen Minister Klagen genug über ihre Trägheit in Unterstützung der Preußen und Russen hören müssen. Aber auf einmal wurde Waffenstillstand geschlossen, dann Frieden in Tilsit. Ein goldener Schlüssel eröffnete den englischen Ministern das Geheimniß der Pläne, welche zwischen den beiden Kaisern dort vereinbart wurden. Entraigues, den wir von Venedig her schon kennen, stand damals im Dienste Alexanders I., und verrieth an England das Geheimniß, und die Minister sahen sich nach der politischen Präventionstheorie für ermächtigt an, die dänische Flotte wegzunehmen, ehe sie den Feinden dienen könnte. Damit Napoleon ihnen mit Besetzung Dänemarks nicht zuvorkomme, ging die Ausrüstung rasch vor sich und verschwiegen. Auf Befragen im Parlament nach dem Ziel, äußerte Minister Castlereagh, daß diejenigen, welche die Gegenstände des großen Zuges wären, dann erst von der Zurüstung hören sollten, wenn sie schon den Todesstreich fühlten.

Dänemark neutral.

Daß der Zug ihnen gelte, davon hatten die Dänen gar keine Ahnung. Sie waren nicht in Feindschaft mit England; der Minister hatte sogar feierlich erklärt, daß er seine Neutralität anfrecht erhalten wolle, obschon ihm der französische Gesandte bedeutete, daß Dänemark einmal einen festen Entschluß fassen und sich für oder gegen die Bedrücker der Meere aussprechen müsse. Um jedem französischen Versuch vorzubeugen, das Land zu überziehen und ihn zur Parteinahme zu zwingen, hatte der Regent sogar seine Truppen an die Grenze von Holstein verlegt, und seinen Aufenthalt in Kiel genommen.

Jackson beim Kronprinzen.

Da erschien, vom englischen Ministerium gesendet, auf einmal ein Herr Jackson, der nach Witworths Abreise von Paris dort Geschäftsträger geblieben war, und erklärte: in England wisse man gewiß, daß Dänemark solle gezwungen werden mit Napoleon und Alexander I. zu halten. Diesem müsse England vorbeugen, und deßhalb erklären, entweder schließe es mit England die innigste Allianz und liefere zum Unterpfand der Treue seine ganze Flotte aus — zur Verwahrung bis zum allgemeinen Frieden, oder es müsse des Krieges gewärtig sein. Er verlange deßhalb im Namen Englands, daß man der englischen Armee die den Sund beherrschende Festung Kronenburg, den Hafen von Kopenhagen und die Flotte übergebe, England wolle Alles für Rechnung Dänemarks in seine Obhut nehmen, und es zurückgeben, sobald die Gefahr vorüber sei. — „Wer gibt aber Dänemark seine verlorene Ehre zurück?“

entgegnete in gerechter Entrüstung der Kronprinz; „geht nach Kopenhagen, dort ist mein Vater und sein Ministerium; bringt dort Eure Anträge vor."

Friedrich VI. in Kopenhagen.

Jackson zog mit diesem Bescheid ab, auf jeder Poststation wurde er, auf geheimen Befehl des Kronprinzen, zwei Stunden aufgehalten. So war es diesem möglich, nur von einem Officier begleitet, unter Verkleidung vor Jackson in Kopenhagen einzutreffen. Dort blieb er nur einen Tag, um die nöthigen Vorkehrungen zum Widerstand zu treffen. Die Landwehr Seelands wurde aufgeboten, die Bürgermiliz trat unter die Waffen, an die Studenten erging ein Aufruf, dem die Mehrzahl willig Folge leistete. Der König verließ die Hauptstadt, ihm folgte der Herzog von Augustenburg und die Minister. Der Kronprinz aber eilte zur Armee nach Holstein zurück, um sie zur Rettung der Hauptstadt zu führen. Auf dem Belte wurde das Schiff, welches den König und den Kronprinzen führte, von einem englischen Schiffe angehalten, aber durch die Geistesgegenwart eines Adjutanten wurden beide gerettet.

Wehr in Kopenhagen.

Kopenhagen hatte nur wenige Tage Zeit, sich zu rüsten, aber das Mögliche geschah. Linientruppen waren 5000 Mann in der Stadt, dazu kamen sechs Bataillone Landwehr. Die Bürger bildeten ein Bataillon Jäger und stellten Freiwillige zum Seedienst und 4000 Brandleute. 356 Kanonen und 258 Wurfgeschütze wurden auf die Wälle geführt, 29 schwimmende Batterien und Kanonenboote trugen 193 Kanonen und eine entsprechende Anzahl Mörser und 3000 Mann Besatzung. Der Eingang in den Hafen wurde im Dunkel der Nacht durch ein versenktes Schiff gesperrt. Befehlshaber war General Peymann; leider dachte er nur an die Vertheidigung der Stadt, deren baldigen Ersatz er erhoffte, und nicht an einen Versuch, die Engländer am Landen zu verhindern.

Landung. Proclamation.

Die Engländer landeten 16. August bei Wibeck, einem Fischerdorfe drei Meilen von Kopenhagen, und streuten eine Erklärung aus: „England wolle bloß zu eigener Sicherheit die Flotte Dänemarks in Verwahrung nehmen; die dänische Regierung könne nun, je nach ihrem Willen, Krieg oder Frieden und festes Bündniß mit England haben. Wolle sie das Letztere nicht, so sei Kopenhagen den Schrecknissen eines Bombardements ausgesetzt; doch möchten die englischen Truppen nicht eigentlich als Feinde auf Seeland erscheinen, sondern all ihre Bedürfnisse baar bezahlen." [1]) Nun hatten die Dänen ihre Flotte, ihren Stolz, vorsichtig in die inneren Docks abgeführt und hofften, die Stadt glücklich zu vertheidigen, bis der Kronprinz das Heer aus Holstein zum Entsatz herbeiführe. Eine regelmäßige Belagerung und Erstürmung von Kopenhagen war aber gar nicht im Plane der Engländer, selbst als Verstärkung — die hannöverische Legion — 18. August bei Kiöge gelandet war, sie wollten bloß rasch durch ein Bambardement die Dänen derart schrecken, daß sie ihre Flotte auslieferten: sie suchten daher nur in gesicherter Stellung ihre Brandbatterien aufzupflanzen. Ein Oberst William Congreve (geboren 1772 in Woolwich, gestorben 1828 in Toulouse) war zu diesem Zwecke beim Heer, der seine besonders wirksamen, von ihm erfundenen Brandgeschosse, die sogenannten Congreve'schen Raketen, hier zum erstenmale anwenden sollte. Zum Entsatz sammelte sich die Seeländische Landwehr unter General Kastenskiold und Major Oxholm, aber sie bestand bloß aus 10.000 Mann und war nicht stark genug, die Linien der Eng-

Congreve.

[1]) Bredows Chronik, Bd. IV, S 317.

länder zu durchbrechen, auch zu wenig eingeübt, den Führern fehlte überdies die Kriegserfahrung: sie ließ sich bei Kiöge von der 6000 Mann starken hannöverischen Legion überrumpeln, und wurde nach einem mehrstündigen erbitterten Gefechte zerstreut; viele wurden getödtet, noch mehre gefangen, dem Reste gelang es in der Nacht nach Falster hinüberzufahren.

Ueberfall bei Kiöge.

Stimmung.

Die Stimmung in Kopenhagen war gut, man hoffte die Stadt zu behaupten, bis Entsatz komme; es fehlte weder an Waffen, noch an Lebensmitteln. Da kam 1. September 1807 die Aufforderung von Gambier und Cathcart zur Uebergabe. Peymann antwortete, er wolle seinem König schreiben, man möge seinem Boten einen Paß geben. Das lehnten die Engländer ab; sie baten, ihnen Maßregeln zu ersparen, bei deren Anwendung ihnen das Herz blute, und drangen auf augenblickliche Antwort.[1] — Peymann antwortete verneinend. Da begann 2. September Abends die Beschießung. Thiers sagt: „Nichts ist berechtigter, als eine Belagerung; Nichts ist barbarischer, als ein Bombardement, wenn nicht eine der gebieterischen Nothwendigkeiten des Krieges, die Alles rechtfertigen, es entschuldigt. Aber die von den Engländern vorbereitete grausame Execution hatte keinen anderen Vorwand zu ihrer Rechtfertigung, als die Nothwendigkeit, eine Flotte wegzunehmen und ein reiches Arsenal zu plündern.“[2] — Die Bewohner waren eben auf der Heimkehr von den Wällen und den Uebungsplätzen, als plötzlich Blitz auf Blitz, Donnerschlag auf Schlag erfolgte: es war wie das Rollen des Hochgewitters, zwischen dem das Wehgeschrei der Verwundeten ertönte. Wer auf der Straße sich befand, war ohne Rettung verloren; aber auch die Häuser boten keine Sicherheit, bis in die tiefsten Keller schlugen die Bomben ein. Die Kathedralkirche und die Sternwarte waren Hauptzielpunkte der englischen Kanoniere. Bald standen Häuser in Flammen. Die Löschmannschaft zeigte Muth und Geschick in Bekämpfung des Feuers. Indeß fand auch ein Kampf am Eingang des Hafens statt, vier englische Bombenschiffe legten sich davor, wurden jedoch bald von eilf dänischen Kanonenbooten in die Flucht gejagt. Am 3. September um acht Uhr hörte die Beschießung auf, wahrscheinlich glaubte Gambier, die Dänen seien hinlänglich erschreckt; viele flüchteten auch nach der Insel Amack, andere suchten in bombenfesten Kellern und in den Räumen des abgebrannten Schlosses Christiansburg Schutz. Aber die Vertheidiger waren noch nicht entmuthigt; auf eine neue Aufforderung zur Uebergabe antwortete Peymann wieder mit einem entschlossenen Nein. Da begann in der Nacht wieder das Feuer, die Raketen bildeten Schrecken erregende Feuerbogen, die Kugeln schlugen durch die Häuser auch in die Keller ein, die Wölbung der deutschen Petrikirche stürzte zusammen, selbst in die Gräber wühlten sich die Kugeln ein. Wo Flammen aufstiegen, schlugen wieder Kugeln und Raketen ein, um die Löschmannschaft zu verjagen. Diese hielt aber aus — den ganzen nächsten Tag dauerte die Beschießung fort. Der Thurm der Liebfrauenkirche brannte, die Glocken stürzten herab und zerschmetterten Alles, die ganze Kirche war nur eine Flamme, erst gegen Abend wurde man des Feuers Meister. In der Nacht vom 4. auf den 5. September dauerte die Beschießung fort, und war es hell in der Stadt wie am Tag, am 5. September währte sie fort bis gegen Abend; 25 Straßen waren schon eingestürzt, 305 Häuser in Asche gelegt. An regelmäßiges Löschen war nicht mehr zu denken, die Erstürmung und alle Gräuel einer solchen waren für die Nacht zu befürchten.

Bombardement.

[1] Gambier befehligte die Flotte, Lord Cathcart die Landtruppen.

[2] Thiers, l. c. vol. VIII, p. 155.

Da trug Peymann auf einen Waffenstillstand an, und Gambier stellte die Beschießung vorläufig ein. Beim Schein eines brennenden Hauses wurde Abends verhandelt; am 7. September früh wurde die Capitulation abgeschlossen, welche den Engländern die dänische Flotte zusicherte.[1]

Capitulation.

Dadurch wurden die Engländer in den Besitz der Citadelle gesetzt und des Holm; die Schiffe und Kriegsfahrzeuge, wie sie auch heißen mochten, sollten ihnen übergeben werden; innerhalb sechs Wochen, vom Tage dieses Vertrages an, sollen Citadelle und Holm von den englischen Truppen wieder geräumt werden. Alle Feindseligkeiten hören sogleich auf, Niemand soll ferner in seiner Person oder in seinem Eigenthum beschwert werden; die königlichen Beamten sollen ungehindert ihres Amtes walten und Alles geschehen, um Einigkeit und gutes Vernehmen zwischen beiden Nationen herzustellen. Die Flotte, der Stolz Dänemarks, wurde also den Engländern unter dem Beding ausgeliefert, sie beim Friedensschluß wieder zurückzugeben — 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote wurden nach England gebracht. Peymann war verwundet; nur Einer, Bille, stimmte im Kriegsrath dafür, diese Flotte zu vernichten, und so die Ueberwältiger um ihren Raub zu bringen; es wurde ihm entgegengehalten, der Brand der Flotte bringe die Stadt wieder in Gefahr, und die Engländer würden für den Streich eine furchtbare Rache nehmen. Das war, als er Kopenhagens Verwüstung erfuhr, auch des Regenten Wille, da er den Premier-Lieutenant Steffens mit dem Befehl entsendete, die Flotte zu verbrennen; Steffens wurde aber wenige Stunden vor Kopenhagen von den Engländern abgefangen, verhört, gestand aber trotz aller Drohung Nichts, den Befehl hatte er vorher vernichtet.

Bedingungen.

Bille's Rath.

Der Verlust der Dänen an Vermögen stieg auf viele Millionen, auch der an Menschen war bedeutsam. Von der Besatzung wurden 881 Mann, von den übrigen Bewohnern 160 Weiber und 70 Kinder getödtet; 80 Leichen zog man aus dem Schutt, 175 Personen wurden vermißt, von denen man nie mehr eine Kunde erhielt; die Engländer verloren auf Seeland 1800 Mann — sie verließen die Insel am 20. October. Außer den Schiffen nahmen sie Alles mit, was zur Flotte gehörte, die Naval Stores, auch die Handwerkszeuge zum Schiffsbau; zwei Linienschiffe, die im Bau begriffen waren, zerstörten sie. —

Verluste.

Die Entrüstung über dieses Verfahren der Engländer gegen Dänemark, das streng an der Neutralität festgehalten und trotzdem einem unberechtigten Angriff zum Opfer fiel, war allgemein: England, hieß es, scheue vor den Schreckensthaten der Revolution nicht mehr zurück, es sei ebenso gewaltthätig zur See, als Napoleon zu Land; so lange beide beständen, werde Europa keine Ruhe haben.

Schrei der Entrüstung.

Das englische Cabinet sah sich 25. October zu einer öffentlichen Erklärung genöthigt: „Der König habe die positivste Nachricht von dem Entschluß des gegenwärtigen Herrschers von Frankreich erhalten, das Gebiet von Holstein mit einer militärischen Macht zu besetzen, um Großbritannien von all seinen gewohnten Kanälen der Verbindung mit dem Festland auszuschließen, um den dänischen Hof zur Sperrung des Sundes wider den britischen Handel und die Schifffahrt zu zwingen, und um sich den Bestand der dänischen Seemacht zur Landung in Groß-

Erklärung der englischen Minister.

[1]) Die Urkunde bei Bredow, l. c. Bd. V, S. 525—26.

britannien oder Irland zu Nutzen zu machen." — „Mit Blut und Feuer sind die Engländer Herren in Dänemark geworden!" Dieses Wort Napoleons flog durch Europa, selbst im Parlament wurden Stimmen laut gegen diese Raubfahrt, deren sich jeder Engländer schämen müsse. Aber die Maßregel fand auch Vertheidiger. England war nach dem Plane Napoleons mit einem Angriff zur See bedroht: Dänemark, Schweden, Portugal sollten zur Mithilfe gezwungen werden. Frankreich hatte damals 60, Spanien 40, Rußland 25, Schweden 15, Dänemark 20, Holland 15, Portugal 10, alle zusammen hatten also 185 Linienschiffe; binnen einem Jahre konnte die Zahl auf 250 gebracht werden, so daß ein Angriff auf England große Aussicht auf Erfolg hatte.[1]) Selbst ein englischer Geschichtschreiber in unseren Tagen, Alison, behauptet, England hätte keine Zeit zu verlieren gehabt, jede Stunde wäre kostbar gewesen. Bernadotte nahte schon Holstein mit einem Heere und leicht hätten die Franzosen Dänemark überwältigen und zur Allianz zwingen können.[2]) Die dänische Flotte hätte dann nur den rechten Flügel der Flotte gebildet, die England überwältigen sollte. England sei Napoleon nur zuvorgekommen.

Vertheidiger.

Die Tadler.

Es hat aber auch nicht an Männern gefehlt, welche das Verfahren der Minister schädlich nannten, es als einen politischen Rechnungsfehler bezeichneten: sie hätten die ersten Schritte des Angriffs den Franzosen überlassen sollen, die ja die Dänen von der Neutralität abbringen und zum Bund mit ihnen zwingen wollten; dann hätten sie als Helfer in der Noth erscheinen können und hätten in den Dänen dankbare Freunde und deren Flotte auf ihrer Seite gehabt. So aber hätten sie die Dänen den Franzosen nur in die Arme getrieben.

Thiers' Urtheil.

Thiers bemerkt:[3]) „Soviel ist gewiß, daß Napoleon außer dem Frieden Nichts erwünschter war, als ein solches Ereigniß; er brauchte Dänemark nicht mehr zu zwingen, das sich ihm im Gegentheil jetzt in die Arme warf, ihm die Sperrung des Sundes sicherte, und ihm Etwas lieferte, was besser war als einige Rümpfe von Schiffen, nämlich vortreffliche Matrosen, welche zur Bemannung der zahlreichen Fahrzeuge dienen konnten, die Frankreich auf den Werften hatte. Er konnte jetzt die russische Armee gegen Schweden, die spanische gegen Portugal senden, er konnte selbst in Wien auf die Ausschließung der Engländer rechnen, er konnte endlich in Petersburg Alles verlangen; denn Alexander fand nach den Vorfällen in Kopenhagen bei den Russen keinen Widerstand mehr gegen seine Politik. Wenn jetzt Napoleon die Fehler Englands benutzte, ohne einen ähnlichen zu begehen, so war er in einer einzigen Lage: er wurde durch die Uebergriffe seines Feindes moralisch ebenso stark, als er es materiell bereits durch seine Armee war. Die schwache Seite seiner Politik, das Meer durch das feste Land zu überwinden, war gerechtfertigt, denn die Gewalt, die er den Continentalmächten anthat, um sie zum Anschluß an seine Pläne zu bewegen, war jetzt deutlich und gerechtfertigt. Wenn er die Häfen der Hansastädte, Hollands, Frankreichs, Portugals, Spaniens und Italiens verschloß, wenn er die Völker zwang, dem Zucker und Kaffee zu entsagen, diese tropischen Erzeugnisse durch theuere und unvollkommene Surrogate zu ersetzen; wenn er zur Verletzung aller Interessen auch noch die Verletzung jeder Lieblingsneigung fügte, so besaß er in der Gewaltthat von Kopenhagen eine vollständige und glänzende Entschuldigung. Aber wir

---

[1]) Jomini, Vie de Napoléon, vol. IV, p. 449.
[2]) Alison, History of Europe 1789—1815, vol. VII, ninth edition, p. 285.
[3]) Thiers, l. c. vol. VIII, p. 158—60.

wiederholen es: man mußte England allein sündigen lassen und sich nicht ebenso schwer vergehen, und — das war schwer; denn in einem erbitterten Kampfe kettet sich Fehler an Fehler, und nur selten wurden die Fehlgriffe des Einen nicht sofort von den Fehlgriffen des Anderen aufgewogen oder übertroffen!" —

Also das Unternehmen war, vom politischen Standpunkt betrachtet, verfehlt, vom sittlichen galt es als eine Schandthat. So und zugleich als erbärmliche Parodie der Gewaltthat von 1801 [1]) behandelten es auch im Parlament gefeierte Redner, wie Grenville, Wyndham, Addington, Grey, Sheridan und Andere. Dänemark war jetzt durch Blut und Brand von England losgerissen und mit Frankreich verkettet. Der Regent, der 6. October in Kopenhagen eintraf, ließ Peymann und alle, welche die Capitulation unterschrieben hatten, vor ein Kriegsgericht stellen, alle englischen Unterthanen, die auf dänischem Boden betroffen wurden, einziehen, oder unter strenge Aufsicht der Polizei stellen, aber nur gegen Bürgschaft, alles englische Eigenthum mit Beschlag belegen — und verbot bei Todesstrafe allen brieflichen Verkehr mit England. Der englische Handel und die englischen Fabriken litten schwer darunter. —

Strenge Friedrichs VI.

Hier noch einige nachträgliche Bemerkungen über das Verhalten des englischen Ministeriums; sie finden sich in den Lebenserinnerungen des damaligen Gesandten Dänemarks in London. [2])

Rist hatte Gelegenheit zu beobachten, wie die Stimmung in England allmählich gegen Dänemark aufgereizt wurde, ist aber überzeugt, daß die ursprüngliche Absicht des Cabinets weder Blutvergießen, noch Brand war, sondern nur Raub.

Rist.

„Herr Canning mag sich in dem Gedanken an die ohnmächtige Wuth des Kaisers bei der Nachricht von der unerwarteten, friedsamen Entführung der dänischen Flotte, wie über einen guten Spaß, die Hände gerieben haben. Dem Kaiser Alexander I. glaubte man in seiner Verblendung zu imponiren; Dänemark solle nach seiner Wahl zur Allianz zugelassen, oder auch nach Wegführung der Flotte bei seiner Neutralität, wie es könne, gelassen werden." [3])

Canning wollte die Flotte,

Die Umstände begünstigten den einmal gefaßten Gedanken. Eine Flotte mit 20.000 Mann befand sich schon in der Ostsee, eine andere war in England, größtentheils schon gerüstet, in Dänemark war man auf einen Angriff von der Landesgrenze her durch die Franzosen schon vorbereitet. Das Heer und der Kronprinz waren in Holstein; Kopenhagen selbst war ohne die gewöhnliche Garnison, kaum ein paar Schiffe gerüstet, Seeland von Truppen entblößt: — so konnte der Gedanke entstehen, die dänische Flotte müßte ohne Widerstand ausgeliefert werden. Der Befehl zur Anwendung von Gewalt wurde gegeben in der Ueberzeugung, daß in Kopenhagen kein Gedanke an Widerstand sich regen werde.



---

[1]) Vgl. Band VIII dieses Werkes, zweite Hälfte, S. 874—879.

[2]) Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Poel. Gotha 1880. Bd. I, S. 423—66.

[3]) Ibid. I, p. 422.

Mit beispielloser Schnelligkeit und Heimlichkeit wurde gerüstet; man vermuthete in London, der Schlag gelte den Franzosen an der Ostsee; auch Rist hatte keine Ahnung, daß er auf Dänemark fallen werde. Die schroffe Erklärung des dänischen Regenten und die Plumpheit Jacksons führten zu den Gräueln der Beschießung. Als nun die erschrecklichen Nachrichten kamen, erwartete Rist den Befehl zur Abreise; derselbe wurde in drei verschiedenen Schreiben, auf drei verschiedenen Wegen auch abgesendet, kam aber nicht an. Rist konnte nur für die dänischen Schiffer und Seeleute, die als Gefangene nach England kamen, ihrem Gewerbe und der Freiheit entrissen, in peinlicher Unthätigkeit einer langen Gefangenschaft und ihrem und ihrer Familien Ruin entgegensahen, nach Kräften Trost, Rath und Beistand spenden. Auch edle Engländer halfen ihm dabei und drängten sich an ihn, um ihrem Abscheu gegen die Gewaltthat Luft zu machen.[1]

Schuld am Unglück.

„Ueberall, es sei zur Ehre des Volkes gesagt, regte sich bei den Besseren und Unabhängigen aller Klassen ein Gefühl des Erstaunens und Unwillens, ja der Schaam, das nur durch die gewisse Zuversicht, die nächsten Parlamentsverhandlungen würden genügende Aufschlüsse über die Nothwendigkeit seiner Maßregeln geben, beschwichtigt werden konnte. Der große Haufe hielt sich an die wachsende Angst vor der französischen Macht, die in seinen Augen alle Mittel heiligte, und an das günstige Resultat, und allmählich verwischten die spanischen Angelegenheiten im nächsten Jahr das Gräuelbild der Scenen von Kopenhagen, wo Hospitäler, Schulen und Kirchen, mit Hunderten von friedlichen Wohnungen, in Rauch aufgingen.“ Auch Deutsche, und der amerikanische Gesandte Monroe, bezeugten Rist ihre Theilnahme.

Stimmung in London.

Rist bei Canning.

Da erschien am 24. September ein Beamter des Ministeriums bei Rist, um ihn sogleich zu einer Unterredung mit Canning einzuladen. Rist war noch nicht abberufen, glaubte also zum Vortheil seines Vaterlandes folgen zu müssen. Canning kam ihm mit der Miene eines Mannes entgegen, den das Gewissen drückt, der Vieles gutzumachen habe, und theilte ihm mit: „Jackson sei mit einer zweiten Sendung an den Regenten beauftragt gewesen, habe aber keinen Paß zu ihm erhalten. Ob nun Rist einen wichtigen Vorschlag des Ministeriums nach Dänemark übersenden wolle?“ — Gefaßt und würdevoll und der Wichtigkeit der Stunde eingedenk, antwortete Rist im Glauben, er könne seinem Vaterland einen wesentlichen Dienst erweisen, mit Ja. Nun rückte Canning heraus: bei Jacksons erster Sendung habe es sich um Krieg oder Allianz gehandelt; er beklage, was unterdessen geschehen sei, denn über alle Maßen sei jetzt Dänemark gereizt. Nun handle es sich aber zum zweitenmal um dieselbe Frage. Durch eine Allianz mit England raube es Frankreich den Vorwand, Truppen nach Seeland zu legen, und schütze es sich vor den Folgen eines erneuerten Angriffs auf Seeland, wozu die englischen Truppen gleich nach der Räumung befugt seien, und beuge der Besetzung eines andern Theils der dänischen Staaten vor.

Erster,

zweiter

Und nun führte Canning seinen zweiten Vorschlag aus.[2] „Er mochte eine Stunde und wohl mehr in Einem Athem geredet haben; die größte Lebhaftigkeit, von kluger Besonnenheit geleitet, riß ihn fort; seine Züge begleiteten den Ausdruck der geläufigsten Zunge, die mir in England vorgekommen ist. Der Schaum stand an den Ecken des Mundes; eine Gewandtheit der Argumentation, die den Rednern dieses Landes eigen, eine scharfe Dialectik, in der Herr Canning besonders Meister ist, diente, um der natürlichen Lage der Sachen noch mehr

[1]) Poel, l. c. Bd. I, S. 432.
[2]) Ibid. I, p. 437.

Eindringlichkeit zu geben. Ich sollte für die Sache gewonnen werden, um die es ihm wirklich Ernst war."

Die Punkte der vorzuschlagenden Uebereinkunft waren von englischer Seite: „Zurückgabe aller aufgebrachten Schiffe und Enthaltung von fernerer Aufbringung; Zurücknahme des Befehls zur Besetzung der dänischen Kolonien; Zurückgabe der Flotte oder ihres Werthes, billig geschätzt, drei Jahre nach dem allgemeinen Frieden, bis wohin sie von England sollte gebraucht werden können; von Seite Dänemarks: Abtretung von Helgoland für beständig, gegen eine auszumittelnde Entschädigung."

Vorschlag Cannings.

Helgoland.

Rist konnte sich diese Punkte nur notiren; er that es mit begreiflichem großen Schmerz und versprach sich keinen Erfolg. „Keine Genugthuung, keinen Ersatz irgend einer Art; vielmehr durch einstweilige Behauptung des Besitzes von Seeland, die anzuerkennende Abführung und Benützung der Flotte, die Sanction der Ungerechtigkeit und der eigenen Schmach; durch die Abtretung von Helgoland eine neue Demüthigung; und dann: nach Allem diesem das Zurücktreten in den bescheidenen und wehrlosen Stand einer nunmehr durchaus unhaltbaren Neutralität, die mit Recht der Hohn von Europa gewesen wäre und ein erwünschter Vorwand für Napoleon, uns geheimer Einverständnisse anzuklagen, und die Continentalprovinzen Dänemarks wenigstens an sich zu reißen. War es dem englischen Ministerium Ernst mit diesen Vorschlägen, so zeigte sich deutlich darin seine Verlegenheit, wie eine schmachvolle und ungerechte Unternehmung durch Dänemarks Gutheißung und Zustimmung zu beschönigen, zugleich aber alle daraus gezogenen Vortheile zu behaupten, und mit einer Art von Rechtstitel zu sichern sein möchten."

Am 26. August 1807 hatte Rist mit Canning eine neue Besprechung. Der Minister versprach im Falle eines Bündnisses:[1]

Versprechen.

1. Mitwirkung der englischen Land- und Seemacht zu Dänemarks Schutz und Unterstützung.

2. Garantie aller Besitzungen Dänemarks, wie sie zur Zeit der Schließung der Allianz bestanden, oder Aequivalente für solche, die durch den Krieg verloren gegangen.

3. Ausdehnung der dänischen Kolonialbesitzungen, vermittelst der Auslieferung vom Feinde genommener Kolonien;

theilte aber auch den Entschluß mit, was im Verweigerungsfalle folgen werde:

1. Confiscation aller aufgebrachten und noch aufzubringenden dänischen Schiffe.

Drohung.

2. Wegnahme der dänischen Kolonien.

3. Zerstörung des dänischen Handels.

4. Die Möglichkeit, daß England sich genöthigt sehen werde, schwedischen Truppen Kopenhagen und Seeland einzuräumen.

5. Die Nothwendigkeit, in der man sich sehen könnte, Seine schwedische Majestät durch den Besitz von Norwegen zu entschädigen.

Norwegen.

[1]) Poel, l. c. Bd. I, S. 441.

Die Angebote wurden mit Entrüstung abgewiesen, so frisch und stark war der Haß gegen England! Die Drohung, daß Schweden seine Truppen gleichfalls gegen Dänemark verwenden werde, trieb nur zu raschem Abschluß des Bundes mit Frankreich in Fontainebleau, 31. October 1807. Bernadottes Corps, 32.000 Mann — Franzosen, Holländer und Spanier — rückte Ende 1807 in die dänischen Landschaften, besetzten Seeland, Fühnen, Langeland, bedrohten zugleich Schweden. Als Christian VII. am 31. März 1808 starb, trat sein Sohn Friedrich VI., als erbitterter Feind Englands die Regierung an. Die Lage der Dinge führte, entgegen dem Staatsrath, der seit Aufhebung des Cabinetes regierte, zu einer Regierung durch unmittelbare Befehle. Schimmelmann und Reventlow verloren ihren Einfluß.

Friedrich VI.

Absolutismus.

Rist bemerkt:[1] „Der ausgebrochene Krieg aber, die Nothwendigkeit schneller, durchgreifender Maßregeln, das Hervortreten des für den Vaterlandsfreund schon lange zu bedeutenden Militärgeistes, und die Bedeutsamkeit der soldatischen, den Kenntnissen und dem Charakter nach jedoch sehr subalternen Umgebung des Kronprinzen, hatten nun plötzlich die Neigung des wohlgesinnten Regenten zum Selbst- und Alleinherrscher entwickelt. Der Staatsrath wurde zu leeren Formen, und auch diese meist beiseite geworfen, seit Kopenhagen nicht mehr als Residenz, sondern als Hauptquartier erschien; jede Verfügung hatte einen militärischen Zuschnitt angenommen. Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit bezeichneten deren viele, und Eingriffe in das schwache Vermögen des Staates und der Einzelnen, ohne Hinausblick auf die Zukunft, zerstörten für immer die schönen, nur zu kraus angelegten, zu langsam ausgeführten Pläne des würdigen Schimmelmann für Dänemarks Finanzen."

Eine andere Folge des Friedens von Tilsit und ein Zeugniß der damaligen Machthöhe Napoleons ist

Das Königreich Westfalen.

In der Rede vom 16. August 1807 kündete Napoleon an: „Ein französischer Prinz wird an der Elbe regieren, er wird den Vortheil seiner neuen Unterthanen mit seinen ersten und heiligsten Pflichten zu vereinigen wissen." Also ein Vasallengebiet Frankreichs, der Vasalleneid wurde unter den „ersten und heiligsten Pflichten" verstanden. — Die erste Mittheilung vom Plane dazu erhielt 7. Juli Josephine:[2] „Wenn Du diesen Brief liesest, ist der Friede geschlossen und Jérôme als König von Westfalen anerkannt mit 3,000.000 Unterthanen. Diese Nachricht ist für Dich allein." Am nächsten Tag schrieb er an Jérôme:[3] „Mein Bruder! Du bist als König von Westfalen anerkannt. Dieses Königreich umfaßt all die Gebiete, welche Du anbei verzeichnet findest. Ich werde Dich in Dresden treffen, und da wollen wir uns über die Einrichtung des neuen Königreichs besprechen. Es ist nicht gut, wenn Du vorher von dieser Neuigkeit viel redest. — Verschaffe Dir einen Secretär, welcher gut deutsch versteht, und be-

Napoleon an Jérôme.

---

[1]) Poel, l. c. Bd. I, S. 461.
[2]) Correspondance, vol. XV, p. 492.
[3]) Ibid. XV, p. [illegible]

schäftige Dich damit, mir einige Elsäßer von hervorragendem Verdienst vorzuschlagen, welche Dir in Deiner Regierung behilflich sein können. Uebrigens habe ich die Absicht, indem ich Dich in Dein Königreich einsetze, diesem eine ordentliche Verfassung zu geben, die in allen Klassen Deiner Bevölkerung die eitlen und lächerlichen Standesunterschiede tilgen — also die Grundsätze der Revolution auch in Deutschland ausbreiten soll." Die Anerkennung des neuen Königs wurde von den Mächten Europas einfach gefordert und auch geleistet, wenn sie nicht Krieg mit Frankreich wollten.[1])

Bestandtheile Westfalens.

Aus welchen bisherigen Gebieten ward das neue Königreich zusammengesetzt, das 688 Quadratmeilen umfaßte und gegen zwei Millionen Einwohner zählte?

1. Aus der **Altmark**, soviel davon auf der linken Seite der Elbe liegt, mit 59 Quadratmeilen und 112.000 Einwohnern; 2. aus **Magdeburg** nebst **Mansfeld** und dem Gebiet von **Halle** mit 63 Quadratmeilen und 260.000 Einwohnern; 3. aus **Hildesheim** und **Goslar**, mit 47 Quadratmeilen und 152.500 Einwohnern; 4. aus **Halberstadt** und **Quedlinburg** mit 38 1/2 Quadratmeilen und 144.400 Einwohnern; 5. aus dem **Eichsfeld** mit **Dorla** und **Trefurt** mit 36 1/2 Quadratmeilen und 92.250 Einwohnern; 6. aus **Mühlhausen** und **Nordhausen**, mit 5 Quadratmeilen und 24.700 Einwohnern; 7. aus **Paderborn**, mit 50 Quadratmeilen und 85.300 Einwohnern; 8. aus **Minden** und **Ravensberg**, mit 40 Quadratmeilen und 160.000 Einwohnern; 9. aus **Stolberg-Wernigerode**, mit 5 Quadratmeilen und 13.000 Einwohnern; 10. aus den ehemals **kurbraunschweigischen Staaten**: a) **Göttingen** und **Grubenhagen**, nebst **Hohenstein** und **Elbingerode**, mit 50 Quadratmeilen und 150.000 Einwohnern; b) **Osnabrück**, mit 56 Quadratmeilen und 135.000 Einwohnern; 11. aus dem ehemaligen **Kurfürstenthum Hessen**, mit Ausschluß des Gebietes von **Hanau**, **Schmalkalden** und **Nieder-Katzenellenbogen**, mit 157 Quadratmeilen und 390.000 Einwohnern; 12. aus sämmtlichen zum ehemaligen **Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel** gehörigen Länder, mit 72 Quadratmeilen und 208.000 Einwohnern; 13. aus der Grafschaft **Kaunitz-Rittberg** mit 4 Quadratmeilen und 13.000 Einwohnern; 14. aus dem Gebiet von **Corvei** mit 5 Quadratmeilen und 16.000 Einwohnern. Im ganzen, aus vielen kleinen Staaten zusammengeschweißten, neugeschaffenen Königreich waren 210 Städte, 124 Marktflecken, 4200 Dörfer.[2])

Braunschweig.

Nach dem Erträgniß und Wohlstand waren diese Gebiete sehr verschieden, am wohlhäbigsten waren die Unterthanen des ehemaligen **Herzogs von Braunschweig**, der in der Schlacht bei Jena und Auerstädt so unglücklich war; er hatte sehr gut regiert, den Landbau gehoben, die städtische Gewerbsamkeit von den Fesseln befreit, die Schulen, die Geistesbildung gefördert, nützliche Erfindungen verbreitet, für strenge und unbestechliche Gerechtigkeitspflege gesorgt, durch gute Straßen Verkehr und Handel gehoben, den Haushalt wohlgeordnet, die Staatsschulden abgezahlt. Nur mit Schmerz wechselten die Einwohner den Herrn. — Anders war

Kurhessen.

es in **Kurhessen**, die Bewohner waren arm, der Kurfürst reich; für Ackerbau und Handel war Nichts geschehen; der Menschenhandel hatte zwar viel ertragen,

---

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 698.

[2]) Diese Gebiete sind alle aufgezählt in der Verfassung: Correspondance, vol. XVI, p. 198.

aber nur in die Kasse des Fürsten, der an den Verlust seines Landes nicht glauben wollte, bis er den Frieden von Tilsit in der Zeitung las. Der Kurfürst liebte das Soldatenspiel und hatte es bei einer Bevölkerung von nur einer halben Million dennoch auf 32.000 Mann hinaufgeschraubt. Wie er Preußen im Stich ließ, und doch nicht zu den Franzosen halten mochte, und durch sein Abwarten, wer den Sieg davontrage, Napoleon reizte und dadurch um sein Land kam, haben wir früher gesehen. Durch die Durchmärsche der französischen Armee litt das Land bitter. Deßungeachtet quälte die Hessen der Gedanke, ihr angestammtes Herrschergeschlecht verjagt und sich von einem Fremdling regiert zu sehen. „Der Hesse", sagt ein Schriftsteller jener Zeit,[1]) „wollte lieber Armuth und Druck in der alten, als versprochene Wohlhabenheit und zurückgegebene Menschenrechte in einer neuen Ordnung der Dinge! Der Geist der alten Katten schien noch nicht ganz erloschen zu sein, und ungleich größere Schwierigkeiten fand daher die fremde Regierung, dieses arme, an Entbehrungen gewohnte, kriegerische Volk für sich zu gewinnen, als die übrigen Bewohner der westfälischen Provinzen einer neuen Ordnung der Dinge geneigt zu machen. Auch ließ sich voraussehen, was bald die Erfahrung bestätigte, daß der kraftvolle hessische Bauer viel leichter als der wohlhabende magdeburgische, braunschweigische und halberstädtische Landmann zu Empörungsversuchen verleitet werden könnte." —

Jahrhunderte lang standen die Bewohner des neuen Königreichs unter mehreren kleinen Regierungen, wichen in Verfassung, Denkungsart und Charakter von einander ab, jetzt sollten sie ein politisches Ganzes bilden. Es ist ein gesunder Gedanke, daß Napoleon für die Verfassung, welche die Bewohner des neuen Königreichs zu einem harmonischen Ganzen vereinigen sollte, auch die Wünsche der verschiedenen Länder hören wollte. Der Kaiser setzte darum zunächst eine provisorische Regierung ein, die aus den französischen Staatsräthen Simeon, Jollivet, Lagrange und Beugnot bestand.

Regentschaft.

General Lagrange war einst der Adjutant Klebers und soll rühmlich bemüht gewesen sein, das Land vor Bedrückung durch die Generale zu schützen. Simeon war ein scharfblickender Jurist und ein gerechter Mann. Jollivet war früher in der Organisation des französischen linken Rheinufers beschäftigt. Beugnot kennen wir schon von der Revolution her.[2]) Am 28. August 1807 begann die Thätigkeit dieser provisorischen Regierung.

Deputation in Paris.

Abgeordnete gingen nach Paris, um das Schicksal der Unterthanen ihrem neuen König an das Herz zu legen und aller Wünsche und Hoffnungen ihm zu empfehlen — es waren meist hervorragende Mitglieder der Stände.[3]) Mit beklommenem Herzen erschienen sie vor Napoleon, der ihnen jedoch viel Angenehmes über die deutsche Nation sagte, zum Beispiel: sie sei nie wortbrüchig und treulos gewesen, ihr Unglück sei ihre Zerstückelung, ihr künftiges Glück bestehe in der Einigung.

---

[1]) Bredow, Chronik, Bd. IV, S. 419.
[2]) In der Halsbandgeschichte und in der Schreckenszeit.
[3]) Ihre Namen bei Bredow, l. c. Bd. IV, S. 424—25, und in den „Urkundlichen Beiträgen zur Staatengeschichte Deutschlands in der Napoleonischen Zeit." Kiel 1852.

Napoleon empfahl seinem Bruder, den Abgeordneten die Grundsätze der Verfassung mitzutheilen, um ihre Bemerkungen entgegen zu nehmen, welche sie nach ihrer Kenntniß der örtlichen Verhältnisse machen könnten. Ein Ausschuß zur Prüfung der Verfassung ward gebildet; er wagte einige schüchterne Einwendungen gegen die absolute Gleichstellung des Adels mit den übrigen Ständen, gegen die Aufhebung des Majoratsrechtes, der Herrendienste ohne Entschädigung, gegen unbedingte Einführung des Code Napoleon; die neue Gerichtsordnung sollte erst in drei Jahren zur Ausführung kommen, Magdeburg solle nicht mit 12.000 Franzosen beschwert werden; der neue König verwarf jedoch die meisten Anträge.

Einwände.

Napoleon erließ als Landesfürst 15. November 1807 zu Fontainebleau die Landesverfassung, „welche für das Glück seiner Bewohner die Gewähr leiste, und durch welche zu gleicher Zeit dem Beherrscher die Mittel gewahrt werden, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Rheinbunds, zur Sicherheit und zum Wohl des Ganzen beizutragen.“

Verfassung 15. November 1807.

Die Verfassung [1]) enthält in 10 Titeln 55 Artikel. Im I. wird die Anzahl der zum Königreich Westfalen gehörigen Gebiete aufgezählt, wie wir sie oben angaben; im II. behält sich Napoleon die Hälfte der landesfürstlichen Allodial-Domänen vor, um verdiente Officiere durch Güter zu belohnen; im III. verordnet er, daß die bisher aufgelegte Kriegssteuer bis zum 1. December 1807 bezahlt oder gehörige Sicherheit für die Bezahlung geleistet sein müsse; im IV., daß der König bis 1. December 1807 in den vollen Genuß und die unumschränkte Staatsgewalt eintrete; im V., daß das Königreich Westfalen einen Theil des Rheinbundes ausmache, und 25.000 Mann unter den Waffen halten müsse, nämlich 20.000 zu Fuß, 3500 Reiter und 1500 Artilleristen; vorläufig aber nur 10.000 Mann zu Fuß, 2000 Reiter und 500 Artilleristen, dafür aber 12.500 Mann Franzosen in Magdeburg zu besolden, ernähren und zu kleiden habe. — VI. Vererbt wird das Königreich in der männlichen Nachkommenschaft Jérôme's nach der Erstgeburt, mit beständigem Ausschlusse des weiblichen Geschlechtes und seiner Nachkommen. „In Ermangelung der natürlichen und rechtmäßigen Nachkommen Jérôme's wird der Thron Westfalens auf uns, unsere Erben und natürlichen und gesetzmäßigen oder an Kindesstatt angenommenen Nachkommen vererbt. In Ermangelung dieser an die legitime Nachkommenschaft von Joseph Napoleon, König von Neapel und Sicilien, und in Ermangelung dieser an die legitime Nachkommenschaft von Ludwig Napoleon, König von Holland, und in Ermangelung dieser an die legitime Nachkommenschaft des Prinzen Joachim, Großherzogs von Berg und Cleve.“ — VII. Der König von Westfalen und seine Familie sind in dem, was sie betrifft, den Verordnungen des kaiserlichen Hausgesetzes unterworfen. [2]) — VIII. „Im Fall der Minderjährigkeit wird der Regent von uns oder unseren Nachkommen in Unserer Eigenschaft als Oberhauptes der kaiserlichen Familie ernannt. Die Minderjährigkeit hört mit dem vollendeten achtzehnten Jahre auf.“ — IX. Der König und die königliche Familie haben ein Einkommen von 5,000.000 Franken aus den Erträgnissen der königlichen Forste und Grundstücke. Im Falle, daß diese unzureichend wären, wird

Majorate. Kriegssteuer. 1. December 1807 Regierungsantritt. Contingent. Vererbung. Hausgesetz. Regentschaft. Civilliste.

---

[1]) Ihr französischer Wortlaut in der Correspondance, vol. XVI, p. 192—204.

[2]) Statut formant la loi de la famille de Sa Majesté l'Empereur des Français — bei Martens, Supplement. IV, p. 267—77.

der Rest zwölftelweise durch monatliche Zuschüsse des öffentlichen Schatzes ergänzt. — X. Das Staatsgrundgesetz erhält für alle Unterthanen Gleichheit vor dem Gesetz und freie Ausübung der Gottesverehrung aufrecht. — XI. Sowohl die allgemeinen, als die Provinzialstände der Länder des Königreichs, alle politischen Corporationen dieser Art und alle Privilegien jener Corporationen, Städte und Provinzen, sind aufgehoben. — XII. Aufgehoben sind gleichfalls alle Privilegien einzelner Personen, insofern sie mit den Verordnungen des vorstehenden Artikels unvereinbar sind. — XIII. Alle Leibeigenschaft von jeglicher Natur, und in welcher Benennung sie auch sein möge, ist aufgehoben, da alle Personen des Königreichs Westfalen dieselben Rechte genießen müssen. — XIV. Der Adel wird ferner in seinen verschiedenen Graden und Betitelungen bestehen, aber ohne ein ausschließliches Recht auf irgend ein Amt oder eine Stelle oder Würde zu geben. — XV. Die Statuten der Abteien, Priorate und adelichen Capitel sollen derart abgeändert werden, daß künftig jeder Unterthan des Königreiches zulässig ist. — XVI. Die Steuerverfassung soll dieselbe für das ganze Königreich sein. Die Grundsteuer darf den fünften Theil der Einkünfte nicht überschreiten. — XVII. Münze, Gewichte, Maße müssen dieselben sein wie in Frankreich; — XVIII. nur, daß die Münzen das westfälische Wappen und das Bildniß des Königs tragen.

Gleichheit Aller. Religionsfreiheit, keine Vorrechte, keine Leibeigenschaft. Maß und Gewicht.

XIX. Es werden vier Minister sein: einer für die Justiz und das Innere, einer für den Krieg, einer für die Finanzen, den Handel und den Schatz. — XX. Sie sind, jeder für seinen Theil, für die Ausführung der Gesetze und der Befehle des Königs verantwortlich.

Minister.

XXI. Der Staatsrath besteht wenigstens aus 16, höchstens aus 25 Mitgliedern, welche von dem König ernannt und willkürlich entlassen werden; er soll aus drei Abtheilungen bestehen: für Justiz und Inneres, für den Krieg und für Handel und Finanzen; er übt zugleich die Geschäfte eines Cassationsgerichtes. — XXII. Steuern, peinliche und bürgerliche Gesetze, werden zuerst von ihm verhandelt und abgefaßt; — XXIII. seine Beschlüsse werden dann den ständischen Ausschüssen mitgetheilt. Solcher Ausschüsse werden drei sein: einer für die Finanzen, einer für das bürgerliche, einer für das peinliche Recht, und je aus fünf Mitgliedern der Stände bestehen und für jede Sitzung erneuert werden. — XXIV. Ihre Bemerkungen werden unter dem Vorsitz des Königs verhandelt, und ob es räthlich sei, die Gesetze einer Abänderung zu unterwerfen. — XXV. Was hier beschlossen wurde, wird dann den Ständen unmittelbar vorgelegt, welche sich darüber zu berathschlagen haben, nachdem sie die Beweggründe und die Berichte anhörten. — XXVI. Im Staatsrath werden auch die Anordnungen der öffentlichen Verwaltungen abgefaßt; — XXVII. er erkennt zugleich über die Streitigkeiten zwischen den verwaltenden, und richtenden Behörden, über Rechtsbeschwerden und ob ein Staatsbeamter vor Gericht gestellt werden soll; — XXVIII. doch hat er in seinen Verrichtungen nur eine berathende Stimme. —

Staatsrath. Stände.

XXIX. Die Reichsstände: sie bestehen aus 100 Mitgliedern, welche von den Departements-Versammlungen ernannt werden, nämlich aus 70 Grundeigenthümern, 15 Kaufleuten und Fabrikanten, und aus 15 Gelehrten und solchen Staatsbürgern, welche sich um das Reich verdient gemacht haben. — XXX. Alle drei Jahre werden die Stände um ein Drittel erneuert, doch können die Austretenden sogleich wieder gewählt werden. — XXXI. Ihr Präsident wird vom König ernannt; — XXXII., dieser allein kann sie zusammenberufen, verlängern,

vertagen und auflösen; — XXXIII. sie verhandeln bloß über die vom Staatsrath abgefaßten Gesetzesentwürfe und auf Befehl des Königs. Jährlich werden ihnen die gedruckten Berichte der Minister vorgelegt. Die Abstimmung ist geheim und die absolute Mehrheit gibt den Ausschlag.

Sofort kommt XXXIV. die Eintheilung des Landes in Departements, deren nicht weniger als acht und nicht mehr als zwölf sein dürfen. Die Departements werden in Districte eingetheilt, deren nicht weniger als drei und nicht mehr als fünf sein dürfen. — XXXV. Die Departements werden durch einen Präfecten verwaltet; — XXXVI. die Districte durch einen Unterpräfecten. — XXXVII. Die Municipalitäten werden durch einen Maire verwaltet. — XXXVIII. Neben dem Maire besteht ein Municipalrath, neben den Unterpräfecten ein Districtsrath, neben dem Präfecten ein Präfecturrath und ein Departementalrath. — XXXIX. Die Mitglieder dieser Räthe werden alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert. — XL. In jedem Departement wird eine Departemental-Versammlung gebildet, — XLI. die aus so vielen Mitgliedern besteht, als das Departement Tausende von Einwohnern enthält. — XLII. Die Mitglieder ernennt der König, und zwar: vier Sechstel aus den Bürgern, welche die meiste Steuer zahlen, ein Sechstel aus den reichsten Kaufleuten und Fabrikanten, ein Sechstel aus den Gelehrten und Künstlern und den Bürgern, die sich am meisten Verdienste erworben haben. — XLIII. Niemand kann Mitglied einer Departementalversammlung werden, der nicht volle 21 Jahre alt ist. — XLIV. Die Mitgliedschaft dauert zeitlebens, keiner kann anders als durch einen Richterspruch seiner Stelle entsetzt werden. — XLV. Die Departemental-Versammlungen ernennen die Mitglieder der Stände und schlagen dem König die Candidaten zu den Stellen als Friedensrichter, als Mitglieder der Departements-, Districts- und Municipalräthe vor.

Departement.

Districte.

Municipalitäten.

Departements-versammlungen.

Nun kommt die Justiz. XLVI. Vom 1. Januar 1808 an gerechnet wird das Gesetzbuch Napoleons das bürgerliche Recht des Königreichs. — XLVII. Das gerichtliche Verfahren ist öffentlich, und in peinlichen Sachen finden die Urtheile durch Geschworene statt. — XLVIII. In jedem Kanton ist ein Friedensgericht, in jedem District ein Gerichtshof erster Instanz für bürgerliche Streitsachen, in jedem Departement ein Gericht für peinliche Sachen und für das ganze Königreich ein einziges Ober-Appellationsgericht. — XLIX. Die Friedensrichter bleiben vier Jahre im Amt, können aber unmittelbar wieder gewählt werden, wenn die Departemental-Versammlung sie vorschlägt. — Wichtig ist L.: Der Stand der Gerichtspersonen ist unabhängig; — und LI.: Der König ernennt die Richter; sie erhalten Bestallungen auf Lebenszeit, wenn sie fünf Jahre ihr Amt so ausgeübt haben, daß es ersichtlich ist, daß sie verdienen, auf ihrem Posten zu bleiben. — LII. Nur bei erwiesener Pflichtverletzung kann der König einen Richter absetzen. — LIII. Im Namen des Königs werden die Urtheile der Ober- und Untergerichte erlassen; er allein kann begnadigen, die Strafe erlassen oder vermindern. — LIV. Die Conscription macht ein Grundgesetz des Königreichs aus. Anwerbung für Geld darf nicht stattfinden.

Justiz.

Der König.

So die Verfassung, einfach und praktisch, bezeichnend für Napoleons Ansichten vom Staatsleben, wichtig als historisches Document. Jérôme ließ sie 7. December 1807 von Napoleonshöhe (früher Wilhelmshöhe) aus bekannt machen. —

Katharina. Werbung. Da Jérôme ein deutsches Volk zu regieren bekam, so war es eine wichtige Maßregel, daß ihm Napoleon eine deutsche Prinzessin zur Gemahlin gab. Es war Katharina von Wirtemberg. Am 9. August 1807 hielt Napoleon um ihre Hand an:[1]) „Mein Herr Bruder! Da wir den Wunsch hegen, Eurer Majestät immer mehr sichtbare Beweise der hohen Achtung für Ihre Person und der vollkommenen Freundschaft für Ihre Familie zu geben, so betrachten wir es als einen glücklichen Umstand, daß wir zur Ehe mit unserem sehr lieben Bruder Ihre Tochter, die Prinzessin Katharina, verlangen können. Zum Brautwerber haben wir unseren Vetter Bessières ernannt. Wir verlassen uns auf das, was er Ihnen von uns aus über die Freude sagen wird, die es uns macht, durch Abschluß dieser innigen Verbindung, die Interessen Ihres Hauses als unsere gemeinsamen zu betrachten u. s. w." — Berthier holte die Prinzessin ab, am 21. August wurde sie mit Auszeichnung in den Tuilerien empfangen, am 22. August bürgerlich getraut, am 23. August fand durch Dalberg die kirchliche Trauung statt, trotzdem der Papst sich weigerte, die Ehe mit der Patterson für ungiltig zu erklären. Der Primas von Deutschland hatte also kein Bedenken über einer Bigamie den kirchlichen Segen zu spenden! — Napoleon meldete ihrem Vater die glückliche Ankunft Katharinas, trotz der schnellen Reise, bei einer Hitze, wie sie seit sechzig Jahren nicht gewesen sein solle,[2]) und daß sie noch denselben Abend einen Spaziergang im Tuileriengarten gemacht habe. Jérôme benahm sich herzlich, seine leichtsinnigen Streiche verschwieg man ihr lange; wenigstens im Anfange scheint die Ehe glücklich gewesen zu sein. Die Franzosen fanden, sie sei schön, voll Anmuth und Würde. — Wie ihre neulich herausgekommenen Briefe beweisen,[3]) war Katharina eine Frau von Charakter, und vermittelte oft zwischen ihrem Manne und Napoleon. Leider sah Jérôme sein Königreich nur als eine Gelegenheit an, seiner Genußsucht leichtsinnig zu fröhnen. Auf seine Civilliste hin nahm Jérome vor seiner Abreise von Paris ein Anlehen von 1,800.000 Franken auf.

Dalberg.

Einzug. Am 6. December 1807 traf der neue König in seinem Lande ein. Vorschriftsmäßig wurden in jedem Dorfe, durch das er fuhr, die Glocken geläutet, standen der Pfarrer und der Schullehrer mit den Kindern vor der Kirche, empfing ihn der Bürgermeister an der Grenze des Ortes und der Amtmann an der Grenze seines Bezirkes. In Marburg harrten Beamte und Professoren bei einer Ehrenpforte, 36 Studenten waren dem König in drei Abtheilungen, jede in besonderer Tracht, entgegen geritten. Abends war die Stadt beleuchtet.

Von seinem königlichen Schloß zu Kassel erließ Jérôme 15. December 1807 seine erste Anrede an sein Volk; sie ist historisch merkwürdig.

An sein Volk. Zweck des Reiches. „Unsern guten und getreuen Einwohnern des Königreichs Westfalen unsern Gruß! Die göttliche Vorsehung hatte diesen Zeitpunkt bestimmt, um Eure zerstreuten Provinzen, Eure benachbarten und dennoch sich fremden Geschlechter unter einem erhabenen Grundgesetze zu vereinigen. Ich habe diesen Thron bestiegen, vorbereitet durch den Sieg, errichtet durch die Bestimmung der großen Mächte

---

1) Correspondance, vol. XV, p. 596.

2) Ibid. XV, p. 644—45.

3) Schloßberger, Briefe der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Wirtemberg. Bd. I, 1801 bis 1810. Stuttgart 1886.

Europas, gegründet auf einen nicht minder heiligen Titel: Euer wahres Interesse. Nur zu lange wurden Eure Fluren durch Familienansprüche oder Cabinetsintriguen gedrückt. Alle Drangsale des Krieges wurden Euch zu Theil, und Ihr bliebet ausgeschlossen von dem Vortheil des Friedens. Nur einige Eurer Städte ernteten die trockene Ehre, ihre Namen den Verhandlungen zu leihen, bei welchen Nichts vergessen wurde, als das Schicksal der Völker, welche sie bewohnten. Wie ganz von diesen verschieden sind die Resultate derjenigen Kriege, welche gegen das Haupt meines hohen Hauses geführt wurden! Nur für die Völker hat Napoleon gesiegt. Jeder Friede, den er geschlossen hat, ist ein Schritt mehr zu dem Zwecke, den sein großer Genius beschlossen hat, ganzen Nationen eine politische Existenz, eine Regierung durch weise Gesetze zu geben; für jede von ihnen ein Vaterland zu bilden und keine länger in der bedauernswerthen Nichtigkeit zu lassen, bei welcher sie sich gegen den Krieg nicht vertheidigen und des Friedens nicht genießen können. — Einwohner Westfalens! Dies waren die Resultate von Marengo, von Austerlitz, von Jena. Dieses ist jetzt die merkwürdige Folge des Friedens von Tilsit für Euch. Durch den letzteren Tag habt Ihr das erste aller Güter, ein Vaterland, gewonnen. Entfernt aus Euren Gedanken das Andenken an jene zerstückelte Herrschaft, die letzten Ueberbleibsel des Lehenswesens, wodurch fast jeder Fleck einen eigenen Herrn erhielt. Jene verschiedenen Interessen müssen nun ein einziges werden. Das Gesetz ist von nun an Euer Herr! Euer Beschützer, der Monarch, ist verpflichtet, es in Ansehen zu erhalten. Andere Obern werdet Ihr in Zukunft nicht kennen. — Einwohner Westfalens! Ihr habt eine Constitution, angepaßt Euren Sitten, Euren Interessen; sie ist die Frucht des Nachdenkens eines großen Mannes und der Erfahrungen einer großen Nation. Ihre Grundsätze stimmen überein mit dem gegenwärtigen Zustand der Bildung Europas und enthalten Aussicht zu Verbesserungen, welche reichlich die Opfer ersetzen werden, die der eine und andere von Euch der neuen Ordnung der Dinge willig bringen muß. Ihr müßt also derselben mit Zutrauen gehorchen, weil auf ihr Eure Freiheit und Euer Glück beruht. Indem ich den Thron besteige, verpflichte ich mich, Euch glücklich zu machen, und ich werde treu diesem Gelübbde sein. Freiheit des Gottesdienstes soll eingeführt, das Eigenthum gesichert und befestigt werden. So soll zwischen mir und meinem Volke eine auf gegenseitige Gelübbde und Vortheile beruhende Sicherheit bestehen, welche nie verändert werden darf. — Bewohner Westfalens! Euer Regent rechnet in Zukunft auf Eure Treue und Eure unerschütterliche Zuneigung."

Napoleons angebliches Ziel.

Folgen der Siege.

Die Verfassung.

Das war ein schönes Gelübbde, wenn es nur eingehalten wurde! Schöne Worte fielen auch bei der Huldigung am 1. Januar 1808, wozu die bei den früheren Höfen vorgestellten adeligen Personen ohne weiteres zugelassen wurden; die anderen Adeligen und die Bürger sollten durch die Provinzialstände oder die Magistrate der Städte vertreten werden; die Universitäten, Capitel und religiösen Corporationen entsendeten auf ihre Kosten Vertreter. Die bisherigen Regenten ernannte der König zu seinen Ministern. 274 Bevollmächtigte erschienen; damit war zugleich der Neujahrsempfang verbunden. Alle saßen — ein Bild der Gleichheit — bunt durcheinander. Die Büste des Schöpfers der neuen Zustände befand sich unter einem Thronhimmel. — „Länger ein Gegenstand der Bewunderung Europas, schien der Kaiser hier gleichsam seinen Bruder und Zögling ihr beigesellen zu wollen." 274 Abgeordnete waren in der Versammlung, der Huldigungseid wurde in deutscher und französischer Sprache geleistet: „Wir schwören für uns und das Land, das wir vertreten, Gehorsam dem König und Treue der

Huldigung 1. Januar 1808.

Rede Jérômes

Verfassung." Jérôme hielt dann eine Anrede: „Von dem Tage an, da ich den Thron bestieg, habe ich mir ein solches Vorbild erwählt, und zwei Dinge vor allen andern zu erreichen gestrebt: die Liebe meiner Unterthanen und die Achtung der Nachwelt. Kein Opfer soll mir zu theuer, keine Anstrengung zu groß sein, diese zu verdienen. Eine vernünftige Politik hatte bis in die Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts meine Staaten mit Frankreich verbündet, und die Bande, welche mich gegenwärtig mit dieser großen Macht vereinigen, bringen nun wieder ein System auf die Bahn, wonach das nördliche Deutschland sich stets wieder zurücksehnte." — Wir wollen nicht glauben, was Manche behaupten,[1]) daß Johannes von Müller dem Jérôme diese Rede eingab; denn er kannte die Geschichte zu gut und war zu ehrlich für eine solche Lüge, welche die Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands durch Frankreich pries! — Der König schloß mit den Worten: „Im Felde, unter politischen Stürmen erzogen, habe ich, wenn gleich noch jung, zu erkennen Gelegenheit gehabt, daß Gleichheit vor dem Gesetze, Tapferkeit und Treue die wahre Stärke einer Nation ausmachen und ihre Würde begründen. Diese beiden Tugenden sind Ihnen in hohem Grade eigen, und auf sie setzte ich die erste meiner Hoffnungen."

Alles vorgeschrieben.

Diese schönen Worte — denn mehr waren sie nicht — erregten einen Sturm des Beifalls. Alles Bisherige verlief nach der vertraulichen Mahnung Napoleons in einem Schreiben aus Fontainebleau:[2]) „Zieh ein in Kassel mit allem Pomp, mit welchem die Hoffnungen Deiner Völker Dich umgeben mögen; versammle die Abgeordneten um Dich; mache aber, daß die Hälfte aus Nichtadeligen besteht und leiste den Eid auf die Verfassung, nachdem sie denselben geschworen. Ernenne anfangs nur die Halbzahl Deiner Staatsräthe, diese reicht aus, um die Arbeit zu beginnen. Sorge aber dafür, daß die Mehrzahl aus Bürgerlichen besteht, aber ohne daß Jemand darauf kommt, daß Du die Mehrzahl Deiner Beamten aus dem dritten Stand zu wählen Dir zum Grundsatze machtest. In Deinem Ministerium, in Deinen Räthen, in Deinen Gerichten, in dem Cassationshof, in Deinen Verwaltungsbehörden soll, wenn möglich, die Mehrzahl nicht aus Adeligen bestehen. Dieses Verfahren wird den Deutschen zu Herzen gehen; wenn der Adel darüber murrt, so achte Du wenig darauf. Man muß nur niemals sein Benehmen zur Schau tragen, und nie davon reden, daß man so hohen Werth auf Hebung des dritten Standes legt. Eingestandener Grundsatz ist: „Man muß da die Talente wählen, wo man sie findet!" — — Verschiebe ja die Einführung des „Code Napoleon" nicht!"

Vorzug dem dritten Stand.

Liberalismus.

Viel klarer schreibt Napoleon, 15. November 1807, seinem Bruder ein ähnliches Verhalten in den Worten vor, indem er ihm die Verfassung zuschickt: „Diese Verfassung enthält die Bedingungen, auf welche hin ich auf meine Eroberungsrechte an Dein Land verzichte. Es ist nicht schwer, ihnen zu genügen. Das Glück Deiner Völker ist wichtig für mich, nicht bloß wegen des Einflusses, den es auf Deinen und meinen Ruhm haben kann, sondern auch im Hinblick auf das allgemeine politische System Europas. Höre nicht auf die, welche Dir sagen, daß Deine Völker an die Knechtschaft gewohnt, Deine Wohlthaten mit Undank aufnehmen. Man ist im Königreich Westfalen aufgeklärter, als man Dir einreden möchte, und Dein Thron wird nur wahrhaft begründet sein durch die Liebe und das Zutrauen der Bevölkerung. Was die Völker Deutschlands mit Ungeduld

---

[1]) Auch Goecke, Das Königreich Westfalen. Herausgegeben von Dr. Ilgen. Düsseldorf 1888. S. 53.

[2]) Correspondance, vol. XV, p. 205—6.

wünschen, ist, daß die Personen, die nicht adelig sind und Talent haben, ein gleiches Recht auf Deine Beachtung und auf Aemter haben, und daß jede Art von Knechtschaft und Mittelbanden (liens intermédiaires) zwischen dem Fürsten und der untersten Schichte der Bevölkerung, vollständig schwinde. Die Wohlthat des „Code Napoleon" die Oeffentlichkeit des Verfahrens, die Einführung der Schwurgerichte, sollen bezeichnende Charaktere Deiner Regierung sein. Und soll ich Dir meine Gedanken vollständig ausdrücken, so rechne ich auf ihre Wirkung für die Ausdehnung und Befestigung Deiner Herrschaft mehr, als auf die Wirkungen der größten Siege. Deine Völker müssen eine Freiheit, eine Gleichheit genießen, einen Wohlstand, die bei anderen Völkern Deutschlands unbekannt sind, und diese freisinnige Regierung muß auf die eine oder andere Weise die heilsamste Veränderung auf den Rheinbund und die Macht Deines Staates hervorbringen. Diese Art zu regieren, würde eine mächtigere Schranke sein, um Dich von Preußen zu scheiden, als die Elbe, die Festungen und der Schutz Frankreichs. Welches Volk wird unter das willkürliche, preußische Regiment zurückkehren wollen, wenn es die Wohlthaten einer weisen und liberalen Regierung gekostet hat? Die Völker Deutschlands, Frankreichs, Italiens wünschen sehnsüchtig die Freiheit und liberale Ideen. Es sind schon viele Jahre, daß ich die Angelegenheiten Europas leite, und ich habe stets Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß die Bevorrechteten gegen die öffentliche Meinung brummten. Regiere gemäß der Verfassung! Wenn die Vernunft und die Aufklärung Deines Jahrhunderts nicht ausreichten, so müßte in Deiner Lage die gesunde Politik es Dir gebieten. Du erwirbst Dir dadurch die Gewalt der öffentlichen Meinung und eine steigende Macht über Deine Nachbarn, welche unumschränkte Könige sind." —

Für die Verfassung.

Napoleon predigte vergebens politische Weisheit — Jérôme blieb ein unbesonnener Junge auch auf dem Throne. Das Leben genießen, nicht ernste Arbeit war seine Lust. Wie Fliegen nach dem Zucker, so kamen Abenteurer, Juden, Maitressen, Tanzmeister, Schmarotzer an seinen Hof. Da gab es Feste, Bälle, mehr als die Civilliste des Königs aushalten konnte. Mit den Worten: „Gute Nacht, morgen wieder lustik!" entließ der gutmüthige Jérôme in der Regel Abends seine Gäste: — das war das einzige Deutsch, was er lernte! Bald stack der König in Schulden, aus denen er sich nicht mehr herauszuwinden vermochte. Zum Theil war sein kaiserlicher Bruder selbst Anlaß dazu, da er die Hälfte der Staatsdomänen an sich zog, von denen Westfalen keine Steuer erheben durfte, und da er ferner 28 Millionen Francs rückständige Kriegssteuern verlangte, in vier Jahresraten zu sieben Millionon zu zahlen. Dazu kamen die Kosten für die 12.000 Franzosen in Magdeburg und für die westfälische Armee. Von Schlesien, von Paris her schon verschuldet, bekam Jérôme nur gegen hohe Zinsen Vorschüsse vom jüdischen Bankier Jacobsohn. Schon 19. October 1808 mußte darum dieser König ein Zwangsanlehen im Lande ausschreiben; mit Mühe brachte 1809 Bülow ein Anleihen von sechs Millionen Francs bei holländischen Häusern zu Stande. Ehrenhafte Männer, wie Beugnot, Jollivet suchten bald aus seinem Ministerium davon zu kommen.

Jérôme verschuldet.

Härte Napoleons.

Graf Reinhard.

Napoleon erfuhr alle Mißgriffe der neuen Regierung durch seinen Gesandten in Kassel, den Grafen Reinhard, einen Schwaben. Karl Friedrich Reinhard, geboren 2. October 1761 in Schorndorf, war der Sohn eines protestantischen Geistlichen, studirte in Tübingen Theologie, kam durch Gedichte in Beziehung zu Goethe und blieb sein ganzes Leben hindurch in brieflichem Verkehr mit ihm. Wirtemberg brachte mit seinen guten Schulen mehr tüchtige Männer hervor, als Professuren in Tübingen und Pfarrstellen im Lande vorhanden waren, und mancher tüchtige, junge Magister mußte im Ausland als Erzieher oder als Professor an einer der Universitäten Deutschlands sein Brot suchen. So auch unser Reinhard; er bekam eine Hofmeisterstelle in Bordeaux bei einem reichen, calvinischen Kaufmann. Hier wurde er mit einigen der jungen Männer vertraut, die später unter dem Namen „Girondisten" in der Revolution eine Rolle spielten. Als sie zur Macht gelangten, gedachten sie des kenntnißreichen, jungen Gelehrten, luden ihn ein nach Paris und verschafften ihm 1792 eine Stelle als erster Secretär bei der Gesandtschaft in London. So kam Reinhard in die diplomatische Laufbahn und in Beziehung zu Talleyrand. Dieser erzählt von ihm: „Er war dreißig Jahre alt, als ich ihn zum erstenmal sah, besaß schon ein umfassendes Wissen und sprach fünf oder sechs Sprachen, deren Literaturen ihm vertraut waren." 1793 erlangte Reinhard die Stelle als erster Secretär bei der Gesandtschaft in Neapel, und als diese aufhörte, wurde er als Sectionschef im Ministerium des Aeußern 1794 verwendet; 1795 wurde er bevollmächtigter Gesandter bei der Hansa, 1798 und 1799 bekleidete er dieselbe Stelle im Großherzogthum Toscana; 20. Juli 1799 wurde er sogar Minister des Aeußeren in Paris, Siéyès hatte ihn dafür empfohlen, welche Stelle er nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) einige Tage noch bekleidete, aber am 22. November an Talleyrand abtrat. 1800 war er Gesandter in der Schweiz, 1801 in Mailand, 1802 in Sachsen, 1805 in der Moldau und jetzt 1808 Gesandter Napoleons bei seinem Bruder, dem König von Westfalen. Reinhard meldet 4. April 1809, er habe die Hoffnung verloren, daß Jérôme trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften und seines hervorragenden, nüchternen Verstandes, welcher ein Erbtheil seiner Familie sei, „aus der unangenehmen Stellung komme, wohin ihn schlechte Rathschläge, die Unerfahrenheit seiner Minister, zu heftige Leidenschaften und sein unwiderstehlicher Hang zur Verschwendung gebracht haben". — Es kam so weit, daß Jérôme an Napoleon schrieb, er wolle wieder nach Frankreich zurückkehren. Jérôme betonte dabei insbesondere die Domänenfrage, die eine Last für Westfalen sei, und bot Renten an. Napoleon antwortete zornig, er wolle keine Renten, sondern Domänen: „Diese Domänen gehören meinen Generalen, welche Dein Königreich erobert haben; das ist eine Verpflichtung, die ich gegen sie eingegangen bin, wovon mich Nichts abbringen kann." — Jérôme entgegnete, die Domänen lieferten die beste Einnahme des Staates, die Steuern seien unbedeutend und nur mit großen Kosten zu erheben; mit dem Ertrag der Domänen hätten die Fürsten, an deren Stelle er getreten, die Regierung geführt. Napoleon dagegen fand, daß sein Bruder verschwende, denn 60.000 Francs Gehalt sei zuviel für einen Minister. Jérôme gab in seiner Großmuth Geschenke, deren Höhe nicht zu rechtfertigen war, so an Lecamus das Lehen Fürstenstein, mit dem Erträgniß von 50.000 Francs; seinem ehemaligen Kameraden zur See, Morio, den er zum General erhob, schenkte er zur Hochzeit 400.000 Francs. Diesem Morio, der in Spanien geschlagen wurde, sagte Napoleon ins Gesicht, bei ihm wäre er nicht einmal Corporal geworden. An seinen Bruder

Die Domänenfrage.

Morio.

Tadel Napoleons.

schrieb er: „Ich bin erstaunt, daß Du mir den Morio geschickt hast, welcher eine Art von Narr ist! — Du wirst es so einrichten, daß ich ihn nicht mehr zu sehen bekomme. Was die Beschaffenheit Deines Schatzes und Deiner Verwaltung anlangt, so geht mich das Nichts an. Ich weiß nur, daß es mit beiden schlecht steht. Das ist eine Folge der Maßregeln, welche Du ergriffen hast, und des Luxus, der bei Dir herrscht. Alle Deine Handlungen tragen das Gepräge der Leichtfertigkeit. Warum Baronien an Leute geben, die Nichts geleistet haben? Warum einen Luxus entfalten, welcher so wenig in Uebereinstimmung mit dem Lande steht und der eine Calamität für Westfalen schon durch seine Discreditirung der Verwaltung ist? — Halte Deine Verpflichtungen gegen mich und denke daran, daß man keine übernimmt, um sie nicht zu erfüllen. Zweifele Du übrigens nicht an der Zuneigung, welche ich für Dich habe.“ —

Glanz am Hof.

Das hieß einen König abkanzeln, wie einen Schulknaben. Und doch spielte Jérôme so gerne den glänzenden, großmüthigen König. Er nannte sich in seinen Erläßen: „Hieronymus von Gottes Gnaden und durch die Verfassung König von Westfalen, französischer Prinz.“ Sein königliches Haus hatte eine Menge von Beamten, einen Großmarschall des Palastes, zwei Palastpräfecten, drei Fouriere des Palastes und viele Kammerherren, sieben Ceremonienmeister unter einem Großceremonienmeister, zwanzig Adjutanten oder Ordonnanzofficiere, einen Großjägermeister, einen Großalmosenier. — Ebenso war das Haus der Königin eingetheilt; da gab es drei Palastdamen unter einer Oberpalastdame, Kammerherren mehr als genug. Mitglieder altberühmter Familien drängten sich zu diesen Stellen. Goecke meint, sie wären doch keine Franzosenfreunde gewesen. „Die Meisten glaubten eben an eine entwicklungsfähige, selbständige Zukunft Westfalens. Zum Theile gezwungen, im Lande zu bleiben, war es besser, daß sie die Person des Königspaares umgaben, als die Gesellschaft französischer Marine-Officiere und ehemaliger Schiffsgenossen Jérôme's, welche in Westfalen nur eine Gelegenheit suchten, ihr Glück zu machen.“ [1]) —

Soldatenspiel.

König und Volk.

Jérôme liebte das Soldatenspiel, er hielt gerne Revuen ab über seine „nationale Armee“, vertheilte Fahnen und Standarten; er bot sich Napoleon auch zum Zuge nach Spanien an; da gebe es Ruhm zu erwerben. „Mein Reich kann mich zwei bis drei Monate entbehren; übrigens werde ich die Geschäfte so einrichten, daß meine Abwesenheit nicht schädlich wird.“ Jérôme sah also sein Walten ganz anders an, als Napoleon und Reinhard. Er liebte es, sein Land zu bereisen, und sich seinem Volk in seinem Glanz zu zeigen. Der „Moniteur“ rühmte deßhalb von ihm: „Der junge Mann, berufen für das Wohl des Reiches zu wachen, beschäftigt sich ohne Unterlaß mit Aufsuchung der Mittel, dessen Glück zu sichern. Es liegt ihm am Herzen, den Verlust der Privatpersonen zu mildern, welcher von dem Kriege und jeder Veränderung unzertrennlich ist.“ — Die neue Verfassung machte ihm viele tonangebende Männer geneigt, seine Schönheit und sein glänzendes Auftreten die Frauen, und er vergaß nur zu oft nicht bloß Elisa Patterson, sondern auch die Königin Katharina, die oft vermittelnd für ihn in Paris weilte und für Josephine eine innige Freundschaft zeigte. Namentlich aus Universitätsstädten kamen ihm feurige Loyalitätsadressen zu, aus Marburg, aus Halle, besonders aber aus Göttingen. Die „Georgia-Augusta“ schien die Wohlthaten der hannöverischen Dynastie ganz vergessen zu haben. Während viele Professoren mit vollen Backen in das Horn des Lobes

Schmeichelei der Gelehrten.

---

1) Goecke, l. c. S. 66.

bliesen, und sich in Schmeicheleien überboten, verhielt sich nur der alte verdienstvolle Philologe Heyne abwehrend gegen das französische Wesen, die Plusmacherei, wie er es bissig benannte. Begabte und sehr gelehrte Franzosen bewarben sich vergebens, in die Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgenommen zu werden. Heyne war immer gegen die Aufnahme dieser Fremden: „Das Schöne und Gute preise ich gern, aber die Würde der Universität liegt mir auch am Herzen — und doch auch die Achtung meiner Deutschen gegen mich selbst.“ — Um Jérôme nicht schmeicheln zu müssen, schrieb er kein Universitätsprogramm mehr, und als Eichhorn in einem solchen das Lob des Königs mit vollen Backen blies, jammerte Heyne: „Die Herabwürdigung der Universität zu der sie entehrenden Kriecherei und zum Posaunenton, welcher uns den anderen Universitäten beigesellt hat, thut mir weh.“ [1]) An Johannes von Müller schrieb er: „Ich beklage Sie, Ihre verzweifelte Lage, unsere Universität, unsere Literatur — Deutschland. Wie bedauere ich Sie, daß Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehen, wie ich!“ — In ähnlicher Weise blieb auch Wilhelm Grimm dem neuen Königthum immer abgeneigt. Er schrieb an Arnim 1813: „Schwerlich hat an einem Hofe eine solche fortlaufende Intrigue geherrscht, wie an dem Westfälischen! — Einer suchte den Anderen zu stürzen — und es mögen wenige Beispiele sein, daß Jemand längere Zeit hindurch sich in einer Würde erhalten konnte; diejenigen, welche sich am eifrigsten und aufrichtigsten für den König bemühten, schickte er selber fort — und doch glaubte er ohne Einfluß zu regieren! Er hatte keinen beständigen Günstling, aber, was schlimmer ist, das Amt desselben war immer von einem Anderen verwaltet und kam immer in neue Hände.“ [2])

Heyne.

Wilhelm Grimm.

Jérôme war eben eine leichtlebige Natur. Ein warmer Empfang versetzte ihn in die beste Stimmung. „Dieses Volk ist gut,“ schrieb er am 19. Mai von Braunschweig aus, „es kann Frankreich sehr nützlich sein, es ist seine Avantgarde. Niemals war ein Freudenruf allgemeiner, als in dieser trefflichen Stadt. Alles stellte das Bild des Glückes dar, Alles drückte die aufrichtigsten Gesinnungen eines freudetrunkenen Volkes aus.“ [3])

Braunschweig.

In einem Rundschreiben ermahnte er 1808 die katholische Geistlichkeit, seinen Regierungsantritt und seine Vermählung mit einem Tedeum zu feiern. „Unsere Religion fordert: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Gott will also, daß die Fürsten geliebt werden, welche er mit der Leitung der Völker betraut hat, und welche inmitten der Größe und des Glückes, wovon sie umgeben zu sein scheinen, sich Tag und Nacht mit der Niederhaltung der Schlechten, der Aufmunterung der Guten und mit der Aufrechthaltung der Gesellschaft beschäftigen und die schwere Last der Regierung tragen.“ [4]) — Um volksbeliebt zu werden, stieg Jérôme sogar die Schachte hinunter im Kleid des Bergknappen.

Die Juden.

Mit großer Wärme kamen dem König namentlich die Juden entgegen, die ja durch die Verfassung Gleichberechtigung mit den Christen erlangt hatten. Am 9. Februar 1808 empfing er ihre Abgeordneten. Der Finanzrath Israel Jacobsohn redete ihn an: „Sire! Ihnen verdanken es unsere so sehr bedrängten Stämme, daß sie nun bald wieder ruhig athmen können und die

---

[1]) Goecke, l. c. S. 132.
[2]) Ibid. p. 272.
[3]) Ibid. p. 138.
[4]) Ibid. p. 191.

Gesänge von Zion werden auf Westfalens Gebirgen in lauten Tönen erschallen. Sire! Der Ewige hat Helden die Leitung unserer Schicksale anvertraut und schon sind Sie Kyros in Wohlthaten gleichgekommen, dessen hohen Ruhm Sie bald auch übertreffen werden." Der Landesrabbiner Löb-Meier-Berlin hielt am selben Tage eine Rede in hebräischer und Jacobsohn eine Rede in deutscher Sprache. Die Judenschaft des Reiches machte auch eine Stiftung für Arme aller Bekenntnisse; trotz all ihrem Reichthum griffen sie aber nicht tief in den Beutel, die Stiftung betrug nur 3000 Francs. Trotz allem Eifer für das Vaterland traute ihnen jedoch die Regierung wenig. Es erging an sie die Verordnung, stets mit bedecktem Haupt auf einem hebräischen Exemplar der Bücher Moses einen Eid zu schwören. Man mußte sie besonders belehren, auch der einer christlichen Obrigkeit geleistete Eid müsse gehalten werden, nicht bloß der Eid, abgelegt in die Hand eines Rabbinen.

Judeneid.

Die Regierung war französisch, die Unterthanen deutsch. Ein Gesetz sollte sie beide vereinigen. „Wie es nur einen Gott gibt," sagte Napoleon, „muß es auch nur eine Justiz im Staat geben." — Also, im Königreich Westfalen der „Code Napoleon". Zwei im Grunde feindselige Nationen standen einander gegenüber. Darum war eine scharfe Polizei und eine genaue Aufsicht über alle Einwohner nöthig. Es gab darum bald in Westfalen eine Geheimpolizei. An der Spitze stand merkwürdiger Weise ein Mann, welchen wir als republikanischen Schreier früher in Mainz kennen gelernt haben, nämlich Böhmer. Er hatte die Leitung der geheimen Polizei-Direction: — Böhmer war „Generalspitzbube"; es war eine saubere Bande, bei welcher ein Aufseher zugleich den andern überwachen mußte. Die Angst vor diesen Spitzeln trieb zur Verheimlichung der Gesinnung über König und Staat. Sie sollten übrigens außer der bösen Gesinnung der Feinde der Regierung, auch noch namentlich die englischen Waaren aufspüren.

Geheimpolizei.

Böhmer.

So war das Leben in Westfalen. Napoleon behandelte seinen Bruder oft wie einen faulen und unartigen Schüler, und Jérôme wurde, seiner Schulden wegen, die Napoleon nicht zahlen mochte, bald über die Achseln angesehen. Als Napoleon ihm auch französische Gendarmen in das Land schickte, um auf strengere Handhabung der Handelsgesetze zu sehen, schwoll Jérôme's Zorn hoch an; er schrieb seinem Bruder in höflichen Worten, er wolle abdanken und als Bürger in Frankreich leben, wenn er nicht König nach seinem Geschmack sein dürfe. „Sire!" heißt es hier, „geruhen Sie zu entscheiden, ob ich mich als Unterthan oder als Souverän benehmen soll. Die Wahl meines Herzens ist und wird immer darin bestehen, Unterthan Eurer Majestät zu sein. Ich liebe weder das Deutsche noch Deutschland, und bin ganz Franzose. Beides kann ich nicht zugleich sein — und Eure Majestät wird mir zugestehen, daß, wenn Zollbeamte mit bewaffneter Hand und mit Gewalt sich bei einem Souverän festsetzen, ohne daß dieser durch Vertrag, noch durch Anzeige vorher die geringste Kenntniß davon hatte, er, falls er nicht ein Feigling und ein unglücklicher Verbannter wäre, sie hätte heimschicken müssen. Selbst wenn ich nur Gouverneur für Eure Majestät gewesen wäre, würden sicherlich Ihre Minister oder Staatsräthe in meinem Gebiet keine Zolllinie ohne meine Betheiligung errichtet haben. — Sire! Ich bin aus Ihrem Blut und so lange Eure Majestät auf meinem Haupt die Krone lassen, welche Sie darauf zu setzen geruht haben, wüßte ich nicht anders zu handeln, als wie es ein König thun muß. Ich habe gewunschen, die Regierung über ein Volk zu erhalten, ich gestehe es; aber ich möchte lieber als Privatmann in Ihrem Reich

Jérôme will abdanken.

leben, als sein, was ich bin, Souverän ohne Autorität." — Also Jérôme denkt schon 1808 lieber an das Durchgehen aus seinem Königreich, als ein König zu sein, wie Napoleon es wolle, das heißt ein Statthalter ohne Selbständigkeit, aber mit einem Purpurmantel bekleidet. Aehnlich erging es seinem Bruder Ludwig, König von Holland. —

Napoleons Walten nach dem Frieden von Tilsit.

Mittel. Napoleon war auf der Höhe seiner Macht. Die Heere Europas hatte er niedergeworfen, den Ländern ungeheure Kriegssteuern abgepreßt, und sich zugleich durch Ordnung im Geldwesen riesige Mittel erworben, um die Baulust. Leidenschaft für Bauten, die er mit vielen Eroberern theilte, zu befriedigen, und um so besser für seinen Nachruhm dadurch gesorgt, als er mit einem Allen überlegenen Verstand bei seinen großen Schöpfungen namentlich auf den Nutzen sah.

Geständniß. Als einer seiner Getreuen auf St. Helena ihn im Eifer, große Dinge der Nachwelt zu hinterlassen, mit Ludwig XIV. verglich, entgegnete Napoleon: „Hätte der Himmel mir nur zwanzig Jahre und einige Ruhe gegeben, so wäre keine Spur vom alten Paris geblieben, man würde es vergebens gesucht — ich würde die Gestalt von ganz Frankreich umgewandelt haben. Archimedes sagte, er könne Alles, wenn man ihn nur seinen Hebel ansetzen lasse. Ich hätte auch Alles vermocht, wo ich nur meine Energie, meine Ausdauer und meine Budgets in Anwendung bringen konnte. Mit Budgets könnte man eine Welt erschaffen. Die französischen Könige. Ich hätte den Unterschied zwischen einem constitutionellen Kaiser und einem König von Frankreich zeigen wollen. Die Könige von Frankreich haben nie etwas Administratives, Municipales gehabt; sie waren stets nur große Herren, die von ihren Geschäftsmännern zu Grunde gerichtet wurden. — Die Nation selbst hat Der französische Charakter. in ihrem Charakter etwas Provisorisches, Geldversplitterndes. Alles nur für den Augenblick, zur Befriedigung einer Laune, Nichts für die Dauer, das ist in Frankreich unsere Sitte und unser Wahlspruch! Jeder bringt sein Leben mit Schaffen und Einreißen hin — nie bleibt Etwas zurück. — Ist es nicht eine Schande, daß Paris nicht einmal ein französisches Theater und keine Oper hat, die ihrer Bestimmung auf würdige Weise entspreche? — Ich habe mich oft den Festen widersetzt, welche die Stadt Paris mir geben wollte: Diners, Bälle, Feuerwerke für vier-, sechs- bis achthunderttausend Francs, bei denen die Vorbereitungen mehrere Tage lang die öffentlichen Straßen verstopften, und wobei das Einreißen dann so viel, als die Anstalten selbst kosteten. Ich bewies, daß man mit diesem schlecht angewendeten Gelde prachtvolle, dauernde Denkmale errichten könnte. — Man muß so viel gethan haben, wie ich, um die Schwierigkeiten zu kennen, auf welche man stößt, um etwas Gutes zu thun. Oft mußte ich meine ganze Gewalt anwenden, um damit durchzukommen. War von Kaminen, von Scheidewänden, von Meublirungen in kaiserlichen Schlössern oder für den oder jenen Privatmann die Rede, da ging Alles rasch von Statten; aber kam etwa in Frage, die Tuilerien zu verlängern, einigen Stadtquartieren gute Luft zu verschaffen, den Abzug von Schleußen freizumachen, oder sonst Etwas für das öffentliche Beste, das nicht bloß Privatpersonen anging, zu bewirken — dann mußte ich die ganze Festigkeit meines Charakters zu Hilfe nehmen, mußte sechs bis zehn Briefe täglich

schreiben und mich halbtodt ärgern. So habe ich dreißig Millionen Francs auf Schleußen verwendet, wofür kein Mensch mir jemals danken wird, habe vor den Tuilerien für siebzehn Millionen Francs Häuser niederreißen lassen, um den Carrousselplatz zu bilden und den Louvre frei zu machen. Was ich gethan habe, ist ungeheuer; was ich aber noch beschlossen, die Pläne, die ich schon entworfen hatte — war weit mehr.“ —

Jetzt erwähnte Einer, daß des Kaisers Werke sich nicht auf Paris und ebensowenig auf Frankreich beschränkten, sondern fast alle Städte Italiens Spuren seiner Schöpfungen aufzuweisen hätten. Wo man nur hinkomme, am Fuße wie auf dem Gipfel der Alpen, in den Sandgegenden Hollands, wie an den Ufern des Rheines, fände man Napoleon und immer Napoleon. — Da antwortete der Kaiser, daß er bereits beschlossen gehabt hätte, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. „Cäsar beschäftigte sich auch damit, als er umkam.“ — Die Könige hatten zu viele Landhäuser und unnütze Gegenstände. Ein unparteiischer Geschichtschreiber wird Ludwig XIV. mit Recht tadeln, daß er so ungeheure, Nichts nützende Kosten auf Versailles — besonders bei seinen Kriegen, seinen Unglücksfällen, seinen Auflagen, verwendet, daß er sich erschöpft hat, um doch eigentlich Nichts weiter als eine Bastardstadt hervorzubringen. Es war ein Fehler von Ludwig XIV., daß er Versailles nur für den Aufenthalt der Könige bestimmt hat, indeß er in Saint-Germain Alles finden konnte, was er bedurfte. Er, Napoleon selber, habe den Fehler gemacht, daß er Compiègne nicht eingehen ließ. Fontainebleau dagegen sei ein wahrer Aufenthalt für Könige, ein Haus für Jahrhunderte, man könne nichts Bequemeres haben, nichts in ganz Europa, was für einen Herrscher glücklicher gelegen wäre; es habe zugleich in politischer und militärischer Beziehung die angenehmste Lage. Napoleon bereute, sechs Millionen auf Versailles verwendet zu haben, „das man doch nicht eingehen lassen durfte“. — „Ich verdammte Versailles als das, was es war, aber bei meinen riesenhaften Plänen für Paris, hatte ich doch den Traum, davon Gebrauch zu machen. Es sollte mit der Zeit eine Art von Vorstadt, ein Nachbarort, ein Gesichtspunkt für die große Hauptstadt werden. Aus den schönen Laubgängen sollten all die geschmacklosen Nymphen verschwinden und an ihre Stellen in Stuccaturarbeit Panoramen von allen Hauptstädten Europas kommen, in welche die Franzosen als Sieger eingezogen, und von all den berühmten Schlachten, in denen sie gesiegt haben. „Das wären dann ebensoviele, an dem Thore der Hauptstadt Europas aufgestellte, ewige Denkmäler unseres Nationalruhmes gewesen; die ganze übrige Welt wäre dann gekommen sie zu bewundern.“ [1]) — „Es war mein ewiger Traum, Paris zur Hauptstadt der Welt zu machen. Es fiel mir bisweilen ein, daß sie eine Stadt von zwei, drei bis vier Millionen Menschen, mit einem Worte etwas Fabelhaftes, Kolossales, bis jetzt ganz Unbekanntes sein solle, und daß ihre öffentlichen Anstalten jener Volksmenge entsprechen müßten.“ —

Ueber Ludwig XIV.

Fontainebleau.

Versailles.

Paris.

Napoleon zeigte in seinen Bauten viel Sinn für das Große wie für das Nützliche, und beides wußte er mit seiner Sparsamkeit und seiner Kunst, die Menschen zu durchschauen und zu behandeln, mit den möglich geringsten Kosten herzustellen. Sein Verfahren dabei nannte er das System der Budgets.[2])

System der Budgets.

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. VII, S. 89—90.
[2]) Ibid. VII, p. 89.

„Legte man mir einen Plan vor, der einen Aufwand von 30 Millionen Francs forderte und meinen Beifall fand, so sagte ich „accordirt, aber in zwanzig Jahren auszuführen, doch so, daß in jedem Jahr 1,500.000 Francs verwendet werden." Bis dahin ging Alles ganz gut, aber nun fragte ich weiter: „Was bekomme ich für das erste Jahr? Denn, wenn ich auch will, daß die Ausgabe zerstückelt werde, so verlange ich doch eine vollständiges Resultat, eine fertige Arbeit. Ich begehre ein Obdach, eine Stube, eine Wohnung — sei es, was es wolle, aber etwas Fertiges für meine 1,500.000 Franken." Die Architekten wollten nicht darauf eingehen, das störte ihren Plan, die Wirkung des Ganzen; sie hätten lieber gleich eine auf lange Zeit ganz unnütze Façade gemacht, lieber gesehen, daß man sich recht tief in die Kosten gesteckt, wenn man auch Nichts davon gehabt hätte, im Fall die Arbeit unterbrochen wurde." —

Nützliche Bauten. Zuerst kam das Nothwendige und Nützliche, die Straßen und Canäle; 13.400 Stunden Chausséen, „welche das Reich wie ein ungeheures Netz überzogen", wurden ausgebessert oder unterhalten. Zwei Riesenwerke wurden neu angelegt: die Straßen über den Simplon und Mont-Cenis; dann kam die Straße über den Mont-Genèvre, dann die Straße von Lyon bis zum Fuß des Mont-Cenis, hierauf die Straße von Mainz nach Paris, für die er zweimal so viel, und die von Savona nach Alessandria, für die er dreimal so viel Arbeiter verwendete. — Dann kamen zehn Brücken, darunter die von Roanne und Tours über die Loire, die von Straßburg über den Rhein, die von Avignon über die Rhone, die von Sèvres über die Seine und die von Saint-Cloud, die von Bordeaux und die über die Scrivia zwischen Tortona und Alessandria.

Straßen. Brücken.

Canäle. Zugleich kam es an die Canäle, auf denen am billigsten die Güter aus einer Provinz in die andere damals gebracht wurden. Die Eisenbahnen, die schnellsten Verkehrsmittel in unseren Tagen, kannte man damals noch nicht. „Zehn große Canäle," [1]) rühmt der Geschichtschreiber Napoleons, „bestimmt, alle Theile des Reiches miteinander zu verbinden, die Schelde mit der Maas, die Maas mit dem Rhein, den Rhein mit der Saone und Rhone, die Seine mit der Loire, die Loire mit dem Cher, das Meer nördlich der Bretagne mit dem Meere im Süden, die einen so natürlich und so alt, daß man sie schon im 17. und 18. Jahrhundert entworfen und begonnen hatte, die anderen erst von Napoleon entworfen, alle aber entweder von ihm fortgesetzt oder angefangen, waren im Bau begriffen. Der Nordcanal, der die Schelde und die Maas, die Maas und den Rhein in Verbindung setzen und die Niederlande von Holland unabhängig machen sollte, ein Werk, das Napoleon entworfen und das er allein durch die Vereinigung der Länder, welche der Canal durchschnitt, mit Frankreich möglich gemacht, ward jetzt bestimmt beschlossen." Die Pläne waren von ihm selbst aufs genaueste geprüft, aufs schärfste besprochen.

Flüsse. Häfen. Bei achtzehn Flüssen wurde die Schiffbarkeit verbessert oder durch Schleußen ausgedehnt, die Leinpfade hergestellt oder der Stromlauf durch Dämme geordnet, hieher gehören die Loire, die Charente und der Po. — Auch die Seehäfen sahen neue Schöpfungen. Antwerpen wurde ein Mittelpunkt der Marine. Die Schleußen und Bassins zu Vließingen wurden vergrößert, so daß sie eine Marine faßten. Zu Dünkirchen, Calais, Cherbourg wurden prachtvolle Hafendämme gebaut. Zu Rochefort wurde eine Vorrichtung getroffen,

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. VIII, p. 83—100.

vermittelst deren Schiffe vom ersten Rang bei jedem Wasserstande ein- und auslaufen konnten. — Das ganze Festungssystem in Frankreich wurde einer neuen Prüfung unterworfen.

Festungen.

Das waren nützliche und nothwendige Bauten. Dazu kamen Bauten in Paris, welches als Mittelpunkt des Reiches alle Hauptstädte Europas übertreffen sollte, es sollte die schönste und zugleich eine gesunde Stadt werden.

Paris.

Napoleon sorgte daher für Zufluß von gutem Trinkwasser, 30 Springbrunnen spendeten jetzt Tag und Nacht ihr Wasser, was einige von ihnen früher nur einige Stunden hindurch gethan hatten. Dem Ruhme der Nation waren die beiden Triumphbögen des Carroussel- und Etoileplatzes gewidmet, die Vendômesäule, der Magdalenentempel und das Pantheon, die Brücken von Austerlitz und Jena. All diese Bauten wurden mit Eifer betrieben. „Wir dürfen diese Erde nicht verlassen," äußerte er, „ohne daß Spuren unserer Thätigkeit zurückbleiben, welche unser Gedächtniß der Nachwelt empfehlen."

Springbrunnen.

Rasche Arbeit.

Daneben ergingen Anordnungen, die ihm die Zuneigung der großen Menge gewinnen mußten, so des Baues von langen, gedeckten Galerien auf den vornehmsten Märkten, um Käufer und Verkäufer vor dem Wetter zu schützen; so des Baues der Kuppel der Getreidehalle, so die Anlegung großer Getreidemagazine. An Geld fehlte es nicht. „In Frankreich ist Alles möglich in einem Augenblicke, wo ein Unterkommen für die Kapitalien schwerer zu finden ist, als das Kapital selbst. Der Ruhm meiner Regierung soll darin bestehen, daß ich der Oberfläche meines Reiches eine andere Gestalt gebe. Die Ausführung dieser großen, öffentlichen Arbeiten ist ebenso nothwendig für das Interesse meiner Völker, wie zu meiner eigenen Befriedigung." Er trieb zur Eile, als ob er ein Vorgefühl hätte, daß seine Herrschaft von kurzer Dauer sei. „Wenn wir uns nicht beeilen, so sterben wir, bevor die Schifffahrt auf den drei großen Canälen eröffnet ist. Kriege und unfähige Menschen kommen dazwischen und die Canäle bleiben unvollständig."

Volksgunst.

Nachruhm.

Frankreich sollte auch im Ackerbau und in der Thierzucht das Musterland werden. Der Minister hob in der Rede an den gesetzgebenden Körper 16. August 1807 hervor, daß der Ackerbau der stete Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung sei; an der Austrocknung der Sümpfe werde gearbeitet; die Gemeinden würden zum Austausch der kleinen Stücke von Feldern ermuntert, durch deren Zerstreuung eine Menge Landes verloren gehe; man beschäftige sich damit, die Baumwolle in Frankreich einheimisch zu machen. Die Nationalheerden erhielten ihre schöne Stammart rein, die Schäfer erhielten Unterricht in der Aufziehung dieser Thiere. Für gute Pferdezucht wurde, was möglich war, gethan.

Ackerbau.

Nicht minder lag die Industrie dem Kaiser am Herzen. Gewerbeschulen wurden errichtet, damit die Handwerker durch die Wissenschaft ihr Verfahren zu vervollkommnen lernten. Die praktische Bergwerksschule hatte das beste Gedeihen, eine neue Schule wurde in Eisenarbeiten errichtet. In Paris wurden auf Kosten der Regierung Zöglinge in der Verfertigung von physikalischen Instrumenten belehrt. — Der Kaiser habe mitten in seinen Lagern seine Aufmerksamkeit auf die Manufacturen gerichtet, die Baumwollspinnereien hoben sich, die Franzosen fertigten jetzt Zeuge, die man früher aus dem Ausland kommen ließ. Die Industrie-Ausstellung habe lebhafte

Industrie.

und allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Verfertigung von Eisendraht, Feilen, Stahlarbeiten, Sicheln, Nadeln, Kartätschen habe sichtbare Fortschritte gemacht. Die Fertigung von Tüchern halte sich des alten Ruhmes würdig.

Napoleon gegen die Bettelei.

Auf Alles richtete der Kaiser seinen Blick, was das Volk heben konnte. Nach Revolutionen von solcher Tiefe gibt es immer viele Verunglückte, die sich an geordnete Arbeit schwer gewöhnen können, also Verbrecher oder Bettler werden. Bettler gab es eine Unzahl; Napoleon ordnete darum Errichtung von Arbeitshäusern in jedem Departement an, wo die Armen Arbeit und Brot empfangen, und wo sie auch eingesperrt werden sollten, wenn man sie beim Betteln auf öffentlichen Plätzen oder auf der Landstraße ertappte. „Ich lege", schrieb der Kaiser an den Minister des Innern, „der Abschaffung der Bettelei eine große Wichtigkeit bei, und werde auf das Gelingen des Unternehmens mit großem Stolze zurückblicken. Die Fonds fehlen nicht, aber mir ist, als ob Alles zu langsam ginge, und doch vergeht die Zeit so schnell." —

Arbeitshäuser.

Die Art, wie schwere Fragen zu lösen.

Das Kleine wie das Große beschäftigte seinen Geist, der sich oft mit den merkwürdigsten Fragen trug; so fragte er einmal, ob man wohl die Quantität des Flußwassers berechnet habe, welches in das Mittelländische und Schwarze Meer ströme, und sprach dabei den Wunsch aus, daß das Flußwasser von ganz Europa mit Berücksichtigung des Verhältnisses eines jeden Thales und Abhanges berechnet werde, und bedauerte nur sehr, daß er diese Reihe wissenschaftlicher Fragen nicht zur Erörterung aufgestellt habe. Das sei sein großes System gewesen, wenn ihm eine nützliche, sonderbare, interessante Idee in den Sinn gekommen wäre. „Ich legte dann bei meinen Levées oder Privatmittheilungen den Mitgliedern des Institutes analoge Fragen vor, mit dem Befehl, sie zu beantworten. Die Antwort ließ ich dann ins Publikum gelangen; dort wurde sie zergliedert, bestritten, angenommen oder verworfen. Es gibt Nichts, was auf diese Weise unerreichbar bliebe; das ist der rechte Weg zu mächtigen Fortschritten bei einer großen, geistreichen und aufgeklärten Nation." [1])

Schulen.

In seiner Rede am 16. August rühmte der Minister den Fortschritt in den Schulen: Der Unterricht sei der Gegenstand der angestrengten Aufmerksamkeit der Regierung; der Krieg habe die Ausführung des Plans einer allgemeinen Universität verzögert, aber der Kaiser wolle ihn jetzt vervollkommnen. Die Anzahl der Lyceen belaufe sich jetzt auf 35, von den 8000 Zöglingen derselben verdankten 3500 ihre Erziehung der Großmuth der Nation. Zwölf Rechtsschulen seien eröffnet und 2000 Studenten erhielten hier ihren Unterricht in den Gesetzen.

Die Zeit des Augustus glänzte durch Virgil und Horaz, die ihren Wohlthäter mit den schönsten Blumen der Dichtung schmückten. Die Zeit Ludwigs XIV. war nicht bloß durch große Feldherren ausgezeichnet, sondern auch durch Dichter wie Corneille, Racine, Molière, Boileau; durch Redner, wie Bossuet, Fénélon. Wie bereit wäre Napoleon gewesen, einen Dichter, der sich seinem System angeschlossen hätte, mit Ehren und Geschenken zu überschütten! er sagte ja, er würde Corneille, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte, zum Herzog ernannt haben. Aber nicht jeder Ruhm ist einer Zeit gegeben. Frankreich hatte damals nur große Mathematiker, wie Monge und Lagrange;

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, Bd. VII, S. 84.

Astronomen, wie Laplace; Naturforscher, wie Cuvier, aber keine großen Dichter. Zwei schriftstellerische Talente fesselten damals die Geister: Chateaubriand und die Staël, aber sie waren Gegner des Kaisers. So blieb ihm Nichts übrig, als den Naturwissenschaften seinen Schutz zu verleihen. In diesem Sinne verlangte er von jeder Klasse des Instituts Berichte über die Fortschritte der Literatur, der Wissenschaften und Künste seit 1789: ein ausgezeichneter Mann jedes Faches sollte von Zeit zu Zeit über die hervorragenden Werke im Staatsrath einen Bericht, unparteiisch in Lob und Tadel, abstatten, und der Kaiser sein endgiltiges Urtheil darüber aussprechen, und also in feierlicher Weise die Talente zu guten Leistungen aufmuntern.

Chénier

Die erste Berichterstattung über die Fortschritte der Literatur seit 1789 war von Chénier. Napoleon sagte am Schlusse derselben zu den Mitgliedern des Institutes: „Wenn die französische Sprache zu einer Weltsprache geworden ist, so verdanken wir dies den genialen Männern, die Ihre Collegen gewesen sind oder noch sind. Ich lege großen Werth auf den Erfolg Ihrer Arbeiten, sie dienen zur Aufklärung meines Volkes und sind nothwendig für den Glanz meiner Krone. Ich habe mit Befriedigung den mir eben vorgelesenen Bericht angehört. Sie können auf meine Unterstützung rechnen.“ — Ein andermal berichtete Cuvier über die Fortschritte in den Naturwissenschaften, nach ihm berichtete Dacier über die Fortschritte in der Geschichte.

Code Napoleon.

Bemerkt muß noch werden, daß der Code Civil fortan den Namen „Code Napoleon“ erhielt, und daß dies keine Schmeichelei war: „Nur der Kraft seines Willens und der Sicherheit seines Urtheils war die Vollendung dieses Werkes zu verdanken.“ Die ersten Rechtsgelehrten haben ihn allerdings dabei unterstützt, aber wenn sie nicht einig waren, gab er die Entscheidung und meist die richtige, die heute noch von den Juristen bewundert wird. Der Code Napoleon wurde, wie wir sahen, Gesetzbuch in Holland, in Westfalen, in Polen, in Italien, in Danzig, Hamburg und Bremen, in Baden, im Großherzogthum Frankfurt. Die Bestimmtheit, Klarheit, Folgerichtigkeit dieses Werkes fand allgemeine Anerkennung.

Das Tribunat.

Frankreich war wie berauscht vom Kriegsruhm, so daß es einen Eingriff Napoleons in die Verfassung gar nicht beachtete, nämlich, die Aufhebung des Tribunats. Dieses bildete das letzte verfassungsmäßige Gegengewicht gegen die Willkür des Herrschers: Napoleon mochte aber keine Schranke gegen seinen Willen bestehen lassen; es war ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Revolution und konnte unangenehme Erinnerungen erwecken; auch im Schweigen konnte es noch lästig werden. Um nicht zum Widerspruch zu reizen, ward es stillschweigend aufgehoben. Laut einem Beschlusse des Senats wurde dem gesetzgebenden Körper die bisher vom Tribunat vorgenommene vorläufige Erörterung der Gesetzesvorschläge während seiner Sitzungen in drei Ausschüssen für die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, für die innere Verwaltung und für die Finanzen übertragen. Damit war das Tribunat stillschweigend aufgehoben. Jeder dieser Ausschüsse sollte aus sieben Mitgliedern

bestehen, für sich und insgeheim berathschlagen, ihre Vorsitzer aber sollten vom Kaiser ernannt werden. Nicht einmal das Recht, die Mitglieder der Ausschüsse zu erwählen, blieb dem gesetzgebenden Körper sicher, denn nach demselben Beschlusse des Senats stand es dem Kaiser frei, zur Vorbereitung wichtiger Gegenstände für eine Sitzung die zur Bildung eines Ausschusses nöthigen Mitglieder zu ernennen, welche dann für die nächste Sitzung zugleich miternannt sein sollten. Die bisherigen Mitglieder des Tribunats wurden bis zur Zeit, da sie nach der Verfassung hätten zurücktreten sollen, in den gesetzgebenden Körper versetzt: die Regierung wolle ihnen dadurch einen Beweis ihrer Achtung und ihres Vertrauens geben. Die hervorragenden Mitglieder waren schon durch Gunstbezeugungen der Regierung gewonnen, kein Widerspruch erhob sich.

Carion.

Der Tribus Carion beantragte vielmehr, zu den Füßen des Thrones eine Adresse niederzulegen, welche die Völker mit der Idee überrasche, daß die Tribunen die Maßregel ohne Bedauern um die bisherige Befugniß aufgenommen haben, ohne Besorgniß für das Vaterland, und mit den Gefühlen der Liebe und Ergebenheit für den Monarchen, die ewig in ihren Herzen leben werde. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Mit diesem letzten selbstmörderischen Beschluß verstarb das Tribunat. Mit dem Beschluß des Senats, hinfüro seien vierzig Jahre des Alters nöthig, um in den gesetzgebenden Körper gewählt werden zu können, war auch in diesem die Ruhe gesichert, oder, wie Fontanes sagte: man werde hier nicht die Stürme der öffentlichen Meinung grollen hören und werde man hier nur den bescheidenen Siegen der Vernunft Beifall spenden. Die Wahrheit werde mit Muth, aber auch mit Weisheit auftreten, „ein großer Fürst ihren Glanz lieben, sie ist allein seiner Weisheit würdig — was hätte er von ihr zu fürchten? Je mehr wir die Augen auf ihn richten, um so mehr erhebt er sich; je mehr wir ihn prüfen, um so mehr bewundern wir ihn.“ —

Fontanes.

Der große Sanhedrin.

Nachdem der Minister der Geistlichkeit in allen Graden der Hierarchie seine Zufriedenheit bezeugt hatte, sprach er von einer Versammlung des großen Sanhedrin, „einer Versammlung, von welcher seit so vielen Jahrhunderten die Juden kein Beispiel hatten, sie werde große und schöne Resultate aufweisen; bald werden Veränderungen beschlossen werden, welche das große Werk vollenden und die Ausübung der hebräischen Religion bestimmen“.

Die Revolution.

Zum Verständniß dieses Satzes sei Folgendes bemerkt. Beim Ausbruch der französischen Revolution brach ein lang angesammelter Haß gegen die Juden aus, besonders im Elsaß. Der Juden gab es in Frankreich damals ungefähr 60.000; deßungeachtet nahm die Nationalversammlung 27. September das Gesetz an, daß alle Ausnahmsmaßregeln gegen die Israeliten aufzuheben seien. Diese erlangten also Rechtsgleichheit mit den Franzosen. Dafür mußten sie, wie alle anderen, die Bürgerpflichten erfüllen. Die Beobachtung des Sabbath und der jüdischen Feste bestand jedoch mannigfache Schwierigkeiten. Auch die Verfassung von 1795 anerkannte die Juden als gleichberechtigt. Unter Napoleon erhoben sich Klagen dagegen; Städte wie Straßburg hatten früher keine Juden zu dulden, und beschwerten sich über den Zuzug derselben. Die Klagen über den argen Wucher kamen im Staatsrath zur Sprache. Das Menschenrecht, auf das sich Einige beriefen, nannte Napoleon „Metaphysik“, und verordnete 30. Mai

Rechtsgleichheit.

1806 Ausnahmsgesetze gegen den Wucher der Juden, zugleich aber ordnete er eine Versammlung jüdischer Notabeln aus verschiedenen Landestheilen an, welche über die Stellung der Juden zu den Christen authentische Erklärungen geben sollten. 110 Männer aus allen Theilen des Reichs, welche als geeignete Persönlichkeiten die Präfecten ausgewählt hatten, traten 6. Juli 1806 in Paris zusammen. Abraham Furtado, aus der portugiesischen Gemeinde zu Bordeaux, wurde Vorsitzender; unter den Italienern ragte Abraham Vita de Cicogna hervor, unter den Deutschen David Sinzheim aus Straßburg, ein Talmudkenner. Im Namen der Regierung legten Molé, Portalis, Pasquino zwölf Fragen vor, auf deren Erledigung sich nachher ihre Gleichberechtigung stützen könne, Fragen über Eheverbindung, vaterländische Gesinnung, rabbinische Macht und Lebensberuf. Diese Fragen wurden von der Versammlung also beantwortet: „Die Polygamie, obschon mosaisch gestattet, ist durch Synodalbeschluß seit 1030 aufgehoben; die Ehescheidung steht unter dem Landesgesetz. Die Mischehe ist gestattet, die Juden erkennen ihre Mitbürger als Brüder an, haben gegen sie alle Menschenpflichten zu üben und ebenso als Kinder des Vaterlandes alle Leistungen mit zu übernehmen. — Die Rabbinen werden gewählt, sie haben keinerlei Macht oder Gerichtsbarkeit, das Gesetz kann ihre Stellung regeln. Alle bürgerlichen Gewerbe sind den Juden gestattet; Zinsen von Religionsgenossen zu nehmen, ist ihnen ursprünglich verboten, und nur im Handel mit Anderen ihnen nachmals gestattet worden. Wucher ist strenge verboten.“ [1])

Jüdische Notabelnversammlung.

Fragen.

Antworten.

Napoleon war mit der Antwort zufrieden und gedachte sie zum Gesetze zu erheben, eine gesetzgebende Behörde aus der Mitte des Judenthums sollte dieselbe bestätigen, und so entstand der große Sanhedrin. Synedrion hieß der große Rath, [2]) der in den Zeiten der Perser dem Hohenpriester beigegeben war, und aus einundsiebzig Mitgliedern, den Stammeshäuptern, aus Priestern und Schriftgelehrten bestand und über die wichtigsten Fragen zu entscheiden hatte, über den Hohenpriester, über Krieg und Frieden, über Vergrößerung Jerusalems und der Vorhöfe des Tempels, über Bann und Interdict, über die Untertribunale der Gerichtshöfe in den verschiedenen Städten, unter denen wieder Schiedsgerichte von je drei Männern standen. So sollte der neue Sanhedrin, aus einundsiebzig Gerichtsmännern bestehend, als oberste Behörde über das ganze Judenthum walten. Am 26. September 1806 wurde die Notabelnversammlung geschlossen; am 6. October 1806 wurde durch eine Proclamation in hebräischer, französischer und italienischer Sprache der große Sanhedrin berufen. Am 9. Februar 1807 begann diese Behörde, welche in sieben Sitzungen die ganze Verfassung der Juden ordnete, Consistorien und ein Oberconsistorium in Paris gründete.

Verfassung der Juden.

Napoleon strebte eine Reform des jüdischen Staatslebens an. Man hatte ihm offenbar mitgetheilt, die Juden bildeten einen Staat im Staate — sie seien eigentlich dem Staate feindselig; der Talmud, nach welchem sie sich richteten, treibe sie an, die Christen zu betrügen. Er wollte nun eine Handhabe für die Rechtsgelehrten gegen die Juden, deren Notabeln erklärten, der Wucher sei verboten. Er wollte sie ins Staatsleben aufnehmen. Die Versammlung erregte großes Aufsehen; auch aus Gebieten, wohin des Kaisers

Napoleons Absicht.

[1]) Jost, Geschichte des Judenthums und seiner Secten, Bd. III, S. 327—330. — Cassel, Jüdische Geschichte und Literatur, S. 509—10.

[2]) Vgl. Bd. III dieses Werkes, S. 188, 193, 204, 233, 239, 249.

Herrschaft nicht reichte, kamen begeisterte Zustimmungen; man hielt Napoleons Unternehmen für den Anfang einer neuen Entwicklung des gesammten Judenthums. Es wird erzählt, die Erklärung der jüdischen Notabeln habe ihn befriedigt; er gedachte wahrscheinlich, mit den Juden zum Ziele zu kommen, und in ihnen Anhänger und Eiferer für seine Sache in ganz Europa zu haben.

Haß gegen den Wucher.

Er haßte aber den Wucher der Juden, über den man ihm so viel klagte. Zugleich mit dem Decret zur Einladung jüdischer Notabeln nach Paris war 6. Mai 1806 ein Befehl ergangen, alle jüdischen Schuldforderungen in den Rheindepartements seien suspendirt! Es war ein derber Act der Gewalt. Der Sanhedrin währte vom 9. Februar bis 6. April 1807, seine Beschlüsse wurden von Napoleon genehmigt. Aber das jüdische Handels- und Schuldwesen wurde nicht besser. Das reizte Napoleon; er sagte in Venedig im December 1807 zu einer Deputation reicher Juden, die eine Million Francs zu den unermeßlichen Kosten geliefert hatten, welche der Empfang des Kaisers verschlang, in strengem Ton: „Ihr seid Juden und man duldet Euch in meinen Staaten; aber nehmt Euch wohl in Acht, daß Ihr Euch nicht auf den Wucher verlegt; ich liebe die Wucherer nicht, ich lasse sie hängen." — Gleich darauf wandte er sich zu Oginski mit den Worten: „Es ist doch auffallend, daß ich überall auf diese Juden stoße, aber nirgends trifft man ihrer so viel, als bei Ihnen in Polen." [1]) —

Aeußerung in Venedig.

Das Decret vom 6. Mai 1806 nahm Napoleon 17. März 1808 zwar zurück, aber mit einem Decret, welches auf das Treiben der Juden ein beschimpfendes Licht wirft. Hier sind die Schuldforderungen der Juden folgenden Anordnungen unterworfen: jeder Schuldschein eines Minderjährigen, der unterzeichnet hat ohne seinen Vormund, einer Frau, die unterzeichnet hat ohne Genehmigung ihres Mannes, eines Soldaten und Unterofficiers, der unterzeichnet hat ohne Genehmigung seines Hauptmannes, ist ungiltig vor dem Gesetz. — „Kein Wechsel auf Sicht, kein Schuldschein, kein Versprechen zu Gunsten eines Juden von einem unserer Unterthanen, der nicht Handel treibt, hat Giltigkeit vor Gericht, wenn der Besitzer des Wechsels oder der Handschrift nicht beweist, daß der Jude die Waare vollständig und ohne Betrug geliefert hat." Jedes Anleihen, bei dem die Schuld offen oder versteckt erhöht ist, und der Zins mehr als fünf Procente vom Hundert beträgt, wird von unseren Gerichten auf den wahren Werth herabgesetzt werden. Wenn der zum Kapital geschlagene Zins mehr als zehn Procent vom Hundert beträgt, so wird der Schuldschein für wucherisch und ungiltig erklärt. Vom 1. Juli an darf sich kein Jude mehr dem Handel, oder dem Wechselgeschäfte widmen, ohne besondere Bewilligung des Präfecten des Departements, gestützt auf die Erklärung der Mairie seines Heimathsortes, daß dieser Jude weder Wucher noch betrügerischen Handel getrieben hat, und auf ein Zeugniß seiner Synagoge, daß er ein rechtschaffener Mann sei. Diese Bewilligung des Präfecten muß jedes Jahr neu eingeholt werden. Während des Jahres muß diese Bewilligung widerrufen werden, wenn der Jude eines Betruges überwiesen wird. Kein Jude darf Dienstboten oder Taglöhnern auf ein Unterpfand Geld leihen, bei anderen aber nur vor einem Notar und Zeugen. Im Nieder- und Oberrheinischen Departement wird kein Jude zugelassen, der nicht von dort gebürtig ist; und in den anderen Departements kann sich keiner niederlassen, wenn er nicht Grund und Boden kauft

Schimpf.

[1]) Michael Oginski, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 285.

und sich dem Ackerbau ergibt, ohne Handel und Wechselgeschäfte treiben zu wollen. Die Juden dürfen, wenn sie bei der Conscription ausgehoben sind, nicht einen Ersatzmann stellen, sondern müssen selber dienen.

„Diese Verordnung ist nur für zehn Jahre giltig, wenn sich bis dahin zeigt, daß die Juden sich ehrlich benehmen, wie ihre anderen Mitbürger; wenn nicht, so wird sie nach Bedürfniß verlängert. Die Juden in Bordeaux und in den Departements der Gironde und der Steppen (des landes) sind in diese Verordnung nicht einbegriffen, denn sie gaben keinen Anlaß zu Klagen und trieben keinen unerlaubten Handel.“ [1]) —

Dem Manne, der all das geleistet, kam wahres Lob und Schmeichelei entgegen, wie selten einem Sterblichen.

Lob

Im gesetzgebenden Körper pries der Meister der Panegyrik, Fontanes, in einigen schönen Sätzen die Thaten des Helden. Man meine, der Minister habe einen friedlichen König geschildert, der sich einzig und allein mit der Verwaltung seines Staates beschäftigte — so viele nützliche Arbeiten habe er aufgezählt, so viele weise Pläne habe er angedeutet! All diese weisen Pläne seien aber in einer Entfernung von 500 Stunden, im Feldlager, an der Grenze Rußlands entworfen worden von dem Helden, der den Krieg so siegreich führe, nur um den Frieden seinem Volk zu geben. „Der Krieg ist eine Geißel der Gesellschaft, aber doch nicht ohne Nutzen für die Nationen: denn er verleiht den veralteten Gesellschaften eine neue Energie, er bringt große, sich hassende Völker, die sich auf dem Schlachtfelde achten lernen, einander näher; er erschüttert und befruchtet die Gemüther durch außerordentliche Schauspiele; er belehrt das Jahrhundert und die Zukunft, wenn er eines der seltenen Genies hervorbringt, die gemacht sind, um Alles umzugestalten.“ — Aber der Krieg dürfe nicht zu lange dauern, sonst wäre die Barbarei im Anzug. Um so mehr sei der Held zu bewundern, der zur rechten Zeit den Frieden zu schließen und durch den Krieg den Reichthum zu mehren und die Heere zu verstärken verstand. — „Die besiegten Völker geben Subsidien und Frankreich findet seiner würdige Soldaten bei den verbündeten Nationen.“ Fontanes schloß mit den Worten: „Unsere Augen haben die größten Dinge gesehen. Einige Jahre haben genügt, um der Welt eine neue Gestalt zu geben. Ein Mann hat Europa durcheilt und Kronen gewonnen und gegeben. Nach Belieben verrückt, verringert und vergrößert er die Grenzen der Reiche. Alles wird von seiner Ueberlegenheit fortgerissen. Und dieser mit so vielem Ruhm bedeckte Mann verspricht uns noch viel mehr; friedlich und waffenlos zeigt er, daß die unbesiegbare Kraft, welche Throne und Reiche umstürzt, unter der wahrhaft königlichen Weisheit steht, welche sie durch den Frieden erhält, und durch den Ackerbau und die Industrie bereichert, durch die Meisterwerke der Kunst ziert und ihnen durch die doppelte Unterstützung der Moral und der Gesetze eine ewig dauernde Grundlage verleiht.“

durch Fontanes.

Krieg und Frieden.

Ein italienischer Geschichtschreiber, Carl Botta, [2]) schildert die damalige Zeitstimmung in den Worten: „Die Waffenthaten Napoleons übertrafen an

---

[1]) Diese Verordnung ist aus dem „Moniteur“ in Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter, Bd. III, S. 688—90 im französischen Wortlaut abgedruckt.

[2]) Wir sind Carlo Botta, einem der bedeutendsten italienischen Geschichtschreiber der neueren Zeit, schon früher, namentlich in den italienischen Feldzügen Bonaparte's, begegnet. Geboren 1766 zu San Giorgio in Piemont war er 1794 Feldarzt bei der fran-

Größe Alles, was Sprache und Schrift der Menschen für die Nachwelt aufbewahrt haben. Die erstaunte Generation erwog die Macht und die Tapferkeit der Oesterreicher, den noch frischen Ruhm Frankreichs, die wunderbaren Unternehmungen Suworows, das allenthalben verbreitete Gerücht von der Unbesiegbarkeit der Russen, und Niemand konnte begreifen, wie ein einziges Volk und ein einziger Feldherr so tapfere Krieger, so berühmte Generale hatte besiegen können, und zwar fast noch eher, als sie dieselben erblickt hatten. Die Welt fürchtete und verehrte den Kaiser Napoleon; die Fürsten und zwar die mächtigeren, gingen ihren Völkern dabei mit einem eifrigen Beispiel voran. Es gab keine Schmeichelei mehr, denn jedes Lob, es mochte noch so ungemessen sein, schien immer noch unter der Wahrheit zu stehen, und selbst die berühmtesten Dichter konnten eine solche Höhe nicht erreichen, obgleich sie ihren Geist auf das höchste anstrengten. Die Dichter nannten ihn Jupiter, die Priester den Arm Gottes, die Fürsten ihren Bruder und Herrn." [1])

Venetianer in Saint-Cloud.

Sehr kräftig wußten die Italiener ihm zu schmeicheln. Gamboni, der Patriarch von Venedig, redete an der Spitze einer italienischen Deputation in Saint-Cloud den Kaiser also an: „Die Italiener erscheinen, um zu den Füßen Eurer Majestät den Tribut der Bewunderung, ihre Wünsche, ihre Liebe und Treue niederzulegen; sie freuen sich, daß sie die ersten sind, welche diese Pflicht gegen den Helden, den mächtigen, allgeliebten Fürsten erfüllen können. Niemand liebt Eure Majestät mit größerer Ergebenheit, Niemand verehrt Allerhöchstdieselben mit solcher Dankbarkeit, als eben die Italiener. Sie haben zum Himmel gefleht um die Rettung Eurer Majestät aus den Gefahren, jetzt sprechen sie ihre Dankgebete aus für die Siege und den Frieden. Vernehmen Eure Majestät mit Wohlwollen die demüthigen Bitten der unterwürfigen, von Liebe erfüllten Italiener; kommen Sie selbst in unsere Mitte, sehen Sie das von so tiefer Erniedrigung emporgehobene, aus solchem Unglück gerettete und auf die Bahn des Glückes gebrachte Italien. Dies wünschen und hoffen, darum flehen wir Eurer Majestät väterliches Wohlwollen an; dies würde für uns die vollkommenste väterliche Glückseligkeit sein." [2]) —

Napoleons Antwort.

Napoleon gab zur Antwort: „Höchst angenehm sind mir die Gesinnungen meiner italienischen Völker und mit Vergnügen habe ich dieselben auf dem Theater der Welt tapfer kämpfen gesehen; ich hoffe, ein so günstiger Anfang soll auch zu einem eben so günstigen Ende führen." —

Der Kaiser versprach, noch im nämlichen Jahre nach Italien zu kommen. Er wollte mit seinem Stiefsohn Eugen, mit seiner Schwester Elisa, mit seinem Bruder Joseph zusammenkommen, er wollte bei Lucian einen letzten Versuch machen, ihn für den Zusammenhalt mit der Familie und für seine Politik zu gewinnen, daß er ihm wenigstens seine Tochter überlasse.

---

zösischen Armee, 1799 Mitglied der provisorischen Regierung und nach der Schlacht bei Marengo der Consulta in Piemont, 1814 des gesetzgebenden Körpers; gestorben 1837 in Paris. Hauptwerke von ihm sind: „Storia d'Italia dal 1490 al 1791", und „Storia d'Italia dal 1789 al 1814".

[1]) Botta, Storia d'Italia dal 1789—1814, VII, p. 191.

[2]) Ibid. VII, p. 192.

Napoleon sprach in seiner Rede vom 16. August von der Belohnung seiner Kampfgenossen, die sich große Verdienste erworben hätten, und aus denen er einen neuen Adel bilden wollte.

Neuer Adel.

Thiers macht bei diesem Anlaß die feine Bemerkung, Napoleon habe sich wohl gehütet, ihnen mit vollen Händen die von den Besiegten erbeuteten Schätze hinzuwerfen, damit sie dieselben in einer Schwelgerei vergeudeten; sie sollten vielmehr seiner Ansicht nach mit Hilfe dieser Belohnungen große Familien begründen, welche den Thron umgeben, zu seiner Vertheidigung beitragen und der französischen Gesellschaft Glanz verleihen, ohne der Volksfreiheit zu schaden und die von der französischen Revolution verkündeten Grundsätze der Gleichheit zu verletzen.[1] „Die Erfahrung zeigt, daß eine Aristokratie keineswegs der Freiheit des Landes schadet, denn die englische Aristokratie hat zur Erwerbung der Freiheiten Großbritanniens nicht weniger mitgewirkt, als die übrigen Volksklassen. Die Vernunft sagt uns auch, daß sich eine Aristokratie mit dem Princip der Freiheit verträgt unter zwei Bedingungen. Die erste ist, daß ihre einzelnen Glieder keine besonderen Vorrechte genießen, und in jeder Hinsicht unter dem gemeinen Rechte stehen; die zweite, daß die einer Klasse gewährten Auszeichnungen allen Staatsbürgern, welche sich durch ihre Dienste oder ihre Talente würdig gemacht haben, zugänglich sind. Das ist das Vernünftige in den Errungenschaften der französischen Revolution, und auf diesem Standpunkt wollte Napoleon sie unverletzt aufrecht erhalten. Dennoch ist unserer Ansicht nach in der modernen Gesellschaft, wo sich der Neid gegen aristokratische Institutionen regt, das Klügste für eine einsichtsvolle Regierung, den Gesetzen der menschlichen Natur ohne die geringste Einmischung freien Lauf zu lassen; sie führen den freien Menschen zu Gott zurück und nach Gott zu einem anderen Cultus, dem der Vorfahren. Unter allen Umständen werden der große Krieger, der große Gesetzgeber und der berühmte Gelehrte ihren Nachkommen eine Achtung hinterlassen, welche sie vor der Menge auszeichnet und ihnen, wenn sie Verdienste besitzen, die größte Schwierigkeit erspart, die Schwierigkeit, den ersten Blick des Publikums auf sich zu ziehen. Um das zu bewirken, brauchen die Gesetze nicht einzugreifen, denn nicht die geschriebenen Gesetze, sondern die Natur haben die Aristokratien aller Länder und hauptsächlich die der Republiken geschaffen. Die Natur hatte die Aristokratie von Venedig hervorgebracht, ehe diese daran dachte, sich durch Gesetze besondere Rechte beizulegen. Das ist eine Sache, in die man sich nicht mengen darf, wenn man Geschmack daran findet. Die Zeit bringt überall Aristokraten hervor, man hat bloß die Lächerlichkeit zu vermeiden, selbst welche zu machen, und höchstens zu verhindern, daß sie nicht wieder in Versuchung kommen, sich ausschließliche Privilegien anzumaßen."

Napoleon verlieh seinen verdienten Officieren zuerst Mittel, dann Titel, baares Geld und Güter in Polen, Deutschland und Italien, die sie wieder verkaufen und wofür sie sich in Frankreich ankaufen konnten.

Hier einige Angaben nach Thiers: „Lannes erhielt eine Million Francs baar und 328.000 Francs Einkünfte; Massena 200.000 baar und 183.000 Francs Einkünfte; Davoust 300.000 baar und 410.000 Francs Einkünfte; Berthier 500.000 baar und 405.000 Francs Einkünfte; Ney 300.000 baar

Geschenke in Geld und Güter.

[1]) Dagegen die Bemerkungen von Thibaudeau, V, 164; Bignon, VII, 100.

Mittel. und 229.000 Francs Einkünfte; Mortier 200.000 baar und 198.000 Francs Einkünfte; Augereau 200.000 baar und 172.000 Francs Einkünfte; Soult 300.000 baar und 305.000 Francs Einkünfte; Bernadotte 200.000 baar und 291.000 Francs Einkünfte. Die Generale: Sebastiani, Victor, Rapp, Junot, Bertrand, Lemarrois, Coulaincourt, Savary, Mouton, Moncey, Friand, Saint-Hilaire, Oudinot, Lauriston, Gudin, Marchand, Marmont, Dupont, Legrand, Suchet, Lariboissière, Loison, Reille, Nansouty, Songis 10.000 Francs baar und 50.000 bis

Massena. 100.000 Francs Einkommen. Mehrere unter ihnen, Massena insbesondere, pflegte er zu mahnen: „Plündert nicht, ich will Euch mehr geben, als Ihr nehmen könnt, und was ich Euch gebe, kostet, da ich es durch meine Fürsorglichkeit gesammelt habe, weder Eurer Ehre noch den von uns besiegten Völkern Etwas." Die polnischen Generale Zajonczek und Dombrowski erhielten jeder eine Million Francs baar.

Geschenk für die Armee. Der Armee, die den Feldzug im Jahr 1806 bis 1807 mitgemacht, gab er 18 Millionen Francs, 12 Millionen den Soldaten, 6 Millionen Francs den Officieren. Diejenigen, welche die Schlachten bei Austerlitz, Jena, Eylau und Friedland mitgekämpft hatten, erhielten noch einmal so viel als die Anderen. Die Amputirten erhielten einen dauernden Gehalt von 500 Franken; Soldaten und Officiere, die sich besonders ausgezeichnet, erhielten Geschenke, manche bis zu 10.000 Franken.

Titel. Majorate. Dazu kamen Titel: Bernadotte z. B. wurde Fürst von Pontecorvo, Berthier wurde Fürst von Neufchatel. Die Güter wurden Majorate, der älteste Sohn erbte den Titel des Vaters mit dem Drittel des Vermögens. Der Senat beschloß, daß Titel und Einkünfte in directer und männlicher Linie vererbt werden sollten. Die jüngeren Söhne hatten geringere Titel und geringeren Antheil am Vermögen des Vaters. — Die Großwürdenträger, wie der Großwahl-

Hoheiten. herr, der Connetable, der Erzkanzler, der Erzschatzmeister, erhielten den Titel

Herzoge. Hoheit; ihre älteren Söhne waren „Herzoge", wenn ihr Vater für sie ein Majorat mit 200.000 Francs Einkommen gegründet hatte. Die Minister, Senatoren, Staatsräthe, die Präsidenten des gesetzgebenden Körpers (auch die Erzbischöfe)

Grafen. hatten den Titel „Graf".

Fontainebleau.

Ein Emporkömmling, wollte Napoleon große Monarchen auch in Festen überbieten. 22. September 1807 zog der Hof nach Fontainebleau. Viele geladene Fürsten kamen, darunter Ferdinand, früher Großherzog von Toscana, jetzt Kurfürst von Würzburg, der zwischen Oesterreich und Frankreich gute Beziehungen herzustellen suchte; Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs von Preußen, war gekommen, um eine Erleichterung in der Kriegssteuer zu erlangen.

Feste in Fontainebleau. Die Feste waren glänzend. Für 5000 Gäste war der Haushalt des Kaisers eingerichtet. Um Fontainebleau sind schöne Wälder und Jagdgründe. Bei Tag unterhielt man sich mit der Jagd, am Abend erfreute man sich am Ball oder am Schauspiel.

Der Aufenthalt in Fontainebleau kann als Höhepunkt in Napoleons Machtstellung betrachtet werden — Ruhm und Glanz in Hülle und Fülle, fast mehr, als ein Mensch, ohne sich zu überstürzen, ertragen kann. Die Rémusat behauptet,[1]

[1]) Mémoires de Madame de Rémusat, III, p. 219 ff.

„wenn Jemand, der nicht wußte, was vorausging, plötzlich nach Fontainebleau versetzt worden wäre, so hätte er geblendet werden müssen von der Großartigkeit der Pracht, die da waltete, von dem Ansehen, welches der Hausherr besaß, von dem Gehorsam, den die hohen Personen seiner Umgebung kund gaben, und hätte er glauben müssen, hier auf dem ersten Thron der Welt weile ein Fürst, der die Legitimität mit seiner Macht vereine. Bonaparte war hier der König für Alle, und an und für sich; er vergaß die Vergangenheit und hatte keine Sorge für die Zukunft; er ging festen Schrittes voran, ohne auf ein Hinderniß zu denken, wenigstens war er sicher, alle zu überwinden. Er kam sich und uns allen vor, als könne er nicht fallen, höchstens durch ein unerwartetes, ungeahntes Ereigniß, das einen allgemeinen Umsturz herbeiführe, und daß ein allgemeines Bedürfniß der Ruhe und Ordnung sich verbunden hätten, ihn aufrecht zu halten. Er war in der That der Herr oder der Freund aller Könige des Festlandes, verbündet mit mehreren durch Verträge oder durch Heirathen, durch Theilungen, die er angeordnet, Europas sicher; in den fernsten Grenzplätzen hatte er Mannschaften, welche die Ausführung seines Willens sicherten; in seiner Hand lagen alle Hilfsmittel Frankreichs; er hatte einen ungeheuren Schatz angehäuft, er stand in der jugendlichen Vollkraft seines Lebens;[1]) er war bewundert, gefürchtet, Alle gehorchten ihm unbedingt; er schien über Alle hoch emporgehoben."

Macht Napoleons.

„Alles war glänzend von außen, aber ein nagender Wurm barg sich im Schooße eines solchen Ruhmes. Die französische Revolution, das unüberwindliche Werk der Zeit, hatte die Geister nicht zur Absicht gestimmt, die willkürliche Gewalt zu befestigen. Die Aufklärung des Jahrhunderts, der Fortschritt gesunder Ansichten, der Geist der Freiheit untergrub ihn ganz still und den ganzen Bau, der auf den Gegensatz gegen den unwiderstehlichen Gang des menschlichen Geistes gegründet war. Der Herd dieser Freiheit stand in England. Das Glück der Völker wollte, daß er durch eine Schranke geschützt war, welche die Legionen Bonaparte's nicht überschreiten konnten. Einige Meilen Meer haben die Civilisation der Welt beschützt und gehemmt den Sieg eines Mannes, der sie zwar nicht für immer hätte auslöschen, aber doch für ein Menschenalter hätte niederhalten können. Die englische Regierung, eifersüchtig auf eine so colossale Macht, erlitt zwar oft Niederlagen, wurde aber nie entmuthigt und fand Hilfsmittel im Nationalgefühl. England sah sich in seiner Macht und in seinen Handelsinteressen bedroht. Sein Stolz und seine Industrie waren zu allen Opfern bereit, welche die Minister forderten. Ungeheure Summen wurden für die Vermehrung der Flotten bestimmt, welche die europäischen Küsten blokirten. Die Könige, in Angst vor der Stärke unserer Artillerie, fügten sich dem Prohibitivsystem, das wir über sie verhängten. Die bisherigen Lebensgenüsse, welche die Völker jetzt entbehrten, stritten jedoch für England. Man murrte in Petersburg, an der Ostsee, in Holland, in den Häfen Frankreichs; die Aeußerung der Unzufriedenheit ward durch die Furcht lange niedergehalten, die Erbitterung schlug aber tiefere Wurzeln in den Geistern. Wir in Frankreich konnten nur aus Vorwürfen und Drohungen auf die gährende Stimmung schließen, denn wir waren geistig abgesperrt. Aber hin und wieder kam doch ein Zeichen, daß das Bedürfniß der Völker der kaiserlichen Befehle spotte. So die Bemerkung im „Moniteur": „Holland wird nach den neuesten Anordnungen nicht mehr mit England in brieflichem Verkehr stehen. Der englische Handel muß das Festland überall geschlossen finden,

Der nagende Wurm.

England.

Holland.

[1]) Er war 38 Jahre alt.

und diese offenen Feinde aller Völker müssen überall als außerhalb dem gemeinen Recht erklärt werden. Es gibt Völker, die nur verstehen sich zu beklagen; man muß auch den Muth zu dulden haben; man muß alle Mittel ergreifen, um dem gemeinsamen Feind zu schaden, und ihn zur Anerkennung der Grundsätze zu zwingen, nach welchen alle Völker des Festlands sich richten. Hätte Holland alsbald nach der Blokade-Erklärung seine Maßregeln ergriffen, so hätte England vielleicht schon Frieden geschlossen." So die Vergleichung der englischen Regierung mit Marat: „Wer hat Grausameres gethan? Man bietet der Welt das Schauspiel eines steten Krieges. Die Oligarchen, welche die englische Politik leiten, werden enden wie alle Narren und Wüthenden; sie werden die Schande ihres Landes und der Gegenstand des Hasses aller Völker sein." — Indem der Kaiser solche Sätze dictirte, schmeichelte er den demokratischen Ideen. „Die Gleichheit und immer die Gleichheit!" — das war das Losungswort, das ihn mit der Revolution verband. Für seine Person fürchtete er die Folgen davon nicht. Er betäubte alle Parteien, er entstellte alle Worte, er wendete von der Freiheit ab, er verwilderte die Vernunft. Welche Macht ihm auch sein Schwert gab, er verstärkte sie noch durch seine Sophismen und bewies, daß er mit vollem Bewußtsein von dem durch den Gang der Ideen angezeigten Weg abwich, indem er sich noch der Macht des Wortes bediente, um uns irrezuführen. Das, was Bonaparte zu einem der überlegensten Männer in der Geschichte macht, ihm eine ganz besondere, ja einzige Stellung unter den Männern gibt, welche dazu berufen waren, die anderen Menschen zu regieren, ist der Umstand, daß er seine Zeit vollkommen erkannt und immer bekämpft hat. Aus eigenem Willen hat er diesen schwierigen, seiner Zeit entgegengesetzten Weg gewählt, es auch nicht verhehlt, daß er allein die Revolution aufhalte, und daß sie nach ihm wieder ihren Marsch antreten werde. Er verband sich mit ihr, um sie zu unterdrücken; aber er traute sich zu viel Kraft zu. Sie erfaßte schnell ihren Vortheil, und wußte ihn endlich zu überwinden und zurückzustoßen." [1])

England und Marat.

Napoleon und die Revolution;

Die Rémusat behauptet, er habe die Verfassung Englands nie verstanden, immer gemeint, wenn ein Sturm der Opposition ausbrach, jetzt müsse die Regierung fallen, während das Ministerium doch immer zuletzt den Sieg davontrug und neue Mittel erlangte, Napoleon zu bekämpfen. Die Angriffe der englischen Presse auf seine Person versetzten ihn oft in eine Stimmung der Wuth. Er bezahlte Schriftsteller in England, aber ihre Angriffe erzielten nur neue Angriffe auf seine Person. Er ließ sich jeden Morgen Uebersetzungen der wichtigsten Stellen aus den englischen Blättern vorlegen; man zitterte, wenn man sie ihm vorlegte; ob er seinen Zorn unterdrückte, oder ob er ausbrach, er war immer furchtbar, und wehe dem, welcher unmittelbar nachher mit ihm zu thun hatte. Wir merkten immer einen solchen Angriff am Sturm seines Unmuths.

er versteht England nicht.

In Fontainebleau wandte er viel auf, um seinen Gästen Vergnügen zu machen, und doch bemerkte er oft mit Mißmuth, daß die Fremden sich langweilten oder unzufrieden waren. Daran war aber Niemand Schuld, als Napoleon selber. Wenn er ausritt, so überließ er sich oft seinen Gedanken und sprengte am raschesten an gefährlichen Stellen dahin, so daß es halsbrecherisch war, ihm zu folgen. Wenn ausgefahren wurde, wollte er anfangs selbst kutschiren; die aber mit ihm im Wagen waren, durften sich darauf gefaßt machen, umgeworfen zu werden, denn er achtete auf kein Hinderniß, wenn es galt, um eine Ecke zu biegen. Er

Feste.

[1]) Mémoires de Mad. de Rémusat, III, p. 226.

stellte Jagden an, Männer und Frauen hatten prachtvolle Costüme dabei; er meinte, große Jagden geziemten einem großen Herrscher; er selber hatte an der Jagd an und für sich keine Freude und oft, wenn man einen Hirsch verfolgte, vergaß er Hirsch und Gesellschaft und sprengte, seinen Gedanken nachhängend, einsam durch den schönen Wald; der ganze Jagdplan kam dann in Verwirrung und Napoleon konnte am Abend seine Unzufriedenheit äußern, wenn kein Hirsch zur Strecke gebracht war. Er arbeitete oft von Früh sieben Uhr bis Abends sechs Uhr mit seinen Ministern, die nach Fontainebleau kommen mußten, wie sie früher nach Saint-Cloud kamen. Fontainebleau ist aber von Paris weit entfernt. Auch zur Messe am Sonntagmorgen mußten sie erscheinen: dazu war es nöthig, daß sie um Mitternacht von Paris abfuhren. In Fontainebleau mußten sie dann in den Galerien oder im Hofe warten, bis der Zug in die Kirche begann. Da konnte der Kaiser durch die Reihen schweigend und nachdenkend gehen, ohne mit einem Wort oder nur einem freundlichen Blick für die Beschwerde der nächtlichen Reise und das pünktliche Erscheinen am Morgen zu danken. — Abends war Musik, Theater, Empfang bei ihm oder bei einer seiner Schwestern. Er schritt meist schweigend durch die Reihen der Gäste oder stellte kurz eine Frage. Vertraulichkeit in der Antwort war ihm zuwider, er fürchtete sein Ansehen zu schädigen. Jeder war sorglich, was er ihn fragen, was er antworten könnte, denn es waren immer viele Zeugen da, die jede derbe Rede und zaghafte Antwort weiter trugen. Dann entfernte sich der Kaiser wieder. Es wurde Niemand behaglich, und er selber klagte über dieses matte Schweigen an seinem Hof: „Es ist doch seltsam, ich habe Viele nach Fontainebleau eingeladen und Vergnügen angeordnet — und doch sehe ich lauter lange Gesichter und jede Miene ist müde und traurig." — „Das kommt daher," antwortete Talleyrand, „daß das Vergnügen nicht der Trommel folgt, und daß Sie hier, wie bei der Armee, immer die Miene haben, Jedem zu commandiren: „Voran, meine Herren und Damen, voran, Marsch!"" Napoleon nahm diese Antwort nicht übel, denn Talleyrand war damals in Gunst und durfte ihm Alles sagen."

Jagden. — Kirchgang. — Cercle. — Kein Vergnügen.

Schwer war die Stelle des Oberstkämmerers, der für die Unterhaltungen zu sorgen hatte, denn der Kaiser war herrisch und nicht leicht zu befriedigen. — „Ich bedaure Sie," sagte Talleyrand zu Rémusat, „denn Sie haben Den zu unterhalten, der nie unterhalten werden kann." [1]) — Zweimal in der Woche war Theater, die ersten Schauspieler und Sänger aus Paris waren in Fontainebleau; aufgeführt wurden in der Regel Tragödien von Corneille oder Racine, selten von Voltaire, welchen aber der Kaiser nicht mochte. Hin und wieder wollte Napoleon am Morgen ein anderes Stück oder einen anderen Schauspieler am Abend des gleichen Tages sehen. Man mochte ihm nun noch so viele Gründe vorbringen, das sei nicht mehr zu leisten; er antwortete: „Bah, mit wenig Mühe werden Sie zum Ziel kommen; Ihre Sache ist es, das Mittel zu finden! — Ich will es!" [2]) — Vor diesem Willen beugte sich Alles am Hof. Mit Entsetzen vernahmen die Schauspieler des Kaisers Wort: „Ich will es!" Eilboten flogen hin und her, um alles Nöthige auf den Abend herbeizuschaffen. Bonaparte war herrischer, als irgend ein König; seine Vorwürfe waren rauh und hatten einen weiten Klang; die Furcht, die er einflößte, war ansteckend. War mit vieler Mühe Alles gelungen,

Theater.

[1]) „Je vous plains, il vous faut amuser l'inamusable." Mém. de Rémusat, III, p. 234.

[2]) „Je le veux!"

Undank. so war in der Regel Schweigen sein Dank. Oft schlief er vor Ermüdung im Theater ein. Man durfte nicht klatschen; dieses bloße Zuhören langweilte die Zuschauer; schließlich wurde der Kaiser unmuthig über die Zuschauer, über die Schauspieler. Er war mit Politik zu sehr beschäftigt, um sich ganz der Schönheit eines Stückes hinzugeben oder eine Musik ruhig durchzuempfinden. — Also trotz der Höhe des Talentes der Schauspieler, trotz der Schönheit des Gesanges, trotz der Pracht der Costüme und der Scenerie im Theater — kein wahrer Genuß, denn es gehört Ruhe des Gemüthes dazu. Damals aber gährte ein Riesenplan in ihm zur Vergrößerung seines Reiches, wie wir bald weiter sehen werden. Ein Vers, der an Heldengröße, an Siegesruhm mahnte, konnte ihn begeistern und Pläne zu neuen Eroberungen, zum Umsturz von Thronen, zu riesigen Schlachten in ihm erwecken, aber die höchste Weihe der Dichtung war für ihn verloren, denn er war nur Verstand, nur Egoismus, die reinigende Kraft einer Dichtung hat er nicht empfunden. Im Quell Kastalias hat sich seine Seele nicht gereinigt.

Der Glanz der Feste hielt jedoch Napoleon nie von ernster Arbeit ab: er war unermüdlich in der Thätigkeit für Vergrößerung seines Reiches. An Fontainebleau knüpfen sich die Namen mehrerer wichtiger Verträge.

Vertrag mit Holland. Am 11. November wurde ein *Vertrag mit dem Königreich Holland* abgeschlossen: es wurde vergrößert durch *Ostfriesland*, *Jever*, *Huysen*, *Sevenaar*, *Malburg*, es wurden ihm die Hoheitsrechte über *Varel* und *Kniphausen* eingeräumt; dagegen mußte es das Gebiet zwischen der bisherigen französischen Grenze und der Maas mit verschiedenen Hauptfesten, *Bergen op Zoom*, *Breda*, *Herzogenbusch*, *Gertrudenburg* und die Stadt und den Hafen von *Vliessingen* an Frankreich abtreten. Der Bund mit Frankreich war Hollands Unglück; Handel, Schifffahrt und Gewerbe sanken; Unfälle, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen vermehrten die Noth. König *Ludwig* gestand 1807 offen: so schwierig sei die Lage des Staates, daß nur wenig Gutes gewirkt, nur wenig Böses abgewendet werden könne. Die Kolonien waren verloren, die Handelssperre, die Hauptquelle des Uebels, bestand noch und konnte durch den Gewinn einiger durch den Krieg erschöpfter Gebiete nicht gedeckt werden.

Oesterreichs mit Italien. Durch einen anderen Vertrag zu Fontainebleau vom 10. October 1807 wurde die Grenze zwischen *Oesterreich* und *Italien* dahin bestimmt, daß der Thalweg des Isonzo fortan die Grenzlinie bilde; daß Oesterreich dafür das Gebiet von *Monfalcone* erhielt. — *Braunau*, das bisher immer noch von den Franzosen besetzt war, wurde 21. December geräumt, nachdem die *Russen* *Cattaro* 7. August geräumt hatten. Die Republik *Ragusa* wurde 15. August mit dem Königreich Italien vereint. Kaiser Alexander I. hatte, 9. August, sein Recht als Beschützer der *Republik der sieben Jonischen Inseln* an Napoleon abgetreten; dieser nahm sie 11. August in Besitz, und ertheilte ihnen 1. September eine Verfassung. Die Inselrepublik.

Vertrag mit Spanien. Der wichtigste Vertrag jedoch, der in Fontainebleau abgeschlossen wurde, war der Vertrag vom 27. October zwischen Frankreich und Spanien über die Theilung Portugals unter Frankreich und Spanien.

Portugal seit 1640. *Portugal* war seit dem Schwinden seiner Größe zur See bald von Frankreich, bald von England abhängig. Mit Unterstützung Frankreichs machte es sich 1640 von Spanien unabhängig; Frankreich gründete darauf aber so hohe Ansprüche, daß *Peter* II. es gerathen fand, sich an England anzuschließen. Seit

dem Methuenvertrag wird das Land von England ausgesogen. Vor dem Eindringen der Revolution schützte es lange der Umstand, daß Spanien zwischen ihm und Frankreich lag. Als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, behauptete Portugal mit Mühe eine schwankende Neutralität. Mit goldenen Blitzableitern hatte es sich bisher geschützt, nach dem Frieden von Tilsit brauste jedoch das Wetter verderbenschwanger heran: Napoleon verlangte unter Drohungen Verschließung der Häfen vor der englischen Flagge und unbedingten Beitritt zum Continentalsystem; weigere man sich, so werde er das Land besetzen. England aber forderte ganz bestimmte Erklärung, welche Partei Portugal zu ergreifen gedenke, im Fall ein französisches Heer sich der Grenze nähere, und drohte, falls die Regierung den französischen Forderungen nachgebe, werde es Portugals Häfen blokiren und seine Kolonien besetzen; zugleich machte es einen Vorschlag, den schon Pombal einmal im Sinn gehabt hatte, und den jetzt der Minister des Aeußeren Antonio de Aranjo Azevedo lebhaft befürwortete: sich unter dem Schutz einer britischen Flotte mit allen Schätzen, Kriegsschiffen und Truppen nach Brasilien zu begeben und dort durch Eroberung spanischer Gebiete eine Entschädigung für die Verluste in Europa sich zu holen.

Forderung Napoleons.

Englands Drohung.

Vielleicht kam nach Lissabon über Madrid eine Warnung, es stehe etwas ganz Arges bevor. Der Bestand Portugals war in der That in höchster Gefahr; es waren nämlich in Fontainebleau zwei merkwürdige Verträge gegen denselben abgeschlossen worden. Der erste lautet:

„Wir Napoleon, durch Gottes Gnade und die Constitution Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes. Da wir den, von dem Divisionsgeneral, Großmarschall unseres Palastes, Großkreuz der Ehrenlegion u. s. w. Michael Duroc, kraft der von uns diesem verliehenen Vollmacht, mit Don Eugenio Izquierdo de Riba y Lezaun, Staats- und Kriegsrath Seiner Majestät dem König von Spanien, gleichmäßig mit Vollmachten seines Souveräns versehen, zu Fontainebleau geschlossenen und unterzeichneten Tractat gesehen und untersucht haben, welcher Tractat folgenden Inhaltes ist: „Seine Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, und Seine katholische Majestät der König von Spanien, den Wunsch hegend, mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung die Interessen der beiden Staaten zu reguliren, und das künftige Schicksal Portugals auf eine der gesunden Politik, nach dem Verhältniß der beiden Länder angemessene Weise zu bestimmen, haben zu ihren bevollmächtigten Ministern erwählt, nämlich Seine Majestät der Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, den Divisionsgeneral Michael Duroc, Großmarschall des Palastes, Großkreuz der Ehrenlegion, und Seine katholische Majestät, der König von Spanien, Don Eugenio Izquierdo de Riba y Lezaun, Seinen Staats- und Kriegsrath, welche, nachdem sie ihre Vollmachten ausgewechselt hatten, über folgende Punkte übereingekommen sind:

Erster Vertrag.

„I. Die Provinz Entre-Mino-y-Duero soll in völligem Eigenthum und Souveränität Seiner Majestät dem König von Etrurien, mit dem Titel „König von dem nördlichen Lusitanien" überlassen werden.

„II. Die Provinz Alemtejo und das Königreich Algarbien sollen mit völligem Eigenthum und Souveränität dem Friedensfürsten überlassen werden, um sie unter dem Titel eines Fürsten von Algarbien inne zu haben.

„III. Es soll über die Provinzen Beira, Tras los Montes und das portu-

giesische Estremadura nur erst bei einem allgemeinen Frieden verfügt werden, und alsdann nach den Umständen und dem gemäß, worüber man zwischen den beiden hohen contrahirenden Parteien übereinkommen wird.

„IV. Die Nachkommen Seiner Majestät des Königs von Etrurien sollen das Königreich des nördlichen Lusitanien erblicher Weise und nach den Successionsgesetzen, welche in der den Thron von Spanien innehabenden Familie festgesetzt sind, in Besitz haben.

„V. Die Nachkommen des Friedensfürsten sollen das Fürstenthum Algarbien erblicher Weise und nach den in der den Thron von Spanien occupirenden Familie festgesetzten Successionsgesetzen in Besitz haben.

„VI. Wenn weder Nachkommen noch rechtmäßige Erben des Königs von Etrurien oder des Fürsten von Algarbien vorhanden sein sollten, wird der König von Spanien über diese Länder durch Investitur verfügen, auf die Weise, daß sie weder nur auf ein und dasselbe Haupt vereinigt, noch mit der Krone von Spanien verbunden werden.

„VII. Das Königreich des nördlichen Lusitanien und das Fürstenthum Algarbien sollen Seine Majestät den König von Spanien als Protector anerkennen, und in keinem Fall sollen die Souveräne dieses Landes ohne seine Einwilligung Krieg oder Frieden schließen.

„VIII. In dem Fall, daß die in Sequester gehaltenen Provinzen Beira, Tras los Montes, und das portugiesische Estremadura bei einem allgemeinen Frieden dem Hause Braganza zufallen sollten, als Austausch für Gibraltar, Trinidad oder anderer Kolonien, welche die Engländer von Spanien und seinen Alliirten erobert haben, so sollen die neuen Souveräne dieser Provinzen gegen Seine königliche Majestät den König von Spanien dieselben Verpflichtungen haben, wie der König des nördlichen Lusitanien und der Fürst von Algarbien.

„IX. Seine Majestät der König von Etrurien cedirt das Königreich Etrurien zu völligem Eigenthum und Souveränität dem Kaiser der Franzosen und König von Italien.

„X. Sobald die Provinzen von Portugal definitiv occupirt sein werden, sollen die verschiedenen Fürsten, die den Genuß davon haben sollen — respectiver Weise Commissarien ernennen, um die natürlichen Grenzen zu bestimmen.

„XI. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien garantirt Seiner katholischen Majestät dem König von Spanien den Besitz seiner südlich der Pyrenäen belegenen Staaten auf dem Continent von Europa.

„XII. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen und König von Italien verpflichtet sich, Seine katholische Majestät als Kaiser der beiden Amerika anzuerkennen, wenn Alles dahin gediehen sein wird, daß Seine Majestät diesen Titel annehme; dies kann bei einem allgemeinen Frieden oder spätestens in drei Jahren Statt haben.

„XIII. Die zwei hohen contrahirenden Mächte werden gegenseitig über eine gleiche Theilung der Inseln, Kolonien oder anderer portugiesischen Besitzungen jenseits des Meeres übereinkommen.

„XIV. Der gegenwärtige Tractat soll geheim gehalten werden. Er soll ratificirt und die Ratification spätestens in einem Zeitraum von zwanzig Tagen, nach dem Tage dieser Unterzeichnung, zu Madrid ausgewechselt werden. So geschehen zu Fontainebleau den 27. October 1807."

Der zweite Vertrag bestimmt die Art der Ausführung des ersten:

„Geheimer Vertrag, geschlossen zu Fontainebleau zwischen Seiner Majestät dem König von Spanien und Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen, durch welchen die zwei hohen contrahirenden Mächte alles reguliren, was auf die Occupation Portugals Bezug hat.

Der zweite oder geheime Vertrag.

„Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitution Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, die zu Fontainebleau den 27. October 1807, von dem Divisionsgeneral Michael Duroc u. s. w. kraft der ihm von uns verliehenen Vollmacht einerseits, und von der andern von Eugenio Izquierdo de Riba y Lazaun, Staats- und Kriegsrath Seiner Majestät des Königs von Spanien, gleichmäßig mit Vollmachten seines Souveräns versehen, geschlossene, regulirte und unterzeichnete Convention gesehen und untersucht habend, welche Convention von folgendem Inhalt ist:

„Seine Majestät der Kaiser der Franzosen und Seine Majestät der König von Spanien, wünschend, eine Vereinbarung in Bezug auf die Eroberung von Portugal zu treffen, nach dem am heutigen Tage unterzeichneten Vertrag, haben ernannt, nämlich: Seine Majestät der Kaiser der Franzosen u. s. w. den Divisionsgeneral Michael Duroc u. s. w. und Seine königliche Majestät der König von Spanien Don Eugenio Izquierdo u. s. w., welche, nachdem sie Ihre Vollmachten ausgewechselt hatten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

„I. Ein Corps kaiserlicher französischer Truppen aus 25.000 Mann Infanterie und 3000 Mann Reiterei bestehend, soll in Spanien einrücken und direct auf Lissabon marschiren; zu diesen Truppen solle ein Corps von 8000 Mann spanischen Fußvolks und 3000 Mann Reiterei mit 30 Kanonen stoßen.

„II. Zur selben Zeit soll eine Division spanischer Truppen, 10.000 Mann an Zahl, Besitz von der Provinz Entre-Mino-y-Duero und der Stadt Oporto nehmen, und eine andere Division von 6000 Mann, ebensfalls spanischer Truppen, soll Besitz von Alemtejo und dem Königreich Algarbien nehmen.

„III. Die französischen Truppen sollen von Spanien verproviantirt und ihr Sold soll von Frankreich bezahlt werden während ihres Durchmarsches durch Spanien.

„IV. Von dem Augenblick, da die combinirten Truppen Portugal werden betreten haben, soll die Regierung der Provinzen Beira, Tras los Montes und Estremadura (die im Zustande des Sequesters bleiben sollen), dem die französischen Truppen commandirenden General anvertraut, und die Contributionen, welche ihnen auferlegt werden, sollen zum Vortheil Frankreichs behoben werden. Die Provinzen, welche das Königreich des nördlichen Lusitanien und das Fürstenthum Algarbien bilden, sollen von den die spanischen Divisionen commandirenden Generalen, die Besitz davon nehmen, regiert werden, und die ihnen auferlegten Contributionen sollen zum Vortheil von Spanien behoben werden.

„V. Das Corps des Centrums soll unter dem Befehl des die französischen Truppen Commandirenden stehen, welchem die bei der Armee befindlichen Spanier gehorchen sollen. Wie dem auch sei, wenn der König von Spanien, oder der Friedensfürst es für dienlich erachten sollten, sich bei diesem Corps einzufinden, so sollen die französischen Truppen, sowie der General, der sie commandirt, unter ihrem Befehl stehen. Ein Corps von 40.000 Mann französischer Truppen sollen spätestens bis zu dem darauf folgenden 20. November, zu Bayonne versammelt sein, um sich bereit zu halten, in Spanien einzurücken, und nach Portugal zu marschiren, im Fall die Engländer Verstärkung dahin schicken, oder mit einem Angriff drohen sollten. Dieses additionelle Corps soll dennoch nicht in Spanien

einrücken, bis die zwei hohen contrahirenden Parteien ein Arrangement in dieser Hinsicht getroffen haben.

„VI. Gegenwärtige Convention soll ratificirt und die Ratification zur selben Zeit als der Tractat vom heutigen Datum ausgewechselt werden.

„Gegeben zu Fontainebleau, den 27. October 1807.

Unterzeichnet: Duroc. E. Izquierdo.

„Wir haben genehmigt und genehmigen durch Gegenwärtiges oben stehende Convention in allen und jedem ihrer Artikel; erklären sie angenommen, ratificirt und confirmirt und verpflichten uns, sie unverbrüchlich zu beobachten.

Napoleon.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Champagny.
Der Staatssecretär: Maret." [1]

---

[1]) Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien, von dem Ausbruch der Unruhen zu Aranjuez bis zum Schlusse der Junta von Bayonne. Von Don Pedro Cevallos, erstem Secretär des Staats und der Depeschen Seiner königlichen Majestät, Ferdinands VII. Germanien 1808. —

Die Franzosen in Portugal und Spanien.

Mit diesen beiden Verträgen sind wir am folgenschweren Fehler der Politik Napoleons, an seinem Versuch angelangt, die pyrenäische Halbinsel zu einem Theil seines Reiches zu machen. Beide Verträge haben darum eine hohe Bedeutung.

Portugal.

Der Vertrag gegen Portugal bedarf einer Erläuterung: seit dem ägyptischen Feldzug war Napoleon gereizt gegen Portugal, und geneigt, es zu mißhandeln. So entschied er auch jetzt die Besetzung und Zertheilung Portugals, ohne nur die Antwort des Regenten abzuwarten.

Napoleon gegen Portugal.

Nur einige Sätze zur Erklärung! In einem früheren Bande wurde die Geschichte Portugals bis zum Jahr 1777 geführt, da König José starb und sein allmächtiger, gewaltthätiger Minister Pombal auf seine Güter sich zurückziehen mußte. Da Don José keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm seine Tochter Donna Maria Francisca Benedicta, die nach des Verstorbenen Wunsch am folgenden Tag mit seinem Enkel José, Prinzen von Beira, vermählt wurde; sie war 31, ihr Gemahl 16 Jahre alt. Prinz José war von angenehmer Gesichtsbildung, viel natürlichem Geiste und liebenswürdigem Charakter; er war der Sohn von König José's Bruder, dem Infanten Don Pedro. Die Königin war von edlem Aeußeren und sanftem Charakter und sicherer Urtheilskraft, sie war mit vielen Kenntnissen geschmückt: Leutseligkeit und Mildthätigkeit war eine angestammte Eigenschaft der Braganzas.[1]) Der Infant war, wie die Königin, sehr fromm, Kirchen zu schmücken, war seine Freude.

Königin Maria 1777 bis 1792.

Das Ziel der neuen Regierung war, in den großen Streitfragen der Zeit eine ehrenhafte Neutralität zu wahren, die Wunden zu schließen, welche Pombals radicale und gewaltthätige Politik dem Lande geschlagen hatte, und das sittliche und geistige Leben ihres Volkes zu fördern.

---

[1]) Schäfer, Geschichte Portugals. Bd. II, S. 608 ff.

Eine Casa Pia wurde in Lissabon gestiftet für verwahrloste Kinder, ein Asyl für Mädchen und Frauen. Einem Priester des wohlthätigen Ordens der Oratorianer des heiligen Philipp von Neri wurde gestattet, ein Kloster seines Ordens zu gründen, und die hiezu erforderlichen Güter zu erwerben. Sie selber gründete ein Kloster zum heiligen Herzen Jesu für unbeschuhte Carmeliterinen; sie sorgte für guten Unterricht in den Volksschulen und that vieles für den höheren Unterricht. 1779 wurde eine königliche Akademie der Wissenschaften gegründet auf Anregung ihres Oheims, des Herzogs von Lafoës, der ganz Europa bereist und überall mit ausgezeichneten Männern Beziehungen angeknüpft hatte; die Naturwissenschaften, die Mathematik, das Studium der Literatur wurde in dieser Anstalt besonders gepflegt. Preise wurden ausgesetzt, um Industrie und Gewerbe zu heben. Zur Förderung der Schifffahrtskunst wurde eine Marine-Akademie gegründet, eine für Zeichenkunst und Architektur, eine ähnliche für den Festungsbau und die Artillerie.[1]) Durch besondere Preise suchte man die Jugend zum Studium der Jurisprudenz und Theologie anzuregen. Auf ihre Kosten schickte die Königin talentvolle Jünglinge nach London, Paris, nach Wien, nach Deutschland, nach Italien, um Medicin, Chirurgie, Veterinärkunde, Mineralogie, Botanik, Chemie, Physik, Ackerbau und schöne Künste, besonders Bildstecherkunst und Malerei zu studiren. Für das Studium der Naturwissenschaften und Medicin wurde in Coimbra ein eigenes Collegium gestiftet. Die Aussaat fand einen empfänglichen Boden. Es bildeten sich Gesellschaften guter Patrioten für das öffentliche Wohl, für Ackerbau, für Industrie, für Leinwandspinnerei. Die Regierung kam diesen Vereinen fördernd, helfend, vereinigend entgegen. Eine eigene Behörde, die unmittelbar unter der Königin stand, hatte ihr über die Fortschritte in Ackerbau, in Industrie und Handel zu berichten, „damit Portugal hinter den aufgeklärten Nationen nicht zurückbleibe". Mit England, mit Rußland wurden Verträge zum Schutz des Handels und der Schifffahrt geschlossen. Um den Verkehr im Inneren zu erleichtern, sorgte die Königin für gute Straßen, der Landmann konnte jetzt das Erträgniß seines Feldes, der Handwerker die Früchte seines Fleißes leicht in die Stadt oder in die Häfen bringen. — Die Folgen dieses Wirkens waren erfreulich, Portugal begann wieder reich zu werden, Ackerbau, Handel und Industrie zu blühen; Gesetze, welche sie beschränkten, wurden aufgehoben, überhaupt eine Durchsicht der Gesetze angeordnet, „denn das Glück des Volkes hänge von der schnellen Verwaltung der Justiz ab, die aber wegen der bestehenden Vielfältigkeit in der Anwendung der Gesetze nicht zu erreichen sei"; es war auf Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Verfahrens abgesehen. Auch der Militärorden Christi erhielt wieder eine seiner ursprünglichen mehr angemessene Verfassung.

Akademien. — Kunstindustrie und Gewerbe. — Revision der Gesetze.

So schritt unter Donna Maria Portugal durch weise Ausbildung aller Kräfte erfreulich voran. Es war ein emsiges Stillleben wie in Dänemark; dadurch daß die Regierung in allen europäischen Fragen ihre Neutralität wahrte, suchte sie sich vor den Folgen der Stürme zu decken. Die Königin erfreute sich jedoch der Blüthe ihres Landes nicht lange. Bei dem strengen Gefühl für Gerechtigkeit wollte sie das Unrecht ihres Vaters wieder

---

[1]) Academia de las Sciensas; Academia de Marinha. — Aula de Desenho e architectura civile; Academia de fortificacao, artelheria e Desenho.

gut machen und doch sein Andenken in Ehren halten. Sie meinte oft das Wehgeschrei der Opfer auf dem Schaffot im Prozeß Tavora zu hören. Der Zweifel, ob Sühnung möglich sei, zerriß ihr das Herz; sie wurde gemüthskrank und trat, 10. Februar 1792, an ihren jüngeren Sohn Joao — der ältere, José, die Hoffnung der Besten, war schon 1788 gestorben — die Regierung ab. Joao hieß nur der Regent, alle Erlässe der Regierung wurden nun von ihm unterzeichnet, trugen aber den Namen der Königin. Anfangs wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit noch ganz von den Ministern abhängig, aber von 1799 an vollkommen selbständig, regierte Joao ganz im edlen Geiste seiner Mutter; er that, was möglich war, für Hebung der Schulen, des Ackerbaues, der Industrie, des Verkehrs und Handels zum sichtlichen Gedeihen Portugals, vermochte aber auf die Dauer die Neutralität des Staates dem Weltkrieg gegenüber nicht aufrecht zu erhalten. Die Wellenschläge der Revolution ergriffen zuerst Spanien, dann auch Portugal und rissen weg, was Maria und Joao mit edlem Sinn gepflanzt hatten, und das Gefühl des Behagens hörte auf an den schönen Gestaden des Tajo.

Joao 1792 bis 1807.

Der Convent verlangte Anerkennung der Republik (1793) durch einen eigenen Gesandten, Darbeaux. Dieser wurde jedoch vom Hof bloß als Privatmann empfangen und Portugal trat mit Spanien in die große Coalition ein gegen Frankreich. Sechs portugiesische Regimenter Fußvolk zogen unter dem Schotten Forbes, den der Graf von Lippe nach Portugal gebracht hatte, nach Roussillon und schlugen sich bei Ceret, 26. November 1793, tapfer gegen die Republikaner. — Als die Spanier 26. November an der Brücke von Moulins geschlagen wurden, mußten auch die Portugiesen sich zurückziehen, drangen aber 1795 wieder über die Pyrenäen vor in Frankreich ein und nahmen Belver und Puig Cerda ein. Spanien schloß 22. Juli 1795 zu Basel Frieden mit Frankreich, worin das letztere die Vermittlung Karls IV. für Portugal annahm. Das Letztere trat jedoch von der gemeinsamen Sache nicht zurück und erlitt durch die französischen Korsaren auf offenem Meere und in seinen Besitzungen einen Schaden, den man von 1794 bis 1801 auf 200 Millionen Franken anschlug. Im Staatsschatz war schon 1796 vollständige Ebbe. Die Ausgaben waren viel größer als die Einnahmen. Anleihen waren nöthig, zuerst zu fünf, dann zu sechs Procent, 1797, 1798, 1799. — 1805 mußte die Regierung Papiergeld ausgeben; anfangs galt es wie Metallgeld, bald aber sank es im Werthe gar arg. Ein Aussöhnungsversuch mit Frankreich 1797 scheiterte. Als ein portugiesisches Geschwader die Franzosen vor Malta und vor Alexandria sehr belästigte, erklärte Bonaparte in einem Befehl an die Armee des Ostens: „Es wird eine Zeit kommen, wo die portugiesische Nation mit blutigen Thränen die Beleidigung beweinen wird, die sie der französischen Republik zugefügt hat.“ Jetzt war Bonaparte Herr von Europa, und hielt in fürchterlicher Weise sein Wort, zumal die Regierung sich eng an England angeschlossen und zum Schutze in Lissabon eine englische Division, bestehend aus Schweizern und französischen Emigranten, aufgenommen hatte: er konnte in Portugal am empfindlichsten England treffen, und schloß darum mit dem spanischen Hof einen Vertrag, um das kleine Königreich zu zwingen, sich von England zu trennen: Portugal solle bis zum

Portugal gegen die Revolution.

Bonaparte droht.

allgemeinen Frieden von französischen und spanischen Truppen besetzt werden, „um ihm seine Unabhängigkeit wieder zu geben, und es von den Fesseln zu befreien, in die es geschlagen sei".

Krieg mit Spanien. Sofort erklärte Spanien dem ihm bisher befreundeten Nachbarstaate den Krieg. 30.000 Franzosen unter Leclerc überstiegen die Pyrenäen und zogen auf Ciudad Rodrigo los, 40.000 Spanier sammelten sich um Badajoz, 10.000 in Galizien. Den Oberbefehl über sie hatte Manuel Godoy, damals Herzog von Alcudia. England, gerade in Aegypten beschäftigt, konnte nur 300.000 Pfund Hilfsgelder senden, von seiner Division waren bloß vier schwache Emigrantenregimenter in Lissabon und eine Abtheilung Dragoner. Oberbefehlshaber der Portugiesen war der alte Herzog Lafoës: er stellte einen Theil der Truppen zu Tras los Montes auf zur Vertheidigung der Grenze, einen andern zur Decknng Beiras, den Kern in Alemtejo. Langsam kamen die Spanier heran. Olivenza und Jurumenha ergaben sich ohne Widerstand, Elvas, die Hauptfestung, hielt sich. Den Spaniern war der Krieg zur Last, zumal sie auch die 30.000 Franzosen im Lande zu ernähren hatten, und sie schlossen zu Badajoz, 6. Juni 1801, gerne den Frieden, in welchem das bedrängte Portugal Olivenza abtrat. Bonaparte wollte diesen Frieden nicht anerkennen, bis Portugal ihm zehn Millionen Crusados bezahlte, darauf wurde zu Madrid zwischen ihm und Frankreich der Friede unterzeichnet, in welchem es noch versprechen mußte, alle seine Häfen in und außer Europa den englischen Kriegs- und Kauffarteischiffen zu verschließen. Der Fluß Karapanatuba sollte die Grenze zwischen dem französischen und portugiesischen Gebiete in Cayenne bilden. —

Friede zu Madrid.

Nun war Portugal in den Fängen Bonapartes. Zuerst schickte er den derben Lannes als Gesandten nach Lissabon, mit dem geheimen Auftrag, dort eine französische Partei zu bilden: die treuen Anhänger der Krone beschuldigte er als Häupter der englischen Partei. Lannes sollte die Eroberung vorbereiten — das war der Zweck seiner Sendung, wenn auch Bourrienne meint, Napoleon habe ihn fortgeschickt, weil er müde war von ihm mit „Du" angeredet zu werden, müde seines freimüthigen Tadels. Der Regent beschwerte sich über Lannes, Junot kam mit demselben Auftrag als Gesandter; Bourrienne meint, er sei weggeschickt worden, weil er als Commandant von Paris zu verschwenderisch lebte. Raynev al war Junots Nachfolger in der Gesandtschaft.

Lannes.

Junot.

Die Stellung des Regenten war schwer — er war eifrig für die Unabhängigkeit und Ehre des Landes und meinte es gut mit dem Volk, dem schwere Gefahren drohten. Napoleons Rachsucht war noch nicht befriedigt: der Friede von Amiens war von kurzer Dauer und jetzt kam wieder die Frage, soll Portugal zu England oder zu Frankreich halten? Der Regent erlangte mit Mühe von Napoleon die Erlaubniß, neutral zu bleiben durch einen Vertrag vom 19. December 1803, durch das Versprechen, monatlich eine Million Franken an Frankreich zu zahlen, so lange der Seekrieg daure. Der Seekrieg wollte kein Ende nehmen, doch Portugal zahlte pünktlich, erschöpfte aber seine Mittel im Frieden, und zum Krieg war es zu schwach. Die Mittel, Kunst, Wissenschaft, Industrie und Handel zu fördern, gingen zu Ende. Alles, was Donna Maria und der Regent Gutes geschaffen, zerfiel. Man denke sich in die Lage des Regenten und des armen Volkes! Und trotz

Vertrag von 1803.

aller Opfer kamen immer neue Ansprüche und Herausforderungen und zuletzt der Faustschlag roher Gewalt. Am 12. August 1807 überreichte Rayneval die Forderung, 1. September 1807 müsse der Regent England den Krieg erklären, ihm alle Häfen verschließen, alle im Lande anwesenden Engländer verhaften, alle englischen Güter in Beschlag nehmen und seine Geschwader mit denen der Continentalmächte vereinigen; eine ähnliche Note überreichte der spanische Gesandte — oder beide Gesandten würden ihre Pässe nehmen. Zum portugiesischen Gesandten sagte Napoleon: wenn es zum Kriege käme, spräche sich Portugal selber sein Urtheil. Im Vertrag war aber dem Regenten gar keine Wahl gelassen, war das Loos der Vertheilung Portugals schon ausgesprochen.

Rayneval.

Dem Vertrag folgte die Ausführung auf dem Fuße nach. An der Gironde sammelte sich schnell ein französisches Observationscorps unter Junot, am 18. October überschritt er schon die Bidassoa; er sollte eilen, damit er die portugiesische Flotte noch im Tajo treffe und die Schätze Portugals erbeute. Der Prinz-Regent von Portugal schloß jedoch 22. October 1807 einen Vertrag mit England, nach welchem dieses im schlimmsten Fall ihm zur Uebersiedlung nach Brasilien helfen solle.

Junots Vormarsch.

Die Noth war groß. Da galt es denn nur Zeit zu gewinnen, um sich zur Flucht zu rüsten. Man wußte den französischen Gesandten Rayneval zu täuschen, so daß dieser nach Paris berichtete, Frankreich werde mit leichter Mühe die Königsfamilie Portugals in seine Gewalt bekommen. Zu gleicher Zeit unterhandelte der portugiesische Gesandte, Graf von Lima, in Paris mit Champagny über die Verschließung der portugiesischen Häfen gegen England und über eine monatliche Beisteuer von zwei Millionen Franken an Frankreich. In der gleichen Absicht erließ der Regent an die Brasilier einen Aufruf:

Regent Johann an die Brasilier.

„Getreue Unterthanen! Seit dem Antritt meiner Regierung war mein standhaftes Bestreben, Euch Beweise meiner unveränderten Liebe zu geben, allein die unglücklichen Zeiten erlaubten mir nicht, Euch dieselbe vollständig zu beweisen. Jetzt, wo die portugiesische Monarchie von der Geißel des Krieges bedroht ist, hoffe ich, daß der Arm des Allmächtigen meinen Thron schützen werde. In diesem ernsten Augenblick bin ich entschlossen, Euch einen neuen starken Beweis meiner Zuneigung zu geben, überzeugt, daß Ihr dieselbe mit der herzlichen Gegenliebe erwiedern werdet. Da es eine meiner ersten königlichen Pflichten ist, meine alten Unterthanen, deren Vorfahren, von denen auch Ihr abstammt, den Thron wiederherstellten, nur im äußersten Nothfalle zu verlassen, so vertraue ich Euch meinen erstgebornen Sohn an, dem ich von seiner Kindheit an die innigste Liebe zu Euch eingepflanzt habe. Ich gebe ihm den Titel eines Connetable oder Vicekönigs. Ich sehe zum voraus, daß Ihr ein so werthvolles und liebes Pfand auf würdige Weise werdet zu behandeln wissen. Ihr seid Portugiesen, und als solche behandelt ihn und vertheidiget seine Rechte mit dem Euch angeborenen Muthe und Rechtsgefühl. 2. October 1807."

Dies sollte die Franzosen zurückhalten oder ihre Ankunft verzögern, täuschte sie aber nicht. Aus Lissabon lief die Nachricht ein, der Hof wolle nur Frist gewinnen, um alles Werthvolle zusammenzuraffen. Junot erhielt darum Befehl, rasch einzurücken mit einem Theil des Heeres über Torre de Moncorvo, mit dem

andern über Guanda, die spanische Heeresmacht sammelte sich indeß in Badajoz. Die Engländer schifften sich ein und suchten nur noch ihre Waaren loszuschlagen, meist tief unter ihrem Werth. Der französische Gesandte Rayneval verließ die Hauptstadt mit der Erklärung, alle englischen Waaren seien confiscirt und jeder nach seiner Abreise geschlossene Kauf solle für nicht geschlossen angesehen werden. Vielleicht erhielt der Hof von Madrid aus einen Wink, denn 20. October erklärte er in einem Aufruf, er habe Alles gethan, um die Neutralität während des ganzen Krieges zu erhalten, könne dies aber ferner nicht, und schließe sich jetzt, da der allgemeine Friede ein Bedürfniß der Menschheit sei, dem Kaiser der Franzosen an und dem König von Spanien, und gedenke damit zur Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen. Darum habe er verordnet, daß von diesem Augenblick an die Häfen des Königreiches allen großbritannischen, sowohl Kriegs- als Kauffarteischiffen geschlossen sein sollen. Einige Pariser Blätter berichteten schon, Almeida, das Haupt der englischen Partei, sei aus dem Ministerium ausgetreten, der Sturm sei beschworen. —

Da erklärte aber der „Moniteur", 14. November: „Der Prinz-Regent von Portugal verliert seinen Thron, weil er den Intriguen der Engländer Gehör gegeben hat; er verliert ihn, weil er die englischen Waaren in Lissabon nicht hat in Beschlag nehmen wollen. Der Fall des Hauses Braganza wird ein neuer Beweis sein, daß der Untergang eines Jeden sicher ist, der sich den Engländern anschließt." An Junot schrieb Napoleon: „Gestehen Sie dem Regenten Nichts zu, selbst wenn er verspricht, England den Krieg zu erklären. Ziehen Sie in Lissabon ein, bemächtigen Sie sich der Schiffe und der Waarenlager." —

Jetzt galt es zu eilen, wenn man nicht den Franzosen in die Hände fallen, und alle Werthsachen verlieren wollte. Der Schein, als wollten die Engländer den Tajo schon in Blokadezustand erklären, half nicht mehr. Junot rückte heran. Zwar suchte auch er den Schein zu wahren, als ob er als Freund komme, um den Hof sicher zu machen, die Flotte abzufangen und jeden Widerstand zu lähmen.

Junot.

Von Alcantara aus erließ Junot eine Proclamation: Alle Feindseligkeit Frankreichs gegen Portugal höre auf, seit dieses an England den Krieg erklärt habe. Die französische Armee komme nicht als Feindin, sondern als Freundin und Beschützerin gegen den gemeinsamen Feind; er hoffe, die Portugiesen würden seine Soldaten als Freunde aufnehmen und für ihre Verpflegung sorgen; er verspreche, mit Strenge über die Mannszucht zu wachen, warne aber auch jede Ortschaft vor Ausschweifungen und Vergehungen. — Dabei rückte aber Junot unaufhaltsam vor. Schon waren seine Vorposten in Abrantes.

Erklärung des Regenten.

Wie ein Blitz zerriß 26. November eine Proclamation des Regenten alle Wolken der Täuschung und Lüge: „Ich habe vergebens getrachtet und meine Schätze geopfert um die Neutralität zu erhalten, selbst die Unterthanen meines bewährten Freundes, des Königs Georg III. geschädigt — die Franzosen rücken dennoch gegen meine Hauptstadt heran. Da ich weiß, daß ihre

Hauptabsicht gegen meine königliche Person gerichtet ist, so habe ich beschlossen, mit der Königin, meiner Mutter und der ganzen königlichen Familie mich nach den amerikanischen Staaten zu begeben und in der Hauptstadt Rio de Janeiro bis zum allgemeinen Frieden mich niederzulassen." —

Regentschaft.

Zugleich ernannte der Regent einen Staatsrath aus Männern, die bewährt seien in Regierungs-Angelegenheiten, und sprach die Hoffnung aus, daß sie seine Völker derart regieren, daß sein Gewissen nicht beschwert werde: sie sollten in die Hände des Cardinal-Patriarchen den Eid ablegen für unparteiische Pflege des Rechtes, für Erhaltung der Ordnung und Ruhe, daß seinem Volke während seiner Abwesenheit kein Nachtheil widerfahre, und damit er bei seiner Rückkehr alle in Zufriedenheit antreffe.

Abfahrt.

Am 27. November Vormittags 11 Uhr schiffte sich der Hof ein, der Regent auf dem Linienschiff, das seinen Namen trug, und die Königin auf dem Linienschiff, das ihren Namen trug. Auch der Infant Don Pedro, ein Neffe des Königs von Spanien, welcher dereinst sich mit der Tochter des Prinz-Regenten vermählen sollte, ging zur See. Die Großen schifften sich auf anderen Linienschiffen ein, die Staatssecretäre auf Fregatten. Dann konnten die zu Lissabon wohnenden Brasilier mit ihrer Habe sich einschiffen. 15.000 Menschen und die Hälfte der Baarschaft Portugals fuhr mit der Flotte ab. Zwei Tage lang wehrten die Winde die Ausfahrt aus dem Tajo. Erst am 29. November steuerte die Flotte in die hohe See, mitten durch die englische, welche sie mit 21 Kanonenschüssen begrüßte. Die russische Flotte unter Siniawin blieb ruhig im Tajo liegen, als gehe sie all das Nichts an. Das Volk sah schluchzend der Flucht der Dynastie zu und rief ihr Segenswünsche nach. In der kranken Königin lebte Etwas vom alten Heldengeist: „Wie mag man fliehen, ohne sich zu schlagen!" rief sie vorwurfsvoll und schmerzbewegt aus. Es waren nicht Schiffe genug da, um Alle aufzunehmen, die mitziehen wollten. Man schied in Trauer und Thränen.

Die Franzosen in Lissabon.

Junots Avantgarde war eben noch nur zwei Stunden von Lissabon, am 30. November zogen die Franzosen in die Hauptstadt ein. Am 1. December wurde die Fahne der Braganza heruntergerissen und der französische Adler dafür aufgepflanzt. Junots Heer war 26.000 Mann stark, meist junge Soldaten aus der Conscription von 1807, die durch die Gewaltmärsche, zu denen Napoleon getrieben hatte, um die portugiesische Flotte, die Schätze und die englischen Waaren abzufangen, sehr gelitten hatten. Dazu kam der Mangel an Lebensmitteln, für Vorräthe an gewissen Stellen des Weges hatte die spanische Regierung fast Nichts gethan. Viele waren vor Erschöpfung auf dem Wege liegen geblieben. Die Quartiere, die man ihnen anwies, fanden die Soldaten so kläglich, daß sie lieber auf dem freien Feld übernachteten. Der Vortrab rückte daher erschöpft und in schmutzigen Kleidern in Lissabon ein, das Volk fand die bleichen Ankömmlinge weit unter seiner bisherigen Vorstellung von Welteroberern. Viele waren ohne Schuhe und ohne Patronen; viele Pferde waren zu Grunde gegangen und man mußte die Kanonen mit Ochsen vorwärts bringen. Der Pöbel gaffte die Fremden an, und diese hatten den Muth nicht, ihn zu reizen. Nach und nach rückten einzelne Abtheilungen ein und am vierten Tag erst erließ Junot zwei Proclamationen, welche den Portugiesen zeigten, was sie von den Fremden zu erwarten hätten. In der ersten erklärte Junot alles englische Eigenthum für confiscirt und bedrohte Jeden, der Etwas davon verschweigen oder verbergen würde mit der Strafe, daß er den zehnfachen Werth ersetzen müsse. — Durch die zweite wurde das Tragen

von Feuergewehren und die Jagd verboten. Jeder, der mit einer Pistole oder einem Gewehr ohne einen Erlaubnißschein vom Statthalter betroffen, solle von einem Standgericht verurtheilt und erschossen werden. Das reizte die Bevölkerung, die aus ungefähr 300.000 Seelen bestand. Am 13. December kam es zu einem Gefecht: der Pöbel griff die Hauptwache an, es fehlte ihm aber an kühnen und kriegskundigen Anführern; die Franzosen sammelten sich schnell und schlugen in kurzer Zeit den Aufstand nieder. Ueberdies waren im Königreich Portugal etwa 25.000 Soldaten, aber nicht in großen Sammelplätzen, die Mehrzahl lebte in Dörfern. Junot ließ nur 6000 Mann von ihnen beisammen, die übrigen entließ er, mit den Pferden machte er seine Cavallerie wieder beritten und seine Artillerie brauchbar. Die Forts in Lissabon besetzte er mit seinen besten Soldaten; seine Reiterei quartierte er in Alemtejo ein, und bemächtigte sich nach und nach der Gewalt im ganzen Lande. Aus den Kassen war alles Geld weggenommen. Die reichen Kaufleute von Lissabon mußten ihm fünf Millionen Francs auf den Ertrag der Steuern vorstrecken. So war es ihm möglich, den Soldaten den rückständigen Sold auszuzahlen.

Auflauf.

Schwierig war es, die Hauptstadt mit Lebensmitteln zu versorgen, denn die Engländer blokirten den Tajo. Sidney Smith befehligte die englische Flotte vor dem Hafen. Eine Escadre unter dem Contre-Admiral Hood besetzte, mit Zustimmung des Prinz-Regenten, die Insel Madeira, einen wichtigen Erfrischungsplatz für die englischen Schiffe auf dem Ocean. Die Insel, berühmt durch ihren Wein, wurde 26. Juli den Engländern überlassen gegen das Versprechen, daß sie zwar vorderhand vom König von England mit denselben Rechten, die sie bisher unter dem Prinz-Regenten besessen, aber an den Prinz-Regenten oder seine Nachfolger wieder zurückgestellt werden solle, sobald Portugal nicht mehr Frankreich unterworfen sei und die portugiesischen Häfen wieder frei würden. Waffen und Munition seien im Augenblick den Engländern zu überliefern. Das öffentliche Eigenthum solle zur Erhaltung der Kirche und der Beamten der Insel verwendet, das Privateigenthum geschützt und die freie Ausübung der Religion und die alten Gesetze erhalten werden.

Madeira.

Die Fahrt nach Brasilien.

Vier englische Linienschiffe geleiteten die königliche Flotte und Familie und wer sich ihr noch anschloß, sicher nach Brasilien: Georg III. sagte bei Eröffnung des Parlamentes, 21. Januar 1808: „Frankreich hatte beschlossen, die portugiesische Flotte als ein Werkzeug der Rache gegen Großbritannien zu gebrauchen. Diese Flotte ist Frankreich aus den Händen gerissen worden, sie wird gegenwärtig gebraucht, die Hoffnung und das Glück der portugiesischen Monarchen nach Brasilien hinüberzuführen. Seine Majestät fleht für diese Unternehmung den Schutz der göttlichen Vorsehung an. Sie freut sich über die Erhaltung einer Macht, die so lange mit Großbritannien befreundet und verbunden war, und über die Aussicht der Verpflanzung dieser Macht nach der neuen Welt mit wachsender Stärke und vermehrtem Glanz.“

Georg III.

Napoleon

Die Flotte und die Schätze Portugals waren entkommen! — dafür konnte Junot Nichts, er hatte den Vormarsch mit größter Energie betrieben, 1700 Mann hatte er verloren, theils waren sie vor Erschöpfung umgekommen, theils in rasch angewachsenen Gebirgswassern ertrunken, theils waren sie den Messerstichen der Hirten erlegen.

über die Flucht nach Brasilien.

Napoleon suchte darauf das Entweichen der Flotte ebenfalls als ein Glück hinzustellen: ein neuer Theil Amerikas werde vom englischen Einfluß befreit werden, nämlich Brasilien. Frankreich werde davon den Nutzen haben.

Brasilien werde dann Abnehmer für seine Producte benöthigen, und sie, da England ohnehin zu viel Kolonien habe, in Frankreichs Manufacturen und Consumtion finden; diese Unternehmungen werden nicht mehr über Lissabon kommen, sondern geradezu durch französische Häfen gemacht werden. Der Zug der Franzosen durch Spanien und die Flucht der Königsfamilie nach Brasilien wirkte zur Gründung neuer Staaten in Südamerika. Insofern haben die Franzosen ein Recht sich zu rühmen, daß ihre Revolution auch in der anderen Hemisphäre mächtig gewirkt habe. —

Spanien.

Plan gegen Spanien.

Die Theilung Portugals, wie sie die Verträge von Fontainebleau bestimmen, sollte niemals in Erfüllung gehen: die Verträge sollten nur den Einmarsch französischer Truppen in die Halbinsel erleichtern, und Napoleons Plan, Spanien zu Frankreich zu schlagen, begünstigen. —

Zeit der Entstehung.

Der Gedanke an Weltherrschaft entwickelte sich nach und nach mit den immer größeren Erfolgen; der Gedanke an die Besetzung Spaniens kam jedoch spät. **Bourrienne**, der Napoleon so genau kannte und mit ihm so viele Jahre verkehrte, sagt geradezu,[1] Napoleon, der über alle Staaten Europas früh schon gewisse Absichten hegte, habe sich mit Spanien niemals beschäftigt, so lange seine Größe sich gleichsam noch in ihrer Kindheit befand. Wenn er von seiner Zukunft, seinen Plänen, seinem Gestirne redete, so dachte er stets an Italien, an Deutschland, an den Orient, an die Zerstörung der Macht Englands, aber niemals an Spanien. Selbst als er die ersten, dortigen Erschütterungen erfuhr, achtete er darauf nicht viel und es dauerte einige Zeit, ehe er an den Begebenheiten, welche auf seine Schicksale einen so großen Einfluß bekamen, thätigen Antheil nahm.

Cevallos' Klage.

Seit dem Frieden zu Basel war ja Spanien mit Frankreich auf das innigste verbündet. Der Minister **Cevallos**[2] jammert, daß das politische System Spaniens seit 1796 darin bestanden habe, mit Frankreich in Freundschaft und gutem Verständniß zu beharren und um jeden Preis dem Bunde treu zu bleiben, mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit Flotten, Armeen, Schätze für Frankreich zu opfern; es gebe keine Demüthigung, die man nicht ertragen hätte, keine Unterwerfung, die man nicht gethan hätte, um den immerwährenden Forderungen der französischen Regierung Genüge zu leisten; aber niemals habe die spanische Regierung es verstanden, die Nation gegen die Künste eines Verbündeten festzustellen, der Europa als Eroberer durchzog.

Godoy.

Cevallos' Klage ist begründet: seit zwölf Jahren regierte nicht der König, der gutmüthige **Karl IV.**, über Spanien, sondern der Günstling seiner Gemahlin, Don **Manuel Godoy**, ein ehrgeiziger, habsüchtiger Mann, ohne höhere Ansichten vom Berufe Spaniens, ohne irgend einen Funken von Geist und Kenntniß einer besseren Staatskunst. Sein Bestreben war nur, für sich Schätze zu sammeln und in Gunst zu stehen bei dem Manne, der damals Europa beherrschte, um bei ihm einen Schutz zu finden gegen den Haß der Spanier, denen Schamröthe in die Wangen stieg, wenn sie an die klägliche Rolle dachten, die das einst so berühmte Spanien unter den Völkern Europas spielte, und von der Schwäche ihres Königs

---

[1]) **Bourrienne**, Mémoires. VII, ch. 24.

[2]) Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien. Germanien 1808.

hörten, welcher den Beschimpfer seines Ehebettes noch für seinen Freund hielt und mit Ehren und Würden überhäufte. Um die Volksgunst wieder zu gewinnen, beging Godoy 1806 einen unbesonnenen Schritt: er hatte Nachrichten vernommen vom üblen Zustand des französischen Heeres im Beginn des Feldzugs gegen Preußen und erließ als oberster Befehlshaber der gesammten Landmacht, die er auf 140.000 Mann bringen wollte, einen Aufruf an alle Behörden, auch an die Geistlichkeit, den Staat auf jede Weise bei der Vermehrung der Armee zu unterstützen, um Spaniens Unabhängigkeit zu retten. Von Portugal hatte Spanien Nichts zu fürchten, von einer Unternehmung gegen Marokko war keine Rede, also konnte die beabsichtigte Verstärkung der Landmacht nur Frankreich gelten. Schnell nach dem Aufruf traf die Nachricht von Napoleons Sieg bei Jena und Auerstädt ein — und augenblicklich hörten alle Rüstungen auf. Napoleon durchschaute sogleich den Plan und vergaß diesen Versuch, sich von ihm unabhängig zu machen, niemals. Zu de Pradt sagte er, auf dem Schlachtfeld von Jena habe er diesen Aufruf erhalten und darin die Treulosigkeit und Gefahren ersehen, denen er bei jedem neuen Unternehmen ausgesetzt sein könnte, und da habe er beschlossen, sich dagegen zu sichern, um nicht ferner einen geheimen Feind im Rücken zu lassen, der immer bereit sein werde ihn anzugreifen, sobald er ihn in Verlegenheit glaube. Auch in Bayonne äußerte er wiederholt: „Damals schwor ich, sie sollten mir dafür büßen und ich wollte sie außer Stand setzen mir zu schaden." — Doch that Napoleon, als verlasse er sich vollkommen auf die freundschaftliche Gesinnung des spanischen Hofes, nur verlangte er die Absendung eines Heerhaufens von 16.000 Mann nach Toscana und Godoy wagte nicht, es zu verweigern. Durch neue Truppen verstärkt, wurde dann dieser Heerhaufen unter La Romana's Führung durch Frankreich nach dem Norden von Deutschland gezogen, um unter Bernadottes Führung den Norden gegen einen Angriff der Engländer zu decken. Das eigentliche Ziel war aber, Spanien zu entwaffnen. In Tilsit sprach Napoleon von einer Versetzung der spanischen Königsfamilie nach Etrurien und — der Kaiser Alexander I. soll seine Zustimmung dazu gegeben haben.

Haß gegen ihn. Aufruf zur Rüstung. Rachsucht.

Welcher Minister unterstützte den Plan? Napoleon hat 1808 und später noch auf St. Helena auf Talleyrand die Schuld geschoben, er habe ihn dazu gereizt. Dieser hat in seinen „Denkwürdigkeiten" die Anklage auf die Schultern des Kaisers zurückgeworfen. Er erzählt:[1] „Als Napoleon nach Paris zurückgekehrt war, schuf er zwei neue Würden, die eines Vice-Connetable für den Marschall Berthier und die eines Vice-Großwahlherrn für mich; beide waren im Grunde weiter Nichts als hochangesehene und sehr einträgliche Sinecuren. Darauf gab ich meine Entlassung, wie ich mir längst vorgenommen hatte. Ich darf sagen, daß ich während der ganzen Jahre, wo ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen, Napoleon mit Treue und Eifer gedient habe. Er fügte sich auch lange meinen Ansichten, die ich ihm nicht vorzuenthalten für meine Pflicht hielt. Diese Ansichten gingen stets von zwei Gesichtspunkten aus: erstens, für Frankreich die monarchischen Institutionen wiederherzustellen und die souveräne Autorität zu sichern, ihr aber auch zugleich gerechte und verständige Grenzen zu ziehen; zweitens, Europa in jeder Weise zu schonen, damit es Frankreich sein Glück und seinen Ruhm verzeihen möge — aber 1807 hatte Napoleon sich schon längst von dem Wege der Mäßigung und Selbstbeherrschung entfernt, den ich ihm stets eindringlich empfohlen, und von dem ich ihn, trotz meiner an-

Talleyrand über Napoleon.

[1] Talleyrand, Memoiren. Deutsch von Ebeling. Bd. I, S. 248.

gestrengtesten Bemühungen nicht zurückhalten konnte, bis ich zuletzt, nachdem ich gesehen, daß Alles vergebens war, wenigstens von meinem Ministerposten zurücktrat. Man wird leicht begreifen, daß ich, der ihm während einer Reihe von Jahren so nahe gestanden, nicht alle Verbindung mit ihm lösen konnte."

Bittere Worte über Napoleon.

Den spanischen Angelegenheiten widmet *Talleyrand* einen ganzen Abschnitt, und sagt im Anfang desselben die harten Worte über seinen Herrn, durch den er reich und mächtig geworden war: [1]) „Napoleon sagte mir einst zu Finkenstein, dem Hauptquartier im polnischen Feldzug von 1807, als er zufällig guter Laune war: „Wenn es darauf ankommt, so kann ich auch das Löwenfell ablegen und in den Fuchspelz kriechen." Die Menschen hintergehen und hinters Licht führen, war nämlich nicht allein sein größtes Vergnügen, sondern es war ihm zur zweiten Natur, zu einem wahren Bedürfniß geworden. Zur Ausführung der vielen politischen Pläne, die er beständig im Kopfe trug, bedurfte er oft eben so gut der List und Verschlagenheit, wie der materiellen Gewalt. Dies trat besonders in den spanischen Angelegenheiten zu Tage.

Haß der Bourbonen.

Seitdem er selbst auf einem *bourbonischen Thron* saß, betrachtete er die Fürsten, welche noch die zwei andern inne hatten, als seine natürlichen Feinde, die er in seinem persönlichen Interesse stürzen müßte. Aber die Aufgabe war schwierig und gefährlich und konnte, wenn sie mißglückte, ihn leicht seinen eigenen Thron kosten . . . Er mußte sie daher so geschickt durchführen, daß ein Mißlingen ganz ausgeschlossen war, und als Hauptbedingung des Erfolges mußte durchaus im übrigen Europa Ruhe herrschen.

Machthöhe.

Gegen Mitte des Jahres 1807 war Napoleon Herr von ganz Italien mit Ausnahme des Kirchenstaates, den er noch unerobert gelassen; alle deutschen Länder vom Rhein bis zur Elbe beugten sich unter seinem Scepter. Er hatte das Großherzogthum Warschau gegründet, das sich von Schlesien bis zum Niemen erstreckte, und *Preußen* war so gut wie vernichtet. *Oesterreich* war durch die schweren Verluste der letzten Jahre so geschwächt, daß es nichts gegen ihn unternehmen konnte, und *Rußland* war anderweitig vollständig in Anspruch genommen.

Spanien

Spanien befand sich also gänzlich isoliert, wie er es nicht besser wünschen konnte. Und dennoch wagte er nicht, es offen anzugreifen, und zwar aus folgenden Gründen: Seit dem Frieden von Basel, also seit eilf Jahren, war *Spanien* immer ein treuer Bundesgenosse Frankreichs gewesen und hatte ihm alles gegeben — und reichlich gegeben: Geld, Schiffe und Soldaten. Und gerade jetzt standen 20.000 Mann von Spaniens besten Truppen mit ihren tüchtigsten Generalen im fernen Norden unter den französischen Fahnen.

Schwer anzutasten.

Und diesem Lande sollte er den Krieg erklären? Und unter welchem Vorwande? Er konnte doch unmöglich seine ehrgeizigen dynastischen Interessen offen bekennen, denn diese rein persönlichen Gründe würden sein eigenes Volk gegen ihn aufgebracht haben, und soweit war er, trotz seiner Menschenverachtung, doch noch nicht gekommen, die öffentliche Meinung und das Urtheil der Welt völlig und ganz unberücksichtigt zu lassen. Und selbst im Falle einer Kriegserklärung würde die königliche Familie jedenfalls Zeit finden, nach ihren überseeischen Kolonien zu flüchten, und dann würde ihm der Besitz Spaniens erst recht schwierig werden, weil das spanische Volk den Vertriebenen treu bleiben und vielleicht gar nachfliehen würde. Dann hätte also das Königshaus in Amerika weiter geherrscht, in der steten Hoffnung, früher oder später nach Europa zurückzukehren, und außerdem hätte der portugiesische Handel sehr wahrscheinlich dadurch eine schwere Einbuße, und obendrein zum Vortheil Englands, erlitten."

---

[1]) *Talleyrand*, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 253.

Talleyrand fährt dann in seinem Berichte also fort: „Um Spanien ohne Schwertstreich zu erobern, mußte Napoleon einen ganz anderen Weg einschlagen und zwar den, unter der Maske der Freundschaft so viel französische Truppen in das Land hineinzubringen suchen, um jedem Widerstand unmöglich zu machen. Aber dazu bedurfte er eines Vorwandes und diesen lieferte ihm Portugal, weil es sich noch immer weigerte, mit England zu brechen. Diesen Umstand hatte der Kaiser in dem Tilsiter Vertrag vorgesehen, und zwar durch einen Paragraphen, der dahin lautete, daß Portugal, wenn es mit England befreundet bliebe, als Feind betrachtet werden solle. Anstatt einer Kriegserklärung schloß also Napoleon ein neues Bündniß, natürlich nur zum Schein, mit Spanien im Vertrag vom 27. October zu Fontainebleau.“ [1])

Truppen nach Spanien.

Talleyrand behauptet also, der ganze Plan hinsichtlich Spaniens sei von Anfang an fertig und ausgearbeitet gewesen, während aus dem Verlaufe der Dinge hervorgeht, daß er nach und nach erst sich gestaltete, und daß Napoleon lange schwankte, bis die Ereignisse ihm die beste Handhabe boten, um seinen Drang nach Eroberung der Halbinsel und der Gebiete, die sich daranschlossen, zu befriedigen.

Der Plan nach und nach.

Talleyrand gesteht zu, daß er in der Zeit des Aufenthaltes zu Fontainebleau mit Napoleon über Spanien verhandelte: „Der Kaiser hatte mir schon mehrfach von seinen Plänen auf Spanien gesprochen. Ich bekämpfte dieselben von Anfang an, so viel ich konnte, und stellte ihm ganz offen die Immoralität und die Gefahren derselben vor. Er sprach dann immer von der Möglichkeit eines Einfalles der Spanier in Frankreich, der nur in seiner Phantasie bestand, und daß er zum Schutze der Pyrenäengrenze ein großes Heer unterhalten müsse, und ferner von der gehässigen Proclamation des Friedensfürsten, die doch ganz gewiß im spanischen Volke Anklang gefunden habe. Ich ließ beide Gründe nicht gelten, und namentlich den letzteren nicht, indem ich ihm bemerkte, wie ungerecht es sei, für die Unthat eines einzigen Menschen eine ganze Nation verantwortlich zu machen, daß er schließlich mit dem Friedensfürsten weit leichter fertig werden könne, als mit Spanien selbst. Er kam aber immer wieder auf seine alten Argumente zurück und ließ sich weder belehren, noch überzeugen. Ich wußte sehr gut, daß hinter all diesen Scheingründen nur sein unersättlicher Ehrgeiz versteckt war, und als ich sah, daß all meine gut gemeinten Vorstellungen nicht halfen, machte ich, zur Sicherung der südlichen Grenzen, den Vorschlag: ich rieth ihm die Provinz Catalonien zu besetzen, bis zum Abschluß eines maritimen Friedens mit England, und diese Provinz so lange als Pfand zu behalten. Sollte es dann überhaupt zu keinem Abschluß kommen, so könnte Catalonien, das ohnehin die am wenigsten spanische Provinz des Landes sei, allenfalls gegen eine anderweitige Entschädigung, mit Frankreich vereinigt werden. — „Weiter, Sire,“ fügte ich freimüthig hinzu, „dürfen Sie unter keinen Umständen gehen, oder Sie werden es eines Tages bitter zu bereuen haben!“ — Aber auch diesen Vorschlag wies der Kaiser zurück und ich merkte wohl, daß er mir nicht mehr recht traute. Er zog es vor, sich an die Habsucht und die niederen Herrschgelüste des Friedensfürsten zu halten, jenes Mannes, dem er innerlich gram war, und den er noch kurz zuvor vernichten wollte. Und so wurde dann die Allianz mit Spanien ganz

Verhandlungen.

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 255.

heimlich in Fontainebleau abgeschlossen, und zwar zwischen Duroc und dem spanischen Bevollmächtigten Izquierdo, einer Creatur des Friedensfürsten." [1])

Talleyrand treulos

Napoleon hat 1808 Talleyrand vor dem ganzen Hofe vorgeworfen, daß er ihn zum spanischen Unternehmen gereizt habe, und daß Talleyrand nach dem ersten Unfall in Spanien gemunkelt habe, er hätte den ganzen Plan mißrathen; Talleyrand habe in der Sache Enghiens eine ähnliche Rolle gespielt! — und Talleyrand wagte kein Wort der Rechtfertigung; er zog sich stumm und beschämt zurück. Er ist offenbar ein treuloser Mann.

und reich.

Als Minister Napoleons hatte Talleyrand beim Abschluß von Verträgen Reichthümer gewonnen. Er lebte wie ein Fürst, kaufte das Schloß Valencay, besaß bereits ein großes Vermögen in Renten, und bezog als Vice-Großwahlherr 350.000 Francs, als Großkämmerer 40.000, als Fürst von Benevent 120.000, als Großcordon der Ehrenlegion 5000 Francs; er bezog also für all diese Stellen einen Jahresgehalt von 495.000 Franken. Trotzalldem setzte er Napoleon unter Vertrauten herunter. Noch in Fontainebleau machte er die Rémusat [2]) auf die versteckten Fehler Napoleons aufmerksam: „Diese Aufklärung warf ein düsteres Licht auf den Kaiser und schmerzte mich sehr. Eines Abends sprach er in Einemfort über die Spitzbüberei [3]) des Kaisers, der keiner edlen Stimmung fähig sei. Ich fing an zu weinen: „Was ist Ihnen, was haben Sie zu weinen?" fragte er. — „Ich weine um ihn. Sie haben mir sehr wehe gethan. Ihr Staatsmänner habt kein Bedürfniß den zu lieben, dem ihr dienen wollt. Aber ich, ein armes Weib, was soll ich machen mit dem Ekel, den Ihr Gespräch in mir erweckte? — und was soll aus mir werden, wenn ich hier bleiben muß und keinen Glauben mehr an meinen Herrn habe?" — „Sie sind wie ein Kind, und wollen in Alles, was Sie thun, Ihr Herz legen. Glauben Sie mir, und stellen Sie sich nicht bloß dadurch, daß Sie Anhänglichkeit an diesen Menschen zeigen; aber seien Sie dessen sicher, daß er bei all seinen Fehlern für Frankreich, das er allein im Zaum halten kann, sehr nothwendig ist, und daß Jeder von uns sein Bestes dabei findet, für welches Jeder sein Mögliches thun muß. Doch stehe ich für Nichts, wenn er fortfährt, den hübschen Rathschlägen zu folgen, die man ihm gibt. Jetzt steckt er fest in einem kläglichen Ränkespiel. Murat will König von Spanien werden; sie schmeicheln jetzt dem Friedensfürsten und wollen ihn gewinnen, wie wenn er irgend eine Wichtigkeit in Spanien hätte. Das ist eine saubere Politik für einen Kaiser, in dem Rufe einer innigen Verbindung mit einem verabscheuten Minister in ein Land zu kommen! Ich weiß wohl, daß er diesen Minister betrügt, und daß er ihn wieder von sich stoßen wird, wenn er ihn ausgenützt hat, aber er hätte sich die Kosten dieser erbärmlichen Treulosigkeit ersparen können. Der Kaiser will nicht einsehen, daß er durch sein Schicksal bestimmt ist, überall und immer der Mann der Völker zu sein, [4]) der Gründer besserer und möglicher Zustände, die Religion, die Sitte, die Ordnung wieder Frankreich zurückzugeben, der Civilisation Englands Beifall zu spenden, indem er seine Politik in Schranken hält, seine

Ehrabschneider.

Godoy.

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 255—56.
[2]) Mémoires de Mad. de Rémusat. III, p. 267—68.
[3]) Fourberie.
[4]) L'empereur ne veut pas voir qu'il était appellé par sa destinée à être partout et toujours l'homme des nations, le fondateur des nouveautés utiles et possibles. Mémoires de Rémusat. III, p. 269.

Grenzen durch den Rheinbund zu verstärken, und aus Italien ein von Oesterreich und ihm selbst unabhängiges Königreich zu bilden, endlich durch ein freies Polen den Czaren eingeschlossen zu halten: das hätten die beständigen Pläne des Kaisers sein sollen und daraufhin zielen alle Verträge, die ich abgeschlossen habe. Aber der Ehrgeiz, die Rachsucht, der Hochmuth und einige Schwachköpfe, welche er anhört, verblenden ihn oft. Er hat mich im Verdacht, so oft ich von Mäßigung[1]) rede, und wenn er mir zu glauben aufhört, so werden Sie sehen, durch welche dumme Mißgriffe er sich bloßstellen wird, sich und uns. Doch werde ich darüber wachen bis zum Ende; ich hänge einmal an der Schöpfung seines Reiches; ich möchte, daß es sich als mein letztes Werk hielte, und ich werde mich nicht davon lossagen, so lange ich einen Fortschritt meines Planes bemerken kann.‟ ‟[2])

Diese Geständnisse Talleyrands waren merkwürdig, wenn man nur glauben könnte, daß er damals Napoleon von seinem Plan auf Spanien abgerathen und nicht vielmehr durch Aussichten auf Spanien ihm geschmeichelt und seine Eroberungsgier gereizt hätte. Der Lauf der Dinge gibt das nöthige Licht. Napoleon war seit Tilsit mit Talleyrand gespannt, er schreibt an die Kaiserin über einen T., der sich falsch erwiesen, und nur Talleyrand kann darunter gemeint sein. Talleyrand wollte eine der großen Würden und der Kaiser ernannte ihn an Eugens Stelle zum Vice-Großwahlherrn mit 350.000 Francs Gehalt, machte aber dessen Verzicht auf das Ministerium der äußeren Angelegenheiten zur Bedingung. Aber Talleyrand war die Sinecure bald verleidet, er wollte wieder hohe Politik treiben, und schmeichelte Napoleon mit den Aussichten auf Spanien — und kam auf einmal wieder in hohe Gunst.

Thiers' Urtheil.

Thiers klärt die Lage,[3]) indem er sagt: „Neben Napoleon befand sich damals ein gefährlicher Rathgeber, gefährlich — nicht weil ihm der gesunde Blick mangelte, sondern die Liebe zur Wahrheit, es war dies Talleyrand, der, weil er die geheimen Gedanken Napoleons kannte, auf ihn den traurigsten Einfluß der Verführung ausübte. Es gibt keinen für einen Mächtigen gefährlicheren Schmeichler, als einen entlassenen Höfling, der seine Stelle wieder gewinnen will. Fouché hatte 1802 sein Ministerium verloren, weil er sich gegen das Consulat auf Lebenszeit aussprach, durch seinen Eifer und tausend Ränke für die traurige Einführung des Kaiserthums, hatte er dann seine Stelle wieder zu erringen gesucht. Eine ähnliche Rolle spielte jetzt Talleyrand; er suchte Napoleons Gunst und die Leitung der hohen Politik wieder zu gewinnen. Seit dem Brande Kopenhagens sah er den Krieg von Neuem entbrennen, sah er, wie Napoleon Rußland gegen Finnland (Schweden) und nach dem Osten trieb, um selber im Süden und Westen nicht gehemmt zu werden. Die Portugiesische Frage wurde dringend und, wenn Talleyrand auch nicht Genie genug hatte, um die für Europa nöthigen Einrichtungen zu erkennen, so hatte er genug Verständniß der menschlichen Leidenschaften, um zu beurtheilen, daß Napoleons Gedanken mit der pyrenäischen Halb-

---

1) Modération.

2) Mémoires de Rémusat. III, p. 207—9.

3) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire. VIII, p. 199. — Lanfrey nennt Talleyrand eine feile und falsche Seele.

insel ernstlich beschäftigt, aber noch unbestimmt seien. Nun brachte er in Fontainebleau das Gespräch auf Spanien — und augenblicklich schwand die Kälte Napoleons — das Gespräch wurde lebhaft, der Kaiser ließ sich gehen, wenn auch sein Vertrauen nicht zurückkehrte. Jetzt schilderte Talleyrand ihm Spanien mit Farben, die Napoleon reizten. Er rieth wegen der Theilung Portugals, der Kaiser solle das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro besetzen, als eine gute und nützliche Stellung, in der man zuwarten könne. Dieser Plan entsprach Napoleon nicht, aber Talleyrand wurde nichtsdestoweniger sein innigster Vertrauter. Man sah die beiden immer bei einander, im lebendigsten Gespräch in den Alleen und Galerien, Napoleon in tiefen Gedanken hastig gehen, Talleyrand ihm nachhinken: „Er konnte seinen Leib nicht opfern, wenn er seine Seele opferte, indem er den verhängnißvollen und beklagenswerthen Verirrungen des Genies schmeichelte." Cambacérès ahnte, was vorging, hatte aber den Muth nicht mehr, dem herrischen Willen Napoleons und der Emsigkeit Talleyrands entgegenzutreten."" [1]) —

Talleyrand bei Napoleon I.

Cambacérès.

Zustand Spaniens. Hof und Volk.

Ermuthigend war für Napoleon der Gedanke, was Spanien unter seiner Regierung werden, daß es ihm dagegen in seiner jetzigen Versunkenheit wenig Widerstand leisten könne.

Im 16. Jahrhundert war Spanien die erste Macht in Europa, und es hieß: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde!" Jetzt lag es in einer argen Versunkenheit. Man hat es einen Staat ohne Finanzen, ohne Marine, ohne Armee, ohne Politik, ohne Grundsätze, ohne Autorität genannt. Seine Lage zwischen zwei Meeren, die Neigung seiner Bewohner, die Natur des Landes, die riesigen Besitzungen jenseits des Oceans befähigten es, die erste Seemacht in Europa zu bilden; noch unter Karl III. hatte es eine Flotte von 76 Linienschiffen und 51 Fregatten. Jetzt aber hatte es dem Namen nach 33 Linienschiffe und 20 Fregatten, darunter waren aber nur sechs gut gebaut und konnten die See halten, von den Fregatten waren nur zehn ausgerüstet oder ausrüstungsfähig, zehn der Ausbesserung bedürftig. Die Schiffe wagten nicht, aus den Häfen auszufahren, ohne sogleich wieder umzukehren. Es fehlte nicht an tüchtigen Matrosen, aber an Geld sie zu bezahlen, und sie bummelten unbeschäftigt in den Häfen herum. Die prächtigen Arsenale verfielen in Ruinen, die Häfen verschlammten, die Canäle waren von Sand und untergegangenen Booten verdorben. Die trockenen Docks verfaulten von eingedrungenem Meerwasser. In den prachtvollen alten Seilerwerkstätten fehlte es an Hanf, und Sevilla und Granada fanden für ihren vortrefflichen Hanf keinen Absatz. Das ausgezeichnete Schiffsbauholz, die Buchen und Eichen Altcastiliens verfaulten an der Stelle, wo sie gefällt waren, weil es an Fuhrwerken fehlte, sie in den Hafen zu bringen, und an Geld, diese zu bezahlen. In den Werften fehlte es an Werkzeugen, die Arbeiter liefen aus reiner Noth davon oder traten in englischen Dienst. Den Lieferanten war der Staat viele Millionen schuldig und konnte sie nicht bezahlen; die Soldaten hatten seit vielen Monaten keine Löhnung mehr erhalten. Die geringen Mittel für die Flotte verzehrte dagegen ein Generalstab, der für mehrere Marinen ausgereicht hätte.

Zustand der Flotte.

[1]) Thiers beruft sich hiebei auf Dinge, die Cambacérès ihm sagte, auf Augenzeugen und Briefe.

Der Generalstab. Spanien hatte damals einen Großadmiral, 2 Admiräle, 29 Vice-Admiräle, 63 Contre-Admiräle, 80 Linienschiffs-Capitäne, 134 Fregatten-Capitäne, 12 Intendanten, 6 Schatzmeister, 11 Zahlungs-Commissäre, 74 Marine-Commissäre. Die Regierung vernachlässigte die Flotte. Die Schätze aus Peru und Mexico konnten nicht auf spanischen Schiffen über den Ocean gebracht werden, sondern nur auf fremden gegen ungeheure Abschlagszahlungen. In die Kolonien konnten keine Soldaten zu ihrem Schutz gebracht werden, sie lagen offen da, den Angriffen der Engländer ausgesetzt.

Das Landheer. Das spanische Landheer war einst ob seiner Tüchtigkeit, Kühnheit, seiner zähen Tapferkeit in ganz Europa gefürchtet und siegreich, bis in der Schlacht an den Dünen seine Bataillone niedergeschmettert wurden; jetzt bestand es nach den Listen aus 58.000 Mann Infanterie und Artillerie, 13.000 bis 16.000 Reitern, 6000 Mann der königlichen Garde, 11.000 Schweizern, 1200 Irländern, und 28.000 Mann Provinzial-Milizen, also ungefähr aus 120.000 Mann.[1]) Davon sind aber die Milizen als ungeübt abzuziehen; die Reiterei war fern von der ehemaligen Tüchtigkeit, sie ritt nicht mehr auf den schönen andalusischen Rossen, die immer seltener wurden; die Schweizer und Irländer schlugen sich immer tüchtig. 20.000 Mann standen unter La Romana in Norddeutschland, die 26.000 Mann, welche in Portugal mitwirken sollten, waren schwer aufzubringen. In Ceuta lagen statt der vorgeschriebenen 6000 Mann nur 3000; wenn Kühnheit in den Mauren gewesen wäre, sie hätten diese wichtige Festung leicht nehmen können. Eine Gendarmerie besaß Spanien nicht, die Soldaten versahen in den Provinzen den Dienst der Polizei. Die Armee war schlecht und selten bezahlt.

Der Generalstab. Die Mittel dafür verschlang ein unnöthig zahlreicher Generalstab. Spanien hatte einen Generalissimus, 5 Generalcapitäne, die im Rang den Feldmarschällen gleich kamen, 87 Generallieutenants, 127 Generalmajore, 257 Brigadiere, 2000 Obersten, wirkliche, provisorische und Ehrenoberste, — also viele Befehlshaber zum Prunken, aber wenige gut ausgestattete Mannschaft hinter ihnen.

Finanzen. Sehr schlecht stand es mit den Finanzen. Die Staatseinnahmen betrugen 126 Millionen, die Ausgaben 159, also das jährliche Deficit war 33 Millionen. Spanien schuldete Holland, der Bank, den Generalpächtern 114 Millionen, an Sold und Gehaltrückständen 111 Millionen, an königlichen Vales 1033 Millionen, sie standen darum auf 50 Procent. Die Steuern waren hoch, das Meiste blieb aber in den Händen der Einnehmer hängen. Am meisten ging ein durch Zölle, Tabaksregie, Salinen und Octroi. Amerika lieferte jährlich 25 bis 26 Millionen, aber wie groß war der Abzug, bis dieses Geld in Spanien eintraf, und wenn es kam, war es für das, was bezahlt werden sollte, was ein Tropfen Wasser für die Zunge eines an Durst Verschmachtenden. Sieben Millionen Francs jährlich betrugen allein die an Holland fälligen Zinsen. Der Credit des Staates war tief gesunken, die Verarmung war allgemein, nur der Friedensfürst verstand es, Massen Goldes für sich anzuhäufen. Der Bürgerstand war zu Grund gerichtet, der Adel verarmt, der Ackerbau lag darnieder, die Industrie war ohne Mittel, dem Klerus hatte die Regierung den siebenten Theil der Güter weggenommen. —

Ein maßloser Haß sammelte sich gegen Godoy an, den Günstling der Königin, welcher alle Gewalt in Händen hatte, und den man als den übermüthigen Urheber aller Leiden der Nation ansah. Damit kommen wir an das

---

[1]) Thiers, l. c. vol. VIII, p. 208—18.

Leben am Hofe: es war nicht glänzend und großartig, wie in den Tagen Kaiser Karls V. und König Philipps II., wo die Schicksale der Welt im Escurial entschieden wurden, oder wie in den Tagen der geistreichen folgenden zwei Philippe, welche die Literatur und die Kunst so glänzend förderten, sondern höchst einfach und ohne einen Funken höheren Lebens.

König war seit 13. December 1788 der am 11. November 1748 in Neapel geborene, 1759 zum Prinzen von Asturien erhobene Karl IV. ein einfacher, ernster, und gestreng aussehender Mann, der in seiner Jugend seine Freude daran hatte, als der Stärkste im ganzen Königreich zu gelten und den wildesten andalusischen Hengst zu besteigen und zu bändigen, bis dieser vor Wuth und Schrecken zusammenstürzte. Wie alle Bourbonen liebte er leidenschaftlich die Jagd. Am frühen Morgen begab sich der noch im Alter rüstige Mann nach einem Pavillon oder Landhause, was er sich überall eingerichtet, und verzehrte dort sein Frühstück, Chocolade und Eierkuchen, so er mit eigenen Händen, in Gegenwart der ehrfurchtsvollen Begleitung, bereitete. Hierauf wohnte er fromm einer heiligen Messe bei. „Dann ward auf die Jagd gefahren, drei bis vier Leguas weit in gestrecktem Trab der Maulthiere, denen die Garden Mühe hatten im Galopp zu folgen, durch Dick und Dünn, in Sommerhitze von 25 Grad. Viele hatten ihre Gesundheit und Glieder zugesetzt, unzählige Pferde wurden zu Tode geritten. Mittags zwölf Uhr das Mahl; der König allein, öffentlich; knieend ward ihm der Trunk gereicht, der in purem Wasser bestand; dann eine kurze Siesta. Hierauf wieder auf eine nähere Jagd, Spaziergang im Prado, nachher ein Halbstündchen Arbeit mit den Ministern, das heißt Unterzeichnen. Dann Concert, gerade zwanzig Minuten: mitten im Tacte wurde abgebrochen. Hierauf Abendgebet, Mahl und Schlafengehen. In seltenen Fällen ward auch vor Tisch ein Stündchen für das Conseil abgemüßigt." [1]) — „An den Tagen großer Gala, die an den Namens- und Gedenktagen der königlichen Familie abgehalten wurden, fanden die Besamanos statt, wo alle hoffähigen Unterthanen zum kniefälligen Handkuß zugelassen wurden. Hier erschien König und Königin zusammen, gegenüber als schweigende Zuschauer die Gesandten, umher an den Wänden wie groteske Tapeten, die Damen des Hofes in barocken Reifröcken und Uniform. Vor den stehenden Fürsten defilirten nun knieend und handküssend alle getreuen Unterthanen in tiefer Stille vorbei, unterbrochen nur bisweilen durch ein gnädiges Wort, oft nur ein gnädiges Kopfnicken, für die höfischen Beobachter das Barometer der Hofgunst. Der König sah wie ein alter Biedermann aus, mit großer Nase, weißen Haaren und langem, dünnem Zopfe, wie Einer, dem die diamantenen Rockknöpfe aus einem Stück und die weißen, seidenen Strümpfe anzuziehen sauer geworden; an Werkeltagen war er das Bild eines alten Försters oder Pächters mit übers Knie gewickelten, wollenen Strümpfen, großen Schmierstiefeln, manchesternen Hosen; ich weiß, daß er so und in Hemdärmeln, selbst fremden Damen, Privataudienz gegeben, ein guter, frommer Mann." [2])

Karl IV. — Jagden. — Besamanos.

Karl IV. war in der That ein guter Mann; daß er kein guter König wurde, das ist seinen Erziehern zuzuschreiben, welche seinem großen Thätigkeitstrieb keine bessere Richtung zu geben verstanden, im Ganzen ihn in ein höheres,

---

[1]) So schildert Rist, der Dänemark am spanischen Hofe 1786 bis 1788 vertrat, das Leben des Königs — in seinen „Lebenserinnerungen". Hamburg 1880. Bd. I, S. 294—95.
[2]) Rist, l. c. Bd. I, S. 293.

geistiges Leben nicht einweihten; dann seiner Gattin und dem Manne, den sie ihm als seinen besten Beamten und Freund zu empfehlen verstand, Godoy, dem er dann unbedingt vertraute. Rist bemerkt:[1] „Karl IV. war ein schlechter König, weil umstrickt von den Ränken seiner in alle schlechten Künste, in jeden Schmutz tief eingeweihten Königin und seines Günstlings, seines Freundes, wie er meinte, des Friedensfürsten, der aus ihrem Liebhaber nun ihr Nebenbuhler, und, wo es gemeinsames Interesse galt, nun ihr Helfershelfer geworden war; damals ein kräftiger, wohlbeleibter Mann, unbedeutend, aber schlau von Ausdruck; er näherte sich den Fremden nur herablassend, durch die Wolke des umgebenden Glanzes; aber schon damals sah er nicht ungern, daß, wer über die Minister zu klagen hatte, sich, seinen zahllosen Hof vermehrend und seine Vorgemächer füllend, unmittelbar an ihn wende. Jedes nichtswürdige Gewerbe, Buhlerei, Kuppelei, Spionendienst war in seinem Solde und wurde hinwiederum Mittel, durch seinen Einfluß Rang, Aemter, Pfründen bis zur Seelsorge des Königs zu erhalten. Was von Feilheit und Verderbtheit nur einem italienischen Hofe nachgesagt werden kann, hatte er in seinem Vaterland einheimisch gemacht: der Sitten Verschlechterung konnte von seiner Verwaltung her deutlich nachgewiesen, ja, das Umsichgreifen der größten Ruchlosigkeit in allen Klassen, die mittelbar nur mit der Regierung in enge Beziehung kamen, täglich bemerkt werden, und der Wahrheit zur Steuer sei es gesagt, der stolze und ehrenfeste Spanier, der hochmüthige Castilier bekundete doch durch seine Schweigsamkeit gegen Demüthigung und Laster seine nahe Verwandtschaft mit dem Italiener, den er in frecher, so tief als fein gesponnener Intrigue noch weit hinter sich zurückläßt." — Königin war Luise Maria Theresia, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, Infantin von Spanien, die mit überlegener Geisteskraft ihren Mann beherrschte und ganz in ihre Gewalt brachte, und mit großer Feinheit ihre Lieblinge in die volle Gunst des Königs einsetzte, und ihn mit ihren Vertrauten so abzuschließen wußte, daß Niemand es wagte, einen Samen des Verdachtes in sein Herz zu streuen und ihm über das wahre Verhältniß der Dinge die Augen zu öffnen.

Godoy. — Die Königin.

Eine war am Hofe, die Alles durchschaute, die Gattin des Prinzen von Asturien, Christine, eine Tochter der Königin Karoline von Neapel; sie erfüllte die Seele ihres Gemahls mit ihren Sorgen; sie ragte an Herz, Geist und Bildung hervor, war aber von Spionen umgeben, selbst ihre Thränen erschienen der Königin wie Verbrechen. Sie starb um diese Zeit im Glauben vergiftet zu sein. Für die Ausbildung ihres Gemahls Ferdinand zum König, hatte Niemand Sorge getragen: der König nicht, weil man auch für seine Bildung Nichts gethan hatte; Godoy nicht, denn es lag in seinem Vortheil, daß der Kronprinz Nichts von der Regierung verstand, und die Königin nicht, welche aus Neigung für Godoy den Thronfolger haßte: beiden bangte vor dem Augenblick, da Ferdinand den Thron besteigen sollte. Günstlinge hassen in der Regel den Thronerben.

Die Prinzessin von Asturien.

In früherer Zeit war eine reiche, tapfere, stolze Aristokratie vorhanden, die eine solche Günstlingswirthschaft nicht geduldet hätte. Aber der hohe Adel war herabgekommen, lebte verarmt auf seinen Gütern oder schleppte in Dienst-

Der hohe Adel.

[1]) Rist, l. c. Bd. I, S. 293—94.

verhältnissen in der Residenz sein Leben hin, „huldigte knirschend dem Günstling oder ließ sich von der Anzahl des Gesindes und der Schützlinge aufzehren, und inzwischen verödeten die weitläufigen Güter in den Händen von Intendanten“.[1]

Der mittlere Adel.

Besser war der mittlere Adel. Rist bemerkt: „Wer Spanien kennen will, muß sich mit den Mittelklassen des kleinen Adels bekannt machen, denn adelig ist dort Alles, selbst der asturische Kutscher und Bediente, von den Zeiten des Pelayo her, und sie kennen den Stammbaum, der sie an die ältesten Familien des Landes knüpft, recht gut. „Alter Christ“ aus der Zeit der maurischen Eroberung ist die höchste Ehrenbenennung. In den Häusern der Mittelklasse, die mit dem Hof in gar keine Berührung kam, versammelte sich jeden Abend ein Kreis von Bekannten. Die Männer unterhielten sich von den Neuigkeiten der Politik und Verwaltung, auch wohl von der Literatur. Unter den Frauen zeigte sich eine Schnelligkeit des Auffassens, Wiedergebens, eine Laune und Gutmüthigkeit, eine Fülle von Witz, Wortspiel und Ironie, von der wir kaum einen Begriff haben. In jener bösen Zeit ergriff nicht selten der Unwille über die Unwürdigkeit der Regierung und des Hofes auch die Frauen, deren Muth und richtiges Gefühl oft die Männer beschämen durfte. Ich habe da treffliche Frauen, unbestechlich, hochgesinnt und frei, kennen gelernt, die, wenn es an ihnen gewesen wäre, die Revolution besser durchgekämpft hätten, als die Männer. Und zur Ehre beider und ächter Treue und Gastlichkeit sei es gesagt: wer durch einen Freund des Hauses in diese Kreise eingeführt wird, der ist selbst wie der Freund angesehen: man ahnt keinen Verrath, man äußert sich frei vor ihm, und wenn man ihm das Haus, und was es enthält, nach altem Sprachgebrauch als Eigenthum anbietet, so ist das nicht bloß Redensart, er ist zu jeder Stunde willkommen, wenn er ernste oder gute Laune mitbringt.“[2]

Die Frauen.

Das Volk.

Das Volk litt unter der schlechten Regierung, blieb aber seinem Charakter, seinen Sitten, seiner Religion treu, während Mitteleuropa dem Geist der Neuerung und des Unglaubens huldigte, und besaß in der Treue an seinem Glauben die Kraft, eine schwere Zeit durchzumachen, ohne zu Grund zu gehen. Das Gefühl für das Vaterland war innig, der Glaube an Gott unerschütterlich. Stark in seinen Gefühlen, hing der Spanier mit Liebe an seinem Vaterland und haßte mit gleicher Glut den Mann, der über dasselbe alles Elend und alle Schande brachte — Godoy.

Godoy.

Das rasche Emporsteigen hatte diesen Mann übermüthig gemacht. Geboren 1768 in Badajoz in einer zwar alten, aber wenig angesehenen Familie, wenig gebildet, trat Emmanuel Godoy 1787 als Gemeiner in die Garde und wurde erst 1791 Gefreiter. Durch seine Schönheit zog er das Auge der damaligen Prinzessin von Asturien auf sich, 1792 war er schon Generaladjutant und Großkreuz des Ordens Karls III.; wie mit magischer Gewalt emporgehoben, ward er schon 1792 nach dem Sturze des Floriba Blanca Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ritter des goldenen Vließes. Es schien, als regneten königliche Gnaden auf ihn: sein Vater und sein Bruder erhielten ausgezeichnete Stellen, seine Schwester wurde Dame des Maria Luisen-Ordens, er selber wurde zum Herzog von Alcudia, als Grande von Spanien, erhoben. Karl IV. schenkte

---

[1] Rist, l. c. Bd. I, S. 297.
[2] Ibid. I, p. 299—300.

Ehren und Würden. ihm einen Degen, der 150.000 Piaster werth war, die Königin aber ein Tafelservice von noch höherem Werth. 1795 nach dem Abschluß des Baseler Friedens wurde er zum Friedensfürsten (Principe de la paz) ernannt und erhielt ein Landgut zum Geschenk, das ihm jährlich 50.000 Piaster abwarf. 1796 beriethen zwar mehrere Granden von Spanien seinen Sturz, wurden jedoch verrathen und verhaftet, Godoy aber vom König zum Regidor der Stadt Burgos erhoben und bestimmt, daß er an allen Orten, wo die königliche Familie sich aufhielt, dieselben Ehren genieße, wie eine königliche Person. 1797 erhielt er eine königliche Prinzessin zur Frau, Maria Teresa von Bourbon, die Tochter des Infanten Don Ludwig, des Bruders von Karl III. Auch Portugal glaubte ihn ehren zu müssen: er wurde zum Cousin der Königin ernannt und erhielt das Fürstenthum Evora.

Vertrag von Fontainebleau. Während der Ingrimm der Nation über die schlechte Regierung mit jedem Tage stieg, wurde insgeheim der Vertrag zu Fontainebleau durch Izquierdo unterzeichnet, welcher dem Friedensfürsten für den Fall eines Unglücks eine Zuflucht in einem unabhängigen Fürstenthum sicherte und Karl IV. schmeichelte, indem er ihm die Würde eines Kaisers in Aussicht stellte und die Oberhoheit über Portugal. Beide ahnten nicht, daß ihnen nur ein Luftgebilde vorgegaukelt wurde. Napoleon trug dem König Karl IV. unbedingtes Schweigen auf über den Plan, gab aber zu gleicher Zeit Junot den Auftrag, alle Provinzen, die Straßen, die festen Punkte aufzunehmen und die Festungen zu besetzen, es handle sich nicht bloß um Portugal, sondern um Spanien. Er war also entschlossen, sich Spaniens zu bemächtigen, war aber in sich noch nicht einig über die Art und Weise. Da bot ihm der Streit in der königlichen Familie eine Handhabe. —

Das Complot im Escurial.

Sorge Ferdinands. Es war öffentliches Geheimniß, daß der Kronprinz den Günstling hasse. Die gedemüthigten, rachsüchtigen Großen, besonders der Herzog von Infantado, näherten sich ihm und flößten ihm die Besorgniß ein, beim nahen Tode des Königs werde er durch Godoy von der Thronfolge verdrängt werden; dieser habe ja eine Garde wie der König, er verfüge über alle Kräfte des Reiches, er habe mit seinen Anhängern alle Stellen besetzt, sie würden gewiß Gut und Blut wagen, um ihn auf den Thron zu bringen. Neben dem Herzog von Infantado war es namentlich der Canonicus Escoiquiz, welcher Ferdinand in Sorgen und Angst versetzte: er war ein liberaler Geistlicher, früher der Lehrer des Kronprinzen, rede- und schriftgewandt, ein Bewunderer der englischen Literatur, aus der er Miltons „Verlorenes Paradies“ übersetzt hatte, und aus dem Französischen „Monsieur Botte“ von Pigault-Lebrun. Von einem ruhelosen Ehrgeiz geleitet und hoffend, wenn Ferdinand den Thron besteige, selber die erste Rolle zu spielen, haßte er Godoy gründlich, war aber schon einmal auf dessen Betreiben nach Toledo verbannt worden. Dort lernte ihn der dänische Gesandte Rist kennen, als einen Aufklärer, und sagt von ihm: „Lobt das Werk den Meister, so mag Escoiquiz sein Lob für die Erziehung dieses Prinzen von der Geschichte empfangen. Es schien mir, als ob man durch ein wenig Freigeisterei

hindurch doch den eitlen und verschmitzten Geistlichen erkannte. In der Art sind mir doch alle die Geistlichen, welche fest und unerbittlich an ihrem Glauben halten und dadurch Grund und Boden unter ihren Füßen haben, die liebsten." [1]) — Escoiquiz näherte sich dem französischen Gesandten, um durch diesen Beziehungen zwischen Ferdinand und Napoleon anzuknüpfen; dies war damals Beauharnais, der Bruder des Generals und ersten Gatten der Kaiserin Josephine, ein gerader, einfacher, ehrenwerther Mann, dem Godoy zuwider war, der aber Nichts vom Vertrag von Fontainebleau wußte. Beauharnais schrieb in seinem Sinn an seine Regierung über das Treiben am spanischen Hofe. Um Ferdinand in der Zukunft zu leiten, hatten die Königin und Godoy früher ihm den Antrag gemacht, sich mit der zweiten Tochter des Infanten Don Luis Anton, des Bruders von Karl IV., zu vermählen; Ferdinand aber dieses stolz zurückgewiesen: „Wie, ich soll der Schwager Godoy's werden? — Nie und nimmer! Das wäre eine Schmach." — Jetzt legte ihm Escoiquiz nahe, Napoleon suche altfürstliche Familienverbindungen, er möge sich deßhalb um die Hand einer Prinzessin aus des Kaisers Familie bewerben. Seinem Rathe folgend hatte Ferdinand schon 1806 dem Herzog von Infantado ein versiegeltes Decret eingehändigt, in welchem er ihm für den Sterbefall Karls IV. den Oberbefehl über die Truppen Neucastiliens übertrug, und einen Aufsatz abgeschrieben, in welchem er den Hochmuth, die geheimen Verbrechen Godoys, die Art, wie er sein ungeheures Vermögen zusammengebracht, schilderte und den Vater flehentlich bat, durch die Entfernung dieses Menschen und seines Anhangs zum Wohl der Nation beizutragen und sie zu erfreuen. Dieses Schreiben sollte bei günstiger Gelegenheit dem König versiegelt übergeben werden. Ein Bund von Feinden Godoys sollte seine Vorkehrungen scharf beobachten und verhindern. — Escoiquiz brachte den Wunsch Ferdinands, Napoleon möge ihm eine Nichte zur Gattin geben, zuerst bei Beauharnais zur Sprache, der Nichts versprechen, nur seiner Regierung das Gehörte melden konnte; er bekam sofort die Weisung, die Eröffnungen zu ermuthigen, aber auch anzudeuten, daß sie noch zu sehr allgemeiner Natur seien, um ihnen gegenüber eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen. Da schrieb Ferdinand 11. October: „An den Helden, der alle verdunkle, die früher waren", und flehte ihn „um Schutz gegen die Unterdrückung, in der er schmachte", und bat, „ihn der Ehre einer Verbindung mit der kaiserlichen Familie zu würdigen". Am 12. October überbrachte Escoiquiz dieses Schreiben an Beauharnais.

Beauharnais. — Infantado. — Denkschrift. — Beauharnais. — Brief an Napoleon.

So hatte denn Napoleon die beiden Parteien am spanischen Hofe in seiner Gewalt. — Indem Escoiquiz den Kronprinzen verleitete, bei einem fremden Monarchen über die heimische Regierung zu klagen und ihn zur Einmischung aufzufordern, beging er eigentlich Hochverrath, wenn er auch dabei die gute Meinung hatte, nur Napoleon könne helfen, als der mächtigste aller Monarchen, und werde Spaniens Bestes thun, sei er nur einmal durch sanfte Bande an Ferdinand gebunden. — Dieser bekam keine Antwort, wohl aber Beauharnais, er möge mit Theilnahme die Klagen des Prinzen anhören, aber ihm zugleich bedeuten, daß sein Antrag zu unbestimmt sei, um mit einem entschiedenen Ja oder Nein darauf zu antworten.

Escoiquiz' Fehler.

[1]) Rist, l. c. Bd. I, S. 304.

Die Verschwörer tactlos.

Indeß betrieben die Verschworenen ihre Sache nicht vorsichtig genug: sie frohlockten, als ein französisches Heer einrückte, bald würde die elende Regierung merken, warum die Franzosen kämen. Einer Hofdame scheint der Prinz unbesonnen Mittheilungen gemacht zu haben, daß es bald mit Godoy zu Ende gehe; nach andern Berichten soll sie vorwitzig einen Blick in die Papiere des Prinzen geworfen haben, die dieser nicht verborgen hatte. Vielleicht meldete auch Izquierdo aus Paris von Briefen der Partei des Kronprinzen an Napoleon. Wozu anders konnte er sich Napoleon nähern wollen, als um Godoy zu stürzen? Der ganze Streit war ja ein Streit der Günstlinge: Godoy wollte oben bleiben und Escoiquiz wollte ihn herunterziehen. Der Prinz, der die Nächte mit Schreiben zubrachte, wurde scharf beaufsichtigt. Godoy sprach mit der Königin, die ganz Feuer und Flamme wurde und den König mahnte, sich der Papiere des Prinzen zu bemächtigen. Am 28. October, am Tage nach welchem der Vertrag zu Fontainebleau unterzeichnet wurde, drang Karl IV. in das Zimmer seines Sohnes, der ganz bestürzt sich zeigte, und ohne Widerstand alle Papiere hergab. Es war eine zwölf Seiten starke Denkschrift von der Hand des Prinzen über das ruchlose Treiben des Friedensfürsten und der Königin, vom König war nur in Ausdrücken der Verehrung gesprochen; dann ein Aufsatz in fünf Blättern, wie man durch Aufpasser dem verderblichen Treiben Godoys widerstehen könne; ferner ein Brief aus Talavera mit verstellter Hand; dann ein Schlüssel zu einer neuen Chiffernschrift; endlich der Befehl an den Herzog von Infantado, ohne Datum, das Commando in Neucastilien zu übernehmen, sofort nach dem Tode des Königs, der damals von einem Unwohlsein befallen war. Der Prinz erklärte, er habe nicht von einem plötzlichen Hintritt des Vaters überrascht werden wollen. Das war für Godoy Stoff genug, um der Königin und dem König vorzuspiegeln, der Prinz von Asturien stehe an der Spitze einer großen Verschwörung, die ihm die Krone und das Leben nehmen wolle. Die Königin fühlte sich als Frau und als Fürstin beschimpft und drängte in ihrer Leidenschaftlichkeit auf die strengsten Maßregeln, um solchen verbrecherischen Umtrieben ein für allemal ein Ende zu machen.

Abfassung der Papiere.

Godoys Anstiften.

Verhaftung Ferdinands.

Karl IV. war unbesonnen genug, am nächsten Tag seinem Sohne den Degen abzufordern, ihm Zimmerarrest zu geben, die Minister und vornehmsten Staatsbeamten einzuberufen, ihnen die Entdeckung der Verschwörung und den Entschluß mitzutheilen, gegen die Verschworenen einen Criminalprozeß einzuleiten und sie aufs Aeußerste zu verfolgen. Mit Bestürzung hörten dies die Großen. Gleich unbesonnen und von der Angst eingegeben, war folgende Proclamation des Königs an das spanische Volk — wodurch die Sache an die große Glocke gehängt war, statt sie mit dem tiefsten Schleier des Geheimnisses zu bedecken:

Proclamation.

„Gott, der über seine Geschöpfe wacht, erlaubt nicht die Vollendung schwerer Verbrechen, wenn die Opfer unschuldig sind; auch mich hat seine Allmacht vor dem schrecklichsten Unglück bewahrt. Alle meine Unterthanen kennen meine religiösen Gesinnungen und die Reinheit meiner Sitten; Alle lieben mich und ich erhalte von Allen die Beweise von meiner Verehrung, wie sie ein Vater, der seine Kinder liebt, fordern kann. Ich lebte unbesorgt im Gefühl dieser Wahrheit, als mir eine unbekannte Hand den beispiellosesten und unerhörtesten Plan enthüllte,

der in meinem eigenen Palaste gegen mich angezettelt wurde. Mein so oft bedrohtes Leben war meinem Nachfolger zur Last geworden, der alle Grundsätze des christlichen Glaubens vergessend, die ihn meine Sorgfalt und meine väterliche Liebe gelehrt haben, sich in eine Verschwörung, mich zu entthronen, eingelassen hat. Ich wollte mich selbst von der Wahrheit dieser Anzeige überzeugen, überraschte meinen Sohn in seinen eigenen Gemächern und fand in seinem Besitz die Chiffreschrift, von der er in seinem Briefwechsel mit den Bösewichten und den Instructionen, die er von ihnen erhielt, Gebrauch machte. Zu der Prüfung dieser Papiere berief ich den provisorischen Vorsteher des Rathes, damit er im Einverständniß mit andern Ministern die nöthigen Untersuchungen anstelle. Die Folge dieser Schritte war die Entdeckung mehrerer Schuldigen. Ich habe ihre Verhaftung verfügt und meinem Sohn Hausarrest auferlegt. Dieser Schmerz fehlte noch neben den vielen, die mich schon betrübten; aber er ist nicht nur der größte, sondern auch derjenige, der seine Urheber am strafbarsten macht, und indem ich Befehl gebe, die Ergebnisse des begonnenen Prozesses zu veröffentlichen, will ich nichts versäumen, meinen Unterthanen meinen Kummer mitzutheilen, welche die Beweise ihrer Ergebenheit vermehren werden. Wir theilen Ihnen dies mit, damit die Kenntniß davon in der geeigneten Form verbreitet werde."

„San Lorenzo de Escurial, am 30. October 1807. — An den provisorischen Vorsteher des Rathes."

Schreiben Karls IV. an Napoleon I.

Nicht minder unbesonnen war ein Schreiben Karls IV. an Napoleon, um ihm das Unglück zu melden, das ihn betroffen, und seinen Sohn als Verbrecher anzuklagen, den er durch Aufhebung des Gesetzes zu bestrafen gedenke, das ihn zur Thronfolge berufe, und ihn zu bitten, ihm als Freund mit seiner Einsicht und seinem guten Rathe beizustehen.

Der Brief vom 29. October 1807 zeigt große Erregung: „Als ich glaubte, daß alle Ergriffenheit der vorigen Königin von Neapel mit ihrer Tochter begraben seien, sehe ich mit einem Abscheu, der mich schaudern macht, daß der Geist der abscheulichen Ränke bis in meinen Palast gedrungen ist. Ach, mein Herz blutet, indem ich einen so abscheulichen Anschlag erzähle. Mein ältester Sohn, der wahrscheinliche Erbe meines Thrones, hatte das schmachvolle Complot entworfen, mich zu entthronen; er war selbst so weit gegangen, einen Anschlag gegen das Leben seiner Mutter zu entwerfen. Ein so abscheulicher Anschlag muß nach der größten Strenge der Gesetze bestraft werden. Das Gesetz, welches ihn zur Thronfolge berief, muß widerrufen werden; einer seiner Brüder wird würdiger sein, in meinem Herzen und auf dem Throne seine Stelle zu ersetzen." —

Napoleons Ansicht.

Wem konnte diese Wendung der Dinge lieber sein, als dem eroberungsüchtigen Napoleon, der wie ein Tiger auf die sich ihm nähernde Beute lauerte! Zuerst hatte ihn der Kronprinz um seine Hilfe gegen den Vater angerufen, und jetzt der König gegen seinen Sohn. Napoleon faßte auf St. Helena seine damalige Stimmung in die Worte zusammen: [1])

„Der alte König, sowie die Königin, war bei dem Beginn dieses Ereignisses ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung ihrer Unterthanen. Der

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, Bd. VI, S. 62.

Napoleon über die Lage. Prinz von Asturien, welcher Böses gegen sie im Sinn hatte, ließ sie der Regierung entsagen und die Liebe, die Hoffnung der ganzen Nation war nur auf ihn gerichtet. Bei all diesem war das Volk reif für große Veränderungen und verlangte sie auf kräftige Weise. Ich war ein Liebling desselben und in dieser Stimmung erfolgte die Zusammenkunft zu Bayonne. Der alte König forderte Rache gegen den Sohn; der junge Prinz bat um meinen Schutz gegen seinen Vater, und daß ich ihm eine Gemahlin geben möchte. Ich beschloß, eine so ganz eigene Gelegenheit zu benutzen, um mich von diesem Zweige der Bourbonen zu befreien, in meiner Dynastie das Familiensystem Ludwigs XIV. fortzusetzen und Spanien an Frankreichs Geschick zu fesseln." — Napoleon war also entschlossen, Spaniens sich zu bemächtigen, doch über das Wie noch nicht mit sich selber im Reinen.

Entschluß. Man sieht es an seinen Befehlen an den Kriegsminister Clarke. Am 8. November erhielt er die Nachrichten aus Madrid: sogleich befiehlt er,[1]) daß die Armee von 40.000 Mann unter Dupont, welche am 1. December an den Pyrenäen stehen sollte, in Sturmeseile in Spanien einziehe, daß man in den spanischen Grenzorten Lebensmittel anhäufe; er zieht ein drittes Armeecorps unter Moncey zum Einrücken in Spanien zusammen, ein Observationscorps; diese Heere sollen angeblich „die Armee von Portugal gegen den von den Engländern vorbereiteten Angriff decken". Dies Alles soll mit dem möglichst geringen Aufsehen geschehen. Die Armee in Deutschland macht allmählich eine rückläufige Bewegung, damit er noch mehr Truppen zur Hand habe. Am 12. November schrieb er jedoch dem Kriegsminister, die Eile sei minder dringend.

Truppen nach Spanien.

Das Volk. Was war Schuld an der Zögerung? Nachrichten von einer neuen Wendung der Dinge in Madrid. Das Volk in Spanien war über den Zwist am Hof, über das Einrücken der Franzosen, in tiefster Erregung. Die Ueberzeugung war allgemein, Ferdinand habe nur den verhaßten Godoy niederhalten wollen; es sah in den Franzosen Helfer des Kronprinzen, auf den es seine Hoffnung setzte und seine Liebe übertrug, in dem es sich jedoch bitter täuschen sollte.

Ferdinand bittet ab. Ferdinand hatte nicht den hohen Sinn und das edle Herz, das man ihm zuschrieb. Er verzagte, er fürchtete das Schicksal des Don Carlos; er ließ seine Mutter bitten, da der König auf der Jagd und Godoy in Madrid wäre, zu ihm zu kommen, um den Ausdruck seiner Reue und die Versicherung seiner Unterwerfung entgegenzunehmen. Die Königin sandte den Minister der Gnaden und der Gerechtigkeit, Caballero, dem der Prinz reumüthig Alles gestand, auch daß er an Napoleon um eine Prinzessin geschrieben habe; er sei aufgestachelt worden vom Herzog von San Carlos, vom Herzoge von Infantado und von Escoiquiz; er gab also schwachmüthig seine Freunde preis! Diese Angeklagten wurden auch sogleich in der herbsten Form verhaftet. Neu war, was der Kronprinz von der Bitte um eine napoleonische Prinzessin erzählte. Wie, wenn Napoleon darauf einging! Beauharnais hatte sich schon mißbilligend über das zu harte Benehmen gegen den Prinzen geäußert. Godoy fürchtete den Zorn Napoleons über Alles, aber nicht weniger den Zorn des Volkes, das sich offen gegen ihn aussprach. Die verhafteten Herzoge von San Carlos, von Infantado und Escoiquiz zeigten Ruhe und Muth im Verhör: sie hätten

---

[1]) Correspondance, vol. XVI, p. 163—65, 176—80, 184.

nur versucht, dem durch einen unwürdigen Günstling verführten König die Augen zu öffnen, den Kronprinzen von einer unerträglichen Tyrannei zu erlösen und in Spanien einer geplanten Usurpation vorzubeugen. Ihre Worte flogen von Mund zu Mund.

Der Haß gegen Godoy stieg mit jedem Tage; sein Hals war in Gefahr, wenn ihn das gereizte Volk erwischte. Er beschloß darum als Vermittler und Versöhner denselben zu mildern, und kam im Einverständniß mit der Königin zum Kronprinzen, heuchelte innige Theilnahme, schilderte ihm in den dunkelsten Farben die Folgen seines Vergehens. Ferdinand war getrennt von seinen Rathgebern, sein Herz war weich wie Wachs, er bat reumüthig um Verzeihung und unterschrieb gern zwei Briefe, die Godoy ihm vorlegte, und am 5. November erschien beifolgende neue Kundmachung des Königs:

Godoy vermittelt.

„Die Stimme der Natur entwaffnet den Arm der Rache, und, wenn die Unbesonnenheit um Nachsicht fleht, so kann ein zärtlicher Vater nicht widerstehen! Mein Sohn hat die Anstifter des entsetzlichen Complots bereits angezeigt, wozu er von Uebelgesinnten verleitet worden ist. Er hat alles in Form Rechtens erwiesen, und alles ist mit der Wahrheit und Bestimmtheit dargethan, welche das Gesetz für solche Beweise fordert. Seine Reue und seine Angst haben ihm die Vorstellung eingegeben, die er an mich erlassen hat, und deren Inhalt wörtlich ist wie folgt:

„Sire und Vater! Ich bin strafbar geworden. Indem ich gegen Eure Majestät sündigte, habe ich gegen meinen Vater und gegen meinen König gesündigt. Aber ich bereue es und ich verspreche Eurer Majestät den unterthänigsten Gehorsam. Ich hätte nichts thun sollen ohne die Beistimmung Eurer Majestät; aber ich bin überrascht worden. Ich habe die Schuldigen angezeigt und ich bitte Eure Majestät mir zu verzeihen und Ihrem dankbaren Sohn zu gestatten, Ihnen die Füße zu küssen."

Ferdinand bittet ab,

„Madame und Mutter! Ich bereue recht sehr den großen Fehler, den ich gegen den König und gegen Sie, gegen meinen Vater und meine Mutter, begangen habe. Auch bitte ich Sie mit der größten Unterwürfigkeit deshalb und wegen der Hartnäckigkeit, mit der ich mich neulich weigerte, Ihnen die Wahrheit zu sagen, um Verzeihung. Deßhalb flehe ich Eure Majestät aus der größten Tiefe meines Herzens an, Ihre Vermittlung bei meinem Vater anwenden zu wollen, damit es mir bald gestattet sei, die Füße Seiner Majestät als sein dankbarer Sohn zu küssen. — 5. November 1807."

„Zufolge dieser Briefe und auf die Fürbitte der Königin, meiner vielgeliebten Gemahlin, verzeihe ich meinem Sohn, und er wird wieder meiner vollen Gnade sich zu erfreuen haben, sobald mir sein Betragen Beweise von einer wahren Besserung seines Verhaltens gibt. Auch befehle ich, daß die nämlichen Richter, welche von Anfang die Sachen unter der Hand gehabt haben, sich fortgesetzt damit beschäftigen, und erlaube ihnen, sich noch andere Gehilfen beizugesellen, wenn sie deren nöthig haben. Ich befehle ferner, nach Beendigung der Sache, mir das Urtheil vorzulegen, welches den Gesetzen, der Größe der Verbrechen und der Qualität der Personen, die sie begangen haben, gemäß zu fällen ist. Bei der Entwerfung der Anklagepunkte sollen sie die von dem Prinzen in seinem Verhör

erhält wieder Gnade.

gegebenen Antworten zur Grundlage nehmen. Sie sind, sowie die Papiere, die er mit eigener Hand geschrieben und die man bei ihm vorgefunden hat, von seiner Hand paraphirt und unterzeichnet. — Die Entscheidung soll meinem Conseil und meinen Gerichtshöfen mitgetheilt werden, und man wird sie meinen Völkern bekannt machen, damit sie in derselben mein Mitleid und meine Gerechtigkeit erkennen, und Trost für die Bekümmerniß finden, welche mein erstes Decret bei ihnen erregt hat, indem sie aus demselben die Gefahr ihres Landesherrn und ihres Vaters, der sie wie seine eigenen Kinder liebt und den sie lieben, erkennen."

Andere Aussicht.

Die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn benahm Napoleon den Vorwand, als Versöhner zwischen beiden in Spanien einzuschreiten; er verschob deßhalb den Schlag, schrieb aber dem alten König, 13. November 1807, einen schnippischen Brief:[1])

Napoleon an Karl IV.

„Mein Herr Bruder! Ihre Briefe habe ich erhalten, muß Sie aber darauf in Wahrheit aufmerksam machen, daß ich gar keinen Brief vom Prinzen von Asturien erhalten habe, und daß ich weder unmittelbar noch mittelbar von ihm habe reden hören, so daß ich mit Grund sagen könnte, ich weiß nicht, ob er überhaupt existirt. Im Vertrag ist davon die Rede, daß Eure Majestät oder der Friedensfürst die Truppen befehligen könnten, daher kam mir nie der Gedanke, daß der Prinz von Asturien sie befehligen möchte. Dieser Umstand bringt mich auf den Gedanken, daß die Beschwerden gegen den Prinzen von Asturien überhaupt nicht sicher sind. Uebrigens erheischt das Interesse Ihrer wie meiner Völker, daß wir den Krieg gegen Portugal mit Eifer führen. Eure Majestät kann ruhig sein wegen einer Landung der Engländer in Galicien, sie kam auch vor einigen Jahren nicht zu Stande; gerade als ich glaubte, dieser Weg sei den Engländern verschlossen, haben Eure Majestät damals den Frieden gemacht. Ich habe zu viel Vertrauen in Ihre Loyalität und Ihre politischen Grundsätze, als daß ich glauben könnte, derselbe Fall werde wieder eintreten. Einige unerhebliche Palaststreitigkeiten, ohne Zweifel schmerzlich für das gefühlvolle Herz eines Vaters, dürfen keinen Einfluß haben auf Dinge von allgemeiner Bedeutung. In dieser Ueberzeugung bitte ich Eure Majestät, an die Ungeduld zu glauben, mit der ich Ihrer Ausdauer in denselben feindseligen Gefühlen gegen Portugal entgegensehe; Gefühle, deren ich wenigstens mich nicht entschlagen kann. Mögen Eure Majestät nicht an meinem sehnlichen Wunsche zweifeln, den Frieden in Ihrem Palast wiederhergestellt zu sehen und zu erfahren, daß Sie in der Sie bedrängenden Unruhe einen Trost in meiner Theilnahme finden, denn mehr als ich ist Ihnen Niemand zugethan." —

„Niemand ist Ihnen mehr zugethan als ich!" — und: „Ich wußte nicht, ob es einen Prinzen von Asturien gibt; ich habe keinen Brief von ihm erhalten!" — welche Lügen! Wie unwürdig eines Helden, welcher der König der Könige sein will. „Wenn die Wahrheit keinen Platz mehr auf Erden findet, soll sie im Herzen eines Königs thronen!" — sagte ein französischer König im Mittelalter.

Dem Kammerherrn Tournon, welcher das Schreiben des Kaisers an Karl IV. überbringen sollte, gab Napoleon den Auftrag,[2]) darauf, ob die öffentliche Meinung mehr für Ferdinand oder für Godoy sei, und auf die Festungen

---

[1]) Correspondance, vol. XVI, p. 189.
[2]) Ibid. XVI, p. 188.

wohl zu achten, ob man sie ausrüste oder nicht. Das heißt der Plan, ganz Spanien zu besetzen, war nicht aufgegeben, der Schlag nur vertagt; ein besserer Anlaß war abzuwarten. Unterdeß sollte die Aufmerksamkeit Europas von Spanien weg nach Italien gelenkt werden. —

Napoleons Reise nach Italien.

Zweck der Reise.

Am 16. November 1807 verließ Napoleon Paris; die Reise ging schnell: lange vorher angemeldet, beschäftigte sie ganz Europa, sollte aber die Aufmerksamkeit von dem, was in Spanien vorbereitet wurde, ablenken; die Ereignisse haben nur zu bald die Welt mit Staunen und Schrecken erfüllen.

Mont-Cenis.

Die Reise ging über den Mont-Cenis, die schöne Straße war durch Napoleon entstanden. Der Mangel an Hilfe, dem die Reisenden bei der dünnen Bevölkerung des schneebedeckten Berges ausgesetzt waren, fiel ihm auf; er veranstaltete daher den Bau von drei Dörfern, eines auf der Höhe, eines auf jedem Abhang, das Dorf auf dem Gipfel sollte der Hauptort der Gemeinde werden, eine Kirche, ein Gemeindehaus, ein Spital und eine Kaserne haben. Diejenigen Bewohner des Berges, welche daselbst die sechs Wintermonate zubringen würden, sollten von allen Abgaben frei, aber beauftragt sein, den bei Stürmen Verunglückten Hilfe zu leisten. Die Mönche auf dem Mont-Cenis empfingen ihn ehrerbietig, die Bewohner von Turin schmeichlerisch, weil er sie vom Statthalter Menou befreit hatte. Schon 21. November war Napoleon in Mailand, seinen Stiefsohn Eugen, der ihm entgegenreisen wollte, überraschend; am Morgen wohnte er im Dom von Mailand, dessen Ausbau er angeordnet hatte, einem Tedeum bei, Nachmittags besuchte er die Vicekönigin in Monza, Abends zeigte er sich in der Scala den Italienern, die ihn mit stürmischer Begeisterung begrüßten. Die nächsten drei Tage berieth er mit den Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige, besuchte öffentliche Anstalten, hielt Revuen ab, ordnete das Budget des Königreichs. „Die Truppen hatten Paraden, die Obrigkeiten schmeichelten, die Dichter sangen, die Priester segneten", erzählt ein Italiener.[1]) Melzi d'Erile wurde zum Herzog von Lodi ernannt. Dann gings über Brescia nach Verona. Der König und die Königin von Bayern kamen, seine Schwester Elisa, sein Bruder Joseph aus Neapel, um ihn zu begrüßen. Dann ging es nach Venedig, das sich wie eine Braut zum Empfang des Bräutigams geschmückt hatte. Bei Fusino, einem kleinen Hafen an den Lagunen, erwarteten ihn die Behörden und in reichbeflaggten Gondeln das Volk. Die ganze Stadt war beleuchtet, der große Canal bei Nacht so hell wie am Mittag, es gab Wettfahrten, Schauspiele, Freude war auf allen Gesichtern, die Zeiten der Republik schienen ganz vergessen. Alles war so prachtvoll, wie einst am Feste, wo der Doge sich mit dem Meer vermählte. Der Mann, dem dieser Jubel galt, zeigte ein heiteres und zufriedenes Antlitz; Niemand schien daran zu denken, daß er Venedig so viel bitteres Leid mit so viel Hohn angethan hatte; sie schienen nur froh darüber zu sein, dem Einen Italien anzugehören.

Turin. Mailand. Besuche. Venedig.

Für dieses Eine Italien, aber unter französischer Herrschaft, wurde am 22. November 1807 ein wichtiger Schritt vorwärts gethan. Der spanische

[1]) Botta, Storia d'Italia, lib. VII, p. 193.

und französische Gesandte kamen an diesem Tage in Florenz zu Maria Luise, die bisher Toscana regiert hatte, und kündeten ihr an, ihr toscanisches Königreich sei von Karl IV. an Napoleon abgetreten worden, und zur Entschädigung sei ihr und ihrem Sohne ein anderer Staat angewiesen. Die Königin schien es aufrichtig zu glauben, und sagte 10. December 1807 ihren Toscanern in einer Proclamation: „Toscana ist dem Kaiser Napoleon abgetreten, und ich übernehme nun andere Völker zu regieren. Stets werde ich mit Vergnügen an die Liebe der Toscaner denken und die Trennung von ihnen schmerzlich bedauern, mich aber durch den Gedanken trösten, daß ein so gutes Volk unter die beglückende Herrschaft eines Monarchen kommt, der mit den größten Heldentugenden begabt ist, unter welchen auf eine vorzügliche Weise der standhafteste Eifer hervorleuchtet, die seiner Herrschaft untergebenen Völker zu schützen und zu beglücken." — Napoleon schrieb aus Venedig, 5. December der Königin, er begreife, daß sie schnell ein Land verlassen wolle, wo sie nicht mehr mit der Würde auftreten könne, die ihrem Rang gebühre: auf der Durchreise nach und durch Frankreich würden ihr aber königliche Ehren erwiesen werden.[1]) Die arme Königin sollte gar Nichts bekommen.

Etrurien eingezogen.

Am 7. December war der französische Divisionsgeneral Reille in Florenz eingerückt; am 10. December fuhr der etrurische Hof nach Livorno ab, wo schon 8. December die französische Flagge aufgesteckt war. 6000 Franzosen nahmen zum Schutze Reille's Besitz vom Königreich Etrurien. Eine von Napoleon bestimmte Junta sollte Toscana in die französische Form bringen. Das war eine sehr schwere Aufgabe. Der gutmüthige und einsichtsvolle Degerando wußte viele Ecken zu mildern. Die Grundsteuer betrug nicht mehr als das Fünftel der Einkünfte. Für Ackerbau und Industrie wurde viel gethan und Verfügungen getroffen, um den Handel der Levante mit Livorno uneingeschränkt zu erhalten. Für den Handel und Verkehr wichtige Straßen wurden wieder hergestellt oder neu erbaut. Die Universitäten von Pisa und Florenz erhielten die nöthige Unterstützung, ebenso die Akademien del Cimento und della Crusca.

Junta. Degerando.

Im Januar legte die Junta ihr Amt nieder, Elisa, Napoleons Schwester, übernahm als Großherzogin die Regierung. Doch hatte sie hier mehr nur die Repräsentation, als die Macht, denn Toscana war französisches Militärgouvernement, es behagte ihr darum in Lucca, wo sie Herzogin war, besser, und sie eilte oft dahin. In Florenz bewohnte sie den Palazzo Pitti, hielt glänzenden Hof und suchte die alten und vornehmen Familien für die französische Herrschaft zu gewinnen.

Elisa in Toscana.

Auf der Rückkehr aus Venedig wollte Napoleon noch einen Versuch machen, Lucian für seine Politik zu gewinnen.

Dieser war, wie wir früher sahen, unzufrieden mit der Politik des Kaisers. Auch hatte Josephinens Stolz, welche seine Gattin immer wie eine Untergebene

Lucian.

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 215.

behandelte, ihn gekränkt. Seine Gattin, Christine Clary, starb in Paris 1801. 1803 heirathete Lucian, gegen den Willen seines Bruders, die schöne und geistvolle Wittwe Jouberthon, die auch Dichterin war; ein Epos in zehn Gesängen erschien von ihr 1820 in Paris: „Bathilde, die Königin der Franken.“ Ihre Vergangenheit war nicht ganz rein und Napoleon verlangte darum von Lucian, daß er seine Frau verstoße, zumal er den Bruder mit der verwittweten Königin von Etrurien vermählen wollte, Lucian wäre dann König von Etrurien und wahrscheinlich eine mächtige Stütze für das Kaiserreich geworden. Allein Lucian war in dieser Ehe sehr glücklich, die Jouberthon ordnete umsichtig sein Hauswesen und erzog seine Kinder gut. Je stärker Napoleon fühlte, daß er das Glück der Familie gegründet habe, und daß diese ihm zum Dank und Beistand verpflichtet sei, um so herrischer verlangte er bei einer Zusammenkunft von Lucian die Ehescheidung. Lucian aber verweigerte sie eben so entschieden: er werde niemals einer Krone zuliebe seine Frau und seine Kinder entehren. Es kam damals zu vollständigem Bruche Lucians mit der gesammten Familie Bonaparte, nur nicht mit der Mutter Lätitia: der Name Napoleon durfte im Hause Lucians gar nicht genannt werden. Als Napoleon ihm 1804 gebot, Frankreich zu verlassen, zog sich Lucian nach Rom zurück, wo er jeder Theilnahme an der Politik ferne, nur den Studien der Geschichte und der Alterthümer, der Kunst lebte. Künstler und Gelehrte waren in seinem Haus willkommen, namentlich verkehrte er viel mit dem preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt, mit Pius VII. stand er in freundschaftlichem Verkehr. Durch Chateaubriands „Geist des Christenthums“ angeregt, arbeitete Lucian an einem Heldengedicht „Karl der Große oder der Sieg des Christenthums“. — Nach dem Frieden von Tilsit gab sich Napoleon nochmals viele Mühen, Lucian in das, was er „sein System“ nannte, einzuführen. Joseph und Elisa sollten den begabten Bruder zu gewinnen suchen. Am 20. Juni 1807 schrieb Elisa an ihn über die Vorschläge, das Glück seiner Familie zu gründen, und über seine Thorheit, sie auszuschlagen. Napoleon werde dadurch genöthigt, Fremde (Eugen) zu adoptieren. „Wenn Du bei Napoleon bleibst oder von ihm einen Thron erhältst, wirst Du ihm nützlich sein; er würde Deine Töchter verheirathen, und, sobald er in seiner Familie die Möglichkeit finden wird, seine Pläne und seine Politik (die für ihn Alles sein muß) auszuführen, wird er keine Fremden wählen. Man muß mit dem Herrn der Welt nicht wie mit Seinesgleichen umgehen. Die Natur machte uns zu Kindern desselben Vaters und seine Wunder haben uns zu seinen Unterthanen gemacht. Obgleich Fürsten, haben wir doch Alles von ihm. Es liegt ein edler Stolz darin, es zu gestehen, und mir scheint, daß es unser einziger Ruhm sein sollte, durch unsere Regierungspartei zu beweisen, daß wir seiner und unserer Familie würdig sind. Ueberlege doch von Neuem die Dir gemachten Vorschläge. Mama und ich wir wären so glücklich, wenn wir alle vereinigt würden. — Lieber Lucian, thue es für uns, die wir Dich lieben, für das Volk, welches mein Bruder Dir zur Regierung geben wird und dessen Glück Du machen sollst.“ —

Jouberthon. — Lucian. — Bruch mit dem Kaiser. — Elisa.

Joseph.

Joseph sollte auf der Reise von Venedig Lucian in Modena aufsuchen und zu einer Zusammenkunft mit Napoleon in Mantua bewegen und ihm zureden, sich von der Jouberthon zu trennen und dem dynastischen Systeme anzuschließen. — Joseph hatte bald zu berichten, daß Lucian sehr dankbar und zufrieden sei mit dem Plane, den Napoleon mit seiner Tochter habe; er beharre aber bei der Versicherung, daß er mit seinem Loose zufrieden sei, und nur wünschen möchte, es zu ändern, wenn es Napoleon wegen der Dynastie nützlich erschiene

und mit der Pflicht vereinbar wäre, die er sich auferlegt habe, eine Frau, die er heute nicht nach Belieben fortschicken könne, die ihm vier Kinder geschenkt habe und die er, seit er mit ihr lebe, nur unbegrenzt loben müsse, nicht zu verlassen. „Was ich ihm auch für Vorstellungen mache, wie mächtig auch meine Gründe waren, so konnte ich doch aus ihm nichts Anderes herausbringen, außer, daß er seine Ehre daran gesetzt habe, weder seine Frau, noch seine Kinder zu verleugnen; es sei ihm unmöglich sich, und wenn auch nur in seinen eigenen Augen, zu entehren."

Zusammenkunft. In Mantua trafen sich Napoleon und Lucian, 13. December 1807. Lucian konnte sich ein Reich wählen unter der Bedingung, daß er sich trenne von seiner Gattin, die sogar mit einem eigenen Fürstenthum bedacht werden könnte, etwa Parma? Er könne Neapel oder Etrurien haben und dort Mediceische Zeiten neubegründen. Vergebens! Lucian betonte, wenn er auch ein Reich zu regieren bekäme, möchte er nicht bloß kaiserlicher Präfect sein, sondern nach eigenem Ermessen handeln. Mit Zorn hörte Napoleon vom Heldengedicht und von Lucians Eifer für Pius VII. Die Brüder schieden in tiefer Erregung, Napoleon bleich vor Wuth. Nur das blieb ausgemacht, daß Lucian seine Tochter nach Paris sende.

Napoleon über Lucian. Napoleon selber schrieb über die Zusammenkunft an Joseph:[1])

„Mein Bruder! Ich habe Lucian in Mantua gesehen; ich habe mehrere Stunden mit ihm gesprochen; er wird Dir ohne Zweifel über die Stimmung, in welcher er abgereist ist, Mittheilung gemacht haben. Seine Gedanken und seine Sprache sind so fern von der meinigen, daß ich Mühe hatte zu verstehen, was er wolle; es scheint mir, er sagte, er wolle seine älteste Tochter nach Paris zu ihrer Großmutter senden. Wenn dem nun so ist, so wünsche ich sehnlich, sogleich davon Nachricht zu bekommen, und die junge Person muß noch im Laufe des Januar in Paris sein, ob nun Lucian sie begleite, oder daß er einer Gouvernante den Auftrag ertheile, sie zu Madame zu geleiten. Lucian schien mir von vielen Stimmungen angegriffen, ohne die ausreichende Kraft sich für eine Richtung zu entscheiden. Ich habe alle Mittel, die in meiner Macht sind, erschöpft, um Lucian, der noch in seiner ersten Jugend ist, zur Verwendung seiner Gaben für mich und das Vaterland zurückzurufen. Will er mir seine Tochter senden, so muß sie ohne Verzug abreisen, und daß er mir eine Erklärung sendet, durch welche er sie mir ganz zur Verfügung stellt, denn es ist kein Augenblick zu verlieren, die Ereignisse drängen sich, meine Geschicke müssen sich erfüllen. Hat er aber seine Ansicht geändert, so will ich gleichfalls sofort davon benachrichtigt werden. Sage Lucian, daß sein Schmerz und die Gefühle, welche er mir bezeugte, mich rührten, und daß ich sehr bedauere, daß er nicht Vernunft annimmt, und zu seiner und meiner Ruhe beitragen will. Ich rechne darauf, daß dieses Schreiben 22. December in Deinen Händen ist. Meine letzten Nachrichten aus Lissabon sind vom 18. November. Der Prinz-Regent hatte sich eingeschifft, um sich nach Brasilien zu begeben; er war noch auf der Höhe von Lissabon; meine Truppen waren nur wenige Stunden vom Fort entfernt, welches den Zugang zum Hafen schließt. Aus Spanien habe ich weiter keine Nachrichten, als den Brief, den Du gelesen hast. Ich erwarte mit Ungeduld eine klare und bestimmte Antwort, namentlich was Charlotte anlangt."

[1]) Correspondance, vol. XV, p. 234—235.

Man sieht, in Venedig wurde über Spanien verhandelt, und Napoleon war in seinen Entschlüssen noch schwankend. Der spanische Kronprinz konnte mit Charlotte vermählt werden. Charlotte war schön und anmuthig, durch sie konnte Napoleon den künftigen König von Spanien beherrschen. Lucian brachte sie nach Pesaro, von wo sie ein Bevollmächtigter nach Paris abholte. Es gefiel ihr jedoch dort durchaus nicht; sie berichtete an ihren Vater alles Ungünstige, was sie über Napoleon und die ganze Familie zu hören bekam. Um ihrer Gesinnung sicher zu sein, ließ jedoch Napoleon ihre Briefe auf der Post abfangen und las sie, als er deren genug hatte, in einem Familienrathe vor, und sandte nach Beschluß desselben, schon im Januar 1808, Lucian seine Tochter zurück. Also brachte die dem Oheim abgeneigte Gesinnung und die Geschwätzigkeit die Prinzessin um einen Thron und zerstörte den Plan Napoleons, Ferdinand VII. durch Charlotte zu beherrschen und Spanien in seinem Sinn und zu seinem Vortheil zu regieren. Es war jetzt keine Prinzessin mehr vorhanden.

Folge der Laune eines Mädchens.

Aufgeregt durch den Streit mit Lucian und kühn gemacht durch den Beifall der Italiener, kam Napoleon nach Mailand zurück und erließ hier ein machttrutziges Decret gegen England. Das englische Ministerium hatte das Berliner Blokade-Decret am 11. November 1807 mit dem Beschluß beantwortet, alle den Engländern gesperrten Häfen sollten für blokirt gelten, alle dahin bestimmten Schiffe der Neutralen sollten durchsucht und nach einem englischen Hafen gebracht werden, und hier eine Abgabe, in der Regel 25 Procent vom Werth der Ladung, erlegen. Am 17. December 1807 hatte dagegen Napoleon befohlen, daß jedes Schiff, welches in einem englischen Hafen eingelaufen war, nebst seiner Ladung zu confisciren sei. Napoleon gedachte damit England zu überbieten, in dem Beschluß: Jedes Schiff, das sich der englischen Verordnung vom 11. November unterworfen hat, soll für denationalisirt, für englisches Eigenthum und gute Prise erklärt werden. Ein noch weiter gehendes Decret erließ hierauf Napoleon 11. Januar 1808 in Paris: Jedem der anzeigt, daß der Besitzer eines neutralen Schiffes das zweite Mailänder Decret umgangen, und sich den englischen Anordnungen der Durchsuchung, Einfahrt in einen englischen Hafen und der Abgabe des Zolles unterworfen habe, solle ein Drittel von dem Erlös des Schiffes und der Ladung als Lohn erhalten. Damit schadete jedoch Napoleon nur den Verbündeten, denn der Seehandel des Festlandes von ganz Europa wurde dadurch vernichtet, der Verkehr mit den Kolonien lag vollständig darnieder. Ganz Europa war in den Gegensatz der kriegführenden Mächte hineingezogen und zahlte zum Theil die Kosten ihres Streites. Allerdings versprach Napoleon, es sollten alle diese Maßregeln aufhören, sobald England wieder zu den Grundsätzen des Völkerrechts zurückgekehrt wäre.[1]) In der Begründung dieses Gesetzes heißt es: „Keine Regierung hat die Befugniß über ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte zu verhandeln, da alle Fürsten von Europa einstehen für ihre Souveränetät und

In Mailand 16. bis 23. December.

Décret de Milan, 17. December 1807.

11. Januar 1808.

---

[1]) Correspondance, vol. XVI, p. 227—229.

die Unabhängigkeit ihrer Flagge; wenn man durch eine unentschuldbare Schwäche, die einen unauslöschlichen Flecken in den Augen der Nachwelt bilde, diesen Grundsatz gelten ließe, und durch den Gebrauch eine ähnliche Tyrannei sich befestigte, so würden die Engländer sich gleich darauf, wie auf ein feststehendes Recht, stützen, wie sie durch die Duldung der Regierungen den Grundsatz einführten, daß die Flagge die Waare nicht deckt, und würden ihrem Blokaderecht eine willkürliche Ausdehnung geben, welche die Selbständigkeit aller Staaten antastete." [1]) —

An den Senat Italiens.

Am 20. December redete Napoleon die drei Collegien der Gutsbesitzer, der Gelehrten und der Kaufleute also an: „Mit Freuden sehe ich Sie um meinen Thron versammelt. Nach dreijähriger Abwesenheit bemerke ich bei meiner Rückkehr mit Vergnügen die Fortschritte meiner Völker. Doch, wie viel Dinge sind nicht noch zu thun, bis Ihr die Fehler unserer Väter getilgt und Euch würdig der Schicksale gemacht habt, die ich vorbereite. Die Spaltungen unserer Landesfürsten, ihre Kirchthurmpolitik haben den Verlust all unserer Rechte vorbereitet. Das Vaterland verlor seinen erblichen Rang und seine Würde, nachdem es in den früheren Jahrhunderten die Ehre seiner Waffen und den Ruhm seiner Tugenden so weit verbreitet hatte. Mein Ruhm soll darin bestehen, daß ich diesen Glanz und diese Tugenden wieder zurückbringe. — Bürger von Italien! Ich habe Vieles für Euch gethan, ich werde noch mehr für Euch thun. Ihr aber, innig vereint mit meinem französischen Volk, von Herzen wie durch die Interessen, betrachtet die Franzosen als Eure älteren Brüder, und erblicket in der Vereinigung dieser eisernen Krone mit meiner Kaiserkrone immerdar die Quelle unseres Glückes, die Bürgschaft für die Dauer unserer Verfassung und unserer Unabhängigkeit." [2])

Eugène adoptirt.

Um den patriotischen Hoffnungen der Italiener ein Unterpfand zu geben, hatte Napoleon Eugène de Beauharnais vollständig als seinen Sohn adoptirt und zum Erben der Krone von Italien ernannt; aber er beschränkte dieses Erbrecht auf die Krone von Italien, so daß eine Vereinigung der Kronen von Italien und Frankreich in Zukunft unmöglich würde. Er liebte Eugène wegen seiner Bescheidenheit, Umsicht und Hingebung. Auch die Italiener waren ihm sehr zugethan wegen der Milde seiner Regierung. Da Eugène nur den Titel eines Vicekönigs und Präsumtiverben des Königreichs Italien hatte, so ernannte er ihn zum Fürsten von Venedig mit der Bestimmung, daß in Zukunft der Präsumtiverbe des Königreichs Italien immer den Titel eines Fürsten von Venedig haben solle. Die Tochter aus seiner Ehe mit der Prinzessin Augusta von Bayern ernannte er zur Fürstin von Bologna. Melzi, den ehemaligen Vicepräsidenten der italienischen Republik, ernannte er zum Herzog von Lodi. Dann besuchte er den großen Waffenplatz Alessandria und war 27. bis 28. December in Turin, wo er mit Feuer empfangen wurde und mit Anordnungen zum Bau von Straßen, Canälen und Brücken, zur Erleichterung der Schifffahrt auf

Fürst von Venedig.

Die Fürstin von Bologna.

---

[1]) Selbst Thiers, der sonst gern Napoleons Wirken verschönert, muß zugestehen: „Das Decret genügte, um die Verbindungen, welche England zu seinen Vortheil hatte anknüpfen wollen, noch unbedingter zu vernichten; aber man erkaufte diesen Vortheil mit einer Verdoppelung der Zwangsmaßregeln, die bald Frankreich und seine Verbündeten eben so sehr ermüden mußten, wie England." Thiers, l. c. vol. VIII, p. 298.

[2]) Correspondance, vol. XVI, p. 237. Allocution de l'empereur aux trois Collèges des possidenti, dotti et commercianti.

dem Po beschäftigt war. Am 1. Januar 1808 traf er in Paris ein, früh genug, um noch die Huldigungen des Hofes, der Behörden und der Pariser zu empfangen. Dann wurden ernste Berathungen gepflogen, die vorderhand Spanien nöthig machte. Damit kommen wir zunächst an

In Paris 1. Januar 1808.

Die Parteien in Madrid.

Während Napoleon in Italien Huldigungen empfing, Anordnungen zum Bau von Straßen und Canälen traf, Venedig bewunderte und dort bewundert wurde,[1]) es zum Freihafen machte und wieder zu einem Haupthandelsplatz umschaffen wollte, Friaul besuchte, für die Festungen sorgte und die Augen Europas auf sich zog, marschirten französische Regimenter, eines nach dem anderen, in Spanien ein, als gäbe es keine Grenze Spaniens und Frankreichs. Schon stand Dupont mit 40.000 Mann in Vittoria, ein anderes Armeecorps durchzog die Ostpyrenäen, im Ganzen weit mehr Mannschaften, als zur Behauptung Portugals nöthig waren, auch wenn die Engländer landen wollten oder Truppen in Gibraltar anhäuften, wie man aussprengte.

Truppen nach Spanien.

Durch all dies stieg die Aufregung in Madrid. Alle Hoffnungen und Wünsche galten dem Prinzen von Asturien, obschon er seine Freunde schwachmüthig preisgegeben hatte. Daß er Napoleon um die Hand einer Nichte gebeten hatte, mißfiel nicht, denn unter dem Schutz des Soldatenkaisers konnte Spanien wieder emporsteigen zu Ruhm und Macht; er war damals in der That der Liebling des spanischen Volkes, es traute ihm nur gute Absichten zu. Nur weiterblickende Geister schlossen aus der großen Menge französischer Truppen, die in Eilmärschen heranrückten, und, mit List oder Gewalt, sich zugleich der wichtigsten Festungen, wie Pampeluna, San Sebastian, Figueras und Barcelona bemächtigten, daß vielleicht die Ausschließung aller Bourbonen von den Thronen Europas die eigentliche Absicht Napoleons sei. Auch Godoy und die Königin kamen auf diesen Gedanken, denn die Franzosen hatten sich ganz Portugals bemächtigt, und trotz des Vertrags von Fontainebleau war weiter keine Rede davon, daß Godoy den Süden als eigenes Fürstenthum erhalten solle; sie hoben überall die Steuern ein. Auch hatte Napoleon ausdrücklich befohlen, der Vertrag von Fontainebleau müsse ein Geheimniß bleiben.[2]) Izquierdo, der Agent des Friedensfürsten, meldete aus Paris, hinter Allem, was er hinsichtlich Spaniens höre oder sehe, walte ein ihn mit Besorgniß erfüllendes Geheimniß. Karl IV. hatte, 18. November, selber von Napoleon eine Prinzessin für seinen Sohn verlangt, war aber, durch die Umstände eingeschüchtert, auf seiner Forderung nicht bestanden. Nun berief sich Napoleon durch ein Schreiben vom 25. Februar aus Paris darauf, daß er 10. Januar Karl IV. gemeldet habe, er sei nicht gegen diesen Plan. Wie um einen Streit vom Zaun zu brechen, schrieb jetzt Napoleon:[3]) „In Ihrem Brief vom 5. Februar sprachen Sie kein Wort von dieser Heirath. Dieser Umstand läßt viele für meine Völker wichtige Dinge

Stimmung in Spanien.

Sorge am Hof.

[1]) An Talleyrand schrieb er, Correspondance, vol. XVI, p. 213: „Ce pays est un phénomène du pouvoir du commerce."

[2]) Correspondance, vol. XVI, p. 281.

[3]) Ibid. XVI, p. 445.

in einem Dunkel. Ich erwarte von Ihrer Freundschaft Aufklärung über all meine Zweifel.“ — Bei dieser dunklen Sprache waltete offenbar die Absicht ob, der königlichen Familie bange zu machen. „Der König fand dienlich zu antworten,“ bemerkte der Minister Cevallos, „daß ihm sein erster Vorschlag noch am Herzen liege, die Vermählung möge sogleich vor sich gehen.“ [1]) — Auf einmal erschien Izquierdo in Madrid, den Napoleon vorher in argen Schrecken versetzt hatte; er brachte keine schriftlichen Vorschläge, er durfte keine zurückbringen, es war ihm zugleich befohlen, nur drei Tage in Madrid zu bleiben. Er theilte sein Geheimniß nur dem König, der Königin und dem Friedensfürsten mit, Niemand sonst erfuhr den Zweck seiner Sendung. Cevallos bemerkt aber: [2]) „Bald nach seiner Abreise am Hof fingen Ihre Majestäten an, einige Absichten zu verrathen: die Hauptstadt und die Halbinsel zu verlassen und nach Mexico auszuwandern. Das Beispiel der portugiesischen Königsfamilie war noch in frischem Andenken und schien ganz den Absichten des Kaisers zu entsprechen, und man hatte allen Grund zu glauben, daß der Kaiser dasselbe wünsche.“ — Wenn die Bourbonen selber abzogen, so hatten die Franzosen nicht nöthig, sie fortzujagen und dabei den Haß der Spanier sich auf den Hals zu laden. —

Izquierdo.

Plan der Auswanderung.

Wirklich befreundete sich die königliche Familie allmälig mit diesem Plan, seit ihr vor den Absichten Napoleons bange wurde: Widerstand leisten den französischen Heeren sei nur nutzloses Blutvergießen; das Volk in Madrid zeige sich voll Kälte und Mißtrauen; in Mexico dagegen habe Karl der gewohnten Huldigung sich zu erfreuen. Wende sich das Schicksal der Welt und gehe es einmal abwärts mit Napoleon, so könne man immer wieder nach Spanien zurückkehren. Für Godoy war kein Bleiben mehr in Spanien, er sann nur darauf, so viel Werthsachen als möglich nach Amerika mitzunehmen. Die prachtvollsten Schmucksachen wurden auseinander genommen, um die kostbaren Diamanten leicht einzupacken.

Godoy.

Jede Nacht sah man schwer beladene Maulthiere aus seinem Palast kommen und die Straße nach Cadix oder Ferrol einschlagen. Im Volke wurde mit Uebertreibung von 500 Millionen gesprochen, welche in baarem Geld aus dem Lande gingen; die Kronschätze würden nach Sevilla gebracht und dort nach Amerika eingeschifft. Den guten Kronprinzen wolle man arm und als Beute Napoleon überlassen. In der That standen die Franzosen schon in Sommasierra und war es hohe Zeit, einen Entschluß zu fassen. Es ward also zunächst beschlossen, sich nach Sevilla zurückzuziehen, um dem Haß der Madrider und der französischen Armee auszuweichen; die Truppen in Portugal und Estremadura erhielten Befehl, gen Cordova und Sevilla zu ihren Marsch einzuschlagen.

Der Abzug sollte in der Stille geschehen, die Stimmung war jedoch so erregt, daß es kein Hofgeheimniß mehr gab. Die Nachricht, der Hof wolle die Residenz verlassen, flog durch die Stadt und erregte Besorgniß und Zorn.

Die Königin.

Der Friede zwischen der Königin und dem Kronprinzen währte nicht lange. Dazu war die Königin zu leidenschaftlich; sie forderte die Aufopferung

[1]) Mémoires de Cevallos et Escoiquiz. Paris 1823, p. 107. — Cevallos, Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien, S. 107. Germanien 1808.
[2]) Ibid. p. 107.

ihrer Feinde, namentlich die Hinrichtung des Canonicus Escoiquiz und des Herzogs von Infantado.

Den Justizminister Caballero schalt sie einen Verräther, als er ihr die unverletzlichen alten Rechte entgegenhielt. Ferdinand aber nannte ihn einen niederträchtigen Vollstrecker der Willkür und drohte, glänzende Rache an ihm zu nehmen, sobald er einmal König sei. Die Königin bestand auf einem Tedeum für den Schutz, den Gott dem König gewährt gegen die Verschwörung des Prinzen. Von allen Granden, die zur Feier eingeladen waren, kamen nur vier und darunter waren zwei Fremde. Beim Fortgehen aus der Kirche legte die Königin gegen Godoy eine Zärtlichkeit an den Tag, die das Volk empörte, und der König stützte sich auf seinen Arm in einer Art, welche die Majestät lächerlich machte. Der Prozeß nahm eine Wendung zum Schaden des Königs, der Königin und Godoys. Die Angeklagten vertheidigten sich mit Muth und Scharfsinn, und ihre Worte machten, obschon die Verhandlungen geheim waren, die Runde durch die Hauptstadt: sie hätten nur die Verbrechen Godoys enthüllen und dem König die Augen öffnen wollen. Der Befehl des Prinzen an den Herzog von Infantado sei nur eine gerechte Vorsichtsmaßregel gewesen gegen die drohende Anmaßung des Thrones. Nachdem die Regierung dem Prinzen von Asturien, dem Haupte des Complottes, feierlich verziehen hatte, so war es eine schwere Sache, die Todesstrafe gegen seine Untergebenen zu verlangen. Die Regierung ließ den Richtern insgeheim mittheilen, sie würde das Todesurtheil nicht vollziehen lassen, wünsche es aber, um der Autorität des Königs willen und um zu zeigen, daß schon der Gedanke, sie zu verletzen, ein Todesurtheil verdiene; der König würde sicher die Verurtheilten begnadigen. Einer der angesehensten Richter, genannt Eugenio Caballero, der während des Prozesses schwer erkrankte, ließ die übrigen Richter zu sich bitten und stellte ihnen vor, es sei unmöglich, die Mitschuldigen zu verurtheilen, nachdem das Haupt des Bundes begnadigt worden; auch müßte der Prinz nach den alten Gesetzen des Reiches vor den Cortes vernommen werden; die Person, welche die erste Anzeige dem König gemacht, müßte zuerst verhört werden; rechtschaffene Richter könnten hier beim Mangel der Beweise nur den König bitten, den ganzen Prozeß einzustellen. Die Amtsgenossen folgten seinem Rath und sprachen einstimmig die Angeklagten frei und umarmten sich dann in Begeisterung wie Märtyrer, die zum Tode bereit wären.

Tedeum.

Der Prozeß.

Ein gerechter Richter.

Dieses Urtheil erregte Jubel in Madrid und Trauer am Hofe — er erlitt eine große Niederlage in der öffentlichen Meinung. Man verleitete nun Karl IV. zum Glauben, als König müsse er jetzt selber Recht sprechen, und zog ihm eine neue Niederlage zu, denn die Ueberzeugung war allgemein, daß die Verschwörung eine Lüge sei, ersonnen vom Friedensfürsten, um seine Herrschaft zu befestigen. Der Herzog von Infantado ward auf sechzig Stunden vom Hofe und allen Schlössern verwiesen, die er bisher zu bewohnen gewöhnt war; auch ward er aus der Liste der Armee gestrichen und ihm mit der Anklage auf Hochverrath gedroht, wenn er gegen diese Befehle handle; er müsse ferner bei jedem Wohnungswechsel vorher den König um Erlaubniß bitten. — Escoiquiz wurde am härtesten bestraft: „Als der König Ihnen die Erziehung seines Sohnes anvertraute, glaubte Seine Majestät, daß Ihr Stand Sie gegen jede Verletzung Ihrer Pflicht schützen würde. Indessen haben Sie sich bemüht, das Herz seines Sohnes zu verderben und zu verführen, indem Sie es von den ächten Grundsätzen der Sittlichkeit und des Evangeliums ablenkten. Dieses Betragen verdient die schärfste Ahndung. Da

Infantado.

Escoiquiz.

jedoch Seine Majestät mehr Achtung vor Ihrem Stand als vor Ihrer Person hat, so ist es sein Wille, daß Sie in das Kloster Toron geschickt werden mit dem Befehle, weder Madrid noch andere Orte zu betreten, wo der Hof sich aufhält, und überhaupt jenes Kloster nicht zu verlassen, um fromm zu leben und als guter Christ zu sterben." — In ähnlicher Weise wurden der Marquis von Ayerbe, die Grafen Orgoy und Bornas und die Herren von Villena und Geraldo verbannt wegen Verheimlichung der Verschwörung. —

Cardinal Bourbon. Das königliche Ansehen wurde durch all diese Befehle sehr geschädigt. Der Cardinal von Bourbon und Erzbischof von Toledo weigerte sich, Escoiquiz vom Kapitel in Toledo auszuschließen; er schilderte dem König das traurige Loos seiner Schwester, der Gemahlin Godoys, welcher mit der Tudo in Bigamie lebe, und verlangte ihre Scheidung vom Friedensfürsten, damit sie in einem Kloster ihre Schmach und ihr Unglück beweinen könne. Sofort erhielt der Cardinal den Befehl, in seine Diöeese sich zurückzuziehen. Als der Richter Eugenio Caballero starb, der seine Collegen kurz vor seinem Tod zur Freisprechung aller Angeklagten ermuntert hatte, gingen die angesehensten Männer mit der Leiche und wetteiferten alle religiösen Körperschaften, ihn unentgeltlich zu bestatten.

Karl IV. ohne Ansehen. Karl IV. fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen wich, und zog im Februar, ohne Madrid zu berühren, nach Aranjuez, um seine Sorge und seine Schande zu verbergen. —

Die Revolution zu Aranjuez.

Die Lage des Hofes wurde unter diesen Umständen mit jedem Tage peinlicher. Izquierdo hatte auf einen entschiedenen Entschluß gedrungen, sonst sei Alles verloren. Karl IV. war jedoch schwer zum Entschluß zu bewegen, seine Jagdhäuser zu verlassen, er mochte von seinem Freunde, „dem großen Napoleon" nichts Uebles glauben — aber beim Friedensfürsten und der Königin stand der Entschluß fest, für beide war kein Heil mehr in Spanien; sie drangen in den König, nur nach Sevilla zu reisen, von da hofften sie ihn schon weiter zu bringen. Godoy sagte sogar, er werde lieber den König mit Gewalt entführen, als daß er in Aranjuez die Ankunft der Franzosen erwarte.

Nach Mexico!

Gegen die Abreise. Um keinen Rettungsweg unbenutzt zu lassen, wurde Izquierdo mit vielem Geld und unbedingter Vollmacht wieder nach Paris entsendet, den drohenden Schlag aufzuhalten. Indeß wurde in Hast entschieden zur Abreise gerüstet. Verschwiegen konnte der Vorsatz jetzt nicht mehr bleiben. Der Prinz von Asturien war gegen die Abreise, er setzte seine Hoffnung auf die Franzosen; sein Oheim Don Antonio stand auf seiner Seite, auch die Königin von Etrurien. Godoy wollte jedoch die ganze königliche Familie mit oder gegen ihren Willen nach Andalusien führen. Da war es nöthig, den Rath von Castilien zu befragen; dieser fand die Flucht schmachvoll, man hätte entweder die Franzosen gar nicht in das Land kommen lassen sollen, jetzt aber, da dies geschehen, müsse man sie ehrlich als Brüder und Freunde empfangen, oder Widerstand leisten und sich dabei auf die ganze Nation stützen. Aehnlich urtheilte der Justizminister Caballero: diejenigen, welche kein gutes Gewissen hätten, möchten nur fliehen; König Karl IV., der sich immer ehrlich gegen sie betragen, werde sich nicht über sie zu beklagen haben.

Ferdinand.

Rath von Castilien.

Der Friedensfürst blieb aber fest für die Reise nach Amerika, nur wollte er sie verdecken unter dem Vorwand, die Seehäfen zu besuchen, wozu er als Großadmiral das Recht hatte. In Madrid war die Meinung, Godoy dringe auf die Abreise nur, um seine Herrschaft zu verlängern; statt vor den Franzosen zu fliehen, solle man sie vielmehr als Brüder freundlich aufnehmen, denn sie seien für Ferdinand und gegen Godoy.

Godoy will abreisen.

Godoy blieb jedoch fest bei seinem Plan; am 15. März sollte die Abreise beginnen, im Hafen zu Cadix waren schon Fregatten bereit, Truppen waren schon beordert, die Reise dahin zu decken. Der Justizminister sollte die nöthigen Befehle unterzeichnen: er kam spät, wurde von Godoy deßhalb angefahren, weigerte sich jedoch der Unterschrift, er empfange Befehle nur vom König; andere Minister waren der gleichen Ansicht und verließen aufgeregt das Haus. Die Hofdiener, welche bleiben wollten, theilten den Bewohnern von Aranjuez, welche vom Hofe lebten, ihre Sorge mit. Die Bauern der Umgegend kamen eben deßhalb in Menge, die Abreise zu verhindern. Der Prinz von Asturien sprach vor seinen Adjutanten und Dienern seine Abneigung gegen die Abreise aus. Seine eigene Leibwache war gegen Godoy, der bald einsah, daß die Abreise nicht möglich sei, ehe die große Aufregung beschwichtigt wäre.

Caballero.

Darum wurde 16. März eine Proclamation des Königs angeschlagen in Aranjuez und Madrid: „Geliebte Unterthanen, beunruhigt Euch weder um die Ankunft der Truppen meines großmüthigen Verbündeten, des Kaisers der Franzosen, die nur nach Spanien kommen, um eine feindliche Landung zu verhindern, noch um meine angeblichen Reisepläne. Nein! es ist nicht wahr, daß ich mich von meinem geliebten Volke entfernen will. Ich werde bei Euch bleiben, unter Euch leben und Euch rufen, wenn ich Euch gegen einen Feind brauchen sollte. Spanier! Beruhigt Euch, Euer König verläßt Euch nicht.“ — Diese Erklärung beruhigte; das Volk wollte den König sehen, Karl IV. zeigte sich auf dem Balcon. Die Menge rief: „Es lebe der König! Tod dem Friedensfürsten, Tod dem Günstling, der seinen König entehrte und verrieth!“ — Die Gefahr schien vorüber.

Proclamation.

Aber die Reisewagen blieben gepackt — das erweckte Mißtrauen. Als die Garden aus Madrid nach Aranjuez abzogen, rief man ihnen zu: „Wollt Ihr einen König begleiten, der in der Stunde der Gefahr sein Volk verläßt und ihm Portugals Schicksal bereitet? Welche Schande!“ Viel Volk kam aus Madrid und trieb sich auf den Plätzen und um das Palais des verhaßten Godoy herum — es war geschlossen. Endlich trat eine Dame heraus: sie sollte den Schleier abnehmen, verweigerte es, nun entstand Lärm. Hierauf erschien ein Bote mit einem Brief aus dem Schlosse, so hieß es, und verlangte Eintritt — er ward verweigert. Da fällt ein Schuß aus unbekannter Hand — wie ein Zeichen zum Angriff. In der Dame erkannte man Teresa Tudo, die Beischläferin des Friedensfürsten. Schnell richtete sich der Zorn von ihr auf Godoy. Die Menge erzwingt die Wohnung des Günstlings und macht ihrem Haß gegen ihn Luft, indem sie Alles zerstört: Fenster, Spiegel, Bilder, Geräthe.

17. März 1808.

In einem Zimmer trifft die Menge die unglückliche Gattin, Teresa de Bourbon — da stürzen sie ihr zu Füßen und geleiten sie voll Ehrfurcht in

Teresa de Bourbon.

einen Wagen, unter dem Ruf: „Hier ist die Unschuldige!“ und ziehen sie in den königlichen Palast, aus dem sie dann wieder in den Palast Godoys zurückeilten, um am Gehaßten Rache zu üben, den sie aber nicht fanden; er hatte sich unter dem Dache versteckt, indem er sich in eine Decke wickelte; die Menge glaubte, er sei entkommen und zerschlug aus Wuth darüber, was ihr unter die Hände kam.

Indeß herrschte im Palast Todesangst. Die Königin rief in Einemfort: „Wo ist Emmanuel?“ — und weinte bitterlich. Auch der König war in Sorge um seinen Emmanuel, der ihn so sehr liebe. Ferdinand hingegen war froh über den Sturz seines Feindes. Einige Große und die Minister, die herbeigeeilt waren, riethen dem König, das einzige Mittel, Godoy zu retten, sei, ihn aller Ehren und Aemter zu entheben. Karl IV. willigte ein und am Morgen des 18. März erschien ein Decret, welches Don Emmanuel seiner Würde als Großadmiral und Generalissimus enthob und ihm erlaubte, sich nach einem von ihm selbst zu erwählenden Orte zurückzuziehen. Noch an demselben Tag meldete Karl IV. an Napoleon, er habe dem Friedensfürsten die erbetene Entlassung als Generalissimus und Admiral ertheilt, und er selbst habe daher den Oberbefehl über die Land- und Seemacht übernommen.

Godoy entlassen.

So endete die fünfzehn Jahre anhaltende Regierung des Friedensfürsten, der über Spanien „die Schande, die Zerrüttung, den Ruin und zuletzt auch noch Volksaufstände“ gebracht hatte, in Schmach. Der Jubel über seinen Fall war unbeschreiblich: man umarmte sich bei der Nachricht auf den Straßen, Tänze, Freudenfeuer wurden angestellt, in Madrid erregte die Nachricht einen Rausch der Freude. Unter denen, die dem König zur Beendigung der Unruhen Glück wünschten, war auch Beauharnais; er sagte, die französischen Soldaten, die heranrückten, würden den König gegen alle inneren und äußeren Feinde schützen. Karl IV. dankte und versprach, hinfüro über Staatsangelegenheiten mit dem französischen Gesandten unmittelbar zu verhandeln. Beide kannten das Ziel Napoleons nicht, beide täuschten sich im Glauben, die Revolution sei beendet. —

Beauharnais.

19. März 1808.

Der erste Freudenrausch über den Sturz ging bald vorüber. Zwar der 18. März verlief in Ruhe, die Stimmung des Zorns kehrte jedoch schon 19. März wieder zurück und verlangte nach dem Blute des Elenden. König und Königin waren um so besorgter über sein Schicksal, als die Officiere der Garde ihnen erklärt hatten, die Mannschaft wolle ihnen nicht mehr gehorchen. Beide wandten sich an Ferdinand, er möge mit seiner Popularität sie schützen und Godoy retten. Der Prinz von Asturien versprach es.

Aufruhr.

Ferdinand.

Godoy

Wo war aber der Friedensfürst Emmanuel Godoy? Als der Pöbel in den Palast stürzte, wollte Godoy sich durch einen geheimen Ausgang retten, fand ihn aber bewacht. Da gelang es ihm den Raum unter dem Dach zu erreichen und sich unter eine Strohmatte zu verkriechen. Den ganzen Tag (18. März) hörte er hier die Reden der Feinde, die ihn suchten, die Sünden, die sie ihm vorwarfen, die Todesdrohungen, die sie in Wuth gegen ihn ausstießen — es waren bittere Stunden der Vergeltung und der Angst um sein Leben. Am 19. März trieb ihn der Durst aus seinem Versteck, er traf einige Reiter seiner Garde, die ihn zwischen ihre Pferde nahmen und nach der Kaserne ritten, so schnell sie konnten. Der Weg war aber weit, von einem Ende der Stadt bis zum anderen. Bald bemerkte ihn der Pöbel, der ein Geschrei der Wuth und wilden Jubels ausstieß, endlich Rache üben zu können; mit Heugabeln, mit Prügeln, mit Steinen suchten die Angreifer ihn zu tödten; mit Mühe erreichten die Reiter die Kaserne und legten hier den durch die Tritte der Pferde, durch Steinwürfe, durch einen Stich

mit Mühe gerettet.

in den Schenkel Verwundeten auf einen Bund Stroh und schlossen das Thor. In dieser Kaserne war er zuerst gemeiner Soldat gewesen, von hier war er zu unerhörter Macht aufgestiegen; jetzt lag er niedergeworfen, blutend, wieder wie früher auf Stroh, während der Pöbel draußen drohend seine Auslieferung verlangte und die Soldaten ihn mit Mühe schützten.

Ferdinand und Godoy.

Die Nachricht vom Zustand des gestürzten und von der Volksrache Verfolgten, erschütterten König und Königin, sie beschworen Ferdinand ihn zu retten. Dieser eilte zur Kaserne, beschwichtigte den Pöbel durch die Versicherung, der Schuldige müsse Strafe für alle seine Verbrechen erleiden, aber zuerst vom Rath von Castilien verhört werden. Der Prinz ging zum Verwundeten, versicherte ihn, daß er ihm alle gegen ihn begangenen Verbrechen verzeihe und ihn begnadige. Godoy fragte: „Bist Du schon König, daß Du mich begnadigen kannst?“ — „Nein,“ antwortete der Prinz, „aber ich werde es bald sein.“ —

Karl IV.

Ferdinand kehrte in den Palast zurück. „Was verlangt man von uns?“ fragten seine erschreckten Eltern, welche an die Schreckenszeit der französischen Revolution dachten; „was verlangt man von uns zur Rettung unseres unglücklichen Freundes? — seine Entsetzung? wir haben sie schon ausgesprochen! Soll er vor Gericht gestellt werden? Wir haben unsere Einwilligung gegeben. Sollen wir die Krone niederlegen? Auch dazu sind wir bereit!“ — Man beschloß jetzt, den Friedensfürsten in einem Wagen unter starker Bedeckung nach Granada zu schicken. Der Wagen fuhr vor — aber das Volk zertrümmerte ihn, kaum es die Absicht bemerkte, und zeigte sich entschlossen, Godoy nicht abreisen zu lassen. —

Karl IV. dankt ab. Ferdinands VII. Einzug in Madrid. Murat.

Als Karl IV. davon hörte, meinte er, das Leben des Günstlings, sowie sein eigenes Leben, nur dadurch retten zu können, daß er der Krone entsage. Die Großen, die ihn umstanden und diesen Entschluß hörten, thaten keine Einsprache. Der König hielt ihr Schweigen für Zustimmung. Rasch wurde eine Abdankungs-Urkunde entworfen, in welcher Karl IV. erklärte, er sei der Sorgen der Regierung müde und von Alter und Schwäche gebeugt, und lege die Krone, welche er zwanzig Jahre getragen, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand nieder. Die Nachricht von der Thronentsagung versetzte Madrid in einen Rausch der Freude: jetzt endlich wähnte man, sei das goldene Zeitalter gekommen: alle Wünsche, alle Hoffnungen sah man im Prinzen von Asturien verwirklicht. Er übernahm die Regierung, behielt vor der Hand die Minister des Vaters bei, sandte aber alsbald nach dem Herzog von Infantado, den er zum Befehlshaber seiner Garde und zum Präsidenten des Rathes von Castilien ernannte, und zu Escoiquiz, der bereits im Kloster zu Toron in Haft war. Zwei Große wurden an Napoleon gesendet, um ihn der Freundschaft zu versichern und um die Hand einer französischen Prinzessin zu bitten. All das geschah am 19. März.

dankt ab 19. März 1808.

20. März.

Am 20. März 1808 wurden die Häuser der Schwestern und Freunde des Friedensfürsten in Madrid geplündert. Beauharnais nahm die Bedrohten in seinem Gesandtschaftshotel in Schutz. Das Zusammentreten einiger Bürger in

Unruhen. Waffen und ein Aufruf Ferdinands machten dem Aufruhr ein Ende. In Madrid waren nur zwei Schweizerregimenter, die aber sich nicht rührten. Ein mordlustiger, verthierter Pöbel, wie in Paris, war in Madrid nicht vorhanden.

Murat zum Schutz berufen. Murat war mit 30.000 Mann nur noch einen Tagmarsch von der Hauptstadt Spaniens entfernt. Am 21. März 1808 bekam er durch einen verkleideten Boten der ehemaligen Königin von Etrurien, die er von Italien her kannte, die Nachricht, daß ihre betagten Eltern in der höchsten Gefahr seien und ihn um seinen großmüthigen Schutz anflehten: er möge selber heimlich nach Aranjuez kommen, um mit eigenen Augen ihre beklagenswerthe Lage zu sehen und die Mittel zu ihrer Rettung zu besprechen. Da Murat jedoch das Hauptquartier nicht verlassen konnte, sandte er einen vertrauten Officier, **Monthyon.** Monthyon, der die alte Königsfamilie in einem traurigen Zustande fand: sie bereute bereits die Abdankung, zu der sie sich nur entschlossen hätten, um Godoy zu retten; **Das Königspaar.** gegen diesen habe jetzt Ferdinand einen Prozeß eingeleitet, und sie selber nach Badajoz an der Grenze von Estremadura verwiesen, wo sie in Einsamkeit und vielleicht in Noth leben müßten, während Ferdinand in Madrid herrsche und Godoy verfolge. Auch die Königin von Etrurien bat vor den Gewaltthaten, die man vielleicht zu bestehen habe, um den Schutz Murats, dessen Entscheidung diese drei ihr Schicksal unterwarfen. —

Murats Plan Murat glaubte bisher, Napoleon wollte Karl IV. in Schrecken versetzen, daß er nach Amerika fliehe, wie die Braganzas aus Portugal flohen, und den Thron erledigt lasse. Die Revolution in Aranjuez habe nun diesen Plan vereitelt, aber für Napoleons Plan, sich Spaniens zu bemächtigen, eine andere Handhabe gegeben, die Reue des alten Königs über die Abdankung; man müsse ihm nun zu einem Protest rathen und habe man diesen in Händen, dem jungen König die Anerkennung versagen: dann habe Spanien einen König, der nicht mehr regieren könne, und einen, dem der Protest des alten Königs das Regieren versage. In dieser Lage habe nun die französische Armee das heißt Napoleon, die Entscheidung in Händen. Deßhalb sandte Murat Monthyon nach Aranjuez zurück, der den alten König zu einem Protest gegen seine erzwungene Abdankung rieth und ihm versprach, Murat werde seinen Schritt bei Napoleon befürworten und Godoy beschützen.

gegen Ferdinand. Indeß hatte Murat einen Abgesandten Ferdinands VII., der ihn begrüßen, der freundschaftlichen Gesinnung des jungen Königs versichern und ihm in Madrid Quartier anbieten sollte, mit der Antwort empfangen, nur Napoleon könne Ferdinand VII. anerkennen, und der Revolution in Aranjuez gesetzliche Geltung verleihen; er, Murat, könne Ferdinand VII. indessen nur als Prinzen von Asturien betrachten. Dabei ward der Einmarsch der Franzosen **Einzug in Madrid 23. März.** in die Hauptstadt auf den 23. März verabredet: er fand mit allem Glanz an diesem Tage wirklich statt und machte großen Eindruck; Murat durch seine schöne Gestalt, die Kürassiere durch ihren hohen Wuchs, ihre Ausrüstung und Bewaffnung. Der Empfang war freundlich, Ferdinand hatte an das Wohlwollen erinnert, welches zwischen zwei befreundeten Nationen stattfinden solle. Die Aufwartung der Behörden und des Klerus empfing Murat mit Huld und Stolz, als ob er selbst schon König von Spanien wäre, was er sehnsüchtig wünschte.

Um Godoy zu schützen, sandte er ihn einfach unter militärischer Deckung nach dem Dorfe Pinto; nach Aranjuez sandte er zum Schutz der königlichen Familie eine Abtheilung Reiterei. Zu einem Protest gegen die Abdankung war das alte königliche Paar willig, nur verlangte es einige Stunden Bedenkzeit über die geeignetste Form.

schützt Godoy.

Um weitere Vorschritte in Ferdinands Königthum zu verhindern, sandte er Beauharnais nach Aranjuez, Ferdinand zu bewegen, daß er seinen Einzug in Madrid aufschiebe und die Krone erst nach der Entscheidung Napoleons feierlich übernehme. Beauharnais, der weder die geheimen Absichten des Kaisers noch die Pläne Murats kannte, rieth aus eigener guter Meinung Ferdinand, er solle Napoleon entgegenreisen, sich ihm in die Arme werfen und seine Freundschaft, seinen Schutz und eine Gattin von ihm erbitten; er möge diese Reise sogleich antreten. Ferdinand VII. lehnte diesen Antrag nicht ab, verschob aber die Ausführung bis zum Eintreffen des Herzogs von Infantado und des Escoiquiz, ohne deren Rath er keinen wichtigen Schritt thun mochte. Seinen Einzug in Madrid hielt er am 24. März, ohne militärisches Gepränge, einfach zu Pferd, umgeben von seinem Stab. — Die Bevölkerung war freundlich und bewies eine treue, freudige Stimmung. Die Männer knieten entlang der Straße, die Frauen standen im schönsten Schmuck auf den Balconen oder an den Fenstern und warfen Blumen herab. Die Zurufe zur Ermuthigung, die Glückwünsche waren feurig. Viele Männer hielten die gezückten Dolche empor zum Zeichen, daß sie für den jungen König zu kämpfen und zu sterben bereit seien: „Es war", sagt Cevallos, „eine große und rührende Scene, in welcher der junge König wie ein Vater inmitten seiner Kinder erschien, in seine Hauptstadt einziehend, wie ein Erlöser und Schutzengel der Monarchie." Der Zug ging vom Thor von Atocha entlang des Prado, durch die Alcalastraße in die Hofburg: hier empfing Ferdinand die Behörden und das diplomatische Corps: die Abwesenheit des französischen Gesandten fiel jedoch auf. Murat hatte Beauharnais seine Anhänglichkeit an Ferdinand vorgeworfen. Der russische Gesandte dagegen erschien mit der Bemerkung, jeder neue König werde begrüßt: damit sei jedoch der Frage der endgiltigen Anerkennung nicht vorgegriffen. Als man Murat den Vorschlag machte, sich gleichfalls zum jungen König zu verfügen, weigerte er sich, denn bis Napoleon sich über den traurigen Zwiespalt zwischen den beiden Königen ausgesprochen, sei für ihn Karl IV. immer noch der König von Spanien und Ferdinand VII. nur der Prinz von Asturien.

Beauharnais räth zu Napoleon zu reisen.

Königs ritt am 24. März.

Am 24. März berichtete Murat an Napoleon, er wolle ihm Ferdinand entgegen schicken, damit er sich seiner Person bemächtigen könne; Karl IV. sei dann leicht zur Abdankung zu vermögen, zumal Spanien sich nicht mehr von ihm regieren lassen wolle. So sah Murat die Dinge an; er sehnte sich König von Spanien zu werden, und die Ehrsucht schärfte seinen Blick und verleitete ihn zu falschem Spiele.

Murats Plan.

Auf eine ähnliche Ansicht kam damals Napoleon selber, als er die Nachricht von der Revolution zu Aranjuez erhielt, welche den Plan scheitern machte, Karl IV. durch Angst zur Flucht nach Amerika zu treiben und den erledigten Thron selber in Besitz zu nehmen: er beschloß, als Schiedsrichter zwischen dem Sohn und dem Vater, sich gegen den ersten auszusprechen, ihn

Napoleons Plan.

zu sich zu locken, den Vater noch kurze Zeit regieren zu lassen und dann zu bewegen, daß er das Scepter niederlege, und endlich den Thron Spaniens mit einem seiner Brüder zu besetzen.

Thiers bemerkt: „Die Einen schieben Alles auf die Treulosigkeit und Arglist Bonapartes, die Andern auf die Unbesonnenheit Murats. Die Wahrheit ist: beide, vom Ehrgeiz berathen und von den Verhältnissen geleitet, wirkten nach ihrer Stellung bei diesem dunkeln Werke mit. Zum Erobern eines fremden Thrones ohne Krieg veranlaßt, wurde Napoleon von Arglist zu Arglist schreitend, mit jedem Tage strafbarer." —

Bayonne.

Savary. Aus einer Verwicklung durch Lüge und Frechheit sicher herauszuhelfen, dazu war Savary der geeignete Mann. Napoleon theilte ihm seine Absicht mit, den Sohn nicht anzuerkennen, den Vater noch einige Zeit als König ehrerbietig zu behandeln, bis man ihn zur Abdankung drängen könne, und beauftragte ihn, Ferdinand nach Burgos oder Bayonne zu locken, um sich seiner Person zu bemächtigen und ihm dort eine Entschädigung, etwa Etrurien für Spanien zu bieten; willige er nicht ein, so solle die Protestation Karls IV. gegen ihn verwendet und er als rebellischer Sohn und Unterthan behandelt, dabei müsse aber zugleich mit möglichster Schonung verfahren werden. Zugleich sollte er Murat von der eigentlichen Absicht Napoleons verständigen. Savary reiste sogleich ab.

Napoleon selber drängte es zur raschen Entscheidung, er verließ 2. April Paris, Champagny an der Seite, am 4. April traf er in Bordeaux ein. Die Kaiserin sollte nachkommen, da Napoleon im Süden auf die Anwesenheit der spanischen Majestäten rechnete. Savary verständigte sich schnell mit Murat, der jetzt der frohen Hoffnung sich hingab, Napoleon würde ihn zum König von Spanien erheben.

Ferdinands Räthe. Indeß hatte Ferdinand, wichtige Schritte bis zur Ankunft seiner vertrauten Räthe, des Herzogs von Infantado und seines Lehrers Escoiquiz, vertagend, nur sein Ministerium geordnet; auswärtiger Minister wurde Cevallos, Kriegsminister wurde O'Farill. Endlich trafen Infantado und Escoiquiz ein, jener wurde Vorstand des Rathes von Castilien und Befehlshaber der Leibgarde, dieser nahm nur den Titel eines Staatsrathes und den Orden Karls III. an, lehnte aber die Würde eines Großinquisitors ab. Nun kam es zur Berathung der Hauptfrage, ob man Napoleon entgegenreisen und die Anerkennung als König und eine Prinzessin von ihm verlangen, oder ob man stolz auf die Anerkennung der Nation in Madrid bleiben und abwarten solle, was die Franzosen mit ihrem Heer gegen den Willen der Nation zu machen gedächten. Bei den Berathungen kam jedoch zu Tag, daß keiner der Minister vom Stand der Verhandlungen, vom Vertrag von Fontainebleau unterrichtet war. Das wußte nur Godoy, die Königin und der König, letzterer aber nur zum Theil. Während der Berathung traf ein Schreiben Izquierdos an den Friedensfürsten ein, welches über seine letzten Verhandlungen mit Talleyrand berichtete: wonach Napoleon ein ewiges Bündniß zwischen beiden Staaten wünsche, die Eröffnung der spanischen Kolonien für Frankreich und den Austausch Portugals gegen die am Fuße der Pyrenäen gelegenen Ebro-Provinzen Navarra, Aragonien und Catalonien verlange. Unter diesen Bedingungen willige Napoleon in die Ernennung Karls IV.

(Marginalia: kennen die Verträge nicht. — Schreiben Izquierdos.)

zum Kaiser der beiden Amerika und in die Anerkennung Ferdinands als Präsumtiverben der spanischen Krone und wolle ihm die Hand einer französischen Prinzessin geben. Izquierdo meldete, er habe diese Bedingungen bekämpft, aber ohne Erfolg. Früher hatte er schon seine Angst ausgesprochen, daß der ganze Vertrag von Fontainebleau nur ein Blendwerk sei; davon wußte aber Ferdinand VII. so wenig als seine Räthe: sie schlossen also daraus, daß Napoleon keinen Gedanken hege, sich selber der spanischen Krone zu bemächtigen. Da sie fürchteten, Karl IV. und die Königin möchten zu Napoleon reisen und seine Gunst gewinnen, so beschlossen Ferdinand VII. und seine Räthe, sich insgesammt zu Napoleon begeben. Diesen Entschluß bekräftigte der wohlgemeinte Rath Beauharnais', der übrigens die Arglist Napoleons in dieser Frage nicht kannte: das Beste für Ferdinand sei, sich in des Kaisers Schutz zu begeben. Diesen Entschluß bekräftigte Murat, welchen Escoiquiz aushorchen wollte; in Soldatenmanier, derb und doch schlau sagte der Husarengeneral, Napoleon wolle, bevor er Ferdinand VII. anerkenne, nur sicher sein, daß in Aranjuez Alles legitim und natürlich zugegangen sei; Niemand könne ihn besser davon überzeugen, als Ferdinand selber, sein Besuch und seine männliche Erscheinung werde bei Napoleon eine entscheidende Wirkung hervorbringen. Dann log Savary, indem er auf die Frage Ferdinands nach dem Nutzen der vorgeschlagenen Reise antwortete, die Reise gehe nur nach Burgos oder Vittoria; Napoleon werde den König anerkennen, sobald er das Nähere über die Revolution in Aranjuez vernommen und sich überzeugt habe, daß Ferdinand ein getreuer Verbündeter von Frankreich sein würde.

Die Minister vertrauensvoll. *Murat.* *Savary.*

Ferdinand war geneigt zur Abreise, nur schüchterte ihn der Umstand ein, daß Murat den Friedensfürsten begünstigte. Murat sicherte alsbald nach seiner Ankunft in Madrid das Leben Godoys, ließ ihn zuerst nach Pinto, dann nach Villa Viciosa bringen unter sicherer Bedeckung. Beide standen früher in brieflichem Verkehr, Godoy hatte Murat, um ein Glied der kaiserlichen Familie für sich zu haben, von Zeit zu Zeit glänzende Geschenke gesendet. Godoys Leben war jetzt ernstlich bedroht, der Prozeß gegen ihn wurde mit Leidenschaftlichkeit betrieben; feurige Anhänger Ferdinands sollen geplant haben, ihn eher heimlich aus dem Leben zu schaffen, als ihn durch die Franzosen entkommen zu lassen. Doch der Kaiser hatte befohlen, Godoy der Wuth seiner Feinde zu entreißen, denn er war ein gutes Werkzeug, um auf die alte Königsfamilie zu wirken, und im Nothfall gegen Ferdinand zu gebrauchen. Die alte Königin beschwor Murat, „ihren einzigen Freund zu retten, der nur ein Opfer seiner zu großen Freundschaft für die Franzosen sei"; Savary redete Ferdinand zu, die Behandlung des Friedensfürsten möge kein Grund des Mißtrauens für Napoleon werden, und Ferdinand stand von der Forderung ab, daß Murat den Verbrecher ausliefere. —

Murat und Godoy.

Auf den 10. April wurde die Abreise zu Napoleon festgesetzt. Ferdinand besuchte jetzt zum ersten Male seinen Vater, den er seit 19. März nicht beachtet hatte, daß er ihm ein Schreiben an Napoleon mitgebe. Dieser weigerte sich, ihm ein Zeugniß zur Entschuldigung seines Benehmens auszustellen. Noch übler empfing ihn die Königin. Für seine Abwesenheit ernannte Ferdinand einen Regentschaftsrath, an dessen Spitze er seinen Oheim, den Infanten Don Antonio, stellte; nur die laufenden Geschäfte sollte er besorgen und sich in allen wichtigen Fragen mit dem Rath von Castilien verständigen. Mit sich nahm Ferdinand den Herzog von Infantado und Escoiquiz, den Staatsminister Cevallos, der mit der Regentschaft brieflich verkehren sollte, die Diplomaten Musquiz und

Reise Ferdinands VII.

Böse Ahnung. Labrador, den Herzog von San Carlos und seinen Hofstaat. Das Volk von Madrid erfuhr den Reiseplan mit Beunruhigung und bösen Ahnungen. Der König mußte in einer Proclamation versichern, er reise dem Kaiser, der selbst nach Madrid kommen werde, um ein neues Bündniß zu schließen, nur entgegen, um den berühmten Gast würdig zu empfangen. Mit Betrübniß sah die Menge den König scheiden; der böse Genius Savary bat mitreisen zu dürfen, er hatte den Auftrag, Ferdinand, damit er nicht unterwegs umkehre, von Burgos nach Vittoria und von da nach Bayonne zu locken. Murat hatte sogar die Weisung, wenn Ferdinand von Madrid nicht abreisen wollte, die Protestation Karls IV. zu veröffentlichen und zu erklären, Karl IV. sei allein König und Ferdinand VII. nichts als ein rebellischer Sohn. —

Das Volk für den König. Ferdinands Reise ging langsam, aber unter lautem Jubel des Volkes vor sich, das den neuen König zum ersten Mal sah und mit Enthusiasmus und Hoffnungen begrüßte: in der Regel wurde er unter Blumenkränzen durch die Ortschaften getragen. Ueberall sah er die Statuen Godoys zerschlagen und hörte er Betheuerungen, Gut und Blut für ihn zu opfern, was ihm nicht wenig Zuversicht einflößte. So kam der Zug bis Burgos, wo er Napoleon treffen sollte, aber der Kaiser war nicht da. Savary betheuerte, man werde ihn in Vittoria treffen, und man reiste weiter ohne Bedenken, rein im Eifer, dem alten Königspaar bei Napoleon zuvorzukommen; denn kaum hatte dieses gehört, daß Ferdinand abreise, so fürchtete es, daß er einen günstigen Entscheid erringe, und versäumte nicht, Murat zu erklären, daß sie auch vor dem mächtigen Herrscher ihre Sache führen wollten. Karl IV. reist auch. Die Königin von Etrurien lobte diesen Plan und wollte für ihren Sohn ihre gerechten Ansprüche durchsetzen. Wem war dies willkommener als dem ehrgeizigen Murat, daß die Bourbonen wetteifernd dem Vogelsteller in das Netz flogen!

Halt in Vittoria. Indeß traf Ferdinand am 13. April in Vittoria ein, aber auch hier traf er Napoleon nicht, dieser war noch in Bordeaux. Jetzt wurden die Räthe bedenklich, doch Savary redete ihnen zu, je weiter sie dem Kaiser entgegenreisten, um so sicherer würden sie ihn treffen und um so schneller den gewünschten Aufschluß über ihr Schicksal vernehmen. Cevallos erzählt:[1] „Schlaue Beredtsamkeit war mit der Ehre, der Unschuld und Rechtlichkeit im Kampfe und in einem so ungleichen Streite vermochten dieselben wohlwollenden Gesinnungen, die den König aus seiner Hauptstadt geführt hatten, seinen Weg nach Bayonne fortzusetzen." Savary voraus, Savary ging für seine Person nach Bordeaux voraus, um mit dem Kaiser zu verabreden, wie man den letzten Streich führen könne, und kam mit folgendem Brief zum König zurück:

kehrt zurück mit Brief. „Mein Bruder! Ich habe den Brief Eurer Königlichen Hoheit erhalten. Durch die Ihnen von dem König, Ihrem Vater, mitgetheilten Papiere müssen Sie die Beweise des Interesses erhalten haben, das ich stets für Sie hegte. Sie werden mir erlauben in den gegenwärtigen Umständen mit Freimüthigkeit und Loyalität zu Ihnen zu sprechen. Bei meiner Ankunft in Madrid hoffte ich meinen erhabenen Freund zu einigen, in seinen Staaten nothwendigen Reformen zu bewegen und der öffentlichen Meinung einige Genugthuung zu leisten. Der Abschied des Friedensfürsten schien mir nothwendig zu seinem Glücke und zum Glücke meiner Unterthanen. Die Angelegenheiten des Nordens haben meine Reise verschoben. Die Ereignisse von Aranjuez haben Statt gehabt. Ich bin nicht Richter

[1] Cevallos, Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien, S. 125.

in dem, was vorgegangen ist, und über das Betragen des Friedensfürsten; aber was ich ganz gut weiß, ist das Gefährliche für die Könige, die Völker zu gewöhnen Blut vergießen und sich selbst Recht zu verschaffen. Ich bitte Gott, Eure königliche Hoheit möchten nicht einst selbst diese Erfahrung machen. Es gehört nicht zu den Interessen Spaniens, einem Prinzen Böses zuzufügen, der eine Prinzessin von königlichem Geblüt geheirathet und so lange das Königreich verwaltet hat. Er hat keine Freunde mehr; Eure königliche Hoheit werden auch keine haben, wenn Sie je unglücklich würden. Die Völker rächen sich gerne für die Huldigungen, die sie uns bezeugen. Wie könnte man überdies dem Friedensfürsten den Prozeß machen? Dieser Prozeß würde dem Hasse und den factionären Leidenschaften Nahrung geben; das Resultat desselben würde unglückbringend für Ihre Krone sein. Eure königliche Hoheit haben keine Ansprüche an diese Krone, als jene, die Ihnen von Ihrer Majestät übertragen sind. Sie haben nicht das Recht, den Friedensfürsten zu richten. Seine Verbrechen, wenn man ihm welche vorzuwerfen hat, verlieren sich in die Rechte des Thrones. Ich habe oft den Wunsch geäußert, der Friedensfürst möchte von den Geschäften entfernt werden; die Freundschaft des Königs Karl bewog mich oft, zu schweigen und die Augen von den Schwächen seiner Zuneigung abzuwenden. Erbarmungswerthe Menschen, die wir sind! Schwachheit und Irrthum, dies ist unser Wahlspruch! Aber dies Alles läßt sich vereinbaren — mag der Friedensfürst aus Spanien verbannt und ihm eine Zuflucht in Frankreich bewilligt werden. Was die Abdankung Karls IV. betrifft, so hat diese in einem Monat Statt gehabt, wo meine Armeen Spanien bedeckten; und in den Augen Europas und der Nachwelt würde ich nur darum so viele Truppen nach Spanien geschickt zu haben scheinen, um meinen Alliirten und meinen Freund vom Throne zu stürzen. Als benachbarter Souverän ist es mir erlaubt zu forschen, bevor ich erkenne. Ich sage es Eurer Königlichen Hoheit, den Spaniern, der ganzen Welt: wenn die Abdankung des Königs Karl IV. aus eigener Bewegung geschah, wenn er nicht durch die Insurrection und den Aufruhr von Aranjuez dazu gezwungen worden ist, so mache ich gar keine Schwierigkeiten, Sie zuzulassen und Eure Königliche Hoheit als König von Spanien anzuerkennen. Ich wünsche also über diesen Gegenstand nähere Auskunft. Die Behutsamkeit, mit der ich seit einem Monat mit Ihrer Angelegenheit zu Werke gehe, muß Ihnen Bürge für den Schutz sein, den Sie stets an mir finden werden, wenn auch die Reihe an Sie kommen sollte, daß Factionen, von welcher Art sie auch sein mögen, Sie auf Ihrem Throne beunruhigen. Als der König Karl IV. mir Nachrichten von den Ereignissen des verflossenen Octobermonats gab, war ich sehr schmerzlich davon ergriffen, und ich glaube durch die von mir geschehenen Insinuationen zu dem glücklichen Ausgange der Angelegenheiten des Escurials beigetragen zu haben. Da ich selbst König bin, so werden Sie wissen, wie sehr mir die Rechte des Thrones heilig sind. Jeder Schritt bei einem fremden Souverän von Seite seines Thronerben, ist verbrecherisch. Ich betrachte die Heirath einer französischen Prinzessin mit Eurer Königlichen Hoheit, als eine dem Interesse meines Volkes angemessene Sache, und besonders als einen Umstand, der mich mit einem Hause vereinigen würde, mit welchem ich nur Ursache habe, zufrieden zu sein, seitdem ich auf dem Throne bin. Eure Königliche Hoheit müssen Mißtrauen in die Ausartungen und Bewegungen des Volkes setzen. Man wird hin und wieder einen Mord gegen einen isolirten Soldaten ausüben können, aber der Ruin Spaniens würde das Resultat davon sein. Ich habe schon mit Verdruß gesehen, daß man zu Madrid Briefe des General-Capitäns verbreitet, und alles gethan hat, was

Napoleon für Godoy

und Karl IV.,

verschiebt die Anerkennung

über die Heirath.

die Köpfe in Bewegung setzen könne. Eurer Königlichen Hoheit kennen nun meine ganzen Gedanken. Sie sehen, ich schwanke zwischen verschiedenen Ideen, welche erst näher bestimmt werden müssen. Sie können sicher sein, daß ich mich in allen Fällen gegen Sie, wie gegen den König, Ihren Vater, betragen werde. Sie können an meinen Wunsch glauben, alles zu vereinbaren und Gelegenheit zu finden, Ihnen Beweise meiner Zuneigung und meiner vollkommenen Achtung zu geben. — Hiermit u. s. w. Bayonne, den 16. April 1808. Napoleon."

Savary. General Savary versicherte den jungen König der Theilnahme Napoleons an seinem Glück und am Glücke Spaniens und erklärte mit Bestimmtheit: „Ich will den Kopf verlieren, wenn eine Viertelstunde nach der Ankunft Eurer Majestät zu Bayonne, der Kaiser Sie nicht als König von Spanien und Indien anerkannt hat. Um consequent zu sein, wird er Ihnen anfänglich nur den Titel Königliche Hoheit geben, aber in fünf Minuten wird er Ihnen den Titel Majestät bewilligen; in drei Tagen wird Alles arrangirt sein und Eure Majestät werden sogleich nach Madrid zurückkehren können." [1])

Solche Versicherungen waren mehr als nöthig, um Ferdinand vorwärts über die französische Grenze zu bringen. Napoleon war vom 4. April an in Bordeaux einige Tage geblieben, seit 14. April war er in Bayonne. Die Würde der spanischen Krone verlangte, daß der Kaiser dem König, der so weit hergekommen war, auch einige Schritte entgegen kam. Er kam aber nicht, er blieb in Bayonne und erwartete die Ankunft des Nachfolgers so vieler Könige.

Warnungen. Diesem waren genug Warnungen zugekommen vor Napoleons Arglist. Namentlich hatte ihm ein biskayischer Edelmann die Gefahr geschildert, in welcher Urquijo. er schwebte: Urquijo, früher Staatsminister, der 1792 durch den Friedensfürsten gestürzt, sich auf seine Güter im Baskenlande zurückgezogen hatte, und jetzt kam, den König zu begrüßen und zu retten. Mit geradezu wunderbarem Scharfsinn setzte er ihm aus den bisherigen Maßregeln des Kaisers dessen Plan gegen die bourbonische Dynastie auseinander, an deren Platz er die seine zu setzen gedenke.

Napoleon suche Ferdinand in Mißcredit zu bringen und sein Recht zu bestreiten, und Karl IV. als unfähig hinzustellen. Die Vertheilung der spanischen Truppen und die Stellung der französischen beweise des Kaisers Plan, sich der ganzen Halbinsel zu bemächtigen. Ferdinand möge also keinen Schritt weiter nach Frankreich zu thun, es wäre nicht nur eine Verletzung der Würde der Krone, sondern auch eine Thorheit, er gehe in sein Gefängniß; er möge unter Verkleidung nach dem Süden Spaniens fliehen und die Nation zum Kampf aufrufen. Offen könne er nicht mehr umkehren, denn Vittoria sei so von französischen Truppen umstellt, daß der König jetzt schon halb ein Gefangener sei. Ferdinand erschrack. Der Herzog von Infantado widersprach Urquijo: „Was, ein mit so vielem Ruhm gekrönter Held, sollte sich zu einer solchen niederträchtigen Treulosigkeit herablassen?" — „Sie kennen die Helden nicht," antwortete Urquijo; „lesen Sie Plutarch und Sie werden sehen, daß die größten Helden ihre Größe auf Haufen von Leichen gründeten, namentlich die Begründer von Dynastien haben am häufigsten ihren Thron bloß mit Arglist, Gewalt und Raub begründet. Die

[1]) Cevallos, Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien, S. 135.

Nachwelt sieht nur auf den Erfolg. Wenn Einer, der sich strafbarer Thaten schuldig gemacht hat, große Reiche begründet und die Völker mächtig und glücklich gemacht hat, so fragen sie nicht, wie viele Fürsten er beraubt, wie viele Armeen er geopfert hat." — Auch die Folgen von Napoleons Verfahren gegen die Dynastie, sagte Urquijo mit Scharfsinn voraus, die Erhebung, den Guerillakrieg und wie Spanien das Schlachtfeld werde zwischen Franzosen und Engländern — und sein großes Elend. Wenn Napoleon mit seinem Genie nur ein wenig Klugheit verbinde, so werde er allenthalben siegen.[1]) — Doch die Räthe lächelten über diese düsteren Prophezeiungen, nur Ferdinand lud Urquijo ein, ihn nach Bayonne zu begleiten, und dort mit seinem Rathe zu unterstützen. Deß weigerte sich der Baske: „Wenn ich allein nach Bayonne gehen soll, um dort zu unterhandeln und dem gemeinsamen Feinde die Spitze zu bieten, während Sie schnell in die entlegensten Theile der Halbinsel fliehen, so bin ich bereit dazu; aber sonst mag ich nicht meinen guten Ruf verlieren, das Einzige, was mir in meiner Ungnade und in dem Unglücke unseres gemeinsamen Vaterlandes geblieben ist."

Heimlich fliehen!

Edle Worte eines weitblickenden Patrioten! — aber, der Prophet gilt wenig in seinem Vaterlande; Ferdinand war jung und befangen und seine Räthe hatten wenig Scharfsinn, sie beschlossen, nach Bayonne zu ziehen. — Cevallos erzählt: „Seine Majestät war noch unschlüssig, aber ungeduldig, sein Versprechen zu erfüllen und vor Allem seine Unterthanen von der Angst, in welcher sie sich befanden, zu befreien, bannte sie jede Furcht vor Gefahr aus ihrem Herzen; sie verschlossen meinem Rath und dem Rath anderer Personen aus ihrem Gefolge, sowie der inständigen Bitte der treuen Stadt Vittoria das Ohr, und entschlossen sich, nach Bayonne zu gehen, unfähig zu argwöhnen, daß ein Souverän seinen Alliirten, ihn, als Gast einladen könnte, um ihn zu seinem Gefangenen zu machen und eine Dynastie zu vernichten, die, weit entfernt ihn zu beleidigen, ihm die auffallendsten Beweise ihrer Freundschaft gegeben hatte."

Doch nach Bayonne.

Die Flucht unter Verkleidung, zu welcher Urquijo gerathen hatte, war um so nöthiger, als um Vittoria die Franzosen so aufgestellt waren, daß der König in seinem Wagen nicht mehr hätte entkommen können. Wenn Ferdinand sich weigerte weiter zu reisen — was dann? Savary hatte Vollmacht, dieses sogleich an Murat zu melden, und dieser hatte den Befehl, in diesem Fall die Protestation Karls IV. gegen seine Abdankung [2]) zu veröffentlichen und Ferdinand VII. als Rebellen zu behandeln, das heißt zunächst zu verhaften. — Savary wußte ganz wohl, daß keine Prinzessin mehr für Ferdinand vorhanden war, suchte ihn aber doch durch die Aussicht auf eine Heirath noch weiter, nach Bayonne zu locken.

Savary.

An Bessières sandte Napoleon eine Abschrift seines Briefes an Ferdi-

---

[1]) Seinen ganzen Vortrag schrieb Urquijo an Cuesta in Burgos; er ist in de Pradt, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, Paris 1855, p. 344—54.

[2]) Dieser Widerruf lautet: „Ich erkläre hiemit mein Decret vom 19. März 1808, durch welches ich der spanischen Krone zu Gunsten meines ältesten Sohnes, des Prinzen von Asturien, entsagt habe, für null und nichtig und daß ich dasselbe nur am Tage des Aufruhrs erlassen habe, um noch größeren Gefahren und dem Blutvergießen meiner vielgeliebten Unterthanen vorzubeugen. Ich, der König (yo el Rey)." Damit klagt Karl IV. seinen Sohn als Rebellen und als Usurpator an. Vgl. Talleyrand, Denkw, I, S. 274.

nand, mit der Bemerkung: „Wenn dieser nach Vittoria kommt, so ist Alles gut; geht er aber nach Burgos zurück, so werden Sie ihn verhaften und nach Bayonne bringen lassen.“ [1]) — Urquijo hatte also den Plan richtig durchschaut, aber Ferdinands Räthe trieben in blindem Vertrauen auf Napoleons

Schlimmer Rath.

Ehrlichkeit den König zur Weiterreise; sie deuteten die bedenkliche Stelle im Brief des Kaisers: „Wenn Karl IV. zur Abdankung nicht gedrängt wurde, so nehme ich keinen Anstand, Euere königliche Hoheit als König von Spanien anzuerkennen“ — wodurch sich Napoleon als Schiedsrichter zwischen beiden Königen aufstellte, also einen von ihnen verwerfen mußte, und zwar den, welcher am tüchtigsten dazu war, Ferdinand, im unschuldigsten Sinn; sie waren noch so naiv,

Savary.

Savary zu fragen, ob sie den Satz nicht günstig auffassen müßten, worauf Savary sie keck anlog, die Anerkennung als König habe gar kein Bedenken.

Volksmeinung.

Besser urtheilte das Volk in Vittoria; als am 19. April die Wagen zur Abreise vorfuhren, und der König schon einstieg, schnitt es die Stränge ab. Ferdinand suchte ihm die Angst auszureden, er reise durchaus freiwillig ab, die Freundschaft des Kaisers Napoleon sei sicher und er gedenke sehr

Ferdinand nach Bayonne.

bald wieder zurückzukehren. Das Volk suchte ihn mit Gewalt zurückzuhalten, eine Abtheilung französischer Reiter sprengte heran, trieb das Volk auseinander und nahm den Wagen in ihre Mitte — so ging es der Grenze zu. „In Vittoria“, erzählt Savary später der Madame Rémusat, „glaubte ich, daß mir der Prinz entwischen würde, aber ich brachte Alles in Ordnung, ich machte ihm Angst.“ — „Hätten Sie ihn getödtet, wenn er Ihnen entrinnen wollte?“ — „Das nicht, aber ich versichere Sie, ich hätte ihn nicht zurückkehren lassen.“ [2])

Am 20. April ward die Bidassoa überschritten; Ferdinand staunte, daß Niemand kam, ihn zu begrüßen. Erst im Städtchen Juan de Luz zeigte sich der Maire und drückte seine Freude aus, der erste zu sein, einen König, Freund und Ver-

Die drei Granden.

bündeten Frankreichs zu empfangen. Bald darauf begegnete der Zug den drei Granden, die Ferdinand vorausgesandt hatte, Napoleon zu begrüßen; sie warnten den König vor der Gefahr, der er entgegengehe, denn Napoleon hätte ihnen ohne Umschweife erklärt, daß die Bourbonen nicht länger über Spanien regieren könnten. Jetzt gingen Ferdinand und seinen Räthen die Augen auf, aber es war zu spät, die Rückreise anzutreten; Schrecken kam über sie. Vor den Thoren von Bayonne ritten ihm Berthier und Duroc entgegen, begrüßten ihn aber nur als Prinzen von Asturien und wiesen ihm ein ärmlich aussehendes Haus in der Stadt als Residenz an, das nicht wenig abstach von den Palästen der spanischen Könige. In Bayonne war gar nichts vom Prunke, den Ferdinand aufgewendet hatte, um damit Napoleon zu empfangen! Kaum hatte der Prinz etwas ausgeruht, so erschien schon Napoleon, der zu Pferd aus dem Landschlosse Marrac herbeieilte, um dem jungen Fürsten den ersten Besuch abzustatten; er umarmte Ferdinand höflich und herzlich, nannte ihn aber nur „Prinz von Asturien“ und verließ ihn nach wenig Minuten, daß er Zeit habe sich zu erholen. Dann luden Kammerherren den König und sein Gefolge zur Tafel nach dem Schlosse Marrac ein, das Napoleon für seinen Aufenthalt gemiethet hatte. Hier wurde Ferdinand mit Ehrenbezeugungen, wie sie einem König geziemen, vom Kaiser und mit einer Vertraulichkeit empfangen, welche die größten Hoffnungen erweckte. De Pradt [3]) staunt

---

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 21.

[2]) Mémoires de Madame de Rémusat, III, p. 381.

[3]) Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne par l'auteur de Congrès de Vienne, Paris 1816, p. 89—90.

über das Schauspielertalent des Kaisers an diesem Tag. Er war über seinen ganzen Plan äußerst verschlossen, nur an seiner Laune merkte seine Umgebung, daß es sich um sehr wichtige Dinge handelte. Am Morgen war er sehr sorgenvoll, sprach kein Wort, schickte aber einen Courier nach dem andern fort. Wenn Ferdinand nicht kam, konnte er, bei der Begeisterung des Volkes für ihn, Napoleons ganzen Plan vereiteln; erst als er die Grenze überschritten, rechnete der Kaiser sicher auf Erfolg, dachte aber von da an gering über Ferdinands Klugheit. Vor dem Essen war der Kaiser höflich, nach demselben streng wie ein Gebieter.

Befehl an Murat.

Napoleon meldete, 22. April,[1]) an Murat: „Lassen Sie in Madrid Nichts über den Prinzen von Asturien drucken, wohl aber können Sie reden machen von der ausgezeichneten Art, mit der ich ihn empfangen habe; obschon ich ihn nicht als König anerkannte, wollte ich doch in seiner Person und in den Großen seines Gefolges meine Hochachtung für Spanien bezeugen. Auch den König Karl IV. und die Königin müssen Sie hieher senden. Lassen Sie in Madrid durchblicken, daß ich Nichts von Spanien will, daß das Königreich seine Unabhängigkeit und seinen vollen Bestand bewahren wird, aber eine Dynastie soll dort regieren, welche die beiden Nationen einander näher bringen wird.“ [2]) —

Napoleons Plan.

An der Tafel drehte sich das Gespräch um ganz allgemeine Fragen. Napoleon hatte damit bloß die Geister prüfen wollen und entließ bald die Gäste, nur Escoiquiz behielt er bei sich, denn er kannte dessen Macht über Ferdinand, und er suchte ihn darum für seine Pläne zu gewinnen; er hatte augenblicklich erkannt, daß Escoiquiz, auf sein Wissen eitel, sich für einen ganzen Staatsmann halte, und schmeichelte ihm also damit, daß er ihn wie einen über gewöhnliche Ansichten erhabenen Geist behandelte, mit dem man offen über die wahre Natur der Dinge reden könne, und sagte geradezu, der Vortheil seines Reiches verlange, daß die Bourbonen, die unversöhnlichsten Feinde seines Reiches, nicht länger über Spanien regieren; auch sei es der Vortheil Spaniens, daß es sich von einem Geschlecht lossage, dessen letzte Könige an allen Unglücksfällen Schuld seien, die es betroffen; es werde unter der neuen Dynastie, die er ihm gebe, eine bessere Verfassung erhalten, innig mit Frankreich verbunden bleiben und dadurch zugleich von dem einzigen Feinde befreit sein, der ihm schaden könne. Karl IV., der die Schwächen seines Sohnes kenne, sei bereit, ihm seine und seines Hauses Rechte auf den Thron von Spanien abzutreten; er aber wolle, so viel als möglich, Ferdinand und seinen Brüdern ihren Verlust zu ersetzen suchen, indem er ihm Etrurien als ein vollkommen unabhängiges Königreich auf ewige Zeiten abzutreten und ihm außerdem auch ein Jahreseinkommen dieses Landes, als ein Geschenk zur ersten Einrichtung vorzustrecken erbötig sei. Sobald der Vertrag unterzeichnet worden, wolle er ihm auch eine Nichte, als Beweis seiner Freundschaft, zur Gemahlin geben; weigere sich aber Ferdinand, dann werde er einen anderen Vertrag mit Karl IV. schließen, ohne den Prinzen im Mindesten zu entschädigen. Willige Ferdinand dagegen in die vorgeschlagenen Bedingungen, dann werde er zugleich dem spanischen Volke die Untheilbarkeit und Unabhängigkeit seines Gebietes, die Erhaltung seiner Religion, Gesetze und Gebräuche gewährleisten. Gefielen aber dem Prinzen diese Vorschläge nicht, so stehe ihm dies frei: er könne gehen, wann er wolle, nachdem er vorher mit ihm einen Zeitpunkt

Was dem Escoiquiz

Napoleon vertraut.

Etrurien.

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 37.
[2]) Ibid. XVII, p. 36—37.

für seine Rückkehr festgesetzt habe, nach dessen Verlauf die Feindseligkeiten anfangen sollten.

Was Escoiquiz antwortet,

Escoiquiz war anfangs wie niedergeschmettert durch diese offene und derbe Erklärung des Welteroberers. Sein Plan, einst als Sully oder Mazarin seines Zöglings, des Königs Ferdinand VII., zu wirken und zu glänzen, war in Stücke zerrissen. Nach und nach sammelte er sich zur Vertheidigung der Bourbonen: erst nach der vergeblichen Einsprache gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. hätten sie Frankreich den Krieg erklärt; beim ersten besten Anlaß hätten sie Frieden und Bund mit Frankreich geschlossen und ihm Spaniens Flotten, seine Heere, seine Schätze geopfert; habe es nicht genug entsprochen, so geschah dies nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern an richtiger Einsicht. Nur der Friedensfürst sei Ursache aller Uebel und aller Ohnmacht; unter dem jungen König habe er jedoch keine Macht mehr; dieser sei Napoleon vollkommen ergeben; durch Dankbarkeit an ihn gebunden und von seinem Genie geleitet, werde Spanien vollkommen neu gekräftigt, den Rang unter den Staaten wieder einnehmen, den es immer hätte behaupten sollen, und Frankreich die größten Dienste leisten, ohne daß dieses sich anstrengen müsse. Im entgegengesetzten Falle werde England sich einmischen und Spanien das Schlachtfeld eines verheerenden Krieges werden; es werde die Kolonien verlieren und Frankreich darunter bitter leiden müssen und dieses Vorgehen werfe einen unauslöschlichen Flecken auf Napoleon.

und Napoleon entgegnet.

Napoleon lächelte ironisch und fiel ihm bitter in die Rede: „Ihr würdet mich verhöhnen, wenn ich diese einzig günstige Gelegenheit nicht benützen würde, Europa zu unterwerfen, England wehzuthun und die Umkehr aller Dinge und mein System zu vollenden. Eure Bourbonen haben mir nur mit Widerwillen gedient und sie waren immer bereit, mich zu verrathen. Ein Bruder wird mir bessere Dienste leisten; Ihr mögt darüber sagen, was Ihr wollt, Spanien kann unter einem alten Haus, das nur wider Willen für mich und die Stütze aller Mißbräuche ist, nicht zu neuem Leben gelangen. Mein Entschluß ist gefaßt, die Revolution muß zur Vollendung gelangen; Spanien wird kein Dorf verlieren und all seine Besitzungen behalten. Ich habe meine Maßregeln schon ergriffen, ihm seine Kolonien zu erhalten. Benützen Sie jetzt Ihren Einfluß auf den Prinzen von Asturien, daß er sich zur Entschädigung willfährig zeigt, sonst bekommt er gar Nichts. Sie sind gebildet genug, um einzusehen, daß ich nur den großen Grundsätzen meiner Staatskunst folge. Die wahre Politik hat ihre Forderungen und unvermeidliche Härte."

So sprach Bonaparte, bald vertraulich, bald als Herrscher gebieterisch. Vergebens suchte Escoiquiz Ferdinand als unschuldig an der Revolution von Aranjuez hinzustellen, und daß Karl IV. freiwillig die Krone niedergelegt und Ferdinand sie mit Recht angenommen habe.[1]) Napoleon lächelte, wie wenn er es

[1]) Escoiquiz' Unterredung mit Napoleon ist in den Mémoires de Cevallos et Escoiquiz, p. 107—142, ausführlich dargestellt. Man sieht an der Macht der Gründe, an der vertraulichen Art, wie er sie vorbrachte, an der kalten, herrischen Art, mit der er zuletzt seinen Entschluß aussprach, den ganzen Napoleon, wenn er gewinnen wollte, und sich selber nicht gewinnen ließ, den gefährlichen Unterhändler, den Alles überwältigenden Mann. Escoiquiz hat seinen König tapfer vertheidigt, aber Napoleon wollte seine Gründe nicht annehmen, alles Reden war umsonst. Der Domherr fühlte sich sehr geschmeichelt, daß Napoleon so vertraulich mit ihm that, er zählt genau auf, wie oft Napoleon lächelte und ihn am Ohr zupfte, einmal so arg, daß Escoiquiz ausrief: „Folgen Sie nur meinen Rathschlägen, wenn es auch das Ohr kostet!" (p. 140). Gelungen ist ihm der Nachweis, daß Karl IV. nicht zur Abdankung gezwungen wurde; dann, daß bloß der Haß gegen den Friedensfürsten die Revolution vom 17. März herbeiführte.

nicht glaubte: er habe bessere Nachrichten; Ferdinand habe sich einer schuldhaften Ungeduld nach der Macht hingegeben und, weil er zu früh regieren wollte, werde er gar nie regieren. Vergebens suchte ihm der Canonicus zu beweisen, daß Spanien durch Ferdinand zu regieren in seinem eigenen Vortheil liege; daß die Unterdrückung dieses Hauses, welches ihm so viele Anhänglichkeit bewiesen, einen üblen Eindruck auf ganz Europa machen werde, und in Spanien selbst einen endlosen Krieg hervorrufen werde, der vielleicht den Sturz seines eigenen Hauses herbeiführe. Der Handel mit seinen reichen Kolonien werde England zufallen, es werde sie selber an sich reißen. Napoleon erinnerte dagegen an den Aufruf des Friedensfürsten zur Erhebung, zehn Tage vor der Schlacht von Jena, und daß er, so lange die Bourbonen in Spanien herrschten, stets einen geheimen Feind in seinem Rücken habe, und daß selbst eine Prinzessin seines Hauses ein zu schwaches Werkzeug sei, um eine dauernde Freundschaft zu erwarten. Um die übrigen Mächte Europas kümmere er sich nicht, sie würden nicht wagen sich zu rühren; mit Kaiser Alexander I. sei er einverstanden seit Tilsit. In Spanien selber werde er die Großen und den ganzen wohlhabenden Theil des Volkes für sich haben, aus Furcht seine Besitzungen zu verlieren. Die Geistlichkeit werde er für sich haben, indem er sie für jede Unordnung verantwortlich mache; höchstens werde der Pöbel durch einige strenge Züchtigungen zum Gehorsam gebracht werden müssen, falls er aber auch 200.000 Mann opfern müsse, so werde dies in seinem Plane Nichts ändern. Daß die Niederlassungen in Amerika abfallen würden, fürchte er um so weniger, als er auch dort Einverständnisse habe, die er sorgfältig unterhalte — er meinte den General de Liniéres, der den Engländern Buenos Ayres entrissen hatte. —

Klage wider die Bourbonen.

Sentimental war die Bitte des Escoiquiz: Napoleon möge sich doch in die Lage der Minister Ferdinands hineindenken, wie sie, welche ihm zur Reise nach Bayonne gerathen, jetzt als Verräther an ihrem König vor Spanien, vor Europa, vor der Nachwelt dastehen würden, während sie nur an das Ehrenwort des Helden geglaubt hätten. „Ich bezeuge," entgegnete Napoleon, „daß Ihr Ehrenmänner seid, Sie insbesondere, der Sie Ihren Schüler mit dem rühmlichsten Eifer vertheidigen. Aber Sie können mir so wenig widerstehen als Spanien. Bei einem Mann, wie ich, muß die Politik alle Schritte leiten. Gehen Sie also zu Ihrem Prinzen zurück, und reden Sie ihm zu, König von Etrurien zu werden, wenn er noch etwas von einem König sein will, denn Sie dürfen ihm ganz bestimmt sagen, daß er nie und nimmer König von Spanien sein wird." [1]) —

Gefühl und Politik.

Ganz trostlos ging Escoiquiz zum König Ferdinand, den er in Thränen fand, und dessen Minister empört waren über die derbe Art, in welcher Savary kurz vorher im Auftrag des Kaisers zu ihm gesagt hatte, daß Napoleon unwiderruflich beschlossen habe, die Dynastie der Bourbonen solle nicht länger in Spanien regieren, vielmehr solle die seinige an ihre Stelle kommen und demgemäß sei der Prinz von Asturien aufgefordert, sowohl für sich als im Namen seiner Familie auf die Krone von Spanien und Indien zu Gunsten der Dynastie Bonaparte zu verzichten. Diese Worte sprach keck derselbe Savary aus, der vor kurzem sich für die Sicherheit von Ferdinands Person und Thronbesteigung verantwortlich gemacht und dadurch den Prinzen von Asturien aus Madrid nach Vittoria und von da nach Bayonne gelockt hatte.

Savary.

[1]) De Pradt, Conversation entre Napoléon et Jean de Escoiquiz à Bayonne, p. 267—340.

Cevallos und Champagny.

Am andern Tag ließ der Kaiser Cevallos nach Marrac rufen, wo Champagny mit ihm unterhandeln sollte. Cevallos beschwerte sich über Wortbruch gegenüber Ferdinand, dem Savary baldige Anerkennung in Bayonne versprochen habe, und protestirte gegen Gewaltthätigkeit, indem man sich der Rückkehr des Königs nach Spanien widersetze; auch könne Ferdinand der Krone nicht entsagen, ohne das zu verletzen, was er seinen Unterthanen und seinem eigenen Charakter schuldig sei; zum Nachtheil der Mitglieder seiner Familie, die vermöge der Grundgesetze des Königreichs ein Recht auf die Erbfolge hätten, dürfe er Nichts thun, noch viel weniger zur Einsetzung einer andern Dynastie, welche nie von der spanischen Nation einen Ruf zum Thron erhalten könnte, kraft des Urrechts, welches die Nation habe im Fall, daß die regierende Dynastie zum Erlöschen käme. Champagny behauptete, die Abdankung Karls sei nicht freiwillig gewesen, darum müsse Ferdiuand verzichten. Cevallos entgegnete, Kaiser Napoleon habe sich in diese Frage nicht einzumengen, das sei bloß Sache der spanischen Regierung. Als Karl IV. um die Schonung Ludwigs XVI. bat, habe der Convent auch dies Ansuchen verworfen, da die Entscheidung über den König eine Angelegenheit sei, die nur Frankreich angehe. Es sei falsch, daß Karl IV. zur Abdankung gedrängt worden sei; drei Wochen vor den Unruhen in Aranjuez habe der König in Gegenwart der Minister zur Königin gesagt: „Maria Luise! wir wollen uns in eine der Provinzen zurückziehen, wo wir den Rest unserer Tage in Ruhe zubringen können, und Ferdinand, der jung ist, wird die Last der Regierung übernehmen.“ — Niemand habe Karl IV. gedrängt abzudanken; das Volk war nur unzufrieden, daß der König das Land verlassen wollte. Zur Thronentsagung habe den König nur getrieben die Vorliebe für die Ruhe des Privatlebens und die Ueberzeugung, daß ihm Alter und Kränklichkeit nicht länger gestatten, die Bürde der Regierung zu tragen.

Den Haupteinwurf Champagny's, daß der Kaiser im Fall eines neuen Krieges mit den nordischen Mächten nie vor Spanien sicher sei, so lange da eine Dynastie regiere, die immer beklage, daß sie einst auf die Erbfolge in Frankreich verzichtet habe, wies Cevallos mit der Aufzählung der Opfer an Schiffen, Mannschaft und Schätzen ab, die Spanien für Frankreich gebracht habe, zu dessen Triumphen es so Vieles beitrug, dem es in der Noth treu zur Seite stand, dann auf den Umstand, daß schon die Lage Spaniens zur Bundesgenossenschaft mit Frankreich hinweise und umgekehrt, daß es in Frankreichs Vortheil liege, mit Spanien verbündet zu sein; daß England vergebens versucht habe, die Treue Spaniens zu erschüttern. Schließlich mahnte er an den Vertrag, der 27. October 1807 zu Fontainebleau abgeschlossen worden sei, und an die Garantie der Unabhängigkeit und Unversehrtheit, welche Napoleon darin Spanien versprochen habe. „Welches Zutrauen wird Europa in Zukunft zu einem Vertrag mit Frankreich haben können, wenn es sehen wird, wie man den Vertrag vom 27. October gebrochen hat?“ [1])

Napoleon gegen Cevallos.

In diesem Augenblick trat Napoleon, welcher dieser Verhandlung zugehört hatte, herbei und schalt Cevallos einen „Verräther“, weil er Karl IV. früher gedient und jetzt Ferdinand VII. diene, und warf ihm mit Bitterkeit vor, er habe Monthyon gegenüber behauptet, Ferdinand bedürfe nicht der Anerkennung des Kaisers, um König von Spanien zu werden, wenn dies gleich anderer Verhältnisse wegen gut sein möchte; ferner habe er zu einem anderen Gesandten in

[1]) Cevallos, l. c. S. 150—52.

Madrid gesagt: „Sollten die französischen Armeen die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit Spaniens bedrohen, so würden ihnen 300.000 Mann beweisen, daß eine tapfere und edle Nation sich nicht ungestraft beschimpfen lasse!" Das waren Vorwürfe, die Cevallos Ehre machen, nur nicht in den Augen des eigensüchtigen Kaisers, der seine Anrede mit den Worten schloß: „Ich habe meine eigene Staatskunst; Sie müssen freiere Ansichten annehmen, weniger empfindlich im Punkte der Ehre sein, und nicht das Glück Spaniens dem Vortheil der Familie Bourbon opfern." — Dem entsprach es, daß der Kaiser Ferdinand sagen ließ, er solle zur Verhandlung in Zukunft nicht mehr Cevallos, sondern einen anderen, fügsameren Mann senden.[1]) — Escoiquiz ließ sich durch einen Agenten Napoleons bewegen, Champagny einen Besuch zu machen, der ihm die neuesten Vorschläge des Kaisers mittheilen würde, hörte aber nur, daß Spanien in den Besitz eines der Brüder des Kaisers kommen solle und Ferdinand, wenn er die vorgelegten Bedingungen nicht annehme, gar keine Entschädigung erhalten werde; ferner, daß der Kaiser seinen Willen im Guten wie im Bösen zur Ausführung bringen könne. In der Berathung bei Ferdinand stimmte Escoiquiz für Annahme Etruriens, obschon Napoleon schon zweimal Etrurien bloß als Schachermittel gebraucht hatte. Richtiger stimmte der junge Don Carlos, besser sei gar nicht, als ehrlos leben. Die Mehrzahl von Ferdinands Räthen begriff die Härte der Lage noch immer nicht; sie meinten, Napoleon wolle nur ein Schreckmittel gebrauchen, damit der Thronfolger leichter sich zur Abtretung einiger Grenzprovinzen oder einiger spanischer Niederlassungen bequeme.

Escoiquiz.

Don Carlos.

Labrador führte nun die Unterhandlungen anstatt Cevallos weiter fort. Die Vorschläge waren von Seite Champagny's dieselben. Hier war nur noch von Don Carlos, dem jüngeren Bruder Ferdinands, die Rede, der zur Begrüßung Napoleons vorausgesendet worden war, daß nämlich dieser Infant, falls Ferdinand ohne eheliche Nachkommen sterbe, Anspruch auf die Krone von Etrurien habe, daß er aber gleichfalls auf Spanien und Amerika verzichten solle. In der Instruction für Labrador ist bemerkt: „Der König ist entschlossen, seine Ehre der Zudringlichkeit des Kaisers nicht aufzuopfern, seine Pflichten gegen seine Unterthanen verbieten es ihm; er kann diese nicht zwingen, die Napoleonische Dynastie anzunehmen, noch weniger sie des ihnen zustehenden Rechtes zu berauben, eine andere Familie auf den Thron zu erheben, wenn die regierende Familie erlöschen würde. Auch kann der König die Krone von Etrurien nicht annehmen, denn er will dem Fürsten nicht schaden, der bereits in dessen rechtmäßigem Besitze ist; dann ist er mit der Krone zufrieden, welche die Vorsehung ihm gegeben hat; auch wünscht er auf keine Weise sich von seinen Unterthanen zu trennen, die er mit väterlicher Zuneigung liebe, und von denen er Beweise der Hochachtung und Anhänglichkeit erhalten habe. Sollte der Kaiser wegen dieser Weigerung Gewalt gebrauchen, so verlasse er sich auf die göttliche Gerechtigkeit, die seine Krone und sein Land schützen werde." Labrador stellte vor Allem die Frage, ob der König frei sei, denn ein Unfreier könne keinen giltigen Vertrag schließen, worauf Champagny antwortete, daß in dieser Beziehung gar kein Zweifel obwalten könne. — „Gut," fuhr Labrador fort, „dann muß man ihn seinen Unterthanen wieder geben, in sein Königreich wieder einsetzen"; — worauf Champagny erklärte, „wegen der Rückkehr nach Spanien muß der König unmittelbar mit dem Kaiser unterhandeln, mündlich oder schriftlich".

Labrador.

Würdiger Widerstand.

---

[1]) Cevallos, l. c. S. 155.

Ferdinand unfrei. Also der König war nicht mehr frei. Um die Unfreiheit offenkundig zu machen, schrieb Cevallos an Champagny: „Ferdinand VII. gedenke zu seinen Unterthanen zurückzukehren, denen er bei seiner Abreise baldige Heimkehr versprochen habe; auch erheischten die öffentlichen Angelegenheiten seine baldige Ankunft in Madrid." — Keine Antwort erfolgte, doch wurden die Wälle der Stadt und die Thore mit zahlreicher Mannschaft besetzt. Jeder, der Bayonne verlassen wollte, wurde genau untersucht. Zwei Eilboten, die Cevallos an die Junta nach Madrid senden wollte, wurden angehalten. Auf Cevallos' Beschwerde hierüber wurde geantwortet, der Kaiser erkenne nur Karl IV. als König an, weßhalb Cevallos keine Pässe ausstellen könne; die Briefe würden jedoch sicher durch französische Eilboten besorgt werden. Daß Briefe geöffnet wurden, ergibt sich aus einer Bemerkung des „Moniteur", Ferdinand habe die Franzosen „verfluchte Kerle" genannt. Mit Labrador wurde nicht weiter unterhandelt, der Vorwand war, er sei nicht gleichen Ranges mit Champagny, auch sei er unbeugsamen Sinnes. Champagny sagte ihm anfangs, durch Förderung der Angelegenheit werde er für Spaniens und sein eigenes Glück sorgen — ein Bestechungsversuch, auf den Labrador gar nicht einging.

Labrador.

Die Abdankung Karls IV. und Ferdinands VII. in Bayonne.

Die Unterhandlung stand also still, was Napoleon ärgerte; er hatte sich also in Ferdinand verrechnet, bis jetzt zeigte dieser sich in würdiger Weise standhaft; ihn freilassen war gefährlich, ihn gefangenhalten war wegen der öffentlichen Meinung bedenklich. Napoleon setzte jetzt seine Rechnung auf das alte Königspaar und auf Godoy. Murat hatte durch Drohung erzwungen, daß ihm die Junta den gefangenen Friedensfürsten überlieferte; er ließ ihn aber unter starker Bedeckung nach Bayonne bringen.

Godoy kommt.

Napoleon schreibt am 25. April 1808 an Talleyrand: „Der Prinz von Asturien ist hier, ich begleite ihn bis zur Stiege und empfange ihn eben da, aber ich anerkenne ihn nicht als König. Der alte König und die Königin werden in zwei Tagen hier sein, der Friedensfürst kommt heute Abend. Der Unglückliche erregt Mitleid. Einen ganzen Monat hindurch war er zwischen Leben und Tod, stets mit dem Untergang bedroht. Würden Sie es glauben, daß er in dieser ganzen Zeit nie das Hemd gewechselt hat, daß sein Bart sieben Zoll lang wurde? Das spanische Volk hat sich mit einer Roheit ohne gleichen gegen ihn benommen. Man schreibt die absurdesten Dinge auf seine Rechnung. Lassen Sie Artikel über ihn schreiben, nicht solche, die ihn rechtfertigen, sondern solche, welche das Unglück von Volksbewegungen in feurigen Zügen schildern und das Mitleid für den Unglücklichen erregen; auch wird er bald nach Paris kommen. Ich setze meine militärischen Anordnungen für Spanien fort, wenn ich mich nicht täusche, so kommen wir jetzt zum fünften Act dieser Tragödie, die Entwicklung wird sich bald zeigen. — Der Prinz von Asturien hat noch kein Wort gesprochen, ihm ist Alles gleichgiltig, er ist sehr materiell, ißt viermal des Tages und hat gar keine Ideen." — Napoleon verhöhnt also den jungen Mann noch, dem er ein Königreich raubt!

Ferdinand.

Portugal. Von einem Königreich Nord-Lusitanien für die Königin von Etrurien war keine Rede mehr, so wenig als von einem Algarbien im südlichen

Portugal für Godoy, beide waren betrogen. Man sieht es aus einer Audienz vornehmer Portugiesen, die Napoleon nach Bayonne berufen hatte: er wollte Alles haben, seine Geschenke waren nur Tauschmittel und Täuschungen.

Graf Lima.

An der Spitze der Vornehmen aus Portugal stand der Graf von Lima, früher portugiesischer Botschafter in Paris. Napoleon erklärte den Portugiesen, er wisse noch nicht, was er aus ihnen machen wolle, das hänge von den Vorgängen in Spanien ab. „Sind Sie in der Lage, ein eigenes Volk zu bilden? Haben Sie dazu die nöthige Masse? Sie sind von Ihrem Fürsten verrathen; er hat sich von den Engländern nach Brasilien führen lassen — eine große Thorheit, die er bereuen wird." — Zu de Pradt sich wendend: „Es ist mit den Fürsten, wie mit den Bischöfen, sie müssen Residenz halten." — Zu Lima: „Wieviel Einwohner zählt Portugal? Zwei Millionen?" — „Mehr als drei!" entgegnete der Graf. — „Ah, das wußte ich nicht! — und Lissabon? 150.000 Seelen?" — „Mehr als das Doppelte!" entgegnete Lima. — „Ah, das wußte ich nicht! Was wünschen Sie, Portugiesen? Wollen Sie Spanier werden?" — Graf Lima legte bei dieser Frage die Hand auf den Degen und rief mit Stentorstimme, von welcher der Saal wiederhallte: „Nein!" — Dieses kräftige „Nein!" gefiel Napoleon, er nannte es prächtig und gedachte Portugal für sich zu behalten.

Die Portugiesen.

Am 25. April hielt Champagny seinen Vortrag an den Kaiser über die spanische Frage und wurde die Acte, an der noch seine Correcturen zu sehen sind, vom Kaiser unterzeichnet, welche für die amtliche Darstellung bei den Gesandtschaften, in den Regierungsblättern, in den Berichten an den Senat und an die fremden Höfe maßgebend wurde und das Urtheil der Nachwelt bestimmen sollte. Der Bericht ist sehr geschickt abgefaßt [1]) und sucht das Unrecht, welches Napoleon an Spanien beging, als eine politische Nothwendigkeit darzustellen.

Spanien wichtig.

Er hebt an mit dem Bedürfniß, die englische Regierung zum Frieden zu zwingen, welche ihr Spiel treibe mit dem Leben, dem Glück, den heiligsten Rechten der Menschen und den Krieg zu verewigen suche, weil er ihr Vortheil bringe. Die Frage ist ernst, nicht bloß Frankreich, sondern ganz Europa ist dabei ins Mitleid gezogen, die Entscheidung ist also hochwichtig. Von allen Staaten Europas ist keiner so wichtig für Frankreich als Spanien, das Schicksal beider ist innig verknüpft. „Spanien ist entweder ein nützlicher Freund, oder ein gefährlicher Feind; darum ist entweder eine innige Allianz zwischen beiden oder ein tödtlicher Haß." Unglücklicher Weise trat das Letztere öfter ein, wie die Kriege zwischen Karl V. und Franz I. bezeugen. Spanien schürte die Religionskriege in Frankreich. Der scharfe Blick Ludwigs XIV. erkannte dies. Darum suchte er die Krone Spaniens an seinen Enkel zu bringen, und als ihm dies gelang, folgte nach zwei Jahrhunderten des Krieges ein Jahrhundert des Friedens für beide Völker. Erst die französische Revolution brachte wieder einen Riß in dieses Verhältniß, doch 1795 trat der Friede wieder ein, den England unermüdlich wieder zu stören suchte: es schonte das spanische Amerika, um die Regierung zum Bunde zu gewinnen — und es gelang. Zehn Tage vor der Schlacht bei Jena-Auerstädt wurde Spanien unter die Waffen gerufen, 140.000 Mann sollten den Krieg

[1]) Er ist vollinhaltlich in der Correspondance, vol. XVII, p. 39—48.

beginnen — des Kaisers Sieg bei Jena und Auerstädt machte all diesen Plänen ein Ende.

„Jetzt ist ein Augenblick gekommen, um Frankreich für immer von Seite der Pyrenäen Sicherheit zu verschaffen. Es muß in neuen Gefahren Spanien nicht zu fürchten, sondern Hilfe von ihm zu erwarten haben, so daß nach Bedürfniß die Heere Spaniens zu seinem Schutz herbeiziehen. Gegenwärtig nützt das schlecht regierte Spanien wenig oder gar nichts der Sache Frankreichs gegen England. Seine Marine ist vernachlässigt, kaum zählt es einige Schiffe in seinen Häfen und die sind im schlechtesten Zustand, in den Magazinen fehlen die Vorräthe, die Arbeiter und Matrosen werden nicht bezahlt, in den Häfen sieht man Nichts von Ausbesserungen, oder gar Neubauten oder Ausrüstungen. In allen Zweigen der Verwaltung herrscht die schrecklichste Unordnung, alle Hilfsmittel der Regierung sind verschleudert, der Staat ist überschuldet und ohne Credit. Das Erträgniß vom Verkauf der Güter des Klerus ist nicht für den Staat, sondern für andere Dinge verwendet worden. So große Uebel kann man nicht heilen ohne große Veränderungen.

Spanien verlottert,

„Der Krieg gegen England muß die Sorgfalt des Kaisers sein; es will keinen Frieden, es hat alle Angebote zurückgewiesen; erst wenn es keinen Krieg mehr führen kann, wird es sich zum Frieden bequemen; man muß also den Krieg mit aller Kraft führen. Spanien hat Hilfsmittel zum Seekrieg, die aber ihm und Frankreich nichts nützen. Eine gute Regierung ist also nöthig, welche sie zu entwickeln, zu sammeln und gegen den gemeinsamen Feind zu richten versteht, um endlich zu jenem Frieden zu kommen, nach welchem die Menschheit sich sehnt. Alles ist berechtigt, was zu diesem Ziele führt.[1]) Das Wohl Frankreichs, ja des ganzen europäischen Festlandes erlauben Eurer Majestät nicht, das einzige Mittel zu versäumen, mit welchem der Krieg gegen England mit Erfolg fortgeführt werden kann. Die Lage Spaniens gefährdet die Sicherheit Frankreichs und den Erfolg des Krieges gegen England. Gerade jenes Land, welches die meisten Mittel zu einer Seemacht hat, liefert deren am wenigsten.

bedarf guter Leitung.

„Sire! Spanien wird erst dann für Frankreich eine treue und aufrichtige Freundin sein, und der Krieg gegen England kann erst dann mit der Hoffnung, daß man zum Frieden gelangt, geführt werden, wenn ein gemeinsames Interesse die beiden regierenden Häuser vereinen wird. Die Dynastie, welche jetzt Spanien beherrscht, wird immer nach ihren Neigungen, Erinnerungen, Befürchtungen, die geheime Feindin Frankreichs sein, eine um so treulosere Feindin, als sie sich immer für eine Freundin ausgibt, die ganz dem siegreichen Frankreich sich anschließe, aber bereit ist, es zu bedrängen, sobald sein Schicksal sich verdunkelt.

Eine Dynastie für beide Länder.

„Sowohl im Interesse Spaniens, als zum Vortheil Frankreichs muß einmal eine feste Hand kommen und Ordnung in der Verwaltung schaffen und dem Untergang, dem es mit großen Schritten entgegengeht, vorbeugen. Es muß einmal ein Fürst, der Frankreich von Herzen liebt und seinen Vortheil davon hat, der es nicht zu fürchten und gegen den es kein Mißtrauen nöthig hat, alle Hilfsmittel des Landes seinem inneren Gedeihen widmen und der Wiederherstellung seiner Seemacht und dem Erfolg der Sache, welche Spanien an Frankreich und an Europa bindet. Man muß die Arbeit Ludwigs XIV. noch einmal anfangen.

„Was die Politik lehrt, dazu gibt die Gerechtigkeit die Befugniß. Spanien ist im Kriegszustand gegen Eure Majestät. Sein Einverständniß mit England

---

[1]) „Tout ce qui conduit à ce but, est légitime.“ Correspondance, vol. XVII, p. 41.

war eine feindselige That, sein Aufruf vom 5. October 1806 eine wahre Kriegserklärung, dem ein Angriff gefolgt wäre, hätten Sie, Sire, nicht bei Jena gesiegt. Der Süden Frankreichs wäre angegriffen worden und die Departements auf dem linken Ufer der Loire, den Eure Majestät ohne Truppen gelassen hatten, hätten herbeieilen müssen um den angeblichen Verbündeten zurückzutreiben, der jetzt der gefährlichste Feind geworden wäre. Eure Majestät haben den gerechten Groll darüber verhehlt. Die französischen Kaufleute in Spanien haben ihre alten Vorrechte verloren. Die Mauthgesetze wurden insbesondere gegen den französischen Handel angewendet; sie waren merkwürdig durch ihre Willkür und ihre steten Veränderungen, die man nicht voraus wissen konnte, sie wurden nie vorher öffentlich kundgemacht, nur in den Amtsstuben der Mauth wußte man, daß das Gesetz von gestern Abend nicht mehr gelte für heute. Die unter jedem möglichen Vorwand weggenommenen Waaren wurden nie mehr zurückgegeben. Während also Spanien in Kleinigkeiten und im Handel den Franzosen den Krieg machte, besonders im Golf von Gascogne, waren all seine Häfen dem englischen Handel offen. Das Blokade-Decret, das in Spanien wie in Frankreich verkündet wurde, war nur ein Mittel mehr den englischen Schleichhandel zu begünstigen, dessen Waaren von Spanien aus durch das übrige Europa verbreitet wurden.

Klagen über die Duane

und Gunst der Engländer.

„Uebrigens verwehren die gegenwärtigen Verhältnisse Eurer Majestät die Nichteinmischung in die Angelegenheiten dieses Königreiches. Der König von Spanien ist vom Throne gestürzt und Eure Majestät sind angerufen worden, zwischen dem Vater und Sohn zu entscheiden, als Richter. Sire, möchten Sie die Rechte der Fürsten, die Rechte der Väter preisgeben und dulden, daß der Majestät des Thrones ein Schimpf angethan wird? Möchten Sie auf dem Thron Spaniens einen Fürsten bestehen lassen, der sich dem Joch der Engländer nur so lang entzieht, als Eure Majestät ein stehendes, mächtiges Heer in Spanien halten wird? Entschließt sich jedoch Eure Majestät, Karl IV. wieder auf seinen Thron einzusetzen, so kann sie das nicht thun, ohne auf großen Widerstand zu stoßen und französisches Blut zu vergießen. Kann dieses Blut, welches die Nation für ihr eigenes Wohl verschwenderisch vergießt, vergossen werden für das Wohl eines fremden Königs, dessen Schicksal für Frankreich sonst ohne Belang ist? Wenn aber Eure Majestät keinen Antheil an diesen ernsten Streitfragen nähme, könnte sie die spanische Nation ihrem Schicksal überlassen, wenn sie jetzt schon in äußerster Gährung sich befindet und England unter sie noch den Samen der Zwietracht und Anarchie streut. Kann Eure Majestät diese neue Beute England überlassen, daß es sie verschlinge? Nein, ohne Zweifel, nein! Wenn also Eure Majestät verpflichtet ist, sich mit der Wiedergeburt Spaniens auf eine für dasselbe wie für Frankreich nützliche Art zu befassen, so darf sie doch um den Preis vielen Blutes nicht einen entthronten König wiederherstellen, noch die Empörung seines Sohnes genehmigen, noch Spanien sich selbst überlassen, denn in den zwei letzten Fällen wäre das so viel, als es den Engländern ausliefern, deren Geld und Ränke dieses Land zerrissen haben; es hieße ihren Triumph sichern.

„Ich habe aumit die Umstände auseinandergesetzt, die Eure Majestät verpflichten, einen großen Entschluß zu fassen. Die Politik räth es an, die Gerechtigkeit genehmigt es, die Wirren Spaniens legen die Nothwendigkeit dar. Eure Majestät muß für die Sicherheit Ihres Reiches sorgen und Spanien vor der Einwirkung Englands schützen." —

So suchte Napoleon seinen Raub vor seinem Volk, vor der Mitwelt und Nachwelt zu rechtfertigen. Zu de Pradt, der als Bischof von Poiters damals

de Pradt

in Bayonne weilte, sagte er: „Ja, ich weiß wohl, daß das, was ich thue, nicht recht ist, aber ich muß das unternehmen. — Ich möchte Niemand Böses thun, aber, wenn mein politischer Wagen einmal im Gang ist, dann muß er vorwärts! Wehe dem, der sich unter den Rädern befindet!" — Also all dies Unrecht wurde vollbracht im Namen „seines Systems", was diesem entsprach, war rechtmäßig: „Der Zweck heiligt die Mittel!"

Godoy. Die Unterhandlungen mit Ferdinand standen still: indeß verhandelte Napoleon mit Godoy selber, der nur durch Murat befreit aus den Händen der Justiz, wo er einer schmachvollen Hinrichtung entgegensah, unter starker Deckung der Reiterei, in einem Wagen so schnell als möglich, damit das Volk ihn nicht in Stücke reiße, nach Bayonne gebracht worden war. Godoy war für Napoleon wichtig wegen seiner Macht über das alte Königspaar und versprach, in Erinnerung an die schmerzlichen Tage, die er seit dem 17. März durchgemacht hatte, gerne Napoleons Plan zu fördern für ein ruhiges, genußreiches Leben in Frankreich, und das alte Königspaar zu bereden, auf die Krone zu verzichten nur um ein ruhiges Leben in einem französischen Schloß, mit einem reichen Einkommen und einem großen Jagdgebiet, wie es dem ehemaligen König von Spanien und Indien entsprach. Die Drei glühten von Haß gegen Ferdinand, dem sie alle Leiden und Demüthigungen der letzten Wochen zuschrieben: vor ihnen sollte er die Krone niederlegen müssen.

Murat. Murat hatte den Protest Karls IV. in Madrid veröffentlicht, diesen allein als König behandelt und von der Junta verlangt, daß alle Befehle wieder im Namen Karls IV. ergehen sollten. Die Junta widersprach. Zuletzt verglich sich Murat mit ihr dahin, alle Befehle sollten „im Namen des Königs" ergehen, aber kein Name genannt werden, weder Karl IV. noch Ferdinand VII. Wie gern wäre Murat als König genannt worden! Er schrieb Napoleon: „Ich bin hier Herr in Ihrem Namen; gebieten Sie und Spanien wird thun, was Sie wollen, es wird die Krone demjenigen unter den französischen Prinzen überlassen, den Sie zu ernennen geruhen." — Aber Napoleon schien Murats Bitte nicht zu verstehen; ein Bruder auf dem Thron in Madrid erschien ihm sicherer als ein Schwager. —

Karl IV. nach Bayonne. Das alte Königspaar drängte zur Abreise nach Bayonne und konnte sich kaum fassen vor Freude darüber, daß es dort den Friedensfürsten treffen würde. Die Reisevorbereitungen bestanden darin, die schönsten Juwelen des Kronschatzes mitzunehmen, von Murat sich noch mit vielem Dank für seinen Schutz und für die Rettung Godoys zu verabschieden — am 24. April verließen sie Madrid. Zeichen der Huldigung erhielten sie selten von Seite der Spanier, wohl aber von Seite der Franzosen. In Burgos, in Vittoria begrüßten die französischen Generale die Majestäten, stellten ihnen die Officiere vor. Es waren die letzten Tage von Karls IV. Königthum. Am 30. April fuhr er unter dem Geläute aller Empfang. Glocken, unter dem Donner der Kanonen — die Schiffe auf der Rhede flaggten — in Bayonne ein, durch die Reihen der französischen Soldaten, die das Gewehr präsentirten. Alle Spanier in Bayonne knieten vor dem Regierungsgebäude, wo die Majestäten wohnen sollten. Napoleon begrüßte den König, umgeben von seinen Generalen. Karl stürzte sich in seine Arme, preßte ihn schluchzend an sein Herz, nannte ihn „seinen Freund, seine Stütze", und erwartete Trost in seinem Kummer von dem Mann, der mit Arglist den Abgrund gegraben hatte, in welchen er ihn Josephine. und alle Bourbonen zu stürzen gedachte. Die Kaiserin Josephine begrüßte die Königin, für welche sie die neuesten Moden und kostbarsten Schmucksachen aus

Paris mitgebracht hatte, auch sie sollte, wie er ihr schrieb,[1]) einen Eroberungszug neben dem seinen ausführen. Der Kaiser entfernte sich nach kurzer Begrüßung, die spanischen Majestäten aber hielten Besamanos im Hauptsaal, nach altspanischem Brauch; ein Spanier nach dem andern kam, beugte das Knie vor den Majestäten, küßte die Hand und ging dann vorüber; auch Ferdinand und Don Carlos — doch für sie war kein freundliches Wort, nur finstere Blicke. Als die Majestäten sich in ihre Gemächer zurückzogen, wollten ihnen die Söhne folgen; allein Karl IV. wandte sich zornglühend gegen Ferdinand um: „Unglückseliger, hast Du meine weißen Haare noch nicht genug beschimpft? Achte wenigstens meine Ruhe!" — Um so größer war die Freude Beider, als sie in ihren Gemächern Godoy fanden, den sie zärtlich umarmten, da sie ihn seit dem verhängnißvollen 17. März nicht mehr gesehen hatten. Hier setzte ihnen Godoy den Willen Napoleons auseinander, dem sie sich um so lieber fügten, als sie Rache üben konnten an Ferdinand, auch er mußte die Krone niederlegen, und als ihnen eine genußvolle Ruhe in einem französischen Schlosse und ein Einkommen verheißen war, wie kein König damals ein größeres besaß.

Handkuß. — Karl IV. gegen den Sohn.

Den Eindruck, welchen die königliche Familie auf Napoleon machte, schildert er in einem Schreiben vom 1. Mai an Talleyrand:

„Der Prinz von Asturien ist dumm, sehr boshaft und sehr feindselig gegen das alte Königspaar und gegen Godoy. Bei meiner langjährigen Art, die Menschen zu behandeln, hat das Wesen des Vierundzwanzigjährigen auf mich keinen Eindruck machen können; das ist mir so klar, daß nur ein langer Krieg mich zwingen könnte, ihn als König von Spanien anzuerkennen. Ich habe ihm bedeuten lassen, da König Karl IV. auf meinem Gebiete sei, hätte ich mit ihm Nichts weiter zu schaffen. Seine Briefe, die ich abfangen ließ, sind voll Galle und Haß gegen „die verfluchten Franzosen".[2]) — König Karl IV. ist ein wackerer Mann. Ich weiß nicht, machen es seine Stellung oder die Umstände, Karl hat das Wesen eines freimüthigen und guten Patriarchen ohne Falsch. Die Königin trägt ihr Herz und ihre Geschichte in ihrem Gesicht — es überschreitet Alles, was man sich einbilden mag. Beide speisen heute bei mir. Der Friedensfürst sieht aus wie ein Stier. Er kommt allmählich wieder zu sich; er ist mit einer Barbarei ohne gleichen behandelt worden. Es ist gut, daß man ihn von jedem erlogenen Verbrechen freispricht, aber man muß eine leichte Färbung von Verächtlichkeit auf ihm lasten lassen." —

Boshaftes Urtheil Napoleons. — Karl IV. — Maria Luise. — Godoy.

Napoleon wollte zum Ende kommen und setzte 1. Mai seine Hebel in Bewegung. Karl IV. und die Königin wurden nach Schloß Marrac im kaiserlichen Wagen abgeholt; Napoleon half dem gichtkranken König aus dem Wagen: „Stützen Sie sich auf mich, ich habe Kraft für uns beide." — „Ich rechne sehr darauf", antwortete der alte König Karl, und dankte ihm von Herzen für sein Glück, Behaglichkeit und Ruhe zu finden. Godoy war nicht zur Tafel geladen. Da rief der König: „Wo ist Manuel? Wo ist Manuel?" und gab keine Ruhe, bis man den Friedensfürsten brachte. Nach dem Mahle wurde Ferdinand herbeigerufen. Karl IV. forderte seinen Sohn auf, ihm die Krone zurückzugeben. Ferdinand fragte, ob der Vater

1. Mai in Marrac. — Ferdinand

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 38.
[2]) Ces maudits français.

nach Spanien zurückkehren und wieder regieren wolle? Karl verneinte beides, bestand aber auf seiner Forderung, damit er die Krone einem Herrscher übergebe, welcher Spanien glücklich machen könne. Ferdinand versank in Schweigen — sollte er die kindliche Pietät verletzen, sollte er das seinen Unterthanen, die alle Hoffnung auf ihn setzten, gegebene Wort brechen? Vor Kurzem noch schwelgend im Gefühle der Macht und der Zuneigung der Spanier, sollte er auf einmal für sich und seine Brüder der Krone entsagen? Der Schritt war so wichtig, wurde so rasch gefordert und verlangte doch Ueberlegung — daher ist das Schweigen des jungen Mannes, der durch seine Mutter so viel gelitten hatte, zu erklären. Sein Vater hatte ihn vor Kurzem ja selber zur Uebernahme der Regierung aufgefordert. Er mochte fühlen, daß Godoy in der kurzen Zeit, die er mit den Eltern beisammen war, sie arg gegen ihn aufgereizt habe. Wenn er aussprach, was in diesem Augenblick ihm durch die Seele stürmte, mußte er da nicht als Ankläger seiner Eltern vor dem Kaiser auftreten? Darum beherrschte er sich und schwieg. Auch mußte er mit seinen Ministern zuerst darüber Rath pflegen.

soll verzichten, schweigt,

Der bethörte Karl, durch das Schweigen gereizt, erklärte, wenn ihm Ferdinand nicht bis zum nächsten Morgen die Krone in einer eigenhändig vollzogenen Urkunde ohne alle und jede Bedingung zurückstelle, so werde er, seine Brüder und sein Gefolge von dem Augenblick an als Ausgewanderte [1]) behandelt werden. Der Kaiser fügte bei, er würde genöthigt sein, sich zum Beschützer eines Vaters und unglücklichen Königs gegen einen aufrührerischen Sohn, der ihn grausam beleidigt habe, zu erklären. Noch giftiger waren die Worte der Königin: Ferdinand habe seine Eltern vom Throne gestoßen, der Kaiser solle ihn hängen lassen. Jetzt wollte Ferdinand reden, aber der erzürnte Vater hieß ihn schweigen und bedrohte ihn sogar mit dem Stock; sein Sohn habe ihn nicht bloß entthronen, sondern ermorden lassen wollen. Schweigend verließ Ferdinand den Saal.

wird bedroht,

Seine Antwort sandte er schriftlich,[2]) sie ist würdig: er habe dem Vater nicht Thron und Regierung verleiden, sondern erhalten wollen. „Eure Majestät sagten mir, daß Ihre Thronentsagung freiwillig sei, und ich dem keinen Glauben schenken solle, der anders rede, denn es sei Ihnen die angenehmste Handlung Ihres Lebens. Dann sagten Sie mir wieder, daß Sie sich das Recht vorbehalten hätten, die Regierung wieder anzutreten, wenn Sie es für dienlich erachteten. Darum fragte ich, ob Eure Majestät den Scepter wieder zu übernehmen gedenken, worauf Eure Majestät zur Antwort gaben, daß Sie weder den Thron besteigen, noch nach Spanien zurückkehren wollten. Deßungeachtet verlangten Eure Majestät von mir, auf eine Krone zu verzichten, die mir nach den Grundgesetzen des Königreichs durch Ihren freien Rücktritt übertragen worden ist. Für einen Sohn, der sich stets durch Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine Eltern ausgezeichnet

antwortet schriftlich, ist bereit zu entsagen,

[1]) Emigradores, wodurch sogar ihr Leben bedroht war.
[2]) Sie findet sich in Cevallos, Authentische Darstellung u. s. w. S. 181.

hat, kann Nichts, was die Ausübung dieser Eigenschaften erheischt, seiner Pietät zuwider sein, besonders wenn ich meine Pflicht als Sohn gegen Eure Majestät ohne die Verhältnisse, in denen ich als König zu meinen Unterthanen stehe, zu verletzen, erfüllen kann. Um diese zwei Pflichten, die ich im höchsten Grad achten muß, zu vereinbaren und Eurer Majestät durch meinen Gehorsam in den gegenwärtigen Umständen zufrieden zu stellen, willige ich ein, auf meine Krone zu Gunsten Eurer Majestät unter folgenden Bedingungen Verzicht zu leisten: „1. Daß Eure Majestät nach Madrid zurückkehren, wohin ich Sie begleiten, und Ihnen als der ehrfurchtvollste Sohn dienen werde; 2. daß die Cortes daselbst oder alle Tribunale des Königreichs versammelt werden; 3. daß mein Verzicht in Gegenwart dieser Versammlung vor sich gehe und meine Beweggründe dort auseinander gesetzt werden, nämlich die Liebe für meine Unterthanen, der Wunsch, Ihre Liebe zu mir zu belohnen, indem ich Ihre Ruhe sichere, und den Abscheulichkeiten eines Bürgerkrieges vorzubeugen; 4. daß Eure Majestät nicht von Individuen begleitet werden, die den Haß der Nation gerechterweise erregt haben; 5. daß, wenn Eure Majestät nicht geneigt sind, wieder in eigener Person zu regieren, noch in Ihre Staaten zurückzukehren, ich als Ihr Stellvertreter regieren soll. Niemand hat gerechtere Ansprüche. Ich bin von den Gesetzen, von den Wünschen meines Volkes und der Liebe meiner Unterthanen dazu berufen. Mein auf diese Punkte beschränkter Verzicht wird in den Augen der Spanier als Beweis erscheinen, daß ich Ihre Erhaltung dem Ruhme, sie zu regieren, vorziehe, daß ich würdig bin ein Volk zu beherrschen, für dessen Ruhe ich mich bereit gezeigt habe Alles zu opfern, was in den Augen der Menschen angenehm und reizend ist.“ [1]) —

unter Bedingungen. *Vor den Cortes.* *Godoy weg!*

Der Brief macht Ferdinands Verstand und Herzen alle Ehre. Karl IV. antwortete ihm in einem Schreiben, in welchem man Gedanken, ja ganze Stilblüthen Napoleons findet. Auf die richtigen Bedingungen der Thronentsagung geht er gar nicht ein, sondern sucht nur die bisherige Verbindung mit Frankreich zu rechtfertigen. Schon lange sei er der Ueberzeugung, daß Napoleon allein Spanien retten könne.

Antwort Karls IV.

Der Verbindung mit Frankreich verdanke Spanien, daß Karl IV. der einzige König in Europa war, welcher über seinen Besitzungen ruhig sein konnte, während die anderen Staaten in Krämpfen lagen und von gänzlicher Vernichtung bedroht waren. Dieses Glückes würde er noch theilhaftig sein, wenn nicht Ferdinand sich vom Haß seiner Gemahlin Maria Antonia von Neapel zur Verachtung seines Vaters, seiner Mutter und des Ministers hätte fortreißen lassen. Der Verschwörung sei er auf die Spur gekommen, er hätte seinen Sohn sollen hinrichten lassen, sei aber durch die Fürbitte der Königin erweicht worden, habe Alles vergessen und ihm verziehen. Die Kunde von der Parteiung am Hofe habe Napoleon auf den Gedanken gebracht, Spanien wolle sich vom Bunde losreißen, und deßhalb habe er Truppen in Spanien einrücken lassen, Karl aber habe immer gehofft, daß sein Alliirter zu den Gefühlen der Hochachtung und Freundschaft für ihn zurückkehren werde, und habe schließlich seine Truppen zusammen gerufen, um sich in seinem ganzen Glanze als König von Spanien dem heranziehenden Kaiser gegenüber zu zeigen. — Den schmachvollen Vertrag von Fontainebleau

Klagen über den Sohn.

[1]) Diese Briefe zwischen Vater und Sohn finden sich auch vollständig in de Pradt, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, Paris 1855, p. 355—372.

vergißt er also vollständig, die Fluchtpläne leugnet der Brief. Den Haß des Volkes gegen Godoy schreibt er nur der Gier Ferdinands nach der Krone zu und überschüttet ihn mit Vorwürfen: „Sie brachten Verwirrung in meinen Palast, Sie wiegelten meine Garden gegen mich auf, Ihr Vater war Ihr Gefangener! Mein erster Minister, den ich erhoben, den ich in meine Familie aufgenommen hatte, wurde bluttriefend von Thurm zu Thurm geschleppt. Sie haben mein graues Haupt mit Schmach bedeckt, mir meine von meinen Voreltern mit Ruhm getragene Krone entrissen, die ich ohne Flecken erhalten habe. Sie haben sich in die Arme der zum Aufruhr gereizten Madrider geworfen. Alt, von Kränklichkeit niedergebeugt, unfähig neues Unglück zu ertragen, nahm ich meine Zuflucht zu dem Kaiser der Franzosen, nicht als König, umgeben vom Pomp des Thrones, sondern als ein unglücklicher, verlassener Fürst; seine Armee bot mir Schutz und Sicherheit an; ich danke ihm mein Leben und das Leben der Königin, sowie das Leben meines ersten Ministers. Ich bin Ihnen nach Bayonne gefolgt, Sie haben die Angelegenheiten auf einen Punkt gebracht, wo sie allein durch diesen großen Monarchen geordnet werden können. — Zum Aufstand seine Zuflucht nehmen, die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen, heißt Spanien zu Grunde richten! — Ich habe mein Herz dem Kaiser geöffnet, er kennt alle mir angethanenen Beleidigungen, alle gegen mich verübten Gewaltthätigkeiten; er hat mir geantwortet, daß er Sie nie als König anerkennen würde, und daß Sie, der Feind Ihres Vaters, ihm nie Zutrauen einflößen würden; er hat mir überdies einige Ihrer Briefe gezeigt, die Ihren Abscheu gegen Frankreich beweisen. — Sie hätten den Zuspruch der Verräther verwerfen und mich vertheidigen sollen, bis mein Tod Sie auf den Thron gehoben hätte. Indem Sie aber mir die Krone entrissen, haben Sie die Ihrige in Stücke gebrochen, Sie haben ihr Alles entzogen, was sie Ehrwürdiges und Erhabenes hatte. — Ich bin König durch das Recht meiner Voreltern. Meine Thronentsagung war erzwungen; ich habe demnach Nichts von Ihnen zu empfangen, ich willige in keine Zusammenkunft; ich gebe zu Nichts, was einen Bürgerkrieg erregen könnte, meine Zustimmung. Wenn man Alles für das Volk thun muß, so muß auch das Volk Nichts von selbst thun. Diese Grundsätze vergessen, heißt sich aller Unglücksfälle schuldig machen, die aus dieser Vergessenheit entstehen. Während meines Lebens habe ich mich tausendmal für meine Völker geopfert, und in meinem Alter werde ich nie in eine Sache willigen, die ihrer Religion zuwider ist, und die ihre Ruhe und ihr Glück in Gefahr bringen könnte; allein ich würde für die Opfer hinlänglich belohnt sein, wenn die Religion Spaniens, wenn die Unverletzbarkeit meiner Provinzen und unsere Unabhängigkeit gewahrt würden — dann will ich ruhig ins Grab sinken und Alles vergessen und verzeihen, womit Sie mein Alter niedergebeugt haben."

Vorwürfe.

Antwort Ferdinands

Vorwürfe gegen Ferdinand bilden also den Hauptinhalt dieses Briefes. Den Kern von der Entgegnung des Sohnes, daß nämlich vor den Cortes die Thronentsagung zu geschehen habe, umgeht Karl IV. mit den Worten: „Ich bin König durch das Recht meiner Väter!" Wenn er aber nicht selber regieren, auch nicht nach Spanien zurückkehren will, hat er ein Recht, Spanien an die Bonapartes zu verschenken? Das bestreitet der Sohn, nachdem er die Behauptung, der alte König sei zur Abdankung gezwungen worden, Karl habe nicht nach Amerika auswandern wollen, sicher und ruhig und in loyalstem Tone widerlegt hat: „Ich bitte Eure Majestät ernstlich in Erwägung zu ziehen, daß es auf Nichts geringeres ankommt, als unsere Dynastie von dem Throne Spaniens auszuschließen,

und die kaiserliche Familie von Frankreich an ihre Seite zu setzen. Dies ist nicht Alles. Da wir uns auf einem fremden Boden befinden, würde es unmöglich sein, Jemand zu bereden, wir hätten ohne Zwang gehandelt, und diese Betrachtung würde allein hinreichend sein, Alles, was wir thäten, ungiltig zu machen, und die unglücklichsten Folgen nach sich zu ziehen.“ — Ferdinand beschwört seinen Vater, ja nicht Spanien zu verlassen, „das Sie so lange bewohnt haben, in welchem Sie die Gegend wählen können, die für Ihre erschütterte Gesundheit am besten ist, und wo Sie mehr Geistesruhe und Annehmlichkeit finden können.“ — Ruhig und fest weist Ferdinand auch den Vorwurf seines Vaters ab, daß seine Minister treulos seien.[1])

Ferdinand unfrei.

Nun ruhten die Unterhandlungen. Als Ferdinand seinen Vater, der in derselben Gasse wohnte, besuchen wollte, und zwar zu Fuß, nur in Begleitung des Don Carlos, so wurde er von verkleideten Gendarmen angehalten, und einer derselben war kühn genug, sogar Hand an ihn zu legen. Escoiquiz beklagte sich bitter darüber; Napoleon ließ den Gendarmen einsperren und den Vorgang beim Canonicus entschuldigen. Uebrigens geberdete sich Karl IV. wieder als König; so sandte er 4. Mai einen Aufruf an alle Spanier, in welchem er sie vor treulosen Menschen warnte, die sie unter die Waffen rufen und gegen die Franzosen aufhetzen wollten. Die Verheerung von ganz Spanien würde die Folge davon sein. Er habe daher im Einverständniß mit dem Kaiser, in dessen Freundschaft in der ernsten Zeit alles Heil Spaniens beruhe, Joachim Murat, den Herzog von Berg, der an der Spitze aller französischen Truppen in Spanien stehe, zum Generallieutenant des Königreichs ernannt, um die öffentliche Ruhe und Sicherheit gegen innere und äußere Feinde zu erhalten.[2]) — Zugleich ward die Junta und der Rath von Castilien angewiesen, all seinen Befehlen zu gehorchen. Indem Napoleon Murat den Brief Karls IV. sandte, mahnte er ihn, seinem jetzigen Ansehen Geltung und seinen Geboten Gehorsam zu verschaffen; wenn sonst ein Unfall vorkäme, würde man diejenigen anklagen, welche Feuer an Spanien anlegten und nicht dafür besorgt wären, es auch wieder auszulöschen.[3]) Vom Prinzen von Asturien meldete er ihm, er sei wie zerrissen, bald wolle er seinen Vater anerkennen, bald wieder nicht; übrigens mache ihn der Widerruf des Verzichts von Seite des alten Königs machtlos. —

Karl IV. letzter Erlaß.

Murat General-lieutenant.

Der Kampf am 2. Mai 1808 in Madrid.

Die Abdankung Ferdinands VII. kam zum Entscheid am 5. Mai, als ein Courier wichtige Nachrichten aus Madrid brachte. Es war nämlich am 2. Mai zu einem blutigen Kampf zwischen Spaniern und Franzosen in Madrid gekommen. Murat schlug den Verlust der Spanier auf einige Tausend Mann an. Napoleon lobte die Energie, mit der er den Kampf entschieden habe.

Zu diesem Kampfe ist es also gekommen: Murat hatte den verhaßten Godoy nur durch Androhung von Gewalt in seine Macht bekommen und nach Bayonne gerettet; von da waren verkleidete Boten über unbekannte Pyrenäenpässe mit Nachrichten gekommen, wie sehr Ferdinand VII. sich in Napoleon getäuscht

[1]) Cevallos, l. c. S. 212—15.
[2]) Die Proclamationen in der Correspondance, vol. XVII, p. 68.
[3]) Correspondance, vol. XVII, p. 71.

habe, wie dieser die Bourbonen vom Throne zu stoßen gedenke, wie der junge König aber lieber den Tod erdulden, als sein Volk preisgeben wolle.

Die Zuneigung zu den Franzosen verwandelte sich schnell in bittersten Haß, seit man in ihnen Feinde Ferdinands sah. Ein geringer Anlaß konnte zum Kampfe führen in der Hauptstadt, nachdem es schon in Burgos und in Toledo zu Unruhen gekommen war. Napoleon wollte für seine Pläne alle Bourbonen in Bayonne haben, damit die Spanier keinen eigenen König ihm entgegenstellen könnten, und sandte darum an Murat den Befehl, ihm die Königin von Etrurien nebst ihrem Sohn, ihren jüngsten Bruder Franz und ihren Oheim Don Antonio zu senden. Murat stellte, 1. Mai, dem Präsidenten der Junta das Schreiben Karls IV. zu, welcher seine beiden Kinder und seinen Bruder Don Antonio zu sich nach Bayonne berief, nebst der Weisung sich zur Abreise auf den nächsten Tag vorzubereiten. Die Junta antwortete, ohne einen Befehl des Königs Ferdinand VII. könne diese Abreise nicht erfolgen. Murat entgegnete, Karl IV. habe als Vater das Recht, seine Kinder, und als König das Recht, seinen Bruder Don Antonio zu sich zu berufen, und drohte mit Gewalt. Es drehte sich also der Streit um die Frage, wer ist König, Ferdinand VII. oder Karl IV.? Die Junta hielt zu Ferdinand; sie berieth in der Nacht des 1. Mai, was zu thun sei, nur eine Stimme war dafür, Widerstand zu leisten. Der Kriegsminister warnte davor, mit 3000 spanischen Soldaten gegen die 25.000 Franzosen unter Murat, die vortrefflich aufgestellt seien, einen Kampf zu wagen; die ungeübte Bevölkerung der Stadt könne nur eine blutige Niederlage erleiden. In der That hatte Murat gleich von Anfang an seine Mannschaft in und außer der Stadt so aufgestellt, daß sie gegen einen Ueberfall gerüstet war. Napoleon hatte ihn längst erinnert, an den Kampf um Kairo zu denken, die Soldaten unter ihren Officieren außer der Stadt beisammen zu halten und das Geschütz wirksam aufzustellen.

Die Junta.

Die Junta kam um so weniger zu einem thatkräftigen Beschluß, als widersprechende Befehle von Ferdinand da waren. Zuerst hatte Cevallos aus Bayonne die Vollmacht gesendet, Alles zu thun, was zum Nutzen des Königs und des Reiches diene, und was Seine Majestät selber thun würde, wenn sie anwesend wäre; eine spätere Weisung rieth jedoch, Nichts zu thun, was für den König und seine Begleiter beklagenswerthe Folgen haben könnte. Die Junta hatte dann Boten mit der Frage geschickt, ob sie ihre Vollmacht bei Gefahr der Unfreiheit anderen Personen übertragen dürfe, damit diese sich an einem geeigneten Orte versammelten, etwa in Saragossa? Da noch keine Antwort eingetroffen war, wurde nur vorläufig eine zweite Junta gewählt und berathen, wie man die Pässe sperren, die Truppen sammeln und den Franzosen die Lebensmittel abschneiden könne.

Murat.

Müde der Ausflüchte der Junta erklärte Murat 1. Mai, daß er die Verantwortung übernehme. Der 1. Mai war ein Sonntag, viele Landleute kamen in die Stadt, um dem Kirchgang der Garnison zuzuschauen. Eine

geheime Gesellschaft von Patrioten soll angereizt haben, die Abreise der letzten Mitglieder der königlichen Familie zu verhindern. Montag 2. Mai füllte die Menge Straßen und Plätze und war in fieberhafter Spannung. Um acht Uhr fuhren beim Palast die Wagen vor. Die Königin von Etrurien bestieg mit ihrem Sohne den einen; man ließ sie ruhig abreisen, denn sie war wegen ihres Verhaltens am 18. März verhaßt, wie ihre Mutter. Nun sollte an den Infanten Don Francisco die Reihe kommen; es hieß aber, er wolle Madrid nicht verlassen und weine und jammere über die Abreise, man werde ihn mit Gewalt in den Wagen bringen. Das gewann ihm die Herzen, namentlich der Frauen — die Menge murrte und tobte. Da sprengte ein Adjutant Murats daher, durch welchen dieser die Königin von Etrurien bei der Abreise noch begrüßen wollte. Die Menge, in der Meinung, er solle die Abreise des jungen Prinzen erzwingen, stieß einen Schrei der Wuth aus, warf mit Steinen nach ihm und hätte ihn ermordet, hätte nicht die nahe Wachmannschaft mit gefälltem Bajonnette ihn gerettet. Im Drängen hin und her fielen einige Flintenschüsse; bald hörte man das Knattern des Gewehrfeuers durch die Straßen. Die Bauern gebrauchten ihre langen Messer gegen die Franzosen, die sie in den Straßen antrafen; manche wurden von Bürgern in ihre Häuser gezogen und gerettet. Murat hatte Befehl, einen Aufstand schnell mit ganzer Macht niederzuschlagen, und vollzog denselben entschlossen: er wohnte unweit vom Palast und ließ sogleich ein Bataillon mit zwei Kanonen gegen die Menge vor dem Schlosse anrücken, und, als die Aufforderung sich zu zerstreuen, entweder nicht verstanden oder verhöhnt wurde, auf die Menge feuern, und sandte an die Truppen vor der Stadt in den Lagern den Befehl, die Straßen zu säubern. Die Wirkung war schnell — und entsetzlich, in zwei Stunden war der Aufstand niedergeschlagen. Gegen kampfgeübte Soldaten, gegen Artillerie und Reiterei vermochten die Messer der Bauern und die Flinten der Städter wenig, nur hundert Franzosen sollen gefallen sein, nach genaueren Berichten vierhundert. Die Zahl der getödteten Spanier schlug das Gerücht auf Tausende an; Napoleon schrieb an Joseph, es seien mehr als 2000 gefallen;[1]) 700 bis 800 scheint die sicherste Zahl zu sein. Die spanischen Soldaten waren in ihre Kaserne eingeschlossen, nur zwei Artillerie-Officiere, Don Valerde und Daoiz konnten sich am Kampfe für ihre Landsleute betheiligen. O'Farill und Asanza sprengten zu Murat und erlangten Einstellung der Feindseligkeiten gegen das Versprechen, die Menge zu beruhigen; sie ritten dann mit einigen Mitgliedern des Rathes von Castilien durch die Straßen, als Friedensboten — und stellten die Ruhe wieder her.

Die Abfahrt.

Zorn des Volkes.

Der Kampf.

Zahl der Opfer.

Die Lection war hart, doch glaubte man allgemein, sie sei jetzt zu Ende. Dieser Ansicht war aber Murat nicht, er meinte, die Lehre, die er dem un-

[1]) Mémoires du roi Joseph, V, p. 4, 228. Paris 1855.

bändigen Volke gegeben, sei noch nicht streng genug. Trotzdem daß O'Farill und Asanza, als sie die Stadt durchritten, die Menge zu beruhigen, allgemeine Straflosigkeit und Vergessenheit des Vorgefallenen denen verkündigt hatten, welche die Waffen niederlegen und sich ruhig in ihre Wohnung begeben würden, ließ Murat in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai ein Standgericht gegen solche amten, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden waren, und gegen hundert Spanier in der Nacht noch und am andern Morgen am Brunnen der Puerta del Sol und im Prado erschießen.

Kriegsgericht.

Darunter sollen auch solche Spanier gewesen sein, die sich am Kampfe gar nicht betheiligt hätten, und wieder andere, die auf Anzeige hin, aus ihren Häusern erst abgeholt wurden. Ein Straßenanschlag meldete den Kriegszustand: wer mit den Waffen ergriffen werde, wer in seinem Hause Waffen behalte, wer mit mehr als sechs Personen auf der Straße zusammenstehe, solle erschossen, jedes Dorf, in dem ein Franzose ermordet wurde, solle niedergebrannt werden. Verbreitung aufrührerischer Schriften werde mit dem Tode bestraft. Dieses Verfahren reizte den schon gedämpften Ingrimm zu unerschütterlicher Stärke.

Standrecht.

Madrid war 2. Mai wie eine Stadt der Todten, die Häuser waren geschlossen, Niemand wagte sich auf die Straße, man hörte nur die Tritte der Patrouillen. Murat herrschte unbedingt, er theilte der Junta seine Ernennung zum Generallieutenant mit und trat an die Spitze derselben. Don Antonio hielt es für gut, auch nach Bayonne abzureisen. Der junge Prinz Don Francisco fuhr ab, ohne daß Jemand sich dagegen zu rühren wagte. In Madrid war kein Bourbon mehr, alle Behörden waren fügsam. Murat war factisch König, er meinte, die Krone winke ihm schon.

Murat herrscht.

Abreise der letzten Bourbonen.

Am 5. Mai Nachmittags vier Uhr brachte ein Courier die Nachrichten vom 2. Mai nach Marrac. Napoleon lobte die Energie Murats, suchte aber dieses Blutbad auszunützen; er eilte mit dem Bericht hierüber nach Bayonne und theilte ihn mit dem Ausdruck der stärksten Entrüstung dem alten Königspaar mit. Karl IV. erschrack und ließ Ferdinand sogleich kommen: „Das ist Dein Werk!“ fuhr er den Sohn an; „das Blut der Truppen meines Verbündeten, meines Freundes, des großen Napoleon, ist ebenfalls geflossen. Welchen Verheerungen hättest Du Spanien nicht ausgesetzt, wenn wir es mit einem weniger großmüthigen Sieger zu thun hätten! Das sind die Folgen Deiner Bestrebungen, einige Tage früher die Krone zu besitzen, die ich bereit war Dir abzutreten. Gib die Krone zurück, die für Dich zu schwer ist, und gib sie dem, welcher allein fähig ist sie zu tragen!“ — und dabei schwang der alte Mann seinen Stock, wie wenn er den ruhig vor ihm stehenden Sohn auf den Kopf schlagen wollte.

Karl IV. an den Sohn.

Noch erbitterter fuhr die leidenschaftliche Königin auf ihren Sohn los, nannte ihn falsch, treulos, frech, er habe gestrebt, seinen Vater zu entthronen und seine Mutter zu ermorden. Ruhig, mit gesenkten Blicken, hörte Ferdinand diese

Die Königin.

Schmähungen an. Da stürzte die Mutter mit geballter Faust auf ihn zu: „Da stehst Du nun, wie Du immer gewesen bist, wenn Dein Vater und ich einige Ermahnungen zu Deinem eigenen Besten an Dich richten wollten, da bliebst Du stumm und antwortetest mit Stillschweigen und Haß; aber antworte doch jetzt Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinem Freunde, unserem Beschützer, dem großen Napoleon!" Ruhig entgegnete Ferdinand, er habe mit dem Aufstand vom 2. Mai Nichts zu thun. Um der Scene, die für alle Anwesenden peinlich wurde, ein Ende zu machen, sagte Napoleon in gebieterischem Tone zu Ferdinand, wenn er nicht noch denselben Abend die Krone seinem Vater zurückgebe, so werde er ihn als Mitschuldigen an der Revolution des 17., 18. und 19. März behandeln. Cevallos, der zugegen war, erzählt:[1] „Der Prinz mußte solche erniedrigende Ausdrücke anhören, daß ich mir nicht getraue, sie niederzuschreiben", und bemerkt noch: „Alle saßen, nur der Prinz mußte stehen. Der Kaiser sagte kalt zu ihm: „Prinz, es muß zwischen dem Verzicht und dem Tode gewählt werden!""

Drohung Napoleons.

Ferdinand hatte jetzt keine Wahl mehr; er ergab sich in sein Schicksal und sandte am 6. Mai an Karl IV. den unbedingten Verzicht.

Ferdinand verzichtet.

Er lautet: „Ehrwürdiger Vater und Herr! Ich habe Eurer Majestät am 1. dieses Monats meinen Verzicht auf die Krone übergeben, mit Bedingungen, die mir am meisten mit der Eurer Majestät schuldigen Ehrfurcht, mit der Ruhe meiner Staaten und mit der Erhaltung meiner Ehre und meines Rufes übereinzustimmen schienen. Mit großem Erstaunen habe ich den Verdruß gesehen, den diese Bedingungen Eurer Majestät verursacht haben. — Ohne andere Ursache zur Klage zu besitzen, haben Eure Majestät es für dienlich erachtet, mich in Gegenwart meiner ehrwürdigen Mutter und des Kaisers durch die erniedrigendsten Ausdrücke zu beleidigen; hiermit nicht zufrieden, verlangen Sie meinen unbedingten Verzicht bei Strafe, sowie daß meine Minister als Verschwörer behandelt werden. In einem solchen Zustand der Dinge leiste ich die Entsagung, die Eure Majestät mir anbefehlen, damit Sie zurückkehren können, um Spanien zu regieren, in dem Stande, worin sich Eure Majestät am 19. März befanden, als Sie zu meinen Gunsten freiwillig die Krone niederlegten. Möge Gott noch viele Jahre Ihr kostbares Leben erhalten. Das ist die Bitte, die Ihr ganz ergebener Sohn zu Ihren Füßen niederlegt. — Bayonne, 6. Mai 1808. Ferdinand."

In Marrac, wohin Napoleon von dieser Scene eilte, erging er sich hastig und lange in der Allee; dann äußerte er sich, noch aufgeregt: „Welche Frau, welche Mutter! Sie hat mich schaudern gemacht, ich habe Antheil an ihrem Sohn genommen." —

Der Vertrag von Bayonne.

Bald darauf kam der Friedensfürst und jetzt wurde folgender Vertrag abgeschlossen:[2] „Seit sechs Monaten beunruhigt ein Zwist das spanische Königshaus. Unordnung und Anarchie bedrohen diesen schönen Theil des Festlandes. Nach Vorgängen, in Folge deren ein Prozeß gegen den Prinzen von Asturien begann, setzte sich der Sohn auf den Thron seines Vaters.

Godoy.

[1] Cevallos, l. c. S. 117—18. — Mémoires de Escoiquiz, p. 64.

[2] Die Einleitung ist aus der Feder Napoleons. Vgl. Projet de médiation — in der Correspondance, vol. XVII, p. 78.

Alle Mittel, die wir zur Versöhnung der Streitenden vorschlugen, um Spanien ohne Erschütterung neues Leben zu verschaffen, scheiterten. Unberechenbar ist das Unglück für Frankreich! in Spanien würde durch eine längere Zeit Unsicherheit entstehen, innerer und äußerer Krieg diesen schönen Theil Europas zerreißen, dessen Mithilfe so nöthig ist zur Wiederherstellung des Friedens zur See und der Freiheit der Meere. Amerika, durch den Zwist im Mutterland beunruhigt, würde die Achtung vor einem schwachen Scepter und einem durch die Mitglieder der königlichen Familie selber umgestürzten Thron verlieren, könnte sich von den Zumuthungen der Feinde des Festlandes fortreißen lassen, und Europa der Vortheile, die an ihren Besitz geknüpft sind, für immer berauben. Es ist zugleich ein Bedürfniß, daß der Thron von Spanien in einer Weise besetzt werde, daß wir, ohne ihn irgendwie zu beeinflussen und in seiner Unabhängigkeit zu stören, eine Bürgschaft für uns und unsere Völker haben, wie wir sie in der gegenwärtigen Stellung der Fürsten des regierenden Hauses nicht finden. In unserer Eigenschaft als Fürst, Nachbar, Verbündeter und als anerkannter Vermittler, kamen wir zu einem Vertrag zwischen uns und Karl IV., für ihn, die Königin, den Prinzen von Asturien und die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses, der vollständig und gewissenhaft eingehalten werden soll. 1. Wir gewährleisten die Integrität Spaniens und seiner Kolonien, deren Gesammtgebiet nicht vermindert werden soll. 2. Wir garantiren die Rechte, Freiheiten und Verfassungen jeder Provinz und das Eigenthum aller Stände des Staates. 3. Wir garantiren, daß kein anderer Cult als der unserer heiligen Religion in Spanien geduldet werde; 4. daß die Vorrechte, das Einkommen, das Eigenthum, die Ordnung der Diöcesen und der religiösen Orden unverändert bleibe; nur die Inquisition soll, als zuwider dem bürgerlichen Gesetz und der weltlichen Gewalt, aufgehoben werden.

Große Gefahr.

Amerika.

Was Napoleon verspricht.

„Endlich anerkennen wir den König, welchen das spanische Volk wählen wird, unter der einzigen Bedingung, daß er aus unserem Blut und aus unserer Familie sei, ohne daß wir irgend eine Oberhoheit über die Spanier ausüben wollen, sondern bloß in der Absicht, die Einheit zwischen beiden Nationen zu befestigen und unseren Völkern die Gewähr zu bieten, daß in keinem Fall, namentlich in keinem Unglück, Spanien gemeinsame Sache mit den Feinden gegen unser Reich und unser Haus mache. Den neuen König von Spanien anerkennen wir als König von Spanien und Kaiser von Mexico.

„Dieser Vertrag soll von König Karl IV. und der Reihe nach von allen Prinzen seines Hauses unterzeichnet werden, die an den darin bedungenen Vortheilen Antheil haben wollen."

Was Karl IV. bezweckt,

Karl IV. gibt in diesem Vertrag als Grund seines Verzichtes die Absicht an, Spanien aus der Anarchie und den Erschütterungen des Bürgerkrieges zu retten, ihm seine Religion und seine Integrität zu wahren, seine Kolonien zu bewahren und es der Verbindung mit Frankreich würdig zu machen.

Die näheren Bedingungen für Karl IV.[1]) und seine Familie waren: sie sollten, sammt dem Friedensfürsten, eine Zuflucht finden in Frankreich, Karl, den kaiserlichen Palast in Compiègne sammt dem dazu gehörigen Park und den Forsten auf Lebenszeit innehaben und einen Jahresgehalt von 30 Millionen Realen aus dem Kronschatze in Monatsraten beziehen, von denen 2 Millionen Realen der Königin als Witthum verbleiben sollten; alle Infanten sollten eine jährliche Rente von 400.000 Realen beziehen und auf ewige Zeiten ihre Nachkommen. Dann trat der Kaiser an König Karl IV. das Schloß Chambord mit allem Zubehör als volles Eigenthum ab, dagegen trat dieser sein volles Eigenthum, welches nicht der Krone Spanien zugehörte, an Napoleon als volles Eigenthum ab. Den Infanten jedoch wurden die Einkünfte, die sie bisher von den Ordenscommenden bezogen, überlassen.

was er erhält,

Nach einer Abmachung vom 10. Mai zwischen Duroc und Escoiquiz[2]) sollte Ferdinand dafür, daß er auf alle Rechte an Spanien und Indien verzichtet, und den Vertrag zwischen Karl IV. und Napoleon I. anerkennt, den Titel „königliche Hoheit“ [3]) und alle Vorrechte der kaiserlichen Prinzen genießen und seine Nachkommen den Titel „Prinz“ und „kaiserliche Hoheit“ und gleichen Rang mit den Großwürdenträgern des Reiches haben; außerdem solle er und seine Nachkommen die Paläste, Gärten, Pachtgüter und Forste des Fürstenthums Navarra im Südwesten des Reiches besitzen, als vollkommen freies Eigenthum; die Rente von 400.000 Franken sollte, in Ermanglung eigener Nachkommenschaft, auf die Infanten Karl, Franz und Anton übergehen; außerdem wurde ihm noch eine lebenslängliche Rente von 400.000 Franken zugesagt, von welcher die Hälfte seine Gemahlin als dermaleinstiges Witthum beziehen sollte. Die Infanten Karl, Franz und Anton behalten den Titel „königliche Hoheit“ mit allen Ehrenbezeugungen und Vorrechten französischer Prinzen; ihre Nachkommen haben den Titel „durchlauchtige Hoheit“ [4]) und „Prinz“ mit dem Range der Großwürdenträger und außer dem Genusse ihrer Commenden eine jährliche Rente von 400.000 Franken auf ewige Zeiten; erlischt ihre Nachkommenschaft, so fällt dieses Einkommen dem Prinzen von Asturien zu. —

was Ferdinand, was die Infanten erhalten.

Ferdinand war seit Napoleons harten Worten am 5. Mai „Tod oder Verzicht!“ wie gebrochen. Er schrieb 6. Mai an die oberste Junta in Madrid:[5]) „Kraft des Verzichtes, den ich zu Gunsten meines vielgeliebten Vaters ablege, ziehe ich die vor meiner Abreise von Madrid bewilligte Vollmacht für wichtige und dringende Angelegenheiten zurück. Die Junta wird also hinfüro die Befehle meines Vaters, des Königs, befolgen und in dem Königreiche vollziehen lassen. Indem ich zurücktrete, muß ich den Mitgliedern, den Behörden und der ganzen Nation meinen Dank aussprechen für den Beistand, den sie mir leistete. Ich empfehle Ihnen sich mit ganzer Kraft und ganzem Herzen dem König Karl IV. und dem Kaiser Napoleon anzuschließen, dessen Kraft und Freundschaft mehr als alles Andere die höchsten Güter Spaniens sichern können: seine Unabhängigkeit

Ferdinand an die Junta.

---

[1]) Traité entre le Roi d'Espagne, Charles IV. et l'Empereur des Francais, à Bayonne le 5 Mai 1808. Abgedruckt in de Pradt, Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, Paris 1816, p. 585—88.

[2]) Traité entre l'Empereur des Francais et le Prince des Asturies Ferdinand. De Pradt, l. c. p. 389—92.

[3]) Altesse Royale.

[4]) Altesse Sérenissime.

[5]) Correspondance, vol. XVII, p. 80.

und seine Integrität. Ich rathe Ihnen, ja nicht in die Schlingen unserer ewigen Feinde zu fallen; versucht es, mit unseren Verbündeten vereinigt zu bleiben, das Blut zu schonen und das Unglück zu meiden, welches leicht aus der gegenwärtigen Verwicklung entstehen könnte, wenn man sich dem Geist des Schwindels und der Spaltung überließe." —

Ferdinand VII. in Valencay.

Nach Valencay.

Unter dem Schutz von achtzig berittenen Gendarmen ließ Napoleon Ferdinand, Don Carlos und Don Antonio nach dem Schlosse von Valencay, das Talleyrand gehörte, abführen. An diesen schrieb er am 9. Mai: [1])

Napoleon an Talleyrand, mephistophelisch.

„Ich wünsche, daß die Prinzen ohne äußeren Glanz, aber mit anständiger Theilnahme empfangen werden, und daß Sie alles Mögliche thun, um ihnen den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Wenn Sie in Valencay ein Theater haben und einige Schauspieler kommen ließen, so wäre dies nicht übel. Sie können auch Madame de Talleyrand und vier oder fünf Damen hinkommen lassen. Wenn der Prinz von Asturien ein Verhältniß mit einer hübschen Dame anknüpfte, so wäre daran Nichts auszusetzen (vorzüglich wenn man ihrer sicher wäre). Es liegt mir sehr viel daran, daß der Prinz von Asturien keinen falschen Schritt thut. Ich wünsche daher, daß er unterhalten und beschäftigt wird. Die gestrenge Politik würde verlangen, daß ich ihn nach Bitsch oder einer anderen Festung schickte, aber da er sich mir in die Arme geworfen und versprochen hat, Nichts ohne meinen Befehl zu thun, und da in Spanien Alles geht, wie ich wünsche, so habe ich mich entschlossen, ihn in ein Landhaus zu thun, und ihn mit Vergnügungen und geheimer Aufsicht zu umgeben. Dies kann den Mai und einen Theil des Juni so fort gehen, wo alsdann die spanischen Angelegenheiten eine Wendung genommen haben müssen und ich sehen werde, was zu thun ist. — Was Sie anlangt, so ist Ihr Auftrag ziemlich ehrenvoll; drei hohe Personen bei sich zu empfangen, um sie zu unterhalten, ist ganz im Charakter der Nation und Ihres Ranges." — Das Schloß Navarra wurde damals einer gründlichen Ausbesserung unterworfen, und so mußte man die Prinzen nach Valencay bringen, im Departement Indre.

Ankunft der Prinzen.

Hören wir nun Talleyrand, der sich schon früher dahin begab, um die nöthigen Anordnungen zu treffen: „Der Tag ihrer Ankunft, 19. Mai 1808, ist mir unvergeßlich geblieben. Die Prinzen waren noch sehr jung und ihre ganze Umgebung, sogar sie selbst in ihren altspanischen Costümen, die Wagen, die Dienerschaft in ihren antiken Livréen — Alles war das Bild eines längst verflossenen Jahrhunderts. Die plumpe über und über vergoldete Karosse stammte jedenfalls aus der Zeit Philipps V., eines Enkels Ludwigs XIV. Und doch machte dieser Rest einer ehemaligen Größe die Prinzen, im Hinblick auf ihre jetzige Lage, nur noch bemitleidenswerther. Es waren zugleich die ersten Bourbonen, die ich nach den langen, stürmischen und schrecklichen Jahren wieder sah, und mich überkam eine Rührung, der ich mich nicht erwehren konnte.

„Mit den Prinzen kam als Befehlshaber Oberst Henri, einer jener Polizeisoldaten, die ihre militärische Ehre in roher und rücksichtsloser Pflichterfüllung sehen, und belästigte die Prinzen durch sein aufdringliches Benehmen, so daß ich

---

[1]) Den Brief hat die Correspondance nicht, veröffentlicht hat ihn Thiers, l. c. vol. VIII, p. 492—95.

genöthigt war, ihm den Schloßherrn zu zeigen. Die Prinzen waren mir dafür sehr dankbar. Auch sonst sorgte ich, daß sie mit der schuldigen Achtung behandelt wurden, und ich ging darin mit dem guten Beispiel voran. Die Tagesordnung war nach ihrem eigenen Wunsche geregelt, die Messe, die Spaziergänge, die Mahlzeiten, die Ruhestunden, bis auf die Morgen- und Abendgebete . . . ganz wie es ihnen am genehmsten war. Und, sollte man es glauben? die Prinzen wurden in der Verbannung ihres Lebens froh, wie sie es bei ihren Eltern in der Nähe des Thrones nie gewesen! So durften sie zum Beispiel in Madrid niemals ohne eine specielle Erlaubniß des Königs zusammen ausgehen, die bei größeren Ausflügen sogar schriftlich gegeben werden mußte, und hier, in Valencay, konnten sie den ganzen Tag nach Belieben Garten und Forst mit einander durchstreifen, frei und unbehelligt, sie hatten sich wirklich noch nie als Brüder gefühlt, so wie jetzt. Jagd, Reiten und Tanz — Alles war ihnen in Madrid untersagt — ich weiß wirklich nicht, weßhalb. Bei mir haben sie den ersten Schuß abgefeuert, mein alter Förster Aubry lehrte sie mit Gewehren und Pistolen umgehen, meistens war der jüngere Bourbon sein Schüler; Foucault, einst der Lehrer der Madame Elisabeth, lehrte sie reiten. Der Mundkoch verstand, ihnen die für uns fast ungenießbaren Gerichte mit Zwiebeln und Oel zu bereiten. Die große Schloßterrasse diente uns als Ballsaal, denn die Burschen und Mädchen des Dorfes fanden sich manchmal in ihren Sonntagskleidern ein und führten einen ländlichen Rundtanz auf, wobei die spanischen Guitarren und Mandolinen nicht fehlten. — Nur mit der Bibliothek hatte ich bei den Prinzen kein Glück. Ich wählte sorgfältig die interessantesten Bücher aus, aber sie lasen sie nicht, oder fingen an darin zu lesen und ließen sie dann liegen. Auch die prächtig eingebundenen, werthvollen Kupferwerke interessirten sie nicht, und zuletzt nahmen wir zu den gewöhnlichsten Bilderwerken unsere Zuflucht. Ich glaube, Don Antonio trug die meiste Schuld daran, denn er betrachtete an sich schon jede gut ausgestattete, weltliche Bibliothek als etwas Gefährliches und Verderbliches, und machte mit der meinigen keine Ausnahme. Jedesmal wenigstens, wenn die beiden jüngern Brüder dort verweilten, erschien er unter irgend einem Vorwande, um sie abzuholen, Sie ließen es sich auch gerne gefallen, aber in ihren Vergnügungen im Freien durfte der gestrenge Oheim sie nicht beschränken; er that es auch nicht, und gewährte ihnen volle Freiheit.

Tagesordnung.

Argwohn gegen französische Bücher.

„Auf diese Weise suchte ich den Prinzen ihre Gefangenschaft so erträglich als möglich zu machen, und wenn trotzdem bei ihnen manchmal sich trübe Stunden einstellten, so fanden sie einen großen Trost in der Religion. Schwere, unverdiente Unglücksfälle, ob sie die Hohen oder Niederen der Erde treffen, stärken den Glauben — und an ihm richtet sich dann die bedrängte Seele wieder auf. An dem täglichen Abendgebet ließ ich alle Bewohner des Schlosses theilnehmen, auch viele Officiere des in dem Städtchen Valencay liegenden Regiments fanden sich dazu ein, und ebenso manche von unseren Gendarmen. Diese Gebetstunde machte auf Alle immer einen wohlthuenden Eindruck. Dort knieten die königlichen Gefangenen, und neben ihnen ihre Hüter; sie beteten zu demselben Gott, und wenn ihre Blicke sich begegneten, so sprach aus ihnen kein Haß, sondern Theilnahme, und wohl gar ein freundlicher Gruß. Vielleicht stiegen in jenen Momenten auch heitere Hoffnungsbilder in den trauernden Herzen der Prinzen auf — und wie oft haben sie mir für die Einführung des gemeinsamen Gebetes gedankt." — Die Prinzen waren betrübt, als ein Schreiben Napoleons Talleyrand nach Nantes abrief. —

Trost in der Religion.

Talleyrand und Napoleon.

Hier will dieser folgende Scene mit dem Kaiser gehabt haben. „Bei einem Gespräch über die Spanier ging er hastig in seinem Cabinet auf und ab, rieb sich die Hände, blieb vor mir stehen, betrachtete mich mit spöttischen Blicken, und fuhr mich in seiner bekannten, derben Weise an: „Na, Talleyrand, was sagen Sie jetzt? Was ist aus den vielen Schwierigkeiten, Verwicklungen und Gefahren geworden, die Sie mir damals prophezeit haben, wenn ich die spanischen Angelegenheiten nach meinem Sinn und in meiner Manier in Ordnung bringe? Sie sehen, es ist Alles nach Wunsch gegangen, und ich bin mit all den Leuten fertig geworden. Ich habe meine Netze ausgestellt — und sie sind hineingelaufen! Ich bin jetzt Herr in Spanien und in ganz Europa." — Mich verletzte diese hochmüthige Prahlerei, vorzüglich weil ich an die unwürdigen und schimpflichen Mittel dachte, deren er sich bedient hatte, um zu seinem unlauteren Ziele zu kommen. Ich hielt aber an mich, und antwortete ganz ruhig, daß ich die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte ansehe und der Ueberzeugung sei, er habe in Bayonne mehr verloren, als gewonnen. — „Was wollen Sie damit sagen?" fragte er hastig. — „Ich kann mich am besten durch folgendes Beispiel verständlich machen: Ein vornehmer Mann lebt leichtfertig und verschwenderisch, behandelt seine Gattin schlecht und vergeht sich gegen seine Freunde. Lieber Gott, wer wird ihn tadeln, ihm Vorwürfe machen! er ist reich, gewandt und hat großen Einfluß, und, wie die Welt einmal ist, man duldet ihn, und findet wohl noch ein Wort der Beschönigung. Nun, lassen Sie diesen Mann in seinem Gut oder sonst wo falsch spielen, sofort ist er als Dieb und Betrüger geächtet, man wirft ihn zur Thüre hinaus, und kein Mensch will Etwas mit ihm zu thun haben. Sie werden mich wohl verstehen, Sire?" — Der Kaiser erbleichte, wurde unruhig und verlegen, und ich glaubte schon, er wolle auf mich losfahren. Doch er drehte mir nur den Rücken zu, sagte Nichts und redete auch den Tag über kein Wort mehr mit mir. Von jenem Augenblicke datiert unsere gegenseitige, immer wachsende Entfremdung, die nur noch nicht gleich zum vollen Ausbruch kam."" [1]) — Wenn Talleyrand diese Worte damals gesprochen hätte, so würden sie ihm zur hohen Ehre gereichen. Aber er war der Macht gegenüber immer feig und schmeichlerisch und so ist an seinem Muthe, damals solche Worte zu sprechen, zu zweifeln. Richtig ist aber der Wendepunkt in Napoleons Schicksal bezeichnet. —

Napoleons falsches Spiel in Bayonne und Versuch, es zu rechtfertigen.

Napoleon zwang in Bayonne Ferdinand VII. durch Drohung, der Krone zu entsagen zu Gunsten des Vaters, und zwang Karl IV. die Krone ihm zu übertragen. Ein Königreich war errungen — durch Arglist und Betrug, nicht durch einen Kampf, der aus gerechtem Grund begonnen hätte, und durch einen glorreichen Sieg entschieden wäre. Ein solches Verfahren war eines Herrschers, der die Rolle der Vorsehung spielen wollte, unwürdig.

Wie Napoleon sich entschuldigt.

Napoleon suchte sich auf St. Helena zu rechtfertigen; einmal mit der Zufriedenheit Ferdinands in Valencay: [2]) Europa, und selbst Frankreich, habe nie einen richtigen Begriff von der Lage des Prinzen in Valencay gehabt, man täusche

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 286—87.
[2]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, Bd. VI, S. 53.

sich über die Behandlung, die er erfuhr, noch viel mehr über seine eigenen Neigungen und Gesinnungen. Das Wahre davon sei, daß er zu Valencay kaum bewacht wurde, und auch gar nicht zu entkommen verlangte. Wenn sich irgend eine Intrigue entspann, um seine Flucht zu erleichtern, so war er der erste, der sie anzeigte. Ein Irländer (Baron Colli) drang bis zu seiner Person, um ihm im Namen Georgs III. das Anerbieten zu thun, daß er ihn entführen wolle: aber weit entfernt darauf einzugehen, gab Ferdinand sogleich der Behörde Anzeige von dem Geschehenen. „Er hörte gar nicht auf, mich zu bitten, ihm eine Gemahlin zu wählen. Er schrieb mir von freien Stücken jedesmal, wenn mir etwas Angenehmes widerfuhr, um mir Glück zu wünschen. Er hat Proclamationen an die Spanier erlassen, daß sie sich mir unterwerfen sollten; er hat Joseph anerkannt. Das sind doch allerdings Sachen, von denen man glauben könnte, er sei dazu gezwungen worden. Er bat Joseph um sein großes Band, er bot mir seinen Bruder Don Carlos zum Commandanten der spanischen Regimenter an, welche nach Rußland zogen. Das waren doch Gegenstände, zu denen er auf keine Weise verbunden sein konnte. Endlich bat er mich dringend, ihn an meinen Hof in Paris kommen zu lassen; und wenn ich mich zu einem Schauspiel, das ganz Europa in Erstaunen setzen, das die ganze Festigkeit meiner Macht beweisen konnte, nicht bereit finden ließ, so war es bloß, weil wichtigere Angelegenheiten mich ins Ausland riefen, und meine häufige Abwesenheit von der Hauptstadt mir die Gelegenheit dazu verweigerte." — Ueber einen Brief Ferdinands äußerte sich der Kaiser ganz entzückt: „er sei reizend, ein Sohn könnte nicht anders an seinen Vater schreiben." —

mit Ferdinand.

Dann entschuldigt sich Napoleon mit der Abgenutztheit Karls IV., der nicht mehr tauglich war zu regieren. Er erinnerte sich aber gut an eine Warnung des Escoiquiz: „Sie machen sich aus einem Kinderspiel, das Sie so leicht in den Händen haben könnten, eine herkulische Arbeit. Sie wollen sich von den spanischen Bourbonen befreien. Warum fürchten sie dieselben? Sie sind null, sie sind keine Franzosen mehr, sie sind ihrer Nation und deren Sitten fremd geworden."

Escoiquiz

Als Las Cases dem Kaiser auf St. Helena die Meinung vieler Spanier mittheilte,[1]) er hätte Karl IV. fortschicken und Ferdinand behalten sollen, dann wäre dem Volke die Revolution angenehm gewesen, und Alles würde eine andere Wendung genommen haben, gestand dies Napoleon zu, räumte ein, daß die Unternehmung schlecht eingeleitet, dabei Vieles minder gut ausgeführt worden sei; er antwortete: „In jedem Falle war Karl IV. für die Spanier abgenutzt — man hätte Ferdinand auch abnutzen sollen. Kein Plan wäre meiner würdiger, keiner zur Ausführung meiner Absichten sicherer gewesen, als eine Art von Vermittlung, ohngefähr wie bei der Schweiz. Ich hätte der spanischen Nation eine freisinnige Verfassung geben und Ferdinand mit deren Ausführung beauftragen sollen. Wenn er redlich dabei zu Werke ging, so wurde Spanien glücklich und setzte sich in Harmonie mit unseren neueren Sitten: der große Zweck war dann erreicht; Frankreich erlangte die engste Allianz mit Spanien und dadurch einen wahrhaft furchtbaren Zuwachs seiner Macht. Hätte aber Ferdinand seinen eingegangenen Verbindlichkeiten nicht Genüge geleistet, so hätten die Spanier selber ihn fortgeschickt und mich gebeten, ihnen einen Herrn zu geben. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, dieser unselige spanische Krieg war eine wahre Wunde, die

Las Cases und Napoleons Ansicht.

---

[1]) Las Cases, l. c. Bd. VI, S. 55.

erste Quelle des Unglücks für Frankreich. Nach meinen Verhandlungen mit Kaiser Alexander I. zu Tilsit mußte England zum Frieden gezwungen werden, mochte es nun durch Gewalt der Waffen oder aus Ueberzeugung geschehen. Es war verloren, vernichtet auf dem Continent. Ich befand mich dagegen in dem glänzendsten Vortheile — und nun mußte diese unglückliche Unternehmung in Spanien die öffentliche Meinung von mir abwenden und England wieder erheben. Von Stund an konnte es den Krieg wieder fortsetzen; die Häfen Südamerikas standen ihm von Neuem offen, es bildete sich eine Armee auf der Halbinsel, und nun wurde es der siegreiche Agent, das siegreiche Bindemittel aller Intriguen, die sich sofort auf dem Festland bildeten. Das hat mir den Untergang gebracht.[1]) — Von der anderen Seite überschüttete man mich nachher mit Vorwürfen, die ich nicht verdiente. Die Geschichte wird mich davon rein waschen. Man beschuldigte mich, daß ich bei dieser Sache schändlich, hinterlistig, unredlich gehandelt habe. Von alle dem ist jedoch Nichts geschehen. Nie, was man auch gesagt haben mag, habe ich gegen Treu und Glauben gehandelt. Man wird sich überzeugen, daß ich bei der großen spanischen Angelegenheit keinen Antheil an den Ränken des Hofes genommen habe, weder Karl IV. noch Ferdinand VII. je mein Wort gebrochen habe, nie den mit dem Vater oder dem Sohne eingegangenen Verbindlichkeiten entgegen gehandelt und keiner Lügen mich bedient habe, um beide nach Bayonne zu locken, sondern daß einer dem andern den Rang abzulaufen gesucht habe. Als ich sie dann zu meinen Füßen sah, und selber von ihrer ganzen Unfähigkeit mich überzeugen konnte, jammerte mich das Loos eines so großen Volkes, und ich ließ mir eine solche Gelegenheit nicht entgehen, Spaniens Wiedergeburt zu bewirken, es den Engländern zu entreißen und für immer mit uns zu verbinden. Nach meiner Ansicht hieß das einen Grundstein für die Ruhe und Sicherheit Europas legen. Aber ich war weit davon entfernt, mich elender, unedler Nebenwege dabei zu bedienen, wie man das zu verbreiten gesucht hat. Habe ich gesündigt, so ist es vielmehr durch allzukühne Offenheit, durch ungemäßigte Kraftanwendung geschehen. Die Verhandlungen in Bayonne waren nicht etwa ein Gaunerstück, sondern ein ungeheurer Staatsstreich. Ein wenig Verstellung hätte mich retten können. Wenn ich nur wenigstens den Friedensfürsten der Wuth des Volkes hätte preisgeben wollen. Aber der Gedanke war schrecklich, es bedünkte mich, als ob der Handel allzu blutig wäre. So viel ist jedoch gewiß, daß Murat mir dabei sehr Vieles verdorben hat. — Mit einem Worte, ich haßte die krummen Wege, das war mir zu gemein, und ich fühlte mich mächtig genug! Ich wollte von oben herab treffen, wollte handeln gleich der Vorsehung, welche nach freier Willkür die Uebel der Menschen heilt, dabei oft harte Mittel anwendet und kein Urtheil zu scheuen hat.

England steigt

durch Napoleons Fehlgriff.

Murats Fehler.

„Allein ich gestehe, daß ich meinen Handel sehr schlecht angefangen habe. Die Immoralität dabei war erwiesen, das Unrecht zu grob, der Handel zu dumm — weil ich das Spiel dabei verloren habe. Mein Unternehmen zeigte sich dabei nur in häßlicher Blöße, ohne das Große, die wohlthätigen Folgen, die ich dabei im Sinne hatte. Wäre es gelungen, würde die Nachwelt mit allem Rechte meine That, wegen ihrer großen, segensreichen Nachwirkungen hochgepriesen haben. Das ist das Loos der Dinge hienieden, und so werden sie beurtheilt. Aber ich wiederhole es: Verrath, Unredlichkeit sind nicht bei der Sache gewesen.“[2])

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, Bd. VI, S. 56.
[2]) Ibid. VI, p. 57.

Also urtheilte Napoleon über sein Verhalten gegen Spanien, so sollte die Nachwelt es ansehen. Zum Beweis für die Wahrheit theilt Las Cases folgenden Brief, vom 29. März 1808, an Murat mit: [1])

Schreiben Napoleons an Murat.

„Mein Herr Großherzog von Berg! Ich fürchte, Sie täuschen mich über Spaniens Lage — oder vielleicht sich selbst. Der 20. März hat vieles verwickelt, und ich bin in großer Verlegenheit. — Glauben Sie ja nicht, daß Sie eine entwaffnete Nation angreifen, und nur Truppen zeigen dürfen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolution vom 20. März beweist, daß die Spanier Energie haben. Sie haben es mit einem neugeschaffenen Volke zu thun. Es besitzt all den Muth und wird all den Enthusiasmus zeigen, den man bei Menschen findet, die noch nicht durch politische Leidenschaften abgetrieben sind.

„Die Aristokraten und der Klerus sind die Gebieter von Spanien. Sobald diese für ihre Privilegien, für ihre Existenz besorgt sind, werden sie Aufgebote in Masse zu Stande bringen, die den Krieg ins Unendliche ziehen können. Ich habe jetzt Anhänger, aber sobald ich als Eroberer erscheine, so sind sie verschwunden.

„Der Friedensfürst wird verabscheut, weil man ihn beschuldigt, daß er Spanien an Frankreich verrathen habe. Das ist der Rechtsvorwand für Ferdinands Usurpation. Die Volkspartei ist die schwächste. — Der Prinz von Asturien besitzt keine von den Eigenschaften, die der Gebieter einer Nation bedarf. Das hindert aber nicht, bei dem Widerstand gegen uns, einen Helden aus ihm zu machen. Ich will nicht, daß man gegen die Mitglieder dieser Familie Gewalt brauche; es kann nie Nutzen bringen, sich verhaßt zu machen und die Leidenschaft aufzureizen. Spanien hat mehr als 100.000 Mann unter den Waffen, das ist mehr als zu viel, um einen inneren Krieg mit Vortheil zu unterhalten. Wenn diese Armee auf mehrere Punkte vertheilt wird, kann sie zu einem allgemeinen Aufstande der Monarchie den Kern bilden. Ich schildere Ihnen hier eine Menge unvermeidliche Schwierigkeiten — es gibt noch andere, die Sie von selbst fühlen werden. England wird diese Gelegenheit, unsere Verlegenheit zu vermehren, nicht ungenützt lassen. Es gehen täglich von dort Avisoschiffe ab, an die Streitkräfte, welche es an den Küsten von Portugal und in dem Mittelländischen Meere hat. Sicilianer und Portugiesen werden geworben.

England.

„Da die königliche Familie Spanien nicht verlassen hat, um nach Indien zu gehen, so kann nur eine Revolution den Zustand dieses Landes ändern. Kein Land in ganz Europa ist wohl weniger darauf vorbereitet. Die Zahl derer ist gering, welche die ungeheuren Fehler der Regierung einsehen und die Anarchie erkennen, welche an die Stelle der gesetzlichen Autorität getreten ist; die Meisten ziehen Gewinn von diesen Fehlern und von dieser Anarchie.

„Ich kann in dem Interesse meines Reiches viel Gutes für Spanien thun. Welches sind die besten Mittel zu diesem Zwecke?

„Soll ich nach Madrid gehen? Dort das Amt eines Protectors übernehmen und zwischen Vater und Sohn entscheiden? Es kam mir bedenklich vor, Karl IV. regieren zu lassen. Seine Herrschaft und sein Günstling sind dem Volke so verhaßt,

[1]) Dieser Brief ist nie im Original vorgelegt worden. Las Cases brachte ihn zuerst (l. c. Bd. VI, S. 63) und nach ihm ist er in der Correspondance, vol. XVI, p. 530—34 abgedruckt. Montholon brachte ihn dann in seinen Recits de la captivité (II, 451) und bemerkte, der Kaiser habe ihm selber ihn mitgetheilt. Dann ließ ihn M. de Bausset (Mém. sur l'intérieur du Palais. I, p. 151), Savary für ächt gelten. Thibaudeau, Le Consulat et l'Empire, III, p. 336. — Thiers nimmt ihn als ächt an und vertheidigt ihn im Anhang, Bd. VIII, seines großen Werkes, S. 523—34.

daß sie sich nicht drei Monate erhalten würden. — Ferdinand ist Frankreichs Feind, darum eben hat man ihn zum König gemacht. Ihn auf den Thron setzen, heißt den Parteien dienen, welche seit fünfundzwanzig Jahren nach Frankreichs Vernichtung streben. Eine Familien-Allianz würde nur ein schwaches Band sein. Die Madame Elisabeth und andere französische Prinzessinen sind auf elende Weise umgekommen, weil man sie ungestraft der schrecklichsten Rache opferte. Ich glaube, man darf nichts übereilen und handelt am klügsten, wenn man Rath sucht bei dem, was kommen wird. Man muß die Armeecorps an der portugiesischen Grenze verstärken und abwarten.

„Ich billige die Maßregel keineswegs, welche Euere kaiserliche Hoheit genommen haben, sich so schnell Madrids zu bemächtigen. Die Armee hätte zehn Stunden von der Hauptstadt entfernt bleiben sollen. Es war noch nicht so gewiß, daß das Volk und die Behörden Ferdinand ohne Widerspruch anerkennen würden. Der Friedensfürst muß seine Partei in den öffentlichen Aemtern haben, auch könnte wohl die aus der Gewohnheit entstandene Anhänglichkeit an den alten König noch Resultate hervorbringen. Ihr Einrücken in Madrid hat durch die bei den Spaniern erregte Unruhe Ferdinand gar mächtigen Vorschub gethan. Ich habe Savary befohlen, sich zu dem neuen König zu verfügen, und zu sehen, was vorgehe. Er wird sich mit Eurer kaiserlichen Hoheit vernehmen. Ich werde dann weiteren Beschluß fassen, was zu thun sein möchte. Inzwischen finde ich für nöthig, Ihnen folgende Vorschrift zu ertheilen: „Sie werden mich zu keiner Zusammenkunft mit Ferdinand in Spanien veranlassen, als bis Sie finden, daß es der Zustand der Dinge erforderlich macht, ihn als König von Spanien anzuerkennen. Sie werden sich mit dem König, der Königin und dem Fürsten Godoy in gutes Vernehmen setzen, werden für sie die nämlichen Ehrenbezeugungen wie sonst fordern und beobachten. Vor allem anderen werden sie ihr Verhalten so einzurichten wissen, daß die Spanier keine Idee haben können, welche Partei zu ergreifen ich gesonnen bin. Es kann Ihnen dies aber nicht schwer werden, weil ich es selbst noch nicht weiß.

„Sie werden dem Adel und dem Klerus zu verstehen geben, daß, wenn Frankreich zu einer Dazwischenkunft bei den spanischen Angelegenheiten genöthigt sein sollte, ihre Privilegien und Befreiungen beachtet werden würden. Sie werden Ihnen sagen, daß der Kaiser die Vervollkommnung der Einrichtungen Spaniens wünsche, um es in Einklang mit dem Zustand der europäischen Civilisation zu bringen, es dem Regiment der Günstlinge zu entreißen. Sie werden den Magistratspersonen und den Bürgern in den Städten, sowie den aufgeklärten Leuten sagen, daß Spanien einer Erneuerung der Maschine seiner Regierung, daß es Gesetze, welche die Bürger gegen die Willkür und die Anmaßung der Lehensherrn in Sicherheit stellten, sowie Institutionen zur Belebung der Industrie, des Ackerbaues und der Künste bedürfe. Sie werden ihnen die Ruhe und den Wohlstand schildern, deren Frankreich, aller der Kriege ungeachtet, genießt, in welche es immerfort verwickelt gewesen ist, und zugleich den Glanz des Gottesdienstes, der seine Wiederherstellung dem Concordat verdankt, das ich mit dem Papste abgeschlossen habe. Sie werden ihnen die Vortheile auseinandersetzen, die sie von einer politischen Wiedergeburt zu erwarten haben könnten: Ordnung und Frieden im Innern, Achtung und Macht nach Außen — dies muß der Geist Ihrer Reden und Ihrer Schriften sein. Erzwingen Sie nichts, ich kann zu Bayonne warten, kann über die Pyrenäen gehen, kann mich nach Portugal hin verstärken und den Krieg nach jenem Lande seine Richtung nehmen lassen.“ —

„Ich werde an Ihre persönlichen Interessen denken, denken Sie nicht selbst daran! Es darf keine Privatangelegenheit Sie beschäftigen, oder Ihr Betragen leiten. Das würde mir und noch mehr Ihnen Nachtheil bringen.

„Ich befehle, daß die strengste Disciplin beobachtet werde. Keine Gnade, selbst den geringsten Vergehen! Man muß den Einwohnern die größte Achtung bezeigen, vor Allem der Kirche. Die Armee soll jedes Zusammentreffen mit der spanischen Armee, als mit bloßen Abtheilungen vermeiden. Es darf kein Zündkraut abgebrannt werden, weder auf der einen noch auf der anderen Seite." —

So der vermeintliche Brief an Murat; geschrieben ist er von Napoleon, aber nicht in Paris, sondern auf St. Helena, um sich zu rechtfertigen vor der Welt. Murat war nicht mehr am Leben, um sagen zu können: „Dieser Brief ist mir niemals zugekommen, die Briefe, die an mich kamen, lauten ganz anders, trieben mich zu raschem Vorgehen, trieben mich, die ganze königliche Familie sammt dem Friedensfürsten nach Bayonne zu senden." Thiers sieht diesen Widerspruch auch, meint aber, er sei an Murat nicht abgesendet und von Napoleon an einem Tag geschrieben worden, wo er auf Nachrichten aus Spanien gespannt war, aber keine erhielt, und in sich noch einmal das Für und Wider des Einschreitens erwogen habe. —

Thiers' Ansicht.

Die Wahrheit über Bayonne und Rückblick auf Godoy's Walten.

Napoleon hatte nicht nöthig, sich erst in Bayonne über die Mitglieder der spanischen Königsfamilie zu unterrichten, er kannte sie alle genau, wie aus seinem früheren Einschreiten hervorgeht. Der Kaiser kannte genau den Charakter Karls IV., er war gutmüthig, arglos, hielt sein gegebenes Wort, war geistig wenig begabt und schlecht unterrichtet. Sein Vater Karl III. lachte über die Arglosigkeit des Sohnes, als ihm dieser bemerkte, Fürsten wären frei von dem über so viele Gatten verhängten Loose: erstens, weil ihre Gattinnen eine sorgfältigere Erziehung erhalten hätten, und zweitens, weil sie nur selten Gelegenheit finden könnten, etwaige unlautere Leidenschaften zu befriedigen.[1]) Er wußte von der Zuneigung der Prinzessin von Asturien zu einem schönen Leibgardisten Namens Godoy und verbannte diesen aus Madrid. Der jüngere Bruder des Verbannten, Emmanuel, gleichfalls ein Leibgardist, bestellte die Briefe des Ausgewiesenen an die fürstliche Geliebte, und gewann ob seiner Schönheit und Gewandtheit bald das Herz der Prinzessin von Asturien und war, als sie nach dem Tode Karls III. am 14. December 1788, Königin wurde, ihr erklärter Liebhaber.

Karl III. und IV.

Maria Luise von Parma war klein von Gestalt, durch viele Geburten früh gealtert, geistig reich begabt, klug, gewandt, erfinderisch, entschlossen, kühn, herrisch. Die Minister merkten schon am ersten Tag, da sie ihnen die Geschäftsordnung verkündete und in der Verhandlung entschied, daß sie der eigentliche König sei. Frauen von Begabung haben oft sehr gut regiert, aber Maria Luise war von so wilder Sinnlichkeit, daß sie ihre Ehre, ihre Pflicht als Gattin, als Mutter, als Königin vergaß, bloß um ihrer Lust zu genießen. Die Minister sollten unbedingt ihr gehorchen.

Maria Luise.

Ministerpräsident war damals Floridablanca, anfangs Gesandter in Rom, von König Karl III. wahrscheinlich auf Empfehlung seines Vorgängers ernannt,[2]) denn dieser methodische und zähe Fürst hatte den Grundsatz, den

Floridablanca.

[1]) Carlos, Carlos, que touto, que eres! rief der Vater aus.
[2]) So meint Lord Richard Holland in seinen Foreign Reminiscenses.

abtretenden und entlassenen Ministern die Ernennung ihrer Nachfolger zu überlassen. Er hieß ursprünglich Manino und war Advocat, immer thätig und pünktlich, gewandt, namentlich für die materiellen Interessen; ein Staatsmann nach dem Schnitt des 18. Jahrhunderts, suchte er die Ministerialgewalt zu erweitern, die Granden in bloße Anhängsel des Hofes und die Richter als dienende Wesen zu benützen. Karl III. machte es seinem Sohn zur Pflicht, ihn auf seinem Posten zu belassen und Karl IV. betrachtete diese Aufforderung als Befehl. Bald fühlte Floridablanca, daß die Königin ihm entgegen sei, weil er sie in ihre Schranken weisen wollte; einer seiner Gesinnungsgenossen nach dem andern wurde aus dem Ministerium entfernt. Die Verwandten des Günstlings kamen dagegen zu Würden und Reichthum. Zum Unglück des Premiers schritt damals die französische Revolution gegen das Königthum immer schroffer voran. Der spanische Minister wollte die Macht Ludwigs XVI. retten, der französischen Raserei ein Ende machen. Die Emigranten wurden darum freundlich aufgenommen, die Partei, welche in Paris für das Königthum wirkte, wurde kräftig unterstützt, Oesterreich, Preußen, Rußland, Schweden zur Bekämpfung der Gefahr, welche von Frankreich aus der Monarchie drohe, dringend aufgefordert einzuschreiten; Spanien würde 40.000 Mann über die Pyrenäen senden. Dieser Plan gefiel insbesondere Karl IV., er meinte, seine Ehre als Bourbon verlange, daß er dem bedrängten Ludwig XVI. zu Hilfe komme. Aber die Verschwendung der Königin und ihre Ränke hemmten die Pläne des Ministers. Ihres Widerstandes müde, mahnte Floridablanca den König, der ihm geneigt schien, das Joch abzuschütteln, unter dem ihn bisher seine Gemahlin hielt; er deckte schonungslos das Treiben Maria Luisens auf, namentlich das schamlose Verkaufen von Stellen an unfähige Menschen, und erinnerte ihn, seine Würde als König zu wahren. Karl IV. wurde tief ergriffen, zeigte aber wenig Klugheit in der Art, wie er nach einigen Tagen seinem Zorn einen polternden Ausdruck gab. Die Königin weinte und tobte, sie läugnete und wollte wissen, wer dem König solche Verleumdungen beibringen konnte. Karl IV. war schwach genug, sich auf den Minister zu berufen. Da weinte die Königin und drohte ihn zu verlassen und nach Parma heimzukehren, um nicht mehr den Schmähungen eines Ministers ausgesetzt zu sein. Jetzt war der Fall des Ministers sicher — es fehlte nur ein Anlaß. Nach Lord Holland gab Floridablanca diesen selber; er hatte gegen den früheren Gesandten am dänischen Hof, Mancas, einen Injurienprozeß anhängig gemacht, und in seiner Ungeduld, ein Urtheil zu erlangen, darum an den Gerichtspräsidenten geschrieben; dieser war aber gerade vor der Ankunft des Boten gestorben, und so wurde das Schreiben vom Stellvertreter des Präsidenten geöffnet, der, entweder als gewissenhafter Richter oder als Feind des Ministers, eine Abschrift sogleich an den König sandte, welcher über ein so unziemliches Eingreifen in das Richteramt entrüstet — und ohne Zweifel von der Königin gereizt — den Minister sogleich absetzte, und zwar unter harten Formen. Ein Adjutant kam 28. Februar 1792 mit einem Hofwagen zu Floridablanca, in der Nacht ihn unverweilt aus Aranjuez fortzubringen in das ferne Murcia, von wo er einst als armer Schreiber ausgegangen war.[1])

Floridablanca ist für Ludwig XVI.

gegen Maria Luise,

er wird verbannt.

Aranda.

Graf Aranda wurde an die Stelle des Verbannten gerufen, „von Charakter ein wahrer Aragonese, steif, unbeugsam und sarkastisch, in der Politik ein Franzose, aus Gewohnheit und aus Ueberzeugung einem engen Bündnisse zwischen den beiden Ländern zugethan, im Princip ein moderner Philosoph, weil belesen in Voltaire,

[1]) Lord Holland, Foreign Reminiscences.

d'Alembert und Helvetius, eifersüchtig auf die Kirchengewalt, erbittert gegen die Jesuiten, die während seines ersten Ministeriums unterdrückt worden waren, und nicht unempfindlich für das etwas übertriebene Lob, das ihm von den Pariser Freigeistern gespendet wurde, und später der Sache der französischen Revolution nicht ganz abgeneigt" — also charakterisirt ihn Lord Holland, der viel mit ihm verkehrt hat. Vor der Welt ward diese Aenderung als ein Systemwechsel bezeichnet: Aranda bedeute Frieden, Freiheit, Fortschritt; Floridablanca dagegen Krieg mit Frankreich, Druck, Verfinsterung, Rückschritt; mit Frankreich sei man ja durch den Familienvertrag vom 15. August 1761 und durch den gegenseitigen Vortheil verbunden. Der polizeiliche Druck hörte auf, die Zeitungen durften günstige Berichte aus Paris bringen, die Emigranten wurden kühler behandelt.[1]) Das Alles war aber nur Schein, die Bedingung, unter welchen Aranda wieder das Ministerium bekam, war, daß er im Liebling der Königin ein großes politisches Talent entdecken und ihn dem König zu einem Posten im Staatsrath empfehlen mußte. Nie hatte Floridablanca Godoy einen Besuch gemacht, Aranda machte ihm sogleich die Aufwartung und berieth in Godoys Gegenwart mit der Königin die Staatsangelegenheiten. Am 12. Juni 1792 erhielt Emmanuel Godoy das Staatsgut Alcudia, acht Tage später die Würde eines Granden, wurde er Marquis von Alvarez und Herzog von Alcudia, am 14. Juli wurde er Mitglied des Staatsraths. Jetzt war Godoy eine Persönlichkeit von hohem Gewicht, dem sogar die Königin in seinem Hause einen Besuch machte. Daß der alte Aranda sich derart vor dem Günstling der Königin gebeugt habe, minderte sein Ansehen. Zudem war er der Königin zu streng; bald verdächtigte man alle seine Schritte, denn er theile die Ideen der französischen Revolutionäre. Sein ärgster Tadler war Godoy, während Aranda, alle Rücksicht vergessend, sich bitter äußerte über den vorlauten, jungen Mann und seinen Rath mit Verachtung zurückwies. Das Unglück Arandas war der Prozeß Ludwigs XVI., für den die meisten Spanier Partei nahmen. Floridablanca hatte in Wien, in Petersburg, in Kopenhagen, in Stockholm vergebens zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen das revolutionäre Frankreich gedrängt, jetzt da Ludwigs Haupt fallen sollte, fragten die Mächte in Madrid an, warum Spanien säume, dem großen Bund gegen die Revolution beizutreten? — Aranda wurde von vielen Seiten zum Rücktritt gedrängt, und am 15. November 1792 verkündete die „Staatszeitung", daß er „mit Rücksicht auf sein hohes Alter in Gnaden entlassen, und daß dem Herzog von Alcudia, als Staatssecretär, die Leitung der äußeren Angelegenheiten übertragen sei".

Aranda. Godoy. Minister.

So war denn Godoy der mächtigste Mann im Staate. Mußte diese Erhebung eines nichtswürdigen Menschen nicht die Ehrfurcht vor dem Throne vernichten? Konnte es eine kräftigere Rechtfertigung der französischen Revolution geben, als das Treiben der Königin von Spanien? Nicht bloß die ersten Männer verzweifelten an der Zukunft Spaniens, auch das gemeine Volk sprach mit Abscheu davon, wie dieser Gardesoldat mit der Königin den König und das Land betrüge. — Godoy benützte seine hohe Stellung, um in Saus und Braus zu leben; ernste Arbeit war nie seine Sache, diese überließ er immer Anderen. Dagegen führte er den König und die Königin spazieren oder unterhielt sie mit Stadtklatsch. Er hat später „Memoiren" herausgegeben, in denen er auch nicht eine denkwürdige That von sich selber anzuführen vermag, sie sind verworren,

Godoys Denkwürdigkeiten.

[1]) Baumgarten, Geschichte Spaniens, Bd. I, S. 41. Leipzig 1863.

oberflächlich wie er selber. Ernste Studien hat er nie gemacht. Lord Holland sagt ihm nach, daß ihm noch als Minister lange nicht der Unterschied zwischen Russia und Prussia klar geworden sei, und daß er die Villas Hanseaticas „Islas Asiaticas" genannt habe.

Ludwig XVI.

Aber bald kamen ernste Fragen an den leichtsinnigen Günstling; die französische Revolution bedrohte das Leben des Königs. Spanien konnte nicht unthätig bleiben. Aranda hatte die Anerkennung der Republik verweigert; Godoy bot unbedingte Anerkennung, Verzicht auf jedes Bündniß gegen Frankreich, ja Friedensvermittlung an, wenn das Leben des Königs geschont bleibe. Da ertönte Dantons Wort, man müsse den Kopf des Königs den Tyrannen Europas als Fehdehandschuh hinwerfen, und beschloß der Convent die Hinrichtung Ludwigs XVI.

Die Aufregung in Spanien

Am 30. Januar traf die Nachricht vom Vollzug des Beschlusses in Madrid ein und regte das ganze Volk auf. Der Stolz des Spaniers war tief verletzt, wie sein Glaube an Gott, an die Kirche, seine Anhänglichkeit an die Monarchie. Karl IV. sprach von Rache für diese Infamie, der Kriegsruf hallte durch das Land gegen die Gottesläugner und Königsmörder. Von allen Seiten bot man der Regierung Hilfe an; der Handelsstand in Cadix schenkte 15 Millionen, der Klerus 18 Millionen, der Herzog del Arco 2 Millionen; die Taglöhner waren bereit ihren Hausrath zu verkaufen, wenn nur bald der Kampf beginne. Einzelne Granden stellten ganze Bataillone, Freiwillige sammelten sich in den Städten wie auf dem Lande.[1]) Also Mittel zum Kriege waren genug vorhanden, die Regierung brauchte sie nur gut zu verwenden; die Armee glühte vor Kampflust; es fehlte nicht an guten Officieren, wohl aber dem Minister an Verstand und Thatkraft, diese günstige Gelegenheit zu benutzen und durch einen glücklichen Krieg seine schmähliche Vergangenheit in Vergessenheit zu bringen und sein rasches Emporsteigen zu rechtfertigen. Die Bevölkerung in Südfrankreich war royalistisch, das

wird nicht benutzt.

Heer an den Pyrenäen ungeübt, die Spanier hätten rasch in Südfrankreich eindringen und die anderen Mächte durch ihr Beispiel zum sicheren Anmarsch auf Paris ermuntern, Spanien wieder eine Bedeutung erringen und Recht und Ordnung wiederherstellen können. Das war auch die Meinung des spanischen Volkes, Weltliche und Geistliche waren darin einig; der Bischof von Saragossa bot der Regierung ein Heer von 4000 Priestern und Mönchen an, die Catalanen versprachen 44.000 Mann. Wenn die Regierung die Kampfbegeisterung zu pflegen wußte, so hatte sie Geld und Mannschaft genug für zwei Feldzüge — die allgemeine Aufregung war wie in den schönsten Zeiten der Maurenkriege. Jeder wollte mitziehen. Die ganze Nation war in kriegerischer Stimmung, denn der Spanier ist tapfer von Natur und hinter einer Befestigung schwer zu überwinden.

Aber die nationale Erregung fand keine Befriedigung. Zwar anfangs ging es gut, das Jakobinerheer an der Grenze war ungeübt, die Führer ohne Talent, die Spanier drangen über die Grenze vor. Aber bald schlug ihr Glück um; wo kühnes Vordringen nöthig war, wurde gezögert, wo Vorsicht geboten war, wurde tollkühn vorgegangen. Die Officiere, die Godoy für Kriegshelden hielt, bewährten sich schlecht. Es fehlte ihm an Menschenkenntniß, er vermochte keinen gesunden Operationsplan zu entwerfen, er hatte keine bestimmte Stellung zu den Mächten der Coalition, namentlich zu England, einzunehmen verstanden. Die Nation hatte große Opfer gebracht, doch sie wurden vergeudet. Schon in den ersten Monaten wurden sechzig Millionen Thaler verbraucht — und doch litt das Heer Mangel

---

[1]) Baumgarten, Geschichte Spaniens, Bd. I, S. 52.

und wurde unzufrieden, die Officiere sprachen laut ihre Entrüstung aus. Am Ende von 1793 waren die Spanier wieder da, wo sie am Anfang des Jahres gestanden. In einem Kriegsrath, welcher Februar 1794 in Madrid abgehalten wurde, herrschte Verwirrung. Der König drang auf eine energische Fortsetzung des Kampfes. Aranda warnte in bitteren Worten vor einem aussichtslosen Kriege und zog sich dadurch des Königs Ungnade zu. Noch viel übler verlief das Jahr 1794.

Finanzen.

Es stand sehr schlecht mit den Finanzen. Man mußte nicht bloß für 243 Millionen Realen neues Papiergeld prägen, sondern auch zu allen Mitteln einer leichtsinnigen Regierung greifen, zur Verwendung der Depositen- und Gemeindegelder, der Verwaltungs- und Wohlthätigkeitsfonds, zu den Kapitalien der Corporationen. Die Gehalte wurden nicht mehr ausbezahlt — die sicherste Art Unzufriedene zu machen und Vergleiche zwischen einst und jetzt hervorzurufen: „Wer hat den Staat, der vor fünf Jahren — beim Tode Karls III. — so ruhmreich, so stolz in der Reihe der Großmächte dastand, herabgebracht, daß er Nichts vermag, weder zu Wasser noch zu Lande? Wer hat die großen Staatsmänner der früheren Regierung in Verbannung und Kerker geworfen? Wer die wichtigsten Stellen den unfähigsten Creaturen preisgegeben? Wer die Verwaltung zerrüttet, die Finanzen verwirrt? Wer hat den begeisterten Aufschwung der Nation kläglich erstickt? Auf alle diese Fragen, welche doch wahrlich nicht nur in unruhigen Köpfen auftauchten, vielmehr selbst den loyalsten Gemüthern von der täglichen Erfahrung aufgezwungen wurden, stellte sich immer dieselbe Antwort ein: Godoy und die Königin. Und man sah diesen jungen Staatsverderber mitten in der wachsenden Noth sein leichtsinniges Sündenleben mit frecher Dreistigkeit vor aller Welt entfalten, wie einen Schauspieler aufgeputzt, den halben Tag auf Pferden und Karrossen den Staub der Promenaden erregen; man sah ein Hoffest das andere jagen, die Protection immer kecker um sich greifen, die Corruption ihre Kreise weiter und weiter ziehen. Die Zeit war nicht günstig für solches Aergerniß. Wie devot die Spanier auch sein mochten, diese Dinge machten sie doch stutzig." [1]) Der preußische Gesandte schrieb damals an seine Regierung: „Es gibt keinen Krämer, der nicht seine Unzufriedenheit laut ausspricht, und die öffentliche Stimme gewinnt eine Macht, welche sich nicht durch die Polizei, sondern nur durch Siege bewältigen läßt. Eine Masse anonymer Briefe bedrohen das Leben Godoys, wenn er nicht sofort abdanke." [2]) —

Haß gegen Godoy.

Potemkin.

Man hat Godoy mit Potemkin verglichen, aber dieser hatte doch einen Zug von Größe, wie seine Gönnerin Katharina II. Aber bei Godoy finden wir immer nur den aufgeputzten Gecken. So schildert ihn Vincke, der spätere Oberpräsident in Münster: „In die Bibliothek des Friedensfürsten haben lediglich die Granden, Erzbischöfe und königlichen Adjutanten Zutritt. Hier fanden wir den großen Mann, diesen Potemkin II., im seidenen, mit vielen Sternen geschmückten Schlafrock, unter den Händen des Barbiers. Als dieser fertig war, wurde der Waschtisch in die Mitte des Zimmers gesetzt. Der Fürst ist ein sehr schöner Mann von einnehmendem Aeußeren; auch an gesellschaftlicher Politur scheint es ihm nicht zu fehlen. Nach der öffentlichen Meinung soll es ihm aber sowohl an natürlichen Anlagen höherer Art, als an gründlicher Bildung durchaus fehlen. Wie sich die stolzen Spanier, die ihn vom Grund der Seele verachten, wie die so

---

1) Baumgarten, l. c. Bd. 1, S. 40—41, über die Volksstimmung.
2) Ibid. I, p. 62.

weit sich über ihn erhaben dünkenden Granden so sehr vor diesem Günstling des Glückes sich demüthigen können, ist mir ganz unbegreiflich. Dieselbe Scene wiederholt sich tagtäglich und ist selbst für die wenigen rechtlichen Leute zu einer Art von Nothwendigkeit geworden, diesem Courgeschäft viele Stunden aufzuopfern, weil dessen Vernachlässigung augenblickliche Entfernung von Amt und Würden unausbleiblich nach sich zieht. Es ist dies ein zureichender Beweis, daß der Mann, welcher so auf seine Couren hält, ein sehr kleinlicher Geist sein muß" [1])

Unzufriedenheit. Die Noth führte zu geheimen Verbindungen gegen den Günstling, es war von Wiederberufung der Cortes die Rede, von Aenderung des Ministeriums, von der Nothwendigkeit Frieden zu schließen. In einer Sitzung des Staatsraths überschüttete Aranda den Günstling mit den heftigsten Anklagen. Der König wurde darüber zornig, die Königin drang auf Verbannung Aranda's und Wegnahme seiner Papiere. Man fand darin Grund zu Verhaftungen und Verbannung Vieler, die Godoy bisher für seine treuen Anhänger gehalten. Der Minister wußte sich nicht mehr zu rathen, nicht zu helfen: er ließ verhaften, verbannen. Das Heer in Zerrüttung, kein Geld in den Kassen, die Unzufriedenen wurden immer kühner, jeden Tag erhielt er in anonymen Schreiben Todesdrohungen. Die Franzosen standen schon am Ebro: im Volke ging die Rede, sie mögen nur kommen, um diejenigen zu vertreiben, die nicht regieren können. Am Hof kam man schon in der Angst vor der Revolution auf den Gedanken, den Sitz der Regiernng nach Sevilla zu verlegen.

Aranda.

Angst am Hof.

Friede nöthig. Der Friede war eine Nothwendigkeit, aber Godoy verstand auch nicht den Frieden zu schließen, nachdem er den Krieg zu führen nicht verstanden hatte. Er versuchte Unterhandlungen mit den Franzosen, die aber Forderungen stellten, die er nicht zugestehen konnte. Die Engländer hörten von Verhandlungen und drohten; Godoy hatte kein anderes Mittel, als sie keck abzuläugnen. Indessen erhoben sich die Basken und Catalanen in Verzweiflung, um die Franzosen zurückzutreiben. Der Minister verstand ihre Leistungen nicht zu verbinden, nicht zu leiten, nicht auszunützen. Die Feinde kamen wieder, die eroberten Stellungen gingen wieder verloren, die Grenzfestungen kamen in den Besitz der Feinde, auch das wichtige Figueras mußte sich ergeben.[2]) Spanien war wie entehrt vor ganz Europa.

Cabarrus. Zum Glück hatte damals die schöne Teresa Cabarrus noch Einfluß auf die Machthaber in Paris. Ihr Vater, Cabarrus, ein französischer Kaufmann, hatte durch seinen Unternehmungsgeist und seine Talente die Bank von San Carlo gegründet, und sich Verdienste um Spanien und Ansehen im Lande erworben, war aber zuletzt in Folge der Aufhebung der Bank in Haft gekommen. An ihn wendete sich jetzt in der Noth der Minister und die Vermittlung seiner Tochter war so erfolgreich, daß 22. Juli 1795 der Friede unter unerwartet günstigen Bedingungen zu Stande kam. Hatte Frankreich früher nicht weniger als 400 Millionen und die Abtretung von Louisiana und das Grenzgebiet von Guipuscoa bis San Sebastian verlangt, so begnügte es sich jetzt mit der Abtretung des spanischen Antheils von San Domingo und der Herstellung der alten Freundschaft — nicht der absoluten

Teresa.

Friede zu Basel.

---

[1]) Leben des Oberpräsidenten von Vincke. Berlin 1853. — Gams, Kirchengesch. Spaniens, Bd III, S. 379.

[2]) Baumgarten, l. c. Bd. I, S. 61—68.

Allianz, des Vertrags von 1761 — und innigen Handelsbeziehungen. Ja das spanische Selbstgefühl wurde noch so weit geschont, daß Frankreich sich bereit erklärte, die Tochter Ludwigs XVI. nach Spanien zu senden, wenn die Unterhandlungen mit Oesterreich scheitern sollten, und daß es Spanien die Vermittlung des Friedens mit Portugal und den kleinen italienischen Staaten überließ. Cabarrus und Teresa hatten sich also ihrer Aufgabe auf das Glänzendste entledigt; zum Danke dafür anerkannte der König die Rechtmäßigkeit der Forderung des Cabarrus von sechs Millionen Realen an den Staat und ließ sie ihm auszahlen.

Freude darüber.

Je mehr man am Frieden verzweifelt hatte, um so größer war der Jubel über denselben. Der gutmüthige Karl IV. konnte sich kaum fassen vor Freude. Was Cabarrus und Teresa durch ihre Gewandtheit erwirkt hatten, schrieb er der Weisheit Godoys zu, dem er 4. September 1805 den Titel Friedensfürst und die reichste Staatsdomäne, Soto de Roma bei Granada, verlieh, die jährlich eine Million Realen eintrug, ferner das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten eine Janusmedaille zu tragen, „ein Sinnbild seiner Klugheit und Vorsicht, mit welcher er gleich jenem falschen Götzen auf die Vergangenheit zurückblickt und zugleich auf die Zukunft bedacht ist".[1] Die Franzosen kehrten über die Pyrenäen zurück, die Spanier kehrten heim vom Kriegsschauplatz, die Papiere stiegen, das Volk konnte aufathmen. Seine Gunst wendete sich darüber einige Zeit Godoy zu, zumal er Neigung zeigte, seine Lage zu verbessern, Mißbräuche abzuschaffen, nützliche Talente aufzumuntern und zu belohnen. Die vorzügliche Denkschrift des Jovellanos über die Lage des spanischen Ackerbaues wurde auf Kosten der Regierung gedruckt und verbreitet. Man machte Versuche, das Lehrsystem von Pestalozzi einzuführen. Des Cabarrus Briefe an Jovellanos, die eine Menge liberaler Vorschläge enthielten, wie Spanien wieder zu Kräften geholfen werden könne, wurden damals gedruckt. Godoy schien sogar in der liberalen Partei eine Stütze zu suchen gegen einen Wechsel in der Gunst der Königin.

Janusmedaille. Jovellanos. Liberalismus.

Lord Holland versichert, daß Godoys Vermählung mit der Tochter des Infanten Don Luis ein Werk boshafter Eifersucht der Königin war. Sie soll nämlich einst unerwartet mit dem König in der Wohnung des Günstlings erschienen sein, und ihn mit der Sennora Tudo, einer außerordentlich schönen Dame, der Tochter eines Artillerie-Officiers, beim Souper überrascht haben: Godoy war heimlich mit ihr vermählt. Der König fand dies halb anstößig, halb komisch. Bald darauf vermählte er seinen Günstling, auf dringendes Zureden der Königin, mit seiner Nichte, „um denselben nicht mehr in die Gefahr einer Todsünde zu bringen". Der Friedensfürst, der es nicht wagte, seine Verbindung mit der Tudo zu gestehen und noch weniger, die Hand einer königlichen Prinzessin abzulehnen, nahm der ersteren das Versprechen ab, ihre Vermählung mit ihm geheim zu halten — und machte sich also der großen Sünde der Bigamie schuldig! „Ich erzähle diese Begebenheit, wie sie mir von wohlunterrichteten Personen mitgetheilt worden ist. Es ist gewiß, daß die Vermählung mit der Prinzessin 1797 stattfand, jedoch seine Verbindung mit der Tudo nicht unterbrach. Während seines Glückes wohnte sie gewöhnlich in einem königlichen Palast oder in einem ganz nahen Hause." So der wohl unterrichtete Lord Holland,

Teresa Tudo.

[1]) Lord Holland, Foreign Reminiscences.

der auch meint, daß der Friedensfürst von da an eine Stütze in talentvollen Staatsbeamten und Reformen suchte, und darum auf den Rath des Cabarrus zwei wahrhaft ausgezeichnete Männer zu Ministern machte, nämlich Don Francisco Saavedra und Don Gaspar Melchior Jovellanos. Der erstere hatte in den Kolonien ein hohes Amt bekleidet und war sowohl in seiner Heimath, als im Ausland, als ein Mann von großen Fähigkeiten und strenger Rechtlichkeit bekannt. „Die Franzosen", meint Lord Holland, „nahmen immer großen Antheil an seinem Schicksal, obschon er 1808 am Widerstand gegen sie aus Ueberzeugung Theil nahm." — Mit Jovellanos war Lord Holland vertraut: „Er war ein Asturier und von guter Familie, war in seiner Jugend schon wegen seiner literarischen Leistungen, seines poetischen Talentes, seines Kunstgeschmackes und seiner umfassenden juridischen und staatsökonomischen Kenntnisse sehr geschätzt und ausgezeichnet." Mit seinen großen Geistesgaben standen seine moralischen Eigenschaften in vollem Einklang. „Sein Geschmack war so lauter wie sein Geist, die Richtigkeit und Klarheit seines Ausdrucks ein Abdruck seines wohlgeordneten Lebens. In dem Zauber und in der würdevollen Anmuth seiner Rede glaubte man die Heiterkeit seines Temperamentes und die Würde seines Charakters zu lesen."[1]) Er hatte Stellen in der Magistratur bekleidet und später war ihm bald als Belohnung, bald als ein Vorwand, um ihn zu entfernen, die Oberaufsicht über öffentliche Anstalten in den Provinzen übertragen worden. Dieser verschiedenen Obliegenheiten entledigte er sich mit eben so viel Eifer als Einsicht und zu allgemeiner Zufriedenheit, denn das Wohlgefallen, mit welchem er das Emporkommen eines Mitgliedes seiner Familie oder eines Angehörigen seiner Provinz betrachtete, artete nie in Parteilichkeit aus. Es war ein Beweis seines wohlwollenden Gemüthes, und wenn sein theilnehmendes Herz seiner Anstellung im höheren Staatsdienste hinderlich war, so war dies eben ein Beweis seiner Uneigennützigkeit. Durch seine strenge Unparteilichkeit wurde er der Königin mißfällig. Seine Weigerung, ihre Creaturen zu befördern, galt für unausstehliche Härte, und wenn er fragte, in welcher Schule sich irgend ein von ihr empfohlener Ignorant die nothwendigen Kenntnisse erworben, so antwortete sie: „In derselben Akademie, wo Sie Höflichkeit gelernt haben!" — Man sieht, ein von der Königin Empfohlener sollte dem Minister gerade deshalb als tüchtig gelten.

Saavedra.

Jovellanos.

Die Königin.

Lord Holland fährt fort: „Diesen Spott verdiente Jovellanos nicht. Niemand konnte ihn eines Mangels an Höflichkeit oder feiner Sitte beschuldigen; aber zu einer mit seinem Gewissen im Widerspruch stehenden Fügsamkeit verstand er sich nie. Mit etwas mehr Grund hat man ihm übertriebene Bedenklichkeit und unzeitigen Tadel über das zügellose Leben des Friedensfürsten zur Last gelegt. Auch hat man ihn undankbar genannt, weil er den Mann, durch dessen Vermittlung er den hohen Posten erhalten hatte, nicht vor der Ungnade des Hofes schützte. Er sah die Abnahme der Macht des Günstlings allerdings mit einiger Gleichgiltigkeit. Vielleicht beachtete er mehr die Privatlaster, welche seine Regierung in schlechten Ruf brachten, als jene Anwandlung von Staatstugend, die ihn und Saavedra ins Ministerium gebracht hatte. Aber er stand nie im Verdachte, den Sturz des Günstlings beschleunigt zu haben, und es hing auch nicht von ihm ab, demselben vorzubeugen. Er opferte einem Manne, gegen den er einige Verbindlichkeit hatte, den er aber nicht sehr achten konnte, weder seine Stellung, noch seine Hoffnung, dem Vaterlande fortan nützlich zu sein. Das ist Alles, was ihm

Godoy.

[1]) Erant mores qualis facundia.

zur Last gelegt werden kann, selbst wenn man die keineswegs erwiesene Thatsache zugibt."

So Lord Holland. — Jetzt ist das Verhalten des Ministers, an den Quintana, in freudiger Bewegung über sein Aufsteigen zu hoher Stellung eine schwungreiche Ode richtete, gerechtfertigt. Bei einem Mahle, zu dem er ihn eingeladen hatte, wollte Godoy in seiner Frechheit den unschuldigen Jovellanos in seine Maitressenwirthschaft einführen, und nur mit Mühe konnte Cabarrus einen Ausbruch des Zornes niederhalten. Ein Hauptgrund der Abneigung der Königin war ihr Glaube, Jovellanos sei der Verfasser und Verbreiter einer in Paris gedruckten Schmähschrift: „Les trois reines", welche die Königinnen von Frankreich, Neapel und Spanien betraf. Maria Luise verbarg kaum ihre Abneigung gegen Jovellanos, selbst während er Minister war. Lord Holland meint, die Reinheit seines Privatcharakters sei in der That nicht geeignet gewesen, sich mit seinen unbeugsamen politischen Grundsätzen auszusöhnen; er sei im Charakter und in politischer Unbestechlichkeit, vielleicht auch im Glauben, ein Jansenist gewesen und mit vielen Jansenisten in Spanien und in andern katholischen Ländern in genauer Verbindung gestanden.

Quintana.

Jovellanos.

Die Königin.

Jetzt kamen einige Zeit hindurch böse Stunden über Godoy: einmal hatte die Königin mit ihm gebrochen, und mit einem Officier, Mallo, ein zärtliches Verhältniß angeknüpft und diesem große Geldsummen zugewendet. In Madrid erzählte man sich: der König, die Königin und der Friedensfürst standen eines Tages in Aranjuez am Fenster, als Mallo vorbeifuhr. Karl IV. äußerte sein Erstaunen, daß ein junger Officier von so wenig Vermögen, eine so glänzende Equipage halte. Der Fürst sagte hierauf, es sei leicht zu erklären, wenn auch auf eine lächerliche Weise; eine reiche, zahnlose, alte Frau (die Königin trug nur ein in Paris verfertigtes Gebiß) sei in Mallo verliebt, halte ihm Equipage und gebe ihm Geld in Fülle; er könne also allem Luxus fröhnen. Der König schwieg; aber lange Zeit grollte die Königin deßhalb dem Friedensfürsten.

Mallo.

Aber nicht bloß die Ungunst der Königin verursachte Godoy bittere Stunden, sondern auch die Folgen seiner leichtsinnigen Politik. Er hatte leichtsinnig den Frieden zu Basel abgeschlossen und vor dem englischen, portugiesischen, neapolitanischen Gesandten noch in der letzten Stunde denselben verläugnet. Portugal und Neapel waren nicht in der Lage dafür Rache zu üben, wohl aber England. Im Nordamerikanischen Kriege hatte Spanien den Aufstand der Kolonien unterstützt, jetzt übte England an den spanischen Kolonien Vergeltung. Die Allianz, die er mit Frankreich zu Basel abgeschlossen, führte zum Krieg mit England, und je mehr dieses den spanischen Handel schädigte, um so mehr war Spanien an Frankreichs Schutz gewiesen, es wurde nach und nach der demüthige, wehrlose Vasall Frankreichs und mußte die Folgen der Unvorsichtigkeit seines Ministers bitter büßen und Verträge abschließen, die seinen Bestand angriffen. Im Vertrag zu San Ildefonso, 18. August 1796, unterzeichnete Godoy eine immerwährende Defensiv- und Offensiv-Allianz mit Frankreich ohne Ausnahme; beide verbürgten sich gegenseitig ihren Besitz, die Inseln und Plätze, die sie in der Gegenwart haben und in der Zukunft haben würden. Da nun die Republik durch ihre Eroberungslust den Krieg verewigte, so kam auch Spanien zu keiner Ruhe. Spanien verpflichtete sich, ohne nach dem Grund zu fragen, auf die erste Aufforderung Frankreichs hin, 15 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Corvetten vollkommen ausgerüstet und eine Landmacht von 18.000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde zu stellen. Das Haus Bourbon in Spanien schloß also den innigsten Bund mit der

Godoys Leichtsinn.

England.

San Ildefonso.

Republik, welche Ludwig XVI. hingerichtet und das Königthum abgeschafft hatte, seine Politik fuhr ganz im Fahrwasser der französischen. Spanien ward ausgebeutet zu Gunsten Frankreichs, seine Flotte wurde dafür von der englischen zu Grunde gerichtet und sein Verkehr mit den Kolonien erschwert, ihr Erträgniß ihm weggenommen, wodurch seine Finanzen, sein Handel zu Grunde gerichtet wurden und die Gewerbe stillstanden; von fremden Schiffen wurde der ganze Handel besorgt; Fremde zogen den Hauptantheil am Gewinn. Die Unterthanen in den Kolonien wurden nicht bloß lau im Gehorsam, sondern auch meuterisch, und die Losreißung vom Mutterlande bahnte sich allmählich an. Schon Aranda meinte, Spanien werde nicht sein ganzes Amerika behaupten können, sondern sich auf Mexico, Quito und die Inseln beschränken und Portugal Peru und Chile überlassen müssen; derselbe Aranda, der mit so viel Härte die Jesuiten vertrieben hatte, rieth Floridablanca, die Exjesuiten zurück zu berufen und ihnen ihre Stellung in Südamerika wieder zu geben, denn sonst falle es den Engländern in die Hände. Das Deficit stieg mit jedem Jahr: 1793 betrug es 104 Millionen, 1794 387, 1795 sogar 577, 1796 237 Millionen Realen! — und doch war der Steuerdruck unerträglich und konnte man die Gehalte der Beamten nicht mehr ausbezahlen.

Verzicht auf Kolonien.

„Brot und Stiere."

Die anfängliche Freude über den Frieden war also von kurzer Dauer, die öffentliche Meinung wurde bitter. In einer Satyre, die damals von Hand zu Hand flog, hieß es, Spanien sei arm an Menschen, an Industrie und Patriotismus und entbehre sogar einer bekannten Regierung; die Felder liegen öde und unbebaut, die Menschen verkommen in Schmutz und Trägheit, die Ortschaften sind von Ruinen bedeckt; über dem bestialischen Pöbel erhebe sich ein Adel, der mit seiner Unwissenheit groß thue, und über den schlechtesten Schulen ständen Universitäten, welche es für ihre Pflicht hielten, die Vorurtheile barbarischer Jahrhunderte zu pflegen. Das Kriegswesen zwar scheine zu blühen, denn Spanien habe genug Generale, um alle Heere der Welt damit zu versehen, aber diese Generale taugten nur, um die Kassen zu leeren.[1]) In diesem scharfen Tone geht es fort. Man sieht, die Patrioten sahen im Walten Godoys das Unglück Spaniens. Aber nicht minder haßten ihn die Conservativen, ihnen war diese unselige Verbindung mit dem königsmörderischen Frankreich, das in Spanien nur einen gehorsamen Diener sah, ein Gräuel. Sie drängten den Erzbischof von Toledo und den Großinquisitor, wegen Bigamie einzuschreiten und Godoy verhaften zu lassen. Der hatte den Muth nicht. Nun wandten sie sich an den Papst. Pius VI. schrieb in ihrem Sinn an den Großinquisitor. Der Brief wurde aber von den Franzosen abgefangen und von Bonaparte durch den französischen Gesandten an Godoy geschickt und darauf der Großinquisitor und der Erzbischof von Toledo nach Rom verwiesen, „um den heiligen Vater in seiner Noth zu trösten". Aber auch der Rath von Castilien fing an, sich gegen Godoy zu richten, der, wahrscheinlich um ihn zu schrecken, ihm Eigennutz und Unwissenheit vorgeworfen hatte, und all dessen Entscheidungen erst durch seine Genehmigung eine Geltung geben wollte. Diese hochangesehene Behörde wandte sich an den König selber gegen den Mann, „der den geheiligten Namen der Majestät mißbrauche und den König zu unbegreiflichen Schritten veranlasse", gegen den „nichtswürdigen Verführer, der längst in den fernsten Winkel der Erde hätte verbannt werden sollen". Wenn die Monarchie länger so wie in den letzten Tagen regiert

[1]) Baumgarten, l. c. Bd. I, S. 89.

werde, so sehe der Rath mit betrübtem Herzen dem Untergang des Reiches entgegen, ja, er zittere es auszusprechen, dem fluchwürdigen Untergang des Thrones. „Seine Majestät möge also aus der tiefen Lethargie erwachen, in welcher Sie seit so langer Zeit liegen, und die gemeinen Verführer abschütteln, welche sie umstricken!" — Hat Karl IV. das Schreiben erhalten, oder ist es unterschlagen worden? Als 1798 die Franzosen Rom besetzten, dort die Republik proclamirten und den Papst hinwegschleppten, fehlte es der katholischen Majestät am nöthigen Muth, dagegen zu protestiren oder dem heiligen Vater ein Asyl in Spanien anzubieten. Wohl aber regte sich Godoy für Parma, weil die Königin sich desselben leidenschaftlich annahm, mit unbesonnenem Eifer in heftiger Sprache. Das Directorium zeigte in seiner Antwort, wie sehr es den Günstling verachtete, und gab seinem Gesandten den Auftrag, auf dessen Entfernung vom Amt zu drängen — und am 28. März 1798 erhielt Godoy seine Entlassung.

Pius VI.

Parma.

Aber Godoy blieb in Madrid, wenn auch in scheinbarer Ungnade. Manche Granden glaubten nicht an diese Ungnade. Die liberalen Minister, die er, um Gunst bei der Menge zu gewinnen, angestellt hatte, erkrankten oder wurden am Leben angegriffen. Jovellanos, der das Unterrichtswesen zu heben gesucht hatte, verließ Madrid, 15. August 1798. Saavedra gab das Ministerium des Aeußeren 21. August 1799 auf. An des Justizministers Stelle trat José Caballero, ein niedriger Schmeichler; die Finanzen bekam Luis Urquijo, ein leidenschaftlicher Gegner des Papstes und Eiferer für das Nationalkirchenthum. Pius VII. drang darum auf die Entfernung Urquijo's. Einigkeit war nicht in diesem Ministerium und Spanien mußte seinen Nacken unter das Joch der Republik beugen.

Godoy entlassen.

Eine neue Wendung trat ein, als Bonaparte zur Regierung gelangte. Godoy muß damals bei der Königin wieder in hoher Gunst gewesen sein, denn der erste Consul sandte ihm, wie Karl IV., schöne Waffen und Berthier, welcher 1. October 1800 den Vertrag von San Ildefonso zu Stande brachte. Das Königreich Etrurien wurde gebildet und der Herzog von Parma bekam dasselbe mit der Hand einer spanischen Prinzessin. Spanien versprach dafür Louisiana abzutreten, Frankreich zehn vollständig ausgerüstete Linienschiffe zu überlassen und den Vertrag von 1796 getreulich zu erfüllen. Von Portugal war im Vertrag noch keine Rede, weil die Lieblingstochter der Königin, Donna Carlotta, mit dem Prinzregenten Don José von Portugal vermählt war, und weil Karl IV. lange sich scheute, französische Truppen in Spanien einrücken zu lassen.

Wendung durch Bonaparte.

Nun kam Godoy wieder zur Regierung und seine erste That war der Vertrag, durch den Karl sich verpflichtete, Portugal eine vierzehntägige Frist zur Erlangung des Friedens mit der Republik zu stellen, daß es sich verpflichte, vollständig mit England zu brechen und seine Häfen den französischen und spanischen Schiffen zu öffnen und Spanien eine oder mehrere Provinzen abzutreten, als Pfand für die Wiederherausgabe der Inseln Trinidad, Malta und Minorca. Willige Portugal nicht ein, so stelle Frankreich ein Hilfsheer von 15.000 Mann.

Portugal wies diese Forderung ab, und nun begann der kurze Krieg vom 20. Mai bis Mitte Juni, dem die Spanier den Namen Pomeranzen-

Der Pomeranzenkrieg.

Godoy Feldherr. krieg gaben. Es war eine Gelegenheit, Godoy zu verherrlichen, der zum Generalissimus aller Heere ernannt wurde, und ein Heer von 60.000 Spaniern und 15.000 Franzosen überschwemmten Alemtejo und das kleine Portugal mußte um Frieden bitten; er wurde vom Minister Pinto und von Godoy abgeschlossen, jener trat Olivenza ab und versprach Trennung von England, dieser garantirte Portugal dafür seinen Bestand. Karl ratificirte schnell den Frieden, damit nur den Franzosen aller weitere Vorwand zum Bleiben entzogen würde.

Godoys Macht und Ehren. Karl IV. ernannte Godoy, der sich mit Friedrich dem Großen vergleichen ließ, „für seine Feldherrnkunst und Tapferkeit, für seine bewunderswerthe Einsicht und Thätigkeit" zum „Befehlshaber der gesammten Land- und Seemacht". Anders urtheilte Bonaparte über Godoys Feldherrnkunst; er war empört, daß Karl IV. den Frieden ohne Frankreichs Genehmigung so rasch, und nicht, wie er sein sollte, genehmigt hatte; er verweigerte dessen Ratificirung und kündete weitere Truppensendungen an. Dem Godoy aber hatte der leichte Sieg den Kopf verdreht: er forderte barsch Abzug der Franzosen und endlich Entlassung der spanischen Schiffe aus Brest. Darob ließ Bonaparte den spanischen Gesandten Azara kommen und sagte ihm drohend, er verstehe die Forderung Godoys nur in dem Sinn, daß die katholischen Majestäten müde wären auf dem Thron zu sitzen und darnach verlangten, das Schicksal der übrigen Bourbonen zu theilen. Das war deutlich! Azara suchte den Zürnenden zu beschwichtigen, das arme Portugal mußte für die Thorheit Godoys büßen, einen Theil Guyanas abtreten und 25 Millionen Franken an Frankreich zahlen. Dem Friedensfürsten und der Krone ließ damals Bonaparte durch Saint-Cyr sagen, daß, wenn er in seinem verkehrten und inconsequenten Benehmen fortfahre, der Blitzstrahl endlich auf ihn niederfahren werde. (Bonaparte's Drohung.)

Die Kosten des Pomeranzenkrieges und der Feste für die Siege Godoys verschlangen die letzten Geldkräfte Spaniens. Die seltsamsten Mittel wurden angewendet, um sich aus der Geldnoth zu helfen, zum Beispiel der Verkauf aller Grundstücke von Hospitälern, Wohlthätigkeits-Anstalten, frommen Stiftungen, Zwangsanleihen, Beschlagnahme der Hälfte alles aus Amerika einlangenden Geldes. In der Noth wurde sogar 1799 der Vorschlag gemacht und angenommen, die ganze Finanzverwaltung dem Klerus zu übertragen. Eine kirchliche Junta für Staatspapiere trat zusammen — sogleich stiegen die Papiere um dreizehn Procent und, wie Llorente, ein Mitglied der Junta, erzählt, scheiterte der Plan nur an fünf großen Handelsgremien, welche ihren Gewinn aus der Erhaltung der Mißbräuche zogen. Bezeichnet wird die Staatsverwaltung durch das Budget von 1799.[1]) Das königliche Haus verbrauchte 105 Millionen Realen, das Ministerium des Auswärtigen 46 Millionen, das Justizministerium 7 Millionen, das Kriegsministerium 935 Millionen, das Finanzministerium 428 Millionen, das Marineministerium 300 Millionen, Summa 1821 Millionen Realen, der eine Einnahme von 600 Millionen Realen gegenüber standen. Der Hof verbrauchte also den sechsten Theil des gesammten Einkommens. Die Forderung des Kriegsministeriums mit 935 Millionen, bei einem Stand des Heeres von nur 50.000 Mann, wird begreiflich, wenn man hört, daß zum Beispiel zur Feier der (Geistliche Junta. — Besoldungen.)

---

[1]) Baumgarten, l. c. Bd. I, S. 111.

Heirath des Prinzen von Asturien auf einmal 57 Feldmarschälle und 26 Generallieutenants ernannt wurden, rein nach Laune des Hofes, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß, und daß die höheren Stellen glänzend bezahlt wurden. Also die höheren Officiere verschlangen das Budget, die niederen Officiere duldeten, die Soldaten hungerten. Ebenso gab es bei den hohen Aemtern riesige Einnahmen, während die niederen Beamten gar nicht bezahlt werden konnten, oder nur für drei Monate im Jahr ihren Gehalt erhielten. In den höheren Stellen fand Cumulirung statt; durch Cumulirung der Aemter bezog Godoy ein größeres Einkommen als der ganze Richterstand des Landes. —

Ein kräftiges Volk, wie das spanische, kann viel ertragen; außer der Mißhandlung durch eine schlechte Regierung duldeten aber die Spanier in dieser Zeit durch Pest, Mißernten, Hungersnoth, Erdbeben; unsäglich ist, was die Mehrzahl duldete. Das Leben schien oft unerträglich, die Stimmung des Hasses wälzte sich wider Godoy, der, um sich zu schützen, wild um sich schlug. Auf wen fielen aber die Schläge des Mächtigen? Auf die Männer, die durch Schrift und Wort eine bessere Art zu regieren empfohlen hatten und dadurch die gegenwärtige Regierung brandmarkten.

Jovellanos.

Namentlich haßte er Jovellanos und dessen Anhang. Lord Holland behauptet, die Verfolgung sei von der Königin ausgegangen, Godoy sei selten hart gewesen. Allein dagegen zeugt ein Brief des Friedensfürsten, worin er der Königin den Wunsch ausspricht, seinen Feinden einmal eigenhändig den Stock geben zu können; es sei eine Nothwendigkeit, ihre und seine Gegner unschädlich zu machen; nur die Häupter wolle er treffen, es seien ihrer wenige, aber es sei besser, daß keiner existire. Es war Grausamkeit und Wohldienerei. Jovellanos wurde in Gijon in Asturien, wo er eine polytechnische Schule geplant und gegründet, die Mittel dazu gesammelt und die Lehrbücher geschrieben hatte und darbte, um die Schule zu erhalten, in der Frühe des 10. März 1801 im Schlafzimmer verhaftet und wie ein gemeiner Verbrecher nach Barcelona und von da nach Mallorca geschleppt. Wie ihm, so erging es seinen Freunden, sie wurden in den Kerker geworfen (mindestens verloren sie ihre Stellen) und bei der Inquisition des Jansenismus angeklagt, darunter waren drei Bischöfe und zahlreiche Domherren. Auch nicht zum Schein konnte diese Anklage begründet werden. Aus Aerger darüber ließ der Justizminister Caballeros den Jovellanos, der große Theilnahme fand, im Gefängniß mit barbarischer Härte behandeln. Die allgemeine Erbitterung über dieses Treiben rief eine Menge kleiner Aufstände in verschiedenen Städten hervor; in Valencia floß Blut, als die Miliz eingeführt werden sollte: man mußte die Anordnungen zurücknehmen und die Valencianer noch loben, um die Ruhe wiederherzustellen. —

Unruhen.

Der Friede zu Amiens.

Der Friede zu Amiens brachte eine leichte Besserung der Lage. Die bisher zurückbehaltenen Steuererträgnisse brachten große Summen baaren Geldes nach Spanien, die Papiere stiegen; die Straßen konnten wieder in Ordnung gehalten, die Besoldungen ausbezahlt werden. Aber von einem Denken an die Zukunft, von einer sparsamen Verwaltung war keine Rede. Bei der Doppelheirath des Prinzen von Asturien mit der Prinzessin Maria Antonia von Neapel und der Infantin Maria Isabella mit dem Kronprinzen

Franz von Neapel in Barcelona, 6. October 1802, fanden mehrwöchentliche Festlichkeiten mit unerhörter Pracht statt, welche riesige Summen verschlangen; man wähnte, Prunk sei Macht. Statt des französischen Druckes freute man sich der Bemühungen Englands um eine Wendung in der spanischen Politik: man trat ausgesprochenen Wünschen Napoleons entschieden entgegen, namentlich der Einfuhr französischer Baumwollen- und Seidenwaaren, und er beklagte sich, daß Spanien Alles thue, um ihm zu schaden und zu mißfallen. Dafür verkaufte Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten, als der Bruch mit England drohte, ohne sich um den Vertrag vom 1. October 1800 zu kümmern, wornach Louisiana, wenn sein Besitz Frankreich belästige, an keinen anderen Staat, als an Spanien kommen durfte. Spanien protestirte und verlangte zugleich vollständige Räumung Toscanas von französischen Truppen und die Vereinigung Parmas und Piacenzas mit dem Königreich Etrurien. Napoleon zog Truppen zusammen in Bayonne, Spanien machte eine Gegendrohung, indem es einige Regimenter an den Pyrenäen zusammenzog und freundlich mit dem englischen Gesandten that. Der Hochmuth war dem Godoy zu Häupten gestiegen, er meinte Bonaparte trotzen zu können, während die gesammte Lage die größte Vorsicht erforderte.

Napoleon über Godoy.

Das Ministerium Addington war geneigt, Spanien nicht als Feind zu betrachten, wenn es zufolge seines Vertrages mit der Republik nur 24.000 Mann Infanterie und 25 Schiffe stelle, aber nicht mehr; es wollte Spanien aus Rücksicht schonen, es als trägen Feind behandeln, weil es fürchtete, Napoleon möchte in Spanien einmarschiren und es behalten. Napoleon aber wollte keinen trägen Freund und faßte Argwohn auf die Nachrichten seiner Agenten über Rüstungen und drohte 14. August 1803 in Madrid, das Maß der Beschimpfungen, die man sich gegen Frankreich erlaube, sei voll. Der erste Consul glaube noch, daß der König den Umtrieben fern stehe, aber man dürfe die perfiden Pläne von Menschen nicht gewähren lassen, die von unersättlicher Habsucht erfüllt, die Interessen ihres Fürsten und ihres Landes an England verkauft haben, wo sie eine Zuflucht zu finden hoffen, wenn sich der Abgrund eröffnet, in den sie offenbar Spanien hinabstoßen wollen. — Die 100.000 Milizen, die ausgehoben seien, müßten sogleich entlassen, dagegen die Marine organisirt werden. Der König sei entweder verrathen oder er wolle den Krieg; wolle er den letzteren nicht, so müßten 72 Millionen Francs Subsidien bis 7. September in Paris hinterlegt sein. Als Godoy, von diesem Donner erschreckt, nicht zurücktrat, aber auch nicht zu antworten wagte, brachte Beurnonville einen Brief des ersten Consuls, in welchem die ganze Schändlichkeit des Friedensfürsten dargestellt war: „Ganz Europa ist ebenso betrübt als entrüstet, über die Art Entthronung, in welcher der Friedensfürst Eure Majestät vor allen Regierungen zu zeigen beliebt. Er ist der König von Spanien, und ich sehe mit Bedauern voraus, daß ich zum Krieg gegen diesen neuen König gezwungen, zugleich zu meinem großen Schmerz gegen einen Fürsten werde kämpfen müssen, der seine Unterthanen hätte glücklich machen können, wenn er selber hätte regieren wollen. — Eure Majestät steige also wieder auf den Thron und entferne einen Menschen, der sich allmälig der gesammten königlichen Gewalt bemächtigt und dabei alle niedrigen Leidenschaften

seines Charakters bewahrt hat." — Der König nahm den Brief an, las ihn aber nicht, Godoy hatte ihn schon derart gestimmt. Schleunig sandte jedoch Godoy nach Paris Befehl, alle Forderungen des ersten Consuls zu unterzeichnen, und in der That verpflichtete sich Spanien im Vertrag vom 9. October 1803 jeden Monat sechs Millionen Franken Subsidien an Frankreich zu zahlen. Portugal mußte sich zur monatlichen Zahlung von einer Million Franken verpflichten. Raubsystem auf der einen Seite und feige Nachgiebigkeit auf der anderen!

Vertrag vom 9. October 1803.

Das war mehr, als der Vertrag von 1796 verlangte; England hielt sich auch darum an sein Versprechen wegen Schonung Spaniens nicht mehr für gebunden, es vernichtete in den Seeschlachten von Finisterre und Trafalgar mit einer entsetzlichen Thatkraft die spanische Flotte, und in Folge davon kam wieder das finanzielle Elend über Spanien; seine Kolonisten kamen auf den Gedanken, sich mit Englands Hilfe unabhängig zu machen, und in England entstand der Plan, sich der spanischen Kolonien zu bemächtigen. Godoy soll sogar seinem König vorgeschlagen haben, die Kolonien in fünf erbliche Vice-Königreiche zu vertheilen, eines davon ihm und die anderen Verwandten von ihm zu verleihen.[1])

Neues Elend.

So arbeitete der Gewalthaber Godoy selber zu seinen und seiner Verwandten Gunsten an der Auflösung der spanischen Monarchie und die Zustände waren auch so geartet, daß die Gesandten ihren Regierungen schon die nahe Zersetzung des Staates anmeldeten.

Zersetzung.

So schrieb der Holländer Falck:[2]) „Die Regierung ist miserabel. Man weiß nicht, was mehr Tadel verdient, ob die Maßregeln, welche sie beschließt, oder die Art, wie sie dieselben ausführt. Die Verschwendung übersteigt alle Begriffe, die öffentlichen Besoldungen sind mehr als zwei Jahre im Rückstand, einige Regimenter haben 33 Monate Sold zu fordern und viele Officiere haben in der Noth um das tägliche Brot ihren Abschied gefordert, um betteln zu können. Und das geschieht in einem Lande, das außer den enormen Summen, womit alle Arten von Einkünften belegt sind, Peru und Mexico zu seiner Verfügung hat, aus denen es jährlich 80 bis 100 Millionen Gulden Reineinkünfte beziehen könnte. Nimmt man dazu die Acte des Despotismus, die Verbannungen, Confiscationen und all die Wirkungen der wechselnden Einflüsse der Favoriten, so muß man wohl als unläugbar hinstellen, daß hier von unsichtbaren Händen dieselben Funken ausgestreut werden, welche auf der anderen Seite der Pyrenäen einen so schweren Brand verursacht haben, nur daß sie hier — und das ist der einzige Unterschied — nicht auf entzündlichen Boden fallen. Daß aber ein Brand das einzige Mittel ist, um aus dem hier herrschenden Zustand herauszukommen, das ist für mich so viel als bewiesen; ob er freilich bei alledem nach dem gegebenen Charakter der Spanier, wünschenswerth ist, das wage ich und das wagt hier, nach den anderwärts gemachten Erfahrungen, Niemand zu entscheiden." — Der englische Gesandte meinte damals schon, die Regierung sei so verhaßt, daß England mit 20.000 Mann eine Revolution bewirken und Spanien gegen Napoleon verwenden könne.

Weg zum Umsturz.

---

[1]) Baumgarten, l. c. Bd. I, S. 126.
[2]) Ibid. I, p. 127.

So konnte es nicht weiter gehen. Godoy mußte selber eine sicherere Stellung wünschen, als er bloß in der Gunst der Königin hatte. Wie, wenn Karl IV. ihn zum Regenten für den Fall seines baldigen Todes bestimmte! Dahin arbeitete die Königin, sie drang in ihren Gemahl, er möge sein Testament aufsetzen und darin bestimmen, daß Ferdinand erst mit dreißig Jahren großjährig werde. Der Vorschlag kam an den Rath von Castilien, welcher einstimmig erklärte, nur die Cortes hätten das Recht, darüber zu entscheiden. Als Bonaparte davon hörte, trug er Azara auf, dem Prinzen Ferdinand in seinem Namen zu melden, er werde 50.000 Mann in Südfrankreich aufstellen, um die Rechte des Prinzen zu schützen. Talleyrand erhielt jetzt entschieden den Auftrag, den Gesandten anzuweisen, dem Prinzen von Asturien häufig seine Aufwartung zu machen, auch solle er darnach streben, Godoy zu entfernen, denn dieser sei durch seine Immoralität, durch sein willkürliches und inconsequentes Wesen der wahre Feind Frankreichs; wenn Karl IV. sterbe, solle er erklären, daß Frankreich nur den Kronprinzen als König anerkenne. Also durchschaute Napoleon die Nichtsnutzigkeit des Friedensfürsten und eiferte für das Recht Ferdinands VII.

Napoleon für Ferdinand.

Alle Klassen der Gesellschaft waren einig im Hasse gegen Godoy und die Königin; in solchen Zuständen gibt es keine Geheimnisse mehr; die Nachricht von der Theilnahme des mächtigen Herrschers für den Kronprinzen mußte in der Stille sich schnell verbreiten; wie im Haß, so waren jetzt alle auch einig in der Liebe zum bedrohten Kronprinzen und setzten ihre Hoffnung auf ihn.

Das Verhältniß Ferdinands zu Napoleon wurde ein anderes seit seiner Vermählung mit Maria Antonia von Neapel. Ihre Mutter, an der die Prinzessin mit Zärtlichkeit hing, hatte so viel gelitten durch die Revolution; sie haßte, wie ihre Mutter, Frankreich und Napoleon und flößte ihrem Gemahl, den sie bald vollständig beherrschte, dieselbe Abneigung ein gegen die Revolution und öffnete ihm die Augen über das Treiben der Königin. So gab es zwei Richtungen in der königlichen Familie. Nach dem Tode seiner Gemahlin, die er zärtlich liebte, war der Lehrer Escoiquiz Ferdinands Rathgeber. Argwöhnisch hatte Napoleon die Briefe der Prinzessin auffangen lassen, und näherte sich jetzt Godoy: wenn er den neapolitanischen Cabalen entgegentrete, könne er sich für alle Zeiten seinen mächtigen Schutz erwerben. In einem dieser Briefe der Prinzessin standen die Worte, sie und ihr Gemahl seien fest entschlossen, eine halbe Stunde nach dem Tode des Königs Godoy verhaften zu lassen. In den Briefen von seinem Agenten in Paris ist fortan von Godoys Regentschaft die Rede. Der Günstling feierte 1805 Napoleons Siege und die Besetzung Neapels durch die Franzosen. Die Prinzessin starb 21. Mai 1806, sie selber und viele Spanier glaubten an Gift, das ihr Godoy beigebracht hätte; er war jetzt der Gegenstand des allgemeinen Abscheues.

Maria Antonia

Godoy war also für seine Zukunft an Napoleons Schutz gewiesen und benahm sich dessen herrischen Wünschen gegenüber wie ein Diener und opferte ihm die Interessen Spaniens; er erbat sich dafür einen Besitz, der sein Leben sicher stelle, ehe der Tod des Königs ihm Verfolgung bringe, und erbot sich mitzuarbeiten am System Napoleons, das heißt einer seiner Vasallenkönige zu werden, und stellte dabei die Existenz Portugals in Frage, aus dem man den Despotismus Englands entfernen müsse: entweder könnte er als Regent dieses Landes Napoleon Dienste leisten, oder man könnte es in zwei Hälften theilen, die eine dem Infanten Carlos, die andere demjenigen geben, der für diese Güte sich immer dankbar erweisen würde, nämlich dem Emmanuel Godoy. Talley-

rand schlug nun Verjagung der Braganzas nach Brasilien, Theilung Portugals in zwei Königreiche vor, das nördliche für den König von Etrurien, das südliche für Godoy, beide durch ein föderatives Band mit Spanien verknüpft, dessen Besitzungen Frankreich garantire. Karl IV. solle den Titel „Kaiser der Spanier und Indier“ erhalten, Spanien und Frankreich durch eine ewige Allianz verbunden bleiben. Godoy ertheilte Izquierdo, 26. Mai 1806, sogleich Vollmacht abzuschließen. Wie mag er sich in Träumen als „König Emmanuel I.“ ergangen haben!

Blendwerke.

Daß es Napoleon mit der Erhebung des charakterlosen, unzuverlässigen Godoy zum König von Algarbien Ernst war, ist schwer zu glauben: der ganze Plan war nur ersonnen, um auf England, mit dem man damals um Frieden ernstlich unterhandelte, einen Druck auszuüben. Lord Yarmouth schien gewonnen, die Unterhandlungen mit Izquierdo standen dagegen plötzlich still, auf kein Drängen Godoys wurde Rücksicht genommen; es mußte ihm klar werden, daß man ihn getäuscht habe. Dann kam der Bruch mit Preußen, und Godoy bekam gar keine Antwort mehr. Also mit der Krone Algarbiens hatte man ihm nur ein Gaukelbild vorgehalten. Izquierdo meldete ihm die Rede der Vertrauten Lucians, der damals in Paris als der künftige König von Spanien genannt wurde, „man habe Godoy mit der Krone Algarbiens nur födern wollen, um mit seiner Hilfe sich Spaniens zu bemächtigen“. Diese Verhandlungen sind alle noch vorhanden im Archiv zu Madrid und von Lafuente zum ersten Male herausgegeben worden.[1])

Godoy im Zorn,

Zu gleicher Zeit traf die Meldung ein, daß die Engländer Buenos Ayres eingenommen hätten. Der Anfang der südamerikanischen Revolution war gleichbedeutend mit dem Bankerott Spaniens. Durch seine Enttäuschung gereizt, vielleicht durch den preußischen und den russischen Gesandten darauf aufmerksam gemacht, daß Napoleon zur Entschädigung für den entthronten König von Neapel die Balearen, spanisches Eigenthum, angeboten habe, beschloß Godoy auf einmal zu England überzugehen, und erließ 4. October 1806 den vielgenannten Aufruf an die Spanier, sich zur Befreiung des Vaterlandes zu rüsten! Gegen wen? Der Feind war nicht genannt, aber nur Napoleon konnte gemeint sein. Der Aufruf,[2]) unterzeichnet vom Friedensfürsten, ist poetisch gehalten; zugleich ergingen prosaische Mahnungen an alle Behörden, insbesondere an den Klerus, Opfer zu bringen für die Rettung des Vaterlandes. Don Arguelles wurde nach London entsendet, um dort ein Bündniß abzuschließen, fand aber nur taube Ohren. Wer mochte Godoy trauen!

ruft zum Krieg auf,

neigt zu England,

Wenige Tage nachher traf die Nachricht vom Siege Napoleons bei Jena ein. Im ersten Schrecken wünschte Godoy Napoleon Glück — der den Aufruf auf dem Schlachtfeld von Jena erhalten hatte, ihn sogleich verstand und wohl im Gedächtniß behielt, wie wir oben gesehen. Wie er dann in Paris sogleich die portugiesische Frage aufgriff und mit dieser Lockspeise noch einmal Godoy fing, der sich für „eine souveräne Natur“, für „eine der außerordentlichen Personen des Jahrhunderts“ hielt, beweist nur, wie dieser Mann in seinem Lotterleben den gesunden Menschenverstand verloren hatte, und der Spielball des arglistigen und schon längst auf Spaniens Erwerbung bedachten Kaisers geworden war. —

schlägt um.

[1]) Ueber Maria Antonia vgl. Helfert, Königin Karolina von Neapel und Sicilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814. Wien 1878. S. 84, 87, 92 bis 94, 117, 181, 209, 288 ff.

[2]) Abgedruckt bei Baumgarten, l. c. Bd. I, S. 144.

Endlich traf Godoy in der Revolution die Strafe seiner Sünden, im Fall von schwindelnder Höhe in den tiefsten Abgrund: er leerte den Becher der Bitterkeit bis zur Hefe; er hörte aus dem Munde des Volkes einen ganzen Tag hindurch die Schilderung seines Lotterlebens und bebte in Todesangst; als er in die Kaserne gebracht wurde, entkam er mit Mühe der Gefahr in Stücke gerissen zu werden; blutend und mit Wunden bedeckt ward er dort auf einen Bund Stroh geworfen; dann sah er in der Veste Pinto einen Monat hindurch der schmachvollen Hinrichtung entgegen; Murat ließ ihn durch Oberst Marbot abholen,[1]) gab ihm Wäsche und Kleider. Die Spanier in Villaviciosa waren entschlossen, ihn eher zu erdolchen, als den Franzosen auszuliefern, welche ihn nach Bayonne bringen wollten. Nur Murats Erklärung, im Falle die Soldaten in Villaviciosa ihm Godoy nicht wohlbehalten ausliefern, würde er alle erschießen lassen, rettete nochmals sein Leben. In seinem Wagen ließ Murat unter Cavalleriebedeckung ihn nach Bayonne bringen: Godoy zeigte dabei die feigste Angst, er kroch unter das Spritzleder, wenn ihnen spanische Soldaten oder Bauern begegneten.[2]) In Bayonne war nun der Undankbare eifrig, die königliche Familie, der er Alles verdankte, um den Thron zu bringen. Hier hetzte er Napoleon gegen Ferdinand auf, und Karl IV. gegen seinen Sohn; er beredete den König und die Königin, auf den Thron zu verzichten. Die Rolle, welche er in Bayonne spielte, ist überaus schmählich, wie sein Treiben im Escurial. Er redete dem gutmüthigen Karl IV. so lange zu, bis dieser seine Familie, sein Volk vergaß, und die Krone Spaniens Napoleon an den Kopf warf. Godoy hat das Feuer in Spanien angezündet, das nur mit Strömen von Blut gelöscht werden konnte. Alle Schreiben des alten Königs in Bayonne, sind nach den Befehlen Napoleons von Godoy geschrieben; Karl IV. hat sie nur unterzeichnet. Godoy ist es, der die Königin von Etrurien um ihr Königreich Etrurien, dann um das ihr versprochrne Lusitanien, dann Ferdinand um den spanischen Thron brachte und Karl IV. und die Königin zu Pensionären herabsetzte, die von der Gnade und dem Glücke Napoleons abhingen: sie kamen an den Bettelstab, wenn dieser gestürzt wurde.

Godoys Noth. Rettung, Feigheit, Undank.

Bei der Bevölkerung in Bayonne machte übrigens Karl IV. einen guten Eindruck: er war ein stattlicher Mann, dem man doch die Gutmüthigkeit ansah, gewohnt, als König aufzutreten und die Franzosen anzufahren, als ob sie seine Unterthanen wären. Nach dem Abschluß der Verträge reiste er mit der Königin und Godoy nach Compiègne ab. Auf allen Poststationen sprach er von der Größe Napoleons, dem er Spanien übergeben habe, und der es glücklich machen werde. Das hatte ihm wahrscheinlich Godoy eingegeben. Er erhielt übrigens das ihm versprochene Geld nicht pünktlich; erst im September den seit Juli rückständigen Betrag; in ähnlicher Weise mußte Ferdinand VII. wegen der beiden ersten Monatsraten beim französischen Schatz Vorstellungen machen. Karl IV. zog 1811 nach Marseille, dann nach Rom, wo er 1826 starb; nach Spanien wollte er nicht mehr zurückkehren, obschon eine Partei ihn dahin einlud. Von Napoleon hatte er jedoch nicht mehr die frühere gute Meinung, er nannte ihn nicht mehr „seinen guten Freund, den Großen“. Lord Holland berichtet: „Karl sprach mit Abneigung von Napoleon. Es war in der That komisch, Jemand, der eine Krone verloren hatte, mit Spott und Verachtung von dem großen Manne unserer Zeit reden zu hören, der eine Krone gewonnen hatte. Er sagte, Napoleon könne keine

Karls IV. Einfalt.

[1]) Mémoires du général Bon de Marbot. Paris 1892, vol. II, p. 21.
[2]) So erzählte später Murat dem Lord Holland.

Sprache richtig sprechen oder schreiben." — Karl war ein Uebermaß von Güte; zur Einsicht von Godoys Falschheit kam er nie. Nach dem Tode der Königin behielt er noch immer Godoy bei sich. „Ich bin die Ursache Deiner Leiden, wir bleiben Freunde" — pflegte er zu sagen. Mit Karls IV. Thronentsagung endet die Herrschaft Spaniens über Amerika und beginnen wieder die Cortes.

Godoy lebte nach dem Tode des Königs in Angst und Dürftigkeit. Er bat Lord Holland um ein Asyl in England. Lord Liverpool entgegnete auf Lord Hollands Bitten, er könne ihn nach England nicht einladen, wenn er aber doch komme, solle er Schutz für seine Person und sein Eigenthum finden. Godoy kam nicht; 1835 zog er nach Paris, und lebte von einem Gehalt von jährlichen 5000 Franken, die ihm Louis Philipp aus Gnade auswarf. Wie er undankbar gegen die königliche Familie gewesen war, so erfuhr er jetzt selbst den bittersten Undank, sogar von seinen anerkannten und nicht anerkannten Kindern, von seiner Teresa Tudo[1]) und von den Tausenden, denen er eine Anstellung verschafft hatte. Er starb 7. October 1851 in Paris und hat auf Père Lachaise ein prunkvolles Grabmal.

Die Königin von Etrurien.

Sehr hart war das Loos der Königin von Etrurien: sie wurde von ihren Eltern mißhandelt, mit welchen sie Bayonne verließ, und von Napoleon wurde ihr Gehalt willkürlich vermindert, so daß sie nicht einmal ein Pferd kaufen konnte, als die Aerzte ihr häufiges Reiten anriethen. Als ihre Eltern nach Marseille abreisten, blieb sie in Compiègne, erhielt aber bald den Befehl sich nach Parma zu begeben, wo sie den Palast Colonna bewohnen könne. Allein schon in Lyon wurde sie von ihrer Umgebung getrennt und nach Nizza geschoben. Im April 1809 suchte sie nach London zu entfliehen, doch der Fluchtversuch mißlang. Sie ward deßhalb vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Kaiser entschied für ihre Freisprechung. Der Herrscher befahl, sie solle mit ihrer Tochter in ein Kloster gesteckt, der Sohn ihr entrissen und den Eltern zugestellt werden. Sie ward nach Rom gebracht, wie eine Missethäterin, dort drei und ein halbes Jahr in harter Haft gehalten, bis der Einmarsch der Neapolitaner sie frei machte, aber sie wieder der harten Behandlung ihrer Eltern übergab.

Die Könige hatten beide die Regierung niedergelegt, Spanien und Indien gehörten jetzt nach dem Vertrag Napoleon. Vom elenden Zustand der Verwaltung war er schon vorher überzeugt, er wollte aber die Beweise davon in seiner Hand haben, um im Nothfall die Mitwelt und die Nachwelt

[1]) Im Anhang zu den „Foreign Reminiscences" Lord (Henry Edward) Hollands ist zu lesen: „Godoy klagte sehr über den Undank der Welt: Frankreich, für dessen Emigranten er so Vieles gethan, gebe ihm eine kärgliche Spende von 5000 Franken. Josepha Tudo, der er Alles geopfert und derentwegen er den Vorwurf der Bigamie auf sich geladen, die er nach dem Tode seiner ersten Frau wirklich geheirathet habe, um seinen Sohn zu legitimiren, der er Alles vermacht, was er außer Spanien in der Welt besessen, habe ihn verlassen und das Ganze mitgenommen, so daß er jetzt ganz arm sei und von der kleinen Pension Louis Philipps leben müsse. Die römische Pfründe (Soto di Roma) habe die Nation als Zeichen des Dankes dem Herzog von Wellington verliehen. Andere Besitzungen und Leibrenten habe man dem Infanten Don Francisco verliehen. Die Tudo lebe zu Madrid in Glanz und Prunk, während ihr Gemahl in Paris als Bettler ein elendes Leben führe. — Die Tochter des Friedensfürsten aus der Ehe mit der Infantin, die sich mit einem römischen Herzog vermählte, besitze einen nicht unbedeutenden Theil seiner Güter, gewährte ihm aber nicht die geringste Unterstützung, und kümmerte sich gar nicht um ihn. Unter seinen vielen Nachkommen sei nicht ein einziger, der ihm die mindeste Theilnahme oder Zärtlichkeit erweise."

davon zu überzeugen, und verlangte von **Murat** die Berichte über den Stand der Finanzen, der Armee und der Marine. Die Finanzen, wurde geantwortet, seien ein Geheimniß des Friedensfürsten, den genauen Zustand des Heeres und der Flotte kenne man gar nicht im Ministerium. Es gab keinen gründlichen Bericht über den Stand der Beamten der einzelnen Ministerien, an Genauigkeit war man gar nicht gewöhnt in dieser verlotterten Regierung. Geld war in den Kassen gar keines vorhanden. Das Heer aber und die Beamten sollten bezahlt werden. Napoleon sah sich genöthigt gegen Versetzung der spanischen Krondiamanten 25 Millionen Franken von der französischen Bank zu entlehnen, nur damit die nöthigsten Abschlagszahlungen geleistet werden konnten. So arg hatte sich doch Napoleon die schlechte Wirthschaft in Spanien nicht gedacht, und er hielt sie für die beste Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die beiden Könige in Bayonne. Alle hatten gelitten unter der elenden Regierung, der Adel wie die Bauern, die Prälaten wie die Beamten und Bürger. Napoleon hoffte darum, daß man seiner Aufforderung, einen Prinzen seines Hauses zum König zu wählen, und zwar gerade Joseph, gern hinnehmen, und ebenso gern zu einer Berathung über eine neue Verfassung Notabeln, wie er wünsche, nach Bayonne senden werde.

Anleihen.

Daß Napoleon Spanien gut regieren, ihm Ordnung, Schutz und Glück geben könne, wenn er nur wolle, wußte man wohl, aber die alte Dynastie gab man doch nicht so leicht preis. Als 8. Mai Murat den **Rath von Castilien und Indien** aufforderte, über die Wahl eines neuen Königs aus der Familie Bonaparte seine Meinung abzugeben, lautete die Antwort, es stehe dem Rathe keineswegs zu, ohne dazu ausdrücklich vom König ermächtigt zu sein, irgend eine Meinung über staatsrechtliche Fragen zu äußern, um so weniger noch unter den gegenwärtigen Umständen; übrigens betrachte er die Verzichtleistung als nichtig, da diejenigen, welche sie vorgenommen, ihre Rechte zu übertragen, keineswegs befugt gewesen. Am 15. Mai kam eine neue Aufforderung: da der Kaiser Napoleon unwiderruflich beschlossen habe, daß ein Prinz seiner Familie in Spanien herrschen solle, so könne von der Giltigkeit der Verzichtleistung Karls IV. und Ferdinands VII. nicht weiter die Frage sein. Die Antwort lautete: Im Falle Karl IV. und Ferdinand VII. ihren Rechten definitiv entsagt hätten, so würden sie den Prinzen **Joseph Bonaparte**, der in einem Theil der alten spanischen Besitzungen, in dem Königreich Neapel, mit so viel Weisheit regierte, für den geeignetsten Fürsten halten, Spanien glücklich zu machen. Eine Zuschrift gleichen Sinnes gab die Stadt **Madrid** bei **Murat** ab.

Der Rath von Castilien.

Am 25. Mai 1808 berief Napoleon eine Versammlung der angesehensten Männer Spaniens auf den 15. Juni nach Bayonne, dahin sollten sie ihre Wünsche und Beschwerden mitbringen, um daraus die Grundlage einer neuen Verfassung zu bilden.

Die Notabeln-Versammlung.

Diese **Notabeln** sollten der neuen Ordnung der Dinge in den Augen der Nation den Schein der Rechtmäßigkeit geben, welche die durch Arglist erlangte Abdankung der Könige nicht zu gewähren vermochte. Ihrer sollten 150 sein und sie

verhandeln über das Wohl von ganz Spanien und sollten sich in der Hauptsache an das Wesen der altspanischen Cortes anschließen, wie dieselben unter den Habsburgern geblüht hätten, wo sie aus drei Bänken zusammengesetzt waren: Geistlichkeit, Adel und Bürgern; dazu sollte jetzt noch der Handel vertreten sein durch die Abgeordneten der 14 Handelsstädte und Gesellschaften, ferner die Universitäten durch Abgeordnete von Salamanca, Valladolid und Alcala, ferner die Marine durch zwei, das Heer durch sieben, die obersten Räthe durch vier Deputirte. Der Klerus sollte fünfzig Mitglieder zählen, der Adel dreißig. Auch die baskischen Provinzen, die bisher ausgeschlossen waren, die Asturier, die Balearen, die Canarier und die Kolonien sollten fortan vertreten sein: die Basken mit fünf, Asturien mit einem, die Inseln mit drei und Amerika mit sechs Abgeordneten.

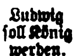
Zuwachs der Cortes.

Diese Notabeln rückten allmählig ein, anfangs nur 75, zuletzt 90, die meisten ohne alle oder doch nur mit ungenügenden Vollmachten, manche bloß aus Neugier einen großen Mann zu sehen, andere in der Ueberzeugung, daß Spanien seines Glückes wegen, um nicht Kriegsschauplatz zu werden, sich der Dynastie Bonaparte anschließen müsse, andere aus Eigennutz. Einige in Madrid ansässige Amerikaner waren aufs Gerathewohl von Murat ernannt, um in Bayonne als Vertreter der amerikanischen Kolonien zu erscheinen. —

Gründe des Kommens.

Joseph, König von Spanien. Die neue Verfassung.

Spanien mußte wieder einen König und eine Verfassung haben, zum König bestimmte Napoleon seinen Bruder Joseph, die Verfassung entwarf er selber und legte sie zur Berathung und Genehmigung der Versammlung von spanischen Notabeln vor.



Zuerst soll Napoleon an König Ludwig von Holland gedacht haben. 1820 wurde ein Brief von ihm vom 27. März 1808 an Ludwig veröffentlicht, in welchem die Worte stehen: „Ich habe beschlossen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu setzen, und habe an Dich für diesen Thron gedacht. Sage mir bestimmt Deine Meinung über diesen Plan! Antworte mir kategorisch, wenn ich Dich zum König von Spanien ernenne, nimmst Du es an?“ — Ludwig muß entschieden mit Nein geantwortet haben, wenn der Brief überhaupt ächt ist.



Sicher ist, daß Napoleon seinen Bruder Joseph sehr lieb hatte, und ihm diesen nach seiner Ansicht glänzenden Thron bestimmte, weil er fest auf seine treue Anhänglichkeit rechnete. Am 18. April schrieb er an ihn aus Bayonne:[1] „Es ist nicht unmöglich, daß ich Dir in fünf oder sechs Tagen schreibe, Du sollst nach Bayonne kommen. Du würdest dann das Commando über die Truppen dem Marschall Jourdan überlassen und die Regentschaft über Dein Königreich wem Du willst. Deine Frau würde in Neapel bleiben; Pferde werden auf dem Weg für diesen Fall bestellt sein. Uebrigens ist das noch unbestimmt.“ — Am 10. Mai schrieb er ihm jedoch:[2] „Der König Karl IV. tritt mir in dem Vertrag, welchen ich mit ihm schloß, seine Rechte an die Krone von Spanien ab; der Prinz von Asturien hat schon vorher auf seinen angemaßten Königstitel verzichtet, weil König Karl IV. seine frühere Abdankung für erzwungen erklärt hat.



[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 29.
[2]) Ibid. XVII, p. 99—100.

Die Nation verlangt von mir durch den Mund des hohen Rathes von Castilien einen König. Dir bestimme ich diese Krone. Spanien ist mehr als das Königreich Neapel, es zählt 11 Millionen Einwohner und 150 Millionen Einkommen, ungerechnet die ungeheuren Einkünfte aus den Besitzungen von ganz Amerika. Ueberdies ist es eine Krone, welche Dich nach Paris versetzt, drei Tagreisen von Frankreich, welches eine seiner Grenzen vollkommen deckt. Neapel ist am Ende der Welt. Ich wünsche, daß Du sogleich nach Empfang dieses Briefes die Regentschaft wem Du willst, das Commando aber dem Marschall Jourdan überlässest, und über Turin, den Mont-Cenis und Lyon nach Bayonne abreisest. Du wirst diesen Brief am 19. bekommen, am 20. Mai abreisen und am 1. Juni hier sein. Gib vor Deiner Abreise dem Marschall Jourdan Weisungen für die Stellung Deiner Truppen und triff Deine Verfügungen für den Fall, daß Du bis 1. Juli abwesend sein solltest. Halte die Sache aber geheim, man wird sie ohnehin bald errathen; sage nur, daß Du zu einer Berathung mit mir Dich nach Oberitalien begibst. Napoleon." — In solcher Art wurden damals Kronen von dem gewaltigen Manne verschenkt!

Vorzüge Spaniens.

So eigenthümlich waren die Charaktere und die Verhältnisse, daß Joseph nicht einmal Freude darüber empfand, jetzt König von Spanien und Kaiser von Amerika zu werden. Er war um ein Jahr älter als Napoleon, beide hatten ihre Bildung in den nämlichen Schulen erhalten, beide waren einander innig zugethan, aber während der eine als Schüler zu seiner Erholung Heldenbücher las, fand der andere seine Freude an lyrischen Gedichten, an Schilderungen von Naturschönheiten und eines zärtlichen Familienlebens. Hatte der jüngere in Alexander und Cäsar seine Lieblinge, so schwärmte der ältere für Numa Pompilius, für Marc Aurel. Joseph hatte Nichts von einem Soldaten, er paßte nicht auf einen Thron, wo er kämpfen mußte, er verstand Nichts vom Kriegswesen, während Napoleon seine Freude daran hatte, und es ihm am wohlsten war im Sturme der Schlacht, unter dem Donner der Kanonen, und seine Phantasie ihm am liebsten Bilder von stürzenden Thronen und großen Katastrophen vorführte. Was dem Einen fehlte, besaß der Andere; beide Naturen vereinigt, hätten eine wahre Größe gebildet. Wenn Napoleon die Gewissenhaftigkeit und Seelengröße Josephs besessen hätte, um welches glänzende Heldenbild wäre die Welt reicher! wenn Joseph die Thatkraft und den Feldherrngeist des Bruders besessen hätte, wie glänzend hätte er seine Aufgabe in Spanien gelöst!

Joseph nimmt ungern an, weil ganz anders geartet,

Wir sahen oben[1]) den Gegensatz beider in den Ansichten, wie Neapel zu regieren sei. Joseph glaubte an den Adel der Menschennatur, Napoleon an die Macht der Kanonen; jener wollte die Gegner schonen und hoffte sie nach und nach für das Gute zu gewinnen; dieser befahl sie zu erschießen und ihre Güter rücksichtslos einzuziehen. Joseph hatte sich um Neapel viele Mühe gegeben, jetzt war es ruhig; er hatte durch seine Seelengüte Tausende von Feinden für friedliche Arbeit gewonnen und sie von seinen guten Absichten überzeugt. Jetzt wurde es ihm wohl, zudem freute ihn, daß seine Gattin, ein Weib voll Seelengüte, mit ihren Kindern in Neapel angekommen und von der Bevölkerung mit Wärme empfangen worden war. Wie freute er sich jetzt, mit ihr den Thron zu theilen, Gnaden zu spenden, unter seinem Volk Bildung und Glück zu verbreiten! Da kam auf einmal der Ruf auf den Thron des sturmbewegten Spanien; er konnte ihn nur betrüben und erschrecken. Aber so gewaltig war die Macht des Bruders

hängt an Neapel.

[1]) Vgl. Band IX dieses Werkes, zweite Hälfte, S. 1304—1405, 1429.

über ihn, daß er gehorchte. Seine Antwort [1]) ist kühl: „Sire! vor wenigen Stunden erhielt ich den Brief Eurer Majestät vom 10. Mai. Die Staffette hat 11 Tage gebraucht. Ich lasse Herrn Tascher abreisen, um Eurer Majestät anzuzeigen, daß ich nach 48 Stunden folgen werde. Morgen, beim Geburtstag der Königin, ist ein großes Hoffest, bei dem ich sein muß, wenn ich nicht will, daß 3000 Personen am andern Tag über meine Abreise schreiben. Uebrigens kann ich beim besten Willen morgen nicht abreisen, aber übermorgen, 23. Mai, werde ich unterwegs sein. Sobald Eure Majestät beschließt, daß ich nicht mehr nach Neapel zurückkehren soll, so bitte ich mir es durch einen Courier zu melden, damit ich meine Frau und Kinder nachkommen lasse; ihr Befinden ist nicht gut und ihre Lage wird jeden Tag schlechter werden. 24 Stunden gewonnen ist schon viel, sie können sich zuerst nach Turin, dann nach Lyon begeben. Man ist sehr in mich gedrungen, diesen Antrag sogleich abzulehnen; aber ich gehorche und erwarte neue Weisungen und bitte, in dieser Angelegenheit nur keine Verzögerung zu veranlassen." — Joseph fühlte sich offenbar glücklich in der Nähe seiner Frau, von der die Abrantes erzählt, sie sei ein Engel an Güte gewesen, ihre unveränderte Christenliebe hätte sie zum allgemeinen Liebling gemacht; er schied ungern von Frau und Kindern, den ihm lieb gewordenen Gelehrten und dem schönen Neapel, am 23. Mai 1808. Das ganze herrliche Italien war ruhig, man sah ihn ungern scheiden. Indeß bereitete Napoleon die Spanier auf seine Ankunft vor und auf die Verfassung, nach welcher der neue König regieren sollte.

Abreise 23. Mai.

Napoleon richtete am 25. Mai 1808 an die Spanier folgenden Aufruf: „Spanier!" sagte er in dieser charakteristischen Kundgebung, „nach einer langen Agonie waret Ihr im Begriff zu Grunde zu gehen. Ich habe Eure Leiden gesehen und will sie enden. Eure Größe und Macht bilden einen Theil der meinigen. Eure Fürsten haben mir alle Rechte auf die spanische Krone abgetreten. Ich will nicht über Euch herrschen! — aber ich will mir einen ewigen Anspruch auf die Liebe und Dankbarkeit Eurer Nachkommen erwerben! Eure Monarchie ist alt; meine Sendung ist, sie zu verjüngen. Ich werde Eure Einrichtungen verbessern, ich werde Euch die Wohlthaten der Reform verschaffen, ohne Unruhe und Erschütterung. Ich werde Euch eine Verfassung geben, welche die heilige und wohlthätige Autorität des Souveräns mit den Freiheiten und Privilegien des Volkes vereinigt. Spanier! Erinnert Euch, was Eure Väter gewesen sind, und bedenket, was aus Euch geworden ist. Es ist nicht Eure Schuld, sondern die der schlechten Regierungen; habt das höchste Vertrauen zur Zukunft! — denn ich will, daß mein Andenken zu Euren spätesten Enkeln kommen soll, und daß sie rufen: „Er ist der Regenerator unseres Vaterlandes!""

Aufruf Napoleons.

Am 15. Juni wurden die Verhandlungen eröffnet, Asanza führte den Vorsitz, der frühere Finanzminister; Urquijo, einst gleichfalls Minister, amtete als Geheimschreiber. Diese Männer waren also der Ansicht, nachdem die Bourbonen der Regierung entsagt, hätten sie keinen Grund, auch unter einer fremden Dynastie dem Vaterland ihre Dienste zu verweigern. Der Thron war allerdings leer, aber das Volk war da; eine Ordnung mußte sein, und Napoleon war nach ihrer Ansicht durch sein Genie, seine Macht und seinen Ruhm am meisten geeignet, Ordnung zu schaffen.

Gründe der Josephiner.

[1]) Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph, publiés, annotés et mis en ordre, par Du Casse, vol. IV, p. 232. Paris 1854.

Der Bischof von Orense.

Eine andere Ansicht vertrat in einem Schreiben, das rasch durch Spanien verbreitet wurde, der siebenzigjährige Bischof von Orense in Galicien: man wolle Spanien durch unglückselige Mittel glücklich machen; man habe durch List und Gewalt die Bourbonen zur Abdankung gedrängt. Auf diesen Urkunden beruhe kein Recht; der König und die Infanten müßten, frei von Zwang und ohne Furcht, diese Urkunden für richtig, für Ausdruck ihres Willens erklären. Darum solle der Kaiser die Bourbonen nach Spanien zurücksenden, damit sie vor den Cortes frei erklären, was sie wollen, und damit die Nation in ihrer Unabhängigkeit und Souveränität dann frei erkläre, wen sie nach Recht, Natur und Umständen zum König haben wolle. Das erfordere auch der Ruhm des Kaisers. Die Nation werde dann ihm, als ihrem wahren Retter und Protector, Dank wissen; so aber, wie es jetzt sei, könne sie im Kaiser nur den „Unterdrücker ihrer Fürsten und ihrer Unabhängigkeit" erblicken. Das war ein muthiges Wort! Würdig erklärten auch einige Mitglieder der Versammlung, sie seien nicht rechtmäßige Vertreter von Spanien und könnten die Rechte desselben nicht bloßgeben.

Joseph als König.

Am 20. Juni wurde ein auf Bonapartes Befehl ausgearbeiteter Verfassungs-Entwurf vorgelegt und in wenig Tagen durchberathen, nachdem schon am 6. Juni Joseph von Napoleon, nach dem Wunsche der Nation, zum König von Spanien ernannt, und diesem zugleich „die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit seiner sämmtlichen Staaten in Europa, Afrika, Asien und Amerika verbürgt war".

Die Verfassung.

Die Verfassung hat in ihrem ersten Entwurf nur 80 Artikel, nachdem sie jedoch der Junta von Madrid mitgetheilt war, wurde sie nach den Bemerkungen derselben bis auf 150 Artikel erweitert.[1])

König von Gottes Gnaden.

Die Verfassung hebt fromm an: „Im Namen des allmächtigen Gottes! Don Joseph Napoleon, von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien. Nachdem wir die Nationaljunta vernommen haben, welche zu Bayonne versammelt war, und auf Befehl unseres werthesten und geliebtesten Bruders Napoleon, Kaisers der Franzosen, haben wir beschlossen und beschließen die gegenwärtigen Verfassungs-Statuten, daß solche als ein Grundgesetz unserer Staaten und als Grundlage des Vertrages, der unsere Völker an uns, und uns an unsere Völker bindet, vollzogen werden." — Der erste der 13 Titel handelt von der Religion in den Worten: „Die katholische, apostolische, römische Religion besteht in Spanien und in allen spanischen Besitzungen des Königs und der Nation; es ist keine andere erlaubt." — Der zweite Titel handelt von der Nachfolge zur Krone: sie ist erblich in directer, natürlicher und rechtmäßiger Nachkommenschaft, von Mann zu Mann, nach der Ordnung der Erstgeburt. In Ermanglung rechtmäßiger, männlicher Nachkommenschaft fällt die Krone auf den Kaiser Napoleon und dessen männliche, rechtmäßige oder adoptirte Erben und Nachkommen, und in Ermangelung solcher auf die rechtmäßigen Erben Ludwig Napoleons, Königs von Holland, und in Ermangelung solcher, auf die rechtmäßigen natürlichen Erben des Jérôme Napoleon, Königs von Westfalen, und in deren Ermangelung, auf den ältesten Sohn, der zur Zeit des Absterbens des letzten Königs von der ältesten seiner

Katholische Religion.

Thronfolge.

[1]) Sie steht im „Moniteur" und in Pölitz, Europäische Verfassungen seit 1789. Leipzig 1833. Bd. II, S. 242—62.

Töchter, die männliche Kinder haben, bereits geboren war, und auf dessen männliche, natürliche und rechtmäßige Nachkommenschaft, und im Falle, daß der letzte König keine Tochter hinterlassen sollte, auf denjenigen, den er dazu durch sein Testament, entweder unter seinen nächsten Verwandten, oder unter denjenigen, die er für die Würdigsten hält, um Spanien zu regieren, bestimmen wird. Diese Bestimmung soll den Cortes zur Bestätigung vorgelegt werden. Die Krone von Spanien und Indien kann nie mit einer anderen Krone auf dem nämlichen Haupte vereinigt werden. Folgt der Eid, den der König bei seiner Thronbesteigung vor den Cortes, dem Senat, dem Staatsrath und dem Rath von Indien abzulegen hat, und der Eid, den die Völker Spaniens und Indiens zu leisten haben, nämlich „der Treue und des Gehorsams dem König, der Verfassung und den Gesetzen". — Der dritte Titel handelt von der Regentschaft, die der König einem der Infanten bestimmt, die das volle achtundzwanzigste Jahr haben. In Ermangelung einer solchen Bestimmung soll die Regentschaft dem der Erbfolge nach vom Thron entferntesten Prinzen gehören, welcher volle fünfundzwanzig Jahre hat. Der Regent ist für die Handlung seiner Regentschaft nicht persönlich verantwortlich; seine jährliche Ausstattung soll der vierte Theil der Dotation der Krone sein. Hat der vorherige König keinen Prinzen für die Erziehung des minderjährigen Königs bestimmt, so ist sie der Mutter des minderjährigen Königs anvertraut.

Selbständigkeit. Treueid. Regentschaft.

Der vierte Titel bestimmt die Ausstattung der Krone. Die Paläste zu Madrid, Escurial, San Ildefonso, Aranjuez, el Prado, mit den Erträgnissen des dazu gehörigen Eigenthums, gehören der Krone; außerdem bezieht der König jährlich zwei Millionen harte Piaster [1]) in zwölf Monatsraten aus dem Staatsschatze. Vom zwölften Jahr an bezieht der Kronprinz jährlich 200.000 harte Piaster, jeder Infant 100.000, jede Infantin 50.000, die verwittwete Königin 400.000 harte Piaster.

Civilliste.

Der fünfte Titel handelt von den sechs Großbeamten der Krone. — Der sechste Titel vom Staatsministerium, bei dem der Staatssecretär Ministerrang hat. — Der siebente Titel handelt vom Senat, welcher bestehen soll aus den Infanten, welche das achtzehnte Jahr erreicht haben, dann aus den Mitgliedern, die der König aus den Ministern, Diplomaten, Generalcapitänen und Mitgliedern des Rathes von Castilien ernennt. Ein Senator muß das vierzigste Lebensjahr erreicht haben, sie sind auf Lebenszeit ernannt; das Amt des Präsidenten währt jedoch nur ein Jahr, er beruft den Senat auf einen Befehl des Königs, auf dessen Vorschlag der Senat die Verfassung auf bestimmte Zeit, an bestimmten Orten im Fall einer bewaffneten Empörung suspendiren und jede andere außerordentliche Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit ergreifen kann. — Dem Senat liegt die Erhaltung der individuellen und der Preßfreiheit ob. Eine aus seiner Mitte ernannte Commission von Fünf, heißt die Commission der individuellen Freiheit; an sie können sich alle Personen wenden, die verhaftet und einen Monat nach ihrer Verhaftung nicht vor Gericht gestellt worden sind. Ebenso hat eine Commission von Fünf über die Preßfreiheit zu wachen; an sie können sich Verfasser, Drucker und Buchhändler mit einer Klage gegen den Minister wenden.

Minister. Senat.

Der achte Titel behandelt den Staatsrath, der aus 30 bis 60 Mitgliedern bestehend, die Entwürfe von Civil- und Criminalgesetzen und die all-

Staatsrath.

[1]) Peso duro = 4½ Mark.

gemeinen Staatsverwaltungs-Anordnungen erwägt und abfaßt, aber nur consultative Stimme, und über Jurisdictions-Streitigkeiten zwischen den verwaltenden und richterlichen Behörden und über streitige Verwaltungssachen zu entscheiden hat. Beschlüsse des Königs über Gegenstände, die zu den Befugnissen der Cortes gehören, erhalten Gesetzeskraft bis zur nächsten Sitzung der Cortes, wenn sie im Staatsrath erörtert worden sind.

Die Cortes. Der neunte Titel handelt von den Cortes oder der Nationalversammlung, die aus 172 Mitgliedern bestehen und in drei Abtheilungen, die Bank der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes, abgetheilt sein soll. Die Bank der Geistlichkeit hat ihren Platz rechts vom Thron, die Bank des Adels links davon, die Bank des Volkes ihm gegenüber. Die Bank der Geistlichkeit besteht aus 25 Erzbischöfen und Bischöfen, die Bank des Adels aus 25 Granden, die Bank des Volkes besteht aus 62 Deputirten der Provinzen, sowohl von Spanien als von Indien, aus 30 Abgeordneten der Hauptstädte, aus 15 Kauf-, Handels- und Gewerbsleuten, aus 15 Deputirten der Universitäten, der Gelehrten oder durch ihr persönliches Verdienst in den Wissenschaften oder in den Künsten ausgezeichneten Männern. — Die Erzbischöfe und Bischöfe, aus denen die Bank der Geistlichkeit besteht, werden durch einen mit dem großen Staatssiegel versehenen Bestallungsbrief zum Rang der Mitglieder der Cortes erhoben. Die Adeligen müssen, um zum Rang der Granden erhoben zu werden, das Einkommen von wenigstens 20.000 Piastern besitzen, oder in Civil- und Militärstellen lange und wichtige Dienste geleistet haben. Die Deputirten der Provinzen von Spanien und den anliegenden Inseln werden von der Provinz ernannt, so daß Einer auf 300.000 Einwohner kommt. — Die Wahlversammlungen dürfen nicht anders zusammen kommen, als auf ein königliches Einberufungsschreiben, das den Ort und Gegenstand der Zusammenkunft, die Zeit der Eröffnung und des Schlusses der Versammlung bestimmt. Der Präsident wird vom König ernannt. Die Abgeordneten der Provinzen und Städte können nur unter den Eigenthümern von Grundgütern gewählt werden. — Die Deputirten der Universitäten, gelehrte und durch ihr persönliches Verdienst in den Wissenschaften und Künsten ausgezeichnete Männer, werden von dem König ernannt nach einer Liste: a) von den 16 Candidaten, die der Rath von Castilien, b) von den 7 Candidaten, welche jede der Universitäten des Landes vorschlägt. — Die Bank des Volkes wird jede Session erneuert. Ein Mitglied kann auch für die nächste Session gewählt werden; wenn es aber zwei Sessionen nacheinander beigewohnt hat, kann es erst nach Verlauf von drei Jahren neuerdings gewählt werden. Die Cortes können nur vom König einberufen, vertagt, verlängert, aufgelöst werden; sie werden wenigstens alle drei Jahre einmal versammelt. — Die Sitzungen der Cortes sind nicht öffentlich und ihre Beschlüsse werden nach der absoluten Mehrheit der einzelnen entweder auf namentlichen Aufruf, oder auf geheimes Votiren gesammelten Stimmen gefaßt. — Die Meinungen und Beschlüsse dürfen weder bekannt gemacht, noch gedruckt werden. Jede Bekanntmachung durch Druck oder Anschlag von Seiten der Versammlung der Cortes oder einer ihrer Mitglieder, wird als eine aufrührerische Handlung angesehen. — Die Berechnungen des Staatshaushaltes werden den Cortes vorgelegt, welche über Mißbräuche die geeigneten Vorstellungen machen und durch eine Abordnung vor den Thron bringen können. Der König legt sie dann einem Ausschuß aus sechs Staatsräthen und sechs Mitgliedern des Rathes von Castilien zur Begutachtung vor. Die von den Cortes berathschlagten und vom

Marginalien: Drei Banken. — Bank der Geistlichen. — Die Granden. — Deputirten-Wahlen. — Die Gelehrten. — Bank des Volkes. — Sitzungen nicht öffentlich. — Staatshaushalt. — Beschwerden.

König genehmigten Anordnungen, sollten mit der Formel „mit Einvernehmen der Cortes“ bekannt gemacht werden. — Man sieht, wie sehr Napoleon Sorge hatte, stürmischen Verhandlungen der Cortes und dem Einfluß der Demagogie auf die Regierung vorzubeugen.

Gleiches Recht der Kolonien mit dem Mutterland.

Hochwichtig ist der zehnte Titel: „Von den spanischen Königreichen und Provinzen in Amerika und Asien. Erstlich, letztere sollen die nämlichen Rechte wie das Mutterland genießen; alle Arten von Cultur und Industrie sollen in gedachten Königreichen und Provinzen frei sein; der wechselseitige Handel eines Königreiches oder einer Provinz mit der andern, und aus gedachten Königreichen und Provinzen mit dem Mutterland, soll erlaubt sein; es darf kein besonderes Ausfuhr- oder Einfuhr-Privilegium nach gedachten Königreichen oder Provinzen bestehen. Gedachte Königreiche oder Provinzen haben bei der Regierung beständige Deputirte, die für ihr Interesse zu sorgen und als ihre Vertreter den Sitzungen der Cortes beizuwohnen haben. — Diese Deputirten sind 23 an der Zahl: nämlich 2 für Neuspanien, 2 für Peru, 2 für das Königreich Granada, 2 für Buenos Ayres, 2 für die Philippinischen Inseln, 2 für die Insel Cuba, 1 für die Insel Puertorico, 1 für die Provinz Venezuela, 1 für Carraccas, 1 für Quito, 1 für Chile, 1 für Cusco, 1 für Guatemala, 1 für Yucatan, 1 für Quadalaxara, 1 für die westlichen und 1 für die östlichen inneren Provinzen von Neuspanien. — Diese Deputirten werden von den Municipalitäten derjenigen Gemeinden gewählt, welche dazu von den Vicekönigen und Generalcapitänen in ihren Amtsbezirken bestimmt werden. Sie können nur aus den Eigenthümern liegender Gründe, die in den betreffenden Gebieten geboren sind, gewählt werden. Jede Municipalität wählt einen Mann durch Stimmenmehrheit. Die Erneuerungs-Acte wird dem Vicekönig oder Generalcapitän überschickt. Derjenige, für welchen sich die Stimmen der größten Zahl von Gemeinden vereinigen, ist zum Deputirten zu ernennen. Wenn die Stimmenzahl gleich ist, soll das Loos entscheiden. Diese Abgeordneten sollen ihr Amt acht Jahre begleiten; sind nach Ablauf dieser Zeit ihre Nachfolger noch nicht in Spanien eingetroffen, so setzen sie ihr Amt so lange fort, bis sie von den anderen abgelöst werden. Sechs Deputirte aus Amerika und Asien wählt der König aus, die im Staatsrath berathende Stimme in allen Angelegenheiten für Amerika und Indien haben.“ — Durch diese unläugbar weisen Anordnungen gedachte Napoleon die Beschwerden der Kolonisten zu beheben und sie an das Mutterland Spanien zu fesseln, und damit die Herrschaft seiner Dynastie dauernd über Asien und Amerika auszudehnen. Bei längerer Regierung hätten gewiß die Kolonien mächtig auf das Mutterland eingewirkt, und wäre es Napoleon gelungen, England die Herrschaft über die Meere zu entreißen.

Vertretung.

Zahl der Abgeordneten.

Der indische Ausschuß.

Nur ein Gesetzbuch.

In derselben Absicht stehen in dem folgenden Titel „Von der Gerichtsordnung“ einige Sätze. Spanien und Indien soll nach einem einzigen Gesetzbuch regiert werden. Die Gerichte sind unabhängig. Die Gerechtigkeit wird im Namen des Königs geübt, demnach sind alle mit besonderen Befugnissen versehenen Tribunale, alle grundherrlichen und besonderen Gerichtsbarkeiten aufgehoben. Die Richter werden vom König ernannt, sie sind nur wegen eines Verbrechens absetzbar, das vor dem Rathe von Castilien bewiesen worden ist. Das war eine der Forderungen der neuen Zeit, welche bei den Kolonisten auf rohes Papier gedruckt, von Hand zu Hand gingen. Man mag sich denken, wie kläglich die Rechtszustände in den Kolonien waren, unter einer so leichtsinnigen Regierung, wie die von Godoy! Wie in Frankreich, sollten jetzt

Die Richter unabsetzbar.

eingesetzt werden Friedensrichter, welche ein gütlich ausgleichendes Gericht bilden, dann Gerichte erster Instanz, Appellationsgerichte, ein Cassationshof für das ganze Königreich im Rath von Castilien. Weiter

Oeffentlichkeit

die Anordnung: „Das peinliche Gerichtsverfahren soll öffentlich sein.

Geschworene.

Die Einführung des Verfahrens durch Geschworene wird in der ersten Versammlung der Cortes zur Berathschlagung und Genehmigung vorgelegt werden.

Handelsgesetz.

Für das ganze Königreich soll es nur ein Handelsgesetzbuch geben. Das Begnadigungsrecht kommt dem König allein zu."

Staatsschuld.

Wie trostlos war der Werth der Staatspapiere unter Godoy! Man hätte aufathmen können über den ersten Satz des zwölften Titels: „Von der Verwaltung der Finanzen. Die Vales, die Juras und die Anleihen jeder Art, die feierlich anerkannt worden, sind definitiv als Nationalschuld constituirt." Napoleon war ja ein so geriebener Kenner des Finanzwesens und so genau in seinen Rechnungen! Der Handelsmann, der Industrielle, der Landwirth

Keine Zwischenzölle.

konnten sich nur freuen über den zweiten Satz: „Die Zölle im Inneren von einem Bezirk und von einer Provinz des Reiches in die andere, sind in Spanien und Indien aufgehoben; die Zölle werden auf die See- und Landgrenzen verlegt.

Gleichheit der Steuern.

Das Auflage-System soll im ganzen Königreich gleich sein." — Im Sinn der allgemeinen Gleichheit hieß es weiter: „Alle bis jetzt

Keine Privilegien.

bestandenen Privilegien für besondere Corporationen oder für Privatpersonen sind aufgehoben. Es wird indessen eine Entschädigung für die Aufhebung derjenigen Privilegien zugestanden, die mit Aufopferungen (titulo oneroso) erworben worden sind." Wie wurde früher nicht der Schatz von Godoy für sich und seinen

Der Staatsschatz.

Anhang ausgebeutet! Jetzt aber hieß es: „Der öffentliche Schatz ist von dem Kronschatz verschieden und abgesondert. Der Generaldirector schwört in die Hände des Königs, keine Verschleuderung der öffentlichen Gelder zu dulden und keine Auszahlung zu gestatten, als in Gemäßheit der für die Haushaltung des Staates gehabten Creditbewilligungen."

Steter Bund mit Frankreich.

Der dreizehnte Titel enthält wichtige „Allgemeine Verfügungen": „Es soll für ewige Zeiten eine offensive und defensive Allianz zu Wasser und zu Land zwischen Frankreich und Spanien bestehen: ein besonderer Vertrag soll das Contingent bestimmen, das jede der beiden Mächte zu Wasser und zu Lande

Aufnahme von Fremden.

im Kriege stellt." — „Fremde, die dem Staate wichtige Dienste leisteten, oder durch Talente, Erfindungen und Gewerbfleiß nützlich werden, sowie auch diejenigen, welche große Etablissements errichten, oder so viel Landeigenthum erworben haben, daß sie dafür 60 Piaster an Abgaben entrichten, können in Spanien die Nationalität als Bürger erhalten." Es galt, öde Strecken, wie die Mancha, wieder zu bevölkern und den Gewerbfleiß zu beflügeln. Sehr verlockend war der Satz:

Mein Haus ist mein Schloß!

„Das Haus eines jeden Einwohners auf spanischem und indischem Grund und Boden ist ein unverletzbares Asyl; nur am Tage kann man dasselbe betreten, und das Gesetz bestimmt die Ursachen, warum man Einlaß begehren darf, oder auch ein von der öffentlichen Behörde erlassener Befehl. Keine auf spanischem

Persönliche Freiheit.

oder indischem Grund und Boden wohnende Person kann verhaftet werden; es sei denn, daß sie mitten in der Begehung des Verbrechens ertappt würde oder daß eine gesetzmäßige und schriftliche Ordre dazu vorhanden wäre. Soll ein Verhaftsbefehl vollzogen werden, so muß; a) die Ursache der Verhaftung darin förmlich ausgedrückt und das Gesetz angegeben sein, das sie verordnet; b) muß er von einer Behörde kommen, der das Gesetz förmlich diese Macht gegeben hat; c) muß er der Person, die der Gegenstand desselben ist, bekannt gemacht und ihr eine

Abschrift eingehändigt werden. Kein Kerkermeister oder Gefangenwärter kann irgend eine Person aufnehmen oder bei sich behalten, wenn er nicht das Verhaftungs-Decret in seine Register eingetragen hat. Dieses muß ein in den, durch den vorigen Artikel vorgeschriebenen Formen gegebener Befehl, oder eine Ordonnanz zur Gefangennehmung, oder ein Anklage-Decret, oder ein richterliches Urtheil sein. Er ist auch verpflichtet, ohne Widerspruch, er mag Befehl haben, von wem er will, die Person, welche sich bei ihm in Verhaft befindet, der Magistratsperson zu zeigen, die mit der Polizei der Gefängnisse beauftragt ist, so oft diese es verlangt. Den Verwandten und Freunden des Verhafteten kann die Vorstellung des Gefangenen nicht verweigert werden, wenn sie eine Erlaubniß des Civilbeamten mitbringen. Nur ein besonderer, dem Kerkermeister oder Gefangenenwärter durch den Richter zugekommener Befehl kann das Geheimhalten des Gefangenen rechtfertigen. Alle diejenigen, die durch das Gesetz nicht bevollmächtigt sind, Verhaftungsbefehle zu erlassen, und dennoch irgend ein Individuum verhaften oder verhaften lassen, ferner alle diejenigen, welche, auch im Fall die Verhaftung gesetzmäßig geschehen ist, einen Gefangenen an einem nicht öffentlich und gesetzmäßig als Gefängniß anerkannten Ort aufnehmen und aufbewahren, endlich alle Kerkermeister und Gefangenenwärter, welche gegen die Verfügung der drei letzten Artikel handeln, machen sich des Verbrechens einer willkürlichen Gefangenhaltung schuldig." — Wenn man an die Verhaftung des Jovellanos denkt, kann man begreifen, wie sehr dieses Gesetz gefallen haben muß.

Gegen willkürliche Verhaftung.

Die Verhandlungen gingen rasch voran, meist gaben die Notabeln ihre Zustimmung zu den Vorschlägen des Kaisers, nur in der Frage der Majorate wurde der Streit lebhaft und eiferten die Granden für die Forterhaltung derselben; man kann daraus nur ersehen, daß sie an Napoleons Sieg und an den Bestand dieser Verfassung glaubten. Die Sätze, in denen man sich einigte, lauten:[1] „Alle gegenwärtig bestehenden Fideicommisse, Majorate oder Substitutionen auf Güter, welche weder einzeln, noch durch die Vereinigung mehrerer Fideicommisse, Majorate oder Substitutionen auf dem nämlichen Haupte jährlich 5000 harte Piaster eintragen, sind abgeschafft; und den gegenwärtigen Besitzern kommen sie noch zu gute, in der Folge fallen sie in die Klasse der freien Güter zurück. — Jeder Besitzer von Gütern, auf welchen gegenwärtig Fideicommisse, Majorate oder Substitutionen haften, die jährlich mehr als 5000 harte Piaster einbringen, kann, wenn er es für dienlich hält, verlangen, daß diese Güter freigemacht werden möchten. Der König wird die dazu nöthige Erlaubniß schriftlich ertheilen. — Jedes Fideicommiß, Majorat, jede Substitution, die gegenwärtig existirt, und an und für sich oder in Vereinigung mit mehreren andern Fideicommissen, Majoraten oder Substitutionen auf einem und demselben Haupte ein jährliches Einkommen von mehr als 20,000 harten Piastern gibt, soll in ein Kapital verwandelt werden, das die genannte Summe rein hervorbringen wird. Die Güter, welche noch über gedachtes Kapital vorhanden sind, fallen in die Kasse der freien Güter zurück, und bleiben noch ferner im Besitz des gegenwärtigen Eigenthümers. In dem Zeitraum eines Jahres wird die Vollziehung der in den drei vorhergehenden Artikeln enthaltenen Einrichtungen durch eine königliche Verordnung regulirt werden. — Es darf kein Fideicommiß, kein Majorat oder Substitution gemacht werden, es sei denn, daß der König solche wegen geleisteter Dienste und um die den Familien ertheilten Würden zu erhalten, durch Patent-

Majorate.

Fideicommisse.

[1] Pölitz, l. c. Bd. II, S. 261.

briefe bewillige. In keinem Falle kann die jährliche Rente dieser Fideicommisse, Majorate oder Substitutionen 20.000 harte Piaster übersteigen, oder auch nicht weniger als 5000 harte Piaster betragen. — Die verschiedenen Grade und

Adel.

Klassen des gegenwärtig bestehenden Adels sollen mit ihren respectiven Unterscheidungen beibehalten werden, ohne jedoch von den öffentlichen Lasten und Verbindlichkeiten zu befreien, und ohne daß es hinfüro jemals erforderlich sein soll, zum Adel zu gehören, um zu einer weltlichen oder geistlichen Stelle berufen zu werden, oder um einen Grad bei der Armee oder Flotte zu erhalten. Geleistete Dienste und Talente sind die einzigen Gründe, um auf Beförderung Anspruch machen zu können." —

So die neue Verfassung, sie enthält Vieles von der französischen, aber nach spanischem Zuschnitt: sie soll die Gebrechen des bisherigen Staatslebens in Spanien beheben, die Kräfte entfesseln, vereinigen, zugleich dem Abfall der Kolonien vorbeugen. Mit Spanien vereint, wäre Frankreich Englands mächtig geworden. Diese Verfassung enthält demnach viel Gutes.

Joseph in Bayonne.

Indeß war, 7. Juni, auch König Joseph gekommen, den Napoleon schon am 6. Juni zum König von Spanien ernannt, und dem er die Unabhängigkeit und Untheilbarkeit seiner sämmtlichen Staaten in Europa, Asien, Afrika und Amerika verbürgt hatte. Joseph kam mit einem gewissen Gefühl der Bangigkeit. Napoleon fuhr ihm bis Pau entgegen, überhäufte ihn mit Ausdrücken brüderlicher Liebe, nahm ihn in seinen Wagen und setzte ihm hier die Größe des Reiches und seines Berufes auseinander. Joseph verzichtete mit Wehmuth auf Neapel, das ihm lieb geworden war, und fügte sich mit Bangen dem unbeugsamen Willen seines Bruders.

Empfang.

Im Schlosse Marrac sollte er alsbald die Glückwünsche und Anerkennung der Notabeln empfangen und beantworten. In dem einen Saal bildeten sich die verschiedenen Gruppen und wurden die Anreden der Deputationen entworfen, im anstoßenden Zimmer hörte Napoleon die Reden der Wortführer an und billigte sie; nur zum Herzog von Infantado, der als Wortführer der Granden bloß Glückwünsche, aber keine Anerkennung in seinem Entwurfe hatte, sagte Napoleon: „Man muß keine Ausflüchte suchen; entweder muß man frei und offen anerkennen, oder eben so frei und offen sich weigern. Man muß groß sein im Laster, wie in der Tugend. Wollen Sie nach Spanien zurückkehren, sich an die Spitze der Aufrührer stellen? Ich gebe Ihnen mein Wort, ich will Sie unversehrt dahin führen lassen. Aber ich sage es Ihnen, Sie werden es so weit treiben, daß Sie binnen acht Tagen, doch nein, binnen 24 Stunden, erschossen werden." — Der Herzog änderte nach einigem Widerstreben seine Anrede, so wie Napoleon es wünschte. Dann wurden die Abgeordneten dem neuen König vorgestellt, und sprachen ihre Glückwünsche und ihre Anerkennung aus. Obschon noch erschöpft von der Reise, und ohne eine Erfrischung zu sich genommen zu haben, hatte Joseph doch für Jeden ein passendes Wort: er gefiel, er war ein schöner Mann, redegewandt, hatte in den bisherigen Aemtern viel gelernt: er war ein Mann voll Wohlwollen, und die Spanier sahen ihm seine Gutherzigkeit sogleich an. Die Bourbonen hatten abgedankt, also machten sie sich mit dem Gedanken vertraut,

Infantado.

Joseph gefällt.

sich der neuen Dynastie zu fügen, ja, die Junta richtete sogar an ihre Landsleute die Aufforderung, mit der Beruhigung die neue Regierung zu empfangen, daß sie für Spanien von größtem Nutzen sein werde.

Eid auf die Verfassung.

Die Verhandlungen über die Verfassung waren in wenigen Sitzungen im bischöflichen Palaste abgeschlossen. Am 7. Juli war eine königliche Sitzung. Joseph las, auf einem Throne sitzend, eine Rede, in welcher er die Gefühle seiner Hingebung an Spanien ausdrückte, und schließlich die neue Verfassung beschwor. Hierauf schwor die Junta Treue dem König und der Verfassung, und begab sich dann nach Marrac, um Napoleon ihren Dank auszusprechen für seine Sorge zum Wohle Spaniens. Joseph legte 8. Juli die Krone beider Sicilien nieder. Sein Andenken blieb in Neapel lange in Ehren.

Das königliche Haus.

Sofort ernannte der neue König sein Ministerium[1]) und die Mitglieder seines Hauses. Urquijo wurde Staatssecretär, Cevallos Minister des Aeußeren, Azanza Minister für Indien, O'Farill Kriegsminister, Jovellanos wurde ersucht, das Ministerium des Inneren zu übernehmen, Pinuela wurde Minister der Justiz, Mazaredo bekam die Marine. In das königliche Haus wurden aufgenommen: die Herzoge von Infantado, von Frias, von Hijar, von Parque; der Fürst von Castel-Franco, die Grafen Fernand Nuriez de Orgay, Castel-Florida, Santa-Colonna, Casca Telly u. s. w. Die Wahlen waren gut. Alle Anwesenden schworen in die Hand des Königs den Eid der Treue und traten sogleich ihr Amt an mit den schönsten Hoffnungen.

Am 9. Juli zog der neue König in sein neues Königreich. Napoleon begleitete ihn bis zur Bidassoabrücke, dort nahmen sie bewegten Abschied. In hundert Wagen folgten dem Don Joseph die Minister, die Granden, die Notabeln. Ein Regiment polnischer Lanzenreiter ritt ihm voraus; ein schönes Regiment deutscher Reiter und vier alte französische Infanterie-Regimenter folgten. Wozu dieses starke kriegerische Geleit? Geht der Zug rasch voran auf die Hauptstadt Madrid? — Nein, langsam, im Infanterieschritt. Sind die Dörfer geschmückt mit Blumenkränzen? Ueberreichen die Behörden, mit schönen Treue verheißenden Reden, an den Thoren der Städte die Schlüssel dem guten König, der Glück bringen soll? — Nein, er sieht nur finstere Gesichter und drohende Blicke, er hört nur Worte des Abscheues, als eingedrungener Fremdling, oder die Leute verstecken sich vor ihm; er ist entsetzt über den einstimmigen Haß und meldet seinem Bruder: „Niemand hat Eurer Majestät die genaue Wahrheit gesagt!“ — Versprach Napoleon dem Volke sein Glück mit der neuen Verfassung, so antwortet jetzt Spanien: „Wir wollen kein Glück von Dir, Du falscher Tyrann!“ — und erhebt sich in Waffen zur Verjagung der Eindringlinge. —

---

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 293.

Allgemeiner Aufstand in Spanien.

Napoleon wähnte, durch List und Gewalt seiner Familie und Frankreich Spanien mit seinen Kolonien, seinen Kaiserreichen Mexico und Peru gewonnen zu haben; er verrechnete sich aber im spanischen Volk: es hatte unter einer schlechten Regierung zwar viel gelitten, aber in seinem festen Glauben, in seiner Anhänglichkeit an die Sitten und Gebräuche der Väter seine Frische bewahrt. Seine Religion galt ihm noch als das höchste seiner Güter, es hielt noch auf seine Ehre. Daß ein Fremder sich ungerufen in seine Angelegenheiten mische, mit seinen Soldaten das Land überziehe, in der Hauptstadt nach Standrecht Todesurtheile vollziehe, kam ihm unerträglich vor. Die Schüsse, die am 2. Mai in Madrid fielen, hallten durch ganz Spanien; die Nachricht von der arglistigen Entthronung des Königs rief einen Schrei der Entrüstung im ganzen Lande, einen Ruf nach Rache hervor. Ohne Verabredung erhoben sich alle Städte, alle Landschaften, alle Dörfer auf die Nachricht von dem, was am 2. Mai in Madrid, was in Bayonne geschehen. „Alle erhoben sich, ohne von einander zu wissen, jeder Einzelne wagte in diesem Augenblicke höchster Gefahr dem Tyrannen der Welt in das Angesicht zu sehen und ihm auf eigene Hand den Krieg zu erklären.[1]) Tausende von Männern eilten mit den Waffen in der Hand dem Mittelpunkt ihres Bezirkes zu; ob sie Nachahmer oder Unterstützer finden würden, wußten sie nicht; nur das Eine wußten sie, daß sie den Tod einer aufgezwungenen und unter solchen Auspicien erduldeten Fremdherrschaft vorziehen würden."

Grund. Charakter des Volkes.

Asturien voran.

Der Aufstand begann in Asturien, das eine Art Spanien in Spanien bildete. Hieher hatten sich nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera die edelsten Gothen geflüchtet, von hier ging der Widerstand gegen die Araber aus und wurden unter dem Banner des Kreuzes, unter der Führung Pelayo's, die ersten Siege erfochten. Die schlanken Asturier bewahrten mit Stolz die Erinnerung, daß von ihnen die Wiedereroberung Spaniens ausgegangen sei. Der Kronprinz hatte darum stets den Titel Prinz von Asturien. Von der alten Verfassung bestand noch ein Rest: alle drei Jahre kam die Generaljunta zusammen und berieth über die Angelegenheiten des Landes. Asturier, wie Jovellanos, gehörten zu den ersten Schriftstellern des Landes. Böse Nachrichten waren, eine nach der anderen, in diese Thäler und auf diese Berge gelangt: nach der königlichen Familie würden die vornehmsten vom Adel nach Bayonne gebracht werden, dann die Armee und die kräftigsten Söhne des Landes, um an der Ostsee gegen die Barbaren des Nordens Kriege zu führen; alle Spanier würden französisch lernen müssen und alle Beamten müßten Franzosen sein. In Oviedo, der Hauptstadt Asturiens, besprachen die Einwohner eben, 24. Mai, die Gefahren, die der Unabhängigkeit drohten, als die „Madrider Zeitung" die Nachricht brachte, wie die Junta um Joseph Bonaparte, als künftigen König, bat und ihn dem Volke empfahl, und wie Ferdinand VII. und Karl IV. zur Abdankung sich veranlaßt sahen. —

---

[1]) Lanfrey, Geschichte Napoleons des Ersten. Bd. IV, S. 296. Berlin 1870.

Da waren Alle ergriffen, Adel und Bürger, Kaufleute und Geistliche; sie beschlossen, 24. Mai, eine Junta zu errichten, die Abdankung in Bayonne als erzwungen, als nichtig und Napoleon den Krieg zu erklären. Die Sturmglocke ertönte in der Nacht, die Bauern kamen von den Bergen herab, man nahm aus dem Zeughaus am 25. Mai 100.000 Gewehre, vertheilte sie an Bürger und Bauern, sandte viele Flinten an die Nachbarprovinzen und forderte sie auf, mitzuhalten für Ferdinand VII. Eine Junta ward gewählt, der Marquis Santa-Cruz von Macerado ward an die Spitze derselben gestellt; er erklärte: wo ein Mann auf spanischer Erde sich gegen Napoleon erhebe, da werde er mit der Flinte zu ihm stehen. Aus Gaben der Grundeigenthümer und Geistlichen wurde eine Kriegskasse gebildet. Zwei höhere Officiere, die Bedenken gegen diese Volksbewegung äußerten, wurden von hitzigen, jungen Freiwilligen an einen Baum gebunden und sollten schon erschossen werden, als ein Priester mit dem Sanctissimum sich vor die Bedrohten stellte, und die Jünglinge beim Gott der Barmherzigkeit anflehte, kein unschuldiges Blut zu vergießen. Das wirkte — man sieht aber, bis zu welchem Grad die Siedhitze schon gestiegen war.

24. Mai in Oviedo.

Junta.

Bedeutungsvoll wurde das Wagniß des Vicomte Materosa und des Don Diego de la Vega: sie befanden sich zur Zeit des Aufstandes, am 2. Mai, in Madrid und eilten von da nach Asturien, von wo sie — im Gefühl des begeisterten Unwillens, der in ganz Spanien, namentlich aber in Asturien herrschte, „wo auch das zarte Geschlecht, alle Furchtsamkeit vergessend, die Männer unter die Waffen trieb und gegen die Unterdrücker aneiferte" — in einem Nachen auf die hohe See fuhren und das Schiff eines Korsaren trafen, der sie am 7. Juni nach London in das Admiralitäts-Collegium brachte. Hier erzählten sie, was sie in Madrid und in ganz Spanien erlebt hatten: daß Galicien, das Baskenland und endlich die ganze Halbinsel dem Beispiele Asturiens folgen würde, das, obschon ein kleines Land, doch 40.000 Mann unter die Waffen gerufen habe.[1]) Sie waren willkommen mit ihrer Bitte um Hilfe, in vier Tagen konnten englische Schiffe an der spanischen Küste sein, jetzt da, jetzt dort an der geeigneten Stelle landen, Truppen aussetzen, den Aufstand unterstützen. Canning und Castlereagh erkannten sogleich die Bedeutung des Gesuches — die Achillesferse des Welteroberers war gefunden. Georg III. sprach mit Lob von dieser ehrenvollen Aeußerung zur Befreiung vom Joche französischer Tyrannei und versprach Hilfe. Im Einvernehmen mit dem geheimen Rath befahl er: „1. Alle Feindseligkeiten gegen Spanien sollen sogleich aufhören. 2. Die Blokade aller spanischen Häfen, die nicht im Besitz der Franzosen sind, soll ein Ende haben. 3. Alle Spanien gehörenden Schiffe und Fahrzeuge sollen jeden Handel treiben können, wie die mit England am meisten befreundeten Staaten. 4. Alle Schiffe und Güter, die Personen in den spanischen Kolonien gehören, und von einem englischen Kreuzer angehalten worden sind, sollen sorgfältig behandelt und nach richtigem Erfund zurückgestellt werden."

Zwei Asturier in England.

Canning.

Georg III

Bund mit England.

---

[1]) Sammlung spanischer Proclamationen. Germanien 1808. S. 209.

Galicien. Galicien, einst das Land der tapferen Sueven, reich an Waldungen, Weiden, reich durch Viehzucht, Ackerbau und durch Schifffahrt, reich an fleißigen, hochgewachsenen Männern, folgte dem durch Asturien gegebenen Beispiel am 30. Mai. Sonst feierte man in Corunna an diesem Tage das Fest des heiligen Ferdinand. Die Behörde wollte die Feier hindern, um einer Demonstration für Ferdinand VII. vorzubeugen — allein das Volk rottete sich vor dem Regierungspalast zusammen und trug unter dem Rufe: „Es lebe Ferdinand VII.!" das Bild des Heiligen durch die Straßen, drang in den Palast und stellte sein Bild daselbst feierlich auf. Der Generalcapitän Filangieri, ein Neapolitaner und Bruder des berühmten juristischen Schriftstellers, mußte flüchten. Eine Junta wurde gebildet, an Napoleon der Krieg erklärt, ein Massenaufgebot angeordnet und die Vertheilung der Waffen des Zeughauses vorgenommen. Filangieri mußte das Regiment Navarra, das er nach Ferrol geschickt hatte, weil es dem Abfall geneigt schien, nach Corunna zurückrufen, deßgleichen die Truppen, welche unter Taranco in Portugal standen. Filangieri gehörte zu den Befehlshabern, die sorglich waren vor der Volksbewegung und vor dem Sturm der öffentlichen Meinung sich beugen mußten. Endlich traf er die besten Anordnungen, um die Grenzen der Provinz gegen einen Angriff der Franzosen zu decken, wurde aber deßungeachtet von der Mannschaft des Regimentes Navarra, das ihm ob seiner früheren Versendung nach Ferrol grollte, ermordet, obschon er die besten Gesinnungen hegte und die tüchtigsten Anordnungen traf. Wie eifrig auch die Geistlichkeit die Stimmung des Volkes theilte, ersieht man daraus, daß aus dem Schatz des heiligen Jago von Compostella drei Millionen Realen für den Krieg gegen Frankreich flüssig gemacht wurden.

Corunna. Filangieri.

Leon. Von Galicien theilte sich die Bewegung dem Königreiche Leon mit. Als 800 Mann aus Corunna anlangten, wurde eine Junta gewählt, der Krieg an Frankreich erklärt, ein Aufgebot in Masse beschlossen, wurden Waffen vertheilt. Der Generalcapitän Don Gregorio de la Cuesta war, wie Filangieri, sorglich vor der Uebermacht Frankreichs, er hätte sich gerne der neuen Dynastie gefügt und setzte in mürrischem Ton seine Bedenken auseinander. Aber dafür errichtete die Menge einen Galgen vor seinem Hause, er mußte in die Kriegserklärung einwilligen, so schmerzlich er auch die bitteren Folgen voraussah. In ähnlicher Weise machte auch Valladolid seine Kriegserklärung und Segovia, obschon ein Armeecorps unter Dupont in der Nähe stand, die Zöglinge der Artillerieschule verbarrikadirten die Stadt. Aehnliches geschah in Ciudad Rodrigo, dessen Befehlshaber ermordet wurde, weil er sich nicht schnell genug der Bewegung anschloß. Madrid ward nur dadurch abgehalten, sich der allgemeinen Bewegung anzuschließen, weil Moncey dort stand mit der kaiserlichen Garde und der gesammten Reiterei des Heeres, auch hatte es am 2. Mai schon eine bittere Lehre bekommen. Toledo wartete nur auf einen günstigen Augenblick zu einer Erhebung und die Mancha gewährte den Flüchtlingen vom spanischen Heere eine Zuflucht.

Valladolid. Madrid. Toledo.

Aufruf des Palafox. Meist wurde mit der Kriegserklärung eine geharnischte Proclamation in feurigen Worten erlassen.

„Edle Landsleute!" heißt es in der Proclamation, die Palafox erließ, „Waffenbrüder! Fühlet den trügerischen Hohn, denkt Euch den Schmerz unseres in der Jugendblüthe stehenden Königs, den Kummer seines Vaters und seiner edlen Gefährten. Es schwebe vor unseren Seelen die Demüthigung erzwungener

Resignation, die Schande einer gewaltsamen Verhaftung, die Nacht eines dumpfen Kerkers, welchen Bonaparte vielleicht ersinnt. — Spanier! Lasset Euch nimmer von dem Erfindungsreichen betrügen! er gleicht dem schwarzen Fürsten der Schatten, der zuerst verführt und dann in ewiges Verderben stürzt. Bedenket, was er in Italien Schönes versprochen und dann Böses gethan hat! Italiens blühende und einst ruhmvolle Städte sind verödet. Das heilige Rom ist durch Bonaparte jetzt das gottlose, das glückliche Neapel das jammervolle, das reiche Venedig ist verarmt, das stolze Genua ist erniedrigt, das große Mailand entvölkert, das schöne Florenz verwelkt, das wohlgenährte Bologna fristet kaum das kümmerliche Leben seiner Bürger, das gelehrte Padua verlor den Ruhm seines Wissens und das alte Ravenna muß sich schmiegen in neue Laster und Verbrechen. Welches Heil können die Völker Hispaniens erwarten von einem Manne, den die Hölle ausgesandt uns zum Verderben? Noch ist es Zeit uns seiner zu erwehren. Darum auf, auf zu den Waffen! Aufruhr und Zetergeschrei ertöne von Osten nach Westen, vom südlichen Meer aus an das nördliche! Bürger, reißt an den Strängen der Glocken, daß sie heulend schallen! Entzündet in tadellosen Herzen den alten Heldengeist, der Euch einst zum Schrecken der Unterdrücker erhob und Roms Legionen vernichtete. Solche Thaten der Vorwelt sollen Euch leuchten in der Mitwelt! Bebet also nicht vor den Haufen unserer Feinde! Ihr adelig Geborenen und Reichen, öffnet Eure Schätze, nährt die Armen, damit ihre Hand das Schwert der Rache kraftvoll schwinge; schließt Euch als Brüder aneinander an, und brecht in geordneten Reihen auf zum Triumph des Vaterlandes! Krieger, fasset Muth! Priester, ruft um Rache gegen den Zertrümmerer der Altäre! Werkleute, schmiedet Waffen und durchwühlet die Erde nach Eisen! Mütter, versaget Eueren Kindern eine Weile die Brust, damit sie fühlen, welch Unglück sie als Männer erwarte! Kinder, erfüllet die Lüfte mit Euerem Jammergeschrei und stimmet so ein zu unserem Schlachtgesang! Ihr Thiere des Waldes, heraus, heraus aus eueren Höhlen, Wäldern und Klüften, fallet mit uns die französischen Henker an, von den Pyrenäen bis zur Sierra Morena, damit wir die Erde von ihnen reinigen, den Frieden erringen und rächen den König, die Religion und das Vaterland!" —

Andalusien. Das ist glühende spanische Rhetorik, aber sie wirkte! — In Andalusien ging es an Christi Himmelfahrt los. Madrid war im Besitz der Franzosen, deßhalb sprach Sevilla die Leitung des ganzen spanischen Aufstandes an. Am 26. Mai bemächtigten sich Arbeiter und Soldaten der Waffensammlung — ein Graf Tilly, ein Bruder des in der französischen Revolution berüchtigten Tilly,[1] und ein Tap y Nuñez, ein Führer von Schmugglern, leiteten die Bewegung und dictirten die Wahl einer Junta, welche sich sogleich die „Oberste Junta von Spanien und Indien" nannte, und ein Aufgebot aller Waffenfähigen vom sechzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahr anordnete, und die Verpflichtung übernahm, die Waffen nicht niederzulegen, bis Napoleon den Spaniern Ferdinand VII. zurückgegeben habe. Die Bewegung hatte einen demokratischen Charakter: ein ausgezeichneter Edelmann, der Vorstand der bisherigen Regierung, der Graf von Aguilar, der mit Unrecht für franzosenfreundlich galt, wurde vom Pöbel mit Kolbenschlägen getödtet.

Sevilla.

Cadix. Von Sevilla erging Aufforderung zum Anschluß nach Cadix, wo der Commandirende Solano den Kampf gegen Napoleon für aussichtslos hielt, aber

[1]) Vgl. Band VIII dieses Werkes, S. 73, 1127.

doch nachgab, als eine rasch gewählte Junta den Krieg gegen Napoleon erklärte.
Rosily. Im Hafen lag der Rest der französischen Flotte unter Admiral Rosily.
Solano. Das Volk verlangte sogleich einen Angriff auf die französische Flotte; Solano warnte, denn die Franzosen würden in diesem Falle zuerst die spanischen Schiffe zusammenschießen. Da drang die mißtrauische Menge in die Wohnung Solano's, er flüchtete in das Haus eines Freundes, empfing aber hier von den Verfolgern
Morla. einen tödtlichen Schuß. Thomas von Morla wurde von der Menge zum Generalcapitän von Andalusien ausgerufen, der sogleich Rosily aufforderte sich zu ergeben, dieser entgegnete jedoch, er werde das nur thun, nachdem er die Ehre seiner Flagge aufs Aeußerste vertheidigt habe. Eine Junta wurde gewählt, welche die Obmacht von Sevilla anerkannte und sich mit den Engländern in Gibraltar
Dalrymple. in Verbindung setzte. Dalrymple bot die Hilfe Englands an, zu Land und zur See, 5000 Mann, die gerade auf dem Weg von Sicilien her seien; die Behörden in Cadix wagten aber nicht, die Engländer in den Hafen und die Stadt einzu-
Castanos. lassen. — Im Lager von San Rocco war General Castanos im Herzen gegen die Volksbewegung und nicht abgeneigt, von der Regierung Josephs eine Wiedergeburt Spaniens zu erhoffen. Als er aber sah, wie stark, wie allgemein die Bewegung gegen Frankreich sei, stellte er sich mit seinen 15.000 Mann unter die Befehle der Junta von Sevilla, die ihm gebot, seine Mannschaft zwischen Cadix und Sevilla aufzustellen. Auch Jaen und Cordova anerkannten die
Badajoz. Oberhoheit der Junta von Sevilla. Zu Badajoz brach die Bewegung erst am 30. Mai aus, als zu Ehren des heiligen Ferdinand die Kanonen nicht donnerten und das Bild des Heiligen nicht aufgestellt wurde; auch hier wurde der Statthalter vom Volke erschlagen, weil man seinem Patriotismus nicht traute.
Granada. Aus Sevilla kam die Aufforderung nach Granada, sich der Bewegung anzuschließen. Am Ferdinandstag wurde Ferdinand VII. als König ausgerufen, eine Junta gewählt, Frankreich der Krieg erklärt und ein Massenaufgebot be-
Martinez de la Rosa. schlossen. Professor Martinez de la Rosa wurde nach Gibraltar geschickt, um Pulver und Waffen zu verlangen, welche mit größter Bereitwilligkeit gewährt
Reding. wurden. Das zu Malaga stehende Schweizerregiment Reding wurde nach Granada berufen und dieser zum Generalcommandanten der Provinz ernannt. Cartagena pflanzte am 23. Mai die Fahne der Empörung auf; Murcia am 24. Mai. Als in Valencia, der unruhigsten und feurigsten der spanischen Städte, aus der „Madrider Zeitung" der Bericht über die Abdankung vorgelesen wurde, rief die Menge stürmisch: „Nieder mit den Franzosen, es lebe Ferdinand VII.!"
Rico. und wählte einen beredten und kühnen Franciscaner, Rico, zu ihrem Anführer, der die Wahl einer Junta dictirte und die Menge im Zaume hielt, bis ein
Calvo. fanatischer Canonicus, Calvo, aus Madrid kam, der den Pöbel zum Mord von 300 Franzosen trieb, die nicht Soldaten, sondern Kaufleute waren, die in Valencia sich niedergelassen hatten, Männer, Weiber, Kinder; sie wurden durch Calvo's Veranstaltung mit kaltem Blut am Ufer des Meeres, nahe der Citadelle, aus der er sie gelockt hatte, abgeschlachtet. Der bessere Theil der Bevölkerung Valencias war empört über das Treiben Calvo's und dies gab Rico, der sich vor dem Mörder hatte verbergen müssen, den Muth, das Ungeheuer in der Junta selber anzuklagen. Seine Beredtsamkeit siegte, der entmuthigte Calvo ward zuerst nach den Balearen, dann wieder nach Valencia zurückgebracht, hier zum Tod verurtheilt und garottet.

Barcelona. Nun schlossen sich die nächsten Städte, Tortosa, Tarragona, der Bewegung an. Barcelona hätte dasselbe gerne gethan, aber Duhesme drohte, von

der Citadelle aus die Stadt zusammenzuschießen, wenn sie zu meutern wage. Das einzige Zeichen der Entrüstung war, unter solchen Umständen, daß in der Nacht die Straßenanschläge, welche die Thronentsagung in Bayonne meldeten, herabgerissen wurden, und daß aufgekauft wurde, was bei Kaufleuten an Pulver und Flinten zu haben war. Murat hatte nämlich, um sie für sich zu gewinnen, den Cataloniern das unter Philipp V. verwirkte Recht Waffen zu tragen, wieder zurückgegeben. Die Stimmung war auf Seite der Franzosen wie der Spanier gespannt und drohend, aber vorderhand wurde die Ruhe erhalten.

Saragossa.

In Saragossa war die Stimmung für die Unabhängigkeit heiß und der Muth kühn; am 24. Mai erhob es sich, als die Nachricht von der Abdankung in Bayonne ankam, für Ferdinand VII., setzte den Generalcapitän Villmen ab und ernannte den General Mori und, als auch dieser schwankte, den achtundzwanzigjährigen Grafen Pepe Palafox zum Vorstand der Junta.

Palafox.

Don Jose Palafox y Melzi, ein Neffe des Herzogs Melzi in Mailand, geboren 1780 im Schlosse Palafox in Aragonien, der Nachkomme einer alten und edlen Familie, war 1808 Oberst in der Leibwache des Königs, ein bildschöner Mann, den die leidenschaftliche Königin vergebens zu verlocken suchte. Rist, damals dänischer Gesandter in Madrid, verkehrte viel mit ihm und sagt:[1]

Charakter.

„Seine angenehme und feine Bildung, der gute Ton, welcher ihn unter den jungen Leuten auszeichnete, machten mich bald mit ihm näher bekannt. Wir sahen uns gerne, aber ich hätte Unrecht zu sagen, daß man damals den Zeug zu einem berühmten Mann oder zu einem Enthusiasten in ihm gefunden hätte; er war eher locker zu nennen (er spielte nämlich zu viel), sonst war er von bestimmtem Wesen; aber die großen Zeiten suchen sich ihre Werkzeuge und bilden sie oft aus dem fremdartigsten Stoff." — Don Pepe hing an König Ferdinand. Vom Herzog von Infantado erwartete man Großes, an Palafox dachte damals Niemand.

Palafox in Bayonne, bei Ferdinand VII.

Dieser kam insgeheim nach Bayonne, traf Ferdinand gerade in der bittersten Lage, bot ihm seine Dienste an, und Ferdinand VII. schickte Palafox mit seiner ersten Antwort an die Regierungsjunta zu Madrid: er sei seiner Freiheit beraubt und könne darum die nöthigen Maßregeln zur Rettung nicht ergreifen: sie sollten daher sich entweder selbst an einen sicheren Ort begeben oder einem oder mehreren zuverlässigen Stellvertretern ihre Gewalt übertragen, um die königliche Macht in vollem Umfang zu üben; die Feindseligkeiten sollten eröffnet werden, sobald er, der König, in das Innere von Frankreich abgeführt würde, was nur durch Gewalt geschehen könne; in diesem Falle solle die Junta durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel den Einmarsch neuer französischer Truppen in die Hauptstadt zu verhindern suchen. Auch sollten die Cortes an einem sicheren Ort zusammen berufen und die Hilfsmittel zur Vertheidigung des Reiches zusammengebracht werden. Mit dieser Weisung kehrte Palafox heim und handelte darnach. Erst später traf die Nachricht ein von den Vorgängen des 2. Mai in Madrid, und entschloß sich Ferdinand zum Befehl, die Junta möge Nichts thun, was die königliche Familie in Verlegenheit bringen könnte.

Palafox, Generalcapitän.

Von dieser Zurücknahme des Befehls wußte jedoch Palafox Nichts und handelte treu gegen seinen König, als die Nachricht von der Abdankung eintraf, die er für erzwungen hielt. Er berief die Cortes der Provinz nach Saragossa und stellte sich an ihre Spitze: sie beschlossen ein allgemeines Aufgebot und er erließ am 29. Mai jene feurige Proclamation, aus welcher oben schon einige

[1] Rist, Lebenserinnerungen. Bd. I, S. 296.

Aufruf. Sätze angeführt waren. „Ihr habt Vertrauen in mich gesetzt", redet er die Aragonesen an; „diese unverdiente Ehre legt mir die Verbindlichkeit auf, jenen Schleier zu zerreißen, der die schwärzeste Bosheit bedeckt. Mein Leben, welches nur insoweit einen Werth für mich hat, als ich Eure und des geliebten Vaterlandes Wohlfahrt befördern kann, ist das geringste von Euch wohl verdiente Opfer, womit ich die rührenden Beweise Eurer Liebe und Eures Zutrauens vergelten kann. Glaubet es fest, mein Herz ist des Einverständnisses mit jenen nicht fähig, die durch alle Kunstgriffe Euer Verderben herbeiführen wollen." — Dann beweist er die Unwahrheiten in den Urkunden von Bayonne. Palafox erklärt daher im Namen Aragoniens: „Der französische Kaiser, jeder Officier, ist für die Sicherheit Ferdinands, seiner Brüder, seines Oheims verantwortlich; im Fall der Gefährdung des Lebens dieser hohen Personen, werde das spanische Volk von seinem Wahlrecht Gebrauch machen, zu Gunsten des Erzherzogs Karl von Oesterreich, als Enkels Karls III., damit Spanien nicht ohne rechtmäßigen Regenten bleibe, vorausgesetzt, daß die sicilianischen Prinzen, der Infant Don Pedro und die anderen Thronerben sich um die Krone nicht bewerben können; daß der geringste Raub, jede Plünderung, Ermordung der französischen Armee in Madrid oder in anderen von den Franzosen überschwemmten Ortschaften als Hochverrath betrachtet und keine Gnade gegeben wird; daß die Vorgänge in Bayonne und Madrid nicht giltig, weil gesetzwidrig und Werk des Zwanges seien; alle gelten als Rebellen, die noch nach dieser Kundmachung die Grenze überschreiten. Die Ausreißer der französischen Armee solle man in Aragonien aufnehmen, mit Großmuth behandeln, wie es dem spanischen Charakter gezieme, und sie in die Hauptstadt bringen, um sie unter die Vaterlandsvertheidiger einzureihen; man muß die andern Königreiche und Provinzen einladen, nach Terruel Abgeordnete zu senden, um einen Generallieutenant für das ganze Reich zu wählen."

Anordnungen.

Erzherzog Karl.

Klagen über Napoleon,

Das waren gesunde Vorschläge. Napoleon wird in dem Aufruf dieses Aragonesen als ein Undankbarer angeredet: „Was thaten Dir unsere rechtlichen Fürsten, daß Du ihnen die Gruben des Verderbens grubest, auf eine in den Tagebüchern Europas unerhörte Weise? Schlossen sie nicht vertrauensvoll den Bund der Treue? Verschwendeten sie nicht die Goldmassen ihrer Reiche, um Dich auf Frankreichs schwankendem Thron zu befestigen? — Sandte er Dir nicht all die Summen, welche Godoy zusammenraffte, als er neue Abgaben erhob, die ältesten Stiftungen plünderte, Gemeindegüter verschleuderte, die Klöster und die Bürger beraubte? Gestatteten Dir nicht unsere Fürsten den Heereszug wider Portugal durch das eigene Land? Erdrückten sie nicht mit Gewalt ihr inniges Gefühl, um Dir zu helfen? Das that Dir unser König! — Dafür entrissest Du seiner Tochter Etruriens Krone vom Haupte, längst gefeilscht, bezahlt und zehnfach aufgewogen mit spanischem Gold! Dafür verschworst Du Dich mit Godoy, dem Verräther, im Bunde gegen Karl IV. und wälztest das schwarze Verbrechen auf Ferdinands Unschuld! Die Ermordung des einen und die Anklage des anderen Königs sollte Spaniens Thron Deiner Willkür überliefern."

Palafox wirft also Napoleon vor, er habe gestachelt, daß Karl den Hochverrathsprozeß gegen Ferdinand anstelle, und hätte dann Karl IV. selber angeklagt, wenn Ferdinand hingerichtet worden wäre. „Als die Unschuld triumphirte und das Verbrechen im Versuche starb, erheucheltest Du Sorgfalt für uns, wolltest Hispaniens Häfen schützen, Gibraltars Felsen stürmen, wolltest des feindlichen Afrikas benachbarte Küsten bestürmen! Alles war eitel Trug, eitle Täuschung, wir kennen es. Nichts vermag Deine Kraft von dem, was Du verheißen; aber

Dein gleißendes Wort hat das Herz manches redlichen Spaniers bethört. — Der König verstummte, wir duldeten und schwiegen, aber wir wachten. — Dann wolltest Du das ganze Geschlecht unserer Fürsten zu entehrender Flucht bereden lassen, um das verwaiste Reich zu erbeuten. Da drängten sich die treuesten Vaterlandsfreunde um Karl und Ferdinand, daß der geschwächte Greis dem rüstigen Sohn die Vertheidigung der gefährdeten Krone übergebe. Nun wolltest Du selber die spanische Erde betreten. Da eilte, gemahnt von seinen treuesten Vasallen, Dich ehrend, Dir vertrauend, der junge Monarch Dir nach Bayonne entgegen. Hier wolltest Du in feierlicher Versammlung, mit dem ganzen Königshause, im Angesicht von ganz Europa über Spaniens Glück entscheiden; hier aber riß auf einmal der Vorhang, der Dein trugvolles Herz verbarg; hier raubtest Du den Königen in ihrem Hause die Freiheit; hier stahlst Du Spaniens Krone und setztest sie auf Deines Bruders Haupt. So lohntest Du unseren Königen, so überglücklich machtest Du uns, dahin führen Allianzen mit Dir!"

über Napoleons Verrath.

Also der treue Palafox; seine glühenden Sätze sind wichtig: sie wurden rasch verbreitet und zündeten in jeder Hütte. Zwischen dem 20. und 30. Mai stand ganz Spanien auf. Der Kampf begann sogleich überall, anfangs war er wenig glücklich für die Spanier, aber sie lernten aus dem Unglück, wie sie den Krieg mit Erfolg führen sollten. Die Junta von Sevilla, die sich an die Spitze der ganzen Bewegung stellen wollte, erließ schon im Juni 1808 Vorsichtsmaßregeln: „Das Wichtigste ist, jede allgemeine Schlacht zu vermeiden und sich zu überzeugen, daß wir uns dadurch in die allergrößte Gefahr begeben würden, ohne allen Nutzen, ja ohne alle Hoffnung auf Erfolg. Passend ist für uns der kleine Krieg durch einzelne Corps, durch Hinderungen, Aufreibung der feindlichen Heere durch Mangel an Lebensmitteln, durch Brückenabwerfung, durch Anlegung von Verhauen an schicklichen Punkten. Dazu laden wir ein."

Provenciones.

Napoleon war durch den Aufstand überrascht, unterschätzte aber dessen Stärke. Weil binnen acht Tagen der Aufstand durch ganz Spanien tobte und in allen Theilen gerüstet und gekämpft wurde, waren die Verbindungen unterbrochen, wurden die Couriere abgefangen: in Bayonne wußte man nicht, was in Madrid vor sich ging, und in Madrid war man ohne Kenntniß von den Vorgängen in Cadix, in Valencia von dem, was in Toledo geschah. 80.000 französische Soldaten waren über Spanien in Abtheilungen zerstreut, und sahen sich auf einmal in den Kampf verwickelt. In Bayonne, wo der Kaiser bis in die ersten Tage des Juli verweilte, erfuhr man nur von Unruhen in Oviedo, Valladolid und Saragossa: Napoleon gab sogleich die geeigneten Befehle zu rascher Bewältigung des Aufstandes, ehe er sich verstärke: er sandte sogleich Regimenter, die im Süden Frankreichs standen, aber nicht genug, um ein ganzes Volk zu bewältigen, denn er beurtheilte die Spanier nach den Italienern, mit denen er leicht fertig geworden war — und dieser Irrthum sollte für ihn verhängnißvoll werden. Die Spanier waren zäh in ihrem Haß und ihre Kraft wuchs, trotz jeder Niederlage im Anfang. Bisher

Der Aufstand.

Spanier und Italiener.

hatte Napoleon mit geordneten Heeren der Fürsten zu thun gehabt, und sie durch seine Meisterschaft als Heerführer besiegt, jetzt hatte er es zum ersten Male mit einem ganzen Volk zu thun, und mit ihm beginnt der Krieg der Völker gegen den Vergewaltiger Europas. Auch fehlte er, daß er nicht mit seiner ganzen Macht schnell selber in Spanien eindrang, um die Bewegung niederzuschmettern — sondern die Aufgabe seinen Generalen mit zum Theil noch jungen Truppen überließ.

Völkerkrieg.

Uebrigens zeigen die ersten Anordnungen Napoleons großes Organisationstalent in der Art, wie die einzelnen Heeresabtheilungen einander unterstützen sollten, zum Beispiel wie Dupont nach Cadix mit 20.000 Mann vordringen sollte, um die Flotte zu retten und Andalusien vor einem Einfall der Engländer zu schützen. Dupont hatte sich 1805 im Kriege gegen die Oesterreicher durch Kühnheit und Besonnenheit hervorgethan, jetzt war ihm für Lösung seiner Aufgabe der Marschallstab verheißen. Ein Unglück war die Erkrankung Murats: er hatte so sicher auf die spanische Krone gerechnet, daß ihm die Enttäuschung ein Fieber zuzog. Savary wurde nach Madrid entsendet, um ihn zu unterstützen und die Gebote in dessen Namen zu erlassen, damit es nicht den Schein habe, als sei der Befehl in andere Hände übergegangen. Murat war aber so krank, daß er nach Frankreich zurückkehren mußte.

Weisungen. Dupont. Murat. Savary.

Verrechnet hat sich Napoleon auch in den Schweizern, die in Spanien bisher gedient hatten; er hoffte, daß sie zu den Franzosen halten würden, ein Theil ging aber zu der nationalen Sache der Spanier über. Ebenso rechnete Napoleon sicher darauf, daß Junot die Ruhe in Portugal erhalten und das Land gegen die Engländer behaupten würde. Zuerst entliefen aber dem General die spanischen Truppen, die in Portugal standen, dann begannen die Portugiesen sich selber zu regen — und ihnen kam bald ein englisches Heer zu Hilfe.

Die Schweizer. Junot. Die Portugiesen.

Sonst waren Spanier und Portugiesen einander feindlich, jetzt vereinte sie der Haß gegen die Franzosen. Schon am 30. Mai erließ die Junta von Sevilla einen feurigen Aufruf an die Portugiesen:[1])

Aufruf der Junta.

„Ihr habt ein hartes Schicksal erfahren. Kein Volk der Erde hatte vielleicht ein gleiches zu erdulden! Eure geliebten Herrscher mußten von Euch fliehen; das bald darauf entwickelte Schicksal der spanischen Regenten hat die Nothwendigkeit dieser Entfernung dargethan. Man befahl Euch, gegen die Franzosen Euch nicht zu vertheidigen, und Ihr habt Euch nicht vertheidigt. Junot versprach Euch glücklich zu machen, und das Glück bestand darin, daß Ihr mit einer Grausamkeit behandelt wurdet, wie sie nur der unmenschlichste Eroberer gegen ein mit Gewalt der Waffen und nach dem hartnäckigsten Widerstand unterjochtes Volk auszuüben vermag. Alles raubten sie Euch, König und Gesetze, Kirche und Gewohnheiten, Güter und Freiheit; sie schonten Eures Lebens nicht und wagten es, selbst die geheiligte Religion anzutasten, für deren Verehrer und Beschützer sie sich bei jeder Gelegenheit gleißnerisch erklärten. — Schändlich

[1]) Spanische Proclamationen, S. 138—44.

wurden Eure Jünglinge nach fremden Ländern geschleppt; die Eure Beschützer sein sollten, mußten zur Vertheidigung dessen ausziehen, der Euch so schändlich unterjocht hat. — Mit Schmerz und Verzweiflung sah Spanien Eure Sclavenketten schmieden. — Ihr seid der Spanier Brüder, sie sehnten sich darnach, Euch zu Hilfe zu eilen. Aber bestochene Minister legten uns in Fesseln und bereiteten die Mittel zu Eurem wie zu unserem Untergang; Mittel, durch welche uns, wie Euch, Könige, Gesetze, unabhängiges Leben und die geheiligte Religion geraubt, die uns brüderlich vereint, Unterjochung und Sclaverei aller Nationen schändlich vorbereitet wurden. Spaniens Unbescholtenheit, Edelmuth und Gerechtigkeitsliebe konnte diese freche Bosheit nicht ertragen. Wir wollen den Kampf beginnen, wir haben Heere und Heerführer und allgemein ist der Kriegsruf im ganzen Land: „Sterben wollen wir alle in Vertheidigung des Vaterlandes, aber sterben mit uns müssen auch unsere treulosen Feinde!" — Kommt also herbei, hochherzige Portugiesen, tretet in den Bund mit Spanien, Ehre und Vaterland zu retten, oder, will es das Schicksal, für Ehre und Vaterland zu sterben. — Unsere Fahnen erwarten Euch! — Euer Selbstgefühl fordert Euch zur Rache auf, gehorchet nicht länger dem Urheber Eures Unglückes! Greifet sie muthig an, sie sind nur ein Haufen Elender, die ihre Meineide und Grausamkeiten schon besiegt und in den Augen Europas mit Schande bedeckt haben. — Mit vereinten Kräften wollen wir die Last dieser treulosen Nation von uns werfen und die Völker von Portugal, Spanien und ganz Europa sollen wieder frei athmen oder frei und als Männer sterben." — Dieser Aufruf hatte Wirkung.

Im Anfang des Krieges waren die Spanier jedoch nicht glücklich den sieggewohnten Franzosen gegenüber.

Logrono. General Verdier rückte 6. Juni auf Logrono los mit einem Regiment, 4 Kanonen und 200 Reitern; ungefähr 2000 Insurgenten hatten die Thore verrammelt und 7 Kanonen aufgestellt, wußten aber diese so wenig zu verwenden, als ihre Stellung, und flohen nach kurzem Widerstand mit einem Verlust von hundert Todten, während die Franzosen nur einen zählten. Der Bischof von Calahorra, den sie gezwungen hatten, sich an ihre Spitze zu stellen, flehte um Gnade für die Stadt, und diese blieb gegen ein Geschenk von 30.000 Franken, welche die Soldaten unter sich vertheilen durften, von der Plünderung verschont. Während General Lasalle mit vier Regimentern gegen Valladolid hinabzog, schlug General Frère vom Escurial aus den Weg gegen Segovia ein. Die Segovia. Zöglinge der dortigen Artillerieschule hatten die Stadt verbarricadirt. Die Franzosen erstürmten, obschon meist junge Soldaten, behend die Barricaden und drangen in die Stadt. Die Vertheidiger flohen entsetzt gegen Valladolid. Der Artillerie-Director Cevallos wurde beim Einzug in die Stadt unter dem Vorwurf des Verrathes ermordet. Von ähnlichem Schicksal bedroht, zog darum der Commandant von Valladolid, statt in dieser Stadt sich zu vertheidigen, gegen seine richtige Ansicht von der Gefahr, mit so ungeübten Streitern kampfbewährten Soldaten sich entgegenzustellen, dem General Lasalle bis zur Brücke von Capezon, über Capezon. die Pisuerga, entgegen. Diese Maßregel des Don Gregorio de la Cuesta war vom Unheil. Lasalle, welcher soeben auf dem Heranzug der Stadt Palencia auf Bitten ihres Bischofs Gnade gewährt hatte, griff kühn die Spanier an der Pisuerga an, die mit einem Verlust von 600 Todten und Verwundeten nach allen Richtungen hin flohen, und zog, ohne einen Schuß zu thun, in Valladolid ein, Valladolid. dessen Bewohner froh waren, nicht länger von den Bauern geplündert zu werden. —

Die Leichtigkeit dieser Siege ließ anfangs die Franzosen an eine rasche Bewältigung des ganzen Aufstandes glauben.

Aragonien. Eben so leicht schien der Widerstand in Aragonien zu erliegen. General Lefèbvre-Desnoettes brach von Pampeluna mit 4000 Mann und 6 Geschützen nach Saragossa auf. Tudela. Bei Tudela traf er 10.000 Insurgenten unter dem Marquis von Lassan, einem Bruder des Pepe Palafox. Er ließ sie zur Niederlegung der Waffen auffordern, doch sie antworteten mit Flintenschüssen. Da ließ er rasch mit dem Bajonnette angreifen und drang im Sturmschritt in die Stadt. Während die Franzosen nur 4 Todte oder Verwundete haben wollten, ließen die Insurgenten deren 400 auf dem Platz, denn die polnischen Lanzenreiter, welche die Fliehenden verfolgten, gaben keinen Pardon. Am 14. Juni stellten sich die Insurgenten noch einmal unter dem Grafen von Lassan bei Mollen, Mollen. und wurden wieder auseinander gesprengt, diesmal ließen sie bei 1000 Mann auf dem Platz. Alagon. Am 14. Juni stellten sie sich noch einmal bei Alagon und erlitten das gleiche Schicksal. Saragossa. Am 15. Juni standen die Franzosen vor Saragossa, das Lefèbvre jedoch nicht sogleich anzugreifen wagte, denn er sah die Dächer gefüllt mit Bewaffneten, die zum Widerstand bis zum Tod entschlossen schienen. Dreimal hinter einander waren diese Insurgenten geschlagen worden, jetzt traten sie ihm wieder entgegen, das war ein zäher Widerstand, wie ihn die Franzosen nicht erwartet hatten, und von übler Vorbedeutung, denn der Krieg erlernt sich bald. Ueberdies war Saragossa zur Vertheidigung gut gelegen, auf dem rechten Ufer des Ebro, mit einer steinernen Mauer umgeben, auf mehreren Seiten von Klöstern, auf einer von einer Citadelle gedeckt. Lefèbvre hatte nur sechs Feldgeschütze und schrieb deßhalb um Belagerungszeug und Verstärkung, nahm feste Stellung auf der rechten Seite am Ebro und wartete auf Infanterie und Geschütz, um die Stadt zu umschließen und Breschen zu machen zur Erstürmung.

Catalonien. In Catalonien war Barcelona im Besitz der Franzosen; unter General Duhesme lagen dort 6000 Franzosen und 6000 Italiener, das Land ringsumher aber war im vollen Aufstand, das Kloster Montserrat war ein Hauptheerd desselben. Die Bauern kamen von den Bergen herab, um Barcelona einzuschließen und Duhesme zur Ergebung zu zwingen. Duhesme. Dieser sandte die Division Chabran auf der Straße gen Valencia, um Moncey, der von Madrid her kommen sollte, die Hand zu reichen. Chabran kam gerade zur rechten Zeit nach Tarragon, um einen Aufstand zu verhindern und das Schweizerregiment Wimpfen zu bewegen, Frankreich treu zu sein. Die Absendung Chabrans aber ermuthigte die Bauern, an den Llobregat vorzudringen, um Duhesme abzuschließen und zu erdrücken. Dieser durchschaute den gefährlichen Plan und entsandte eine Schwarz. zweite Abtheilung unter Schwarz, um gegen Montserrat zu ziehen und ihm Luft zu machen. Schwarz kam nur bis Bruch, in allen Dörfern heulten die Sturmglocken, hatte er Barricaden zu übersteigen, wurde er von den Häusern aus beschossen, hatte er gegen Haufen von Plänklern zu kämpfen, wurden seine Soldaten von Weibern und Kindern von den Dächern herab mit siedendem Oel begossen oder mit Steinen überschüttet. Schwarz sah sich zum Rückzug genöthigt. Da brach Duhesme selber bis zum Llobregat vor und stellte die Verbindung mit Tarragona wieder her, aber ringsum in den Bergen waren die Bauern Meister.

So schwierig war die Lage der Franzosen im Nordosten Spaniens, in Catalonien. Nicht minder in der Mitte und im Süden. In Madrid standen Moncey. 30.000 Mann. Moncey sollte von da über Cuenca gegen Valencia aufbrechen mit 8000 Mann und 16 Geschützen; 3000 spanische Soldaten sollten ihn unter-

stützen, die meisten liefen jedoch in der ersten Nacht davon. Der Marschall stand im guten Ruf der Menschlichkeit seit dem Krieg von 1793 und fand darum bis Cuenca wenig Widerstand. Hier hörte er, wie gewaltig der Aufstand in Valencia, daß durch die Berge dahin zu gelangen sehr schwierig sei, und wartete darum auf Nachrichten von Chabran, der ihm die Hand reichen sollte.

Dupont.

Indeß brach Ende Mai Dupont von Toledo auf gegen Andalusien, und gelangte mit Vorsicht glücklich durch die Pässe der Sierra Morena, bemerkte aber überall in den Dörfern der Mancha Zeichen des Hasses, hielt darum seine Soldaten zusammen und erreichte 3. Juni Baylen. Hier hörte er, daß der ganze Süden im Aufstand sei, und daß drei Schweizerregimenter in San Rocco, auf die er gerechnet hatte, zur Revolution übergegangen seien. Zudem war er nicht sicher, welche Rolle der im Lager von San Rocco befehlende spanische General Castanos spielen würde; auch war zweifelhaft, ob die angekündigte Verstärkung aus Portugal kommen könne. Deßungeachtet ging Dupont muthig voran auf Cordova los. Zu Andujar hörte er, daß Augustin von Eschavarri, der einst verwendet ward, um die Räuber der Sierra Morena zu überwachen, sich jetzt an die Spitze dieser Räuber und der Bauern gestellt habe, und mit 15.000 Aufständischen ihm bei der Brücke von Alcolea den Weg sperren wolle. Am 7. Juni stand Dupont in dem engen Thal des Quadalquivir vor der Brücke, die zu dem von guten Schützen besetzten Dorf von Alcolea führte, sie war durch eine Schanze gedeckt, lang und schmal und am Eingang mit einer Batterie versehen. 3000 Spanier waren weiter unten über den Fluß gegangen, um den Franzosen in die Flanke zu fallen, wenn sie den Uebergang über die Brücke zu erzwingen im Begriff wären. Hinter dem Dorf, auf dem rechten Ufer des Flusses, standen auf einer Anhöhe Tausende von Aufständischen; zwölf Geschütze waren vor ihnen aufgepflanzt. Um fünf Uhr früh begann Dupont den Angriff mit aller Kraft, um schnell zum Ziel zu gelangen und wenig Mannschaft zu verlieren. Die Verschanzung wurde rasch erstiegen, die Brücke im Sturm genommen. Erbittert war besonders der Kampf im Dorf, jedes einzelne Haus wurde zäh vertheidigt. Die Spanier, welche den Franzosen auf dem linken Ufer des Flusses in die Flanke fallen sollten, wurden von der Reiterei zurückgeschlagen, die Bauern auf der Anhöhe stoben in Eile auseinander, als sie die Niederlage unten und eine Sturmcolonne anrücken sahen. Der Sieg war glänzend, die Franzosen hatten 140 Mann verloren, die Spanier dreimal soviel. Dupont ließ seine Leute ausschnaufen, dann gings im Schnellschritt das Thal hinab. An einer günstigen Stelle hatten die Spanier noch einmal Stellung genommen, zogen sich aber in Eile gen Cordova, als die französische Heeressäule nahte. Um zwei Uhr Nachmittags erblickten die Franzosen die Thürme und die Kathedrale von Cordova. Dupont schickte nach dem Corregidor, der sich aber aus Angst versteckt hatte; er sandte dann einen spanischen Priester, um zu unterhandeln, aber die Bauern wiesen jede Unterhandlung mit Schüssen ab. Da ließ Dupont die Thore einschießen und Sturmcolonnen in die Stadt eindringen. Mehrere Barricaden mußten erstürmt werden, dann mehrere Paläste, in denen sich die Bauern verzweifelt vertheidigten. Gnade wurde nicht erbeten und nicht gegeben. Die erbitterten Franzosen behandelten nun die Stadt als eine im Sturm genommene und begannen zu plündern. Dasselbe hatten schon die Bauern in einzelnen Stadttheilen gethan, und die arme Stadt litt demnach doppelt, durch die Vertheidiger wie durch die Sieger. — Bei der erstickenden Hitze wollten die Sieger vor Allem trinken, sie eilten in die Keller, öffneten mit Gewalt die Fässer; viele wurden berauscht, die besten Weine liefen

Die Schweizer.

Schlacht bei Alcolea.

Cordova erstürmt, 7. Juni.

aus Manche ertranken im Wein oder verübten im Rausche Gräuel aller Art. Vergebens ließ Dupont Allarm blasen, vergebens baten die Officiere um Ordnung. Die Soldaten hörten nicht oder thaten, als ob sie nicht hörten; zuletzt legten sie sich nieder zum Schlafe auf den Straßen, neben den Todten. Am andern Morgen schämten sie sich der Thaten des Rausches und kehrten reuig zur Ordnung zurück.

Die Nachricht von dem, was in Cordova geschehen, verbreitete sich bald in Uebertreibung durch das Land und reizte wieder die Spanier zu entsetzlichen Grausamkeiten: man erzählte, Weiber und Kinder seien ermordet, Jungfrauen geschändet, die Kirchen entweiht worden, und die Losung flog durch das Land, ganz Andalusien solle sich erheben, Dupont zu erdrücken und seine Soldaten für ihre Gräuel büßen zu lassen.

Gräuel der Bauern.

Die Pässe der Sierra Morena wurden besetzt, die Couriere ermordet, 200 Mann, die zur Bewachung der Feldbäckerei von Dupont im Dorf Montoro zurückgelassen waren, wurden von den Bauern überfallen und unbarmherzig ermordet; einige an Bäumen gekreuzigt, andere an langsamem Feuer verbrannt, andere zwischen zwei Brettern zersägt. Kranke, Reisende wurden rücksichtslos ermordet. Sechs Soldaten, die aus Montoro wie durch ein Wunder entkommen waren, reizten durch ihren Bericht hinwieder die Franzosen zu erbitterter Stimmung. In Cordova hatte Dupont die Mannszucht am Tag nach der Erstürmung schnell wieder hergestellt, dort rüstete er sich zu neuem Kampf; er wollte nur warten, bis die versprochenen Verstärkungen aus Portugal und von Madrid her eingetroffen wären, um dann gegen Sevilla aufzubrechen und hierauf Rosily in Cadix Luft machen.

Rosily in Cadix.

Indeß kam der Admiral Rosily in arges Gedräng; er hatte fünf Linienschiffe und eine Fregatte unter sich mit 3000 bis 4000 Seesoldaten, welche die Schlacht bei Trafalgar überlebt hatten. Der erhitzte Pöbel von Cadix verlangte vom Generalcapitän Morla, daß er die französische Flotte zusammenschieße. Das war aber nicht möglich, ohne daß die Franzosen tapferen Widerstand leisteten und vielleicht die spanische Flotte vollständig vernichteten und Cadix verbrannten.

Morla wandte List an: er legte Rosily nahe, er solle seine Schiffe von den spanischen trennen und in dem weiten Hafen, der wegen der Lagunen dem venetianischen gleicht, etwas bei Seite gehen, um Raufereien zwischen den Mannschaften vorzubeugen; den Spaniern allein es überlassen, sich am Eingang des Hafens aufzustellen und den Engländern, denen man die Besetzung von Cadix mit 5000 Mann abgeschlagen habe, den Eingang zu sperren. Da Rosily überzeugt war, daß Dupont in wenig Tagen mit 20.000 Mann eintreffe und dann Herr von Cadix und dem Hafen sei, gab er allzu gefällig nach, zog seine Schiffe zwischen den spanischen heraus, überließ diesen die Einfahrt des Hafens und nahm Stellung im Inneren der Rhede.

Bald jedoch glaubte Rosily zu bemerken, daß die Spanier Vorbereitungen träfen, um seine Flotte zusammenzuschießen: sie rüsteten Kanonen- und Bombenschaluppen aus und bewaffneten ihre Batterien mit Mörsern und Haubitzen: er suchte darum eine bessere Stellung einzunehmen, bedurfte aber des Ostwindes und

einer höheren Fluth. Die Spanier erriethen den Sinn seiner Vorbereitungen und versperrten ihm den Weg durch Versenkung alter Schiffe und begannen 9. Juni, ohne vorher den Frieden gekündet zu haben, die französische Flotte mit Kugeln und Bomben zu überschütten. Die Franzosen erwiderten das Feuer mit Kraft und schossen den Spaniern 15 Kanonenboote und 6 Bombardierschaluppen zusammen und machten ihnen 50 Mann kampfunfähig. Am 10. Juni setzten die Spanier das Bombardement fort. Morla ließ Rosily auffordern, sich zu ergeben, denn eine längere Vertheidigung sei unmöglich. Rosily antwortete, von Ergebung könne keine Rede sein, entweder solle man ihn abfahren lassen, unter der Bedingung, daß ihm die Engländer vier Tage nicht folgen dürften, oder unangegriffen in der Rhede lassen, bis die Kriegsereignisse auch über die Schicksale der Flotte entscheiden würden. Seine Mannschaft würde sich auflehnen, wenn er ihr von Ergebung spräche; im letzteren Falle wäre er geneigt, sein Artilleriematerial an das Land zu schaffen, damit man keinerlei Besorgniß zu hegen brauche. Morla antwortete, nur die Junta von Sevilla könne darüber entscheiden, nicht er selber. Rosily versprach deren Entscheid abzuwarten und blieb ruhig, entdeckte indessen ein Fahrwasser, auf welchem er den spanischen Schiffen sich nähern, im Nothfall sie zerschmettern und vor der Ankunft der Engländer verbrennen könnte; wenn diese selber nahen würden, gedachte er sie anzugreifen und sie zu vernichten oder von ihnen vernichtet zu werden. Er rechnete dabei auf einen günstigen Wind; überdies hoffte er auf die Ankunft Duponts. Doch der 14. Juni kam, aber Dupont kam nicht, auch der günstige Wind nicht, und Rosily ward aufgefordert sich unbedingt zu ergeben. Er kämpfte einen bitteren Kampf in sich selber durch. Jedoch der Feind hatte sich während dieser Verhandlungen aufs dreifache verstärkt. Es blieb ihm keine Aussicht mehr auf Sieg; er mochte nicht nutzlos 3000 der besten Matrosen Frankreichs aufopfern. Seine Officiere riethen, sich der Nothwendigkeit vorläufig zu fügen.

Angriff auf die französische Flotte.

Angebote.

Die Junta von Sevilla.

Rosily fügte sich, in der Hoffnung, daß das Erscheinen Duponts noch Alles ändere. Die französische Flagge wurde 14. Juni gestrichen, die Schiffe entwaffnet und die französischen Officiere unter unendlichem Jubel des Pöbels in die Festung abgeführt. Thiers bemerkt dazu: „So endete zu Cadix das Seebündniß der zwei Nationen, zur Freude der Engländer, die gelandet waren und sich im Hafen von Cadix bereits betrugen, als wäre derselbe ihr Eigenthum! So schwanden die Täuschungen, welche man sich über die Halbinsel gemacht hatte, eine nach der anderen, und jede ließ, indem sie schwand, hinter ihr eine unermeßliche Gefahr blicken.“ Die Engländer, welche die Spanier mit Kriegsvorrath von Gibraltar unterstützt hatten, verlangten keinen Antheil an der Prise und erweckten so in den Spaniern ein günstiges Vorurtheil für sich.

Rosily ergibt sich.

Napoleon hatte sein Heer in Spanien zersplittert: wenn er die einzelnen Abtheilungen hätte feste Stellungen einnehmen lassen, bis er ihnen ein großes Heer zu Hilfe sende, so hätten sich die spanischen Schaaren wahrscheinlich erschöpft und wären in Zwist mit einander gerathen. So aber sollten diese kleinen Heerestheile überall zugleich gegen die Aufständischen ziehen — und zwar in der verzehrenden Hitze des Juni — und so erschöpften

Fehler Napoleons.

sie sich. Seine Anordnungen, wie die einzelnen Theile einander unterstützen sollten, sind sehr sinnreich, aber die Fälle, wo sie nicht zu einander stoßen konnten, waren nicht in Berathung gezogen, und so erlitten die einzelnen Führer Niederlagen, und diese ermuthigten die Spanier, und so wurde der kleine Krieg allmälig ein großer Nationalkampf; die 110.000 Mann starke Armee war zu schwach im Kampf gegen ein ganzes Volk von 11 Millionen. Napoleon wollte zugleich an vielen Orten schlagen und wurde an mehreren geschlagen, und da halfen auch die Siege nicht mehr; er hatte Anordnungen getroffen, wie wenn er Italiener vor sich hätte, er hatte den kriegerischen, den zähen, den enthusiastischen Sinn der Spanier, durch sein bisheriges Glück verwöhnt, nicht in Rechnung gebracht, und dieser Irrthum des listigsten aller Menschen wurde sein Verhängniß. Ein Vergehen trübt die Klarheit des Geistes und sein Verfahren in Bayonne hat seinen sonst hellen Sinn befangen. Was er für eine große Staatsaction hielt, war ein Unrecht, ein Raub! Die Art, wie er sich mit dem gemeinsten aller Schurken, den er sonst so gut durchschaute, mit Godoy, verband, um den Sohn durch den Vater und diesen durch den Sohn um die Krone zu bringen, ist eine gemeine Frevelthat: sie gelang anfangs, aber sie nahm ihm seinen Ruhm, sie setzte ihn herab in den Augen des besseren Theiles der Zeitgenossen. Napoleon wurde der Gegenstand des Hasses und die Spanier wurden als Vertheidiger ihrer Ehre, ihrer Religion, ihrer Freiheit gepriesen.

Völkerkrieg.

Bericht eines Staatsmannes.

In den Denkwürdigkeiten des dänischen Diplomaten Rist ist die Umwandlung in der Stimmung in jener Zeit also bezeichnet:[1] „Die Täuschung über die wahre Beschaffenheit und den endlichen Zweck der bonapartistischen Gewaltherrschaft war in Hamburg längst verschwunden. Es glaubte Niemand mehr an große Pläne zum Besten Europas, an erhabene Gesinnung, an Seelengröße. Die Kaufleute, die Bürger, die Bauern, die Beamten und Gelehrten hatten es baldweg, daß es vor allen Dingen auf ihre Taschen, auf Unterdrückung jeder Eigenthümlichkeit, jeder freien Bewegung und edleren Richtung abgesehen war, daß die schlechtesten Mittel zu jenen Zwecken und die verwerflichsten Werkzeuge die liebsten waren, daß kein Recht zu erhalten und keine Gerechtigkeit zu hoffen war; die kleinlichste Willkür im Einzelnen, die nichtswürdigsten Motive fanden sich, kaum nothdürftig den Schein rettend, durch große Worte, durch Lug und Trug bemäntelt. So fand ich, wohin ich nun trat, den unbedingten Abscheu gegen die fremde Tyrannei in allen Herzen, auf allen Zungen und lernte ihn nur zu bald theilen, je näher ich mit allen Zweigen dieser Verwaltung und der Gesinnungen der französischen Beamten aller Art bekannt wurde und das unermeßliche Unheil übersah, das meinem Vaterlande aus dieser Verbindung erwachsen mußte, in die es durch die Politik der sogenannten Legitimität, des Rechts des Besitzes und der Ehre, gewaltsam gestoßen worden war. — Der unterdrückte Contingent kaute schäumend an dem Gebiß, mit dem die Gewalt ihn bändigte. Die Lüge herrschte trotzig in öffentlichen Angelegenheiten, die Herrscher entwürdigten ihren hohen

Stimmung der Völker.

[1]) Rist, l. c. Bd. II, S. 31.

Beruf durch Heucheln und Dulden. Da trennten sich die Herzen der Völker von ihren Herrschern auf lange Zeit. Unter allen Völkern Europas war ein stillschweigendes Einverständniß. In Spanien zuerst, dem Lande des alten Nationalstolzes, regte sich die lange schmählich gebundene und verhöhnte Kraft. Die Freunde der Freiheit ahnten schon damals die welthistorische Bedeutung dieses Kampfes. — Es breitete sich von da aus ein Lichtstrahl über die dunkeln Schatten, die Europa bedeckten, und in den Gemüthern keimte Hoffnung. Mehrmals ward dieses Licht bis zum schwachen Schimmer verdunkelt, aber es siegte am Ende doch über die Finsterniß." —

Völker und Fürsten.

Die Anordnungen Napoleons schlugen also zum Schaden um. Rosily erlag, weil er sicher auf die Ankunft Duponts rechnete, und dieser mußte zehn Tage in Cordova bleiben, weil er vergebens auf Verstärkung aus Portugal und aus Madrid rechnete. Da zeigte ihm die Nachricht vom Unglück der Flotte die Gefahr seiner Lage: zwei Heere, eines von Granada, eines von Sevilla, rückten an gegen ihn; sie konnten ihm die Pässe der Sierra Morena sperren, von denen er vierundzwanzig Stunden entfernt war. Darum brach er 17. Juni auf in der Nacht, die Schnelligkeit seines Marsches hemmte der große Zug von Kranken und Verwundeten, denn als die Gräuel der Insurgenten bekannt wurden, wollte Niemand mehr zurückbleiben; doch wurden Einige, die Dupont empfahl, von den Cordovanern edelmüthig verpflegt. Auf dem Marsch durch Montoro sahen die Franzosen mit Entsetzen die Ueberreste ihrer grausam ermordeten Kameraden, einige hingen an Bäumen angenagelt, andere waren in Stücke zerrissen. In Andujar waren die Kranken in einem Spitale insgesammt ermordet worden. Aus Angst vor der Rache waren alle Einwohner entflohen. Man fand Lebensmittel für einige Tage, Dupont beschloß hier die Verstärkung abzuwarten, und ließ den Einwohnern sagen, sie sollten zurückkehren, er nehme keine Rache. — „Warum zog Dupont nicht sogleich nach Baylen?" fragt Thiers mit Vorwurf. Dupont erklärte, er habe bestimmten Befehl gehabt sich in Andujar zu halten; auch hätte er in Baylen, im Gebirg, keine Lebensmittel bekommen, überdies war die Stellung in Andujar haltbar. Nach zehn Tagen kam die Division Vedel, 4600 Mann, welche ihm Savary sandte in der richtigen Ueberzeugung von der gefährdeten Lage Duponts, und dann die Division Frère nach Madranjos, auf daß sie, je nach Befund, entweder Dupont oder Moncey zu Hilfe komme. Es war in der That eine willkommene Verstärkung, aber doch nicht groß genug, daß Dupont damit zurückkehren, Cordova und Sevilla wieder nehmen oder sicher nach Madrid zurückkehren konnte, denn unterdessen waren die spanischen Armeen von Sevilla und die von Granada vorgerückt, welche Dupont einzuschließen und zu erdrücken suchten. Weiterer Verstärkungen harrend blieb Dupont in Andujar, bis es zu spät wurde! — der Mann, welcher 1805 einen so sicheren Blick und so rasche Entschlossenheit bewiesen hatte. Hermann Baumgarten meint: „Er mochte es schimpflich halten vor diesen Spaniern zu weichen; er mochte fürchten, daß seine Soldaten, durch Krankheiten, Mangel und Hitze, durch das widrige Stillsitzen in der peinlichsten Situation erschüttert waren. Das Wahrscheinlichste ist, daß er selber unter dem Druck der außerordentlichen Erlebnisse der letzten sechs Wochen von seiner ruhigen Fassung eingebüßt hatte. Sein Verhalten in den nächsten Tagen ist nicht anders zu erklären, als aus einer Verwirrung seines militärischen Urtheils. Und wie ihm, so erging es dem General Vedel und vielen höheren Officieren, sie alle tasteten unsicher umher, sie alle hatten die Sicherheit des Blickes und die Festigkeit des Thuns verloren, durch welche sich namentlich Dupont ausgezeichnet

Andujar.

Duponts Fehler.

hatte. Es war, als wenn das böse Gewissen über die Frevel ihres Herrn und ihre eigenen sie lähme."

Palafox. Indessen war es vor Saragossa zu einem neuen Kampf gekommen. Wir hörten oben, wie Palafox in der Nähe der Stadt seine Bauern fliehen sah vor den Franzosen. Er kehrte nicht in sie zurück, sondern wandte sich nach den Bergen des Südens, um ein Heer zu suchen. In der Stadt herrschte Verzweiflung. Ein Trupp Franzosen drang den fliehenden Bauern nach und gelangte durch das Portillothor in die Stadt. Bei ihrem Anblick ergriff der Zorn die Menge, es regnete Steine auf die Franzosen. Alles war geschäftig, die Stadt zu vertheidigen. Von 71 Kirchen und 14 Klöstern läutete es Sturm. Lefèbvre mochte seine Soldaten nicht in einem Straßenkampf aufopfern und zog sich zurück, wie wir sahen, und verlangte von Napoleon Verstärkung und Belagerungsgeschütz.

Belagerung Saragossas. Es währte zwölf Tage bis diese von Pampeluna ankamen. Diese Frist benutzten die Bürger, um sich zu einer verzweifelten Vertheidigung zu rüsten, die an das alte Numantia erinnert. Da Palafox noch immer mit der Sammlung eines Heeres außer der Stadt beschäftigt war, so forderten die Bürger den Corregidor Don Lorenzo Calvo de Rozas auf, das Commando zu übernehmen: er war der rechte Mann dazu, ernannte tüchtige Männer zu Officieren, wies jedem Mann seine Thätigkeit an, selbst den Frauen und Kindern, sie mußten Patronen fertigen oder Säcke nähen und sie mit Sand und Erde füllen; er that Alles, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen. Doch der Feind nahte wieder. Palafox ließ sich bei Epila überfallen und verlor 1500 Mann an Todten und Verwundeten; er suchte wieder ein Heer zu sammeln, sandte aber seinen Bruder Marquez de Lauzan zur militärischen Leitung in die Stadt. Dieser berief mit Calvo am 25. Juni die Bürger zur Versammlung und fragte, ob sie zur Vertheidigung entschlossen seien? — „Bis zum Tode!" lautete die Antwort. Am 26. Juni schworen dann Alle vor dem Bild der heiligen Jungfrau del Pilar, „die heilige Religion, den König und das Vaterland zu vertheidigen, nie das Joch der infamen Franzosen zu ertragen, nie die Führer und die Fahne der heiligsten Jungfrau zu verlassen, denn sie sei die Patronin der Stadt". — Als Verdier trotzig die Stadt aufforderte: „Capitulation!", erhielt er die muthige Antwort: „Guerra a cuchillo!" (Krieg aufs Messer!)

Wie ernst dieser Schwur gemeint war, zeigte sich schon am nächsten Tag. Ein Pulverthurm sprang in die Luft. General Verdier, der 3000 Mann, 30 schwere und 16 andere Geschütze gebracht hatte, suchte die Verwirrung zu benutzen. Der Sturm wurde abgeschlagen, aber die Franzosen hatten den nahen Berg Torrero während des Kampfes erobert und eröffneten 30. Juni auf die bedrängte Stadt ein furchtbares Feuer; Verdier ließ 1. Juli stürmen. Die Franzosen drangen mit Feuer vor; beim Portillothor stürzte die gesammte Mannschaft der spanischen Batterie zusammen. Das sah ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen, Agostina Aragon, die der Mannschaft Erfrischungen brachte, ergriff eine Lunte und feuerte einen mit Kartätschen geladenen Vierundzwanzigpfünder ab, der die Spitze der anstürmenden Feinde niederschmetterte und der Bemannung des nächsten Postens Zeit gab, herbei zu eilen; sie schwor bei dem Geschütz auszuharren bis zum Tod. Dieser Heldensinn ermuthigte die Männer, die Stürmenden wurden überall zurückgeworfen. Mehr als 200 Bomben und 1200 Granaten waren an diesem Tage vergebens auf die unglückliche Stadt geworfen worden. Verdier hielt es für das Beste, seine Truppen zurückzurufen und Napoleon um weitere Verstärkung zu bitten.

Agostina Aragon.

Dieser Widerstand Saragossas erregte im ganzen nördlichen Spanien ungeheure Freude, und die Hoffnung bei den Spaniern, sie würden bald den ganzen Norden den Franzosen entreißen. Napoleon, überzeugt, daß ein Unfall im Süden ein Uebel, im Norden aber vielleicht den Verlust der Armee, jedenfalls den eines Feldzuges bedeute, denn man würde drei Viertheile der Halbinsel räumen müssen, um die im Norden gewonnene Stellung wieder zu gewinnen, sandte dem General Verdier zwei alte Regimenter und einige Züge schwerer Artillerie, beauftragte den Marschall Bessières, mit 20.000 Mann nicht bloß Josephs Reise nach Madrid zu decken, sondern auch die Armee des Don Gregorio de la Cuesta und des Don Joachim Blake, welche aus den Mannschaften Galiciens, Leons, Asturiens, Altcastiliens bestand und gegen Burgos vordrang, zurückzuschlagen und beorderte Savary, alle Truppen, die er in Madrid entbehren könne, über Segovia an Bessières zu senden.

Hoffnung der Spanier.

Blake, aus einer katholischen Familie Englands stammend, war der Nachfolger Filangieri's und im Kriege wohl bewandert; Gregorio de la Cuesta kennen wir schon von der Schlacht an der Brücke Capezon. Beide kamen bei Rio Seco, auf einer Hochfläche, zusammen und sie gedachten hier, mit ihren 28.000 Mann die heranrückenden 11.600 Franzosen zu schlagen. Gregorio de la Cuesta, in den Operationen wenig geübt, sprach doch wegen höheren Alters den Oberbefehl an. Blake, der mehr verstand, hätte lieber sein Heer noch besser eingeübt und sah der Schlacht mit Sorgen entgegen. Die Schlachtlinien waren noch nicht recht gebildet, die erste stand nach rechts zu weit vor; zwischen der ersten, die Blake befehligte, und der zweiten unter Cuesta war noch ein zu weiter Zwischenraum, als Bessières, mit 10.000 Mann zu Fuß und 1200 zu Roß, in Eile heranrückte, ein Reitergeneral aus der Gascogne und aus der Schule Murats. Beim Anblick der Gegner faßte er sogleich den Plan, den weiten Abstand zwischen den beiden Schlachtlinien zu benutzen, der ersten in die Flanke zu fallen und nach ihrer Durchbrechung sich auf die zweite zu werfen. Im Sturmschritt eilten die Franzosen mit dem Bajonnette auf die erste Linie los, die nicht Stand hielt und dann durch den Ansturm der Reiterei unter Lasalle völlig über den Haufen geworfen wurde. Die zweite Linie wollte der ersten zu Hilfe kommen, wurde aber nach kurzem, anfangs glücklichem Kampf gleichfalls geworfen und löste sich in wilde Flucht auf. Lasalle's Reiter richteten unter den Fliehenden, welche heulend die Gewehre wegwarfen, ein fürchterliches Gemetzel an, gegen 4000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Die Spanier verloren 18 Kanonen und viele Fahnen. Die Franzosen wollten nur 70 Todte und 300 Verwundete gehabt haben, doch hatte sich Blake mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen. Die Stadt Medina, hinter deren Mauern die Fliehenden Widerstand versuchten, wurde rasch besetzt und wie eine im Sturm genommene behandelt. Dieser Sieg machte den Weg nach Madrid wieder frei. Napoleon rief voll Freude bei der Nachricht: „Das ist die Schlacht von Villaviciosa! Bessières hat Joseph auf den Thron gesetzt! Die Spanier haben jetzt noch 15.000 Mann und irgend einen Dummkopf, um sie anzuführen.“ — Es sollte sich bald zeigen, daß er im Irrthum war.

Rio Seco 14. Juli 1808.

Bessières

Lasalle.

Medina.

In der That machte dieser Sieg Joseph den Weg nach Madrid frei; aber es war keine heitere Königsreise. Napoleon verlangte von ihm jeden Tag einen Brief, und daß er jeden Tag an Savary nach Madrid und an Bessières

Joseph nach Madrid.

nach Burgos schreibe.[1]) Schon in Santander, dem Bessières für seinen Aufstand eine Strafe von zwölf Millionen Realen aufgelegt hatte, schreibt er, eine Deputation sei bei ihm gewesen, ihn um Nachlaß dieser Strafe zu bitten; in Zukunft solle man ohne seine Erlaubniß keine derartige Kriegssteuer auferlegen; auch sei es unbillig, eine ganze Stadt für den Frevel einiger Wenigen zu strafen. Handle man anders, so könne man das Herz des Volkes nicht gewinnen; dann fragt er, während sein Bruder ihm dieses Geld für ihn angewiesen hat: „Darf ich diese Strafe mildern oder ganz erlassen, je nach den Umständen?“ [2]) — Aus Vergara meldet er ihm: „Die Zeit, welche ich in diesen miserablen Nestern zubringe, ist rein verloren. Ich möchte sobald als möglich in Madrid sein. Der Geist ist überall schlecht, man muß dort sein, um sich zum König ausrufen zu lassen. Die spanischen Soldaten schlagen sich überall zu dem, welcher sie bezahlt. In Madrid ist keine Ordnung, der größte Zwiespalt herrscht unter den Truppen. Wenigstens werde ich dort sehen, wie ich daran bin, und was sich machen läßt. Was ich bis jetzt kenne, ist die Geldnoth. Wir besitzen Nichts als arme Gegenden; es geht Nichts ein in den Schatz. Mit Geld könnte man die Regimentsstämme, die noch in Madrid sind, ergänzen.“ [3]) — Napoleon tröstet ihn, er solle seinen Gehalt als französischer Prinz noch bis 1. Januar 1809 beziehen, und meldet ihm zugleich, daß von dem Geld, das er ihm vorschießen wolle, und das Spanien einst zurückzahlen müsse, eine Million Franken in zwei Tagen abgehe; in Rußland kenne man die Vorgänge in Bayonne und anerkenne sie. Cevallos solle aus Vittoria an alle französischen Gesandten bei den europäischen Höfen schreiben, daß der König schon auf spanischem Boden angekommen sei. Er sagt ihm voraus, daß Bessières bestimmt am 14. Juli die Spanier schlagen werde, und daß dann die Hauptschwierigkeit behoben sein werde.[4]) Joseph antwortet Napoleon am 12. Juli: „Ich komme soeben in dieser Stadt an, in welcher ich gestern als König ausgerufen worden bin. Der Geist der hiesigen Einwohner ist gegen all das. Die Beamten fürchten die Drohungen des Volkes und die Aufständischen in Saragossa, deren Briefe und Zeitungen sie sehr einschüchtern. Die Nachrichten aus Asturien, Galicien, Valencia, Andalusien geben ihnen auch keine bessere Zuversicht. Niemand hat Eurer Majestät bis jetzt die volle Wahrheit gesagt. In Wahrheit hat sich bis jetzt auch nicht ein Spanier für mich erklärt, die kleine Zahl derer ausgenommen, die bei der Junta waren, und die mit mir hieher gereist sind. Die Anderen, die mir vorausreisten, haben sich alle versteckt, weil sie eingeschüchtert wurden durch die einmüthige Meinung ihrer Landsleute.“ [5]) — Ein Courier reiste durch Vittoria mit Depeschen für Madrid, nicht für Joseph. Dieser beklagt sich darüber und verlangt, „es solle nur ein Mittelpunkt der Regierung sein, Napoleon solle also alle Schreiben für Spanien zunächst an ihn richten“. Also Joseph will selbständig sein. Napoleon gibt dem Bruder noch einmal Soldaten und meldet ihm die Ankunft von drei Millionen Franken und gibt ihm den Rath, entweder zu Bessières zu gehen und mit jenen Soldaten, die ihm zur Deckung dienen, den Marschall zu verstärken und seinen voraussichtlichen Sieg um so glänzender zu machen — und dann den Besiegten Frieden und Gnade zu schenken. Das hieße wahrhaft königlich dem Volke seine Ankunft an-

Joseph nicht selbständig.

Traurige Nachrichten.

Baarer Trost.

Joseph in Vittoria.

---

1) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 338.
2) Ibid. IV, p. 339.
3) Ibid. IV, p. 340.
4) Ibid. IV, p. 342.
5) Ibid. IV, p. 343.

zeigen. Oder er solle seine Deckungsmannschaft an Bessières senden, und im Postwagen in dreißig Stunden Madrid erreichen. Im Kriege handle es sich um den entscheidenden Schlag. Die wahren Mittelpunkte für den Krieg in Spanien seien jetzt in den beiden Hauptquartieren von Bessières und von Dupont. Saragossa und Valencia seien von untergeordneter Bedeutung. Savary habe in Madrid gefehlt, daß er seine Macht zersplitterte und zögerte, Bessières zu verstärken, wie ihm befohlen war.[1]) Napoleon schließt mit der Mahnung: „Sei ohne Besorgniß, es soll Dir an Nichts fehlen; sei fröhlich und mache, daß Du bald nach Madrid kommst." —

König Joseph in Madrid.

So hätte der stahlharte Napoleon gehandelt, dem erst recht wohl wurde in der Gefahr. Aber für die weiche und zartgestimmte Seele Josephs war ein solcher Rath nicht am Platz. Er reist langsam, er sendet seine Bedeckung nicht in Bessières Lager, er muß in Burgos übernachten, um seine Soldaten ausruhen zu lassen. Er meint, Napoleon könne nicht schnell genug mehrere alte Regimenter und namentlich Geld senden; seine Gattin, die am 7. Juli von Neapel abgereist sein werde, solle ja nicht nach Madrid kommen. Er bittet den Bruder, ihm aus Neapel die Generale Reynier und Jourdan zu senden, mit denen er vertraut war. Nach dem Siege bei Rio Seco mahnt Napoleon den Bruder, dem Marschall Bessières den Orden des goldenen Vließes zu senden; dieser Sieg sei jetzt hochwichtig und gebe den spanischen Angelegenheiten ein neues Licht. Jetzt gelte es vor Allem, Dupont zu unterstützen. Savary sei tüchtig für eine untergeordnete militärische Angelegenheit, aber zur Führung eines Heeres im Großen reiche seine Kraft nicht aus. — „Sage Savary ja nicht, daß ich diese Ansicht von ihm habe, denn er ist ein Mann von Eifer und Thatkraft, und es wird Dir noch zu gut kommen, daß Du ihn besitzest. — Moncey scheint mir gethan zu haben, was er vermochte; er verdient nur Lob; stände es nicht so übel mit seiner Gesundheit, so würde er zum Commandanten in Madrid taugen." [2])

Moncey.

Joseph ohne Hoffnung.

Jeder Brief Napoleons sucht Joseph Muth einzuflößen, jede Antwort des Königs zeigt die Trauer seiner Seele über seine Stellung; er klagt: nur Urquijo und Asanza hätten noch Hoffnung, alle anderen Minister seien entmuthigt, und meint, mindestens 50.000 Mann und viele Millionen Baargeld müßten noch kommen, wenn geholfen werden solle. Wo der Widerstand nicht bewaffnet sei, sei er wenigstens taub und passiv. Bessières stehe doch sicher an der Spitze von 40.000 Kriegern, letzthin sei aber um kein Geld ein Mann zu bekommen gewesen, der einem Boten den Weg zu ihm zeige. „Es scheint, daß Niemand Eurer Majestät die nackte Wahrheit sagen wollte; ich wenigstens darf sie Ihnen nicht verbergen. Ungeheure Mittel sind nöthig, um mit Ehren aus dieser Nothlage heraus zu kommen. Als ich Neapel verließ, habe ich mein Leben Gefahren aller Art ausgesetzt; seit ich jedoch in Spanien bin, sage ich mir jeden Tag: „An meinem Leben liegt wenig, und ich überlasse es Ihnen; aber um nicht in der Schmach zu leben, die sich an den Mißerfolg knüpft, muß man große Mittel an Mannschaft und an Geld haben!" — „dann erst kann die natürliche Gutmüthigkeit meines Charakters auf die Menschen wirken. Im Augenblick, wo Alles zweifelhaft ist,

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 347.
[2]) Ibid. IV, p. 365.

scheint Güte eine Feigheit und ich bin vollkommen dazu aufgelegt, weniger gut zu erscheinen. Um aus dieser für einen Mann der regieren soll, so peinlichen Lage herauszukommen, muß man alle Kraft aufwenden, um weitere Aufstände zu verhindern, um weniger Blut zu vergießen und weniger Thränen trocknen zu müssen. Welchen Verlauf übrigens auch die Dinge in Spanien nehmen, sein König kann nur seufzen, weil er mit Gewalt erobern muß; endlich sollte man, weil einmal das Loos geworfen ist, dem herzzerreißenden Thun rasch ein Ende machen. Ich bin von meiner Lage nicht erschreckt, sie ist jedoch einzig in der Geschichte: ich habe auch nicht einen einzigen Anhänger!"

Uebel war die Stellung Josephs zu den commandirenden Generalen, er verstand Nichts vom Krieg und wollte ihnen doch befehlen. Sie handelten nach dem Kriegsrecht, er wollte durch Güte die Spanier gewinnen und Gnade üben. Sie klagten bei Napoleon, daß er ihnen das Spiel verderbe. Der Kaiser hatte immer zu vermitteln: „Habe ich zu befehlen oder Savary?" fragte 19. Juli der König. „Das Recht des Commandos läßt sich nicht theilen. Der Erfolg liegt mir mehr am Herzen, als irgend Jemand. In meinem Alter und bei meiner Stellung kann ich wohl einen Rathgeber haben, aber keinen Meister. Bin ich König? Ich bitte Eure Majestät klar darüber zu entscheiden." — Der Kaiser mahnte ihn an Heinrich IV., an Philipp V., die ihr Reich selber erobern mußten; er fordert ihn auf, Muth zu fassen, die Sache werde sich rasch und besser entscheiden, als er glaube.

In Madrid 20. Juli 1808.

Aber Joseph sah klarer, als der kaiserliche Bruder. Am 20. Juli 1808, Abends, zog er in Madrid ein. Niemand zeigte sich auf den Straßen, um ihm „Viva el Rey" jubelnd zuzurufen, als Wasserträger, Betrunkene und die Reihen seiner französischen Soldaten. Als Ferdinand VII. einzog, waren die Häuser geschmückt mit Teppichen und die Dächer und Balcone schienen einbrechen zu wollen unter der Zahl der schönen Frauen und Kinder, die dem König Blumen zuwarfen. Jetzt Nichts von alledem! Die Häuser waren geschlossen und zerrissene Tücher hingen an den Fenstern. Die Glocken tönten allerdings von den vielen Thürmen, aber man glaubte Trauergeläute zu hören. Nur wenige Höflinge standen an der Treppe des Palastes, um den König in seine Gemächer zu geleiten. Der Marquis von Astorga, dessen Amt es war, auf den Plätzen und Hauptstraßen den König auszurufen, weigerte sich dessen und mußte durch einen andern, den Marquis von Campo-Alange, ersetzt werden — und doch hielt Joseph viel auf diese Förmlichkeiten — nahm er doch auch nach altspanischer Art den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich und Grafen von Habsburg an. Das war ein niederschlagender Empfang.

„Ich bin hier nicht empfangen worden, wie in Neapel," schreibt Joseph an Napoleon, „nicht wie von den Franzosen, doch noch immer besser, als man es von der so übel gesinnten Bevölkerung dieser Stadt erwarten mußte." [1]) Joseph hatte also vielleicht einen Straßenkampf oder arge Beschimpfungen erwartet. — Am Morgen darauf schreibt er: „Heute Nacht sind wieder viele

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 375.

spanische Soldaten desertirt, der Geist ist hier so schlecht als möglich; ich kann nicht genug wiederholen: große Mittel, um die spanische Frage zu erledigen!"

Nun begann die Aufwartung der Behörden. Der Klerus huldigte dem Bruder des Kaisers, welcher die Altäre wieder hergestellt und das Concordat abgeschlossen hatte, und weil die Obrigkeit von Gott sei. Aber der Rath von Castilien verweigerte die Huldigung, doch ließ er am 26. Juli die Verfassung bekannt machen. Joseph schreibt: „Endlich hat dieser Rath seinen Widerstand aufgegeben, ich habe befohlen, man solle ihre Häuser beobachten und die Flüchtlinge über die Grenze bringen. Diesen Morgen ließ ich ihnen sagen, die Sache müsse heute so oder so zu Ende kommen — und nun haben heute Abend alle ihre Pflicht gethan. Mit Savary's Thätigkeit bin ich sehr zufrieden." — Dann beschwert sich Joseph über Räubereien Caulaincourts in Cuenca, über Stehlen von Kirchengefäßen, und daß die Sache in Madrid solches Aufsehen errege, daß es besser wäre, er hätte eine Niederlage erlitten.[1]) „Seit dieser Raub bekannt wurde, packen viele reiche Leute ein und reisen ab. Das Vertrauen ist nicht mehr herzustellen; was ich auf der einen Seite thue, wird auf der anderen zu Grund gerichtet. Ich werde an einigen Officieren ein Exempel statuieren müssen. Nur die Gewalt kann hier noch helfen. Diese Sprache widerspricht meinem Charakter und meiner Neigung, aber die Wahrheit zwingt mich dazu. Jetzt ist die höchste Anstrengung nöthig, wenn Eure Majestät in Spanien nicht scheitern will. Alte Truppen und viele Millionen! rufen alle Beamten, die mir treu anhängen." [2])

Huldigung.

Kirchenraub.

Das Bitterste schreibt er 24. Juli: „Der Zustand von Madrid ist noch der gleiche; die Auswanderung nimmt zu in allen Klassen der Bevölkerung, es ist dieselbe Gluth wie 1789. Dem Herzog von Pagne sind sogar seine Diener davon gelaufen und haben ihm brieflich gemeldet, sie gingen zur spanischen Armee ab. Die Herzoge von Infantado und Castelfranco sind entmuthigt, die Mitglieder der Junta gleichfalls. Wir haben bald keinen Sou mehr. Alle Provinzen sind vom Feind besetzt, der überall ist. Heinrich IV. hatte doch eine Partei. Philipp V. hatte nur einen Mitbewerber zu bekämpfen! — ich aber habe eine Nation von zwölf Millionen zum Feind, die tapfer und bis zum Aeußersten begeistert sind. Man spricht bereits öffentlich von meiner Ermordung; aber das ist es nicht, was ich fürchte. Alles, was hier der 2. Mai gemacht hat, ist verhaßt. Man hatte für das Volk die Schonung nicht, die man haben sollte. Seine Leidenschaft ist der Haß gegen den Friedensfürsten; diejenigen, welchen man vorwirft, daß sie seine Schützer seien, haben diesen Haß geerbt und auf mich übertragen. Das Benehmen der Truppen kann diesen Haß nur unterhalten. Nur der Marschall Moncey kann hier Commandant sein, denn er ist beliebt. Ungeheure Streitkräfte und viele, viele Millionen sind jetzt nöthig und die Abberufung einiger Diebe und anderer von der Nation verfluchten Leute. Ich kann nur wiederholen, was ich Eurer Majestät so oft schon gesagt und geschrieben habe, aber Sie haben kein Zutrauen in meine Art, die Dinge zu betrachten. Welche Ereignisse aber auch kommen mögen, dieser Brief wird Sie daran erinnern, daß ich Recht hatte. Wenn Frankreich in den ersten Jahren der Revolution eine Million Menschen unter den Waffen hatte, warum soll Spanien, das in seiner Wuth und in seinem Hasse noch viel einstimmiger ist, nicht 500.000 Mann unter die Waffen stellen, die in drei Monaten eingeübt und bald an den Krieg

Bitteres Schreiben.

Geldnoth.

Spaniens Stärke.

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 377.
[2]) Ibid. IV, p. 380.

gewöhnt sein werden? — Also 50.000 Mann und 50 Millionen binnen drei Monaten! — Die anständigen Leute sind eben so wenig für mich als die Schurken. Nein, Sire, Sie sind im Irrthum, Ihr Ruhm wird in Spanien zu Grunde gehen! Mein Grab wird Ihre Ohnmacht kundgeben, denn an Ihrer Zuneigung zu mir wird Niemand zweifeln. All das wird eintreffen, denn ich bin entschlossen, nicht über den Ebro zurückzugehen, was auch kommen mag. Dennoch können 50.000 Mann guter Truppen und 50 Millionen Franken binnen drei Monaten noch Alles wieder herstellen; ferner die Abberufung von fünf bis sechs Generalen, und die Zusendung von Jourdan und Moriz Matthieu, welche Ehrenmänner sind, dann ein großes Vertrauen in mich, eine unbedingte Verfügung über die Officiere. All diese Maßregeln zusammen können allein dieses Land und das Heer retten." [1])

Vordringen des Aufstandes.

Joseph hatte nur zu sehr Recht, bald kam eine Unglücksbotschaft nach der anderen. Die Briefe Josephs verlangen jeden Tag dasselbe, es ist dies ein Zeichen der Noth auch insofern, daß die Guerillas die Briefe oft abfingen, und daß Joseph darum das Nöthige öfter wiederholte, damit wenigstens ein Brief an Napoleon gelange. Daß es schlimm stehen müsse, sah Joseph aus der Zaghaftigkeit seiner Minister, aus den Mienen und dem Gerede des Volkes von einem großen Unglück, das Dupont zugestoßen sei. Bald stellte sich die bittere Wahrheit heraus: Moncey war von seinem mit Talent und Ausdauer geleiteten Heerzug nach Madrid zurückgekommen, hatte aber Valencia nicht bezwingen können. Dupont aber hatte mit seinem Heere das schwerste Unglück betroffen.

Moncey bis Valencia.

Moncey sollte sich auf dem Weg nach Valencia mit Chabran vereinigen, der von Barcelona aufgebrochen, aber durch den Aufstand zur Rückkehr gezwungen war; Duhesme mußte selber aus Barcelona bis Bruch aufbrechen, um ihn zu retten, und beide kehrten dann vereint nach Barcelona zurück. Moncey drang langsam, aber mit Umsicht bis Cuenca vor, dort wartete er 11. bis 17. Juni auf Nachrichten von Chabran und zog dann mit gleicher Vorsicht bis in jene durch ihre Fruchtbarkeit und Naturschönheiten so berühmte Huerta de Valencia, indem er klug und kühn zuerst den Uebergang über den Cabriel erzwang, dann das für uneinnehmbar geltende Defilée Las Cabreras umging und die Aufstellung der Valencianer zur Flucht nöthigte, dann nach erbittertem Kampfe das tapfer vertheidigte Dorf Quaste besetzte. Am 27. Juni stand er vor Valencia.

Kampf um Valencia.

Am 28. Juni versuchte er an zwei Stellen einen Sturm auf die Stadt, fand aber die Befestigung so stark und der Vertheidiger so viele, daß er über sein Unterfangen bedenklich wurde. Valencia hatte 60.000 Einwohner, die in Angst, er möchte Rache nehmen für den Mord der 300 Franzosen, entschlossen waren sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Durch Zudrang der Bauern aus der Umgegend war die Zahl der Vertheidiger auf 100.000 Mann gestiegen. Moncey hatte noch 7000 Kampffähige; Chabran kam nicht. So beschloß denn Moncey

Monceys Rückzug.

den Rückzug; er ward erschwert durch die Zahl der Verwundeten und Kranken, durch 8000 Mann, die unter Cervellon ihn verfolgten, durch die Gebirge und Flüsse, die er überschreiten mußte, durch die Schaaren von Bauern, die ihn umschwärmten und denen er rechts und links Hiebe versetzte. Dennoch erreichte er Cuenca wieder, ohne einen Mann oder eine Kanone zurückzulassen. In San Clemente vereinte er sich mit der Division Frère und kehrte, wenn auch mit abgematteter Mannschaft, doch ungebrochen nach Madrid zurück. — Napoleon lobte sein Verhalten. —

---

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 382—83.

Duponts Unglück bei Baylen.

Aus-sichten.

Die Franzosen hofften, daß Saragossa bald im Sturm genommen sein werde und dann die dazu verwendeten Truppen, vereint mit der Mannschaft Moncey's, Valencia bezwingen würden. Von Dupont erwarteten sie sicher, daß er Andalusien bewältigen werde. Unter den Spaniern aber lebte die Hoffnung, daß Saragossa und Valencia sich behaupten würden, Dupont aber, von den Heeren des Südens umschlossen, erliegen müsse, daß also Andalusien über das Königthum Josephs entscheiden werde. Aller Augen richteten sich jetzt nach Andalusien.

Dupont unthätig.

Keine Nachricht.

Das Heer geschwächt.

Die Spanier in Madrid wußten von Duponts Bedrängniß, die Franzosen ahnten sie nicht; sie bekamen keine Berichte aus dem Süden, Dupont keine aus dem Norden, so scharf hatten die Aufständischen die Päße der Sierra Morena bewacht; selbst Frauen und Kinder waren zur Lauer verwendet, jeder Reiter wurde abgefangen. So kam es, daß Dupont einen Monat hindurch in Andujar ohne Nachricht war und stehen blieb, weil er von Tag zu Tag auf Verstärkung wartete. Es kam aber keine Verstärkung, als die geringe von Vedel und Gobert, die kaum ausreichten, die Verluste zu decken, welche durch Mangel an Nahrungsmitteln, insbesondere aber durch das ungewohnte Klima, namentlich wegen der großen Sonnenhitze, herbeigeführt wurden; auch brachte der Mangel an Thätigkeit und die Fremdheit der Lage, Niedergeschlagenheit unter die Armee. Durch Gobert erfuhr Dupont, daß Moncey Valencia nicht bezwingen konnte, daß Saragossa sich behauptete; daher Weisung, am Quadalquivir guten Stand zu halten und sich nicht weiter in Andalusien einzulassen. Das konnte er allerdings nicht, aber er hätte sich zwischen die zwei Heere, welche gegen ihn anrückten, das aus Granada unter Reding und das aus Sevilla unter Castanos werfen, jedem Schläge austheilen und seine Stellung dadurch befestigen können. Diese Unthätigkeit hat ihm auch Napoleon vorgeworfen. Zur Entschuldigung diente ihm in Napoleons Augen nicht, daß er um kein Geld Spione unter den Bauern bekommen konnte, so groß war die Anhänglichkeit der Armen an die Sache des Vaterlandes, ihres Königs und ihrer Religion. Dupont blieb ruhig zu Andujar, mahnte Vedel zu Baylen und Gobert zu Karolina, einer deutschen Kolonie, welche nördlich von Baylen den Paß hoch oben in dem Gebirg decke, bloß, sich wohl vorzusehen und die Umgegend genau zu überwachen, damit die Engpässe nicht über Baeza, Ubeda und Linares umgangen würden.

Die Spanier vor Andujar.

Da erschienen, 14. Juli, auf den Höhen von Andujar die Truppen des Castanos, die aus Sevilla das Thal des Quadalquivir heraufgezogen waren; das Heer aus Granada unter Reding stand noch in Jaen — beide suchten sich zu vereinigen. Am 15. Juli griff Castanos die Vorposten an, um sie von den Anhöhen, die den Lauf des Quadalquivir beherrschen, zu verdrängen. Die Spanier kanonirten viel, die Franzosen wenig, aber sicherer. Dupont sandte an Vedel, der in Baylen stand, daß er ihm ein Bataillon oder eine Division zu Hilfe sende. Die Vorposten Vedels waren vom Heere Redings aus Granada angegriffen worden, er hatte aber die Feinde zurückgeworfen und war eben im Begriff nach Baylen zurückzukehren, als er Duponts Hilferuf bekam und er beschloß im Glauben, bei Andujar sei die Entscheidung, sogleich mit all seiner ganzen Macht Dupont zu Hilfe zu kommen; er ließ dem General Gobert

Vedel.

Gobert.

sagen, er möge das durch den Abgang der zweiten Division entblößte Baylen besetzen, und marschirte die ganze Nacht hindurch. Das war gut gemeint, aber nicht befohlen, nicht am Platz, denn er wußte ja nicht, was nach seinem Abgang in der wichtigen Stellung zu Baylen vorkommen würde. Dupont hatte eine Freude über den Diensteifer Vedels, die Soldaten jubelten über die Ankunft ihrer Landsleute und wünschten die Schlacht herbei. Bei dieser Stimmung hätte Dupont die Spanier sogleich angreifen sollen, aber er zögerte und weidete sich den ganzen Tag an ihrer Unsicherheit und ihrer Muthlosigkeit, einen Sturmversuch auf seine Stellung zu machen. Am nämlichen Tage, 16. Juli, wiederholte jedoch Reding seinen Angriff auf Baylen mit stärkerer Macht. Nur eine kleine Anzahl Franzosen war da, wehrte sich jedoch muthig. Da kam Gobert aus Karolina zur Hilfe, erhielt aber eine Kugel an die Stirne, die ihn bewußtlos niederstreckte. Dufour trat als der nächstälteste Officier das Commando an. Die Spanier wichen zurück. Nun kam Nachricht vom Andringen größerer Massen von Ubeda her und Dupont hatte öfters befohlen, ja die Stellung von Karolina zu behaupten, sie sei hochwichtig, weil sie den Durchgang durch die Päſſe schütze. Dufour kehrte also, nachdem der Feind sich zurückgezogen, noch am Abend des 16. Juli nach Karolina zurück. Und so ward Baylen zum zweiten Male geräumt, und hatte also die Aufstellung der Franzosen in der Mitte einen Riß. Andujar, Baylen, Karolina lagen alle drei an einer und derselben Straße in langgestreckter Linie. Nun befahl Dupont noch dem General Vedel, unverzüglich nach Baylen zurückzukehren, es stark zu besetzen, die Aufständischen, wo sie sich zeigen, zu schlagen, dann in aller Hast zurückzukehren und diejenigen vernichten zu helfen, die er in Andujar vor sich sah. — Thiers macht in seiner ausgezeichneten Schilderung dieser Schlacht die richtige Bemerkung: „Es kam Dupont nicht einen Augenblick in den Sinn, Vedel selbst nachzufolgen, entweder sogleich oder auf Tagmarschweite, um so gewisser zu sein, den Eintritt aller Ereignisse, die er fürchtete, zu verhindern. Verhängnißvolle und unglaubliche Verblendung, die im Kriege nicht ohne Beispiel ist, wenn sie auch zum Glück für die Völker und Heere nicht immer so fürchterliches Unheil nach sich zieht! Klagen wir indessen die Vorsehung nicht an, nach den Vorgängen in Bayonne haben wir nicht verdient lange glücklich zu sein." [1])

Baylen. Thiers' Ansicht.

Vedel. Die Verblendung Duponts scheint ansteckend gewesen zu sein. Als Vedel in Baylen ankam, fand er ganz wenig Mannschaft, hörte, daß Dufour nach Karolina abmarschirt sei, ließ die Umgegend durchforschen und schloß, weil die Seinen auf keine Spanier stießen, diese seien im Begriff nördlich die Franzosen zu umgehen, und brach noch denselben Abend nach Karolina auf, um Dufour zu verstärken. — Thiers meint: „Die Feldherren finden oft in ihren unglücklichen Tagen Unterbefehlshaber, die ihre Fehler verbessern; der General Dupont fand diesmal solche, welche die seinigen in grausamer Weise verschlimmerten."

Dupont zieht nach Baylen. Castanos aber hatte durchschaut, wo die schwache Seite der Franzosen sei, nämlich in Baylen; er blieb mit einem Theil seines Heeres vor Andujar stehen. 7000 Mann gab er Reding mit, dieser sollte mit 18.000 Mann auf Baylen losgehen. Auf einmal berichtete ein Reiterofficier dem französischen Obergeneral über die seltsame Bewegung der Spanier und Dupont faßte für einen Augenblick den Entschluß, noch diesen Tag gegen Baylen

[1]) Thiers, l. c. vol. IX, p. 115.

aufzubrechen. Es wäre noch rechte Zeit gewesen. Aber, da er noch immer so viele Spanier sich gegenüber sah, kam er vom richtigen Gedanken wieder ab, sogleich abzumarschiren, und verschob — auch der vielen Kranken wegen — den Aufbruch auf den folgenden Abend, denn am Tage war bei vierzig Grad Hitze kaum zu marschiren: Mann und Pferd stürzten hin und wieder wie vom Schlag getroffen, plötzlich zusammen. Der Marsch wurde in der Stille der Nacht angetreten. —

Zögerung.

Er ging sehr langsam, einen Mann zurücklassen, hieß ihn der Ermordung preisgeben, die Wagen reichten aber nur für 600 Kranke aus, Hunderte wanderten mit am Stock, langsam, krank, wahre Jammerbilder. Auch in der Nacht war die Hitze groß; das Wasser im Fluß war warm und erfrischte nicht. Die Lebensmittel für die Gesunden waren so spärlich, daß man ihnen nur eine halbe Ration geben konnte. Das Armeecorps zählte nur noch 7800 Franzosen und 1800 Schweizer. Das war die traurige Nacht der Franzosen. Am Morgen drei Uhr stieß man auf Vorposten und empfing sogleich Schüsse — es waren die Vorposten der Spanier, welche am Tage zuvor Baylen besetzt hatten — es war am Morgen des 19. Juli. Zwei Stunden wurde geplänkelt, die Spanier wichen. Um fünf Uhr kam man auf eine Ebene, man sah vor dem Dorfe Baylen die Armee Redings, 18.000 Mann in Schlachtordnung aufgestellt in drei Linien; vor ihr stand eine furchtbare Artillerie, die alsbald die Franzosen mit Kugeln überschüttete, und ihre sechs Vierpfünder, welche sie am Anfang allein aufstellen konnten, unbrauchbar machte. Vom Unheil war es, daß Dupont die Franzosen nicht sogleich mit allen Kräften angreifen ließ, sondern seinen Nachtrab über den Fluß Rumblar sandte um gegen Castanos zu wirken, wenn dieser anrücken sollte. Um acht Uhr wurde der Kampf allgemein, da die Franzosen angerückt waren. Ein Versuch der Spanier, die rechte Flanke der Franzosen zu überflügeln, mißlang, dasselbe Loos erlitten die Spanier beim Versuch auf den linken Flügel der Franzosen. Thöricht war es von Dupont, daß er den Rath erfahrener Officiere, sich nach links in Colonnen zu formiren, und auf dem einzigen Punkt anzugreifen, wo die Straße nach Karolina hinführte, von wo Vedel kommen mußte, wenn er sich vom Kanonendonner leiten ließ, verwarf — und daß er in ganzer Linie anzugreifen befahl. Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" stürmte die französische Linie vor, ward aber von einem entsetzlichen Kartätschen- und Kleingewehrfeuer niedergeschmettert. Ein neuer Angriff hatte das gleiche Loos. Es war 11 Uhr, fast alle Stabsofficiere waren todt oder verwundet, Sergeanten mußten die Compagnien befehligen und Hauptleute die Bataillone. Dupont, der sich an Tapferkeit übertraf, war von zwei Kugeln verwundet. Kurze Zeit ruhte jetzt der Kampf von beiden Seiten in Folge der Erschöpfung. Von den 9000 Soldaten, welche Dupont früh in den Streit geführt, waren 1800 Mann todt oder verwundet, 2000 bis 3000 Mann lagen bis zum Tod ermattet und erschöpft auf dem Boden. 1600 Schweizer, die sich bisher brav geschlagen, gingen in diesem Augenblick zu den Fremden über, unter dem Vorwand, sie wollten sich nicht gegen ihre Landsleute bei den Spaniern schlagen (— ohne Zweifel hielten sie die Sache Duponts für verloren, und mochten sich nicht auf Befehl des siegenden Castanos decimiren lassen, als Ueberläufer zu den Franzosen). So hatte denn Dupont nur noch 3000 Mann zur Verfügung: er bittet durch die Reihen um einen neuen Versuch, er liest nur Erschöpfung oder Verzweiflung in allen Blicken.

Noche triste.

19. Juli.

Schlacht bei Baylen.

1600 Schweizer.

Er horcht gegen Norden nach Kanonendonner von Vedel — es ist aber Alles still. Da ertönt plötzlich Kanonendonner vom Süden, mit welchem Castanos das verabredete Zeichen für Reding gibt, daß er im Rücken der Feinde stehe.

Bitte um Stillstand. Dupont ist in Verzweiflung. Jetzt ist Alles verloren, die Franzosen sind von der Ueberzahl eingeschlossen. Dupont muß um Waffenruhe mit dem Feind unterhandeln und sendet den Stallmeister des Kaisers Villoutrey an Reding um Waffenstillstand bei der Erschöpfung beider Heere. Reding verspricht Einstellung des Feuers, den Waffenstillstand könne aber nur der Obercommandant Castanos bewilligen.

Pena. Villoutrey muß dann zum General Pena gehen, der die Spitze des Heeres aus Sevilla unter Castanos befehligt, welcher der Waffenruhe beitritt, aber bitter bemerkt, daß die Franzosen nur dann auf Pardon hoffen dürfen, wenn sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben; jedoch das Feuer einstellt. Nun ist Ruhe auf dem Schlachtfeld, doch die Todmüden sind ohne Brot, ohne Wasser und Wein, die Verwundeten ohne Pflege; die Nacht kühlt nicht, auch sie ist warm. Am Morgen des 20. Juli kommt Villoutrey aus dem Hauptquartier des Castanos zurück, der bereit sei, auf billige Bedingungen zu unterhandeln und selber nach Baylen zu kommen.

Vedel. Dupont hatte öfter nach Kanonendonner gehorcht, ob nicht Vedel und Dufour kämen! Wo waren sie? Sie waren in der Nacht des 17. Juli von Baylen gegen Karolina marschirt, hatten nach allen Richtungen Reiter entsendet, wo der Feind sei, hatten keinen gefunden und kamen zur Ueberzeugung, bei Baylen müsse die entscheidende Schlacht stattfinden, und zum Entschluß, dahin zurückzukehren. Ihre Soldaten waren aber durch die vielen Märsche so abgemattet, daß sie ihnen 18. Juli etwas Ruhe gestatten mußten; sie glaubten noch zur rechten Zeit zur Schlacht bei Baylen einzutreffen. Wenn sie um drei Uhr früh am 19. Juli aufgebrochen wären, so hätten sie in der That um eilf Uhr noch den Sieg gewinnen können und wären die Retter ihrer bedrängten Landsleute geworden. Um drei Uhr früh hörten auch einige Officiere Kanonendonner, der in den engen Schluchten des Gebirges bis zu ihnen forthallte, und drangen auf raschen Abmarsch. Vedel aber, der zwei Tage so überaus eifrig gewesen war, ließ erst um fünf Uhr aufbrechen. Der Marsch ging wegen der Hitze und der Neigung, wo man Wasser fand, sich aufzuhalten, etwas langsam; um eilf Uhr hörten sie noch Kanonenschüsse, waren aber erst in Guarroman, auf der Hälfte des Weges. Erst um fünf Uhr kam die Spitze des Zuges nach Baylen. Da war aber die Schlacht schon vorüber und Waffenruhe eingetreten. Ein spanischer Parlamentär kam und meldete die Waffenruhe. Vedel wollte nicht daran glauben und sandte deßhalb an Reding, daß er nur eine halbe Stunde gewähren, dann sogleich den Kampf beginnen werde. Nach einer halben Stunde ließ Vedel kräftig angreifen, ein Bataillon wurde gefangen genommen, seine Kürassiere warfen Alles über den Haufen. Da erschienen mehrere spanische Officiere mit einem Officier Duponts, der ihm befahl, den Kampf einzustellen. Vedel mußte seinem Oberen gehorchen. Die spanischen Soldaten aber wollten die Franzosen, mit denen sie gekämpft hatten, ermorden, als sie hörten, Vedel habe angegriffen. Der Dragonergeneral Privé gibt Dupont den Rath, sich rasch mit Vedel zu vereinigen. Dupont war jedoch so niedergeschlagen, daß er gar keine Antwort zu geben vermochte. Als Marescot zu Pena gelangte, sagte dieser, die ganze französische

Neuer Kampf.

Armee müsse sich ergeben, auf Gnade und Ungnade, sonst vernichte er die Division, die mit Dupont in den Kampf zog. Binnen zwei Stunden müsse er Antwort haben. Marescot berichtete dies an Dupont, welcher erklärte, er wolle lieber mit dem letzten seiner Soldaten sterben, als sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und ging in die Bivouacs, um die Stimmung der Soldaten zu erregen. Diese aber, welche seit sechsunddreißig Stunden Nichts zu essen und zu trinken hatten und kampfmüde waren, warfen die Waffen und Patronen weg. Die Officiere meinten, es sei genug gekämpft worden für die Ehre, und stimmten daher für Unterhandlung. So mußte denn auch Dupont nachgeben, da die physische und moralische Niedergeschlagenheit allgemein war.

Vena.

Auf Bitten Duponts geht der Ingenieur-General Marescot, welcher von früher her mit Castanos befreundet ist, zur Unterhandlung nebst dem General Chabert, welcher sich im Kampfe ausgezeichnet hatte. Castanos empfing sie wohlwollend, weniger der Graf Tilly, als Mitglied der Junta von Sevilla, und der Generalcapitän Escalante von Sevilla. Die Spanier verlangten, daß die Division, die unter Dupont bei Baylen gekämpft habe, kriegsgefangen sei, die Divisionen Vedel und Dufour aber zur See nach Frankreich zurückgeführt werden sollten.

Unterhandlung.

Die französischen Unterhändler vertheidigten warm die Sache ihrer Kameraden. Man kam zuletzt überein, daß alle drei Divisionen, Barbou, Vedel und Dufour nach Madrid zurückkehren könnten, Vedel und Dufour ohne Niederlegung der Waffen, Barbou aber, weil umzingelt, die Waffen strecken müsse.

Man wollte eben diesen Vertrag schriftlich abfassen, als dem spanischen Obergeneral ein abgefangener Brief überbracht wurde, der 16. Juli abgefaßt, also ehe der Sieg von Rio Seco bekannt war, also aus einer Zeit, wo Savary noch sehr in Sorgen war, welcher Brief eine Concentrirung aller Truppen in Madrid anordnete und dem Dupont die Rückkehr befahl. Castanos schloß daraus, daß man die Franzosen nicht nach Madrid ziehen lassen dürfe, denn es hieße nur, die Macht des Königs Joseph verstärken. Auf Grundlage dieses Briefes, welchen er den Franzosen zeigte, verlangte er jetzt ganz andere Bedingungen, nämlich: „1. Die Division Barbou bleibt kriegsgefangen; 2. die Divisionen Vedel und Dufour müssen Spanien verlassen, aber zur See; 3. daß dieselben die Waffen nicht zu strecken haben, sondern man nimmt sie ihnen ab, um allen Händeln vorzubeugen, gibt sie ihnen aber wieder bei der Einschiffung, die auf spanischen Schiffen zu geschehen hat; 4. die Officiere behalten ihr Gepäck, jeder höhere Officier hat einen Wagen, der frei von Untersuchung ist; 5. die Tornister der Soldaten werden untersucht, ob keine geraubten Kirchengefäße darin sind; sie werden aber nicht von spanischen, sondern von französischen Officieren durchsucht.“ Diese Durchsuchung verlangte Castanos als „Genugthuung für den Glaubenseifer des spanischen Volkes“.

Neue Bedingung.

Schon war man am Schluß dieser Unterhandlung, als ein Capitän Baste von den Marinesoldaten und ein Adjutant Vedels dabei erschienen. Als Vedel erfuhr, was er durch sein Hin- und Herziehen und durch sein verspätetes Erscheinen am Tag der Schlacht verschuldet, ergriff ihn Verzweiflung, und erbot er sich, in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli den Kampf wieder zu beginnen, die Aufstellung Redings zu durchbrechen und Dupont zu befreien, wenn dieser sich zu einer letzten Anstrengung verstehen wolle. Dupont war aber schon gebrochen, er verwies auf die Entmuthigung der Division Barbou, auf die schon abgeschlossenen Unterhandlungen. Nun eilte Baste zur Unterhandlung, fand aber Marescot

Baste.

Vedel will durchbrechen.

Dupont verzagt, und die Anderen ganz abgemattet. Deßhalb eilte er zu Dupont zurück, meldete, was abgemacht war, und regte sein Ehrgefühl derart an, daß dieser an Vedel neu erregt, den Rath ertheilte, sofort nach Karolina mit der Division Dufour aufzubrechen, um Madrid zu erreichen. Die Hälfte der Armee wäre gerettet worden. räth zum Abzug, Sofort eilte Baste zu Vedel, daß er sogleich den Befehl zum Aufbruch gebe. In der Nacht setzten sich dessen Truppen in Bewegung — bei 600 abgemattete Kameraden mußten sie leider zurücklassen. Im Eilmarsch erreichten sie am 21. Juli Morgens schon Karolina. Als die Spanier einige Stunden später davon hörten, ergrimmten sie und nannten das Verfahren Bruch des Waffenstillstandes, der die Niedermetzelung der ganzen Division Barbou verdiene. Nun bedrängten die Officiere Dupont, daß er seine Getreuen, die so tapfer an seiner Seite gestritten, umgestimmt, auf die Schlachtbank liefere, und Dupont war schwach genug, Vedel einen förmlichen Gegenbefehl zu senden. verhindert den Abzug. Vedels Soldaten waren einstimmig dagegen, da sandte Dupont noch einmal denselben Befehl und machte Vedel für alle Folgen seines Verfahrens verantwortlich. Vedel mußte nun gehorchen, er hob die Gefahr der Waffenbrüder hervor und bewog die Officiere sich zu fügen. Hätte man in Spanien damals vereinzelt reisen können, so wäre die Mehrzahl seiner Soldaten nach Madrid desertirt.

22. Juli 1808. Nun wurde am 22. Juli der Vertrag von Andujar nach Baylen gebracht und dort von Dupont unterschrieben. Jetzt ließ Castanos den Franzosen, die seit drei Tagen Nichts gegessen hatten, auch Lebensmittel zukommen. Bei Castanos' guter Rath. dieser Gelegenheit sagte Castanos den französischen Officieren: „Cuesta, Blake und ich, wir waren keineswegs für den Aufstand, wir haben nur einer Nationalbewegung nachgegeben, aber diese Bewegung ist so einmüthig, daß sie wahrscheinlich den Erfolg für sich hat. Napoleon soll darum ja nicht auf einer unmöglichen Eroberung bestehen, er möge uns nicht in die Arme der Engländer treiben, die uns verhaßt sind und deren Hilfe wir bisher zurückgewiesen haben. Er gebe uns unter Bedingungen, die ihn zufrieden stellen, unseren König Ferdinand VII. zurück, und die beiden Nationen werden für immer ausgesöhnt sein."

Waffenstreckung. Am anderen Morgen streckte die Division Barbou vor der spanischen Armee die Waffen.

Doch diese Demüthigung war für diese Soldaten, welche als Sieger die Hauptstädte Europas zu durchziehen gewohnt waren, nicht der einzige Schmerz, sie wurden auch vom Pöbel der Städte, durch welche sie nach der Küste zogen, der an den Werkzeugen seinen Haß gegen den Urheber so vielen Leids ausließ, mißhandelt, von Weibern und Kindern bespieen und mit Steinen beworfen, von Männern mit Dolchstichen behandelt; die Führer des Zuges mußten sie außerhalb der Ortschaften auf freiem Felde übernachten lassen, weil sie Ermordung der Vertragsbruch. Waffenlosen in den Städten befürchteten. Die Junta von Sevilla verwarf den Vertrag von Baylen und gebot, alle Franzosen als Kriegsgefangene zu behandeln. Auf Beschwerden der Officiere über Verletzung des Vertrags antwortete der Generalcapitän Morla, die Franzosen hätten alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten und darum keine Befugniß, sich auf die Gerechtigkeit der spanischen Nation zu berufen. In Lebrija wurden vom wüthenden Pöbel

in der Nacht 75 Dragoner, darunter 12 Officiere, ermordet. Auch die Generale rettete ihr Rang, und daß sie mit ununtersuchten Wagen reisen durften, nicht vor Beschimpfung durch den Pöbel.

Eindruck von Baylen.

Die Capitulation von Baylen machte einen gewaltigen Eindruck: der Zauber der Unbesiegbarkeit der Franzosen war vernichtet, bisher unbekannte Generale und ein an den Krieg nicht gewohntes Heer hatten sie überwunden. Das spanische Volk sah den Finger Gottes im Schicksal der Franzosen und war noch viel fester entschlossen, den Kampf zu Ende zu führen. Die Großen, die bisher zu Joseph gehalten, fielen rasch von ihm ab. Das Volk in Madrid wußte vor Joseph von der Niederlage der Franzosen und sein Jubel bereitete den Hof auf die Trauernachricht vor. Von den Ministern Josephs liefen zwei, Pinuela und Cevallos, davon, ohne ein Wort zu sagen. Asanza, O'Farill und Urquijo waren in Trauer, aber sie blieben ihm treu, Caballero war bei den Spaniern zu sehr verhaßt, um sich nicht an Joseph anzuhängen. In einer Nacht flohen 2000 Diener des königlichen Marstalles. Der Fürst von Castelfranco schien treu zu bleiben, fiel aber im letzten Augenblick ab.

Was sollte aus Joseph werden jetzt, wo das siegreiche Heer auf Madrid losging? —

Josephs Rückzug von Madrid hinter den Ebro. Wie ihn Napolon tröstet.

Savary und Joseph.

Der General Savary rieth Joseph, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. „Aber was wird der Kaiser sagen?" fragte Joseph voll Besorgniß. „Der Kaiser wird schelten, sein Zorn macht zwar großen Lärm, aber er tödtet nicht. Er würde zwar ohne Zweifel hier aushalten, aber was ihm möglich ist, ist es nicht auch Anderen? Wir haben genug an dem Unglück von Baylen, lassen Sie uns kein zweites dazu fügen! Sobald man am Ebro sein wird, gut concentrirt, in guter Stellung und im Stande, wieder zum Angriff überzugehen, wird der Kaiser seinen Entschluß fassen und Ihnen die nothwendige Hilfe senden."

Joseph zieht ab.

Joseph verließ Madrid 2. August, er hatte allen von seiner Umgebung die Wahl gelassen, mit ihm zu gehen oder in Madrid zu bleiben, nur wenige folgten ihm nach Burgos. „Vom Tage dieses Rückzuges an", sagt Thiers, „war in Spanien Niemand mehr für Joseph, weder das Volk, das nie für ihn gewesen, noch die mittleren und höheren Klassen, welche, nachdem sie einen Augenblick aus Furcht vor Frankreich und in Hoffnung auf die von demselben zu erwartenden Verbesserungen geschwankt hatten, jetzt nicht mehr schwankten, da Frankreich durch den Rückzug von Madrid sich selbst für besiegt erklärte."

Bericht an Napoleon.

Genaue Nachricht über die Vorgänge bei Baylen brachte Villoutrey dem König nach Madrid. Joseph sandte diesen Mann sogleich mit einem Schreiben an Napoleon, und meldete, daß auch die Flotte in Cadix sich ergeben habe, daß die Engländer 8000 Mann den Spaniern stellen wollten, daß Castanos

diese nicht annehmen wolle, daß Spanien [1]) geneigt sein würde, gegen Rückgabe Ferdinands sich mit Frankreich zu vertragen. Er schildert den großen Eindruck, den die Nachrichten aus Baylen auf die Spanier machten. „Das Volk in Madrid ist wie toll, ich mache mich auf einen schlimmen Auftritt mit ihm vor meiner Abreise gefaßt! Alles hat den Kopf verloren. — Man wird Mühe haben, die 3000 kranken Soldaten aus den Spitälern von Madrid fortzubringen. Die Bauern verbrennen die Räder an ihren Wagen, um nicht zu Fuhren genöthigt zu werden." — „Die Großen haben den König verlassen, kein Spanier kann gewonnen werden, um Nachrichten über die Stellung des Feindes zu bekommen." — Man sieht aus Josephs Briefen, er war anfangs wie niedergeschmettert.

Antwort Napoleons.

Napoleon antwortete am 3. August: „Mein Bruder! Ich sehe, Du bist im Gedränge mit Ereignissen, die Du nicht gewohnt, für die Du wenig geeignet bist; das schmerzt mich. Dupont hat unsere Fahnen besudelt. Wie viel Dummheit, wie viel Niederträchtigkeit! Diese Leute konnten jetzt als Kriegsgefangene in die Hände der Engländer gerathen! Doch Ereignisse dieser Art erfordern meine Anwesenheit in Paris. Deutschland, Polen, Italien, Alles verbündet sich. Mein Schmerz ist wahrhaft groß, wenn ich daran denke, daß ich im Augenblick nicht bei Dir und in Mitte meiner Soldaten sein kann. Ich habe jetzt Ney den Befehl gegeben, sich dahin zu verfügen. Das ist ein tapferer, eifriger Soldat, ein Mann von Muth. Wenn Du Dich mit Ney vertragen kannst, so wird es gut sein, wenn er die Armee commandirt. Du wirst 100.000 Mann bekommen und im Herbst wird Spanien erobert sein. Ein Waffenstillstaud, durch Savary abgeschlossen, könnte vielleicht zur Folge haben, daß man die Aufständischen leitet und commandirt; man muß hören, was sie sagen werden. Sage mir doch, Du seiest heiter und befindest Dich wohl und gewöhnest Dich an das Kriegshandwerk; jetzt hast Du die beste Gelegenheit, es kennen zu lernen." [2])

Schmerz.

Ney.

An General Clarke schrieb Napoleon 3. August: [3]) „Lesen Sie diese Papiere mit einer Landkarte in der Hand und Sie werden finden, daß, seit die Welt existirt, nie eine größere Albernheit, Dummheit und Feigheit vorgekommen ist. — Jetzt sind die Mack, die Hohenlohe gerechtfertigt! Gerade aus dem Berichte Duponts sieht man, daß Alles, was geschah, nur Folge von Duponts Albernheit ist. Er schien an der Spitze einer Division sich sehr wacker zu benehmen, als Oberanführer aber hat er entsetzlich gehandelt. Als dieser Schicksalsschlag eintrat, war in Spanien Alles im besten Zug: der König gewann seit seiner Ankunft in Madrid immer mehr Boden; Bessières hatte mit 10.000 Mann die Aufständischen aus dem Königreich Leon gejagt, die Belagerung von Saragossa rückte mit großen Schritten voran und Alles ließ einen guten Ausgang hoffen. Doch dieser Verlust von 20.000 Mann Kerntruppen, ohne dem Feind einen beträchtlichen Schlag zu versetzen, der moralische Eindruck, den dies auf die ganze Nation hervorbringt, haben den König Joseph veranlaßt, sich Frankreich zu nähern und sich auf Aranda und den Duero zurückzuziehen. — Theilen Sie diese Nachrichten

---

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 390.
[2]) Correspondance, vol. XVII, p. 497.
[3]) Ibid. vol. XVII, p. 496.

dem Kriegsminister Déjean mit, — aber ihm allein. Der Einfluß, den sie auf die öffentliche Meinung haben könnten, hindert mich, sogleich nach Spanien zu reisen, ich sende Ney dahin und setze meine Reise in die Vendée fort. Ich gehe nicht sogleich nach Paris, denn ich habe versprochen, die Vendée zu bereisen, sonst könnte es den Schein haben, als mißtraue ich dieser Bevölkerung, aber ich werde meine Reise möglichst beschleunigen.

Ney.

Joseph war niedergeschmettert. Napoleon suchte ihn schon in einem Schreiben vom 31. Juli zu trösten:[1] „Der Ton in Deinem Brief gefällt mir nicht; es handelt sich nicht darum zu sterben, sondern zu leben und siegreich zu sein — und Du bist es und wirst es sein. Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules finden, aber nicht die Schranken meiner Macht.“[2] — Er setzt ihm auseinander, daß er mehr Macht habe, als er glaube; aber es sei nöthig, pünktlich sie zu gebrauchen. Er empfiehlt ihm nochmals Savary: „Er ist ein Mann von Kopf und Herz; zwar hat er Fehler gemacht in den großen Anordnungen, allein nur weil er noch nie ein Heer commandirt hat.“ Er lobt auch Caulaincourt, der in Cuenca so gräulich geplündert hat; er hatte ein Recht dazu, denn er hat die Stadt im Sturm genommen. „Rußland hat Dich anerkannt; wenn ich nach Paris komme, werde ich dort lesen, daß Oesterreich Dich auch anerkannt hat. Deine Lage ist peinlich als König, aber glänzend als General.“ Diesen Glanz vertrugen allerdings die Augen des gutmüthigen Joseph nicht! — Dann kommt die Mahnung, ja den Geist des Heeres nicht zu reizen und es den Spaniern zu opfern. „Für Räuber, die meuchlings morden, und alle möglichen entsetzlichen Dinge treiben, gibt es keine Schonung. Sei ruhig über den Ausgang.“ Aus Nantes sendet er ihm, 9. August, noch einmal einen Trostbrief: „Ich wiederhole Dir ein für allemal: eine große Armee ist bereits auf dem Weg, von jetzt an bis im Herbst ist Spanien mit Truppen überschwemmt. Man muß, um die Verbindung mit Portugal zu behalten, die Linie des Duero behaupten. Die Engländer wiegen nicht schwer, sie haben meist nur ein Viertel so viel Truppen, als sie angeben; Lord Wellesley hat nur 4000 Mann, übrigens schlagen sie den Weg nach Portugal ein.“[3] An Caulaincourt, den Minister des Aeußern, meldet er 10. August, daß ihm Alexander I. schrieb,[4] er werde ihm helfen, wenn Oesterreich Krieg anfange, und er beweise ihm große Theilnahme in der Angelegenheit Spaniens und bezeige ihm die wohlwollendsten Gesinnungen.

Savary.

Rußland.

Die Reise Josephs ging in kleinen Tagmärschen, da die Kranken mitgenommen werden mußten, nach Burgos und da man sich auch dort nicht für gesichert hielt, nach Miranda hinter dem Ebro. Ueberall stießen die Soldaten auf Spuren des Hasses und vergalten denselben mit den Waffen, wo immer sie konnten. Josephs Einsprache gegen dieses Verfahren wurde nicht beachtet. Die Soldaten meinten, er solle sich mehr um sie kümmern, die ihn schützten, als um die Spanier, die ihn verjagten. „Im Haß gegen uns“, meldet Joseph seinem Bruder, „sind alle Spanier einig!“ — Diese Einmüthigkeit zeigt sich auch beim spanischen Heere, das an die Gestadte der Ostsee versetzt war. —

Reiseeindrücke

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 395.

[2]) Je trouverai en Espagne les colonnes d'Hercule, mais non les limites de mon pouvoir.

[3]) Correspondance, vol. XVII, p. 504.

[4]) Ibid. XVII, p. 505.

Die Rückkehr der Spanier aus Dänemark unter La Romana.

Ein schwerer Schlag für Napoleon I. war die Flucht der spanischen Heeresabtheilung von 20.000 Mann, welche unter La Romana in Dänemark standen; sie sollten Norddeutschland gegen eine Landung der Engländer decken; auch die beiden spanischen Divisionen Molitor und Boudet wurden zum gleichen Zweck aus Italien herbeigerufen. Der Friedensfürst hatte als Strafe für seinen Aufruf [1]) an die Nation diese Forderung Napoleons zugestehen müssen, die eigentlich nur Spanien entwaffnen sollte. 4000 Mann befanden sich in Jütland, die übrigen auf den Inseln Fünen, Seeland und Langeland. Das Hauptquartier La Romana's war auf Fünen, den Oberbefehl hatte Bernadotte, dessen Hauptquartier in Hamburg war. Man sprach von einer Landung in Schweden, dessen König Gustav IV. sich mit England verbündet hatte; es kam aber nicht dazu.

Einen Bericht über den Einzug der Spanier geben die Denkwürdigkeiten Rist's [2]) der damals Dänemark in Hamburg vertrat und La Romana und manche seiner Officiere von seiner Gesandtschaft in Madrid her noch kannte. Rist mißbilligt den Bund Dänemarks mit Frankreich, und daß der Hof noch Truppen von Napoleon begehrt hatte: „Es war unbesonnen, solche Truppen herbeizurufen, aber es war geschehen; von grenzenloser Freigebigkeit, freilich unter Zusicherung der Erstattung, waren Beköstigung, Sold und Fahrgelder von Dänemark übernommen worden. Das Heer befand sich wohlgemuth wie im Lande Gosen.“ — Rist sah seine Heimath mit Schmerz von fremden Kriegern durchzogen. „Wer konnte voraussehen, wann sie diesen einmal betretenen Boden verlassen würden? Welche Ereignisse konnten nicht ihre Waffen gegen uns kehren?“ — Am 12. Februar 1807 begann der Marsch der Spanier. La Romana hatte den Winter in Hamburg zugebracht, „äußerlich die gleichgiltigste, schläfrigste Figur gespielt, durch Ergebenheit und unbedingte Hingebung seiner Persönlichkeit das Vertrauen Bernadotte's erworben, übrigens mehr im Buchladen, als auf der Parade und dem Exercierplatz gelebt, und so den Ruf einer gelehrten Unbedeutsamkeit erworben.“ [3]) Rist war gerade in Flensburg, als die Spanier einzogen und als der einzige Mensch, der spanisch verstand, den Spaniern und den Jüten bei der Einquartierung sehr behilflich. Murrend und seufzend waren die Spanier aus dem theueren Vaterlande geschieden; es war am 12. Februar 1807, ein kalter Wind wehte, sie klapperten mit den Zähnen, sonst war ihr Anstand gravitätisch. Nach dem Mittagmahl hatte Rist mit La Romana ein vertrauliches Gespräch, „voll Reticenzen von seiner Seite, das mich wenig befriedigt haben würde, wenn nicht eine ungewöhnliche Spannung bei ihm mir den Schlüssel gegeben hätte. Es war mir klar, daß seine schwierige, verdrießliche Lage mehr verstanden, als ausgesprochen sein wollte, und daß Etwas in ihm arbeitete, das nicht reif war. Die Nachrichten von den Vorfällen im Escurial und in Aranjuez, die eine Regierungsveränderung — von dem Zusammenziehen und Einmarsch einer französischen Armee,

Dänemark.

La Romana.

Einmarsch in Flensburg.

Nachrichten aus Bayonne.

[1]) Vgl. oben S. 219—221.
[2]) Rist, l. c. Bd. II, S. 8.
[3]) Ibid. II, p. 10.

die nach Portugal bestimmt sein sollte, aber im Herzen Spaniens Fuß faßte, waren La Romana schon bekannt und deuteten auf wichtige Ereignisse im Vaterlande, von dem er sich nun immer weiter entfernte. Der Druck des Hasses gegen die Franzosen und ihren Kaiser lag schwer auf seinem Herzen, das in jedem vertrauten Wort seine Fesseln zu zersprengen drohte, und sich am Ende in ironischen Tollheiten Luft machte." — Ein unruhiges Element war mit diesen großherzigen Fremdlingen nach Dänemark verbracht. Nur der Kaiser, der von Anfang herein Spanien und die Spanier mißverstanden, weil er sie nach einem zu gemeinen Maßstab berechnete — weil überall moralische Elemente unberechenbar, ihm vollends unzugänglich sind — fühlte das nicht; sein herzloser, mit sich selbst beschäftigter Feldherr noch weniger. Bernadotte hatte ihm für die Spanier gebürgt, die er durch schöne Reden und affectirtes Vertrauen gewonnen glaubte.

Napoleon.

Bernadotte.

Die Nachrichten aus Bayonne wirkten also tief bei den Spaniern in der Fremde, sie erregten glühenden Haß, den die Franzosen aber nicht bemerkten. „Der Hilfstruppen schien man so sicher,[1]) daß auch kein Mann von französischen Truppen sich auf den Inseln befand; selbst zur Beobachtung fand sich nicht mehr als ein französischer Officier im spanischen Hauptquartier zu Nyborg am Belt."

Pontecorvo war seiner Sache so sicher, daß er selbst nur einen kurzen Besuch bei der Armee abgestattet hatte, um gleich wieder der Nähe seines lieben Hamburg zuzueilen. Er that sich gütlich im lustigen Seebade zu Travemünde, als dort die furchtbare Nachricht, daß die spanischen Truppen sich gegen das Ende Juli plötzlich von allen Seiten in Marsch gesetzt hätten und der Küste von Fünen und Langeland am großen Belt zugeeilt seien.

Die Nachrichten aus Spanien, wie sehr man bemüht gewesen, sie abzuschneiden und zu entstellen, waren zu den schon Unzufriedenen gedrungen. Nach Josephs Einzug in Madrid sollte die spanische Armee dem neuen Könige schwören. Finster und in sich gekehrt leisteten die Truppen den beorderten Eid, den sie nimmer zu halten gedachten. Nur La Romana's Berichte an Pontecorvo lauteten heiter und zuversichtlich. In fein gewählten Ausdrücken ließ er dem Marschall keinen Zweifel über den Gegenstand des Enthusiasmus, den sie an den Tag gelegt haben sollten. Kaum von seinen eigenen Landsleuten errathen, theilte er das Geheimniß seines Planes nur wenigen Vertrauten mit, aber er durfte auf stillschweigendes Einverständniß rechnen. Eine englische Escadre unter Admiral Kents hatte sich den Küsten des Belts genähert. Es waren Botschaften durch Unterhändler zwischen diesem und La Romana gegangen. Nächtliche Abwesenheiten des jungen O'Neil wurden durch ein heimliches Liebesverhältniß mit einer ländlichen Schönen erklärt. La Romana selbst schien an Nichts als an Tändeleien zu denken. Nachdem in wenigen Unterredungen durch O'Neil der Plan in Ordnung gebracht worden, sandte man an die entfernten Regimenter Befehl zum Aufbruch. Im Juli setzte sich von der jütischen Küste Alles in Marsch nach Fünen, von Fünen nach Langeland. Auf dieser Insel war der Hauptsammelplatz, man konnte sich dort etwa einige Tage gegen Uebermacht im Nothfalle halten. Die englischen Kriegs- und Transportschiffe näherten sich; mit Hinterlassung alles Gepäcks und einiger Artillerie schifften sich die Männer mit ihren Waffen ein. Am Ufer erstachen einige Cavallerie-Regimenter ihre schönen und geliebten Pferde, um sie

Eidesleistung.

Verständigung.

Abfahrt.

[1]) Rist, l. c. Bd. II, S. 81,

nicht den Feinden in die Hände fallen zu lassen, andere jagten die ihrigen in die Wälder. Acht Tage fast dauerte die Einschiffung ungestört, denn es währte einige Zeit, ehe man überhaupt ahnte, daß die Truppenbewegung eine unbefohlene sei, dann wieder bis sich die französischen Divisionen in Marsch setzten und der sorglose Heerführer, Bernadotte, angekommen war, den die Nachricht wie eine Todesbotschaft in seinem Gewissen traf. Nur die entferntest liegenden kleinen Abtheilungen und die Regimenter in Seeland, welche man, ohne den Plan scheitern zu machen, nicht an sich ziehen konnte, wurden zurückgelassen und später ein Opfer schmählicher Behandlung. Ein einziger Verräther fand sich unter den spanischen Oberofficieren, ein Irländer, der in Jütland stand und seine Truppen den Franzosen auslieferte. Die Verachtung der Franzosen war sein Lohn, man kehrte ihm den Rücken. Als Kriegsgefangene werden die von dänischen Truppen umstellten Regimenter „Asturias“ und „Guadalaxara“ von Seeland nach Deutschland und Frankreich gebracht und dort zu einem Corps formirt. La Romana und die Seinigen verließen jubelnd die dänischen Küsten und steuerten Asturien zu, wo sie bald in den Reihen der alten Spanier auftraten, dann an dem Feldzug in Portugal theilnahmen. „La Romana selbst erlebte nicht den Sieg der guten Sache, den Lohn seiner kühnen und gelungenen Unternehmung; er fiel, ein Opfer seiner Anstrengungen und Sorgen auf Portugals Boden, wo er ein neues Corps unter englischer Begünstigung sammelte. Er gehörte unter die Männer, gegen welche das Geschick ungerecht war: seine großen Kräfte und Talente ließen die Umstände nicht zur freien Anwendung kommen, in der Mitte raffte ihn der Tod hinweg.“

Bernadotte.

Rist fährt fort: „Ich hatte die Nachricht vom Aufbruch der Spanier aus amtlichen Quellen in Hamburg zuerst erhalten und ritt, innerlich triumphirend, äußerlich bedenklich, nach dem Landhause Bourrienne's, um ihm die üble Botschaft zu bringen. Kaum barg er, welcher den Kaiser und seine Marschälle haßte, seine Schadenfreude. Pontecorvo donnerte nach seiner Rückkehr gewaltig über Verrath der Freundschaft und Undankbarkeit La Romana's — aber Wenige konnten mit ihm sympathisiren und er mußte froh sein, daß sein Herr die unverzeihliche Nachlässigkeit nicht ahnte.“ [1]) —

Bourrienne.

Portugal.

La Romana mit seinen Spaniern wurde nach Portugal gebracht auf den englischen Schiffen. In Portugal waltete Junot, wohlwollend, wo er es sein durfte, aber sein Gebieter war ein arger Dränger, der von Volkswohl schön redete und schrieb, aber in Wahrheit für „sein System“, seine Herrschsucht, die Völker auspreßte.

Nachdem er gleich nach der Besetzung des Landes eine Kriegssteuer von fünf Millionen Franken erhoben hatte, mußte er nach einem Befehl aus Mailand vom 23. December 1807 noch hundert Millionen Franken fordern, als Rückkauf alles Privateigenthums; [2]) das heißt, das Land sei erobert worden und die Einwohner hätten eigentlich nach dem Rechte des Siegers all ihr Eigenthum verloren; ferner mußte er die apanagirten Güter der königlichen Familie mit Beschlag belegen.

---

[1]) Rist, l. c. Bd. II, S. 82—34.
[2]) Pour le rachat des propriétés des particuliers.

Diese harte Forderung erregte eine unsägliche Erbitterung, zumal viel baares Geld bei der Flucht nach Brasilien mitgenommen worden und der Verkehr mit den Kolonien durch die Engländer unterbrochen war, Handel und Verkehr stockten, und das Land eine französisch-spanische Besatzung von 50.000 Mann zu ernähren hatte. Die eigene Militärmacht war theils aufgelöst, theils mußten die Söhne des Landes in Spanien und in Frankreich Dienste leisten „für den allmächtigen Schutz, unter welchen Napoleon das Volk der Portugiesen genommen, dessen künftiges Glück gesichert, und vom Einfluß Englands gerettet hatte". — Das ist die verheißene Sorge für gute Verwaltung, für Hebung der Schulen und des Verkehrs. In jedem Herzen glühte Haß gegen die Bedränger.

Erbitterung.

Man kann sich leicht denken, wie die Nachrichten vom Aufstand in Spanien, von den Unfällen der Franzosen zündeten. Der Aufruf der Junta von Sevilla fand in jedem Herzen Widerhall. Man sehnte sich nach der Rückkehr des alten Herrscherhauses. Entschlossen zur Erhebung, aber schweigsam, beobachtete Jeder das Thun der Franzosen.

Zuerst mußte Junot 4600 Mann absenden, die zum Heere Duponts in Andalusien stoßen sollten. Dann fingen die spanischen Soldaten an, in ihre Heimath auszureißen, auch Portugiesen flohen mit ihnen nach dem Sammelpunkte Badajoz. Die Junta von Galicien befahl den Spaniern in Porto, heimzukehren und alle Franzosen, die sie könnten, als Gefangene mitzunehmen. Sie waren augenblicklich entschlossen, nahmen die französischen Officiere und Beamten gefangen und die Portugiesen pflanzten ihre nationale Fahne unter Glockengeläute, Festjubel und bei Freudenfeuern in der Stadt auf. Wie Prairiefeuer flammte diese Bewegung durch das Land; 11. Juni rief der ehemalige Statthalter von Tras os Montes den Prinz-Regenten als Herrscher aus und die Bewohner unter die Waffen. In den Städten und Dörfern antwortete das Volk: „Es lebe der Prinz-Regent! Es lebe Portugal! Es sterbe Napoleon!" — Am 17. Juni ertönte derselbe Ruf in Guimaraens, am 18. in Viana, am 19. Juni ließ der Erzbischof von Praga die Fürbitte für das Königshaus Braganza wieder unter Zudrang des Volkes abhalten, küßte das alte Banner und segnete das Volk, welches das „Herr Gott, Dich loben wir!" sang. Eine Junta ward alsbald gewählt, der Bischof führte den Vorsitz. In Coïmbra glühte die studierende Jugend für die Befreiung des Vaterlandes, der Tempel der Wissenschaft wurde ein Kriegsarsenal: im chemischen Laboratorium wurde Pulver bereitet. Die Studenten verbreiteten sich in die Dörfer, um die Bauern zur Bewaffnung aufzurufen, sie wurden mit Glockenklang, Jubelfeuern und Zujauchzen empfangen. Jedermann rüstete sich, die Bauern mit ihren Sensen; Kanonen, die man im letzten spanischen Kriege verborgen hatte, wurden wieder ausgegraben; Mönche, mit dem Crucifixe in der Hand, zogen den Schaaren voran. Der Klerus war Feuer und Flamme für die nationale Bewegung, verhinderte aber auch Gräuel, wie sie in Spanien an den Feinden verübt wurden.

Studenten in Coïmbra.

Bewaffnung.

Die Lage der Franzosen wurde ernst. Junot erkannte die ganze Größe der Gefahr. Unterstützung konnte er keine von Frankreich erhalten: nicht über das Meer, denn die englischen Kreuzer beherrschten dieses und kreuzten entlang der ganzen Küste; nicht zu Land, denn Spanien hatte sich gegen die Franzosen erhoben, jeder Courier wurde aufgefangen. Mit 24.000 Mann

Junot.

konnte er den Aufstand eines ganzen Volkes nicht bemeistern. Was Klugheit anrieth, hatte er gethan, um das Feuer zu bändigen. Vergebens! Jetzt durfte er sicher auf eine Landung der Engländer rechnen, und daß ihre Regimenter dem Aufstand einen festen Kern und dann ernsten Nachhalt geben würden. Er versammelte daher einen Kriegsrath; hier wurde beschlossen, was allein zweckmäßig war, nämlich alle Nebenpunkte, die man besetzt hatte, zu verlassen, sich in Masse in Lissabon zu vereinigen, um die Hauptstadt im Zaum zu erhalten und sich in den Stand zu versetzen, die erste Landung der englischen Truppen wieder in das Meer zu werfen. Deßhalb wurden alle Orte, mit Ausnahme der festen Plätze Almeida im Norden und Elvas im Süden, die Stellung von Setubal und Penicha, geräumt und das Heer zwischen Abrantes und Setubal zusammengezogen.

Kriegsrath.

Junot beobachtete jedoch selber den Beschluß des Kriegsrathes nicht genau, und das war vom Uebel. Indeß wuchs die Bewegung. Loison, welcher in Lamego stand, sollte Porto mit 1800 Mann im Zaum halten, fand aber die Stadt in vollem Aufruhr und zum äußersten Widerstand entschlossen und mußte umkehren. Im Süden sollte es am Frohnleichnamstag losgehen. In Lissabon hinderte nur Junots Muth und Umsicht den Ausbruch. Das Fest wird mit ungemeiner Pracht gefeiert, bei 50.000 Menschen nehmen in der Regel Antheil daran. Junot ging mit seinem Generalstab selber mit, hinter dem Himmel, seine Soldaten waren, wie zum Schutz des Festzuges, aufgestellt, ihrer waren aber 17.000 Mann, also zu viele, als daß der Aufstand gelingen konnte. Einmal entstand ein Gedränge unter dem Rufe: „Die Engländer sind gelandet, zu Hilfe ihr Portugiesen, man tödtet uns!“ Junot bot aber mit ruhigem Gesicht Alles auf, um die Procession wieder in Gang zu bringen, und die Störefriede verloren den Muth loszuschlagen. In anderen Orten aber ging es los und ward mit Erbitterung gestritten, in Beja ließen die Aufständischen 1200 Todte auf dem Kampfplatz. Jeder, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, mußte über die Klinge springen. Die Häuser, von denen aus auf die Franzosen geschossen worden war, wurden den Flammen übergeben.[1] Diese Strenge, die allgemein angedroht war, schüchterte einige Zeit lang ein; aber bald wurde Evora der Mittelpunkt der Bewegung. Loison machte auch diesem Aufstand ein Ende, er schlug vor der Stadt ein vereinigtes portugiesisch-spanisches Heer, erstürmte dann die Stadt und gab sie der Plünderung preis, 29. Juli 1808. Wurde aber an einem Orte das Feuer gedämpft, so loderte es in der Regel an einem anderen empor, der ganze Boden war brandig; die Nachrichten von Niederlagen wie in Beja und Evora schreckten nicht, verstärkten nur den Haß gegen die Fremden. In Lissabon sammelten sich insgeheim die Kräfte zu einem Aufstand in größerem Maßstab, als die Landung von 9000 Engländern unter Wellesley die Entscheidung brachte.

Junot. Porto. Lissabon. Frohnleichnam. Beja Evora.

Bisher hatten die englischen Kreuzer in den Städten an der Küste durch Sendung von Waffen und Pulver, sowie Verbreitung von Aufrufen den Aufstand bloß unterstützt, jetzt aber trat England selber auf dem Kriegsschau-

England greift an.

[1]) Schäfer, Geschichte Portugals, Bd. V, S. 642—48.

platz als Kämpfer auf. Mit 9000 Mann erschien Sir Arthur Wellesley, später als Lord Wellington so berühmt, in der Bay von Corunna und bot seine Macht der Junta von Galicien zur Unterstützung an. Allein die Spanier wollten ihr Land nicht zum Schauplatz des Krieges zwischen Engländern und Franzosen machen und gaben zur Antwort: „Geld nur wünschen wir von England und Zufuhr von Waffen; an Händen, dieselben gegen die Feinde des Vaterlandes zu führen, wird es in Spanien nicht fehlen; in Portugal würden die englischen Truppen nützlicher sein.“

Wellesley. Galicien.

Nun hatte Wellesley zwar den Befehl, zunächst den Spaniern zu helfen, war aber auch ermächtigt, jedes Unternehmen zu unterstützen, das er dem Wohl beider Nationen für zuträglich erachte, und so erhielten die Spanier von ihm 500.000 Pfund; er segelte dann nach Porto, wo er sich mit dem Statthalter und dem Bischof verständigte. Am 30. Juli erhielt er die Nachricht von einer kommenden Verstärkung von 5000 Mann unter Auckland und 10.000 Mann unter Moore und daß der Statthalter Henry Dalrymple in Gibraltar zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres ernannt sei, daß aber bis zu dessen Ankunft er selber das Commando zu führen habe. —

Wellington.

Am 1. August begann Wellington die Ausschiffung in der Bay von Lavaos am Mondego. Die Portugiesen sammelten sich zu gleicher Zeit in Coïmbra, um mit den Engländern sich zu gleicher Zeit in Bewegung zu setzen. In Leiria fand 12. August die Vereinigung statt. Die Engländer brachten den Portugiesen Flinten. Nun wurde die Lage der Franzosen sehr ernst. Lissabon hatte 300.000 Einwohner, die von Haß glühten, hier konnten sich dauernd die Franzosen kaum behaupten. Der Rückzug nach Frankreich über Spanien war durch den dortigen Aufstand ihnen abgeschnitten. Im Tajo lag eine russische Flotte unter Siniawin, die Junot mächtig in der Behauptung Lissabons hätte unterstützen können und sollen, allein Siniawin haßte die Franzosen und erklärte, er werde die Engländer nur bekämpfen, wenn sie den Eingang in den Tajo erzwingen wollten. Das thaten nun die Engländer nicht — es sah aus wie ein geheimes Einverständniß, und als ob die russische Allianz doch nicht stichhaltig wäre. Junot mußte also den Kampf im freien Feld gegen die Ueberzahl bestehen.

Lage der Franzosen. Siniawin.

Die Lage war für Junot sehr schwierig. Die Portugiesen kämpften wie die Spanier, sie verbarricadirten den Eingang der Dörfer und verbargen die Lebensmittel, fingen die Couriere ab, machten die Nachzügler nieder und unterstützten in jeder Beziehung die Engländer, deren Fußvolk ihren Schaaren einen festen Halt gab. Lebensmittel, Waffen, Munition, Schuhe brachten die englischen Schiffe in vier Tagen von England an die portugiesische Küste.

Wellington war zwar kein genialer Heerführer, wie Napoleon, aber ein Mann von hellem Verstand und seltener Festigkeit des Willens — heißt er doch der „eiserne Herzog“ — und zuletzt siegte doch der Charakter über die Genialität. Bisher war der Kampf Englands mit Frankreich der eines Wallfisches mit einem Elephanten. Die Stärke der Engländer war die Flotte, die Stärke der Franzosen war ihr Landheer. Nun verstand aber Wellesley auch ein englisches Landheer zu bilden und den Sieg an dessen Fahnen zu knüpfen.

Kampf bei Rolica.

Wellington zog von Porto nach dem Süden voran. General Delaborde, ein alter Haudegen von Umsicht und Thatkraft, bestand den ersten Kampf mit ihm, 17. August, bei Rolica. Da er nur 4000 Mann unter sich hatte gegen 18.000 Feinde, so zog er sich auf einen mit starkem Gesträuche bedeckten Hügel zurück und wartete, bis die Engländer sich in dasselbe verwickelt hatten, dann griff er sie, die in gerader Linie vorgerückt waren, mit Erfolg an, tödtete ihnen 1500 Mann und zog sich dann erst zurück, als die Gefahr umgangen zu werden groß wurde. Doch Verstärkungen, die unter Anstruther und Auckland eintrafen, brachten Wellingtons Heer wieder auf 18.000 Mann. Ihnen trat Junot vor den Höhen von Vimeiro mit nur 9000 Mann entgegen und griff sie, obschon sie vortrefflich aufgestellt und ihm an Artillerie überlegen waren, in der Frühe des 21. August mit stürmischer, aber unüberlegter Tapferkeit an. „Werfen wir die Engländer ins Meer!“ war seine Mahnung, während Wellington schweigend durch die Reihen ritt. Junots Reihen wurden im Anmarsch auf die Höhen niedergeschmettert; am Mittag zog er sich mit Hinterlassung von 1800 Todten und Verwundeten und 13 Kanonen zurück nach Torres Vedras. „Die Franzosen haben unter Führung des Herzogs von Abrantes in Person eine ausgezeichnete Niederlage erlitten“, schreibt Wellington an seine Regierung. Er wollte rasch vordringen, um den Franzosen den Rückzug nach Lissabon abzuschneiden. Der General Burrard aber, der während der Schlacht angekommen war und den Oberbefehl übernommen hatte, bestand darauf, daß das Heer in der Stellung von Vimeiro bleibe, bis Verstärkung unter Moore eingetroffen sei.

Schlacht bei Vimeiro, 21. Aug. 1808.

Kriegsrath.

So blieb Junot Zeit, sich ruhig durch den Paß nach Torres Vedras zurückzuziehen und hier einen Kriegsrath zu halten. Hier schlug Delaborde vor, Gepäck und Kanonen zurückzulassen, in Eilmärschen sich nach Ciudad Rodrigo zurückzuziehen und sich mit dem Marschall Bessières zu vereinigen. Dagegen stimmte die Mehrzahl für einen Waffenstillstand: zu einem Zuge durch das aufständische Portugal und Spanien sei das Heer nicht mehr stark genug, man würde die Verwundeten und Kranken in den Händen der Portugiesen und Spanier lassen müssen; besser sei, Kellermann, der sich in der Schlacht ausgezeichnet hatte und große Feinheit des Geistes besaß, in das englische Hauptquartier zu senden und einen Vertrag wegen Räumung Portugals abzuschließen. Kellermann wurde von den englischen Generalen seiner Tapferkeit gemäß ehrenvoll und wohlwollend empfangen und ihm ein Waffenstillstand zugestanden, während dessen über die Räumung Portugals unterhandelt werden sollte.

Vertrag zu Cintra.

Am 28. August 1808 kam in Cintra folgender Vertrag zu Stande: 1. Sämmtliche von den Franzosen besetzte Plätze und Vesten werden den Engländern in dem Zustand übergeben, in welchem sie sich zur Zeit der Unterzeichnung dieses Vertrages befinden. 2. Die französischen Truppen räumen Portugal mit Waffen und Gepäck, sie sollen nicht als Kriegsgefangene betrachtet werden und

bei ihrer Ankunft in Frankreich soll es ihnen freistehen, wieder zu dienen. 3. Sie werden auf englischen Schiffen in einem der Häfen zwischen Rochefort und L'Orient ausgeschifft. 4. Die französische Armee wird ihr gesammtes Geschütz von französischem Caliber nebst den dazu gehörigen Pferden und die mit sechzig Schüssen per Kanone versehenen Pulverkarren mitnehmen. Alles übrige Geschütz, Waffen, Munition, werden der englischen Armee und Flotte in dem Zustande, in welchem sie sich bei der Unterzeichnung des Vertrages befinden, überliefert. 5. Sie sollen ihr sämmtliches Heergeräth, alles Armee-Eigenthum, die Kriegskasse und die zum Feldhospital gehörigen Wagen mitnehmen. Alle ihre Soldaten können frei über ihr Privateigenthum verfügen. 6. Die Cavallerie, wie die Officiere jeden Rangs können ihre Pferde einschiffen. Das Einschiffen soll zur Erleichterung in drei Abtheilungen geschehen; die letzte soll vorzüglich aus Besatzungen der festen Plätze, aus der Cavallerie, Artillerie, den Kranken und der Armee-Equipage bestehen. Die erste Abtheilung schifft sich nach sieben Tagen oder noch früher ein. 7. Die französische Armee wird sich zu Lissabon und in der Entfernung von zwei Meilen von da concentriren. 8. Die Forts San Julian, Carracas und Bugio werden von den britischen Truppen sogleich besetzt. Lissabon und dessen Citadelle sollen bei der Einschiffung der zweiten Abtheilung der Franzosen übergeben werden; die Festungen Elvas, Almeida, Peniche und Palmella, sobald die britischen Truppen dort ankommen können. 9. Alle in Portugal ansässigen oder gerade sich aufhaltenden Unterthanen Frankreichs oder aller mit Frankreich befreundeten oder verbündeten Mächte sollen beschützt, ihr Eigenthum, bewegliches wie unbewegliches, soll respectirt werden, und denselben freistehen, die französische Armee zu begleiten oder in Portugal zu bleiben. In beiden Fällen wird ihnen ihr Eigenthum garantirt und es soll ihnen freistehen, dasselbe zu behalten oder darüber zu verfügen und den Erlös daraus nach Frankreich oder nach jedem anderen Lande zu nehmen, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen wollen, wozu ihnen eine Frist von einem Jahre bewilligt wird. 10. Kein Portugiese soll wegen seines politischen Verhaltens während der Besetzung des Landes durch die Franzosen zur Rechenschaft gezogen werden, und alle diejenigen, welche in der Ausübung ihres Amtes geblieben sind oder eine Anstellung unter der französischen Regierung angenommen haben, werden unter den Schutz der britischen Befehlshaber gestellt; sie sollen keinen Schaden an ihrer Person oder ihrem Eigenthum erleiden, da es nicht in ihrer Wahl gestanden hat, der französischen Regierung zu gehorchen oder nicht.

Die Portugiesen unzufrieden.

Die Portugiesen waren sehr unzufrieden mit diesem Vertrag, weil ihrer, ihres Heeres und der Junta von Porto, welche die erste Rolle spielen wollte, wie die Junta von Sevilla, weil endlich des Prinz-Regenten darin gar nicht gedacht war. Sie waren unzufrieden, daß die Franzosen von den Engländern in Schutz genommen waren; sie, die Söhne des Lusus, hätten so gerne für alles, was sie seit Monaten erduldet, blutige Rache an den Franzosen genommen; sie waren von südlicher Gluth des Hasses beseelt, die Blut sehen will. Es erging die Losung „Tod den Franzosen!"

Noth der Franzosen.

Einzelne Soldaten fielen unter dem Dolche. Die französischen Beamten wagten auf dem festen Lande nicht mehr zu übernachten, sondern flüchteten auf die Schiffe im Tajo. Die Soldaten suchten Schutz hinter Barricaden und richteten

die Kanonen so, daß sie die Straßen bestreichen konnten. Für die Franzosen war in Lissabon um Geld Nichts mehr zu haben, kein Brot, kein Fleisch, selbst nicht für Kranke. Am meisten verhaßt war Loison, welcher den Aufstand so hart gestraft hatte; vier Bataillone mußten zum Schutz vor seinem Hause aufgestellt werden. Jeden Augenblick hörte man Rufe nach Rache und Schüsse, und erwarteten die Franzosen den Ausbruch der Volkswuth. Da ernannte Dalrymple den John Hope zum Gouverneur der Hauptstadt und dieser wußte durch sein festes Auftreten und eine Proclamation die Aufregung abzukühlen.

Loison.

Abzug der Franzosen.

Die Einschiffung der ersten Abtheilung der Franzosen begann am 11. September. Junot bestieg am 13. sein Schiff, am 15. September war Lissabon von den Franzosen gänzlich geräumt, sank der Adler vor der portugiesischen Flagge. Freudengeläute ertönte von allen Kirchen, fröhlich war jedes Angesicht, Freudenfeuer auf allen Plätzen, die Abziehenden sahen noch Lissabon in glänzender Beleuchtung und mußten den Festjubel anhören. Die zwei britischen Commissäre, welche die Ausführung des Vertrags überwachen mußten, hatten Mühe, die Franzosen von schamlosem Raube abzuhalten. Jackson und Maxwell berichten arge Dinge:[1] „Jede bürgerliche und religiöse Anstalt war geplündert worden, die Schatzkammer, das Museum, die Arsenale, die Klöster, die Kirchen, hatten sämmtlich dasselbe Schicksal getheilt und waren von Allem, was tragbar war, entblößt worden. Das Deposito publico, der Ort, wo streitige Gelder wegen der Anhängigkeit der Prozesse niedergelegt waren — hatten die Franjosen um 20.000 Pfund Sterling beraubt, die Pferde des Prinz-Regenten, die Wagen des Herzogs von Sussex und die Gemälde des Marquis Anguja sollten wirklich von einem Adjutanten als Eigenthum des Generals Junot weggeschafft werden, allein die Commissäre bestanden auf der Rückgabe. 35 Kisten Indigo waren als Theil von Junots Gepäck eingeschifft worden, wurden jedoch noch rechtzeitig in Beschlag genommen. Die geraubten Kirchengefäße waren in Barren eingeschmolzen worden, um die Rückforderung zu verhindern. Die französische Kriegskasse enthielt einen dreimonatlichen Sold, ein Regiment nahm allein als sein Eigenthum 100.000 Thaler mit — dies kann eine Idee geben von der Ausdehnung der französischen Plünderung! Junot, der nicht einmal hinreichende Wäsche mit nach Portugal brachte, verlangte fünf Schiffe zur Fortschaffung seines Privatgepäckes! — Es ist eine alte Wahrheit, im Kirchenraub sei kein Segen. Stürme wütheten 35 Tage während der Ueberfahrt, mehrere Schiffe versanken mit Mannschaft und Ladung, 2000 Franzosen ertranken im Meer. Die letzte Abtheilung der Franzosen ging 8. December 1808 zu Schiff, auch diesmal wütheten Stürme und sie landeten erst 9. Januar 1809 auf Quiberon.

Räubereien Junots.

4000 Spanier befreit.

Ungefähr 4000 spanische Soldaten hatte Junot, als der Aufstand in Spanien ausbrach, entwaffnet und bisher gefangen gehalten. Sie wurden jetzt auf den großen Platz Campo d'Ourique in Lissabon gebracht, ein hohles Viereck gebildet, in dessen Mitte die Generale und die Officiere standen. General Beresford ritt die Linien entlang, salutirte und überreichte dann dem General mit Anmuth und Würde einen kostbaren Degen und bat alle in kraftvoller Rede, aus der Hand des Königs von England ihre Waffen wieder zu nehmen und sie nicht eher niederzulegen, als bis Ferdinands VII., Europas und der Menschheit Sache wieder triumphirt habe. Begeisterte Evvivas ertönten von Seite der Soldaten und der Einwohner, die Spanier ergriffen ihre Waffen, küßten sie und thaten

[1] Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington, Bd. I, S. 385.

einen feierlichen Schwur, sich von dem Augenblicke an ganz dem Vaterlande zu weihen und nicht zu ruhen, bis Ferdinand VII. wieder auf dem Throne seiner Väter sitze. Kanonendonner und das Schmettern der Drommeten hallte durch die Stadt. Ein heiteres Festmahl schloß die Feier. Beresford versah im Namen seiner Regierung diese Truppen mit Waffen, Munition, Pferden und 20.000 Dollars und ließ sie auf englischen Schiffen nach Catalonien bringen.

Regentschaft.

So wurde Portugal frei von den Franzosen. Die Regentschaft, welche der Prinz-Regent vor seiner Abreise nach Brasilien ernannt hatte, trat wieder ins Leben, die Junta von Oporto löste sich selber auf, alle anderen Junten wurden aufgelöst. Die Verwaltung nahm ihren regelmäßigen Gang wie früher: am 23. November erhielt die Regierung aus Brasilien die Weisung, in allen wichtigen Fragen den Rath des zum Feldmarschall ernannten Lords Wellington einzuholen.

Wellington.

Portugiesen und Engländer.

Dieser hatte also außer seinem Commando über das englische Heer auch großen Einfluß auf die bürgerliche Verwaltung. Admiral Berkeley bekam den Oberbefehl über die Marine Portugals, General Beresford übernahm die Ausbildung des portugiesischen Landheeres, das aus 30.000 Mann bestand, die Milizen zählten 26.000 Mann. Die Portugiesen gehorchten willig, zumal die Ueberzeugung obwaltete, daß die Franzosen verstärkt wiederkommen würden. Engländer standen 40.000 Mann im Land. England lieferte eine Million Pfund jährlich für Portugal, 1,800.000 Pfund kosteten ihm seine eigenen Truppen. Wellington errichtete zur Vertheidigung für seine Truppen, wie zum Angriff und zum Schutz für Lissabon ein Standlager, die sogenannten Linien von Torres Vedras, an denen 10.000 Menschen den ganzen Tag arbeiteten: sie waren 30 Meilen lang, von der Mündung des Sizandro am Meer bis Albandro am Tajo, 3 Linien hintereinander, die erste hatte 32 Vorwerke, die zweite 65, die dritte 11, alle waren mit Kanonen besetzt; die dritte deckte die Einschiffung der Truppen an der Mündung des Tajo. „Cadix und Torres Vedras", sagte Wellington, „sind uneinnehmbar. Die Macht des Feindes wird daran scheitern. Neue Ereignisse treten ein — und wir rüsten uns mit größerer Energie zu neuen Thaten." —

Torres Vedras.

Murat in Neapel.

Saragossa.

Spanien war für die Franzosen verloren bis zum Ebro. Am 15. August ward noch um Saragossa gekämpft. Zwei alte Regimenter und Belagerungsgeschütz aus Pampeluna waren dahin gekommen. Am 4. August begannen diese Geschütze die festesten Gebäude in Trümmer zu verwandeln, schon gegen Mittag waren zwei Breschen in die Ringmauer gelegt, zwei Angriffscolonnen wurden gebildet, die trotz eines fürchterlichen Kugelregens eindrangen, mehrere Barricaden überstiegen und den Corso erreichten. Große Häuser wurden erstürmt, aber in den Kellern erlagen die Tapfern dem Wein, sie waren kaum mehr herauszubringen. Die Verluste der Franzosen an diesem Tage waren groß, aber sie besaßen doch schon einen Theil der Stadt und schützten sich darin durch Barricaden gegen die Angriffe der Spanier und hofften durch Minen in kurzer Zeit die Stadt zu bezwingen.

Da kam die Nachricht vom Unglück bei Baylen und der Befehl, hinter dem Ebro in Tudela sich aufzustellen und den linken Flügel des Heeres zu bilden.

Alle Mühe um die Festung, alles Blut war also vergebens vergossen. Die ersehnte Beute entging ihnen also, traurig zogen die Soldaten ab, nachdem sie das schwere Geschütz vernagelt hatten. In Barcelona behauptete sich Duhesme mühsam. — Castanos war 6. August unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung in Madrid eingezogen.

Das Heer der Franzosen hinter dem Ebro zählte jetzt 60.000 Mann; sie hätten wohl dem Castanos entgegenziehen und eine siegreiche Schlacht liefern können, aber es gährte auch in den Provinzen auf dem linken Ufer des Stromes: die Aufständischen hätten leicht die Pyrenäenpässe besetzen und den Franzosen sogar die Rückkehr in die Heimath unmöglich machen können. Darum mußten die Regimenter in der Nähe der Pyrenäen sich aufstellen.

Verluste. **Der Verlust der Ehre und des guten Namens, der Verlust von vielen Millionen baar, besonders aber der Verlust des Glaubens an die Unüberwindlichkeit seines Heeres, der Verlust von 20.000 tapfern Soldaten war die Folge dieser schurkischen Politik Napoleons in Bayonne. „Schurkisch und ruchlos" nennt diese Politik selbst der getreue Vertheidiger des Kaisers, Thiers.[1] Aber was sollte jetzt geschehen? —**

Rath Josephs. Sein eigener Bruder Joseph, durch ihn König von Spanien, gab ihm den besten Rath in einem Schreiben aus Burgos vom 9. August; es beweist keine Schwäche des Charakters, wie Thiers[2]) meint, sondern ein klares Verständniß der Lage und Mangel an jenem Ehrgeiz, den Napoleon im Herzen seines Bruders erregen wollte. „Spanien kostete uns Blut und Geld, Frankreich verlangt eine Entschädigung dafür. Spanien haßt uns wegen dessen, was geschah, und wir könnten uns nur für sicher halten, wenn wir es zu einer Macht dritten Ranges herabdrückten, die Ebro-Provinzen zu Frankreich schlügen, den Braganzas Portugal zurückstellen und Galicien dazu schenken würden. Mit den Häuptern des Aufstandes können wir uns dadurch nicht verständigen, denn alle Köpfe sind in Gährung, keiner hat allein die Leitung des Ganzen und hinlängliche Gewalt über die Massen; man könnte diese nur gewinnen, wenn man ihnen Ferdinand als König zurückgäbe. — Ich bin durch das, was geschah, Spanien ganz fremd geworden. Ehrliebe, Gewissen und jenes geheime Gefühl, welches alle meine Handlungen leitet, gestatten mir nie auf dem Thron von Spanien zu bleiben, wenn dieses meinetwegen eine Provinz verlöre. Will aber Frankreich durchaus sein Blut und sein Geld verschwenden, um mich in Spanien auf den Thron zu heben, so ziemt es doch mir, an der Spitze des Heeres zu stehen. Gesetzt, ich erobere es, so bin ich, da alle Spanier am Kriege Antheil nahmen, lange Zeit ein Gegenstand des Abscheues und des Fluches. Ich bin zu alt, um die Zeit zu haben, all das Uebel wieder gut zu machen, und hätte während des Krieges zu viel Haß gesäet, um die Früchte des Guten, das ein Frieden säete, unter Sorgen beim allgemeinen Elend zu genießen. Ich kann also, auch wenn Spanien erobert und vollständig erhalten wird, keine Sehnsucht nach dem spanischen Thron haben. — Dieses Volk ist einiger und schärfer in seinem Haß, als irgend ein anderes europäisches Volk, es hat Etwas von der Glut der Afrikaner. Eure Majestät kann sich kaum vorstellen, wie verhaßt Ihr Name ist. Ein neuer Krieg wird diesen

---

[1]) Thiers, l. c., vol. IX, p. 188. Une politique fourbe et inique.
[2]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 401 f.

Haß nicht mildern, und ich mag nicht als Tyrann über ein Volk herrschen oder mich auf dem Thron behaupten, indem ich Ihnen oder Frankreich untreu werden müßte." —

Was will also Joseph? Im Fall des neuen Krieges an der Spitze des Heeres nach Madrid zurückkehren, mit welchem er dasselbe verlassen hat, und hier feierlich erklären, er möge nicht herrschen über ein Volk, das er zu seiner Anerkennung zwingen müsse, und da ihm die Wahl freistehe, so ziehe er den Thron in Neapel vor; er wünsche den Spaniern alles mögliche Glück, werde aber dem Königreich beider Sicilien fortan seine Kraft weihen. Der Kaiser möge nach seiner Weisheit über Spanien bestimmen. Joseph wiederholt seinen Herzenswunsch noch einmal:[1]) „Ein Sieg, Einzug in Madrid, Verzicht auf die Krone; Ney solle unterdeß die Regierung führen; dann Abreise nach Neapel mit Jourdan."

Josephs Wunsch.

Allein der Thron von Neapel war schon an Murat vergeben, der krank in einer Sänfte aus Madrid nach Frankreich hatte gebracht werden müssen.[2]) Karoline war selber nach Bayonne gereist, um sich und ihrem Gatten eine Königskrone zu erbitten.

König Joachim.

Schon am 4. Mai 1808 hatte Napoleon an Murat geschrieben: „Ich bestimme meinen Bruder für die Regierung in Madrid, Ihnen will ich das Königreich Neapel oder Portugal geben. Antworten Sie auf der Stelle, was Sie davon meinen, denn die Sache muß an einem Tag vollständig erledigt sein. Unterdessen bleiben Sie als Generallieutenant in Madrid. Sie werden mir sagen, Sie wollten lieber bei mir bleiben, das ist aber unmöglich. Sie haben eine zahlreiche Familie, und bei einer Frau, wie die Ihre, können Sie auch abwesend sein, wenn der Krieg Sie zu mir ruft. Karoline ist sehr befähigt, an der Spitze einer Regierung zu stehen. Ich muß Ihnen noch bemerken, das Königreich Neapel ist schöner, viel schöner als Portugal, denn Sicilien wird noch dazu kommen, Sie haben dann 6,000.000 Einwohner, einschließlich des letzteren."[3]) Joachim fand Heilung in den Bädern von Barrèges, er wurde 1. August zum König proclamirt, seine Bezüge als französischer Marschall wurden eingestellt. Murat war noch 18. August in Barrèges, da trieb ihn Napoleon zu schleuniger Abreise:[4]) „Ich übertrug Ihnen das Commando über meine Armee in Neapel und habe Nichts dagegen, daß Sie Reynier zum Kriegsminister machen, wenn Sie es wünschen. Sie können über Mailand reisen. Den Papst dürfen Sie erst besuchen, wenn er Sie anerkannt hat. Bevor Sie neue Truppen ausheben dürfen, muß man wissen, ob genug Geld dafür in den Kassen ist. Im Archipel gibt es jetzt nichts zu thun, denn wir sind im Frieden mit der Pforte. Ich sehe es gern, daß Sie so schnell als möglich abreisen." — Er schreibt ihm am 18. September 1808 aus Saint-Cloud:[5]) „Ich habe aus Ihrem Schreiben mit Vergnügen Ihren Einzug in Neapel gelesen, und daß Sie mit dem Geiste der Bevölkerung

Napoleon an Murat.

---

[1]) Mémoires du roi Joseph, IV, p. 412—13.
[2]) Marbot hat ihn militärisch decken müssen.
[3]) Correspondance, vol. XVII, p. 64.
[4]) Ibid. XVII, p. 523.
[5]) Ibid. XVII, p. 608.

zufrieden sind. Man muß mit der Bewaffnung der Bürger sehr sachte vorgehen, wenigstens nur Grundbesitzern Waffen in die Hand geben. Die Einnahme von Capri hätte gute Folgen, sie würde um so ausdrucksvoller Ihre Ankunft bezeichnen, als sie den Engländern um Sicilien Angst einjagen wird, was sehr nützlich wäre. Ich verlange Nichts weiter, als daß Sie diesen Winter noch den Zug nach Sicilien unternehmen, man muß aber vorher herausbringen, was die Engländer dort treiben."

Man hat oft behauptet, Napoleon hätte über Spanien gesiegt, wenn er Murat zum König ernannt hätte. Sicher hätte dieser den Krieg gleich von Anfang an energisch geführt; allein das Blut, das er am 2. Mai in Madrid vergoß, zog eine ewige Schranke zwischen ihm und dem spanischen Volke. Am 6. September 1808 hielt er seinen Einzug in Neapel zu Pferd, nicht im Königsmantel, sondern in seinem Reiterrock. Der schöne tapfere Mann gefiel.

Murats Einzug in Neapel.

Reuchlin bemerkt:[1]) „Dieser phantastische Held, welcher etwas von Feldherrngenie mit der Erscheinung eines großartigen Kunstreiters in sich vereinigte, war in der Hauptsache der Mann für die an Phantasie überreichen Neapolitaner." Er empfing am Thore die Huldigungen der Behörden, die Schlüssel der Stadt, alle Zeichen von Unterwürfigkeit. In der Kirche dello Spirito Santo erhielt er stehend vom Cardinal Firas die Weihe. Im königlichen Palast spielte er dann den König in so ungezwungener Weise, als hätte er schon lange geherrscht. Auch die ersten Erlässe gefielen, Amnestie den Fahnenflüchtigen, die Einberufung der Provinzialräthe, die Unterstützung ausgedienter Soldaten oder ihrer Wittwen und Waisen.

Karolina.

Am 25. September zog die Königin Karolina ein, bewundert wegen ihrer Schönheit und königlichen Haltung, mit ihren vier schönen Knaben. Durch sie entstand die Casa Carolina, ein Erziehungshaus für Mädchen guter Familien, adeliger wie unadeliger, welches, nach den Worten des Geschichtschreibers Colletta: „eine wirksame Ursache verbesserter Familiengewohnheiten und zu häuslichen Freuden zugethaner Mütter geworden ist."[2]) Auch mit den Ausgrabungen in Pompeji beschäftigte sich Karolina und schmückte mit den Funden ihre Paläste und Villen.

Capri.

Schon in den ersten Wochen erwarb sich Murat Glauben an die Dauer seiner Regierung durch die kühne Art, mit der er Capri wegnahm, jene Insel, auf die sich einst wegen der Sicherheit und Abgeschlossenheit Tiberius zurückzog.[3]) 26 Miglien von Neapel, zwei vom Vorgebirg Campanella entfernt, erhebt sich aus dem Meere ein steiler Felsen; eine enge Bucht, welche sie den Hafen nennen, gewährt kleinen Schiffen eine unsichere Zuflucht; an einer anderen Stelle würde ein schmaler Streifen niederen Strandes das Anlegen leichter Kähne zulassen, wenn nicht mächtige Batterien und Schanzwerke es verhinderten.[4]) Das Innere der Insel zerfällt in zwei Theile, der östliche ist wenig erhaben, der westliche sehr hoch; im östlichen Theile liegt die Stadt Capri, befinden sich mehrere Landhäuser, der Hafen, der Uferdamm und ein höchst fruchtbarer mit Reben bebauter Boden;

---

[1]) Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart, Bd. I, S. 31.

[2]) Colletta, Geschichte des Königreichs Neapel, VII. Buch, 1. Cap.

[3]) Vgl. Bd. II, 1. Hälfte, S. L, LIV (2. Aufl.) dieses Werkes.

[4]) Colletta, l. c. Buch VII, Cap. 1.

im westlichen Theile, Anacapri benannt, ist der Boden unfruchtbar und steinig, der Himmel wolkenschwer und sturmbewegt und nur eine kleine Ortschaft angelegt, zu der man auf einem einzigen engen Wege gelangt, welcher auf 381, mehrentheils vom Alter und dem Wassergespül verwitterter Stufen in den Stein gehauen ist. 4000 Bewohner bebauten die Insel und hielten es dazumal mit der 1800 Mann starken englischen Besatzung. Wo nur immer ein kühner Mann den Fuß hinsetzen konnte, hinderten es Gräben, Mauern oder Wachen. Batterien sperrten den Hafen und den Küstendamm; fünf Forts, eines in Anacapri, eines in Capri, vertheidigten wohlbewaffnet jeden Theil des Bodens, die Stadt umgab eine Mauer. Die Engländer hielten diesen Posten für unbezwinglich und nannten ihn Klein-Gibraltar. So schildert diesen Posten der Geschichtschreiber Colletta,[1]) der den Zug gegen dasselbe in mondheller Nacht mitgemacht und selber sehr schön und ausführlich beschrieben hat. Napoleon sprach noch auf St. Helena von Capri, es sei vielleicht auf der Welt keine Insel, welche von Natur einer angreifenden Armee mehr Schwierigkeiten darbiete; neun Zehntel ihres Umfangs beständen aus steilen, senkrechten Felsen, die einige hundert Fuß über das Meer emporragen.[2])

Klein-Gibraltar.

Trotz all dieser natürlichen und künstlichen Hindernisse wagte Murat einen Versuch auf diese Festung, er hielt sie für eine ewige Quelle von Verdrießlichkeiten und für einen Vorwurf gegen ihn selber wegen ihrer Nähe; sah er doch jeden Tag von seinem Palaste aus die feindliche Flagge auf ihrer Spitze und wie die Besatzung dort sicher und sorglos ihr Wesen trieb, und wußte er doch, daß von dort Schmuggel mit englischen Waaren nach Neapel getrieben wurde.

Murats kühner Plan.

Unter Joseph waren zwei Versuche auf Capri gescheitert, die Engländer hielten es darum für uneinnehmbar. Murat betrieb seinen Plan sehr geheim, nur der Kriegsminister wußte davon und Colletta, der eines Tags auf einem Nachen die Insel umfuhr. Als Barken ausgerüstet wurden, ließ Murat verbreiten, er habe Absichten auf die Insel Ponza, nach dieser sandten also die Engländer von Sicilien aus ihre Schiffe. Murats Boote fuhren in der Nacht des 3. October von Neapel und Salerno zugleich aus gegen Capri. An zwei Seiten wurden Scheinbewegungen gemacht, an einer dritten, zum Theil vom Wasser bedeckten, wurden Leitern angelegt und die Felsen kühn erstiegen. General Lamarque war immer der erste auf der Leiter. Den ersten achtzig folgten immer Andere, bald standen 500 Mann auf einem mit großen Steinen, hinter denen sie sich deckten, umgebenen Platz. Die französische Fahne ward aufgepflanzt. Aber schon waren die Kühnen auch entdeckt und begann das Gefecht. Hudson Lowe war in Polizeikniffen wohl bewandert, aber als Commandant beging er hier nur Fehler, sandte seine Truppen ohne Plan hin und her, ermüdete und entmuthigte sie. Den ganzen 4. October ward gekämpft, in der Nacht erleichterte der Mondschein das Hinaufsteigen und die Umgehung des einen Fort, am 5. October war dessen Besatzung so eingeschüchtert, daß sie sich ergab; am 6. October ergab sich auch das zweite Fort mit 700 Mann unter der Bedingung, ein Jahr hindurch nicht gegen die Neapolitaner und Franzosen zu dienen. — Schon sperrten eng-

Colletta.

Lamarque.

Hudson Lowe.

---

[1]) Geschichte des Königreichs Neapel, Buch VII, Cap. 1.

[2]) O'Meara, Napoleon in der Verbannung. Eine Stimme aus Helena. Bd. IV, S. 66.

lische Schiffe die Insel ab, doch die Hoffnung, die Franzosen auszuhungern, schlug fehl, denn sie hatten auf einen Monat Lebensmittel mitgenommen. Nach wenig Tagen, 18. October 1808, übergab Hudson Lowe die ganze Insel mit all ihrem Geschütz, mit Munition und allen Vorräthen. 500 Franzosen und Neapolitaner hatten verwegen zu landen gewußt und diese Eroberung zu Stand und 700 Engländer gefangen nach Neapel gebracht. Als Salicetti die Insel besuchte, bemerkte er: „Ich habe daselbst Franzosen gefunden, aber ich kann nicht glauben, daß sie dahin gekommen sind.“ Wenn aber Napoleon auf St. Helena diese Waffenthat rühmte, so war er damals, kurz nachdem sie vollbracht war — wie es scheint — verletzt durch die selbstgefällige Art, mit der sie ihm Murat meldete — er schrieb ihm: „Capri ist durch meine Truppen genommen worden und Sie, als mein General, hatten darüber an meinen Kriegsminister zu berichten.“ Man sieht, es war nicht leicht, ein Vasallenkönig zu sein.[1])

Murat und Karolina waren von großem Ehrgeiz beseelt, sie noch mehr als ihr Gatte. Graf Orlow spricht in seiner „Neapolitanischen Geschichte“ von ihrem maßlosen Ehrgeiz, die unbedingt regieren wollte und der man Geist und einen großen Charakter nicht absprechen könne. Beide warben um die Liebe des Volkes: der Kriegszustand in Calabrien wurde aufgehoben, viele Staatsgefangene wurden freigelassen, viele Verbannte durften zurückkehren. Alte Gewohnheiten wurden unterdrückt, welche den neuen Gesetzen im „Code Napoleon“ entgegentraten, doch im Sinne der französischen Revolution: die Geburtslisten, die Sterbefälle, die Ehebündnisse wurden den weltlichen Behörden übergeben; eine Ehe durfte in der Kirche nur eingesegnet werden, wenn sie als bürgerlicher Vertrag vorher im Gemeindehaus abgeschlossen war. Der politische Einfluß des Klerus wurde also beschränkt. Die Hypothekenbücher mußten öffentlich aufliegen, das Eigenthum wurde ermittelt, der Credit gesichert. Die Bevorzugungen beim Erbrecht hörten auf, ebenso die üblichen nachgesuchten Curatelstellungen. Manches Gute, was Joseph angefangen, wurde weitergeführt oder vollendet. Murat betrieb nach Kräften den Bau von Straßen und Brücken, gründete Schulen, wogegen der Kaiser forderte, Murat solle, statt Straßen zu bauen und Schulen zu errichten, den Soldaten lieber ihren Lohn regelmäßig auszahlen und seine Schuld an Frankreich abtragen.

„Code Napoleon“ in Neapel.

Murat schafft ein Heer.

Murat war ein ganzer Soldat und fühlte, daß in einem eigenen und ergebenen Heere seine Stärke liege. Das Königthum Josephs beruhte auf französischen Soldaten, nicht auf neapolitanischen; er hatte nicht gewagt, die Conscription einzuführen, wie ihm durch das französische Gesetz befohlen war. Der Neapolitaner hat Abneigung gegen die Regelmäßigkeit des Kriegsdienstes. Josephs neapolitanische Regimenter bestanden nach Collettas Zeugniß aus Leuten, welche den Gefängnissen und Galeeren entnommen waren, aus amnestirten Räubern und von der Polizei zusammengefangenen Taugenichtsen, aus Gefangenen in dem letzten Kriege gegen Calabrien; sie wurden in festen Plätzen, die sie nicht ver-

Josephs Regimenter.

---

1) Vgl. Helfert, Karoline von Neapel, S. 369.

lassen durften, unter Anwendung der ganzen Strenge der Disciplin eingeübt und dann in fremde Länder in den Krieg geschickt. Die Veliten bestanden aus Edelleuten, die dem Räuberwesen in Calabrien abhold und deren Familien in Neapel begütert waren, und so die Staatsmacht zu fürchten hatten, wenn ihre Söhne nach Sicilien zu den Altköniglichen entflohen.

Conscription.

Murat erst unternahm es, die Conscription, das Einreihen in das Landheer, und die Adscription, die Aushebung in die Flotte, durchzuführen. Jeder Neapolitaner vom siebzehnten bis zum sechsundzwanzigsten Jahre sollte in das Matrikelbuch eingetragen und aus diesen sollten je zwei Mann jährlich aus tausend Seelen ausgelost werden. Dadurch würde das Heer jährlich 10.000 junge Leute erhalten. Zur Milderung ward bestimmt: frei seien die verheiratheten und die einzigen Söhne, die Söhne von Wittwen, welche die Stütze des Hauses wären, und die vorzüglich zu Künsten und Wissenschaften Befähigten. Dieses Gesetz verletzte nach mancher Seite: die Stadt Neapel, dann gewisse Familien und Klassen waren bisher militärfrei; dann war allgemein die Angst, die Ausgehobenen würden für die Zwecke des eroberungssüchtigen Napoleon in fremde Länder ziehen und dort ihr Blut vergießen müssen. Diese Sorge war nur zu sehr berechtigt.

Befreiung

Neapels Legionen.

Dennoch fand die Aushebung statt. Die Ausgehobenen wurden schön gekleidet. Murat wußte ihnen Liebe zum Kriegsdienst einzuflößen. Jedem, der sich durch Eifer hervorthat, wurden Lob, Geschenke und Beförderung zu Theil. Die Wittwen der im spanischen Kriege Gefallenen erhielten Pensionen. Ein glänzendes Militärfest fand am 25. März 1809, dem Geburtstage der Königin, auf dem geräumigsten Platze der Chiaristraße statt. Ein prachtvoller Thron war für den König und die Königin errichtet, Murat erschien in schönster Soldatentracht; mit seiner Familie kam ein glänzender Generalstab, die Minister und der Hof. Zur Rechten des Thrones stand ein Altar mit dem Kreuze, auf dem Altar lagen die Fahnen, welche der Cardinal-Erzbischof weihte und der König dann mit passender Anrede den Legionen übergab, die den Eid ablegten. Selbst ein Regenguß machte der Feier kein Ende. Die Sonne lächelte bald wieder und erhöhte die Festfreude. 12.000 Mann erhielten an diesem Tage Fahnen, Festmahl, Freitheater. Eine Denkmünze mit passender Inschrift sollte das Andenken an diesen heiteren Tag verewigen.[1]) Die Legionen wie das zuschauende Volk waren in gehobener Stimmung. Aehnliche Feste fanden dann in den Hauptstädten des Landes statt. Die Neapolitaner haben sich dann auch sehr muthig in den Kriegen Napoleons geschlagen, selbst die Kälte in Rußland gut ausgehalten. Für das neapolitanische Heer hat Murat sich nicht bloß sehr angestrengt, sondern auch aus eigenem Vermögen Vieles geopfert. —

Fahnenweihe.

---

[1]) Alle legioni Provinciali. Securezza interna il 26 Marzo del 1809.

Der Congreß zu Erfurt vom 27. September bis zum 14. October 1808.

Rückkehr Napoleons.

Napoleon verließ Bayonne am 22. Juli; vom 21. Juli ist noch eine heitere Uebersicht über den Stand des Krieges in Spanien aus Bayonne von seiner Hand, gute Rathschläge für die Kriegführung, vorhanden;[1]) er rechnete noch auf die Einnahme Saragossas, auf den Sieg Duponts. Die Rückkehr nach Paris ging über Pau, Tarbes, Auch, Toulouse, wo er vom 23. bis 28. Juli verweilte. Er wurde überall mit Jubel und Huldigungen empfangen. Erst in Bordeaux erhielt er die Nachricht vom Unglück zu Baylen. Sein Schmerz war groß, seine Erbitterung über Dupont war jedoch ungerecht.

Dupont.

„Dupont ist ein Verräther, ein Feigling, ein Schuft, der, um einige Packwagen zu retten, sein Heer ins Verderben geführt hat. Ich lasse ihn und seine Gesellen erschießen. Sie haben unsere Uniform besudelt, ihr Blut soll dieselbe wieder rein waschen." Er befahl, Dupont und seine Genossen bei ihrer Rückkehr zu ergreifen und vor den hohen kaiserlichen Gerichtshof zu stellen.[2]) Dupont wurde in der That verhaftet, hatte aber nie Gelegenheit, sich vor dem hohen kaiserlichen Gerichtshof zu vertheidigen, denn dieser ward nie versammelt. Napoleon enthob ihn seines Ranges und ordnete seine Gefangenhaltung auf unbestimmte Zeit an, erst 1814 wurde der Unglückliche wieder frei. Natürlich tobten des Kaisers Schmeichler gegen ihn, noch ärger als dieser selber, so daß Napoleon glaubte, einen mildernden Ton anschlagen zu müssen: „Welch ein Sturz von der Höhe eines Siegers bei Ahlbeck, bei Halle, bei Friedland! Da sieht man, was der Zufall vermag." — Wenn Dupont vor Gericht gekommen wäre, so hätte er die Fehler, die Napoleon in der spanischen Frage selber gemacht hatte, nothwendig berühren müssen.

Dunkel über Spanien und Lügen.

Das mochte Napoleon nicht, die Franzosen sollten ihn für unfehlbar halten. Nur die Gebildeten, welche englische Blätter verstehen und sich verschaffen konnten, wußten davon, waren aber klug genug, darüber zu schweigen. Die große Menge glaubte an die fortwährenden Siege der großen Armee. Noch in Bordeaux sagte Napoleon den französischen Kaufherren, welche ihn um Aufschluß über die

---

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 475—80.

[2]) Die Anklagen des Kaisers gegen ihn sind enthalten in dem Buche Vedels: Précis des opérations militaires en Espagne, Paris 1823.

bösen Nachrichten fragten: Einige von den Pfaffen verhetzte, von den Engländern bezahlte Bauern hätten die Keckheit, sich gegen seinen Bruder aufzulehnen; das sei aber ein feiges Hundevolk, wie es ihm niemals vorgekommen, so lange er diene. Der Marschall Bessières habe mehrere Tausende von ihnen in die Pfanne gehauen; mit ein paar französischen Schwadronen könne man Heere von diesen Insurgenten in die Flucht jagen. Die Halbinsel würde bald dem Scepter des Königs Joseph unterworfen sein und den Profit davon würden die Südprovinzen Frankreichs ziehen, welche zunächst auf den Verkehr mit Spanien hingewiesen seien. — Thiers bemerkt zu dieser Rede: „Die Handelsherren waren natürlich ganz entzückt über diese huldvollen Mittheilungen, bis sie nach Hause kamen und aus ihren Geschäftsbriefen ersahen, wie es drüben in Spanien ein wenig anders aussah, als Seine Majestät zu sagen beliebte." [1]

Napoleon in Bordeaux.

Uebrigens empfing Napoleon im Süden und Westen damals warme, ja begeisterte Huldigungen. So sehr es ihn auch drängte nach Paris zu kommen, so machte er doch noch den Besuch in der Vendée, den er ihr versprochen hatte. Was hatte das Volk nicht gelitten unter der Revolution! Jetzt kam der Herrscher, welcher dem Treiben der Jakobiner ein Ende gemacht und die Altäre wieder hergestellt hatte. Alles kam in Bewegung, in Rochefort, La Rochelle, Niort, La Roche-sur-Yonne, Nantes, Saumur, Tours, Orleans; Bürger wie Bauern, Männer wie Frauen, Alte wie Junge, Jünglinge wie Jungfrauen wollten ihn sehen, ihm huldigen; die Orte waren geschmückt mit Grün und Blumenkränzen, Alles athmete Bewunderung und Dankbarkeit. Man staunte den Mann an, welchen man für den Liebling des Glückes hielt. Vom Elend, das die französischen Soldaten in Spanien erduldeten, wußte man Nichts, denn keine böse Zeitung kam ins Land, man nährte seine politische Neugier nur mit den Romanen, welche der „Moniteur" erzählte. Frankreich war abgeschlossen wie ein Park. De Pradt, [2] Bischof von Mecheln, bemerkt einmal: „Die Abschließung eines Volkes ist das beste Mittel, um es in Unterwürfigkeit zu halten. Als ich im August 1808 nach Paris kam, traf ich Niemand, der Etwas näher wußte von Spanien, von den Kämpfen dort zwischen Dupont und Castanos. Wenn man die Völker mißbrauchen will, muß man ihnen die Augen verbinden. Bringt den Leuten irrige Ansichten bei, umgebt sie mit Dunkel und ihr könnt sie, ohne daß sie sich zu wehren vermögen, in jede Bahn hineindrängen, in der ihr sie zu eurem Vortheil haben wollt. Diese Methode ist dem Despotismus am geläufigsten, seine Agenten befolgen sie aus Instinct, die Erziehung zum Despoten ist bald fertig, er lebt von der Unwissenheit der Anderen. Setzt man ihn dem Licht aus, schmilzt er zusammen wie der Diamant vor der Glühhitze. Napoleon war eine Größe im Despotismus, groß in der Kunst, den Vorhang je nach Bedürfniß herabzulassen oder aufzuziehen und die Dinge seinen Franzosen in dem Lichte zu zeigen, das für seine Absichten das beste war." —

Die Vendée.

Despotismus und Unwissenheit.

Dupont wurde der Sündenbock für Napoleons Fehler: dieser hatte sich verrechnet im spanischen Volk; gewöhnt, daß Fürsten und Völker vor ihm sich beugten, meinte er, auch das spanische Volk werde sich ihm leicht hingeben, zumal es der bisherigen Regierung abgeneigt und das spanische Heer weitum vertheilt war, ein Theil in Amerika, ein Theil in Norddeutschland,

Fehlgriffe Napoleons.

[1] Thiers, l. c. vol. IX, p. 197.
[2] Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, Paris 1816, p. 156.

ein Theil in Italien und einer in Portugal stand, und jener Theil, welcher in der Heimath war, nur geringen Sold und sehr unregelmäßig erhielt; er machte einen Fehler, indem er viele ganz junge Rekruten sandte, welche erst in Spanien eingeübt werden mußten und die Strapatzen nicht ertragen konnten; während er die altgedienten Regimenter in Polen und Preußen stehen ließ. Die Spanier sahen es als einen Schimpf an, daß er ihnen Knaben als Soldaten geschickt habe. Napoleon fehlte, indem er auch diese schwache Macht von 80.000 Mann gegenüber einem Volk von zwölf Millionen noch verzettelte, statt sie beisammen zu halten und selber rasch einige Hauptschläge zu führen.

Folgen davon.

Die Niederlage seiner Generale erregte in ganz Europa Hoffnung auf Befreiung von dem unerträglichen Druck, welchen Frankreich ausübte: Fürsten hätte Napoleon bisher besiegt, aber die Völker vermöge er nicht zu besiegen. Der Glaube an die Unbesiegbarkeit seines Heeres war geschwunden und die Zuversicht in die Sicherheit seiner Berechnung, dagegen war die Sorge vor seiner Unersättlichkeit, vor seiner Heimtücke gestiegen. Es gährte in Norddeutschland, Oesterreich rüstete. Napoleon sah einem Krieg mit Oesterreich entgegen, während ihm der spanische am Hals ging, darum schrieb er noch am 25. Juli 1808 aus Toulouse an Jérôme, er und der Rheinbund müßten rüsten gegen Oesterreich.[1])

Napoleon an Jérôme.

„Oesterreich rüstet und verleugnet seine Rüstungen, es rüstet also gegen uns. Es läßt das Gerücht verbreiten, daß ich Provinzen von ihm verlange; es will also mit dem Schleier rechtmäßiger Vertheidigung eine Maßregel verdecken, die ebenso feindselig als unsinnig ist. Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind seit dem Frieden zu Preßburg beständig freundliche gewesen, ein Vertrag hat sie befestigt. Die Noten, die wichtigen Mittheilungen, die seitdem gewechselt wurden, waren das Band vollkommener Eintracht. Rußland ist nicht weniger als wir über die Rüstungen Oesterreichs erstaunt. Ohne Zweifel sollte es unwahrscheinlich sein, daß Oesterreich gegen Frankreich und den Rheinbund feindselig auftreten will — doch sahen wir nicht, wie vor zwei Jahren Preußen durch einen viel unsinnigeren Schritt seinen gänzlichen Ruin verschuldete? Unter einer schwächen Regierung macht eine Partei, welche den Krieg wünscht, Rüstungen unter irgend einem Vorwand, und der betrogene Fürst findet sich auf einmal in einen Krieg verwickelt, den er gar nicht gewollt hat. — Die vernünftigen Menschen werden voll Mitleid auf die Rüstungen Oesterreichs hinsehen. Würde man sie hingehen lassen, so hätte das üble Folgen, sie würden in Deutschland eine Ansicht verstärken, die man nicht dulden darf; sie würden eine übertriebene Vorstellung von seiner Macht verbreiten und da es sich für stark hielte, weil man seine Rüstungen duldete, würde es sich bald zum Krieg entschließen, den es anfänglich nicht wollte. Da Oesterreich rüstet, muß man auch rüsten. Darum ordne ich eine Verstärkung der großen Armee an. Meine Truppen sollen in Straßburg, in Mainz und Wesel zusammengezogen werden. Ich verpflichte also Eure Majestät, Ihr Heer bereit zu halten. Wenn es irgend ein Mittel gibt, den Krieg zu vermeiden, so besteht es darin, daß wir den Handschuh aufheben und Oesterreich zeigen, daß

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 484—85.

wir gerüstet sind. — Ich wiederhole also, es gibt keinen Streitpunkt zwischen uns und Oesterreich, daß ich Nichts von ihm will und daß ich nur rüste, weil Oesterreich rüstet.“ —

Oesterreich.

Dieses Schreiben vom 25. Juli ist vielsagend. Oesterreich rüstete, weil ein starkes Heer den Bestand eines Staates sichert und doppelt nöthig war, um die großen Interessen zu schützen, welche ein Staat schützen sollte, und um sich gegen die maßlose Habgier eines Eroberers zu decken, der keine Ruhe hatte, und keine Ruhe gab. Wie hatte er nicht undankbar gegen die spanische Dynastie gehandelt, die ihn mit Wohlthaten überschüttet hatte! Oesterreich rüstete für seine Würde, seine Ehre, seine Erhaltung, im Gefühl seiner Pflicht.

Wir werden unten sehen, wie undankbar und herrisch damals Napoleon mit dem Papste verfuhr, der ihn zum Kaiser gesalbt hatte, wie er, in der Eroberungsgier die großen Ansichten über die Stellung des Papstthums unter den Völkern vergaß, die er früher mit solcher Kraft ausgesprochen hatte. Wenn das Haus Bourbon mit so viel Trug und Arglist behandelt wurde, was durfte das Haus Hohenzollern, welches der Emporkömmling so gründlich haßte, von Napoleon erwarten? Mit Bangen vernahm man in Preußen die Vorgänge in Bayonne, mit hoffnungsvoller Freude die Erhebung des spanischen Volkes in Waffen, in halber Verzweiflung ertrug man die französische Umklammerung. Werfen wir zunächst einen Blick auf die

Zustände in Preußen seit dem Frieden von Tilsit.

Stein, Minister.

Wir sahen oben, wie in Folge des unglücklichen Krieges 1806 bis 1807, und des noch unglückseligeren Friedens von Tilsit Preußen zu einer Macht dritten Ranges herabsank, und wie Stein auf den Rath der Besten hin berufen wurde, daß er eine neue Ordnung der Dinge lege, die Trümmer sammle und im tiefgebeugten, aber unwandelbar treuen Volk die Hoffnung einer bessern Zukunft erwecke. Der König faßte Vertrauen zu Stein und dieser bewog den König, sich mit anhaltendem Fleiß den Geschäften zu widmen. Es fehlte Stein nicht an Gegnern, es waren jene, auf deren Entfernung vom Amt er bestanden hatte; dem König kam es schwer an, ohne sie zu sein; die Königin dagegen bat Stein nur für kurze Zeit um Geduld, damit nicht das Gute über den Haufen falle. „Ich beschwöre Sie um König, um Vaterland, um meiner Kinder und meiner selbst willen!“ [1])

Königin Louise.

Einrichtung.

Zunächst kamen die oberste Leitung der Geschäfte und die hiefür zu verwendenden Beamten in Frage. Als Grundsatz wurde aufgestellt: möglichste Kraft und Einheit in der obersten Leitung — die Minister arbeiten unter den Augen des Königs; Behandlung der Geschäfte nach Gegenständen, nicht nach Provinzen, Zuziehung wissenschaftlich-technischer Deputationen und Bildung ständischer Elemente mit zweckmäßiger Theilnahme und Einwirkung auf die Verwaltung.

Finanzen.

Aber nun kam als dringendste Frage der Stand der Geldmittel da-

[1]) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. II, S. 38.

zwischen. Da berief die Königin Stein am 29. October 1807, sie bedürfe in ihrem höchsten Schmerz den Rath eines klugen, gefühlvollen Mannes. „Gott, wo sind wir? Wohin ist es gekommen? Unser Todesurtheil ist gesprochen!" [1])

Haß Napoleons. Warum dieser Schmerzensschrei der Königin? Der Haß Napoleons gegen Preußen ist Schuld daran und der Leichtsinn, mit dem Kalkreuth den Räumungsvertrag unterschrieb. Napoleon hatte Preußen nur aus Rücksicht für Kaiser Alexander I. fortbestehen lassen, war aber entschlossen, ihm bei Gelegenheit den Todesstoß zu geben, indessen ihm so viel Blut abzuziehen, daß es ihm keinen Widerstand leisten könne. Wenn das französische Kriegsheer im Lande blieb, so wurde dieses vollkommen ausgesogen. Nun unterschrieb Kalkreuth einen Vertrag, wonach zwar die sämmtlichen an Preußen zurückzugebenden Länder im Osten der Weichsel und Oder bis zum 20. August und 5. September geräumt werden sollten, bis zum 1. October Schlesien und die Marken, und bis zum 1. November 1807 der Landstrich zunächst der Elbe, aber unter nahezu unausführbaren Bedingungen, nämlich Preußen sollte vorher die ausgeschriebenen Kriegssteuern bezahlen oder annehmbare Sicherheit dafür geben und die Einkünfte aus den verbleibenden Ländern vom Tage der Genehmigung an nur insoweit erhalten, als die französische Kriegscontribution schon bezahlt sei, und bis zur Räumung des Landes die französischen Truppen unter Herbeiziehung der bestehenden Magazine ernähren. Ueberdies solle bis auf Weiteres Stettin mit 6000 Franzosen besetzt bleiben und eine Commission am 25. Juli in Berlin zusammentreten und die streitigen Punkte erledigen. [2])

Kalkreuths Vertrag.

Räumungsfristen.

Das war sehr hart. Der König sandte um Ermäßigung den General Knobelsdorf nach Dresden, der aber Napoleon nicht mehr traf, ihm darum nach Paris nachreiste, von ihm aber dort nicht angehört, sondern einfach an Daru nach Berlin gewiesen wurde. Dieser war aber von Napoleon angewiesen, seine Forderung aufs höchste zu spannen und statt eines Jahreseinkommens von 33 Millionen Thalern, deren 200 Millionen anzurechnen. Daru brachte demnach eine Forderung von 120 Millionen Thalern heraus, ließ keine Gegenrechnung gelten von schon Geleistetem; zugleich unterstützte er die Forderungen der neuen Warschauer Regierung an Preußen und erklärte keck, es handle sich hier nicht um mathematische Genauigkeit, sondern um eine politische Rechnung, [3]) und er werde, wenn man Widerstand leiste, die Summe verdoppeln, und formulirte schließlich seine Forderung dahin: das Land solle geräumt werden unter dem Vorbehalt von fünf Festungen, deren Besatzung, aus 40.000 Mann bestehend, vom Lande unterhalten werden müsse, außerdem habe Preußen noch 120 Millionen Thaler zu bezahlen, halb in Domänen, halb in baarem Geld. Diese Botschaft war es, welche die Königin in solchen Schrecken versetzte. Als Preußen dieser Forderung widersprach, bemächtigte sich Daru der Landesverwaltung unter Beseitigung der königlichen Behörden und ließ die laufenden Abgaben unerbittlich eintreiben; statt 40.000 Mann blieben 157.000 im Lande stehen. Ueberdies nahm Napoleon das 41 Quadratmeilen große Neu-Schlesien mit 40.000 Einwohner gegen den Vertrag hinweg und verkaufte an Sachsen das Eigenthum der Geldinstitute, wofür er im Frieden von Tilsit die Gewähr über-

Daru.

120 Millionen Thaler.

---

[1]) Pertz, Steins Leben, Bd. II, S. 40.

[2]) Ibid. II, p. 41—42.

[3]) Il s'agit ici d'un calcul de politique et point d'arithmétique.

nommen hatte, und führte bittere Reden über den König und die Königin. „Vae victis!“ rief derart einst Brennus den Römern zu.[1])

Stein, findig.

Es war eine Lage zum Verzweifeln. Stein ergriff gute Maßregeln in dieser höchsten Noth zur Erhaltung der Zahlungsfähigkeit des Landes, zum Beispiel ließ er die Tresorscheine zum Course für gesetzliche Zahlungsmittel erklären, gewährte er allgemeine Zahlungsstundung für die zu Grund gerichteten Landbesitzer bis zum 24. Juni 1810, jedoch unter der Bedingung pünktlicher Zinszahlung während dieser Zeit, „in Berücksichtigung der Unmöglichkeit für viele Grundbesitzer die Capitalschulden sofort abzuzahlen und in der Absicht, verderblichen Schuldprozessen und Executionen vorzubeugen“.[2])

Stundung.

Ersparung.

Dann wurde die größtmögliche Ersparung eingeführt, Oper, Ballet, Gnadengehalte gesperrt, die Ausgaben für die Hofhaltung, das Heer beschränkt, die Gehalte herabgesetzt. Der König ging in Einschränkung mit dem guten Beispiel voran, die Prinzen Heinrich und Wilhelm verzichteten auf ein Drittel ihrer Apanagen, das große goldene Tafelservice Friedrichs II. wurde in die Münze geschickt. Stein hatte früher mehrere Millionen Thaler nach Königsberg gerettet, Rußland zahlte 19 Millionen Thaler für Vorschüsse und Lieferungen. Eine Erhöhung der Auflagen war aber nicht zu vermeiden. Mit den Holländern wurde um ein Anlehen von 20 Millionen Thaler unterhandelt. Kaiser Alexander I. ließ durch seinen Gesandten Tolstoy dringende Vorstellungen in Paris für Preußen machen.[3])

Königsberg.

Bisher war die königliche Familie in Memel, an der äußersten Grenze ihres Landes; nach Berlin wollte der König erst zurückkehren, wenn das Land zwischen Oder und Elbe geräumt wäre. Die weite Entfernung von Berlin hatte viel Nachtheiliges, dafür kehrte die königliche Familie zuerst nach Königsberg zurück, wo sie liebevoll empfangen wurde. Das Unglück vereinte Volk und Dynastie. Wie viel Tausende hilfloser Menschen gab es hier, denen der Staat nicht mehr helfen konnte! Prinz August sammelte für brotlos gewordene Beamte und Officiere; 7000 Beamte sammt ihren Familien hatte allein das Großherzogthum Warschau des Landes verwiesen.[4]) Das von Napoleon auferlegte Aufhören des Verkehrs mit England hemmte den Geldzufluß und den Absatz von Landeserzeugnissen. Viel falsche Scheidemünze war in das Land geworfen, selbst von den Franzosen geprägt worden. In Folge davon wurden die Lebensmittel theuer, das Salz stieg auf das Doppelte des bisherigen Preises; es war nothwendig zu befehlen, daß den auf Halbsold herabgesetzten Officieren bis zur nächsten Ernte täglich zwei Pfund Brot gereicht werden sollten. Nur die Entfernung der Franzosen aus dem Lande konnte bessere Zustände schaffen.

Nothzustände.

Theuerung.

Alexander I.

Aber — wie sie fortbringen? Von Daru war Nichts zu erreichen, aber vielleicht von seinem Herrn, wenn man sich bittend an ihn wandte. Man wußte nämlich nicht, daß Napoleon am 12. November Alexander die Moldau und Walachei versprochen hatte, wenn er dagegen einwillige, daß Napoleon Preußen Schlesien wegnehme und es dem König von Sachsen gebe. Alexander I. willigte jedoch nicht ein. Nun beschloß man am Hof, den Prinzen Wilhelm nach Paris zu senden, daß er um eine Erleichterung der Kriegssteuer bitte: er sollte die Vorurtheile des Kaisers gegen den König zerstreuen: daß Preußen einfach und

Prinz Wilhelm in Paris.

---

1) Pertz, l. c. Bd. II, S. 43.
2) Ibid. II, p. 45—47.
3) Ibid. II, p. 50—61.
4) Ibid. II, p. 91.

kräftig verwaltet, zuverlässig seine Verpflichtungen einhalte, die Kriegssteuer sollte auf 40 Millionen Thaler herabgesetzt werden, die erst nach einem Jahre abgezahlt werden müßten. Preußen wollte dagegen ein Hilfscorps zum Kriege gegen die Türkei stellen, ja Sicherheit für die Ruhe im Osten gewähren, wenn ihm der Kaiser Danzig zurückstelle, Magdeburg und andere mit der sächsischen Verwaltung unzufriedene Gebiete. Um dem Prinzen größeres Ansehen bei Napoleon zu verschaffen, schlug Stein vor, ihn an die Spitze des Kriegsministeriums zu stellen und in Paris solle er sich eingehend mit dem französischen Kriegswesen befassen. Gewiß demüthige Angebote! Aber in der Noth kam man sogar zum Plan, Napoleon die Heirath des zwölfjährigen Kronprinzen mit der sechsjährigen Tochter des Königs Joseph von Neapel vorzuschlagen. Dagegen bäumte sich aber der deutsche Stolz Steins; jener Gedanke erscheine ihm so sehr mit den sittlichen und religiösen Neigungen des Königs im Widerspruch, der Erfolg sei so ungewiß, das Unglück, welches aus der Verbindung mit einer ausländischen lasterhaften Familie für den Kronprinzen hervorgehen könnte, so groß, daß er nicht wagen könnte, dem König auch nur davon zu sprechen! —

Ein Heirathsplan.

Prinz Wilhelm reiste nach Paris in Begleitung Alexander von Humboldts, der in zwei Welttheilen als eine wissenschaftliche Größe ersten Ranges galt. Humboldt reiste voraus, um ihm in Paris eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Napoleon war gerade in Italien. Als er zurück war, empfing er den Prinzen, äußerte sich aber mit Bitterkeit über den König. Für seine Anträge war Napoleon wie verschlossen; der Prinz erbot sich in lebhafter Darstellung als Geisel für die richtige Abzahlung, er wolle bis dahin in persönlicher Haft in Paris bleiben. Das wirkte doch auf Napoleon, er umfaßte den Prinzen und sagte: „Das ist sehr edel, aber unmöglich", und behandelte ihn mit Auszeichnung, wies ihn aber an Champagny, und dieser verwies ihn an Daru; der sagte aber nur, was ihm Champagny befahl, und dieser nur, was ihm Napoleon sagte. So war die Sendung denn mißglückt. Des Prinzen Gattin aber, Marianne, ein edles Herz, ein hochsinniges Weib, hatte dem Gatten insgeheim versprochen, die Haft mit ihm zu theilen. So herb war damals die Lage Preußens.[1])

Humboldt.

Prinzessin Marianne.

Mit Recht schrieb Stein über den Prinzen und dessen Gattin, als er von diesem Entschlusse Kunde erhielt: „Diese Bereitwilligkeit, Alles aufzuopfern dem Vaterlande und der Ehre, was dem Menschen theuer und heilig, ist eine so schöne Erscheinung in diesem elenden, egoistischen Zeitalter, daß man nur wünschte, sie in ihrer Reinheit und ihrem Glanz aufzustellen, um alle fürs Gute nicht erstorbenen Menschen zur Nachahmung aufzuregen und die Besseren zu trösten und zu stärken."[2]) Der Prinz schrieb ihm aus Paris: „Sie wissen aus meinem ersten Bericht, wie eingewurzelter Haß und Mangel an Zutrauen aus allen Reden des gewaltigen Mannes hervorleuchteten. Da faßte ich den Entschluß, mich augenblicklich statt jeder anderen Sicherheit anzubieten, als Geisel in seiner Macht zu bleiben, und zum Beweis, wie fest er auf meinen Bruder rechnen könne, bot ich ihm meine Dienste an, dessen Liebe zu mir müsse dann hinreichende Bürgschaft ihm stellen. Mit freundlichen Blicken betrachtete er mich, als ich ungestüm dieses sagend in ihn drang; doch war seine Antwort: „Unmöglich könne er dieses annehmen, nie, nie!"" —

Also in Paris war Nichts zu erreichen. Nun begannen die Unterhandlungen wieder in Berlin. Daru schlug vor, Preußen solle 100 Millionen Franken in

Daru.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 91—95.
[2]) Ibid. II, p. 96.

Domänen bezahlen. Dagegen war jedoch Stein, denn durch ein solches Opfer würde das System des Aussaugens, wodurch Napoleon die eroberten Länder erschöpfte und in Ohnmacht hielt, auch in Preußen verewigt und das Land mit französischen Beamten überschwemmt, welche alle geheimen Maßregeln zur beabsichtigten Befreiung erforschen und verrathen könnten. Wenn aber in Berlin unterhandelt werden sollte, so war es am besten, wenn Stein selber dahin ging, denn Daru wollte mit Geheimrath Sack nicht länger unterhandeln, weil er keine Excellenz sei und kein Ordensband trage, auch war er verletzt, daß man ihn bei Seite gesetzt hatte, indem man mit Napoleon selber unterhandeln wollte. Stein kam bald mit diesem eitlen Franzosen in ein besseres Verhalten; er machte den Behörden die größte Schonung der französischen Eigenliebe und des Argwohns zur strengen Pflicht und veranlaßte, daß neben Fr. A. Wolff und Wilhelm v. Humboldt auch Daru als Mitglied des französischen Nationalinstituts und als Uebersetzer des Horaz in die Akademie aufgenommen werde. Daru gab in Manchem nach, Stein dagegen wußte Geldmittel zu beschaffen. Die Nachrichten über Spanien machten auf einmal Stein dem König unentbehrlich, am 31. Mai war dieser schon wieder in Königsberg. Der Eindruck, welchen Berlin damals auf ihn machte, faßt er in die Worte zusammen: „Die Leiden dieses Landes sind unerträglich und die Zahl der erdrückten und verarmten Familien nimmt täglich zu; Grundeigenthümer, Geldvermögende, Pensionäre, Beamte, Alles wird durch die Kriegssteuern, Einquartierungen, Frohnden erdrückt und die Folgen sind nicht vorher zu sehen. Alles öffentliche und häusliche Glück wird zerstört. Die Anhänglichkeit der Nation an ihren Landesherrn bleibt groß und man duldet, ohne zu murren, den unerträglichsten Druck." [1])

Stein in Berlin.

Leiden des Volkes.

Also von Außen keine Hilfe, überall nur Elend. Besserung mußte durch eigene Thätigkeit kommen. Darum Vereinfachung der oberen Behörden, Abkürzung des Geschäftsganges, Entfesselung der inneren Kräfte des Landes, Erweckung der Selbstthätigkeit der Nation, Kräftigung und Veredlung aller Stände durch ihre Theilnahme an den Landes-Angelegenheiten. Grundsatz wurde: Niemand in dem Genusse seines Eigenthums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit weiter einzuschränken, so lange er in den gesetzlichen Grenzen bleibt, als es zur Förderung des gemeinsamen Interesses nöthig sei, ferner einem Jeden die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte in moralischer und physischer Hinsicht zu gestatten und alle dagegen obwaltenden Hindernisse baldmöglichst auf eine gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen. [2])

Besserung von innen.

Die Domänen-Bauern erhielten das ihnen bisher verkümmerte Eigenthumsrecht, Stein suchte ihre Selbstthätigkeit zu wecken, ihnen Credit und Kapital zu verschaffen; so erhielten sie nach jahrhundertelangem Druck wieder ihr altes Recht und das Gefühl der Selbständigkeit. [3]) Die Städte, welche zur Zeit der absoluten Fürstenmacht so sehr heruntergekommen waren, daß die obrigkeitlichen Stellen mit Invaliden besetzt werden mußten, die ohne Anspruch auf das Ver-

Die Bauern werden frei.

Die Städte.

---

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 114.
[2]) Ibid. II, p. 95—98.
[3]) Ibid. II, p. 145—49.

trauen der Bürgerschaft, den Geschäften vollkommen fremd, nur einen Ruheposten suchten und an das Gehorchen gewöhnt, nie gegen commandirende Officiere das Recht der Gemeinde zu vertheidigen wagten, erhielten jetzt die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten. Indem alle anrüchigen Personen von der Wahl ausgeschlossen waren, wurde Liebe zur Gemeinde, ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt, die beste Vorbereitung zur Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten![1]) Was den Adel anlangt, so strebte Stein eine Verbesserung desselben, nicht eine Abschaffung an; er hatte ein lebhaftes Gefühl für wirkliches Recht und insbesondere noch für die äußere Unabhängigkeit und sittliche Haltung, welche bedeutendes Grundeigenthum und ein durch edlen Familiengeist verknüpftes, verdienstvolles, durch Verbindungen einflußreiches Geschlecht gewähren kann. — Manches geschah für den Lehrstand, soweit es die geringen Mittel gestatteten. Die Würde des geistlichen Standes zu heben, wurden die theologischen Vorbereitungs-Anstalten verbessert, leichtsinnige und unwissende Candidaten abgewehrt, unwürdige Geistliche entfernt, die Einkünfte verbessert und Würden für Verdienste geschaffen. Manches geschah für Verbesserung des Volksschulwesens, auch für die Universitäten Königsberg und Frankfurt. Für das verloren gegangene Halle wurde, 4. September 1807, die Universität Berlin gegründet, Wolf und Schleiermacher wurden dahin aus Halle, Fichte aus Erlangen berufen.[2])

Adel. Lehrstand. Universität Berlin.

Durch gründliche Verbesserung der Stände wurde die zweckmäßige Herstellung von Provinzialständen vorbereitet, auch war damals schon die Errichtung von Reichsständen im Plan. Die Provinzialstände sollten nur die Angelegenheiten ihres Landes beachten und berathen, das Recht der Vorstellung und Bitte haben, Steuern zu Provinzialzwecken bewilligen und durch einige Mitglieder an der Regierung Antheil haben, um schädliche und unpassende Anordnungen zu vermeiden, Aufklärung über Ortsverhältnisse zu geben, Arbeitskraft und Kosten zu ersparen und durch Besorgung geeigneter Arbeiten sich für eine höhere Wirksamkeit vorzubereiten. — Zum Erzieher des Kronprinzen wurde Ancillon bestimmt, zum Obersthofmeister Knesebeck.[3])

Provinzialstände. Ancillon.

Die Nachricht vom Aufstand in Spanien erweckte in Oesterreich und Preußen bei Patrioten den Gedanken, Oesterreich und Preußen sollten einig handeln, Rußlands sicher sich mit England verbinden, den Rheinbund niederwerfen und am Rhein die Entscheidungsschlacht schlagen.

Plan der Befreiung.

Stein theilte diese Ansicht und drang auf Rüstung, aber mit gebotener Vorsicht. Es galt für Preußen das Heer neu zu bilden. Der König stellte an die Spitze der Armeeverwaltung den Generalmajor Scharnhorst. Gerhard David Scharnhorst, geboren 1756 zu Hammelsee im Hannöver'schen, war der Sohn eines Bauern und hat sich mühsam durch eigenes Verdienst emporgearbeitet. Gebildet in der Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg trat er 1777 in Hannöverschen Dienst zur Artillerie und zeichnete sich als ebenso einsichtsvoller wie tapferer Officier 1793 bis 1795 in den Niederlanden gegen

Neubildung des Heeres. Scharnhorst.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 149—53.
[2]) Ibid. II, p. 161—63.
[3]) Ibid. II, p. 164—72.

die Franzosen aus. Der Plan zum Ausfall von Menin war von ihm entworfen und durchgeführt, seine Schrift über die Belagerung von Menin gilt für classisch. Im Jahr 1801 vertauschte er, dem Herzog von Braunschweig durch mehrere Denkschriften empfohlen, den Dienst in Hannover, wo er durch Kastenvorurtheile niedergehalten wurde, mit dem preußischen als Oberstlieutenant. In der Schlacht bei Auerstädt war er Adjutant bei Braunschweig, dann zog er mit Blücher nach Lübeck, bei dessen Erstürmung er gefangen, aber bald wieder ausgewechselt wurde. Dann war er mit Lestoq bei dem Heerestheil, der durch sein Herbeieilen zur Schlacht bei Eylau und seine Tapferkeit die Ehre der preußischen Waffen rettete. Hier hatte er die Armee neu zu bilden. Pertz sagt schön von ihm: „Jetzt ging aus seinem Haupte das verjüngte preußische Kriegsheer, eine neue Pallas, waffen- und weisheitgerüstet zum Siege hervor. Unter äußerem Druck und Entbehrungen sich emporarbeitend, hatte er die starke gediegene Kraft, den reinen, zähen Willen, den ruhigen, sicheren Blick, die unverwüstliche, auf den rechten Punkt gerichtete Thätigkeit, die sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit, aus der Hütte seines Vaters an die Stufen des Thrones gebracht. Sorgfältige, nie unterbrochene Beobachtung und angestrengteste Erforschung seiner Wissenschaft hatten seinem Geist den unerschöpflichen Reichthum an Hilfsmitteln, die Vorsicht und Verschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen schwerer Schöpfungen erfordert wird. Ein schlichtes, anspruchloses, selbst vernachlässigtes Aeußere verhüllte die großen Pläne, die tiefen, glühenden Gefühle seiner Brust. Ein schweres Leben hatte ihn die Kunst gelehrt, die Ansichten, die Vorurtheile und den Eigenwillen der Höheren zu ertragen und zu behandeln. Der ruhige, klare Weg der Vorstellung führte ihn, oft zwar langsam, zu Erfolgen, welche der Heftigkeit versagt gewesen wären, und wenn er, von der Güte und Wichtigkeit seiner Sache durchdrungen, bei der ersten Vorstellung ihren Zweck nicht erreicht hatte, so ermüdete er nicht, auf denselben Gegenstand mit Ruhe und Geduld so lange zurückzukommen, bis ihm ein günstiger Augenblick die Gewährung brachte. Mit dieser Kunst überwand er des Königs anfänglichen Widerwillen gegen seine Hannover'sche Geburt, seine etwas gedehnte Aussprache und bequeme Haltung — und die noch größere Abneigung gegen durchgreifende Veränderungen. Aber es half ihm dabei, daß, wer ihn einmal erkannt hatte, seine Achtung auf immer gewähren mußte, und er stieg daher im Vertrauen des Königs, mit dessen eigenem Wesen sein sanfter, ruhiger, beharrlicher Charakter, sein richtiger, klarer Verstand, seine Besonnenheit in vollkommenem Einklang waren, und den er mit wenigen verständigen Aeußerungen von seinen Ansichten über die Kriegskunst überzeugte.“ [1]) Also war Scharnhorst; er wollte, frei von Pedanterie, die Bestandtheile des Heeres veredeln, sittliche und geistige Hebel statt der bloß mechanischen anwenden, den Soldaten praktisch üben und einen tüchtigen Officiersstand heranbilden. [2])

Harte Schule des Lebens.



Sein Gehilfe war Gneisenau, eigentlich Neidhart, geboren 1760 zu Schilda, der Sohn eines österreichischen Artillerie-Officiers, der sich nach dem Krieg in der Stellung eines untergeordneten Beamten zu Erfurt niederließ; seine Mutter stammte aus Franken. In ärmlichen Verhältnissen machte er eine harte, aber eben darum recht heilsame Lebensschule durch. „Ich habe immer schwarzes Brot, aber nicht immer Sohlen unter den Füßen gehabt.“ — Von der Universität zu Erfurt, an der er alte und neue Sprachen, Geschichte und Mathematik

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 179—80.
[2]) Ibid. II, p. 179.

mit großem Eifer studirte, trieb ihn ein Duell unter die Soldaten, zuerst in österreichischen, dann in bayreuthischen Dienst; mit seinem Regiment, das an England verkauft wurde, kam er 1780 nach Nordamerika in den Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Nach dem Frieden 1785 trat er in preußischen Dienst und wurde als Oberlieutenant im Gefolge Friedrichs II. angestellt. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er 1789 Hauptmann, machte 1795 und 1797 die Feldzüge in Polen mit und kam 1806 zum Heere nach Franken, war im Kampfe bei Saalfeld und Jena, entging aber den Capitulationen, folgte dem König nach Preußen, wurde Major und bildete drei Ersatzbataillone; der König sandte ihn dann nach Colberg, dessen umsichtige Vertheidigung ihm hohen Ruhm erwarb. Gneisenau ist der Mann der Feder wie des Schwertes, eine vielseitige Natur, bescheiden bei allem Reichthum der Begabung, unermüdlich in der Arbeit, standhaft in der Gefahr, anspruchslos bei seinen vielen Verdiensten und neidlos auf die Leistungen Anderer. Nach Scharnhorsts Tod wurde Gneisenau der Chef des Generalstabs.[1])

Grollmann. Neben diesen Beiden sind noch Grollmann und Boyen. Grollmann wird von Vielen an Geist und Muth Scharnhorst und Gneisenau gleich, ja von Manchen noch höher als Beide gestellt, er war der Sohn eines Rechtsgelehrten in Berlin, ein klarer Kopf, ein tapferes Herz, ruhig in der Gefahr und findig, voll glühenden Hasses gegen den Bedränger der Heimath, gegen welchen er 1806 bis 1807 in Preußen stritt, 1809 in Oesterreich, dann in Spanien, dann 1813 bis 1815 in Deutschland und Frankreich, wo er oft die Entscheidung gab. — Boyen. Boyen war ein Schüler Immanuel Kants und ein treuer Mitarbeiter an dem großen Werk.

Diese Männer arbeiteten im Sinne der Vorschläge und Reformen Steins am Kriegswesen; sie alle verband gegenseitige Achtung und das gleiche Streben: ein sittlich und wissenschaftlich aus dem ganzen Volk hervorgegangenes Heer zu schaffen und mit demselben das Vaterland zu befreien, war ihr Ziel. Was die Generale nicht zu beantragen sich getrauten, das setzte Steins Wildheit durch. Scharnhorst sagte: „Ich kenne nur zwei Männer, welche ganz ohne Menschenfurcht sind, den Minister Stein und den General Blücher!“ Gneisenau mühte sich oft, das Ungestüm seines Freundes zu mäßigen. Stein sagte: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß ich übereilt und heftig bin? — aber, wenn ich das ablegen könnte, so wäre ich ein altes Weib!“ — Der König war selber von der Ueberzeugung der Fehlerhaftigkeit der alten Einrichtungen durchdrungen. Das ganze Heer sollte darum neu gebildet werden. Wenige Tage nach dem Frieden Der König. von Tilsit schrieb Friedrich Wilhelm III. 19 Punkte als Grundlage der neuen Einrichtung auf: Ausschluß und Bestrafung der pflichtvergessenen Officiere, Untersuchung des Betragens der verdächtigen; Ausschluß sittlich und leiblich kraftloser Officiere; Aufsteigen im Heere bloß nach Verdienst; Zulassung Nichtadeliger zu Officiersstellen; Bildung größerer Rekrutirungsbezirke; Vereinfachung und Verbesserung der Waffen; Abschaffung entehrender Strafen, und Anderes. In der bürgerlichen Bevölkerung sprach sich die Verstimmung über den Uebermuth der Officiere vor dem Kriege und über den Mangel an Leistungen in der Stunde der Noth und der Wunsch aus, daß jedes militärische Talent Zutritt in die Reihe der Officiere habe: der Zwist zwischen Armee und Bürgerlichen werde aufhören, wenn das Heer durch Leistungen sich wieder Achtung verschaffe, und dies werde

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 180.

nur eintreten, wenn bloß Tüchtigkeit und Verdienst emporbringen. Die öffentliche Meinung verlangte ein Gericht über die Officiere. —

Kriegsgericht. Es wurde darum unter dem Vorsitz der Prinzen Heinrich und Wilhelm ein Kriegsgericht niedergesetzt, vor dem sich jeder Officier über sein Verhalten im letzten Kriege zu rechtfertigen hatte, mehrere feige und pflichtvergessene Festungscommandanten wurden schimpflich verurtheilt, viele Officiere einfach entlassen.[1])

Grollmann. Grollmanns Feder entwarf den Plan der neuen Heeresbildung — er will Wehrhaftmachung des ganzen Volkes, Veredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, rasche und tüchtige Ausbildung der Waffen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Officiere, Gleichheit der Rechte und Pflichten unter Allen, ohne Rücksicht auf Geburt, Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick, Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens, Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres, mit Beschränkung des geisttödtenden Gamaschendienstes — Alles unter der Leitung kräftiger, umsichtiger, charakterfester Befehlshaber.[2])

Dienstpflicht Aller. Stein betonte namentlich den Grundsatz, daß alle Bewohner des Staates zwischen 18 und 25 Jahren schuldig seien, im stehenden Heere nach Bestimmung des Looses zu dienen; dann daß alle, welche nicht dazu berufen, sei es weil sie nicht das Loos getroffen, oder weil sie das Dienstalter überschritten, oder durch ihr Gewerbe befreit seien, in das Reserveheer eintreten müssen.

Heeresstand. Scharnhorst veranschlagte das Heer auf 70.000 Mann, bei jeder Compagnie solle ein überzähliger Officier sein; jährlich solle ein Theil der diensttüchtigen Leute entlassen und durch neue ersetzt, Kleidung, Waffen und Schießbedarf für die entlassene Mannschaft jedoch bereit gehalten werden. Das war die Linie. Daneben wollte er eine Landwehr, welche aus einem Theil der bisher befreiten jungen Leute bestehen, sich selbst kleiden, bewaffnen, unterhalten müsse; sie sollte einen Theil der Stadtbesatzungen ausmachen, jährlich gemustert, im Schießen geübt werden, für jetzt dem stehenden Heere zur Uebung im Felddienst Zeit gelassen, im Kriege die Ruhe in den großen Städten erhalten und in der Folge bei günstigen Umständen sehr bald vermehrt und als leichte Truppen mit der Linie zur Vertheidigung gebraucht werden. — Zur Landwehr forderte er kriegerische Einrichtung der Stadtschulen, das Lehren von mehr Mathematik und körperliche Uebungen. Stein versprach, in allen Stadtschulen der heranwachsenden Jugend Kenntniß des Gebrauchs der Waffen und der Bewegung größerer Menschenmassen beizubringen, auch die Schüler mehr an Reinlichkeit, Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen und Turnübungen einzuführen. — Die Geldnoth war groß, dennoch war im Jahr 1808 die Linie schon 50.000 Mann stark mit 1370 groben Geschützen und gedachte er in Bälde die Linie auf 80.000 Mann zu bringen, mit einem Rückhalt von 150.000 Mann Landwehr. Festungen, wie Colberg, wurden neu verstärkt.[3])

(Randnotizen: Linientruppen. — Leichte Truppen. — Landwehr.)

Derart hoffte man bald das ganze Volk unter die Waffen rufen zu können; man rechnete dabei auf die Stimmung in den verlorenen preußischen

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 181—82.
[2]) Ibid. II, p. 187.
[3]) Ibid. II, 185—88.

Provinzen, ja in ganz Norddeutschland, und auf die Rüstungen Oesterreichs. Ueberall hatte der Aufstand der Spanier Hoffnungen erweckt und Pläne, durch eine Erhebung der verhaßten Aussaugung und Tyrannei der Franzosen ein Ende zu machen. Stein und seine Gesinnungsgenossen hatten Mühe, von voreiligem Handeln abzuhalten, aber auch die Pläne der Gegner zu vereiteln, welche zeitliches Hingeben an die Franzosen für das beste Mittel hielten, um in ruhigem Genuß das Leben vor ungewöhnlichen Anstrengungen zu schützen, und welche jede Mahnung an einen sittlichen Aufschwung haßten und bereit waren, jede Neuerung in diesem Sinne den Franzosen als eine Gefahr anzuzeigen, um mit deren Hilfe wieder zur Macht zu gelangen. Stein war jedoch auf seiner Hut.

Plan zum Sturze Steins.

Ein Plan zum Sturze Steins sollte in einer Abendgesellschaft auf einem Landgut bei Königsberg verabredet werden. Die ganze Aristokratie war dazu geladen, auch Stein, weil man wußte, daß er keine Abendgesellschaft besuche; er erschien jedoch plötzlich unerwartet in der Gesellschaft, und sagte dem Wirth, er habe gehört, daß hier wichtige Fragen verhandelt werden sollten, und dabei nicht fehlen wollen. Die Gegner waren verblüfft, der König und die Königin waren froh über das Erscheinen Steins, der Plan ihn zu stürzen stockte, um einandermal wieder aufgenommen zu werden. — Beide Parteien blieben auf der Hut, aber die Besseren hielten es mit Stein.[1])

Der Tugendbund.

Damals entstand der vielbesprochene Tugendbund durch Heinrich Bardeleben, ehemaligen südpreußischen Justiz-Assessor in Braunsberg, der im October 1807 seine Schrift „Preußens Zukunft“ an Stein übersandte, als „den Mann, von dessen hohem Muthe, Energie, Rücksichtslosigkeit und Vaterlandsliebe Preußen eine bessere Zukunft und den alten Glanz wieder erwarte“. Bardeleben verband sich mit einigen Officieren und Gelehrten zu „einem sittlich-wissenschaftlichen Verein, um die Selbstsucht in sich und in den öffentlichen Verhältnissen zu bekämpfen, die edleren sittlichen Gefühle zu beleben, die günstige Entwickelung zu fördern und den Bemühungen der Regierung in dieser Beziehung zu Hilfe zu kommen.“ — Stein hatte mit dem Tugendbund Nichts zu thun, hielt Bardeleben für nicht weitblickend genug, ließ jedoch der Sache ihren Lauf. Als zwanzig Mitglieder beisammen waren, legten sie dem König die Statuten vor, der sie durch ein Rescript genehmigte, ohne Zureden Steins, der vielmehr meinte, es bedürfe keiner besonderen geheimen Verbindung, sondern nur der Anregung des christlichen und vaterländischen Geistes, wozu bereits in der Kirche und den bestehenden Einrichtungen des Staates der Keim liege. „Der Verein“, schrieb er später, „schien mir unpraktisch, und das Praktische sank in das Gemeine. Die Quelle der Erbitterung gegen Napoleon war der allgemeine Unwille über seine Bedrückungen und seine Ungerechtigkeit.“ — Man glaubte aber lange, Stein sei der Stifter. Auch Scharnhorst war nicht Mitglied des Bundes, der jedoch schnell Verbreitung fand. Als er auch auf Erziehungs-Anstalten Einfluß nehmen wollte, wies Stein den Antrag als einen Eingriff in den Wirkungskreis des Staates und der Kirche zurück. Der Verein gründete Logen in den einzelnen Orten und Räthe in den Provinzen und gewann, von der Noth und der Stimmung der Zeit getragen, bald Mitglieder in Hessen und Westfalen. Die

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 193.

Mitglieder gelobten Verschwiegenheit, Sittlichkeit und patriotisches Handeln zur gebotenen Zeit. Wie die Freimaurer, hatten sie ihr besonderes Erkennungszeichen, deswegen traten auch in Berlin Schleiermacher mit anderen Professoren nicht in den Bund ein; für Männer wie sie bedürfe es keiner maurerischen Formen.

Drang der Dinge.

Die Nachrichten von Baylen, von dem Rückzug Josephs aus Madrid,[1]) von Napoleons Plan, in Erfurt mit Alexander I. zusammenzukommen, von den Rüstungen Oesterreichs zu einem Kampf auf Leben und Tod, die Lockungen aus Paris, Preußen möge in den Rheinbund eintreten, steigerten die Spannung. Stein sollte Rath schaffen.

Scharnhorst's Rath.

Scharnhorst schrieb ihm in seinem Sinne: „Wir müssen davon ausgehen, daß Napoleon höchst wahrscheinlich den Plan hat: 1. dem noch gebliebenen preußischen Staat eine andere Form zu geben und alle Nationalität auszulöschen; 2. sich der regierenden Dynastie zu bemächtigen und sie, so wie die spanische, einzusperren. Das Letztere wird man nicht verhindern können, wenn der Hof Königsberg verläßt; — durch Ströme von Blut haben unsere Vorgänger dem preußischen Staat Eigenthümlichkeit und der Nation Ruhm erworben; wir würden unwürdige Nachfolger sein, wenn wir das erworbene Eigenthum muthlos hingeben wollten." — Das ist das Urtheil eines tapferen Soldaten.

Hören wir nun die Ansicht eines Staatsmanns, wie Stein; er schreibt an den König:

Steins Ansicht.

„Es ist allerdings sehr zweifelhaft, ob der gegenwärtige Zustand der Dinge vorübergehend oder dauernd ist — es kann sein, daß die durch die Kraft eines großen Mannes zusammengehaltene Masse nach seinem Tode sich auflöst; es kann auch sein, daß durch seine Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit solche Verwickelungen entstehen, die er aufzulösen nicht im Stande ist. So scheint die Beharrlichkeit des Papstes bei seinen Grundsätzen, der Widerstand der Spanier, der ihn nöthigt, Truppen zu brauchen, um sie zu bezwingen, und wann sie bezwungen, sie gehorsam zu erhalten, ganz außerhalb seiner Berechnung gelegen zu haben. Auf der andern Seite ist es aber auch möglich, daß der Kaiser Napoleon alle diese Schwierigkeiten besiege und Oesterreich zertrümmere, alle alten Dynastien, wie die Bourbonische, vernichte, die Monarchien ihrer Selbständigkeit beraube und Europa von Frankreich abhängig mache. Aeußere Kriege werden alsdann nicht mehr entstehen, statt ihrer wird die Menschheit durch bürgerliche Kriege und den Ausbruch neuer Factionen gepeinigt, alle Nationalität zerstört oder verkrüppelt, und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts einer Bureaukratie, die von einem entfernten, fremden Regenten die endliche Richtung erhält, anvertraut werden. Ein solcher Zustand der Dinge kann lange fortdauern, wie uns die Geschichte des römischen Reiches beweist.

„Der gegenwärtige Zustand der Dinge, sei er nun vorübergehend auf das Leben des Kaisers Napoleon berechnet, oder fortdauernd, so ist beides sehr unglücklich für die Nation und für ihre Oberhäupter, und sie werden zur Anwendung aller Mittel, um das sie bedrohende Schicksal von sich zu entfernen, aufgefordert.

„Es muß daher in der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden, übermüthigen, täglich

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 193–96.

gehaltloser werdenden Volke; man muß sie mit dem Gedanken der Selbsthilfe, der Aufopferung des Lebens und des Eigenthums, das ohnehin bald ein Mittel und ein Raub der herrschenden Nation wird, vertraut erhalten, man muß gewisse Ideen über die Art, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten, verbreiten und beleben. Hiezu werden sich mehrere Mittel auffinden und anwenden lassen, ohne daß die Regierung dabei thätig erscheint, die aber bei schicklicher Gelegenheit und unter günstigen Umständen diesen Geist wird benützen können.

Bund mit Oesterreich

„Ein solcher Schritt setzt aber eine Verbindung mit Oesterreich und England voraus, um Waffen, Geld und Mitwirkung der Armee des ersteren Staates zu erhalten, und um diese Verbindung zu erhalten, könnte man Vorbereitungen treffen. — Man würde beiden Mächten die Hauptidee, bei dem Ausbruch eines österreichisch-französischen Krieges durch Insurrection mitzuwirken, vorlegen lassen, und von ihnen die Erklärung abfordern, was sie zu leisten bereit seien. Mit Oesterreich müßte der Operationsplan, mit England die Unterstützung an Geld und Waffen verabredet werden, und im Falle des Mißlingens die Sicherstellung der königlichen Familie.

und mit England.

„Denn man muß die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge halten, und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß, und der Geist, der sie leitet, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird, weniger in Hinsicht auf Wahrscheinlichkeit des Erfolges, als auf die Gewißheit, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden, und daß es pflichtmäßiger gehandelt ist gegen die Zeitgenossen und die Nachkommen, und ruhmvoller für den König und seine Nation, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen oder gefangen halten zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art und des Todes vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen die Sache an, und erinnere sich, daß durch Muth und Unerschrockenheit mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht worden sind. Man entferne aber auch alle trägen, gegen edlere Gefühle abgestumpften und jeder Hingebung und Aufopferung unfähigen elenden Menschen, die alles lähmen und verderben und denen es nur um ruhigen Genuß ihrer Erbärmlichkeit zu thun ist.

Lieber Tod als Knechtschaft.

„Es bleibt eine große Schwierigkeit zu beseitigen übrig, nämlich die Beobachtung des Geheimnisses über die Eröffnungen, welche man an Oesterreich und England zu machen beschließt.

Allianz mit Frankreich.

„Die Bestimmungen einer Allianz mit Frankreich müßten die Abhängigkeit von Frankreich wenigstens nicht vermehren durch Ueberlassung mehrerer Festungen und die Räumung des Landes zur Folge haben. Die so erlangte mehrere Freiheit würde man benützen, seine Unabhängigkeit wieder herzustellen. Aber läßt man auch ein Truppencorps, so kann man es doch einleiten, daß es zur bestimmten Zeit mit Oesterreich sich vereinige und gegen den allgemeinen Feind wirke.

„Die Allianz muß nur zum Deckmantel dienen der Anstalten, die man treffen wird, um sich loszureißen und dieses müßte man gleich einzelnen vertrauten Personen eröffnen, zum Beispiel dem Erzherzog Ferdinand und Herrn Canning.

„Es wird nun noch verlangt werden: a) ein Plan der Anstalt, wodurch auf die Nation zu wirken; b) ein Plan, wie die Insurrection militärisch zu bilden und anzuwenden ist.

„Die Ansichten, die Herr Oberstlieutenant von Gneisenau in seinem Memoire aufgestellt, entsprechen vollkommen meiner Ueberzeugung, und kein Regent,

der von ihr ergriffen ist, kann einen Augenblick mehr zweifelhaft sein, über die Frage, ob es rathsamer ist, zahm und geduldig den Ausspruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um Ehre und Unabhängigkeit und die Erhaltung seines Thrones zu erneuern. — Denn ihn wird Herabsetzung von seinem hohen Stand und Verlust seiner Unabhängigkeit treffen; der Privatmann kann leicht in seine Verhältnisse zurücktreten und ruhig und unbemerkt den Uebergang in ein besseres Leben abwarten. Räth ein solcher zur Ergreifung kräftiger Maßregeln, so entsagt er allen Annehmlichkeiten eines sorglosen Daseins, er setzt sein Eigenthum und sein Leben auf das Spiel und er erhält hiedurch einen größeren Anspruch auf Aufmerksamkeit und Achtung des Regenten, als der große Haufen gemeiner, sinnlicher und träger Egoisten, die unbedingte Hingebung und Aufopferung jedes Gefühls von Ehre und Edelmuth empfehlen, damit nur ein elendes, genießendes Leben geführt werde.

Lieber Tod als Schande.

„Was Volksbewaffnung in Verbindung mit stehenden Truppen vermag, wenn beide, Nation und Soldaten, von einem gemeinschaftlichen Geiste beseelt sind, sieht man in Spanien und sieht man in der Vendée, in Lyon. Die Anhänglichkeit an das Regentenhaus, an die Verfassung, und die Erbitterung gegen einen übermüthigen und räuberischen Feind, ist in den preußischen Provinzen groß und wird sich, mit Kraft und gut geleitet, mit Erfolg äußern.

Vorbild Spaniens.

„Sollten Eure Königliche Majestät diese Ansichten billigen, so würde man den Grafen Goltz bevollmächtigen, durch ein ostensibles königliches Schreiben die Eröffnung dem Erzherzog Ferdinand, Bruder der Kaiserin und Generalcapitän von Böhmen, zu machen, und zu dieser geheimen Unterhandlung den Oberstlieutenant von Rodich, der mir noch durch den letzten anwesenden Grafen Roggendorff als ein alles Vertrauen verdienender Mann empfohlen worden, zu gebrauchen."

Weitere Andeutungen gab Stein in Folgendem:

„Beide Staaten verbinden sich, um ihre Existenz zu erhalten und den allgemeinen Feind darnieder zu werfen. Preußen weiß, daß seine Existenz nur von der von Oesterreich abhängt, daß mit dem Falle Oesterreichs es unwiederbringlich verloren ist. Ebenso klar ist es, daß Oesterreich nur durch einen kraftvollen Krieg sich retten kann, daß aber, wenn Frankreichs Macht nicht getheilt wird, es schwerlich seinen Kampf glücklich endigen wird.

Nationalcocarde.

„Preußen ist daher entschlossen, sobald der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbricht, mit all seinen Kräften den Krieg gegen Frankreich anzufangen. — Seine Mittel dazu sind: An stehendem Militär: 1. In Preußen: 27 Bataillons, 66 Escadrons mit überflüssiger Artillerie, ungefähr 30.000 Mann; 2. in Pommern: 11 Bataillons, 10 Escadrons und dazu gehörige Artillerie; 3. in Schlesien: ungefähr 10.000 Mann und drei Festungen: Glatz, Silberberg und Cosel.

Kriegsmacht.

„Die Truppen in Preußen brechen sogleich offensive über die Weichsel vor, und dringen in Vereinigung mit den Pommerischen Truppen gegen die mittlere Oder vor. — Die Truppen in Schlesien vereinigen sich sogleich mit den österreichischen Truppen; die drei Festungen werden den Oesterreichern geöffnet und sie können die Mitbesatzung unter einem preußischen Commandanten ausmachen. Oesterreich muß aber bedacht sein, diese Festungen mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zu versehen, sobald es ihnen fehlen sollte, da sie nur den nöthigen Bedarf zu einer kurzen Belagerung haben.

Kriegsplan.

Aufstand. „In dem Augenblick dieses Vordringens bricht ein allgemeiner Aufstand in Pommern, der Neumark, in der Mark und im Magdeburgischen, in Niedersachsen, Westfalen, Hessen, Thüringen und Franken aus; an einem Tage sucht man sich aller festen Plätze durch Verrath oder Ueberfall zu bemeistern. Ebenso bricht in Schlesien der allgemeine Aufstand los, wenn nicht die zu große Anzahl französischer Truppen es im ersten Augenblick verhindert. Gleichzeitig wird ein allgemeines Aufgebot in Ost- und Westpreußen entweder die vordringende Armee unterstützen oder die Polen im Zaum halten.

„Eine kleinliche Eifersucht hat die Staaten Europas ins Verderben geführt, und Vertrauen und Einigkeit im Glück und Unglück kann sie wieder herstellen. Also fort mit der elenden Sprache der Diplomatie, wo man sich nur wechselseitig betrügen wollte; eine gerade, freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europas auf sich nehmen; vereint zu siegen oder zu fallen, sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung.

„Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. — Auf den Fahnen des Landsturms muß dieses ausgedrückt sein, und führt, als ein provinziales Abzeichen, jede Provinz ihr Wappen und ihren Namen auf der Fahne.

„Man sollte nur eine Cocarde haben, die Farben der Hauptnationen in Deutschland, der Oesterreicher und Preußen, nämlich Schwarz, Weiß und Gelb."

So war der Rath Steins: der Krieg muß geführt werden zur Befreiung Deutschlands durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturms muß dies ausgedrückt sein. Stein will also nur eine Cocarde haben in Deutschland, der Oesterreicher und Preußen, nämlich Schwarz, Weiß und Gelb.

Bitte um englische Hilfe. Ein Schreiben an die englische Regierung ward entworfen, welches den festen Entschluß aussprach, bei der ersten Gelegenheit einen Versuch der Befreiung zu machen. Diese Gelegenheit sei der wahrscheinlich nahe Bruch zwischen Frankreich und Oesterreich. Vertrauensvoll wende sich der König an die englische Regierung, „die einzige eines noch in Europa völlig unabhängigen Volkes, und ersuche dieselbe insgeheim um Beistand, sobald die Umstände ihn nöthig machen sollten". Die preußische Militärmacht sei zwar gegenwärtig noch gering, aber die Erbitterung und die Energie der Nation gegen die Unterdrücker ersetze die stehende Armee. Man sei bemüht einen Aufstand zu organisiren, wenn die französischen Truppen im Kampf gegen Oesterreich beschäftigt wären, er solle vom Rhein sich ausdehnen bis zur Weichsel. Diesem Plan stehe der Mangel an Infanteriegewehren und an Geld entgegen; der König ersuche daher die englische Regierung um 40.000 Infanteriegewehre mit 100 Schuß für jedes, um 12.000 Cavalleriesäbel und 30.000 Aermelmäntel, die bei Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich schnell nach Colberg und Pillau abgehen sollen. „Wir würden zur Wiederherstellung und zum Unterhalt einer Armee von 100.000 Mann zehn Millionen Thaler theils als Anleihe, theils als Subsidien brauchen, die man in Geld und auch in Effecten auszahlen könnte." Auch sollte England zwischen Ems und Elbe einige tausend Mann Truppen landen lassen, die in kleinen Abtheilungen sich durch das Land in Schnellmärschen verbreiten und dem überall ausbrechenden Aufstand einen Halt geben. Den Verkehr an den Küsten sollten einige kleine Kriegsschiffe fördern. Auch wäre die Sendung von englischen Truppen nach Preußen und Pommern willkommen.

Diese Pläne gefielen allerdings dem König, aber er erklärte in einer Unterredung mit Stein, Scharnhorst, Gneisenau dennoch, sie wären nur ausführbar, wenn Rußland am Kriege gegen Frankreich theilnehmen würde; man werde Alexanders Absichten bei seiner Durchreise nach Erfurt erfahren. Der König war also von Mißtrauen gegen sein Volk und gegen Oesterreich erfüllt, gegen sein Volk seit dem unglücklichen Feldzug von 1806. „Das Mißtrauen gegen Oesterreich", bemerkt Pertz, „war älteren Ursprungs, von dem schlesischen und siebenjährigen Krieg her und den Verhandlungen von 1797 und 1801, schien aber gegen das damalige österreichische Cabinet ebenso wenig begründet, als das durch den Tilsiter Frieden so schmählich getäuschte Vertrauen in Rußland gerechtfertigt." [1])

Der König vertraut nur auf Rußland.

Ein Zeichen der Zeit waren die „Reden Fichte's an die deutsche Nation", gehalten in Berlin, anregend, vielbesucht, voll Feuer.

Johann Gottlieb Fichte hat sich, wie Scharnhorst und Gneisenau, aus Noth und niederem Stand zu hoher Wirksamkeit und Ehre emporgearbeitet; er war der Sohn eines armen Leinenwebers in Rammenau in der Oberlausitz, geboren 19. März 1762, mußte seinem Vater am Webstuhl helfen und die Gänse im Dorfe hüten. In der Dorfschule lernte er lesen und schreiben, und fiel auf durch sein wunderbares Gedächtniß. Ein begüterter Edelmann, Miltitz, aus der Nachbarschaft, der die gediegenen Predigten des Pfarrers in Rammenau stets besuchte, kam einmal zu spät zum Gottesdienst, beklagte laut seinen Verlust. Der Pfarrer tröstete ihn, es sei ein Knabe im Dorfe, der gewiß die ganze Rede hersagen könne. Der junge Fichte wurde geholt und wußte in der That die ganze Predigt auswendig, was den Edelmann so erfreute, daß er beschloß, ihn für den höheren Schulunterricht vorbereiten zu lassen, und ihn zuerst nach Meißen, dann nach Schulpforta sandte (1774 bis 1780). Der junge Fichte entwickelte nicht bloß einen eisernen Fleiß, sondern machte auch glänzende Fortschritte. Zum Guten war er immer rasch entschlossen; als ihn sein Lehrer vor dem Lesen der Romane warnte, nahm er das Volksbuch vom Herzog Ernst von Schwaben, das er immer so gerne las, eilte damit auf die Brücke und warf es unter Thränen in das Wasser. 1789 bezog Fichte die Universität Jena; er mußte dort sich mit Privatunterricht das Brot verdienen, denn indeß war sein Wohlthäter gestorben. Eine Bitte um Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien wurde vom Consistorium abgeschlagen. 1788 bot ihm der Dichter Weiße eine Hauslehrerstelle für zwei Kinder im „Gasthof zum Schwert" in Zürich an, doch löste sich wegen der Strenge, mit der Fichte wider das Verzärteln der Kinder gegen die Eltern auftrat, schon 1790 das Verhältniß. In Zürich hatte Fichte Lavater kennen gelernt, der seine hohe Begabung bewunderte, und durch diesen einen Anhänger Klopstocks, einen Kaufmann Rahn, mit dessen Tochter sich Fichte verlobte. Der Unterricht in der Kantischen Philosophie, den von ihm ein Zögling verlangte, führte ihn zum Studium der Schriften des Königsberger Philosophen und das entzückte ihn derart, daß er trotz der Noth, mit der er zeitweise kämpfen mußte, sich für den glücklichsten Menschen auf dem weiten Erdenrund hielt. Eine Hauslehrerstelle in Warschau gab er 1791 schon nach fünfzehn Tagen wieder auf, weil ihn die Gräfin zu wenig unterwürfig fand. Im Juli 1791 traf er in Königsberg ein, um Kant kennen zu lernen. Allgemein erwartete man damals

Fichte. Lebensgang. Lavater. Kant.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 26.

vom berühmten Philosophen eine Schrift, wie sich der Vernunftglaube zur Offenbarung verhalte. Fichte übersandte über dieses Thema, 18. August, einen Aufsatz, der dem berühmten Mann sehr gefiel, so daß er Fichte näher trat, ihm einen Verleger und eine gute Hauslehrerstelle beim Grafen Krokow in Danzig verschaffte. Unter dem Namen „Kritik aller Offenbarung“ erschien Fichte's Aufsatz Ostern 1792 anonym und galt allgemein für das ersehnte Werk Kants, bis dieser 5. Juli 1792 den Verfasser selber nannte. So war Fichte plötzlich ein berühmter Schriftsteller geworden. Nun konnte er nach Zürich zurückkehren; 22. December 1792 vermählte er sich mit seiner Verlobten. Im Winter 1793 bis 1794 hielt er in Zürich Vorträge über die Begründung der Kantischen Philosophie, denen auch Lavater voll Bewunderung der Kraft des Menschengeistes beiwohnte. Damals verkehrte Fichte viel mit Pestalozzi in Richterswyl und wurde für dessen Reformation der Volkserziehung gewonnen. Scharfsinnig sind seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution“, — und „Die Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten.“ Fichte wünschte, im Gefühle seines Berufes, jetzt nur einen Lehrstuhl der Philosophie und erhielt einen solchen in Jena, wo er 23. Mai 1794 seine Vorlesungen begann. Seine Vorträge waren ungemein anregend, seine Zuhörer gaben sich sichtlich Mühe, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen; der Lehrer hingegen war von der Sicherheit seiner Schlüsse so überzeugt, daß er eines Tages die Absage seiner Vorlesung mit den Worten begründete: „Ich habe den nächsten Lehrsatz noch nicht gefunden.“ Durch seine Vorlesungen „Ueber die Wissenschaftslehre“ an den Sonntagsvormittagen kam Fichte mit der protestantischen geistlichen Behörde in einen Streit, in welchem ihm jedoch die Regierung beistand, nur sollten die Vorlesungen Nachmittags gehalten werden. Durch seine Vorlesungen „Ueber die Bestimmung des Gelehrten“ trat er dem verkommenen, wüsten Studententhum entgegen. Bald boten ihm die Vertreter der Orden an, ihre Verbindungen aufzulösen und den Entsagungseid in seine Hand zu leisten. Fichte nahm es an, gerieth aber dabei in Zwist mit den akademischen Behörden und mit einem Theil der Studenten, und seine Lage wurde trotz seines besten Willens so unangenehm, daß er einige Zeit Jena verlassen mußte. Nicht lange nach seiner Rückkehr ward er wegen eines Aufsatzes in „Niethammers Journal“ anonym des Atheismus geziehen. Ein persönlicher Gott schien allerdings mit seinem damaligen System schwer vereinbar, Gott erschien ihm bloß als die moralische Weltordnung. Jakobi bezeichnete sein damaliges System als einen umgekehrten idealistischen Spinozismus. Wie Fichte später zu tieferen Ansichten gelangte, wurde schon in der Einleitung bemerkt,[1]) als das Ziel aller einheitlichen Entwicklung bezeichnete er später die Vereinigung mit Gott. Die Regierung kam durch den Lärm, den dieser Streit erregte, in Verlegenheit: sie suchte die Freiheit der Wissenschaft zu wahren, unterdrückte aber das Journal. Da verlangte Fichte Zurücknahme des Erlasses, sonst trete er ab. Sofort sandte ihm die Regierung die Entlassung; Goethe meinte, eine Regierung dürfe sich nicht drohen lassen. Durch Hardenberg erhielt er eine Professur in Erlangen, im Sommer sollte er dort, im Winter in Berlin Vorträge halten. Fichte las nur einen Sommer in Erlangen, er kam bald ganz nach Berlin.[2])

Schnell berühmt.

Professor in Jena.

in Erlangen.

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. XLIV (3. Aufl.) dieses Werkes.

[2]) Noack, Fichte nach seinem Leben, Lehren und Werken. — Jürgen Bona Meyer, Ueber Fichte's Reden an die deutsche Nation. — Pietätsvoll ist Fichte's Leben von seinem Sohne beschrieben, von Immanuel Hermann von Fichte.

Dort hielt er nun im großen Saale der Akademie im Winter 1807 bis 1808 seine „Reden an die deutsche Nation" vor einem zahlreichen und gewählten Auditorium. Seine Stimme wurde sehr oft durch den vorüberziehenden französischen Zapfenstreich unterbrochen. Spione waren viele im Hörsaal, scheinen ihn aber nicht verstanden zu haben. Er sprach für die Deutschen als solche, nicht wie sie getrennt seien durch Staaten; für Zuhörer, die sich nicht begnügen mit dem Schmerz über den Fall der Nation, sondern die den Muth haben, sich zu helfen durch ein ganz neues Leben, durch eine neue Weise der Erziehung, die einen kräftigen Willen hervorbringe, und wies rühmend auf die Methode Pestalozzi's hin. Die Deutschen hätten den Beruf, die Wahrheit innerlich zu erleben und äußerlich selbstthätig zu gestalten, sie seien allein fähig zu freier Wissenschaft und wahrhaft schöpferischer Dichtung, sich vom Ewigen begeistern zu lassen und die geknechtete Welt zu befreien; wenn sie aber von der Süßigkeit des Knechtdienstes sich überraschen ließen, so würden sie als Nation nach und nach erlöschen.

Pestalozzi.

Fichte war ein kernhafter Redner und ein Strom von Ideen und packenden Mahnungen war über die Zuhörer ausgegossen und zündete in empfänglichen Herzen. Leider kannte Fichte die deutsche Geschichte zu wenig und hielt für die höchste That derselben, was der Grund ihrer Spaltung und ihres Sinkens war.

Auch seine Empfehlung Pestalozzi's wirkte. Selbst Stein meinte: „Pestalozzi's Methode erhöhe die Selbstthätigkeit des Geistes, errege den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen, befördere das Leben in der Idee und vermindere den Hang zum Leben im Genuß." Die Königin Louise war entzückt, als sie das schöne Buch „Lienhard und Gertrud" las, „sie hätte ihm gern mit Händedruck und Thränen im Auge gedankt". Sie veranlaßte die Berufung von pestalozzisch-gebildeten Lehrern, besuchte ihre Schulen und hatte ihre Freude an den Fortschritten der Schüler.

Derart arbeiteten in Preußen viele Kräfte an der geistigen und sittlichen Erhebung der Nation und der Gedanke an eine baldige Befreiung aus der eisernen Umklammerung durch den Eroberer brachte viele Herzen einander näher, die früher einander entfremdet waren. Die Nachrichten aus Spanien, die Kunde von Oesterreichs Rüstungen erweckten Hoffnung, aber auch Sorge, ob gehörige Zeit gewährt sei, die Rüstungen zu vollenden.

Indeß hatte Napoleon in Bayonne, 5. August, dem russischen Gesandten die Räumung Preußens versprochen [1]) und dem Prinzen Wilhelm dieselbe gleichfalls in Aussicht gestellt, wenn Preußen nur 30.000 Mann halte und die im März zu Berlin getroffene Uebereinkunft erfülle. [2]) Stein rieth vom Beitritt zum Rheinbund ab und trieb zum Krieg im Bunde mit Oesterreich und wies nochmals nach, daß Frankreichs Geldforderungen übertrieben seien. Scharnhorst drang in den König, Napoleons Verlegenheit durch den spanischen Krieg rasch zu benutzen, mit Oesterreich einen Bund zu schließen, sonst werde er gezwungen werden, gegen Oesterreich zu kämpfen. Falle aber Oesterreich, so werde kein Staat mehr Napoleons Alleinherrschaft in Europa verhindern. Vernichtung der Dynastie, ewiger Krieg für Frankreichs Interesse sei dann das Schicksal des Königs und seines Volkes; mit Sardinien, Etrurien und Spanien sei dasselbe schon geschehen.

Napoleon.

Stein.

Scharnhorst.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 13—14.
[2]) Ibid. II, p. 14—15.

Daß die Vernichtung der bestehenden bedeutendsten Regentenhäuser nach unabänderlichen Grundsätzen von Napoleon beschlossen sei, sehe man daraus, daß er 1806 die schon damals beschlossene Vernichtung Spaniens zwei Jahre verschob, und so wie er mit Rußland und Spanien fertig war, sie sogleich vornahm. Natur und Gewohnheit vereinigen sich bei Napoleon zur Herrschsucht und diese mit dem unversöhnlichsten Hasse gegen das preußische Regentenhaus. Preußen könne daher unter keinen Umständen eine dauernde Existenz von Napoleon durch Güte erwarten. — In einem Kriege gegen Frankreich könne es zwar auch sehr leicht vernichtet werden; es trete aber dadurch kein unglücklicherer Fall ein, als der, den eine Allianz mit Frankreich einige Jahre später doch herbeiführe. Scharnhorst sagt wörtlich: „In einem Kriege, den Preußen mit Oesterreich jetzt gemeinschaftlich gegen Frankreich führt, wagt Oesterreich weit mehr als Preußen; das erstere hat viel, das letztere aber wenig zu verlieren — es hat nur eine halbe Existenz; Preußen hat daher Ursache, die Gelegenheit zu einer solchen vortheilhaften Verbindung zu benutzen.[1]) — Benützen wir den jetzigen günstigen Augenblick nicht, so wird die königliche Familie unvermerkt in die Gewalt der Franzosen kommen, die Nation wird paralysirt, alle für die französischen Allianz Eingenommenen werden sich erheben und einen solchen Einfluß bekommen, daß es alsdann unmöglich sein wird, je eine kräftige Maßregel gegen Frankreich vorzubereiten oder auszuführen. Hierzu kommt noch, daß der größere Theil der Reichen, der höheren Stände, der gut Besoldeten, sich lieber einer ungewissen Zukunft überlassen, als sich schlagen und ihre häusliche Existenz und ihr Leben aufs Spiel setzen."

Oesterreich und Preußen.

Stein über Rußland,

Stein hob in einer zweiten Denkschrift[2]) am 8. September hervor, daß von Rußland keine Hilfe zu erwarten, und daß die Folge eines für Oesterreich unglücklichen Krieges die Vernichtung von Preußen und wahrscheinlich auch von Rußland selbst sein werde, und macht dabei die für Preußen schmerzliche, aber vollkommen historisch richtige Bemerkung: „Deutschland war kräftig genug, sich selbst gegen Frankreich zu vertheidigen, und nur seine eigene Uneinigkeit ist die Ursache seines Falles und seiner Sclaverei. Seine Bewohner machten 1793 eine Menschenmasse von beinahe 36 Millionen aus, die militärisch und wissenschaftlich gebildet waren und ein reiches, fruchtbares Land bewohnten. Das laue und zweideutige Benehmen Preußens im Jahre 1794 veranlaßte Oesterreich, die Niederlande bis hinter die Maas zu räumen, und der unglückliche Baseler Frieden, den die unverständigen Vorstellungen seiner Minister Friedrich Wilhelm II. abnöthigten, sanctionirte zuerst die verderbliche Trennung Deutschlands in das nördliche und südliche; das erstere sah ruhig den Verheerungen des letzteren zu und ahnte nicht, daß der südliche Deutsche ihn für dieses verfassungswidrige und treulose Betragen zu seiner Zeit züchtigen und abstrafen werde. Eine Folge der Gleichgiltigkeit Preußens gegen die Erhaltung der Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands war die Benutzung der Kräfte des südlichen Deutschlands zur Unterjochung des nördlichen und dasselbe Princip der Apathie gegen Oesterreich angewendet, wird dieselben Folgen für Preußen haben, nämlich seine völlige Auflösung und den Fall seiner Herrscher-Dynastie. Ist Oesterreich unterjocht, so findet Frankreich in der Benutzung seiner Trümmer, in dem passiven Gehorsam der elenden, für ihr persönliches Dasein nur besorgten deutschen Fürsten, in dem aufrührerischen Geist der zwölf Millionen Polen die Mittel, Rußland noch

und den Baseler Frieden,

und dessen Folgen.

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 217.
[2]) Ibid. II, p. 219—21.

mehr zu verkleinern. Dieses dünnbewohnte, gewerblose Land wird nur einen schwachen Widerstand leisten, und ein Land, das ein schwacher, sinnlicher, durch mehrere verunglückte, leichtsinnig angefangene und leichtsinnig aufgegebene Unternehmungen abgeschreckter Fürst vermittelst einer dummen, schwerfällig angelegten, verderbten, in alles eingreifenden Bureaukratie beherrscht, wo die große Masse der Nation Sclaven sind, ein solches Land wird den Kampf mit dem gebildeten Europa nur kurze Zeit bestehen. — Die Schwäche Alexanders I. drückt sich am klarsten durch eine Vergleichung mit Peter dem Großen aus; die Niederlage bei Narva reizte Peter zu fortdauernden, vieljährigen Anstrengungen; die Schlacht von Austerlitz und Friedland dagegen zerstreute den Nebel von Humanität und Liberalität, womit Alexander I. umgeben war, und lähmte das wenige Kraftgefühl, das in jedem nicht ganz verwahrlosten jungen Mann aufzulodern pflegt."

Stein über Alexander I.

Peter der Große.

Alexander I.

Dann vergleicht Stein die Kraft Oesterreichs mit der Kraft Rußlands: „Oesterreich führte Krieg seit 1788 bis jetzt und steht schon wieder kampfgerüstet da, während Rußland erst 1799, dann 1805 und 1806 am Kampfe Theil nahm, und 1807 zu einem schändlichen Frieden wegen seiner Erschöpfung und seiner Unfähigkeit, seine Kraft zu beurtheilen, genöthigt wurde, auch seit dieser Zeit eine würdelose Stellung Frankreich gegenüber einnahm. Es ist nach dem Fall von Oesterreich unfähig, kräftigen Widerstand gegen Frankreich zu leisten; darum muß Preußen jede Kraft anspannen, sich an Oesterreich anschließen und sich ihm freimüthig eröffnen. Ruhiges Zusehen hat seine Vernichtung oder die unerträglichste Sclaverei zur Folge. Was kann aus dem Zusammentreffen Alexanders mit Napoleon in Erfurt, aus der Begegnung eines vom Handeln abgeschreckten, lenksamen, weichen Charakters mit einem felsenfesten, rastlosen, ruchlosen Mann anderes folgen, als blindes Hingeben des ersteren an den verruchten Willen des letzteren." [1])

Oesterreich.

Rußland.

Preußens Pflicht.

So rieth Stein seinem König. Dieser verschob seinen Entschluß auf eine Besprechung mit Alexander, der auf dem Wege nach Erfurt in Königsberg zum Besuch der königlichen Familie eintraf. Auch ihm stellte Stein die Gunst der Lage vor, und drang darauf, daß Rußland, Preußen und Oesterreich gemeinsam den Kampf beginnen, während Frankreich mit Spanien beschäftigt sei, und Alexander in Erfurt für die Räumung Preußens und die Erfüllung des Tilsiter Vertrages eintrete.

Friedrich Wilhelm III. verschiebt, 18. September 1808.

Was that Alexander? Er konnte sich nicht entschließen; er empfahl dem König Geduld, Erwarten günstiger Umstände und versprach bei seiner Abreise, sich in Erfurt für eine Ermäßigung der Kriegssteuer zu verwenden. Stein solle ihm nach Erfurt folgen, um die Unterhandlungen nachträglich fortzusetzen und zu günstigem Abschluß zu bringen.

Alexander I. räth ab. 20. September.

Wem war dieser Rath willkommener, als dem schwachmüthigen Friedrich Wilhelm III., der nie ein Freund von raschen Entschlüssen und in der Abneigung gegen Oesterreich erzogen war!

Napoleon gegen Stein.

Stein konnte jedoch nicht nach Erfurt reisen, denn am Tage, da Alexander Königsberg verließ, erschien in den Zeitungen eine Kundgebung

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 216 ff.

Frankreichs gegen ihn, drohende Bemerkungen zum Texte eines Briefes, den Stein 26. August 1808 an den Fürsten von Wittgenstein in Eile geschrieben hatte und der durch Verrath in die Hände der Franzosen kam und Napoleon den Mann kundgab, welcher seine Herrschaft an der Achillesferse angreifen wollte.

Ein abgefangener Brief.

Der Brief bespricht vielerlei Dinge, auch die Unterhandlungen des Prinzen Wilhelm um Herabminderung der Kriegssteuer, und dann kommt der Satz: „Nimmt der Kaiser unser Anerbieten nicht an, so beweist er, daß er entschieden ist, uns zu vernichten, daß wir Alles erwarten müssen. Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünsche sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch eine fortwährende Verbindung mit rheinischen gutgesinnten Männern erhalte und diese wieder mit anderen in Berührung setze. Sollten Sie mir Nachrichten hierüber senden können, so bitte ich es durch einen vertrauten Mann oder durch den Ueberbringer zu melden. Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie auf eine sehr vorsichtige Art möglichst zu verbreiten. Man sieht hier den Krieg gegen Oesterreich als unausbleiblich an. Dieser Kampf wird über das Schicksal Europas entscheiden, also auch über unseres. Welchen Erfolg erwarten Sie? Es ließen sich Pläne, die man 1807 hatte, jetzt erneuern." [1]) —

Der „Moniteur".

Der „Moniteur" begleitete dieses Schreiben mit den Worten: „Assessor Koppe war wegen politischer Ränke längst verdächtig. Marschall Soult ließ ihn verhaften und nach Spandau führen. Man fand folgenden Brief bei ihm, den wir als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche veröffentlichen zu müssen glauben. Er enthüllt die Denkungsweise des preußischen Ministeriums und lehrt insbesondere Herrn von Stein kennen, welcher während langer Zeit das Ministerium verwaltet hat und der jetzt fast ausschließlich mit der Leitung der Geschäfte beauftragt ist. Man muß den König von Preußen beklagen, eben so ungeschickte als verkehrte Minister zu haben."

Stein nicht entlassen.

Hauptmann von Thiele, ein Adjutant Blüchers, der in Berlin beim Marschall Soult Geschäfte hatte, hörte aus dessen Mund unter Hinweisung auf den Artikel des „Moniteur", der im „Telegraphen" übersetzt stand, der König werde durch diesen Minister um sein Land gebracht, und reiste eigens nach Königsberg, um Stein diese Zeitung zu überbringen. Stein dankte für den Eifer und fragte: „Also sieht man mich in Berlin schon gehängt?" und eilte mit dem Blatte zum König und bat um seine Entlassung, weil seine Beibehaltung dem König und dem Lande nachtheilig sein könnte. Friedrich Wilhelm III. erklärte, er könne ihn für den Augenblick nicht entbehren und wolle die Rückkunft des Kaisers abwarten, sandte aber statt Steins wegen der Minderung der Kriegssteuern den Grafen Goltz, als Minister des Aeußeren, an Alexander I. nach Erfurt.

Schreiben an den Czaren.

Stein schrieb sogleich an Alexander und setzte ihm Napoleons Verfahren ins rechte Licht, und daß die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen unmöglich sei, daß aber auch ein aufgefangener vertraulicher Brief eines Beamten, der entlassen sei, die Rechtsansprüche von Frankreich an Preußen nicht steigern könne. In Paris hatte man nämlich sogleich nach Erscheinen des Artikels dem Prinzen Wilhelm

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 230—32.

die französischen Forderungen zur Unterschrift vorgelegt, sonst habe Preußen die schlimmsten Folgen zu gewärtigen. Der Prinz unterschrieb 8. September im Schrecken; unter diesen Forderungen war auch, daß Preußen fortan nicht mehr als 40.000 Mann halten dürfe, und daß alle aus abgetretenen preußischen Provinzen stammenden Staatsdiener zu entlassen seien. Dieser letzte Satz war namentlich auf Stein gemünzt. Alexander I. sprach in Erfurt für Preußen, für baldige Räumung des Landes und für längere Zahlungsfristen.

Trauer um Stein.

Die Nachricht von Steins Entlassung machte einen tiefen Eindruck im Lande: alles, was er geschaffen, schien wieder in Frage gestellt. Die Staatspapiere sanken; der König erhob jedoch die Anordnungen Steins, was Militär, Stände, Städte, Befreiung anlangte, durch Verordnung vom 19. November zum Gesetz. Dagegen unterschrieb der König auf Anrathen des schwachmüthigen Grafen Goltz den Pariser Vertrag. Wieder war jetzt Preußen im französischen Netze. Vergebens mahnten Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Grollmann zum Anschluß an Oesterreich und zur Theilnahme an den Vorbereitungen zum Krieg.

Stein über Napoleon.

Auch Steins Worte gegen Napoleon wurden scharf: „Für den Redlichen ist kein Heil, als in der Ueberzeugung, daß der Ruchlose zu Allem fähig ist, und daß man nur nach dieser Ueberzeugung mit Schnelligkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit handelt. Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahrheit sagte, daß er die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopf habe, ist mehr als Verblendung, ist hoher Grad der Thorheit. Hat der Kaiser Napoleon seit 1796, als dem Jahre, wo er die große Schaubühne betrat, je sein Versprechen gehalten? — war nicht Sardinien, Venedig, die Schweiz, Aegypten und nun endlich Spanien das Opfer der schwärzesten Verrätherei? Hat er irgend eine gegen seine eigene Nation eingegangene Verpflichtung erfüllt? Hat er nicht willkürlich alle Theile der Verfassung, die er zu beobachten beschworen, zertrümmert und abgeändert, und die Nation fortwährend in Kriege verwickelt und alle Quellen ihres Erwerbes vernichtet?“ — In Erfurt äußerte Napoleon zu Goltz, nur Rücksicht auf Alexander I. habe ihn von Gewaltmaßregeln gegen Stein abgehalten; wie dieser Mann es wagen könne, solche Gesinnungen zu äußern? — In der letzten Unterredung mit Alexander I. gewährte Napoleon Preußen noch einen Nachlaß von 20 Millionen Franken. Im Ganzen hatte Daru in Norddeutschland sogar 513 Millionen Franken erpreßt. Der Czar sprach sich auf der Rückkehr von Erfurt gegen jeden Schein von Widersetzlichkeit aus; rieth Stein, den er in Audienz gnädig empfing, seine Stelle niederzulegen, aber in der Nähe zu bleiben, wodurch er seinen Einfluß behalte. Stein reichte 7. November nochmals um seine Entlassung ein, die ihm der König mit Dank für seine treuen Dienste und ungern gewährte. In Versen wie in Prosa feierten gediegene Männer seine Verdienste, von da an hieß er „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein“.

Davoust.

Davoust sah in der allgemeinen Trauer eine Verschwörung und ließ Schleiermacher, F. A. Wolf, Buchholz, Iffland und andere hervorragende Männer vor sich fordern und überhäufte sie mit Vorwürfen. Bernadotte äußerte über Davoust an der Tafel in Hamburg: „Diese Taugenichtse in Berlin thun dem Kaiser unendlichen Schaden.“ Die Anhänger des Alten wirkten auf Davoust und dieser auf Napoleon, welcher auf einmal eine Achtserklärung gegen einen einzelnen aus dem Dienste entlassenen Mann erließ: „Kaiserlicher Befehl! Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der

Stein geächtet.

besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen mag, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht. In unserem kaiserlichen Lager von Madrid, den 16. December 1808. Napoleon." — Diese Maßregel blinder Leidenschaft des mächtigen Herrschers über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland gab Stein erst eine große Bedeutung und bezeichnete den Deutschen den wahren Gegner wider die verhaßte Herrschaft des Korsen. Der französische Gesandte Marsan erklärte, er werde sogleich Berlin verlassen, wenn Stein noch in Preußen sei! Dieser mußte eilig fliehen, im größten Geheimniß, in der Nacht noch, in Einemfort, bald im Wagen, bald im Schlitten; der Anblick des Sternenhimmels mochte ihn an den größten aller Herrscher mahnen, der kein Unrecht ungestraft läßt; kurze Rast nahm er in Buchwald im schlesischen Riesengebirg. Freunde geleiteten ihn auf österreichisches Gebiet. Von Trautenau aus bat er seinen Universitätsfreund O'Donnell, damals österreichischen Finanzminister, ihm vom Kaiser Franz ein Asyl auszuwirken; Oesterreich war schon oft der Altar, zu dem ungerecht Verfolgte flohen. In Prag wurde Stein, 16. Januar 1809, herzliche Aufnahme zu Theil. Stadion meldete ihm amtlich, daß der Kaiser sich freue, in seinen Staaten einen Minister aufzunehmen, der eben so sehr durch die seinem König geleisteten Dienste, als durch das für ihn daraus geflossene Unglück ausgezeichnet sei; der Kaiser wünsche jedoch, daß Stein die Hauptstadt von Mähren, Brünn, zum Aufenthalt wähle, da Prag der Sammelplatz vieler, durch das Unglück der Zeiten brot- und dienstlos gewordenen Personen und aller preußischen Civil- und Militärbeamten, größtentheils sehr achtbarer, aber nicht selten unvorsichtiger Leute, ihm die wünschenswerthe Ruhe nicht gewähren würde; Stadion fügte hinzu, ihm sei es lieber, Stein in größerer Nähe, nur eine kurze Tagreise von Wien, als in der Entfernung von Prag zu wissen.[1]) — Peinlich ward die Acht vollzogen, auch hinsichtlich der Stammbesitzung der Familie. Der Primas Dalberg, der für die Familie Steins Manches ungefährdet hätte retten können im ehemaligen Herzogthum Nassau, dieser Feigling that Nichts für ihn. Wenige Jahre und Dalbergs Schicksal lag in Steins Hand — und sie ertheilte ihm, was er um Deutschland verdient hatte. — Kaiser Alexander I. ließ Stein ein Asyl in Rußland anbieten, aber er solle durch Galizien dahin reisen, das heißt heimlich, durch ein Land, worin keine französische Soldaten standen.

Flucht.

Elend in Deutschland.

Die Verfolgung Steins bezeichnet die volle Größe der Demüthigung Deutschlands, des französischen Druckes, der Spionage, kein Privatbrief war mehr sicher; in jeder Regung öffentlichen Lebens witterten französische Spürhunde eine Verschwörung. Knechtschaft, Verarmung, Elend war das Loos, was die Herrschaft der Franzosen über die Völker brachte. Viele waren in einer Stimmung der Verzweiflung, edler gestimmte Seelen aber fanden Trost im Glauben an die ewige Vorsehung, die über allem menschlichen Treiben wache. —

Napoleons Standrede an Oesterreich.

Am 14. August 1808 traf Napoleon von seiner Reise nach Bayonne wieder in Paris ein. Am 15. August war sein Namenstag und zugleich eine große Audienz, an dieser wollte er den österreichischen Gesandten zum Reden

[1]) Pertz, l. c. Bd. II, S. 325.

bringen, das Verhältniß zu Oesterreich klären und demselben zugleich einen Schlag versetzen; diese Audienz ist darum berühmt geworden.

Metternich erzählt darüber:[1] „Diese Audienzen gingen unmittelbar dem Gottesdienst vorher, zu dem sich der Kaiser mit großem Gefolge in die Schloßkapelle von Saint-Cloud begab. Kurz vor der Mittagsstunde wurde das diplomatische Corps in den Audienzsaal geführt, ich nahm im Cercle den gewohnten Platz, hatte zu meiner Rechten den russischen Gesandten Tolstoy, und das übrige diplomatische Corps war im Halbkreise herum geordnet, dessen Mittelpunkt der Kaiser bildete. Nach einigen Augenblicken ungewohnten Stillschweigens schritt Napoleon mit berechnetem Ernst auf mich zu, blieb zwei Schritte vor mir stehen und richtete mit lauter Stimme und in feierlichem Ton an mich die Frage: „Wohlan, Herr Botschafter, was will der Kaiser, Ihr Herr, gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?" — Diese Anrede brachte mich nicht aus der Fassung, ich antwortete ihm mit Gelassenheit und nicht minder erhobenen Tones: „Mein Kaiser will den Frieden, und daß Sie, Sire, seinen Gesandten achten." — Unser Gespräch nahm, je länger es dauerte, von Seite Napoleons immer mehr den Charakter einer öffentlichen Manifestation an, und der Kaiser hob immer mehr seine Stimme, wie er jedesmal zu thun pflegte, wenn er den doppelten Zweck verfolgte, den Angesprochenen einzuschüchtern und auf die Zuhörer eine Wirkung hervorzubringen. Ich änderte meinen Ton nicht und wies seine gehaltlosen Beweisgründe mit der Waffe der Ironie ab; von Zeit zu Zeit rief Napoleon den Grafen Tolstoy zum Zeugen an, da er aber sah, daß dieser ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtete, drehte er sich mitten in einem Satze abbrechend um, schritt auf die Kapelle zu, ohne den Rundgang im Cercle gemacht zu haben. Dieser Auftritt hatte über eine halbe Stunde gedauert. Die Kaiserin Josephine und ihr Gefolge warteten in dem Saal, durch den der Kaiser zu kommen hatte, und man wußte sich die Länge dieser sogenannten „diplomatischen Audienz" nicht zu erklären. — Sobald Napoleon sich aus dem Saal entfernt hatte, drängten sich all meine Collegen um mich, mir Glück zu wünschen, daß ich, wie sie meinten, dem Kaiser eine Lection ertheilt hatte. Wenige Stunden später kam ich zum Grafen Champagny, der zur Feier des Tages, als Minister des Aeußeren, ein großes Festmahl gab. Bei meinem Eintreten sagte er mir, er sei vom Kaiser, seinem Herrn, beauftragt, mich zu versichern, daß die Scene bei der Audienz nichts Persönliches gegen mich haben sollte, und daß die Absicht seines Herrn nur dahin gegangen sei, die Lage aufzuklären. Ich versicherte den Minister, daß auch ich den Zwischenfall auf diese Weise auslege und für meinen Theil nicht bedauere, daß der Kaiser mir die Gelegenheit gegeben, im Angesicht des vereinigten Europa zu erklären, was der Monarch, den ich zu vertreten die Ehre habe, wolle, und was er nicht wolle. Europa, fügte ich hinzu, wird zu beurtheilen im Stande sein, auf welcher Seite sich die Vernunft und das gute Recht befinden. Herr von Champagny antwortete nicht darauf.""

Große Audienz. — Napoleon fährt Metternich an. — Gute Antwort.

Napoleon hielt diese Anrede für so wichtig, daß er sie an seinen Gesandten in Wien schickte:[2] „Oesterreich will uns also den Krieg machen, oder wenigstens Furcht einjagen. Metternich versicherte, sein Kaiser habe durchaus friedliche Ab-

---

[1] Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Bd. I, S. 66.

[2] Sie steht jetzt, nach des Kaisers Correctur, in der Correspondance, vol. XVII, p. 510—514.

sichten. „Wenn dem so ist, wozu Euere ungeheuere Rüstungen?“ — „Sie sind rein nur zur Vertheidigung“, antwortete Metternich. — „Aber, wer greift Euch denn an, daß Ihr an Vertheidigung denkt? Wer bedroht Euch denn, daß Ihr wähnt, Ihr würdet bald angegriffen werden; ist nicht Alles um Euch herum friedlich, gab es den geringsten Streit zwischen mir und Euch seit dem Frieden von Preßburg? Habe ich irgend eine Forderung erhoben, die Euch aufregen könnte? Sind nicht alle unsere Beziehungen im höchsten Grade freundschaftlich? — und doch stoßt Ihr auf einmal einen Kriegsschrei aus, und bringt Euere ganze Bevölkerung in Aufregung. Euere Erzherzoge durchreisen die Provinzen, Euere Aufrufe fordern das Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Gerade so habt Ihr es gemacht, als ich in Leoben war. Wäre das etwas Uebliches, so hättet Ihr es mit größerer Langsamkeit und ohne Lärm und Auslagen gemacht und nicht im Innern eine Gährung hervorgerufen und einen Nothschrei nach Außen ausgestoßen. Euere Maßregeln sind nicht bloß zur Vertheidigung, Ihr verstärkt ja jedes Regiment um 1300 Mann; Euere Landwehr steigt auf 400.000 Mann, diese sind in Regimenter eingetheilt, eingeübt, ein Theil hat schon Uniformen, Euere Festungen sind mit allem Nöthigen versehen; Ihr habt Pferde angekauft, Ihr zählt gegenwärtig 14.000 Pferde bei der Artillerie, ein sicheres Zeichen, daß Ihr zum Krieg rüstet. Wenn man im Frieden bleiben will, macht man keine so ungeheueren Auslagen — und doch gesteht Ihr den schlechten Zustand Euerer Finanzen selber ein. Euere Papiere stehen niedrig, die Handelsgeschäfte leiden dadurch. Wenn Ihr allen diesen mißlichen Zuständen trotzet, solltet Ihr dabei kein Ziel haben?“

Oesterreich rüste,

wozu?

„Metternich bemerkte, es habe in Oesterreich gar keine Truppenbewegung stattgefunden“; der Kaiser entgegnete: „Ihr täuscht Euch, Ihr habt Euere Truppen von Orten zurückgezogen, wo sie billig leben konnten, und habt sie um Krakau zusammengezogen, damit Ihr je nach Umständen Schlesien bedrohen könnt! — Saget ja nicht, daß Ihr gezwungen seid, für Euere Sicherheit zu sorgen! Sie gestehen ja zu, daß alle unsere Beziehungen freundschaftlich sind, Sie wissen ja, daß ich nichts von Ihnen verlange, nichts anspreche und daß ich die Erhaltung Ihrer Macht im gegenwärtigen Zustand als nützlich erachte für das Staatensystem Europas und für das Wohl Frankreichs. Ich habe meine Truppen in Lager gebracht, um sie im Athem zu halten, nicht in Frankreich, denn das ist zu theuer, sie lagern in der Fremde, denn das kostet weniger. Meine Lager sind weit zerstreut und keines bedroht Euch. Ich hätte sie nicht zerstreut, wenn ich eine Absicht gegen Euch hätte. Im Hochgefühl meiner Sicherheit habe ich die Festungen in Schlesien geschleift, sicher hätte ich meine Truppen nicht in Lagern stehen lassen, wenn ich hätte ahnen können, daß sie Euch Sorgen verursachen würden. Ein Wort von Euch hätte hingereicht, diese Lager aufzulösen, ich bin bereit dazu, wenn das nöthig ist, daß Ihr Euch sicher fühlt. Ihr aber zieht Euere Armee zusammen in eine militärische Stellung; was wollt Ihr damit? Mir Furcht einjagen? Da täuscht Ihr Euch. Meine Politik ist offen, denn sie ist ehrlich, und ich kenne meine Kräfte; ich bin jetzt daran 100.000 Mann aus Deutschland zu ziehen, um sie nach Spanien zu führen, und ich wäre dabei noch immer genug gerüstet gegen Euch. Ihr rüstet, gut, ich werde auch rüsten; ich werde im Fall der Noth 200.000 Mann ausheben, und Ihr werdet keine einzige Macht auf dem Continent für Euch haben. Der Kaiser von Rußland — ich wage es in seinem Namen zu erklären — wird Euch verpflichten, ruhig zu bleiben; er ist schon unzufrieden über Euere Beziehungen zu den Serben, und kann sich, wie auch ich, durch Euere Rüstungen für bedroht halten.

Napoleon wolle den Frieden.

Der Czar.

„Doch, Euer Kaiser will ja keinen Krieg! Ich glaube es, ich rechne auf sein Wort, das er mir bei unserer Zusammenkunft gegeben hat! Er kann keinen Groll gegen mich haben. Ich hatte seine Hauptstadt besetzt und den größten Theil seiner Provinzen und habe ihm Alles wieder zurückgegeben; ich habe nur Venedig behalten, damit es weniger Anlaß zum Streit gibt, und weniger Vorwand zu einem neuen Krieg. Glauben Sie, daß ein Sieger über die französischen Heere, der in Paris eingezogen wäre, ebensoviel Mäßigung bewiesen hätte? Doch nein, Euer Kaiser will den Krieg nicht! Euer Ministerium will ihn auch nicht, die bedeutendsten Männer Eurer Monarchie wollen ihn auch nicht, und dennoch ist die Bewegung, die Ihr angestiftet habt, derart, daß der Krieg kommen muß, gegen Eueren und meinen Willen. — Ihr habt den Glauben verbreitet, daß ich Provinzen von Euch verlange, und Euer Volk ist empört darüber in seiner edlen und nationalen Regung, die ich gar nicht tadeln will, es hat sich zu Thätlichkeiten fortreißen lassen und ist unter die Waffen getreten. Ihr habt öffentlich verboten vom Krieg zu reden, aber Euer Verbot ist so inhaltslos; man hat gemeint, die Politik habe es dictirt, und da Euere Maßregeln im Widerspruch waren mit dem Verbot, so hat das Volk an Euere Maßregeln sich gehalten und nicht an Euer Verbot. Daher die Beschimpfung, die mein Consul in Triest durch einen Haufen Euerer neuen Miliz erfuhr; daher der Mord von dreien meiner Couriere auf ihrer Reise nach Dalmatien. Noch eine ähnliche Beschimpfung, und der Krieg ist unvermeidlich, denn man kann uns zwar tödten, aber niemals unbestraft beschimpfen. In solcher Weise treiben die Unruhstifter von ganz Europa ohne Unterlaß zum Krieg, so haben sie auch durch eine Beschimpfung des Generals Bernadotte vor einigen Jahren einen Krieg herbeigeführt.

Mißgriff mit Folgen.

„Ränke von Einzelnen führen Euch weiter, als Ihr wollt. Die Engländer und ihre Anhänger dictiren all diese falschen Maßregeln, schon schmeicheln sie sich mit der Hoffnung, Europa wieder in Flammen zu sehen; ihre Thaten sind zur Hälfte an der Bewegung Schuld, die ihr soeben in Europa angeregt habt. Sie sind Schuld, daß, wenn ein Franzose in einem böhmischen Bad erscheint, er beschimpft wird. Wie könnt Ihr diese Frechheit dulden? Gibt man Euch in Frankreich ein Beispiel dazu? Werden Eure Consuln bei uns nicht immer gut aufgenommen und geachtet? Die leichteste Beleidigung, die man ihnen anthäte, würde exemplarisch bestraft werden. Ich sage es Euch noch einmal, Ihr seid verleitet; die unbesonnen gestiftete Aufregung und die Ränke der englischen Partei und des Deutschordens werden Euch zum Krieg fortreißen. Der Kaiser von Rußland wird ihn vielleicht verhindern und Euch fest und offen erklären, daß er keinen Krieg duldet und gegen Euch sein wird; aber wenn nur seinem Dazwischentreten Europa die Fortsetzung des Friedens verdankt, so bin weder ich, noch Europa dazu zum Dank verpflichtet, und wenn ich Euch nicht als meine Freunde betrachten kann, so brauche ich auch Euch nicht aufzufordern, mir bei der Neuordnung Europas behilflich zu sein.

Unrecht,

„Was wird aber indessen geschehen! Ihr habt 400.000 Mann ausgehoben, ich will jetzt 200.000 Mann ausheben; der Rheinbund, welcher seine Truppen heimgeschickt hatte, wird sie wieder einberufen und neue Aushebungen veranstalten. Deutschland, welches nach so vielen verderblichen Kriegen aufzuathmen begann, wird all seine Wunden sich öffnen sehen. Ich werde die Plätze in Schlesien besetzen, statt sie zu räumen und die preußischen Staaten zu räumen, wie ich mir vorgenommen hatte. Europa wird gerüstet sein, die Armeen vollzählig und der leichteste Zufall wird den Beginn der Feindseligkeiten herbeiführen.

das zum Krieg führt.

sichten. „Wenn dem so ist, wozu Euere ungeheuere Rüstungen?“ — „Sie sind rein nur zur Vertheidigung“, antwortete Metternich. — „Aber, wer greift Euch denn an, daß Ihr an Vertheidigung denkt? Wer bedroht Euch denn, daß Ihr wähnt, Ihr würdet bald angegriffen werden; ist nicht Alles um Euch herum friedlich, gab es den geringsten Streit zwischen mir und Euch seit dem Frieden von Preßburg? Habe ich irgend eine Forderung erhoben, die Euch aufregen könnte? Sind nicht alle unsere Beziehungen im höchsten Grade freundschaftlich? — und doch stoßt Ihr auf einmal einen Kriegsschrei aus, und bringt Euere ganze Bevölkerung in Aufregung. Euere Erzherzoge durchreisen die Provinzen, Euere Aufrufe fordern das Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Gerade so habt Ihr es gemacht, als ich in Leoben war. Wäre das etwas Uebliches, so hättet Ihr es mit größerer Langsamkeit und ohne Lärm und Auslagen gemacht und nicht im Innern eine Gährung hervorgerufen und einen Nothschrei nach Außen ausgestoßen. Euere Maßregeln sind nicht bloß zur Vertheidigung, Ihr verstärkt ja jedes Regiment um 1300 Mann; Euere Landwehr steigt auf 400.000 Mann, diese sind in Regimenter eingetheilt, eingeübt, ein Theil hat schon Uniformen, Euere Festungen sind mit allem Nöthigen versehen; Ihr habt Pferde angekauft, Ihr zählt gegenwärtig 14.000 Pferde bei der Artillerie, ein sicheres Zeichen, daß Ihr zum Krieg rüstet. Wenn man im Frieden bleiben will, macht man keine so ungeheueren Auslagen — und doch gesteht Ihr den schlechten Zustand Euerer Finanzen selber ein. Euere Papiere stehen niedrig, die Handelsgeschäfte leiden dadurch. Wenn Ihr allen diesen mißlichen Zuständen trotzet, solltet Ihr dabei kein Ziel haben?“

Oesterreich rüste, wozu?

„Metternich bemerkte, es habe in Oesterreich gar keine Truppenbewegung stattgefunden“; der Kaiser entgegnete: „Ihr täuscht Euch, Ihr habt Euere Truppen von Orten zurückgezogen, wo sie billig leben konnten, und habt sie um Krakau zusammengezogen, damit Ihr je nach Umständen Schlesien bedrohen könnt! — Saget ja nicht, daß Ihr gezwungen seid, für Euere Sicherheit zu sorgen! Sie gestehen ja zu, daß alle unsere Beziehungen freundschaftlich sind, Sie wissen ja, daß ich nichts von Ihnen verlange, nichts anspreche und daß ich die Erhaltung Ihrer Macht im gegenwärtigen Zustand als nützlich erachte für das Staatensystem Europas und für das Wohl Frankreichs. Ich habe meine Truppen in Lager gebracht, um sie im Athem zu halten, nicht in Frankreich, denn das ist zu theuer, sie lagern in der Fremde, denn das kostet weniger. Meine Lager sind weit zerstreut und keines bedroht Euch. Ich hätte sie nicht zerstreut, wenn ich eine Absicht gegen Euch hätte. Im Hochgefühl meiner Sicherheit habe ich die Festungen in Schlesien geschleift, sicher hätte ich meine Truppen nicht in Lagern stehen lassen, wenn ich hätte ahnen können, daß sie Euch Sorgen verursachen würden. Ein Wort von Euch hätte hingereicht, diese Lager aufzulösen, ich bin bereit dazu, wenn das nöthig ist, daß Ihr Euch sicher fühlt. Ihr aber zieht Euere Armee zusammen in eine militärische Stellung; was wollt Ihr damit? Mir Furcht einjagen? Da täuscht Ihr Euch. Meine Politik ist offen, denn sie ist ehrlich, und ich kenne meine Kräfte; ich bin jetzt daran 100.000 Mann aus Deutschland zu ziehen, um sie nach Spanien zu führen, und ich wäre dabei noch immer genug gerüstet gegen Euch. Ihr rüstet, gut, ich werde auch rüsten; ich werde im Fall der Noth 200.000 Mann ausheben, und Ihr werdet keine einzige Macht auf dem Continent für Euch haben. Der Kaiser von Rußland — ich wage es in seinem Namen zu erklären — wird Euch verpflichten, ruhig zu bleiben; er ist schon unzufrieden über Euere Beziehungen zu den Serben, und kann sich, wie auch ich, durch Euere Rüstungen für bedroht halten.

Napoleon wolle den Frieden.

Der Czar.

„Doch, Euer Kaiser will ja keinen Krieg! Ich glaube es, ich rechne auf sein Wort, das er mir bei unserer Zusammenkunft gegeben hat! Er kann keinen Groll gegen mich haben. Ich hatte seine Hauptstadt besetzt und den größten Theil seiner Provinzen und habe ihm Alles wieder zurückgegeben; ich habe nur Venedig behalten, damit es weniger Anlaß zum Streit gibt, und weniger Vorwand zu einem neuen Krieg. Glauben Sie, daß ein Sieger über die französischen Heere, der in Paris eingezogen wäre, ebensoviel Mäßigung bewiesen hätte? Doch nein, Euer Kaiser will den Krieg nicht! Euer Ministerium will ihn auch nicht, die bedeutendsten Männer Eurer Monarchie wollen ihn auch nicht, und dennoch ist die Bewegung, die Ihr angestiftet habt, derart, daß der Krieg kommen muß, gegen Eueren und meinen Willen. — Ihr habt den Glauben verbreitet, daß ich Provinzen von Euch verlange, und Euer Volk ist empört darüber in seiner edlen und nationalen Regung, die ich gar nicht tadeln will, es hat sich zu Thätlichkeiten fortreißen lassen und ist unter die Waffen getreten. Ihr habt öffentlich verboten vom Krieg zu reden, aber Euer Verbot ist so inhaltslos; man hat gemeint, die Politik habe es dictirt, und da Euere Maßregeln im Widerspruch waren mit dem Verbot, so hat das Volk an Euere Maßregeln sich gehalten und nicht an Euer Verbot. Daher die Beschimpfung, die mein Consul in Triest durch einen Haufen Euerer neuen Miliz erfuhr; daher der Mord von dreien meiner Couriere auf ihrer Reise nach Dalmatien. Noch eine ähnliche Beschimpfung, und der Krieg ist unvermeidlich, denn man kann uns zwar tödten, aber niemals unbestraft beschimpfen. In solcher Weise treiben die Unruhstifter von ganz Europa ohne Unterlaß zum Krieg, so haben sie auch durch eine Beschimpfung des Generals Bernadotte vor einigen Jahren einen Krieg herbeigeführt.

Mißgriff mit Folgen.

„Ränke von Einzelnen führen Euch weiter, als Ihr wollt. Die Engländer und ihre Anhänger dictiren all diese falschen Maßregeln, schon schmeicheln sie sich mit der Hoffnung, Europa wieder in Flammen zu sehen; ihre Thaten sind zur Hälfte an der Bewegung Schuld, die ihr soeben in Europa angeregt habt. Sie sind Schuld, daß, wenn ein Franzose in einem böhmischen Bad erscheint, er beschimpft wird. Wie könnt Ihr diese Frechheit dulden? Gibt man Euch in Frankreich ein Beispiel dazu? Werden Eure Consuln bei uns nicht immer gut aufgenommen und geachtet? Die leichteste Beleidigung, die man ihnen anthäte, würde exemplarisch bestraft werden. Ich sage es Euch noch einmal, Ihr seid verleitet; die unbesonnen gestiftete Aufregung und die Ränke der englischen Partei und des Deutschordens werden Euch zum Krieg fortreißen. Der Kaiser von Rußland wird ihn vielleicht verhindern und Euch fest und offen erklären, daß er keinen Krieg duldet und gegen Euch sein wird; aber wenn nur seinem Dazwischentreten Europa die Fortsetzung des Friedens verdankt, so bin weder ich, noch Europa dazu zum Dank verpflichtet, und wenn ich Euch nicht als meine Freunde betrachten kann, so brauche ich auch Euch nicht aufzufordern, mir bei der Neuordnung Europas behilflich zu sein.

Unrecht,

„Was wird aber indessen geschehen! Ihr habt 400.000 Mann ausgehoben, ich will jetzt 200.000 Mann ausheben; der Rheinbund, welcher seine Truppen heimgeschickt hatte, wird sie wieder einberufen und neue Aushebungen veranstalten. Deutschland, welches nach so vielen verderblichen Kriegen aufzuathmen begann, wird all seine Wunden sich öffnen sehen. Ich werde die Plätze in Schlesien besetzen, statt sie zu räumen und die preußischen Staaten zu räumen, wie ich mir vorgenommen hatte. Europa wird gerüstet sein, die Armeen vollzählig und der leichteste Zufall wird den Beginn der Feindseligkeiten herbeiführen.

das zum Krieg führt.

„Ihr sagt, Ihr hättet 400.000 Mann beisammen, eine so beträchtliche Zahl habt Ihr nie beisammen gehabt; Ihr werdet sie verdoppeln wollen und man wird Eurem Beispiel folgen; bald wird man auch die Frauen bewaffnen müssen. In einem solchen Zustand der Dinge, wo alle Federn aufs höchste gespannt sind, wird der Krieg eine Nothwendigkeit, nur um einen Ausgang zu finden.

„Wie in der physischen Welt der Zustand des Leidens, in welchem die Natur sich befindet, den einer Sehnsucht erweckt nach dem Ausbruch des Sturmes, um abzuspannen, und dem Himmel und der Erde wieder eine süße Heiterkeit zu geben, so ist ein lebhafter aber kurzer Schmerz mehr werth, als ein langes Leiden.

„Indessen verduften alle Hoffnungen auf einen Frieden zur See; die starken Maßregeln, um ihn zu erlangen, werden wirkungslos. Die Engländer lächeln bei dem Gedanken an den Zwist, der sich auf dem Festland wieder erneuert, und stützen sich auf ihn, zur Vertheidigung ihres Vortheils. An diesem Unglück seid Ihr Schuld, ich will glauben, ohne es zu beabsichtigen. Aber, wenn Eure Stimmungen so friedfertig sind, wie Ihr behauptet, so müßt Ihr sie auch kundgeben und die Maßregeln widerrufen, die zu einer so gefährlichen Gährung geführt haben, und Ihr müßt der unwillkürlichen Regung eine fest entschlossene entgegenstellen. Da man von Petersburg bis Neapel nur vom Krieg sprach, den Oesterreich beginnen wolle, und all Eure Geschäftsträger ihn als gewiß ankündeten, so muß anjetzo ganz Europa überzeugt werden, daß Ihr den Frieden wollt. Jeder Mund muß jetzt nur noch von Eurer Friedfertigkeit reden, die sich bewahrheitet durch Euere Thaten wie durch Eure Reden; meinerseits werde ich Euch alle Sicherheit gewähren, die Ihr nur wünschen könnt." —

Napoleon sprach also wie der Herr Europas, wie ein Lehrer zu seinem Schüler, dem er im Nothfall Schläge gibt. Eine solche Sprache wird sich ein Großstaat, der noch Kraft in sich fühlt, nie gefallen lassen. Er redete, wie wenn nur von der Regierung in Oesterreich die Neigung zum Kampf ausginge und das Volk verhetzt wäre. — Viel richtiger schrieb Stein, den Napoleon zwang, in Oesterreich Schutz zu suchen, von der kriegsfreudigen Stimmung des Volkes in Oesterreich und von dem richtigen Urtheil der Bevölkerung über die Lage Europas:[1] „In diesem Lande herrscht Gutmüthigkeit, gesunder Menschenverstand, Frömmigkeit; dieses, nebst Wohlstand, Reichthum an Naturproducten, ein mildes Klima macht den Aufenthalt angenehm. Die Menschen wollen immerfort und beharrlich die Fortdauer des Kampfes um Selbständigkeit und Unabhängigkeit und ihre Anstrengungen sind sehr groß und kräftig. Es ist eine Freude, die edlen und guten Gesinnungen, die Bereitwilligkeit, die unter diesem braven Volke herrscht, Alles zu dulden und aufzubieten, um sich vom Untergang zu erretten, zu sehen. — Bei Ihnen in Berlin wandelt man den Weg der Unentschlossenheit, des schwankenden Willens, der zum ruhmlosen Verderben führt. Es ist traurig zu sehen, wenn so vieles Große und Gute, wozu die Ereignisse des Moments auffordern, unterbleibt, und Schlaffheit, Selbstheit und Gewohnheit an den entehrenden Druck zunimmt." —

Urtheil Steins.

Oesterreich gab auf Napoleons Rede würdige Antwort und setzte seine Rüstungen fort. Metternich setzt in seinen „Denkwürdigkeiten" die Gründe kurz auseinander: „Oesterreich befand sich in einer Lage, in der es sich unmöglich behaupten konnte. 1805 war es unter der Wucht des unglücklichen

[1] In einem Briefe an seinen Freund Scheffer in Berlin. Pertz, l. c. Bd. II, S. 401.

Krieges zusammen gebrochen. Unter dem Schutze Napoleons war der Rheinbund an die Stelle des ehemaligen deutschen Reiches getreten, nach dem unglücklichen Kriege Preußens 1806 bis 1807 waren auch die Fürsten Norddeutschlands in diesen Bund einbezogen worden. Tyrol war an Bayern gekommen. Das Herzogthum Warschau wurde zwischen Oesterreich und Rußland eingeschoben. Der Friede von Tilsit hatte die preußische Macht vernichtet. Aus der Zusammenkunft in Erfurt ging eine Scheinallianz zwischen Rußland und Frankreich hervor, deren doppelter Zweck die stillschweigende Zustimmung der ersteren Macht zu den Uebergriffen der letzteren und die für den vorkommenden Fall abgemachte Theilung des ottomanischen Reiches zwischen beiden sein sollte. In der Ueberzeugung, daß Oesterreich in dieser Lage sich nicht behaupten könne, stimmte auch Napoleon mit dem Kaiser Franz überein, er betrachtete Oesterreich als ein seinen neuen deutschen Verbündeten in Aussicht zu stellende Beute. Es lag somit der Wiederausbruch des Krieges nicht bloß in der Natur der Dinge, sondern er bildete für unser Reich eine absolute Bedingung seiner Existenz. Es kam nur auf die richtige Wahl des Augenblicks zum Beginn des Kampfes und auf die Festsetzung des Operationsplanes an."

Gründe zur Rüstung

Oesterreich ließ sich also durch Napoleon nicht einschüchtern. Norddeutschland glühte von Haß gegen die Franzosen. Wenn Rußland mit Preußen und Oesterreich hielt, konnte die Lage Napoleons, der hinter sich den Aufstand in Spanien mit großen Schlägen niederwerfen wollte, eine sehr ernste werden; wenn Alexander mit Napoleon hielt, so konnte er Preußen vom Krieg abreden und Oesterreich lähmen. Darum kam Napoleon der Gedanke, die bezaubernde Macht seiner Person wieder auf Alexander wirken zu lassen und ihn, der zu schwanken schien, fest an sich zu ketten. Die Freundschaft zwischen den beiden jungen Kaisern war mehrmals in Gefahr gekommen. Neulich wurden über diese für den Charakter Beider so wichtigen Beziehungen die Berichte der französischen Gesandten herausgegeben, die merkwürdige Angaben enthalten.[1]) Befassen wir uns daher zunächst mit den

und zur Hoffnung.

Verhandlungen zwischen Napoleon und Alexander I.

In Tilsit war Alexander I. von dem Geiste Napoleons bezaubert und überwältigt: er schloß Bund und Freundschaft und versprach mit ihm in Zukunft wie ein Herz und eine Seele zu sein. Um ihn in dieser Richtung zu erhalten, daß der weiche Alexander allen Zumuthungen der Gegner Wider-

[1]) Napoléon et Alexandre I. L'alliance Russe sous le premier empire. Vol. I. De Tilsit à Erfurt par Albert Vandal. Paris 1891. Ein starker Band beschäftigt sich mit einem Jahr. — Der Russe Tatitschew hat in der „Nouvelle Revue" 1890 die Herausgabe der französischen und russischen Texte von 1801 bis 1808 begonnen.

stand leiste und in der gleichen Stimmung bleibe, sandte Napoleon General Savary nach Petersburg, der als sein Adjutant in Tilsit viel mit dem Czaren verkehrt hatte, seinem Herrn unbedingt ergeben und mit seinen Plänen vertraut war. — „Nehmen Sie ihn mit Ihrer gewohnten Güte auf und schenken Sie Allem unbedingtes Vertrauen, was er Ihnen in meinem Namen sagen wird" — lautete das Empfehlungsschreiben. Lesseps sollte die laufenden Geschäfte besorgen, bis beide Kaiser sich Botschafter gesandt hätten. Savary hatte den Auftrag, das Vertrauen Alexanders zu Napoleon zu erhalten, er solle gleichsam eine lebendige Mahnung an die schönen Stunden der Freundschaft, der Pläne und Hoffnungen von Tilsit sein und zugleich den Boden untersuchen, auf dem der Bund beider Reiche stand, Alles beobachten, Adel wie Volk, und der englischen Partei gegenüber eine französische schaffen, den Geist des Heeres kennen lernen und dem neuen Bündniß fähige Officiere gewinnen.

Savary.

Haß der Franzosen.

Die Aufgabe war nicht leicht, denn das russische Volk war den Franzosen, als Empörern und Mördern ihres guten Königs und Gottlosen, abgeneigt; die Kirche hatte den Fluch über sie ausgesprochen: je näher Savary gegen Petersburg kam, um so finsterer und feindseliger waren die Gesichter. Am 26. Juli traf er in Petersburg ein, hatte aber Mühe, eine Wohnung zu bekommen. Um so wohlwollender nahm ihn Alexander I. auf, erfreut über die Wahl, die Napoleon getroffen, „über dies neue Zeichen von Freundschaft". — „Je mehr ich an Tilsit denke, um so froher bin ich, daß ich ihn kennen lernte; ich fürchte mich immer, auch nur ein Wort von den vielen neuen Dingen zu vergessen, die er mir gesagt hat in einer so kurzen Zeit; er ist ein außerordentlicher Mann, und man muß es anerkennen, daß Ihr Franzosen eine Ueberlegenheit habt, die nur ein Unsinniger bestreiten kann. — Seine Ansichten sind seitdem die meinigen. — Sie verstehen mich."

Der Czar.

Elisabeth Alexjewna.

Am 24. Juli speiste Savary beim Czaren. Kurz vor dem Mahle erschien die Kaiserin Elisabeth mit ihrer Schwester Amalia von Baden, beide Töchter Karl Friedrichs und von bezaubernder Schönheit und Anmuth. Das Gespräch drehte sich um Heereseinrichtungen und war ungezwungen, der Ton heiter. Nach dem Mahle erging sich der Kaiser mit Savary im Garten und erzählte, Napoleon habe ihm versprochen, zu Besuch nach Petersburg zu kommen. „Ich weiß, er liebt die Kälte nicht, aber ich halte ihn fest an seinem Versprechen und will ihm das Zimmer so heizen, daß er meint, er sei in Aegypten." Vorher wolle er Napoleon in Paris besuchen und sehen, wie er eingerichtet sei, auch wolle er Metz und Straßburg sehen. Alexander sprach von diesem Lieblingsplan, als ob er ihn schon in der nächsten Zeit ausführen wollte. Dann kam er auf seinen Herzenswunsch, auf die Theilung der Türkei; Napoleon habe ihm erklärt, daß die Entthronung Selims III. ihn jedes Versprechens gegen jene Macht entbunden habe. „Hat er Ihnen Nichts davon gesagt?" — Savary antwortete: „Gesprochen hat Napoleon davon, aber mir keine Weisungen gegeben." — Alexander I. fuhr fort: „Wir haben viel davon gesprochen und ich gestehe, wenn diese Macht einmal zusammenstürzen muß, so rechne ich viel auf die Zuneigung, die mir Napoleon bewiesen, und die Hoffnungen die er mir gemacht hat. Ich werde aber auf diesen Augenblick nicht drängen." — Dann redete Alexander von anderen

Geplante Besuche.

Theilung der Türkei.

Mächten, deren Politik er tadelte, und von ihren Gesandten, die er nicht leiden mochte. Savary fühlte sich geschmeichelt.

Doch bemerkte Savary bald, daß Alexander I. vereinzelt dastand, daß er keinen Hof um sich hatte. Der war im Palast der Kaiserin-Mutter zu finden, welcher Alexander bei seiner Thronbesteigung den Rang, das Einkommen, die Ehren, die Vorrechte der Regierung überlassen hatte. Ihr dankten die Beamten für jede Anstellung, die Officiere für jede Beförderung, sie theilte die Gnaden aus, in ihrem Schlosse Paulowsky machte der hohe Adel seine Aufwartung, zu ihren Empfangsabenden kam selbst Alexander. Wenn dann zur Tafel gegangen wurde, nahm Maria Feodorowna den Arm des Kaisers, die Kaiserin Elisabeth ging dann allein hinter ihnen her. Der Czar war ein Feind aller Etiquette, hatte sich nur die eigentliche Regierung und die Revuen vorbehalten. Der Glanz des Hofes war jedoch seiner Mutter verblieben, die ob ihres bitteren Schicksals, ob der Hoheit, mit der sie die Sonderbarkeiten ihres Gatten, dann dessen Tod ertragen hatte, ob der unzähligen Wohlthaten, die sie den Armen spendete, und wegen ihrer eifrigen Religiosität allgemeine Verehrung genoß. Bei ihr wurden ihre vier jüngsten Kinder erzogen, darunter Constantin und Nikolaus. Ihre Hofhaltung hieß „der alte Hof". Sie übte großen Einfluß aus, sie hemmte Vieles, was ihr nicht gefiel. Sie hatte den Frieden mit Napoleon noch nicht anerkannt: sie haßte diesen, sie mißbilligte das Verhalten ihres Sohnes; als Savary ihr 30. April vorgestellt, wurde er kalt empfangen und sogleich entlassen; die Audienz währte nur eine halbe Minute.

Wo ist der Hof?

Maria Feodorowna.

Diese Behandlung war wie ein Signal für den Adel zu Abweisungen Savarys, er fand die Häuser der Vornehmen verschlossen, auch wenn er das zweite, dritte, vierte Mal einen Besuch bei ihnen abstatten wollte; es hieß, der Herr sei nicht zu Haus. Die Frauen waren noch feindseliger gegen ihn als die Männer, auch nicht ein Haus öffnete sich ihm; wenn er nicht beim Kaiser geladen war, mußte er den Abend mit seinem Secretär allein zubringen. Man redete bitter von seinem Benehmen bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, ohne Zweifel auch bei der Reise Ferdinands VII. nach Bayonne; an den Fenstern der Buchhändler waren Spottschriften über Napoleon ausgehängt; erschien er auf einem Spaziergang, so sah er Zorn oder Vorwürfe in den Blicken, Niemand grüßte ihn. Sehr viele Emigranten waren in Petersburg, welche ihren Haß gegen die Revolution auf Savary abluden. Wollte er Petersburg kennen lernen, mußte er sich die Kirchen, die Paläste, die Sammlungen zeigen lassen, wie wenn er ein durchreisender Fremder wäre. Eines Abends fragte ihn Alexander: „Wie finden Sie Petersburg?" — „Großartig, Italien hat Nichts, was sich mit ihm vergleichen läßt." — „Wie bringen Sie die Zeit zu? Ich weiß, Sie haben noch wenig Bekanntschaften gemacht." — „Sire! ohne Ihre Güte und die des Großfürsten hätte ich stets mein Zimmer hüten müssen." — „Das wird bald anders werden" — entgegnete Alexander, und lud ihn ein, einige Tage in Kronstadt zuzubringen. Nach der Rückkehr erhielt Savary eine Einladung nach Peterhof zu einem Fest zu Ehren der Kaiserin-Mutter. Hier zeichnete ihn der

Stimmung im Adel,

der Frauen,

der Emigranten.

Alexanderhaft.

Kaiser in jeder Hinsicht aus und befahl, ihn als Gast Rußlands und als Vertreter seines Bundesgenossen zu behandeln. Das wirkte; die Blicke wurden freundlicher, einige Häuser öffneten sich ihm: er machte die Bekanntschaft mit Adam Czartoriský, dem Jugendfreunde Alexanders, der bis zur Schlacht bei Austerlitz das Ministerium des Aeußeren geleitet hatte, dessen Talent er aber weit unter seinem Rufe fand. Savary hatte die Gabe, Menschen zu beobachten und zu schildern: die Minister gehörten meist zum alten Schlag: Lobanow sei zum Kriegsminister bestimmt und für die Franzosen, Rumanzow und Budberg geneigt zur Sache Frankreichs überzugehen. Die fremden Gesandten seien durchgängig gegen Frankreich, besonders der österreichische und englische Gesandte, sie gäben den Ton an; auch Gesandte von Staaten, die mit Napoleon verbündet seien, wären treulos gegen ihn.[1] Von Gesandten jener Staaten, die eingezogen wären, habe Joseph de Maistre am meisten Geist und Einfluß, beim österreichischen Gesandten sei er wie zu Haus.

Czartoriský.

De Maistre.

Napoleon war von diesen Nachrichten wenig befriedigt, er fragte, ob nicht weiter entfernt vom Throne und näher dem Volk eine andere Gesellschaftsklasse bestehe, die eine Kraft und Zukunft in sich trage. Savary verneinte dies; der Adel mache Alles, das Volk sei eine träge Masse, die Alles über sich ergehen lasse. Den Adel zu gewinnen sei Hauptsache. Alexander unterstützte ihn hiebei und machte ihn bekannt mit einigen Damen, die ihm näher standen, namentlich mit der schönen und geistreichen Gattin des Alexander Narischkin. Savary verwendete sich für sie um schöne, neue Modesachen. Napoleon sandte in der artigsten Weise einige hübsche Geschenke. Die Narischkin war nicht für Frankreich, aber eifrig für Alexander und seinen vermeintlichen Freund Napoleon, und gewann für Savary manche Damen und Herren. Dabei kam der General darauf, wie viele Große über die Hinneigung Alexanders zu Napoleon entrüstet waren, von einer Thronveränderung wie im Jahre 1801 sprachen, und er machte Alexander Mittheilung davon; die Narischkin ermunterte ihn, dem Czaren Alles zu sagen, was er wisse, es sei für dessen Sicherheit gut, daß er etwas böse sei. Dazu war Savary mehr als geeignet. Er sprach zu Alexander von den bösen Reden in den Salons, von der Gefahr der steigenden Gährung, und daß man einen Schlag dagegen führen müsse, damit man nicht gehemmt sei, wenn man groß handeln wolle. Alexander I. ergriff vertrauensvoll Savarys Rechte: „Mein Entschluß ist schon gefaßt, und Nichts kann ihn ändern. Sehen Sie Rußland nicht in einem Haufen von Ränkeschmieden, deren Wege ich schon kenne, denen man nur Ruhe und Verachtung entgegenstellen muß. Ich muß schonend vorangehen und darf Nichts überstürzen; ich habe eine Masse von Vorurtheilen zu überwinden und die Erziehung des Volkes von vorne wieder anzufangen. Ich werde sicher mein Ziel erreichen. Ich ehre meine Eltern, aber ich regiere und verlange, daß man Rücksicht nimmt auf mich — Sie sehen, daß ich volles Vertrauen in Sie setze, da ich Ihnen vom Inneren meiner Familie rede, und ich rechne dabei auf Ihre Schweigsamkeit und Anhänglichkeit.“ — Savary verstand den Kaiser, hatte aber Nichts eiliger zu thun, als Napoleon schleunig darüber Bericht zu erstatten. So ist diese Unterredung der Nachwelt erhalten worden.[2] Um die Kaiserin-Mutter zu gewinnen, besuchte Savary eines der von ihr gegründeten Erziehungshäuser für Mädchen und sprach sich mit Enthusiasmus

Die Narischkin.

Polizeibericht.

Geist der Salons.

Entschluß des Czaren.

---

[1] Vandal, l. c. vol. I, p. 113—116.
[2] Ibid. I, p. 119—21.

über den edlen Geist aus, der hier walte, und über die Fortschritte, die auf den ersten Blick überraschten. Das wurde hinterbracht und beifällig aufgenommen, und der Schlaue gewann immer mehr Boden und Anhänger für Frankreich.

Napoleons Verlangen nach näheren Charakteristiken befriedigte Savary durch eine Schilderung der Kaiserin Elisabeth. „Ihren Charakter kennen selbst die nicht, die täglich mit ihr umgehen, so sehr beherrscht sie sich, daß sie durch kein Wort, durch keinen Blick sich verräth. Ihr Urtheil ist frei, sie beschäftigt sich mit ernsten Dingen; sie liest unsere Tragiker viel; man müßte mehr auf ihren Geist, als auf ihr Herz wirken, wenn man sie gewinnen wollte.“ Sie scheint sich also nicht glücklich gefühlt zu haben. Von der Kaiserin-Mutter meint Savary, ein sinnreiches, mit Anmuth überreichtes Geschenk würde wohl am Platze sein: in ihrem Palast seien Geschenke früherer Fürsten angesammelt, darunter Porzellan aus Sèvres, das ihr Ludwig XVI. übersandte. Auch müsse man die Leute widerlegen, welche immer behaupten, die französische Industrie sei seit Napoleon tief gesunken.[1] — Vom Großfürsten Constantin erzählt Savary, er sei ganz Franzose, liebe nur Waffen und Soldaten, Napoleon sei sein Abgott und Paris sein Paradis; er wolle beide wiederholt sehen und kennen lernen, lebe bei seinem Uhlanenregiment sieben Stunden von Petersburg in Strelna, sei ein Gegenbild von Peter III., sein Palais sei eine Festung, in welcher streng das Kriegsrecht walte. Sein Zimmer sehe aus wie eine Waffensammlung, seine Bibliothek enthalte nur militärische Werke; durch gefangene Franzosen lasse er sich im Kleinen ein Lager von Boulogne machen, seine Musik spiele nur französische Arien und unter den Klängen des „Départ pour la Syrie“ ziehen seine Uhlanen vor ihm auf. — Uebrigens sei Constantin Paulowitsch bei der Armee nicht beliebt, beim Heer gelte er mehr für einen, der gern mit Soldaten spiele, als für einen Krieger, und sei wegen seines phantastischen Wesens wenig geeignet, die gebildete Gesellschaft für Frankreich zu gewinnen.

Kaiserin Elisabeth. Maria Feodorowna. Constantin in Strelna.

Beim russischen Adel hebt Savary einige Familien hervor, die durch hohes Alter, großen Reichthum und ehrenvolle Gesinnung glänzen. Die meisten Familien jedoch seien heruntergekommen an Vermögen und gierig nach Geld. Seit Katharina II. sei es aufgekommen, Verdienste durch Geschenke in Geld oder mit Kronbauern zu belohnen; auch Paul I. sei in Belohnungen übertrieben gewesen, wie er es in Strafen war. Das habe sehr üble Folgen gehabt, man habe Kriege führen müssen der zu vertheilenden Beute wegen und ein großer Theil des Adels habe sich dabei an Verschwendung und Luxus gewöhnt. Es herrsche eine wahre Wuth zu genießen und zu glänzen, die jüngste Hauptstadt Europas liebe am meisten den Prunk. Als Alexander I. zur Regierung kam, wollte er reformiren, den Staatsschatz wieder in Ordnung bringen, die Geschenke mit Bauern und Geld hörten auf, der Czar mahnte an Sparsamkeit — aber die Lust zu genießen und zu glänzen war mächtiger. Petersburg, einst eine reiche, sei jetzt eine ganz verschuldete Stadt. „Ich kenne hochstehende Russen, mit vielen Titeln und Aemtern, die an Galatagen mit Diamanten überladen sind, denen plötzlich der Bäcker kein Brot mehr zum Festmahl liefert. Es gibt Männer hier, die mit den Millionen ihrer Schulden prahlen. Man kann angesehene Damen ihr Nichterscheinen bei einem glänzenden Ball damit entschuldigen hören, daß ihnen der Juwelenhändler keine Diamanten hat leihen wollen. Das macht ihnen keine Schande, denn die meisten sind in einer solchen Lage. Ein solcher Adel ist un-

Der Adel meist verdorben, verschuldet, neuerungsüchtig.

[1]) Vandal, l. c. vol. I. p. 133—34.

ruhig, zu Neuerungen geneigt, die ihm Aussichten auf Lohn, auf Ehren und Aemter bieten. Es fehlt nur an einem Catilina, um einen Aufstand gegen Alexander anzustiften. Will man unter diesen käuflichen Naturen eine Partei bilden, so muß man die Gesandtschaft mit großen Mitteln ausstatten, daß sie glänzende Feste geben kann. Dann wird der russische Adel sich um Einladungen bei uns bewerben, wie er jetzt wetteifert um Gunst beim englischen Gesandten. Das ist auch die Art, wie England hier verfährt. Lord Gower ist ein hochmüthiger Aristokrat, der mit den schönsten Pferden in den glänzendsten Equipagen fährt und die üppigste Tafel hält. Dahin drängt sich der russische Adel und empfängt aus seinem Munde politische Orakelsprüche. Wenn der Czar nach dem Vertrag von Tilsit mit England bricht, so wird die Abreise des englischen Gesandten wie eine Revolution unter dem russischen Adel wirken. Wenn dann ein französischer Gesandter von altem Adel, von feinen Formen da ist und Mittel hat, ein glänzendes Haus zu bilden, so wird er der Erbe des englischen Gesandten sein, die Mehrzahl der Russen wird Zutritt suchen, er hat dann eine mächtige Partei für sich und kann öffentliche Meinung machen.

Lord Gower.

„Frankreich müsse aber auch Handelsverbindungen anknüpfen, wie es England that mit ausgezeichnetem Erfolg. Großbritannien überschüttet Rußland mit seinen Waaren, auf der Newa sieht man fast nur englische Wimpel, englische Fabrikanten arbeiten in Rußland, die Kaufleute in Petersburg hängen ganz von England ab. Der Edelmann gibt für englisches Geld und englische Waaren das Holz, das Harz und Pech seiner Wälder, das Getreide und den Hanf seiner Aecker, er kauft Alles vom Engländer: das Tuch seiner Kleider, die Geräthe seines Hauses, das Silbergeschirr seiner Tafel, selbst Papier, Federn und Tinte. Englische Sitte, Gebräuche und Genüsse sind Mode geworden und englischer Geschmack beherrscht den Markt. Frankreich muß hierin mit England wetteifern, geschmackvollere Waaren und billigere liefern und die Russen an französischen Geschmack gewöhnen — nach und nach, denn auf einmal ist es nicht möglich. Es wird aber ein starker Sturm erfolgen, wenn diese Wendung eintritt, sie wird zugleich die Probe sein für Alexanders Festigkeit und die Stärke der Allianz."

Handel mit England.

Napoleon wählte Caulaincourt — er war aus alter Familie, hatte reiche Bildung, einen gewandten Geist und feine Formen, war von bewährter Anhänglichkeit an den Kaiser, in hoher Stellung, Großstallmeister und Divisionsgeneral — also ein Mann, geeignet, die alte Aristokratie mit Frankreich zu versöhnen. Damit er mit Glanz auftreten könne, setzte Napoleon seinen Gehalt auf 800.000 Francs fest, bestimmte 250.000 Francs für die erste Einrichtung und gab ihm ein zahlreiches Gefolge mit. Der russischen Armee schenkte der Kaiser zugleich 50.000 Flinten aus französischer Fabrik, er kaufte Holz zum Bau dreier Kriegsschiffe auf russischen Werften, er erklärte sich bereit, junge Edelleute, die sich in Frankreich ausbilden wollten, in die Cadettenhäuser aufzunehmen. Savary hatte gerathen, ein französisches Theater in Petersburg zu errichten und Talleyrand erhielt Befehl, für geeignete Schauspieler und Schauspielerinnen zu sorgen. Die Königin Katharina von Westfalen mußte als nahe Verwandte mit der Kaiserin-Mutter in briefliche Verbindung treten, letzterer sandte Napoleon glänzende Vasen aus Sèvres. Alexander sandte dafür Pelze von hohem Werthe. Der briefliche Verkehr zwischen beiden Kaisern wurde sehr lebhaft. Napoleon suchte auf den Geist und das Herz des Czaren zu wirken, um ihn in seiner Politik festzuhalten;[1]) insgeheim aber

Caulaincourt. Geschenke. Vasen.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 142—43.

hegte er immer die Besorgniß, der russische Adel möchte sich des jungen und biegsamen Herrschers doch noch bemächtigen.

Doch blieb Alexander der Abmachung von Tilsit getreu: er bot England 29. August 1807 seine Vermittlung an zum Frieden mit Frankreich, erhielt jedoch die Antwort, der König von England wünsche vor Allem die gerechten und billigen Grundsätze zu kennen, auf Grundlage deren Frankreich unterhandeln wolle, und forderte zugleich die Mittheilung der geheimen Artikel von Tilsit.

Vermittlung mit England.

Antwort

Zwar hatte das Ministerium Kunde davon erhalten, aber nicht von allem genaue; es schloß aber aus der Geschichte von 1801, daß das Seerecht der Neutralen eine Hauptforderung und Dänemark zum Vorkämpfer bei einem Angriff zur See bestimmt sein werde, und war sogleich entschlossen, seine Waffe Dänemark zu entwinden, um dem Schlage zuvorzukommen,[1]) und so fand der Raubzug gegen Kopenhagen statt, den Napoleon so gut benutzte, um England der Verletzung des Völkerrechts vor ganz Europa zu beschuldigen, und zum Versuch, England die Häfen des Festlandes zu verschließen. Der Kronprinz von Dänemark schloß einen Bund mit Frankreich, Rußland sollte Schweden mit fortreißen, Napoleon zwang Spanien und Portugal sich zu verschließen, Oesterreich wurde gemahnt zum Beitritt, und als es seinen Gesandten von London abberief, schrieb Napoleon an Alexander: „Es wäre schändlich, wenn Rußland zurückbliebe; ich hoffe, Lord Gower ist schon fortgejagt."[2]) Der Czar sandte an Lord Gower einen Protest gegen Englands Verfahren, sprach Savary seine Entrüstung darüber aus und erklärte, Napoleon möge ihm nur bezeichnen, was er thun solle.

Kopenhagen.

Um Englands Einfluß aufrecht zu erhalten, erschien Oberst Wilson als Ueberbringer von Depeschen in der russischen Hauptstadt — ein junger Mann mit fast mädchenhaftem Gesichte, aber ein tapferer Soldat, der überall dabei war, wo es galt, in Napoleon Frankreich, die Revolution und die neuen Principien zu bekämpfen. So hatte er auch den Feldzug von 1806 bis 1807 im preußischen Heere mitgemacht und war während der Verhandlungen zu Tilsit im Hauptquartier Alexanders, von dem er auch jetzt wohlwollend empfangen wurde. Aus Aeußerungen, die im Gespräch fielen, schloß Wilson, Alexander halte zu England. Der Czar aber wollte England noch nicht reizen, denn seine Flotte stand noch im Mittelmeer und unter Siniawin in den Mündungen des Tajo, auch mußte er eines Angriffs auf Kronstadt durch die Engländer gewärtig sein; erst der Winter bot ihm Sicherheit gegen den Ansturm einer englischen Flotte. Wilson arbeitete in der Hauptstadt überall Savary entgegen, er war ein gefährlicher Feind durch seine Beweglichkeit, durch die Art, wie er Männer und Frauen zu bereden wußte, sie möchten doch durch einen Verkehr mit der Revolution ihren reinen Adel nicht besudeln. England war bereit, den Schutz der Neutralität der Ostsee dem Czaren zuzugestehen, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Wilson bei Alexander I.

Dieser aber gab Napoleon damals ein Zeichen, daß er festhalte am Vertrag von Tilsit und fest glaube an die Verwirklichung der Bestimmungen desselben hinsichtlich der Türkei: er ernannte nämlich den bisherigen Handelsminister, den Grafen Rumanzow, zum Minister des Aeußeren.

[1]) Vgl. oben S. 168—173.
[2]) Vandal, l. c. vol. I. p. 151.

Rumanzow.

Die Rumanzow (auch Romanzow, Rumäntzow) sind eine alte und berühmte Familie; ein Peter Rumanzow wird von Karamsin der Turenne Rußlands genannt: er zeichnete sich aus im siebenjährigen Kriege, er kämpfte bei Bender und Oczakow gegen die Tataren und siegte 1770 großartig über die Türken am Larga und am Kaghul, eroberte Ismail und wurde zum Generalfeldmarschall von Katharina II. ernannt und zwang 1774 den Großvezir zum Frieden von Kutschuk Kainardschi, durch welchen Rußland freie Schifffahrt auf allen türkischen Gewässern und die Festungen Kertsch, Jenikale und Kinbar und die Anerkennung der Unabhängigkeit der Tataren in der Krim erhielt. Im Geiste seines Vaters begünstigte sein ältester Sohn Nikolai Petrowitsch Kunst und Wissenschaft und gehörte zu jener Reihe russischer Diplomaten, welche man die orientalische nannte, die abgeneigt gegen die Einmischung Rußlands in die Angelegenheiten des Westens seinen Beruf in der Vergrößerung im Osten sahen. Von Bewunderung für Napoleon erfüllt, rieth Peter Rumanzow schon 1806 Alexander I. zum Bunde mit Frankreich. Als Finanzminister erleichterte er die inneren und äußeren Verbindungen im Reich, legte schiffbare Canäle an, errichtete Leuchtthürme und förderte Handel und Verkehr. Jetzt brachte ihm Alexander I. das Portefeuille des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, das Rumanzow nach längerem Widerstreben wegen seines Alters nur deßhalb annahm, weil er darin ein Mittel sah, die Grundsätze Katharinas II., die er in seiner Jugend eingesogen hatte, durchzuführen. Constantinopel war das Ziel seiner Politik: jetzt, wo ohnehin alle Staaten schwankten, könnte die Türkei getheilt werden. [1])

Wendung der englischen Politik.

Bisher war Rußland der Markt für die englischen Waaren, der Orient der Markt für die französischen. England hatte den Fortschritt der Russen, die ihm seine Waaren abkauften, gegen die Türken bisher begünstigt. Pitt erst sah die Gefahr ein, welche die Vernichtung der Türkei für das Reich haben würde, welches sich die Engländer in Indien erobert hatten: die abgematteten Türken und Perser seien viel friedlichere Nachbarn, als die immer zugreifenden Russen; die Erhaltung der Türkei sei also eine Lebensbedingung für die Macht Englands in Asien. Canning erklärte darum Rumanzow, als er in London den Frieden mit Frankreich vermitteln sollte, ganz entschieden, England werde niemals einem Vertrag zustimmen, dessen Opfer die Türkei wäre. Das war ein Umschwung in der Politik Englands. Rußland konnte also nur mit Napoleons Hilfe sein Ziel erreichen und die Verbindung mit ihm erschien Rumanzow um so werthvoller, als er gespannt war mit Oesterreich. Dieses hatte das größte Interesse dabei, entweder daß die Türkei erhalten werde, oder daß es seinen wichtigen Antheil erhalte, wenn sie zusammenstürze. Ohne einen Krieg zugleich mit Oesterreich, oder ohne daß man letztrem einen Antheil an der Beute überließ, war also Constantinopel nicht zu erlangen. Darum wünschte Rumanzow rasche Vollziehung des Vertrages von Tilsit, ehe die Rüstungen Oesterreichs vollendet wären. So war die Stimmung des neuen Ministers.

Pitt. — Canning. — Oesterreich.

Wilson.

Da kam 30. October Wilson zu ihm, um im Namen des englischen Ministeriums vertrauliche Mittheilungen zu machen: England sei zu den größten Opfern bereit, um die Freundschaft des Czaren zu behalten, es wolle auch seinen Bund mit Napoleon nicht brechen, nur der Macht des letzteren Schranken setzen,

---

[1]) Dr. Kleinschmidt, Geschichte des hohen russischen Adels. S. 353—362. — Vandal, l. c. vol. I, p. 152—56.

und zwar durch Verstärkung Preußens und Rußlands in Deutschland. Rumanzow that, wie wenn er nicht recht höre: erhielt Rußland Verstärkungen im Südwesten, so kam es mit dem Napoleonischen Reiche in Berührung — und das mochte er nicht: es war eine schlimme Nachbarschaft.[1])

bietet Gewinn in Deutschland an.

Nun fing Wilson an auf einer anderen Saite zu spielen: England gönne Rußland gerne Vortheile, wenn diese nicht mit seiner Politik unverträglich wären. Die Besitznahme der Moldau und Walachei sei keine Zerstörung der Türkei. England würde Rußland gern diese Herzogthümer gönnen, wenn man Oesterreich dafür in Deutschland entschädigen würde. Rußland hatte einst Verbindungen mit den Griechen, Albanesen und Epiroten und möchte sie wahrscheinlich gerne erneuern. England werde gern deßhalb die jonischen Inseln und Korfu den Franzosen wegnehmen, in deren Händen es sie nicht lassen könne, und den Russen übergeben. Das hieß viel anbieten, aber Napoleon hatte in Tilsit noch mehr versprochen, und daß Rußland Alles viel schneller und ohne Antheilnahme Oesterreichs erreichen solle. Darum schwieg Rumanzow wiederum: es war, als ob man ihm den Mund zu vertraulichen Mittheilungen aufbrechen müsse; Wilson verließ in Verwirrung diesen Minister; er fürchtete, nicht beredt genug gewesen zu sein.

Moldau und Walachei.

Es handelte sich aber um so wichtige Dinge, daß Wilson versuchte, durch Aufregung der öffentlichen Meinung den Sturz des Ministers zu erzwingen. Er benutzte seine zahlreichen Verbindungen mit den ersten Familien; er verbreitete eine Spottschrift: „Betrachtungen über den Frieden zu Tilsit",[2]) in der auch Alexanders Befangenheit betont war, so geschickt, daß sie viel gelesen wurde, und doch nicht in die Hände der russischen Polizei kam oder von dieser angezeigt wurde.

Schmähschrift gegen den Czaren.

Aber es war Einer in Petersburg, der mit dem Auge eines Luchses alle Schritte Wilsons überwachte und von seinen Aeußerungen in vertraulichen Gesprächen bei Abendgesellschaften oder in den Logen des Theaters Kunde vernahm — Savary. Er kam sogar in den Besitz der Schmähschrift über den Vertrag von Tilsit, und nahm sie mit zu einem Abendessen beim Czaren, der ihn mit den Worten anredete: „Diese Herren von der englischen Partei fangen ja an sich zu regen." — „Ja, Sire," entgegnete Savary, „und diesmal ist es Ernst, und man verbreitet eine Schmähschrift selbst unter den Officieren Ihres Hofes, man trennt darin Ihre Majestät von der Nation und der Armee. Wilson hat diese Brochüre nach Petersburg gebracht und sie auch Orlow, Nowosiltzow, Kotschubey und Stroganow und einigen Anderen mitgetheilt." — „Das heißt ja der ganzen englischen Partei!" — antwortete Alexander; „haben Sie diese Schrift schon zu Gesicht bekommen?" — „O ja, da ist sie, Sire, ich habe gesucht sie zu bekommen, um sie Ihrer Majestät zu zeigen. Diese Herren gehen so weit, daß es an der Zeit ist, sie streng zu bestrafen." — „Ich danke Ihnen, General! Romanzow hat mir schon davon gesprochen, aber noch kein Exemplar in die Hände zu bekommen vermocht; doch Sie sind geschickter gewesen als er. Es ist sehr keck, mit amtlichen Anerbietungen zugleich ein solches Pamphlet ins Land zu bringen."[3]) — Nachdem der Czar die Brochüre gelesen hatte, sagte er zu Savary: „Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß ich dieser Schrift keine Wichtigkeit beilege und sie mit Allem, was sie gegen ihn enthält, mit Füßen trete. Ich bin von ihr nicht er-

Savary.

Alexander I.

Sturz der englischen Partei.

---

1) Vandal, l. c. vol. I, p. 157—63.
2) Reflexions sur la paix de Tilsit. Vandal, l. c. vol. I, p. 165.
3) Vandal, l. c. vol. I, p. 165—67.

schüttert! — Ihr Kaiser ist glücklicher, er hat Männer um sich und er hat viel aus ihnen gemacht. Ich habe aber nicht einmal Männer genug, um ein Ministerium zu bilden, habe tausend Mißbräuche zu bekämpfen und Leute in den Stellen, die sie nicht verdienen. Ich will aber die Nation aus diesem Zustand der Barbarei herausziehen und dieser Sclaverei ein Ende machen, sollte es mir auch den Kopf kosten." — Bald darauf bekam Kotschubey den Befehl, das Ministerium niederzulegen, Nowosilzow den Befehl, auf Reisen zu gehen; Orlow warf sich dem Kaiser zu Füßen und gestand, er habe die Brochüre von Lord Gower selber empfangen. Wilson bekam ein Schreiben an den Czaren uneröffnet zurück. 7. November erklärte der Czar sich entschieden für das Seerecht der Neutralen gegen die englische Regierung. Der Bruch war vollständig.

Bruch mit England.

Alexander I. hatte sein Wort ehrlich gehalten und erwartete nun auch mit vollem Recht, daß Napoleon sein Versprechen halte. Er erzählte Savary, was ihm England angeboten und er zurückgewiesen habe, er verdanke die Erfüllung seiner Wünsche lieber Napoleon, als dem gemeinsamen Feinde, und dabei wiederholte er wörtlich, was ihm hinsichtlich der Türkei Napoleon in Tilsit versprochen hatte; zunächst verlangte er förmlich von Napoleon die Moldau und die Walachei für sein Rußland, als Vorspiel der Politik der That.

Napoleon soll Wort halten.

Napoleon sollte also jetzt sein Wort halten, sein Freund Alexander I. mahnte ihn ernstlich daran. Talleyrand meint, es sei mit dem Versprechen kein rechter Ernst gewesen; wir hörten schon, „Napoleon habe in Tilsit dem Czaren oft von der Moldau und Walachei gesprochen, die eigentlich zu Rußland gehören müßten, und setzte dann hinzu, daß die Zerstückelung der Türkei doch wohl in den Plänen der Vorsehung zu liegen scheine. In einer solchen Stimmung fing er dann eigentlich auch schon an seine Gedanken über die Länderver-theilung des Ottomanischen Reiches, bei welcher auch Oesterreich mitbedacht werden sollte, näher zu entwickeln. Einem kundigen Blick konnte der Eindruck nicht entgehen, den diese Hirngespinnste, denn viel mehr waren diese Ideen nicht, auf das leicht erregbare Gemüth des Kaisers Alexander machten. Als Napoleon den Czaren in dieser Weise bearbeitet hatte, sprach er plötzlich von wichtigen Depeschen, die ihm nach Paris zurückriefen, und betrieb dann hastig die Abfassung des Friedens-Tractates, in welchem aber, wie er mir speciell befahl, kein Wort weder über die Türkei, noch über die beiden Donaufürstenthümer vorkommen dürfte. Bald darauf reiste er ab und hatte also hier wieder für seine weiteren Pläne das Terrain sondirt und den Czaren umgarnt. Er für seine Person behielt sich die Freiheit der Entschließungen und des Handelns vor; dem Kaiser Alexander aber hatte er — man gestatte mir den etwas unehrerbietigen Ausdruck — neue Ideen in den Kopf gesetzt, die vielleicht später für die französischen Interessen irgendwie nützlich zu verwerthen waren."

Talleyrands Ansicht.

Moldau und Walachei.

Talleyrand behauptet also, es sei kein bestimmter Vertrag schriftlich über die Theilung der Türkei abgeschlossen, sondern Alexander bloß schöne Hoffnungen vorgemacht worden. Wie der Minister später Gründe hatte, Alexander weiß und Napoleon schwarz zu zeichnen, werden wir später sehen.

Der General-Adjutant Guilleminot wurde nach Tilsit ins russische Hauptquartier gesandt, um einen Waffenstillstand anzuordnen. Am 24. August kam dann der Vertrag von Slobosia zu Stande, nach welchem die Russen die beiden Fürstenthümer räumen und bis diesseits des Dnjepr sich zurückziehen sollten, und das Geschütz, das sie erobert, die Schiffe, die sie gewonnen, zurückgeben sollten. Alexander verwarf diesen Vertrag als gegen die Ehre der russischen Waffen und weil türkische Schaaren seither auf russischem Gebiete geplündert hätten.[1]) Die Russen rückten also sogleich wieder in die Herzogthümer ein, die Frage blieb also eine brennende. Der Plan, sie durch einen Waffenstillstand zu vertagen, war also gescheitert. Die orientalische Frage verlangte eine Lösung; das war um so nöthiger, als Savary meldete, nur der Czar und sein Minister Rumanzow seien wahre Freunde Frankreichs, es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Die ganze Nation sei bereit, die Waffen zu ergreifen und zu einem Krieg gegen Frankreich neue Opfer zu bringen.

Vertrag von Slobosia.

Nun kam Napoleon auf den Gedanken, Rußland möge die Moldau und Walachei behalten, aber Frankreich dafür eine Entschädigung bekommen, nämlich Preußen müsse ihm Schlesien abtreten; Bosnien, Albanien, Epirus nannte er keine genügende Entschädigung für Frankreich, sie kosten viel Mühe sie zu erobern und sie zu behaupten, sie ertragen Nichts und seien nicht so viel werth als das Blut eines einzigen Grenadiers.[2]) —

Schlesien für die Herzogthümer.

Das türkische Reich sei dem Zerfalle nahe, aber es frage sich, ob es gerade jetzt an der Zeit sei, ihn zu beschleunigen. Wenn es auseinander falle, so wollte er Aegypten, seine Lieblingseroberung, wieder erwerben; falle es aber jetzt, so seien die Engländer allein in der Lage, sich Aegyptens und der Inseln zu bemächtigen, denn es habe noch die Herrschaft über das Mittelmeer, Gibraltar, Malta, Sicilien. Man könne also vorderhand den Türken, zumal er Napoleon als seinem Freunde vertraue, bis auf weiteres im Besitze seiner Länder lassen, denn er hüte dieselbe vor dem Engländer. Die Moldau und Walachei könne die Türkei jedoch ohne eine Gefahr für ihren Fortbestand verlieren, die könne Alexander nehmen. Dagegen müsse Preußen, welches seine Kriegssteuern doch nicht bezahlen könne, dafür auf Schlesien verzichten; er habe gefehlt, daß er ihm im Frieden von Tilsit so viele Gebiete bloß aus Rücksicht auf Alexander gelassen und nicht an Friedrichs II. Ausspruch gedacht habe, man solle nie bloß zur Hälfte einen Feind mißhandeln. Die Monarchie der Hohenzollern habe dann, was sie vor Friedrich II. besaß, und die königliche Familie habe dann genug, um zu leben, und werde nicht mehr an einen Aufstand denken. Von diesen Wahrheiten müsse auch Caulaincourt den Czaren überzeugen. So lautete die Weisung die dem neuen Gesandten 12. November 1807 mitgegeben wurde. Vernunft, Gerechtigkeit, Klugheit gestatteten dem Kaiser keinen anderen Weg einzuschlagen, kein Hinderniß werde ihn von dieser Bahn abbringen. Bleiben die Russen in der Moldau und Walachei, so bleibe Preußen besetzt von französischen Truppen oder die Russen erhalten durch Napoleons Vermittlung die beiden Herzogthümer; dann muß aber Napoleon durch Alexanders Vermittlung Schlesien erhalten, hierauf räumen die Franzosen Preußen. Dieses hat dann allerdings

Gründe.

Schlesien.

Caulaincourt.

Instruction.

[1]) Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. VII, S. 509—589.
[2]) Vandal, l. c. vol. I, p. 172—77.

nur eine Bevölkerung von zwei Millionen; aber reiche das nicht hin zum Glück der königlichen Familie? Liege es nicht in ihrem Interesse, sich sogleich mit Ergebung in die Reihe der mittleren Mächte zu stellen, da all seine Anstrengungen, um den verlorenen Rang wiederzugewinnen, doch nur dazu dienen, seine Völker zu quälen und nutzloses Bedauern zu erregen? — So sei zunächst die türkische Frage zugleich mit der preußischen zu lösen. Wolle aber Alexander in Bälde eine Theilung des türkischen Reiches, so sei eine Zusammenkunft beider Kaiser nöthig, damit sie sich gegenseitig verständigten. Keinenfalls müsse Oesterreich in diese Frage hineingezogen werden. Napoleon wünsche eine Vertagung dieser gänzlichen Theilung. Insofern aber die Eroberung Constantinopels das alte Ziel der russischen Politik sei und die Hoffnung, dasselbe zu erreichen, Rußland an Frankreich knüpfe, dürfe Caulaincourt diese Hoffnung der Russen nicht ganz zerstören.[1])

Tolstoy in Paris.

Am 10. November sollte Caulaincourt abreisen, am 6. November überreichte der russische Botschafter in Paris schon sein Beglaubigungsschreiben; es war Graf Peter von Tolstoy, ein tüchtiger General aus alter Familie, dessen Ahnherr Indris, ein Deutscher, 1353 sich mit 3000 Mann in Tschernigow angesiedelt und das Haus Tolstoy, das zahlreichste Geschlecht des russischen Adels, gegründet hatte.[2]) Peter Alexandrowitsch Tolstoy focht als Jüngling unter der Fahne Suworows gegen Türken und Polen, wurde 1799 Commissär bei dem Heere des Erzherzogs Karl, dann Flügeladjutant Pauls I. und befehligte 1805 das russische Landungscorps, welches im Verein mit Schweden und England Hannover besetzen und im Rücken Napoleons eine Diversion bewirken sollte. Tolstoi war tapfer und klug, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wortkarg, in Vielem ganz der Gegensatz von Caulaincourt. Dieser war beredt und einschmeichelnd, Tolstoy kurz angebunden und unfähig zu einer Lüge. Caulaincourt war der feine Cavalier, um den russischen Adel zu gewinnen; Tolstoy wurde gewarnt vor dem französischen Adel, namentlich im Viertel von Saint-Germain; dort würde gegen Alles, was Napoleon thun mochte, fein gespöttelt, und Markow war abberufen worden, weil Napoleon es bitter haßte, daß er die Häuser der Opposition so fleißig besuchte; der Gesandte einer Großmacht sollte nicht mit den Augen der französischen Witzbolde Napoleons Walten betrachten. Der Czar hoffte, Tolstoy werde mit seinem einfachen Wesen, mit seinem offenen Gesichte, mit seinem Ruhm als Soldat Napoleon gefallen und Zutritt in seine Familie erlangen, um seine vertraulichen Aeußerungen aufzufassen. Der Czar stellte ihn Savary mit der Bitte vor, er möge sich seiner annehmen, damit er dem Kaiser gefalle, namentlich, daß er auch zu den Jagden eingeladen werde, wo Napoleon sich gern vertraulich gehen lasse. „Ich wünsche, daß Tolstoy Glück habe, es wäre mir ein bitterer Schmerz, wenn er dem Kaiser nicht gefiele, und ich wüßte nicht leicht ihn zu ersetzen." — Alexander hatte sicher auf die Theilung der Türkei gerechnet:

Instruction.

als einfacher Soldat sollte Tolstoy die Fürstenthümerfrage und die Räumung der preußischen Provinzen bei jedem passenden Anlaß betreiben, doch mit Takt, und immer denken, daß der eigentliche Zweck seiner Sendung sei, die Eintracht beider Höfe zu befestigen.

Entweder hat Tolstoy seine Instruction nicht gelesen oder nicht verstanden. Von den hohen Plänen Napoleons und Alexanders wußte er wenig, er sollte

---

[1]) Caulaincourts Instructionen im Anhang II zu Vandal.

[2]) Dr. Kleinschmidt, Geschichte des russischen hohen Adels. Kassel 1877.

nur einige Bestimmungen des Vertrages von Tilsit betreiben, welche die Frage der Türkei nicht betrafen, namentlich die Räumung Preußens von den französischen Truppen. Die Antwort auf seine Anfrage wegen der Türkei hoffte der Czar durch Caulaincourt zu erhalten.

Preußen wieder aufzuhelfen, sah Tolstoy als seine Hauptaufgabe an, er wünschte aus ihm wieder ein Bollwerk zu schaffen gegen die französische Uebermacht, die er seit lange und gründlich haßte. Mit diesem Gedanken verließ er Petersburg, in Memel besuchte er die königliche Familie und ward vom Anblick ihrer Dürftigkeit, von den Thränen der Königin, weil sie dem Elend ihres Volkes nicht abhelfen konnte, tief ergriffen. Die Königin in ihrer Armuth, in ihren Thränen, kam ihm noch schöner vor, als früher im Glanz ihres Glückes und ihrer Macht. In Paris traf Tolstoy einen glänzenden Empfang, als erster Botschafter, nachdem lange Zeit kein russischer Gesandter mehr zu sehen war. Napoleon wollte für Savarys wohlwollende Behandlung Vergeltung üben und war lauter Huld; er trug den ganzen Tag den Andreas-Orden. Tolstoy wurde auch in die Gesellschaft der Kaiserin eingeführt, war am Abend Spielgenosse des Kaisers und mußte in den Tuilerien schlafen. Ein wahrhaft kaiserliches Geschenk kam am nächsten Tag. Den Großherzog von Berg, Murat, fragte Napoleon: „Was kostet Ihr Hôtel in der Straße Cerutti?" — „400.000 Francs!" — „Ich meine nicht bloß die leeren Mauern, sondern mit der Einrichtung, so wie es ist?" — „Eine Million Francs!" — „Gut, morgen wird man Ihnen diese Million bezahlen, das Haus gehört dann der russischen Gesandtschaft."[1]) — Tolstoy war anfangs eingeschüchtert, „wie ein rechtschaffener Mann, der zum ersten Mal vor einem großen Mann steht". Der Kaiser fand jedoch bald, Tolstoy sei nicht der Mann, wie er ihn wünsche, mit dem er auch sich unterhalten könne. Seine Schweigsamkeit war eine beständige, es war schwer Etwas aus ihm herauszubringen: es schien, er wolle sich der Gunst des Kaisers entziehen, bei großen Versammlungen verbarg er sich unter der Menge. Auch seine Reden mit Männern vom Hof waren nicht wie die eines Mannes, welcher die Freundschaft zwischen zwei Staaten befestigen will. Bei Ney behauptete er den Vorzug der russischen Truppen vor den französischen und sprach seine Hoffnung auf Wiedervergeltung aus. Ney antwortete barsch, und es soll zur Herausforderung zwischen beiden gekommen sein. Tolstoy war ein strenger Soldat, aber ein ungezogener Diplomat, statt Artigkeit zeigte er nur Mißtrauen. In seiner ersten vertraulichen Unterredung mit dem Kaiser forderte er schroff und vierschrötig die Räumung Preußens von der französischen Armee, „Rußland sei nicht im Frieden mit Frankreich, wenn die erste Bedingung des Vertrags von Tilsit nicht erfüllt sei". — „Warum interessiren Sie sich so sehr für den König von Preußen? Er ist ein unbequemer und unsicherer Nachbar, und spielt Ihnen vielleicht noch schlimme Streiche! Uebrigens ist der Befehl zum Abmarsch ergangen, und General Tolstoy ist ein zu guter General, als daß er nicht wüßte, daß es mit dergleichen Operationen nicht so schnell geht, wie wenn man eine Prise Tabak nimmt"; übrigens versage er Rußland nicht seine glänzende Befriedigung, nur müsse man ihm zu freier Wahl Zeit lassen. Zudem müsse Rußland die Moldau und Walachei räumen, nach dem Vertrag von Tilsit. — Tolstoy berichtet weiter: „Er sagte mir, Frankreich habe gar keinen Vortheil von der Zertrümmerung des türkischen Reiches; ja, dessen Erhaltung diene in der nächsten Zeit nur zu seinem Vortheil; Albanien und

Ziel Tolstoys.

Empfang.

Schweigsam, mißtrauisch.

Napoleon und Tolstoy.

Bericht Tolstoys.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 181—85.

Morea seien nur Länder, wo man sich Schläge und Verlegenheieen holen könne. Er wolle uns den Thalweg der Donau überlassen, müsse aber eine Vergütung dafür bekommen. Ich drang lange in ihn, mir zu sagen, was er darunter verstehe. Da nannte er mir endlich das, was er in diesem Fall begehre — einen Theil von Preußen. Wenn wir die Moldau und Walachei nicht verlangen, so verzichtete er auch auf Preußen. Im Fall der Theilung des türkischen Reiches will er Rußland das Gebiet bis Constantinopel überlassen, die Hauptstadt mit eingeschlossen, gegen Erwerbungen auf seiner Seite, die er noch nicht genannt hat." Napoleon meinte mit diesem Satz ohne Zweifel Aegypten und die Inseln; seine geheimsten Gedanken mochte er aber nicht mittheilen. Tolstoy aber schloß, Napoleon wolle dann die Zertrümmerung von ganz Preußen; er wolle Berlin und das ganze Odergebiet, und hielt sich für verpflichtet, dies sogleich dem Czaren zu melden.[1])

Tolstoy meldete weiter: „Ursprünglich sei Berlin und das Odergebiet für das Königreich Westfalen bestimmt gewesen. Nach seiner Audienz habe Napoleon Jérôme kommen lassen und ihm erklärt, er dürfe nicht weiter darauf rechnen. Da sich aber Jérôme dagegen sträubte, so habe es eine sehr heftige Scene zwischen den beiden Brüdern gegeben, worauf ihn Napoleon unter dem Vorwand eines kaiserlichen Auftrages nach Cherbourg sandte." — Weiter berichtete Tolstoy: „Was von Preußen wegfalle, solle an das Großherzogthum Warschau kommen. Es sei eigentlich im Plane, Polen wiederherzustellen; die Begünstigung Rußlands sei nur Lockung, es sei im Plane, Rußland in seine alten Grenzen zurückzuwerfen und es zu einem asiatischen Staat zu machen und in den Osten zu verbannen, es auf Persien und Indien zu werfen, bis er es vollständig zerstören könne, denn Alles um ihn niederzuschmettern, um auf den Trümmern Europas allein zu herrschen, das sei einzig sein Ziel; er habe ja erklärt, seine Familie werde die einzige auf dem Festlande sein, und er werde Wort halten. Man möge doch in Petersburg die Augen öffnen und Maßregeln zur Rettung und Vertheidigung treffen."[2])

Polen. Rußland. Herr der Welt.

Alexander I. wurde ergriffen von diesen Nachrichten. Er sprach von Napoleons Absicht auf Schlesien mit Savary, der Napoleons Haß gegen Preußen nicht läugnen konnte. Der Czar fühlte Mitleid mit der königlichen Familie und Sorge vor dem Genie der Zerstörung; er fing an, Napoleon zu mißtrauen, und ließ sogleich nach Paris schreiben, um den Kaiser an die Unterredungen in Tilsit zu erinnern, und daß nicht in Preußen, sondern im Orient die Entschädigung zu suchen sei, und daß man sich mit der Theilung der Türkei beschäftigen möge.

Caulaincourt kommt. Ehren.

Am 17. December traf Caulaincourt in Petersburg ein. Savary hatte gearbeitet, ihm den Weg zu bahnen, Tolstoy ihn versperrt. Uebrigens wollte der Czar sich in Artigkeiten nicht übertreffen lassen. Der Botschafter wurde sogleich in den Palast Wolkonsky geführt, den schönsten nach dem kaiserlichen, und ihm bedeutet, hier sei er zu Hause, diese großartige Wohnung habe ihm der Kaiser bestimmt. Die Auffahrt zur Ueberreichung seiner Creditive, 20. December, stand an Glanz nicht hinter der Cobenzls zurück, des Abgesandten Josephs II.,

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 198—201.
[2]) Ibid. I, p. 202 ff.

des römischen Kaisers, denn Napoleon sei jetzt Kaiser des Abendlandes. Abends war Theater in der Eremitage. Hinter dem Orchester waren eine Reihe Prachtstühle für den Kaiser und seine Familie, und in der gleichen Reihe einer für Caulaincourt, eine beispiellose Ehre für Seine Excellenz, der mehr zu sein schien, als ein bloßer Botschafter.

Dann kam eine Einladung zum Mahl beim Kaiser im Winterpalast. Caulaincourt hatte Sorge, was da kommen würde, denn Savary hatte ihm schon bedeutet, welche Wirkung Tolstoys Bericht gehabt habe. Nach dem Mahle wurde Caulaincourt in das Gemach des Czaren geladen, der ihn zu seiner Rechten sitzen hieß, und mit edler Offenheit mit ihm sprach, ihm die Hand reichte und bedeutete, wie er ihn hochachte und in seiner Wahl zum Botschafter ein neues Zeichen der Freundschaft Napoleons sehe. Dann fuhr der Czar fort: „Meine Absichten sind gerade, ich habe keinen Hintergedanken in meiner Anhänglichkeit an Napoleon, ich habe es durch all meine Schritte bewiesen. Ich habe alles gethan, was er wünschte. Ich habe einen Monat früher, als abgemacht war, mit England gebrochen. Was Schweden anlangt, so stehen wir auf der Mensur. Es beharrt auf seiner Verstocktheit und ich habe alle Vorbereitungen getroffen, um es zu zwingen." — Nach einer Pause kam er auf das, was sein Herz drückte: „Der Kaiser hat mit Tolstoy von Preußen gesprochen — das hat mich geschmerzt. Es war nie davon die Rede, daß Preußen der Gegenstand des Ausgleichs sein solle für die Türkei. Der Kaiser Napoleon hat in Tilsit das erste Wort über die Walachei und Moldau gesagt; er selber hat seinen Gewinnst bezeichnet. Er hat sich von jeder Verpflichtung gegen den Sultan Selim III. für frei erklärt. Gewiß, es ist kein Wort gesprochen worden, welches den Gedanken anregen konnte, daß das arme Preußen auch nochmals zerstückelt werden solle. Ich kann nicht noch nachträglich meine Zustimmung zur Plünderung eines armen Fürsten geben, von dem der Kaiser gesagt hat, er habe ihn aus Rücksicht für mich wiederhergestellt. Er kann mit Ehren nicht aufhören mein Bundesgenosse zu sein, so lange er nicht wieder in den Besitz der Länder gesetzt ist, die der Friede ihm bestimmte."

Erste Unterredung. England. Schweden. Preußen.

Caulaincourt hatte einen schweren Stand gegenüber dieser edlen Rede Alexanders I.; er betheuerte, daß alle Gedanken und Wünsche Napoleons für den Vortheil und den Ruhm des Czaren seien. Aber — wie der Czar an seinen Verbündeten denke, so denke auch Napoleon an Frankreichs alten Verbündeten, den Türken. Tolstoy möge nur immer treu den Gedanken des Czaren wiedergeben, Napoleon wünsche seinem Willen zu entsprechen. Alexander brauche sich um die Moldau und Walachei nicht zu schlagen, er habe sie schon im Besitz, sie seien einträglich, während Morea und Albanien unfruchtbar und ohne Handel wären; das müsse man doch auch in Anrechnung bringen. Alexander jedoch betonte, er sei allen Wünschen des Kaisers zuvorgekommen, der Nutzen Napoleons sei die Grundlage seines Verhaltens gewesen, auf seinen eigenen Vortheil habe er nicht geschaut; so wisse er nicht, wo seine Flotte stehe; er könne in keinen Ausgleich eingehen, der zum Schaden eines Fürsten ausfalle, der schon so viel verloren habe; Friedrich Wilhelm III. solle die Gebiete erhalten, die der Friede von Tilsit bestimmt habe, möge daraus folgen, was Gott wolle. Die Sache beweise dann der Nation und dem Heere, daß der Bund von Tilsit nicht allein zu Frankreichs Wohl abgeschlossen sei, der Bund werde dann national, das sei zum Vortheil der Franzosen und zur Befriedigung des Czaren. Napoleon habe ja selber in Tilsit gesagt, Nichts fessele ihn an die Türken, er habe den Antheil für die Russen

Caulaincourt. Friedrich Wilhelm III.

Oesterreich. und seinen eigenen bestimmt. Oesterreich müsse man gleichfalls ein Stück geben, um seine Eigenliebe und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Wenn Napoleon noch dieselben Gedanken hege, so fange er jetzt an, die russischen Truppen stünden bereit. Die Türken hätten den Waffenstillstand gebrochen, Alexander habe einen Grund, sie anzugreifen, ohne den Vertrag von Tilsit zu verletzen, sein Heer sei bereit zum Kampf gegen Türken wie Schweden.

Also Alexander wollte Preußen nicht opfern, aber doch einen Theil von der Türkei haben. Dies meldete Caulaincourt seinem Herrn, und gewann indeß in der vornehmen Gesellschaft immer festeren Boden, gewann Männer wie Frauen für Frankreich und spielte die erste Rolle bei den Festen. Der Kaiser und die beiden Kaiserinen überschütteten ihn mit Lob und seinen Artigkeiten, priesen seine Fortschritte in der hohen Gesellschaft, durch sein Benehmen werde alles französisch. Alexander bewies ihm jeden Tag ein größeres Vertrauen und Caulaincourt suchte jeden Tag mehr den Kopf und das Herz des Czaren zu gewinnen, zu bilden, seine Zweifel zu zerstreuen. In seinem Berichte schilderte er ihn als einen Ritter ohne Furcht und Tadel. Beide wurden bald vertraute Freunde und theilten einander ihre Geheimnisse mit. Die Großen in Petersburg erwarteten mit Spannung die Folgen der Allianz, für die Alexander eingestanden war. Wenn Rußland bis an die Donau drang, so schien sein Verhalten gerechtfertigt; wenn aber Der Bund in Gefahr. Frankreich sich falsch erwies, so war das Leben des Czaren bedroht. Caulaincourt mahnte daher Napoleon immer, er solle den Czaren dauernd an sich knüpfen, sonst verliere er ihn für immer: „Der Bund Rußlands mit Eurer Majestät hat alle Ideen in diesem Lande umgeworfen, es ist beinahe wie eine Aenderung der Religion.“ Der Gesandte zählt die Opfer auf, welche Rußland bringe durch seinen Bruch mit England, „sie schließen ihm die Pforte als Ritter zu, durch welche Sie in Preußen eindringen wollen“. Mit Entsetzen meldete Rumanzow die Nachricht, Napoleon gedenke Polen wiederherzustellen. Also das Bündniß von Tilsit stand in Frage!

Alexander versagte also seinem Bundesgenossen Schlesien und drängte zur Theilung der Türkei. So wurden Napoleon die Ansichten seiner Jugend wieder nahe gelegt. Als General in Italien hatte er ja geschwärmt für die Eroberung des Orientes. Er war gerade in Italien, in Venedig, als ihm die Berichte von Savary und Caulaincourt zukamen. In Venedig, wo er vier Tage verweilte, regten sich die Vorsätze der Jugendjahre, wie ein anderer Alexander Gier nach dem Orient. den Orient zu durchziehen. Der Anblick der Lagunen regte in ihm die Erwägung, wie Kühnheit, Scharfblick dieser merkwürdigen Bürgerschaft die Reichthümer Asiens erworben und die Dogenstadt zum Schmuckkästchen Italiens gemacht hatten. Venedig gehörte ihm, Dalmatien und Istrien gehörten ihm, Korfu und die anderen Inseln gehörten ihm, das Adriatische Meer war nur ein großer Hafen, der sein war — sollte er nicht von hier in raschem Fluge wieder Alexandrien gewinnen, von da nach Indien vordringen und die Engländer aus dem Lande verjagen können, wo sie ein großes Reich gegründet hatten, und die Schätze holten, mit denen sie ihre Flotten bauten und die Kriege gegen ihn führten? Die orientalische Frage legte sich ihm nahe und er fing an, sie in ihre Theile zu zerlegen und sie zu prüfen. „Mein erstes Ziel“, schrieb er nach Petersburg zurück, „und der erste Wunsch meines Herzens ist, meine Politik derart einzurichten, daß mein Vortheil mit dem des Kaisers Alexander übereinstimmt.“ — An Marmont, der damals Statthalter in Dalmatien war, schrieb er: „Ziehen Sie Nachrichten ein, aber ohne Aufsehen zu erregen, über den Werth der verschiedenen Provinzen des türki-

schen Reiches, über die Straßen, den Ertrag der einzelnen Länder, die Widerstandskraft der verschiedenen Stämme. Wie viel Märsche hat ein Heer zu machen, bis es von Ragusa nach Salonichi gelangt?" Mit Kaiser Paul I. hatte er früher den Marsch eines russisch-französischen Heeres mitten durch Asien berathen, mit dem Schah der Perser stand er seit 1796 in brieflichem Verkehr. Feth-Ali hatte sich zum Freund des großen Kaisers des Westens erklärt, hatte ihm Geschenke gesandt, von ihm Officiere erbeten, um seine Truppen nach europäischer Art einzuüben, und hatte Beihilfe gegen die Engländer versprochen. Persien konnte ja mit seinen Mitteln allein den Weg in das Thal des Indus bahnen helfen. — Caulaincourt entgegnete, sein Kaiser werde eine dänische und französische Armee im Nothfall gegen die Schweden senden.

Der Schah Feth-Ali.

Alexander war beruhigt, aber nicht überzeugt. Von dem Vorschlag der Herzogthümer gegen Schlesien wollte er Nichts hören. Vollständige Ruhe zwischen Türkei und Rußland, wie der erste Vorschlag lautete, war kaum möglich. Der Wunsch seiner Seele ging auf die Theilung des osmanischen Reiches. Wenn es sich herausstellte, daß Napoleon ihn durch Versprechungen bloß zum Bruch gegen England gelockt habe, so wurde er der Gegenstand der Verachtung und des Hasses bei den Russen. Alle diese Berichte nöthigten also Napoleon, die orientalische Frage reifer zu überlegen. Früher hatte er dem Plan einer Landung in England kostbare Tage und Monate geopfert, jetzt erging er sich in Gedanken, England in seinen Handelsplätzen, namentlich in Ostindien, anzugreifen. Die Flotte, die vom Adriatischen Meer ausging, sollte den rechten Flügel der Armee gegen England bilden, ein Landheer sollte von Constantinopel aus durch Persien gegen Indien vorgehen, ein russisches Heer den linken Flügel bilden und vom Kaspischen Meer aus gegen Indien vorwärtsgehen.

Alexanders Stellung.

Wie sehr ihn diese Frage zu beschäftigen begann, sehen wir aus Metternichs Bericht an Stadion.[1]) Am 1. Januar 1808 war Napoleon aus Italien wieder in Paris eingetroffen und schloß sich fünf Stunden zur Verhandlung mit Talleyrand ein; das ging mehrere Tage nacheinander. „Gestern sagte mir Talleyrand, der aus einer langen Unterredung mit Napoleon gerade herauskam: „Die Verhandlung mit England ist abgebrochen, die Folgen der Hartnäckigkeit des englischen Ministeriums sind ungeheuer. Sie müssen bald eine Partei ergreifen, und zwar die allerschnellste. Ihre Beziehungen zu Frankreich sind in gerader Linie, Sie haben die schönste und ehrenhafteste Rolle gespielt, Sie dürfen jetzt nur nicht schläfrig werden, sondern im Gegentheil in die Angelegenheiten, die sich vorbereiten, sich einmischen. Jede Täuschung auf Ihrer Seite wäre mehr als gefährlich, sie würde Sie zu Grunde richten. Der Kaiser befaßt sich jetzt mit zwei Plänen, der eine hat gute Grundlagen, der andere paßt für einen Roman. Ihr müßt jetzt mit den zwei anderen gehen: es dürfen keine französischen und russischen Soldaten erscheinen, als da, wo auch Oesterreicher sind. Am gleichen Tag müssen Franzosen, Oesterreicher und Russen in Constantinopel einziehen. — Was meinen Sie von dieser Angelegenheit?""

Talleyrands Rath.

---

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Bd. II, S. 144.

Metternichs Scharfblick.

„Meine Ideen", entgegnete Metternich, „sind sehr einfach. Eine große Macht muß alles thun, was sie kann, um Umstürzen und Veränderungen, die für Niemand ein Glück sind, vorzubeugen in einem Jahrhundert, in welchem schon so Vieles zerstört worden ist. Es gibt zwei Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, offenen Widerstand und Ueberredung. Zur Berechnung des offenen Widerstandes gehört auch die Vorstellung aller Wechselfälle des Krieges, zu denen der Ueberredung die Berechnung der größeren oder geringeren Aussicht auf Sieg. Am Tage, da diese Macht zur Ueberzeugung kommt, daß beide Mittel Nichts nützen, muß sie an dem Unternehmen sich betheiligen." — „So sehe auch ich die Dinge an," antwortete Talleyrand; „Sie müssen dabei sein, denn sie haben ein hübsches Ziel, Sie können den Strom doch nicht aufhalten: wenn Sie sich widersetzen, werden Sie niedergeschmettert; bleiben Sie unthätig, so werden Sie zu einer Macht zweiten Ranges herabgesetzt. Sie wissen wohl, neue Umstürze sind nicht nach meinem Geschmack; aber Nichts vermag in dieser Beziehung Etwas über die Entschließungen meines Kaisers, dessen Charakter Sie ja schon kennen. Frankreich und Rußland wollen die Türkei theilen. Man sähe am allerliebsten, wenn Sie bloß ruhige Zuschauer dabei blieben; namentlich wünscht dies Rußland, und alle beide sind einig in einer einfachen Rechnung, die mit Ehren nicht widersprochen werden kann: die Theile werden kleiner bei drei, als bei bloß zwei Theilnehmern."

Friedensangebot an England.

Talleyrand setzte das letzte Friedensangebot an England auseinander: „Beiseitesetzung der Rechtsfrage von beiden Theilen; Zugeständniß von Malta und dem Cap der guten Hoffnung an England, das aber Lucia und Tabago an Frankreich abtreten soll. England bekommt Hannover und Schwedisch-Pommern wieder. Dem Haus Braganza wird Portugal wieder zurückgestellt; über Sardinien soll noch verhandelt werden. Ich bin überzeugt, nach dem Zustandekommen dieses Friedens hätte der Kaiser schwerlich mehr zu den Waffen gegriffen; jetzt aber wird Nichts mehr ihn dahin bringen sie niederzulegen." — Von Preußen sagte Talleyrand, „es werde jetzt durch das System der Kriegssteuern seine Vernichtung vollendet, und ihm, Talleyrand, verdanke Oesterreich wegen dem raschen Abschluß des Friedens zu Preßburg, daß es nicht in die Hände jener Soldaten gekommen sei, in welchen jetzt Preußen stecke". Auf Talleyrands Frage, ob die Türkei zu zertrümmern viele Mittel kosten werde? — antwortete Metternich, mindestens 300.000 Mann in wenig Jahren durch Kämpfe, Krankheiten und durch das Räuberwesen; in 25 Jahren werde man noch nichts von einer neuen Civilisation spüren. Rußland sehe bei der Sache durch griechische Brillen, und Brillen seien nie gut in der Politik. Metternich räth Stadion am Schlusse seines Berichtes: „Wir können die Türkei nicht retten, man muß also mithelfen bei der Theilung und suchen, ein so großes Stück als möglich zu bekommen. Wir können den zerstörenden und angreifenden Grundsätzen des Kaisers keinen Widerstand leisten, es gilt nur, sie von uns ferne zu halten"; er bemerkt, Alles künde in Paris eine neue, große Bewegung an, der Senat sei wegen einer neuen Aushebung zusammenberufen. Champagnys Bericht enthalte glühende Stellen gegen England, dessen Handel Napoleon einen tödtlichen Schlag beizubringen hoffe. — Metternich bemerkt witzig: „Bei dem neuen Kuchen, den man verspeisen wolle, fürchteten die Russen den Appetit des Mitessers, und es werde bald der Fall eintreten, wo sie froh sein werden über einen neuen Mitesser, weil sie in diesem einen Schutz gegen den Heißhunger des ersten finden. Von den drei Generalen, die zu gleicher Zeit in Constantinopel einrücken sollten, werde wohl der franzö-

Rath an Stadion.

fische der erste sein und so breit sich hinsetzen, daß kein anderer neben ihm Platz finde." [1])

Am 26. Januar 1808 meldete Metternich dem Minister Stadion, daß er in Audienz bei Napoleon war, um ihm die Vermählung des Kaisers Franz anzuzeigen. Napoleon erging sich, nach einigen artigen Worten über die Anzeige, alsbald in längerer Besprechung der politischen Lage.

Napoleon

Zunächst in Klagen über die Engländer: „Sie wollen den Frieden nicht, denn wenn sie ihn wollten, hätten sie längst eine andere Richtung eingeschlagen, um zu mir zu kommen; sie sind arge Ränkeschmiede, wenn sie ein Ziel wirklich erreichen wollen. Ich habe in dieser Beziehung oft Lord Witworth angestaunt, der auf den geheimsten Wegen, durch die engsten Thore und die entlegensten Gemächer zu mir zu gelangen suchte. Sie haben so viele Mittel, mir sichere Mittheilungen zu machen und zugleich mich über kleinliche Fragen zu ärgern. Sie wissen, daß ich den Frieden will, und es ist ein Grund mehr, um zu glauben, daß bei der letzten Verhandlung sie niemals ernstlich verhandeln wollten, und sie sind rechte Narren, denn sie werden mich zwingen zu beweisen, daß ich sehr starke Mittel besitze, um sie zu beunruhigen, sogar im eigenen Lande. Was hätten sie thun sollen? Als Grundsatz aufstellen die Rückkehr meiner Heere nach Frankreich! Ich habe 800.000 Mann — jeder weiß, was er braucht, was er ausgeben darf. Ich kann eine solche Anzahl Truppen nicht unterhalten, ich muß sie heimschicken und hätte drei Jahre nöthig, um eine solche Macht wieder zusammenzubringen. Ich würde unterdeß viele Capitalien in meine Marine stecken, ich würde Schiffe bauen und ausrüsten." — Metternich entgegnete, „der Friede gewähre ihnen weniger günstige Aussichten als der Krieg". — „Nein", sagte Napoleon, „sie wissen nie genau in der Politik zu rechnen. Ihnen schweben immer die Niederlande vor Augen, und auf dem Festland denkt kein Mensch mehr daran. Wäre ich englischer Minister, so würde ich Frieden machen und während drei oder vier Jahren Millionen in Oesterreich ausgeben, um dessen Finanzen zu heben, denn ohne Geld gibt es keine Thatkraft, keinen Muth und kein Glück; ich würde viel Geld in Rußland ausgeben, um auch ihm aufzuhelfen. Das Alles müßte man thun, ohne Verdacht zu erregen." — Metternich entgegnete, „es müsse, um zu bestechen, auch Leute geben, die sich bestechen ließen!"

klagt über England.

Was Napoleon thun würde?

Darauf lobte, um die Mißstimmung zu beheben, Napoleon den Kaiser Franz und die Geradheit und Ehrlichkeit seiner Politik. Sofort kam er auf die Hauptfrage, die seinen von Entwürfen immer sprudelnden und zu riesigen Plänen rastlos treibenden Geist so lebhaft beschäftigte.

„Warum kommen die englischen Minister nicht auf die türkische Frage?" — Metternich antwortete: „Weil sie nicht glauben können, daß der Bestand der Türkei von Eurer Majestät bedroht ist, die sich immer so entschieden für deren Erhaltung ausgesprochen hat; nach uns hat sicher keine Macht ein so großes Interesse an ihrem Fortbestand, wie Frankreich." — „Unser Interesse ist schärfer ausgesprochen als das Eurige, Ihr seid erst für ihre Erhaltung interessirt, seit die Türkei als Großmacht gesunken ist; früher waret Ihr Nebenbuhler und mußtet es sein; aber keine Epoche hat zwischen Frankreich und die Türkei diese

Theilung der Türkei.

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, Bd. II, S. 154.

Frage so nahe gelegt, wie die jetzige. Gebieterische Umstände können mich allein zwingen, diese Macht anzufassen, die ich eigentlich mit allen Mitteln aufrecht erhalten möchte. Die Engländer können mich wider meinen Willen dazu zwingen, ich muß sie zu schlagen suchen, wo ich sie finde. Ich vermisse Nichts, will keine Vergrößerung. Aegypten und einige Kolonien wären mir von Vortheil, aber dieser Vortheil dürfte nicht durch eine wunderbare Vergrößerung des russischen Reiches bedingt sein. Ihr könnt dieses Anwachsen zu einer Großmacht auch nicht gleichgiltig mit ansehen, und ich sehe, daß das, was uns eng verbinden sollte, nur die Theilung der Türkei ist. Ist man einmal im Besitz von Constantinopel, so werdet Ihr Frankreichs Hilfe nöthig haben gegen die Russen, und Frankreich wird Euch nöthig haben, um den Russen ein Gegengewicht zu bieten. Noch ist die eigentliche Theilung nicht in Frage, wenn sie es aber sein wird, werde ich es Euch sagen, und Ihr müßt dabei sein. Welcher Theil Euch auch zufallen mag, Ihr werdet Euren großen Vortheil davon tragen, wenn Ihr Eure Hand bei der Sache habt, und Ihr müßt sie darin haben. Ihr besitzet ganz gerechte und geographische Ansprüche." —

Metternichs Antwort.

Metternich erwiederte: „Nur mit Staunen sehe ich diese Frage angeregt bei einem Staate, an dessen Erhaltung uns beiden so viel liegen müßte. Auf der anderen Seite theile ich seine Ansicht über die Folgen der Theilung; wenn Frankreich diesen seinen alten Verbündeten im Stich ließe, so hätten wir allein die Kraft nicht, ihn aufrecht zu erhalten; wenn er in Stücke gerissen werden solle, so könnten wir nicht gleichgiltig dabei sein über die Wahl der Erwerbung der Theilmächte, noch über den Antheil, der uns zufiele. — Seine Majestät sehe, daß ich mit großem Freimuth spreche, und ich darf es umsomehr, als über eine so neue und so unvorgesehene Frage ich auch nicht die leiseste Andeutung von meinem Hofe habe, und daß Alles, was ich hier jetzt sage, nur Folge der Eröffnungen Seiner Majestät ist. Ich stütze mich hiebei nur auf drei allgemeine Grundsätze der Politik: es gibt jetzt drei Mächte und diese haben ein gegenseitiges Interesse, sich zu schonen; dann daß wir, die wir inmitten liegen zwischen Rußland und Frankreich, ein näherliegendes Interesse haben, gut mit Frankreich zu stehen, weil es uns mehr Uebles anthun könnte, als Rußland; daß Frankreich sich dabei immer besser befinden wird, wenn es auf unsere politischen Grundsätze rechnet, als auf die des Hofes von Petersburg; daß zwischen den großen Fragen, die zwischen dieser Macht und Frankreich schweben, wir nur immer sehr nahe berührt sein können; endlich, wenn ein Nachbarreich zusammenstürzen soll, daß es einer großen Macht würdig ist, sie aufrecht zu halten oder wenigstens in all die Fragen sich einzumischen, die aus jedem Umsturz derart sich ergeben." [1])

Stellung Oesterreichs.

Napoleon gab Metternich vollkommen Recht, schalt über den Mangel an Civilisation bei den Russen, über den Mangel der Festigkeit der Grundsätze und Ansichten. Metternich wurde überzeugt, in der türkischen Frage werde Rußland sicher nicht die Leitung bekommen. Dann lobte Napoleon noch das ehrliche Verhalten Oesterreichs, aber auch da habe es gewisse Häkeleien gegeben, Frau von Meerveldt zum Beispiel habe in Petersburg Savary nicht den Arm gereicht, um sie zur Tafel zu führen, wohl aber Lord Gower; er kam aber zuletzt zur Ueberzeugung, Militärs taugten nicht zu Gesandtschaftsposten, ihr Benehmen und ihre Berichte seien immer zu schroff. Vielleicht seien Andréossy und Stadion Gegner. Metternich lobte die Versöhnlichkeit Stadions und das Rechtsgefühl

Stadion.

---

[1]) Metternich, l. c. Bd. II, S. 160.

Andréossy.

der Wiener, Andréossy möge sehen und berichten über Oesterreich und die Wiener, aber nur was wahr sei, und keine Romane schreiben, dann werde er ein angenehmeres Leben in Wien haben.

„Die Unterredung hatte zwei Stunden gedauert, wenigstens fünfzigmal hatten wir den Saal durchschritten.“ Napoleon beauftragte Metternich zum Schluß, nach Wien zu melden, wie sehr er das Verhalten Oesterreichs zu loben habe; von der Theilung der Türkei sei jetzt noch keine Rede; wenn es aber einmal dazu komme, so würde Oesterreich nicht bloß zugelassen, sondern wie billig berufen werden, um in gemeinsamer Berathung seine Ansichten und Interessen zu vertheidigen.

Antwort Oesterreichs.

Metternich bekam 26. Februar die Antwort von Wien auf seine Berichte. Nichts werde den Kaiser so sehr schmerzen, Nichts wäre seinen Grundsätzen so sehr zuwider als die Zerstörung der Pforte. Man werde sie aufrecht erhalten, so lange als möglich; man werde bei der Theilung sein, wenn es unmöglich sei sie zu retten, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung einer vollkommenen Eintracht unter den drei Theilungsmächten. Talleyrand bedeutete ihm, wie sehr ihm persönlich die Theilung der Türkei zuwider sei; wie aber Rußland darauf dringe, wie sie aber dennoch nicht so nahe sei.

Napoleon zögert.

Napoleon suchte aus dem nach Paris heimgekehrten Savary herauszubringen, wie lange man Alexander noch mit Hoffnungen hinhalten könne. Die türkische Frage kam ihm also zunächst ungelegen. Der Gedanke legte sich ihm nahe, sich zuerst Spaniens zu bemächtigen. Da reizte ihn aber die Erklärung der englischen Minister bei Eröffnung des Parlamentes Ende Januar 1808: „Wenn Ihr, wie Seine Majestät sicher von Euch erwartet, in dieser Gefahr Eures Vaterlandes, den Geist entfaltet, welcher das englische Volk kennzeichnet und ohne Furcht dem seltsamen Bunde Trotz bietet, der sich gegen uns bildet, so befiehlt uns Seine Majestät, Euch die Zusicherung zu geben von der festen Ueberzeugung, daß mit Hilfe der göttlichen Vorsehung Großbritannien aus diesem Kampfe mit Sieg und Ruhm hervorgehen wird. Endlich haben wir den Befehl, Euch zu versichern, daß in diesem schrecklichen und großartigen Kampf Ihr immer zuverlässig rechnen könnt auf die Festigkeit Seiner Majestät, welche nur um das Wohl ihres Volkes besorgt ist.“ — Also Kampf und Sieg, kein Friede! Napoleon ergrimmte über diesen Kriegsschrei und hob den Handschuh auf mit dem Entschluß, die ganze Welt gegen diesen unversöhnlichen Feind aufzuregen.

England reizt ihn.

In der Aufregung des Zornes am 2. Februar schrieb Napoleon den durch Schwung und Beredtsamkeit merkwürdigen Brief an Alexander I.:

Brief an den Czaren.

„Mein Herr Bruder! Der General Savary ist soeben angekommen. Ich habe ganze Stunden zugebracht, mich von Ihnen zu unterhalten. Alles, was er sagte, ging mir zu Herzen und ich will keinen Augenblick verlieren, um Ihnen für alle Ihre Güte zu danken. Ihre Majestät werden die letzten Verhandlungen im englischen Parlament und den Beschluß gelesen haben, den Krieg bis aufs Aeußerste zu führen. In diesem Zustand der Dinge schreibe ich gerade an Caulaincourt. Wenn Eure Majestät mit ihm zu sprechen geruhen, so werden Sie ihm meine Meinung mittheilen. Nur durch große und weitreichende Maßregeln können wir noch zum Frieden gelangen und unser System befestigen. Möge Eure

Majestät Ihr Heer vermehren und stark machen! Jede Hilfe und jeden Beistand, den ich ihm leisten kann, wird es frei von mir erhalten. Kein Gefühl der Eifersucht gegen Rußland belebt mich, sondern nur das Verlangen nach seinem Ruhm, seinem Glück und seiner Ausdehnung. Gestatten Eure Majestät den Rath eines Mannes, der offen, zärtlich und wahrhaft Ihnen zugethan ist. Eure Majestät muß die Schweden aus der Nähe Ihrer Hauptstadt vertreiben. Mögen Sie nach dieser Seite hin Ihre Grenzen soweit ausdehnen, als Ihnen beliebt, ich bin bereit, mit allen Mitteln dabei zu helfen!

Krieg mit Schweden.

Feldzug nach Asien.

„Ein russisches und französisches Heer, vielleicht auch ein österreichisches, von je 50.000 Mann, welches sich durch Constantinopel auf Asien stürzen würde, wäre noch nicht am Euphrat angekommen, als es schon England Schrecken einjagen und vor dem Continent auf die Knie niederwerfen würde. Ich stehe auf der Mensur in Dalmatien, Ihre Majestät an der Donau. Einen Monat nach der Vereinigung könnte die Armee schon am Bosporus sein. Der Schlag würde bis nach Indien erschallen und England wäre unterworfen. Ich versage mir keine der vorauszubesprechenden nöthigen Abmachungen, um zu einem so großen Ziele zu gelangen. Doch das gegenseitige Interesse unserer beiden Staaten muß verglichen und abgewogen werden. Das kann nur bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Eurer Majestät oder nach ernsten Verhandlungen zwischen Rumanzow und Caulaincourt und der Hierhersendung eines mit dem System Vertrauten geschehen. Herr von Tolstoy ist ein tapferer Mann, aber voll von Vorurtheilen und Mißtrauen gegen Frankreich, und steht tief unter dem Ereigniß von Tilsit und der neuen Lage, welche zwischen Eurer Majestät und mir die Welt geschaffen hat. Alles kann vor dem 15. März unterzeichnet und entschieden sein. Am 1. Mai können unsere Truppen schon in Asien sein und am gleichen Tage Ihre Truppen in Stockholm. Die Engländer werden dann bedroht in Ostindien, verjagt aus Vorderasien, zerschmettert sein unter dem Gewicht der Ereignisse, deren Wetter sich entladet. Eure Majestät würden, wie ich selber, die Süßigkeit des Friedens vorgezogen haben und die Ruhe inmitten unserer Völker und der Beschäftigung, neues Leben unter ihnen zu erwecken und sie glücklich zu machen durch die Künste und die Wohlthaten einer guten Verwaltung — doch die Feinde der Menschheit wollen das nicht. Wir müssen auch wider unseren Willen noch größer sein. Es ist Sache der Weisheit und der Politik das zu vollbringen, was das Geschick anordnet, und dahin zu gehen, wohin uns der unwiderstehliche Gang der Ereignisse leitet. Dann wird diese Wolke von Pygmäen, die nur sehen wollen, daß die gegenwärtigen Ereignisse gerade so sind, daß wir einen Vergleich mit ihnen nur mit der Geschichte und nicht mit denen in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts suchen dürfen, sich beugen und der Bewegung folgen, die Eure Majestät und ich angeordnet haben, und die russischen Völker werden zufrieden sein mit dem Ruhm, den Reichthümern und dem Glück, welche das Ergebniß dieser großen Ereignisse sein werden.

Tolstoy fort!

„In diesen wenigen Worten spreche ich meine Seele vollständig aus. Das Werk von Tilsit wird die Schicksale der Welt leiten. Vielleicht würde ein wenig Kleinmuth von Ihrer oder meiner Seite ein sicheres und gegenwärtiges Gut einem besseren und vollkommeneren Zustand vorziehen. Da aber England nicht will, so wollen wir anerkennen, daß die Zeit großer Veränderungen und großer Ereignisse gekommen ist.“ [1]) —

---

[1]) Correspondance, vol. XVI, p. 586.

Das Schreiben **Napoleons** ist voll von Heldenfeuer, offenbar war er gereizt durch die britische Herausforderung und im Augenblicke geneigt, den Orient umzugestalten und den Traum seiner Jugend zu verwirklichen — um seinem beharrlichen Gegner, **England**, einen vernichtenden Schlag beizubringen. — Viele Anordnungen in den ersten Monaten des Jahres 1808 deuten das gleiche Ziel an: sein Befehl, **Korfu**, von wo der Schlag gegen Aegypten ausgehen sollte, mit Lebensmitteln, mit großen Waffenvorräthen zu versehen; seine Nachforschungen über die leichteste Art, von Korfu aus zu Land nach Salonichi zu gelangen, seine Beziehungen zu Ali Pascha von Janina, seine Sorge um Tarent, sein Befehl, von Reggio aus einen Versuch zur Eroberung Siciliens zu machen. Die Engländer schwächten damals ihre Stellungen im Mittelmeer, um Portugal zu besetzen. Napoleon gab **Gantheaume** Befehle, deren gelungene Ausführung das Mittelmeer zu einem französischen Binnensee gemacht hätte. Sein Kriegsplan war gigantisch: „Bin ich einmal am Euphrat," sagte er damals, „so hindert mich Nichts mehr nach Indien zu gelangen. Daß Alexander und Tamerlan ihr Ziel nicht erreichten, schreckt mich nicht ab, man muß die Sache nur besser angreifen, als sie thaten." — Zu gleicher Zeit drängte Napoleon den Czaren zum Angriff auf Finnland, um seine Eroberungslust zu befriedigen, um ihn vom Gedanken an die Moldau und Walachei abzuziehen, um die Engländer nach der Ostsee zu verlocken und vom Mittelmeer abzulenken. Der Kriegsplan, den er aussann, dehnte sich also von der Spitze der Ostsee aus bis an die Südspitze Indiens; noch nie hat ein Eroberer einen größeren entworfen. **Constantinopel** hätte er jedoch schwerlich Alexander I. überlassen; noch auf St. Helena sagte er, diese Stadt sei zum Mittelpunkt der Welt und zum Sitz der Weltherrschaft wie gemacht. Doch machte er im Februar 1808 nicht eine Hauptfrage daraus, wenn Alexander auf der Erwerbung dieser Stadt bestehen sollte; **Aegypten** war damals die Sehnsucht seines Herzens und zum Besitze des Landes der Pharaonen, als nothwendige Ergänzung, **Syrien**, **Cypern**, **Kreta**, überhaupt die **griechischen Inseln** und **Morea**. Nur verlangte er — als Vorbedingung, daß ihm die russische Flotte vollkommen zur Verfügung stehe.[1])

Korfu. Mittelmeer. Aegypten.

In Napoleons Kriegsplan bildete **Spanien** eine große Rolle, ohne daß er damals davon sprach. Wenn er auch Herr über Spanien und Portugal war, so wurde es ihm leichter, das Mittelmeer in einen französischen Binnensee zu verwandeln und es den Engländern zu verschließen. In den früheren Unterhandlungen mit dem spanischen Hof muß er die Eroberung Gibraltars versprochen haben, das ergibt sich aus dem Vorwurf, den Palafox ihm in seiner Proclamation machte. Napoleon hoffte damals mit Spanien leicht fertig zu werden. Das war der große Rechnungsfehler in seiner Regierung, und am Widerstand des spanischen Volkes ist auch sein Plan der Eroberung Asiens gescheitert.

Spanien hindert Alles

Napoleon trieb **Alexander** zum Krieg gegen **Schweden**. Der Czar hatte Bedenken, er mochte nicht als Einer erscheinen, der Unrecht thue und der Revolution verbunden sei. Er hatte mit England gebrochen, aber noch keinen Schritt gegen dasselbe gethan; wenn er Schweden angriff, ging er von der Drohung

Krieg mit Schweden

1) **Vandal**, l. c. vol. I, p. 243—46, 252—58.

zur That über und brach die Brücke hinter sich ab; auch fürchtete er, daß ihm Napoleon die Eroberung Finnlands statt der Moldau und Walachei in Rechnung bringe. Caulaincourt drängte zur That und Rumanzow war unerschöpflich in Vorwänden für die Verzögerung. Erst am 15. Februar 1808 ward die Kriegserklärung erlassen gegen Schweden und begann zugleich der Einmarsch in Finnland und der Krieg, dessen Gang unten im Zusammenhang erzählt wird.[1])

Rußland hatte also wieder ein Versprechen erfüllt und forderte jetzt neuerdings, daß Napoleon auch sein Versprechen hinsichtlich der Moldau und Walachei halte. Statt dessen kamen nur neue Geschenke, allerdings von großer Schönheit und mit Geschmack gewählt. Rumanzow sprach ernste Worte, wie, daß das Zögern Frankreichs nur den Feinden des Czaren die Waffen in die Hand gebe. Die Gefahren für den Fortbestand des Bundes würden jeden Tag größer. Da traf 24. Februar das Schreiben Napoleons vom 2. Februar ein, das Alles wieder gutmachte. Alexander I. war entzückt darüber. Mit der Aussicht auf Constantinopel vergaß er die Moldau und die Walachei. „Dieser Brief macht mir große Freude," sagte er zu Caulaincourt, „das ist die Sprache von Tilsit, Ihr Kaiser kann auf mich zählen." Er trieb zu Verhandlungen über die Theilung, über den Plan des Feldzugs, er sagte vertraulich, er selbst sei jetzt unzufrieden mit Tolstoy. Er selber wollte eine Reise nach Paris machen mit der Eile eines Couriers.[2])

Napoleons Brief vom 2. Februar 1808.

Freude Alexanders.

Doch ward die erste Freude des Czaren bald durch Rumanzows Bedenken vergiftet: „Napoleon sage ja im Briefe Nichts davon, daß er auf Schlesien verzichte; der Plan, die Türkei zu theilen, werde nur ein Vorwand sein, um die Franzosen in Preußen stehen zu lassen, ohne daß Rußland sich darüber beschweren könne." Dieses Bedenken peinigte den Czaren, der von Rumanzow verlange, den Verzicht auf Schlesien bei den Verhandlungen mit Caulaincourt voranzustellen; ein einziges Wort werde hinreichen. Bei der nächsten vertraulichen Zusammenkunft sagte Alexander zu Caulaincourt: „Ich bin entzückt darüber, daß von Schlesien nicht weiter die Rede ist. Offen gesagt, muß diese Frage wegen der Theilung der Türkei Alles niederschlagen, was seit der Zusammenkunft in Tilsit gegen Preußen geredet worden ist: die Lage bleibt jetzt so, wie sie in Tilsit bestimmt worden ist." — Caulaincourt sprach von Freunden Englands, vor denen man sich in Acht nehmen müßte, und schloß mit den Worten: „Der Kaiser Napoleon drängt nicht, und wünscht auch nicht, daß man ihn dränge."[3])
Alexander schien sogar einmal in der Frage wegen Constantinopels nachgeben zu wollen: „Die Stadt ist wichtig, aber zu weit von Ihnen entfernt, und wird von Ihnen doch als zu wichtig für uns angesehen. Ich habe eine Idee, welche den Zwist beheben könnte: machen wir daraus eine freie Stadt." Für den Feldzug in Asien wolle er, wie ein wahrer Freund, die besten russischen Truppen auswählen; der größte Theil würde in Constantinopel einziehen und von da durch Kleinasien; andere würden in Trapezunt am Schwarzen Meere landen und andere in Astarabad, im Süden des Kaspischen Meeres; von da könnte man nach Herat und Afghanistan

Neue Bedenken.

Schlesien.

Stambul Freistadt.

---

1) Vandal, l. c. vol. I, p. 272—74.
2) Ibid. I, p. 281.
3) Ibid. I, p. 281—83.

sich in Bewegung setzen. Das sollten aber die beiden Bevollmächtigten ausmachen, er, der Czar, schlage Weimar oder Erfurt als Ort der Zusammenkunft vor.

Wie die Türkei zu theilen.

Am 2. März begannen die Verhandlungen zwischen Caulaincourt und Rumanzow. Womit sollte man anfangen bei einer Theilung, in welcher beiderseits Eroberungsgier und zugleich die Sorge obwalteten, dem anderen Theile ja nicht zu viel zuzugestehen?

Endlich begann Caulaincourt mit der Frage: „Was wünschte der Czar in Tilsit? Er muß doch wissen, was Kaiser Napoleon wollte?" [1]) — Rumanzow antwortete: „Er hat sich nie genau darüber erklärt; mir scheint, wir hatten die Moldau, Walachei und Bulgarien, Frankreich bekam Morea, Albanien, Candia." — Caulaincourt: „Das ist aber nicht Alles; was macht man mit dem Rest, selbst wenn man Rumelien den Türken läßt?" — Rumanzow: „Ja, wir wünschen, daß Ihr das bekommt, was für Euch paßt. Oesterreich hat Nichts dabei zu thun gehabt, es verdient nur wenig, aber es wird nützlich sein, sich seiner dabei zu bedienen." — Caulaincourt: „Was wollen Sie ihm geben?" — Rumanzow: „Kroatien, und wenn ihm das zu wenig erscheint, noch Etwas von Bosnien." — Caulaincourt: „Bosnien, das ist gerade der Weg nach Albanien; vom Land aus besehen, gehört es zu unserem Antheil. Sie vergessen jedoch Serbien." — Rumanzow: „Man kann es unabhängig machen, ihm seine Regierung lassen unter Eurem und unserem Einfluß." — Caulaincourt: „Zwei mächtige Einflüsse in einem Lande, das ist wie zwei Herrinnen in einem Hause." — Rumanzow: „Sie haben Recht, das ginge nicht an. Man könnte es einem Erzherzog von Oesterreich geben, Napoleon könnte einen aus einer jüngeren Linie wählen, damit das Land nie an die herrschende Linie kommt." — Caulaincourt: „Haben Sie keine Verpflichtungen gegen die Serben?" — Rumanzow: „In dieser Beziehung keine, bloß, das Land nie den Türken auszuliefern und ihnen eine eigene Regierung zu lassen, sogar unter dem Einfluß der Pforte, nämlich, sie nicht den Türken zur Ermordung preiszugeben." — Caulaincourt: „Was Sie da nehmen, ist ungeheuer. All diese Provinzen stehen untereinander in Verbindung und werden für Sie sein, denn das Volk ist christlich, während in den anderen Theilen der Türkei die Mehrheit aus Türken besteht, welche der osmanischen Regierung in ihrer Flucht folgen. Ihre Provinzen werden also bevölkert sein, die unseren menschenleer." Der russische Minister widersprach dem nicht.

Oesterreich. Serbien. Constantinopel.

Dann fuhr Rumanzow jedoch fort: „Wenn die Türken aus Europa verjagt sind, dann scheint mir der Zug nach Asien unvermeidlich; so kommt Constantinopel, das der Schlüssel zum Bosporus und den Dardanellen ist, an uns, mit einem großen Gebiet ringsherum, vermöge seiner Lage und der unserigen und der Interessen des Handels." — Caulaincourt: „Der Schlüssel zum Schwarzen und der zum Marmarameer ist doch zu viel für ein Thor, schon ein Schlüssel ist viel, jeder Theil sollte einen haben." — Rumanzow: „Einer ohne den anderen will Nichts heißen. Die Geographie, unser Schwarzes Meer und unsere politischen Interessen fordern Constantinopel für uns. Sie sind weit davon entfernt und bekommen so schöne Länder, daß Sie uns nicht zu beneiden brauchen." [2])

---

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 285.
[2]) Ibid. I, p. 285—87.

Der Minister verlangte also mehr als der Czar, welcher eine freie Stadt Constantinopel zugestanden hatte, und wollte sie sogar nicht von den Dardanellen trennen. Sprach er für sich oder drückte er die Meinung seines Herrn aus? Eine neue Besprechung zwei Tage später klärte dies auf.

Zweite Verhandlung.

Rumanzow hob von den Gebieten, die für Napoleon paßten, Morea, den Archipel und Albanien hervor: „Diese Gebiete stehen Frankreich nahe und liefern vortreffliche Matrosen, dazu können Sie noch Aegypten, selbst Syrien bekommen. Die Moldau und Walachei passen für uns und noch Bulgarien dazu und Serbien. Frankreich aber nimmt Morea, Albanien, den Archipel. Ein Theil von Bosnien und Kroatien kommt an Oesterreich. All das, wenn Rumelien und Constantinopel den Türken bleibt." [1])

Serbien.

Darüber war Caulaincourt ungehalten: Oesterreich werde mit seinem Antheil nicht zufrieden sein; Serbien sei nicht für Rußland zu bestimmen. — Rumanzow: „Der Czar hängt auch nicht daran; geben Sie es also einem Erzherzog von der jüngeren Linie oder einem Koburger. Wollen Sie aber uns verpflichten, so machen Sie daraus das Heirathsgut einer Großfürstin; da sie griechischen Glaubens ist, so wird sie die Einwohner des Landes an ihren Gatten fesseln — das wäre das einzige Mittel, die Ruhe unter der Bevölkerung zu erhalten, die sehr fanatisch und halbwild ist. Vielleicht wäre es gut, festzustellen, daß die Kinder aus dieser Ehe im griechischen Bekenntniß erzogen werden müssen." — Caulaincourt: „Der Kaiser wird sicher gerne Etwas thun, was der kaiserlichen Familie angenehm ist, aber Serbien wäre zu wenig für die Aussteuer einer Großfürstin." Der Gesandte befürchtete, eine Großfürstin zwischen Rußland und Frankreich möchte leicht zu Streitigkeiten zwischen beiden führen. Da meinte der Minister, man könne Serbien unabhängig machen, kam dann wieder auf den Satz zurück, Rußland wolle Frankreich in jeder Beziehung mit all seinen Kräften unterstützen, müsse aber Etwas der Nation recht in die Augen Fallendes haben, um sie für das neue System zu gewinnen; sie wollten für Frankreich selbst nach Indien gehen, obschon sie dort Nichts zu suchen hätten — aber Constantinopel müßten sie haben, den Bosporus und die Dardanellen, das knüpfe dann Rußland an die neue Dynastie in Frankreich. Serbien könne man Oesterreich geben und ein Stück Macedonien und Rumelien, damit es zwischen das Gebiet von Rußland und Frankreich komme und die Grenzen der beiden Verbündeten sich nicht berühren. Frankreich solle dann Bosnien, das übrige Macedonien und Rumelien, Morea, den Archipel, Candia, Aegypten und Syrien haben. — Caulaincourt erwiderte, all das sei nicht so viel werth als Constantinopel. — Rumanzow kam jedoch wieder auf die geographische Lage und den Handel zurück, die für die Russen Constantinopel verlangten. — Caulaincourt aber meinte, wenn man den Russen auch Constantinopel ließe, so müßte doch Frankreich die Dardanellen haben; worauf Rumanzow entgegnete, die Dardanellen seien der Schlüssel zu Constantinopel und dieses sei ohne die Dardanellen Nichts als eine leere Stadt mit einem berühmten Namen. Da wäre ihm Serbien noch lieber. — Caulaincourt entgegnete: „Was Rußland erhalte, hänge zusammen; was Frankreich bekommen solle, liege am Ende der Welt, weit auseinander. Rußland könne ja Trapezunt haben und von da sich in Asien ausbreiten. Frankreich könne Rußland weder Constantinopel noch die Dardanellen zugestehen. Uebrigens habe sich Alexander selber dafür entschieden, daß Con-

Constantinopel.

Die Dardanellen.

---

[1]) Vandal l. c. vol. I, p. 288.

stantinopel eine freie Stadt werde. Die Kaiser hätten also darüber selber zu verfügen.“ [1])

Nun ruhten die Unterhandlungen einige Zeit, Feste kamen dazwischen, auch Berathungen mit hervorragenden Männern über die Art der Theilung des türkischen Reiches. Rumanzow gewann selbst bei Alexander Boden mit seiner Ansicht: seit hundert Jahren strebe Rußland seines Ruhmes wegen nach Constantinopel und seines Handels wegen nach den Dardanellen, auf seinem Gang zu beiden Zielen sei es immer durch die Eifersucht der Großmächte aufgehalten worden. Jetzt aber bestehe das alte Europa nicht mehr, es sei ersetzt durch einen einzigen Mann, der nach seinem Willen Reiche hebe und stürze und mit dem Schwert die Fragen entscheide, welche die Diplomatie nicht lösen konnte. Doch könne dieser Mann ohne die Hilfe Rußlands mit England nicht fertig werden. Rußland müsse also die Gelegenheit, wie sie vielleicht nach Jahrhunderten nicht mehr komme, benützen und Napoleon das aus der Hand winden, was das wiederhergestellte Europa ihm nie zugestehen würde, und die Herrschaft über den Orient sich für immer sichern.[2])

Entscheid der Russen.

Am 9. März begannen die Verhandlungen wieder und wurden am 10. März fortgesetzt. Rumanzow trat jetzt mit seinen Forderungen viel bestimmter und fester auf. Die Hauptfrage, über die man sich nicht einigen konnte, blieb immer Constantinopel. Rumanzow gestand die Häfen von Kleinasien den Franzosen zu, und Alexander überließ die Verwendung seiner Flotte im Mittelmeer unbedingt dem Kaiser Napoleon. Caulaincourt sagte dem Czaren, der Hauptfeind Rußlands sei Oesterreich, das sei aber durch Napoleon so geschwächt worden, daß es ein halbes Jahrhundert lang nicht mehr zu fürchten wäre. Der Czar gestand das zu, verlangte aber Constantinopel und die Dardanellen, dann könnten die Franzosen in Asien wegnehmen, was sie wollten; er wolle ihnen mit seinen Truppen helfen, nur könne er dies nicht für Aegypten und Syrien versprechen.[3])

Neue Conferenz.

Alexander.

Caulaincourt konnte dem fest ausgesprochenen Wunsch Alexanders nicht widersprechen, er hatte ja nur den Auftrag, die Wünsche und Ansichten Rußlands über das Einzelne zu hören. Die Ansichten der beiden Unterhändler wurden einander gegenüber gestellt und in zwei Abmachungen: Frankreich nimmt vom Adriatischen Meer aus den ganzen Westen der Balkanhalbinsel, Rußland bemächtigt von seinem Gebiet aus sich Bessarabiens, der Moldau und der Walachei, überschreitet dann die Donau und dehnt sich über Bulgarien aus. Oesterreich folgt in parallelem Gang in Serbien und Macedonien. Hinsichtlich Constantinopels, der Dardanellen und der Nordseite des Aegeischen Meeres enthält der Entwurf zwei verschiedene Lösungen: nach der ersten bildet Constantinopel mit den Dardanellen und einem Gebiet ringsherum ein selbständiges Fürstenthum; Oesterreich bemächtigt sich der Küsten Macedoniens, bekommt aber nicht Salonichi. Nach dem zweiten Entwurf zieht sich das russische Gebiet vom Balkan bis zum Bosporus und bildet Constantinopel dessen Spitze. Frankreichs Antheil geht über Salonichi hinaus, entlang der Küste des Archipels bis zu den Dardanellen, umschließt diese Stellung und nähert sich der Propontis. Oesterreich ist vom Meer ferngehalten, erlangt aber in Breite, was es an Länge verliert: es hat Serbien, umfaßt die nächstliegenden Provinzen, das türkische

Zwei Entwürfe.

Oesterreich.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 289—293.
[2]) Ibid. I, p. 294.
[3]) Ibid. I, p. 296—99.

Kroatien, Bosnien, Hochmacedonien, ist Landmacht, aber in einer schwer angreifbaren Stellung. Frankreich nimmt das Angebot Aegyptens, Syriens und der Stapelplätze der Levante an, und die Verfügung über die russische Flotte. Dagegen kann Rußland von Trapezunt in Kleinasien vorangehen oder an den Ufern des Hellespont, wenn es auf Constantinopel verzichtet. Frankreich erlangte also: Albanien, Epirus, Thessalien, das eigentliche Griechenland, den Peloponnes, die Inseln, Aegypten, Syrien und die Stapelplätze Kleinasiens und die Verwendung der russischen Flotte im Mittelmeer! [1])

Angst der Engländer. Die Engländer wußten von den Verhandlungen und waren sehr in Sorge, Oesterreich möchte zur Theilung der Türkei sich mit Frankreich und Rußland verbinden. Adair schrieb 23. Februar 1808 an Stadion: „Die Gefahren wachsen. Jeder Tag verengt den Kreis, welchen Frankreich um Euer Reich gezogen hat und durch ein Verhängniß, wie es die Welt früher nicht erlebt hat, seid Ihr bestimmt, nicht bloß die Zuschauer dieses Werkes, sondern auch die ersten Werkzeuge für seine Ausführung zu sein, und die Ketten selber zu schmieden, welche ihr zu tragen verdammt seid. Aber selbst vorausgesetzt, daß Bonaparte Euch für jetzt in Ruhe lassen und von Euch Nichts als Manifeste und Erklärungen gegen England und Eure vollkommene Neutralität während seines Feldzuges gegen die Türken verlangen sollte, so bleibt doch immer noch diese verhängnißvolle Allianz von Tilsit, diese Vereinigung Frankreichs und Rußlands übrig, welche, so lange sie dauert, keinem vermittelnden Staate eine Stunde Ruhe lassen kann. Sie wird Eurer Existenz gleich verhängnißvoll sein, mag sie nun Euer Reich der unmittelbaren Zerstückelung weihen, oder Euch das vergiftete Geschenk eines Antheils am Raub der Türkei und damit eine Grenze verschaffen, welche Euch in unmittelbare Berührung mit dem Reiche bringt, um dessen Besitznahme man sich am meisten streitet."

Entscheid vor oder nach dem Congreß. Nun kam aber die Hauptsache. Napoleon wollte nur den Entwurf der Wünsche und Ansichten, er wollte sich nicht vorher binden, der Entscheid solle bei der Zusammenkunft von beiden Kaisern getroffen werden. Rußland aber verlangte, schon vor der Zusammenkunft solle Napoleon den Wünschen Alexanders seine Zustimmung geben, bei der Zusammenkunft selber solle nur feierlich die Unterschrift des Vertrages stattfinden. Mit anderen Worten: man fürchtete die bezaubernde Macht Napoleons über den Czaren.

Antwort Alexanders. Demgemäß beantwortete Alexander I. das Schreiben Napoleons vom 2. Februar 1808 in einer Weise, daß es nur eine Bestätigung der Denkschrift Rumanzows über die Theilung des türkischen Reiches war, und daß er für die Ueberlassung Constantinopels bis an das Ende Indiens sein Heer mitzugeben versprach. [2])

„Mein Herr Bruder! Das Schreiben Eurer Majestät vom 2. Februar hat mich in die Zeit von Tilsit zurückversetzt, deren Angedenken mir immer so süß sein wird. Beim Lesen meinte ich mich wieder in jenen Stunden zu befinden,

---

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 300—302.
[2]) Zuerst veröffentlicht in der „Revue de la France moderne", 1. Juni 1890, von Vandal, jetzt in Napoléon et Alexandre I., vol. I, p. 303—304.

die wir miteinander zubrachten, und ich kann Ihnen nicht genug das Vergnügen ausdrücken, das sie mir gemacht haben. Die Ansichten Ihrer Majestät erscheinen mir eben so richtig, als großartig. Es war Ihrem überlegenen Genie vorbehalten, einen so weit reichenden Plan zu fassen. Dasselbe Genie wird die Ausführung besorgen. Ich habe freiwillig und rückhaltlos dem General Caulaincourt die Interessen meines Reiches auseinandergesetzt und ihn beauftragt, meine Ideen zu erklären: sie sind gründlich zwischen ihm und Rumanzow durchgesprochen worden, und wenn Eure Majestät sie annimmt, so biete ich Ihnen ein Heer zum Zug nach Indien an und ein anderes, um die Stapelplätze in Kleinasien zu erobern. Zugleich schreibe ich an die verschiedenen Befehlshaber meiner Flotte, daß sie sich ganz zur Verfügung Eurer Majestät stellen. Ich hoffe, Eure Majestät werden in meinem ganzen Verhalten nur das beständige Streben finden, Ihnen die ganze Tiefe der Zuneigung zu beweisen, die ich für Sie hege, und ebenso die Bande mehr und mehr zu verstärken, die uns vereinigen und die auf die Schicksale der Welt den größten Einfluß haben. Wenn Eure Majestät den Ideen, die ich Ihnen vorlege, zustimmen, so bin ich bereit zur Begegnung, die Sie von mir wünschen; ich mache mir zum voraus ein Fest daraus. Nur vierzehn Tage sind nöthig, um nach Erfurt zu gelangen, der Ort scheint mir zu einer Zusammenkunft am meisten geeignet. Der General Caulaincourt ist beauftragt, Ihnen meine Gründe für die Wahl dieses Ortes auseinanderzusetzen. Ich betrachte diesen Augenblick als einen der schönsten in meinem ganzen Leben. Die Eroberung Finnlands ist nicht schwer gewesen, mein Heer hat schon die wichtigsten Orte besetzt und geht auf Abo los, während man Sweaborg belagert. Ich rechne darauf, daß in wenig Tagen nach dieser Seite hin Alles vollbracht ist, und der Augenblick, wo England sich beugen muß, scheint mir, dank den vereinigten Maßregeln, die Eure Majestät traf, nicht mehr ferne.“ — Zu gleicher Zeit gingen, als Gegengeschenk, die seltensten Marmorarten, Porphyr- und Malachitvasen von höchstem Werth an Napoleon mit einem zärtlichen Schreiben ab.

Lob Napoleons. — Heer und Flotte. — Finnland.

Caulaincourt aber meldete: „Trotz der angebotenen Theilung des türkischen Reiches fährt Rußland fort, Mißtrauen zu hegen, lobt die Geschenke, die von Paris kommen, ist aber sehr auf seiner Hut wegen der Forderung von Schlesien, worin die Russen nur einen Beweis sehen, daß der Hintergedanke der Napoleonischen Politik nur die Wiederherstellung Polens sei. Der Czar ist für seine Person dem Kaiser zugethan und geneigt, ihm ganz zu vertrauen, wenn nicht sein Minister, der Hof und die öffentliche Meinung wären. Napoleon möge sich also jeder Maßregel enthalten, die darnach aussehe, als wolle man Todte wieder erwecken. Mit Klugheit könne man die Angst der Russen beschwichtigen.“ — Weiter bemerkt Caulaincourt, den Plan auf Constantinopel und die Dardanellen werde Alexander nicht aufgeben, er werde, wenn ihm Napoleon diesen Herzenswunsch gewähre, Alles aufbieten, um seine Pläne zu fördern: der Kaiser Napoleon könne im Westen machen, was er wolle, die Russen würden ruhig zusehen, wenn sie nur Constantinopel bekämen.[1]) —

Warnung Caulaincourts.

Aber Alexanders Schreiben kam zu spät. Napoleon hatte sich schon in die spanische Frage verwickelt, in der zweiten Hälfte des Februar schon mit dem Gedanken getragen, den spanischen Hof zu ängstigen, daß er nach Sevilla fliehe, dort ihm seine Schätze abzujagen, und ihn zur Abdankung zu bestim-

Spanien

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 305—307.

men, um seinen Bruder auf den Thron in Madrid zu befördern, damit Spanien ganz für ihn sei und er um so leichter den großen Plan ausführen könne, das Mittelmeer zu einem französischen Binnensee zu machen, es den Engländern zu verschließen, sie von Aegypten aus und zugleich durch ein Landheer im reichen Indien anzugreifen. Den Plan auf den Orient hatte er durchaus nicht aufgegeben, nur vertagt. Damals theilte Talleyrand im Vertrauen Metternich mit, die Theilung der Türkei ist aufgeschoben, aber nicht aufgehoben.[1]) Champagny mußte damals die geographische Abtheilung mit Plänen über die Straßen in die Türkei, über die besten Angriffs- und Vertheidigungsplätze in aller Eile beschäftigen. Napoleon glaubte, mit Spanien schnell fertig zu werden und sich dann auf den Orient werfen zu können.[2])

entscheidet.

Eine Vertagung der türkischen Frage wurde eine Nothwendigkeit. Diese begriff Alexander, es war ihm jedoch schmerzlich. Napoleon gab sich Mühe, in Briefen seine Hoffnung zu stärken.

Tolstoy.

Schwerer war Tolstoy in Paris zu behandeln, er blieb voll Mißtrauen, düster, so sehr sich auch Napoleon Mühe mit ihm gab, ihn oft einlud. Tolstoy befand sich am wohlsten in den Kreisen von Saint-Germain, er wurde ein Verehrer der Madame Récamier, obschon der Kaiser gesagt hatte, er betrachte Jeden als seinen persönlichen Feind, der den Salon dieser Dame besuche. — Napoleon tadelt Tolstoys Ungeduld in Hinsicht auf Preußen: „Sie sind kein Diplomat, Sie wollen die Dinge marschiren lassen wie Regimenter, die Geschäfte müssen aber reif werden, man kann sie nicht im Galopp vollbringen.“ Er betheuerte ihm, daß er keinen Gedanken habe, Polen wieder herzustellen, und daß im Hochsommer Preußen geräumt sein würde. Er ließ dem Czaren Finnland anbieten, er solle dieses wichtige Land nun zu Rußland schlagen; er versprach, Bernadotte in Schweden landen zu lassen. Indeß gestalteten die Dinge in Spanien sich derart, daß Napoleon sich genöthigt sah, nach Bayonne abzureisen. Am 2. April meldete er die Vertagung der orientalischen Frage an Caulaincourt.

Polen.

Finnland.

Moldau und Walachei.

Nun blieben die Dinge in den Donaufürstenthümern in der Schwebe. Türken und Russen standen sich dort Gewehr bei Fuß entgegen, harrend, ob Napoleon Frieden oder Krieg anordne. Sebastiani, der seinen Herrn immer als den treuen Verbündeten der Türken bezeichnet hatte, kam in eine peinliche Stellung; sie hatten Kunde von den Verabredungen in Tilsit, ihr Gesandter hatte ihnen Aehnliches aus Paris gemeldet. Nun sollte Sebastiani dem versammelten Diwan den Verzicht auf die Moldau und Walachei vorschlagen. Die Bemühungen Frankreichs, Rußland zur Räumung der Moldau und Walachei zu bewegen, seien bis jetzt ohne Erfolg geblieben, und die Pforte werde mithin ihren Frieden mit Rußland nur mit Hingabe der beiden Provinzen erlangen können.

Sebastiani.

Der Diwan.

Der Diwan hörte ihn ruhig und mit Würde an, er beherrschte seinen Ingrimm über die Falschheit. Die Antwort war fest: nicht einen Zoll breit Landes werde man an Rußland abtreten. „Mit höchster Befremdung habe man die Sinnesänderung des Kaisers wahrgenommen; man habe ihm immer Beweise

[1]) Metternich, l. c. Bd. II, S. 161.
[2]) Vandal, l. c. vol. I, p. 309—311.

der Freundschaft gegeben, welche den Sultan über die Ungewißheit der Gefahren getröstet hätten. Jetzt muthe man ihm solche Anträge zu, ohne ein Versprechen von Beistand, ohne ein Anerbieten von Hilfe." [1])

Der Sultan Mustafa IV. schrieb 4. März 1808 selber an Napoleon, betheuerte sein treues Verhalten und verlangte von ihm die Zusicherung der Untheilbarkeit seines Reiches. Man rüstete eifrig zum Krieg, das Heer im Norden wurde verstärkt. Sebastiani meldete, die Aufregung gehe so hoch, daß der geringste Anlaß zu einem Kampf auf Leben und Tod führen könne. Die Türken seien zwar tapfer, aber an Kriegszucht die Russen ihnen überlegen, das Parteitreiben in Constantinopel sei erbittert, der Sultan sei schwach. Wenn es zum Kampfe käme und die Russen siegten, so könnten sie leicht im Enthusiasmus des Sieges in Constantinopel eindringen und das türkische Reich in Stücke schlagen ohne Antheilnahme der Franzosen.

Der Sultan.

Dieses wollte Napoleon um keinen Preis zugeben und suchte darum die Pforte zu beschwichtigen: er ließ ihr erklären, Rußland werde durchaus Nichts thun gegen die Türkei, bevor die Unterhandlungen, die zwischen Tolstoy und dem türkischen Gesandten in Paris schwebten, zum Abschluß gekommen wären. Nach Petersburg sandte er Warnungen vor den Folgen eines einseitigen Vorgehens von Rußland.[2])

Napoleon beschwichtigt.

Bisher war das Verhältniß zwischen den Tuilerien und dem Winterpalast nicht getrübt worden. Alexander lebte in der frohen Hoffnung, daß im Mai die Zusammenkunft stattfinde. Der Krieg in Finnland verlief anfangs ganz glücklich für die Russen, sie drangen siegreich voran. Alexander nahm das Geschenk dieser wichtigen Provinz mit Dank an, Caulaincourt wünschte ihm Glück dazu mit den Worten Napoleons: „Die Schönen von Petersburg würden jetzt nicht mehr durch den Donner schwedischer Kanonen aus dem Schlafe geweckt werden." — Alexander berichtete sorgfältig an Napoleon über den Fortschritt seiner Russen, und schlug zuletzt, nach dem Rechte der Eroberung, Finnland zum Reiche. Das machte großen Eindruck in Petersburg, als eine erste, gute und bedeutsame Folge der Allianz mit Frankreich. „Werdet Ihr Euch noch über meinen Bruch mit England beklagen?" fragte Alexander die Unzufriedenen; „was hat denn der Bund mit Eurem lieben England Gutes eingetragen?" — Die Wendung in der Stimmung zeigte sich auch darin, daß bisherige Gegner wie Czartoryski, Nowosilzow, Stroganow jetzt Caulaincourt zu besuchen begannen. Es gab aber Unbekehrbare, namentlich unter den hohen Damen: „Ich trenne unsern Kaiser von allem, was er thut, er ist jetzt befangen vom Kaiser der Franzosen und von seinem Gesandten, welcher uns beherrscht; man wirft dem Czaren wie Euch Sand in die Augen, man verblendet uns jetzt mit Finnland; aber man wird bald sehen, daß das Alles ist, was man uns geben kann", sagte die Golowin in einer großen Gesellschaft.[3])

Stimmung für Frankreich,

Die Stimmung für Frankreich schlug aber um, als Bernadotte von Holstein aus sich gar nicht in Bewegung setzte, während doch versprochen worden war, die Russen und Franzosen sollten bei Stockholm sich vereinigen. Daß Berna-

ſinkt.

[1]) Zinkeisen, Gesch. des Osmanischen Reiches in Europa, Bd. VII, S. 544—45.
[2]) Vandal, l. c. vol. I, p. 315—18.
[3]) Ibid. I, p. 321.

botte ruhig blieb, galt als Zeichen eines Gegenbefehls und der Falschheit Napoleons. Noch mächtiger wirkte die Nachricht von der Abreise Napoleons nach Bayonne. Alexander jammerte, daß die schönste Zeit verloren gehe und Nichts abgeschlossen sei; er selber hätte drei Viertheile des Weges gemacht, um dem Kaiser Zeit zu lassen zu seinen wichtigen Geschäften. Die Dinge in der Türkei seien sehr beunruhigend und Napoleon reise nach dem Westen, ohne Etwas entschieden zu haben; er, Alexander, habe doch Alles, was jener wünschte, gethan; er erklärte, er werde Ruhe halten so lange, als möglich, aber sich nicht die Hände binden lassen, seine Nachgiebigkeit habe auch ihre Grenzen. — Die Stimmung in der Petersburger Gesellschaft wurde feindselig gegen Frankreich, namentlich als die Nachricht von Schlägen eintraf, welche die Russen von den Schweden und Finnen bekommen hätten. Die Schweden hatten sich vom ersten Schrecken erholt und die Insel Gothland weggenommen. England zeigte sich in Waffen mit Ernst, hatte General Moore mit 10.000 Mann aus Sicilien berufen und in Gothenburg landen lassen. Wer stand dafür, daß nicht bald Schweden und Engländer an der russischen Küste erscheinen würden und man in Petersburg den Donner ihrer Kanonen hören müsse? Der Bruch mit England störte den Handel: ihr Holz, ihr Getreide blieb den russischen Großen liegen, das Papiergeld sank rasch, große Häuser stellten ihre Zahlung ein. Die Noth wurde allgemein, Alles machte der Regierung Vorwürfe und diese sich selber. Das war die Kehrseite des Bundes mit Frankreich.[1]

Alexanders Klage.

Der Czar bleibt treu.

Die Lage, die Stimmung in Petersburg war auf einmal eine andere geworden, Alexander aber sprach sich immer wie ein Freund voll Bewunderung und Anhänglichkeit über Napoleon aus: „Nachdem er die Angelegenheiten der Türkei und Indiens geordnet hat, die England zum Frieden zwingen werden, bedarf der Kaiser der Ruhe und des Genusses des Glückes. Mehr kann er nicht wünschen; er sagte es mir oft in Tilsit, wenn sein Herz sich ergoß. Was für einen Wunsch kann man noch haben, wenn man an der Spitze der Franzosen steht! Was ist das für ein Volk! wie viel Einsicht! wie ganz anders als unser Volk! Wir haben alle Stufen übersprungen, Peter I. drängte es allzusehr nur zu genießen, Katharina liebte nur den Flitter. Im Frieden, wenn er ihn aufrecht hält, wird man Ihren Kaiser noch mehr bewundern als im Krieg. Welch ein Genie! Aber er muß Glück, er muß Ruhe haben, um all das zu genießen, was er gethan hat. Seine Geistesthätigkeit wird es ihn später fühlen lassen. Ich, ich wünsche sehnsüchtig, daß er glücklich wird, ich hänge an ihm seit Tilsit. Ich wünsche sogar, daß unsere Zeitgenossen ihm Gerechtigkeit erweisen. Seien Sie überzeugt, daß Andersdenkende schlecht bei Alexander ankommen. Niemand kann ihn mehr bewundern als ich.“[2]

So sprach Alexander zu Caulaincourt; wenn er aber unter seine Minister oder unter seine Großen kam, so waren alle bestrebt, ihn von Frankreich loszureißen und ihm Vorsicht und Behutsamkeit zu empfehlen. Der Fürst Czartoryski hatte ihm vor seiner Abreise nach Wien eine Denkschrift gesandt, worin er ihm die Zukunft Rußlands in den düstersten Farben malte. Pozzo di Borgo, der Landsmann und unversöhnliche Feind der Bonaparte, setzte ihm auseinander, wie Rußland mit seinem Vertrauen auf Napoleon dem Untergang entgegengehe; bei der Theilung der Türkei werde Alexander nur das Spielzeug

Czartoryski.

Pozzo di Borgo.

[1] Vandal, l. c. vol. I, p. 322—25.
[2] Der Bericht Caulaincourts — ibid. I, p. 326.

eines rücksichtslosen Ehrgeizes sein. Diese Denkschriften überzeugten zwar den Czaren nicht, schärften aber seinen Argwohn. In den Kreisen, in denen er die Abende zubrachte, war Alles gegen Napoleon. Caulaincourt mußte oft alle Gewandtheit aufbieten, um Alexanders Bedenken zu verscheuchen: er suchte darum das Herz des Czaren zu erobern, um ihn bei der Fahne Frankreichs festzuhalten; er führte ihn in die Grundsätze der Napoleonischen Kriegskunst ein, um ihn festzuhalten, so daß Napoleon ihm tadelnd bemerkte, er solle nie vergessen, daß er ein Franzose sei, was Caulaincourt sehr kränkte, da er doch unermüdlich für Frankreich arbeite: er müsse sich Alexander nothwendig machen, um ihn festzuhalten, nur dessen dauernde Zuneigung zu ihm habe den Gegnern Schweigen geboten. Um Caulaincourt wieder zu versöhnen, ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Vicenza; Alexander war der erste, welcher seinem Freunde diese Nachricht mittheilte und ihm dazu Glück wünschte.[1])

Herzog von Vicenza.

Briefe aus Bayonne.

Napoleon selber that jetzt alles Mögliche, um Alexanders Herz zu gewinnen und dauernd festzuhalten. Als Alexanders einziges Kind, die Großfürstin Elisabeth, starb, schrieb ihm Napoleon wie ein Freund, der alle Schmerzen seines Freundes theilt. Ein andermal meldet er ihm, wie sehr er sich sehne, ihn wieder zu sehen, und wie er sich freue auf Erfurt, er wäre lieber dort, als in Bayonne. Er meldet ihm, wie jetzt alle Bourbonen in Bayonne seien, und wie der Vater gegen den Sohn sei und der Sohn gegen den Vater, und wie es unmöglich sei, die Eintracht unter ihnen herzustellen: der Vater habe den Sohn entehrt und der Sohn den Vater mißachtet, und keiner von ihnen sei im Stande, einer stolzen, glühenden Nation, in welcher alle Keime der Revolution sich entwickeln, Achtung abzuzwingen. Er stellt sich wie gezwungen hin, die Krone, welche am Boden lag, aufzuheben und seinem Bruder aufs Haupt zu setzen; — übrigens gebe dieser Wechsel der Dynastie dem Lande eine größere Unabhängigkeit; er verlange dabei für sich gar Nichts, nur Frankreich erhalte im Falle eines Krieges eine größere Sicherheit; er habe Spanien der Anarchie entreißen müssen; die unwiderstehliche Macht der Ereignisse habe ihn dazu gezwungen. Spanien habe sich jetzt nicht mehr vor einem Krieg zu Land zu fürchten und könne seine ganze Kraft der Marine widmen. Hätte er an seinen Vortheil gedacht, so hätte er die Provinzen bis zum Ebro weggenommen.[2])

Was der Czar will.

Alexander sprach kein Wort für die Bourbonen, er dachte mehr an die Theilung der Türkei, als an die Verletzung des Fürstenrechtes in den Bourbonen. Die Abdankung Karls IV. schien ihm begreiflich bei einem Fürsten, „der nur für seine Louise und seinen Emmanuel leben wolle". Als Napoleon sein Ziel erreicht hatte, sagte Alexander: „Ich glaubte, er habe alle Blätter der Geschichte ausgefüllt, aber es bleibt ihm noch ein schönes für Spanien. Die neue Verfassung fand er „freisinnig und für würdig ihres Urhebers". — „Ich bin nicht eifersüchtig auf irgend einen Vortheil, den Napoleon erlangen kann." Nun verlangte aber der Czar Entscheidung in der Frage wegen der Zusammenkunft. Caulaincourt sagte ihm, sie werde in zehn Tagen mehr entscheiden, als man durch dreißig Couriere in zwei Jahren erreichen könne. Es seien aber schwere Fragen da, die nur die beiden Kaiser miteinander lösen könnten, am besten wäre es, die Zusammenkunft finde statt ohne Vorausbedingungen, sein Kaiser willige in die Theilung. „Ich nehme also die Zusammenkunft ohne Voraus-

L'entrevue sans conditions.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 328—33.
[2]) Ibid. I, p. 324—36. Die Briefe Napoleons.

bedingung an — aber wann soll sie stattfinden?" — Caulaincourt meinte, im Juni. Dagegen war Alexander wegen des Krieges in Finnland und weil die englische Flotte kommen könnte. Constantinopel und die Dardanellen sollten die Hauptgegenstände der Besprechung sein. Alexander erklärte: „Die geographische Lage verlangt, daß ich Constantinopel bekomme, sonst hat ein Anderer den Schlüssel zu meinem Haus." — Caulaincourt fragte: „Welche Bürgschaft können Sie geben, daß Ihr Nachfolger eine gleich wohlwollende Gesinnung für Frankreich hat? Napoleon darf nicht aus Freundschaft für Sie die Interessen und die Sicherheit Frankreichs opfern." — Der Czar entgegnete: „Napoleon kann die Dardanellen nicht für sich wollen. Warum soll ich sie nicht eher bekommen, als ein Anderer?" [1])

Constantinopel.

Die Dardanellen.

Der Czar gibt nach.

Also Zusammenkunft ohne Vorausbedingungen! Der Czar sah derselben jetzt mit Ruhe entgegen und hoffte durch offene Darlegung seiner Lage, durch Freimuth Alles von Napoleon zu erlangen, was er wünschte, ein solches Genie werde den günstigen Ausgleich nach Wunsch schon möglich zu machen wissen. Aus Napoleons Befehlen an seine Minister geht hervor, daß er glaubte, im Juli werde die spanische Frage nach seinem Wunsche entschieden, und er im Stande sein, noch im Spätjahr den großen Feldzug nach dem Osten zu beginnen: er hörte von großen Karten über Aegypten und Asien, die in Madrid vorhanden seien, und ließ sie zur Benutzung sogleich kommen; er ließ Nachforschungen über die Wege anstellen, die Alexander, die Trajan, die Septimius Severus, die Julian auf ihren Zügen in Asien eingeschlagen; er ließ in allen Häfen Schiffe ausrüsten, er gedachte 18.000 Mann um das Cap der guten Hoffnung gen Indien zu senden, er selber wollte von Tarent aus die Fahrt nach Aegypten leiten. Eugen ward insgeheim auf des Kaisers baldige Ankunft in Italien vorbereitet. Der Kriegsminister Clarke sollte eine Flottille in Toulon zusammenbringen, wie Napoleon eine zur ersten Fahrt nach Alexandrien geleitet hatte; über Suez wollte er also Indien angreifen, wie über das Cap und wie mit einem dritten Zug durch Persien. Die Engländer sollten durch die Bewegungen von allen französischen Häfen aus über das eigentliche Ziel, ob es Algier, ob es Sicilien gelte, getäuscht werden. An die Vasallenkönige ergingen Aufforderungen zu rüsten, es gelte eine letzte Anstrengung, um den Weltfrieden zu erhalten. Wenn ferner nicht Weisheit das englische Ministerium leite, so setze es sich Gefahren aus, wie es solche noch nie bestanden. Diejenigen, welche sich England anschließen, würden unbarmherzig vernichtet werden. [2])

Spanien entscheidet.

All diese Pläne machte der spanische Aufstand fraglich. Napoleon hoffte anfangs denselben mit einigen Hauptschlägen zu zerschmettern — vergeblich. Seine Marschälle leisteten nicht, was sie sonst vermochten, wenn er unter ihnen war. — Nicht bloß einzelne Landschaften, sondern ganz Spanien erhob sich gegen ihn, es war ein Nationalkrieg, der auf einmal die Stellung der europäischen Mächte ändern konnte. Napoleon war Gebieter Europas, bis Dupont bei Baylen und Junot in Portugal capituliren mußten. Aus dem Angriff mußte jetzt Napoleon zur Vertheidigung übergehen. Der Boden zitterte unter seinen Füßen, das ganze Gebäude seiner Macht gerieth ins Schwanken.

---

1) Vandal, l. c. vol. I, 326—27, 342—48.
2) Ibid. I, p. 349—367.

Daher sein Schmerz über Baylen. Nach und nach erkannte er die ganze Größe seiner Gefahr, dazu kamen die Nachrichten, daß Oesterreich rüste: aus Triest, aus Wien, aus München, aus Dresden wurde es ihm gemeldet, besonders aus Hamburg. Die Zeitungen erhielten kein wahres Wort über die Lage der Dinge, aber die Kaufleute von ihren Geschäftsfreunden, wie uns Bourrienne erzählt, und die Freude, daß ein Staat wie Oesterreich den Muth habe, das Zeichen zur Befreiung vom unerträglichen Joche der Knechtschaft zu geben. Anfangs schwankte Napoleon, ob er sich nicht sogleich auf Oesterreich werfen solle, um es zu zerschmettern, ehe seine Rüstungen vollendet seien; dann kam ihm der Gedanke, Rußland zum Wächter der Ruhe im Osten zu bestellen, indessen selber nach Spanien zu ziehen und rasch dem Aufstand ein Ende zu machen. Dazu war aber die Zusammenkunft in Erfurt und die Gewinnung Alexanders nöthig. Zunächst sollte Caulaincourt Alexander bestimmen, Oesterreich mit Krieg zu drohen, wenn es Streit mit Frankreich beginne.

Oesterreich rüstet.

Alexander fühlte wohl die Verlegenheit Napoleons, wollte sich aber als großmüthiger Freund zeigen und kam dem Versuche Caulaincourts, den Czaren über seine Stimmung hinsichtlich Oesterreichs auszuholen, zuvor; er sagte zu ihm: „Oesterreich kann sich nur zu Grunde richten, wenn es Krieg mit Ihnen anfängt. Offen gesagt, als Freund und Verbündeter Napoleons fürchte ich es nicht.“ Er theilte ihm dann als Freund die Nachricht mit, in Triest seien auf einem englischen Schiffe Spanier aus Saragossa angekommen, um dem Erzherzog Karl die Krone anzubieten. Zu gleicher Zeit anerkannte er Joseph als König von Spanien und sagte, Napoleon könne auf ihn unter allen Umständen rechnen.[1])

Alexander.

Erzherzog Karl.

Um Alexander I. in dieser Stimmung festzuhalten, gab der Kaiser dem Marschall Bernadotte Befehl, in Schonen zu landen — was aber doch nicht mehr möglich war, als diesem die Spanier unter La Romana auf englischen Schiffen davon fuhren. Nun versprach er den Herzenswunsch Alexanders zu erfüllen und seine Armee aus Preußen zurückzuziehen, auch aus Warschau auf das linke Ufer der Elbe. Von Oesterreich ließ er durch Champagny Anerkennung Josephs als Königs von Spanien und Murats, als Königs von Neapel, fordern. Die Nachricht von der beabsichtigten Räumung Preußens nahm Alexander mit Freuden auf, nicht minder die von der Räumung Warschaus: der Gedanke an Preußen erregte ihm immer Gewissensbisse, in der französischen Besatzung Warschaus sah er immer eine Drohung der Wiederherstellung Polens. „Ich werde die Leute in Königsberg auf meiner Reise nicht mehr in Verzweiflung finden.“ Mit Oesterreich versprach er ernstlich zu reden, er fürchtete, der Krieg Napoleons gegen Oesterreich möchte die Theilung der Türkei weit hinausschieben. Doch mochte er nicht vollständig mit Oesterreich brechen, zumal ihm Tolstoy meldete: „Die Zerstörung Oesterreichs ist nur der Vorläufer und das Mittel zur Zertrümmerung Rußlands“; er beschloß in Wien nicht zu drohen, sondern vom Krieg nur freundschaftlich abzurathen: Niemand sei ein besserer Richter über das, was Oesterreich nütze oder schade, als der Kaiser Franz I. selber; er kenne auch Alexanders

La Romana.

Oesterreich, vom Czaren gewarnt.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 368—76.

Freimuth und dieser könne sich nicht verhehlen, daß die Rüstungen die europäische Harmonie zerstören könnten. Dem Vertrauen weiche der Rückhalt, der Verdacht führe zu Erklärungen und diese zuletzt zum Krieg, den man doch vermeiden sollte. Oesterreich möge seine Rüstungen einstellen, und seine Sorgfalt der Erhaltung des Friedens zuwenden; Alexander wünsche dies um so lebhafter, als ihm der Friede von Tilsit auch Verbindlichkeiten auferlegt habe. Oesterreich hatte also bei einem Kriege mit Frankreich auch Rußland zum Feinde.

Wirren in der Türkei.

Zu einer Klärung der Lage drängten überdies die Wirren in der Türkei, von denen Rumanzow in sehr ernster Weise mit Caulaincourt sprach und in Folge deren Alexander I. erklärte, er werde 27. September in Erfurt sein und hier eine entscheidende Antwort von Napoleon einholen. „Ich werde pünktlich zur Begegnung kommen." Also jetzt konnte Napoleon die Frage nicht länger hinausziehen, er mußte erscheinen und antworten.

Tolstoy.

Napoleon suchte indeß Tolstoy günstig zu stimmen: er fuhr mit ihm und dem Prinzen Wilhelm zur Jagd, sprach im Wagen mit hohem Lob von Alexander und von den Vortheilen, welche dieses vom Bund mit Frankreich habe, zog den Gesandten wegen seiner übelgesinnten Berichte über seine Absichten betreffs eines geplanten Krieges gegen Rußland auf: „Was sollte ich dort holen? Wozu sich in seine Wüsteneien wagen? Ein solches Unternehmen wäre gegen die Natur der Dinge, gegen alle Geschichte, welche kein Beispiel dafür ausweist, daß die Völker des Südens nach dem Norden zogen, wohl aber dafür, daß die Völker des Nordens den Süden überschwemmten." Dann sagte er, indem er den schönen, reinen Sonnenhimmel betrachtete: „Ah bah, es ist bei Euch zu kalt. Wer wird Euren Schnee wollen, während Ihr Euch nach unserem schönen Himmel sehnen müßt!" [1]) — Bisher hatte Tolstoy alle Artigkeiten mit keiner Silbe erwidert; jetzt antwortete er: die Gegenwart sei anders als die Vergangenheit. Verderbniß gebe es auch in Rußland, von dem Frankreich Nichts zu fürchten habe; „übrigens ziehe ich meinen Schnee dem schönen Klima von Frankreich vor." — Das war eine derbe Antwort, aber aus dem Munde eines ehrlichen Mannes.

Alexanders ernste Rede über Wortbruch

Uebrigens wurde auch die Sprache Alexanders ernst, bei aller Artigkeit und Feinheit des Ausdrucks: [2]) „Sie wissen, Nichts in der Welt hat mir ein Anderer abdringen können. Ich habe England den Krieg erklärt, ich habe weder die Gefahren meiner Flotte, noch die Gründe einer Zögerung in Erwägung gezogen, ich habe mein gegebenes Wort gehalten. Ich habe bewiesen, daß der Kaiser auf mich rechnen kann, und ich halte mich heute noch, seit einem ganzen Jahr, an die Abmachung von Tilsit. Sie sehen, was mein Land leidet durch die Unterbrechung des Handels und aller Maßregeln, die ich ergreifen mußte, damit England keinen Nutzen daraus ziehe. Sie sehen, wie die öffentliche Meinung sich geändert hat. Es hängt nur von Napoleon ab, den Bund dauernd zu machen und der Welt endlich den Frieden zu geben. Ich wünsche nur, daß die Angelegenheiten Spaniens zu Gunsten des Königs Joseph, dessen Anerkennung Rumanzow alsbald zugestand, bald zum Abschluß gelangen." — Als Caulaincourt auf die Ergänzung des russischen Reiches durch Finnland hinwies, kam Alexander auf nicht gehaltene Versprechen zurück, auf den Vertrag zu Paris, im September

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 380—82.
[2]) Ibid. I, p. 384—86.

1808, der Preußen — wie wir oben sahen — dortselbst abgedrungen wurde, eine Erholung Preußens nicht gestattete, da es in den Festungen Stettin, Glogau, Küstrin, französische Besatzung erhalten sollte, bis eine Kriegssteuer, die es nicht zu bezahlen vermöge, bezahlt sei. „Sie verlangen eine Summe von ihm, welche diese Leute in so kurzer Zeit nicht aufzubringen vermögen; Sie haben seit Tilsit die Steuern in Preußen eingezogen und wollen sie noch einziehen — und bringen sie nicht in Abrechnung! Womit sollen sie denn bezahlen? Und dann die Plätze, die Ihr behaltet! — ich rede offen — sind mehr gegen mich behütet, als gegen Preußen, denn die Domänen sind eine bessere Garantie als diese Festungen, folglich ist eine Garantie durch diese Festungen nicht nöthig! Man muß mögliche Dinge verlangen, sie werden Euch mit der Zeit schon bezahlen. Wenn der Kaiser Preußen wiederherstellen will, wie es im Frieden von Tilsit bedungen ist, so muß man ihnen Bedingungen gewähren, die sie möglicherweise erfüllen können. Es schickt sich nicht für große Monarchen Zänkerei mit den Kleinen zu suchen. Aber ich wünsche, daß sie Euch zufriedenstellen, und daß die Bedingungen nicht eine Quelle neuen Streites seien und neuer Verlegenheit für Napoleon werden, denn er kann Unmögliches nicht verlangen. — Legt ihnen nicht erniedrigende Bedingungen auf! Der Kaiser hat Ruhm genug und hat nicht nöthig, Jemand zu demüthigen. Ich schwöre, daß diese Leute zu ihm halten, wenn er es nur will, wenn er nur nicht die Miene annimmt, daß er so sehr auf ihnen laste. Wenn der Kaiser mit Preußen mir eine Verbindlichkeit erweisen wollte, so sei er auch ein wenig edelmüthig. Ich schwöre Ihnen, Nichts wird mir angenehmer sein. Das wird dann auch der ganzen Welt beweisen, daß er auch Etwas für mich thut, während man jetzt sagt, daß nur ich Alles für ihn thue. Ich will dem Kaiser Freunde erwerben. Erinnern Sie sich an das Wort, das Sie unter seine Büste im Saale der Gesandtschaft schrieben: „Groß im Krieg, groß im Frieden, groß in seinen Bündnissen." [1]) — Wenn er seine Truppen aus den Orten zurückzieht, wo sie eine drohende Stellung einnehmen, so wird er den Mächten Sicherheit gewähren; Sie werden aller Welt Vertrauen einflößen, denn man kann sich nicht verhehlen, daß man über Ihren Aufenthalt im Großherzogthum Warschau unruhig wird, namentlich über Ihre Stellung in Praga. Ein wenig Mäßigung wird zu Ihrem Vortheil beitragen. Frankreich wird dadurch nur mächtiger werden und der Kaiser größer und glücklicher. Die Engländer werden, als Ihre Feinde, dann Nichts mehr gegen Sie sagen können. Da ich nie die Furcht aller Welt getheilt habe, so rede ich freimüthig mit Ihnen. Nicht durch meine Politik, sondern durch meine Ehrlichkeit habe ich vom Kaiser Etwas erlangen wollen. Er sieht selber, wie sehr er auf mich rechnen kann; möge er für dieses Land und für mich Etwas thun, was aller Welt beweist, daß ich mit Grund auf ihn rechne."

in Preußen,

über Härte.

Nicht minder warm sprach Alexander seinen Wunsch aus, Constantinopel zu erlangen. Die Theilung der Türkei habe ihm in Tilsit Napoleon versprochen, er habe ja gesagt, diese Türken seien Barbaren, ohne Zucht, ohne Regierung; man wisse wirklich nicht, mit wem man dieses Volk vergleichen solle. Mehr als je sei jetzt der Anlaß, die Entwürfe von Tilsit zu vollziehen und dieses Land von ihnen zu befreien, es wäre eine freisinnige That. Unser Jahrhundert wie die Staatskunst verweisen diese Türken nach Asien zurück. Die Befreiung jener Länder wäre eine edle und rühmliche That; nicht der Ehrgeiz, sondern die

Theilung der Türkei.

[1]) Grand dans la guerre, grand dans la paix, grand dans les alliances! Vandal, l. c. vol. I, p. 385.

Menschlichkeit fordere, daß in diesem Jahrhundert der Bildung und Aufklärung die Türken aus Europa vertrieben würden. In Bälde müsse die Sache ins Leben treten. Der Winter nahe, der den Krieg gegen Schweden ob seiner Kälte erleichtere. — Also die Begegnung zu Erfurt am 27. September!

Joseph. Napoleon hatte dem Czar am 8. Juli für die rasche Anerkennung Josephs als König von Spanien gedankt; Alexander gab Antwort 25. August 1808: Der Czar an Napoleon. „Ich sehe mit Vergnügen, daß Eure Majestät meinem Gefühl, das Ihrem Wunsche zuvorkam, gerecht wurde. Es ist natürlich und nur eine Folge meiner Anhänglichkeit, die ich Ihnen bei jeder Gelegenheit zu beweisen suchte. Was Ihre Majestät für den König von Preußen zu thun beschloß, hat mich mit lebhafter Dankbarkeit erfüllt und ich wollte keinen Augenblick zögern, um Ihnen mein Vergnügen über Preußen. diese Nachricht auszusprechen. Ich empfehle noch einmal sein Interesse Ihrer Freundschaft für mich. Was Spanien anlangt, so hoffe ich, daß die Wirren, welche die Engländer dort erregen, in Bälde beschwichtigt sein werden. Ihre Majestät muß schon Kenntniß haben von den wichtigen Ereignissen in Constantinopel. Der Sultan Türkei. Selim III. ist ermordet, Mustafa IV. eingesperrt worden und Mahmud, eben so schwach an Körper wie an Geist, ist nur ein Scheinbild von einem Herrscher. Die verschiedenen Parteien zerreißen sich unter einander; es scheint mir endlich, daß all diese Umstände eine neue Erleichterung für die Ausführung Ihres großen Planes bieten und Sie vollkommen Ihren letzten Verbindlichkeiten gegen die Pforte entheben. Mit eben so großem Erstaunen habe ich gehört von den Oesterreich. unbegreiflichen Rüstungen Oesterreichs. Ich glaubte ihm eine Warnung geben zu müssen, und mein Gesandter hat den Auftrag, ihm den ganzen Abgrund zu zeigen, auf den es lostreibt. Ich freue mich, in der Hoffnung Eure Majestät bald zu sehen, und wenn nicht widerstrebende Nachrichten eintreffen, so gedenke ich am 13. September abzureisen und werde mich vierzehn Tage später in Erfurt einfinden. Ich erwarte diesen Tag mit Ungeduld, um Ihnen all die Gefühle wiederholt auszusprechen, von denen ich für Sie durchdrungen bin.“ [1])

In Erfurt sollten also vier Fragen Gegenstand der Verhandlung sein, die spanische, österreichische, preußische und die türkische. Alexander überließ Spanien vollständig Napoleon, verhieß Hilfe gegen Oesterreich, forderte die Wiederherstellung Preußens, als Schutz gegen ein Wiederaufleben Polens, und verlangte Befriedigung seiner Wünsche nach dem Orient. —

Die Revolution in Constantinopel im Juli 1808.

Eine Erklärung über die Wirren in Constantinopel, die Alexander in seinem Briefe andeutet, ist wohl hier am Platze.

Oben führten wir die Geschichte der Türkei bis zum Sturze Selims III. [2]) Mustafa IV. und der Thronbesteigung Mustafas IV. Mit diesem waren die Janitscharen und Jamaks bald unzufrieden, denn er halte sein Wort nicht, die alten Zustände vollkommen herzustellen, die Steuern zu vermindern und streng zu sein gegen die christlichen Unterthanen.

[1]) Dieser Brief wurde zuerst in der „Revue de la France moderne“, 1. Juni 1890 veröffentlicht. Vandal, l. c. vol. I, p. 388.

[2]) Vgl. oben S. 118.

Als der Sultan verordnete, daß fortan nur diejenigen Janitscharen Sold beziehen sollten, welche wirklich Dienste thäten, beschimpften sie ihn auf offener Straße in der Nähe von Tophana und wurden erst mit Hilfe der nächsten Wache zu Paaren getrieben. Zur Strafe ließ Mustafa fünfzig dieser Meuterer erdrosseln. Begreiflich, daß der Sultan einem österreichischen Renegaten Soliman insgeheim den Auftrag gab, in aller Stille Leute zu sammeln, die unter Selim zum Nisam-Dschedid gehört hätten; nur sollten sie, um keinen Anstoß zu erregen, nicht sogleich wieder die neue Uniform anlegen. Sebastiani begünstigte auch den Plan und gab dem Sultan insgeheim den Rath, Truppen aus Asien herbeizuziehen, um sich gegen einen neuen Angriff der Janitscharen sicherzustellen. Er wäre auch sicher gewesen, wäre nicht die Regierung durch Zwietracht in ihrem eigenen Schooße geschwächt worden, und hätte sich nicht ein hoher Würdenträger nach dem andern an die Meuterer insgeheim gewendet, um seinen Gegner zu stürzen. Einmal über das andere erschienen die Meuterer unter Geschrei und Toben vor dem Serail und verlangten die Absetzung oder Verbannung dieses oder jenes Ministers und war die Regierung schwach genug, ihnen nachzugeben.

Die Janitscharen.

Nizam-Dschedid.

So ging es fort, bis Bairaktar mit einer auserlesenen Truppe von 6000 Mann vor der Hauptstadt erschien, einer der treuesten Anhänger Selims III. und eifrigsten Beförderer der neuen Einrichtungen; in sein Lager waren viele verfolgte Anhänger der Neuerungen Selims III. geflohen. Er kam mit dem Vorsatz, dem Treiben der Meuterer ein Ende zu machen, den schwachen Mustafa zu stürzen und Selim wieder auf den Thron zu setzen. Die Freunde Selims wußten von seinem geheimen Plan und warben dafür.

Bairaktar kommt mit 6000 Mann.

Ziel.

Vorwand seines Kommens war jedoch, der Waffenstillstand mit Rußland sei auf unbestimmte Zeit verlängert, ein längerer Aufenthalt des Heeres in Adrianopel sei deßhalb nicht mehr nöthig, man solle darum die Fahne des Propheten nach Constantinopel zurückbringen und den Unruhen steuern; er werde mit seinen Truppen in der Nähe so lange bleiben, bis der gesetzliche Zustand wieder hergestellt sei. Der Diwan war einverstanden. Haupt der Unruhestifter und Eiferer gegen die neue Ordnung der Dinge war, wie wir oben sahen, Kabakschi. In der Stille erging deßhalb der Befehl, ihn ungesäumt aus der Welt zu schaffen. Kabakschi wurde in Fanaraki am Bosporus in der Nacht des 13. Juli aus seinem Harem gerissen, als Feind des Reiches niedergestoßen und sein Kopf als Zeichen vollzogenen Befehls an den Großvezir und Bairaktar geschickt. Hadschi-Ali wurde zum Commandanten der Schlösser und Batterien am Bosporus ernannt. Als am Morgen darauf die Janitscharen und Yamaks erfuhren, was in der Nacht vorgegangen sei, griffen sie, an Zahl weit überlegen, Hadschi-Ali und seine Schaar an, die sich mit heldenmüthiger Tapferkeit nach dem festen Thurm des Fanal von Europa durchschlugen, mitten durch die Aufständischen, von denen mehr als tausend auf dem Platz blieben.

Vorwand.

Forderung.

Kabakschi.

Dieses eigenmächtige Vorgehen des Großvezirs und Mustafa Bairaktars erweckte Angst im Serai. Beide ließen aber dorthin melden, sie seien nur gekommen, um der anarchischen Herrschaft der Yamaks ein Ende zu machen, die seit achtzehn Monaten den osmanischen Namen geschändet hätten; sie seien bereit, für den Sultan den letzten Blutstropfen zu vergießen, und verlangten

Ende des Mufti. nur die Unterdrückung des Corps der Yamaks und die Entsetzung des Mufti, welcher in unerträglicher Gewinnsucht die Interessen der Religion und des Staates geschädigt habe.

Der Sultan für Bairaktar. Der Forderung wurde vom Sultan alsbald entsprochen, das Corps aufgehoben, die meisten Officiere hingerichtet, der Mufti verbannt. Der Sultan ritt mit dem gesammten Diwan selber in das Lager Bairaktars, ernannte ihn, 23. Juli, zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Asien und Europa mit unbeschränkten Vollmachten. Sämmtliche Minister und fremden Gesandte eilten nach ihnen in das Lager Bairaktars und huldigten ihm.

Für Bairaktar war jedoch Selims Wiedererhebung insgeheim das Ziel und er gedachte es am 28. Juli 1808 zu erreichen, wo der Sultan das Serai verlassen würde, um sich zur Erholung nach einer der Villen in der Nähe der Stadt zu begeben. Am Morgen lud daher Bairaktar den Großvezir, der von diesem Plane Nichts wußte, in sein Lager ein, theilte ihm denselben mit. Gefahr. Der Großvezir wollte aber mit dieser Sache Nichts zu thun haben. Da entriß ihm Bairaktar das Reichssiegel und ließ ihn sogleich in Fesseln schlagen. Sofort brach er unter dem Vorwand, die Fahne des Propheten in ihr übliches Heiligthum im Serai zurückzubringen, denn ein längerer Waffenstillstand sei mit Rußland abgeschlossen, mit 8000 Mann nach dem Serai im Festzug unter dem Jubel des Volkes auf und gelangte in den ersten Hof. Das zweite Mustafas. Thor fand er jedoch verschlossen, es könne nur auf Befehl Mustafas IV. geöffnet werden. Bairaktar antwortete: „Es handelt sich hier nicht mehr um Mustafa IV., sondern um Selim III., den rechtmäßigen Beherrscher des Reiches; er sei gekommen, um ihn wieder auf den Thron zu erheben; wolle man ihm den Eingang verwehren, so werde er ihn mit Gewalt erzwingen und die Thore mit Kanonenschüssen sprengen."

Selim III. erdrosselt. In diesem Augenblick kam Mustafa IV., der von einem Stallmeister über die Vorgänge in Eile unterrichtet war, von seiner Fahrt auf dem Wasser unbemerkt von den Soldaten Bairaktars, in das Serai zurück und begriff sogleich, um was es sich handle, ließ Bairaktar erklären, Selim werde unverzüglich erscheinen, ertheilte aber zugleich den Befehl, Selim in seinem Gemach zu erdrosseln und die Leiche vor die Füße Bairaktars zu werfen. Der Befehl wurde alsbald vollzogen. Der starke Selim wehrte sich verzweifelt gegen die Mörder — aber vergebens. Das Thor wurde geöffnet und die Leiche gebracht. In maßlosem Schmerz schwor Bairaktar Rache und gab Befehl, Mahmud II. Mustafa zu fesseln und in Eile den jüngsten Bruder Selims, Mahmud (geboren 1785), den letzten Sprossen des Hauses Osman, vor ihn zu bringen. Auch dieser Befehl ward sogleich vollzogen und Mustafa IV. in dasselbe Gemach gesperrt, in welchem Selim III. geendet hatte. Es geschah. Keine Hand erhob sich für Mustafa IV., Mahmud aber wurde unter den Teppichen, unter welchen er sich versteckt hatte, hervorgezogen und vor Bairaktar gebracht,

der vor ihm niederkniete und ihn als den allein rechtmäßigen Sultan der Osmanen begrüßte, als die einzige Hoffnung der Gläubigen zum Wohle des Volkes. Mahmud II. reichte seinem Retter und Befreier dankbar die Hand und ernannte ihn zum Großvezir.

Die ganze Regierungsgewalt blieb nun einige Zeit in den Händen des Großvezirs Mustafa Bairaktar. Wie er geschworen, nahm er nun zunächst Rache an den Mördern Selims; alle, die dabei geholfen oder dem Mord nicht Widerstand geleistet hatten, wurden erdrosselt. Am ersten Tag allein fielen 33 Opfer; dann kam die seidene Schnur an die Officiere der Yamaks. 20 Frauen des Serai, die über Selims Tod unmäßig gejubelt hatten, wurden in Säcke genäht und ins Meer geworfen. Das Leichenbegängniß Selims III. wurde unter dem Wehklagen des Volkes mit höchster Feierlichkeit vollzogen. Am 11. August fand die feierliche Säbelumgürtung des neuen Herrschers unter großem Zudrang des Volkes statt. Wie wenig aber Bairaktar der Lage traute, ersieht man daraus, daß er dabei zum Aerger der Altgläubigen mit einer Leibwache von 300 Albanesen erschien. Er wußte aufzuräumen unter seinen Gegnern durch die seidene Schnur oder durch Verbannung. Sein Ziel kündete er aber offen an, Durchführung der Reformen Selims III. durch das ganze Reich, um eine neue Zeit der Kraft, der Größe und des Friedens herbeizuführen. Es war ihm Ernst mit seinem Streben, er verband Scharfblick mit eiserner Thatkraft. Aber das Alte hatte in Stambul noch so viele Anhänger und der Despotismus hatte eine solche Verstocktheit der Charaktere gezüchtet, daß die Hauptstadt einem brodelnden Vulkane glich. Die türkische Frage drängte also insbesondere zur Entscheidung.

Bairaktar herrscht.

Napoleons Ziel in Erfurt und seine Vorbereitungen.

Was wollte Napoleon in Erfurt erreichen? Vor allem Alexander in der Allianz festhalten, ihn blenden durch seine Macht, durch den Zauber seiner Persönlichkeit, seinen Geist und sein Herz fesseln, durch kleine Zugeständnisse ihn dahin bringen, daß er vorderhand auf die Theilung der Türkei verzichte, ihn bewegen, daß er Oesterreich von Rüstungen abhalte und es mit Krieg bedrohe, wenn es losschlage, während er in Spanien die Entscheidungsschlacht schlage. Oesterreich gedachte er durch Drohungen und Verheißungen von einem alsbaldigen Losbruch abzuhalten. Von der Gährung in den Geistern Deutschlands war Napoleon, seit Steins Brief abgefangen war, wohl unterrichtet: es galt durch Zurschaustellung seiner Macht, durch die Versammlung der Vasallenkönige und Fürsten, durch die Innigkeit der Freundschaft mit dem mächtigen Kaiser des Ostens, den Empörungslustigen Schrecken einzujagen, die besten Geister durch Schmeicheleien zu gewinnen. Darnach sind die Vorbereitungen Napoleons für Erfurt zu bemessen.

28*

Oesterreich rüstet.

Bevor er nach Erfurt abreiste, wollte Napoleon vollkommen sicher sein, daß er von Oesterreich in diesem Jahre keinen Angriff zu erwarten habe. Darum kam es selbst nach der feierlichen Anrede am 15. August noch zu sehr ernsten Verhandlungen in Paris, in welchen Metternich, wie früher, sich entschlossen, fest und scharfsinnig bewies. Als ihm Champagny mittheilte: „Der Kaiser muß durch Thatsachen beruhigt werden, er ist schneller, als er wollte, nach Paris zurückgekehrt, um die Fragen zu klären und mit Ihnen zu sprechen; er will in Rechnung auf Euch vollkommen beruhigt sein", — so gab Metternich zur Antwort: „Wenn Ihr nicht den Krieg wollt, so wollen wir ihn auch nicht; wenn Ihr ihn nicht fürchtet, so fürchten wir ihn auch nicht; wenn Ihr Herausforderungen machet, so werden wir auch herausfordern; seid Ihr ruhig, so werden wir es auch sein." [1]) Metternich erhielt aus Wien die Weisung, Oesterreich werde Frankreich auch nicht den entferntesten Grund zur Rechtfertigung eines Angriffs im Augenblick geben; er dürfe sich aber auf keine Forderung einlassen, die auf einen Widerruf der bisherigen Rüstungen und auf eine Minderung oder Zersetzung der Armee hinausliefen. In einer Audienz, 25. August, theilte nun Metternich dem Kaiser Napoleon dieses mit: da er seine Truppen aus einer Oesterreich bedrohenden Stellung zurückziehe, so thue Oesterreich dasselbe. Die Reserven seien seit Mai schon wieder zur Feldarbeit heimgekehrt, die Uebungen hörten mit der schönen Jahreszeit auf. Die fünf Regimenter, deren Aufstellung bei Krakau Napoleons Verdacht erregte, seien abberufen.

Metternich.

25. Aug. 1808.

Napoleons Antwort.

Napoleon gab zur Antwort: „Ich will jetzt nicht als Kaiser reden zu Ihnen als Gesandten, sondern wie ein Ehrenmann zu einem anderen. Wir sind jetzt unter uns, nicht vor einem großen Zuhörerkreis, wie am 15. August. Ich habe nie geglaubt, daß Kaiser Franz, der Graf Stadion oder der Erzherzog Karl den Krieg wollen. Ihr steht schlecht mit Rußland, und könntet nicht ohne dasselbe uns den Krieg erklären; aber ich fürchte, Ihr werdet, ohne es zu wollen, durch falsche Schritte zum Kriege fortgerissen werden; man muß sich nie in eine Lage versetzen, wo ein Funke Alles in Flammen versetzen kann. Sehen Sie, ein einziges scharfes Wort von Ihrer Seite, ein einziger falscher Schritt von Ihrer Seite hätte zum Kriege geführt. Ich rede offen mit Ihnen, Sie sehen, wie nahe der Krieg war. Ich verstehe zu regieren, ich bin Soldat, also Alles, was Sie mir sagen können, wird mich nie dahin bringen, all Ihre Rüstungen und die wirkliche Aufstellung Ihres Heeres anders zu betrachten, als sie sind. Nicht die Macht, welche Lager bildet, will den Krieg. Man kann ohne Lager sich auf einem einzigen Punkt zusammenziehen, man kann sich auf dem Marsche zur Schlacht vereinigen. Gesteht es nur zu, die Vorgänge in Spanien haben Euch Angst eingejagt; Ihr sahet Euren Thron schon umgestürzt, wie ich jenen umgestürzt habe; das ist nicht zum Staunen, man hat dasselbe ja in Paris gesagt. Aber welch ein Unterschied ist da! Wißt Ihr, warum ich eine Aenderung getroffen habe in Spanien? Weil ich in meinem Rücken Ruhe haben wollte, weil der

Spanien.

[1]) Metternich, l. . Bd. II, S. 208.

elende Friedensfürst seit seinem ruchlosen Aufruf im Beginn meines Feldzuges gegen Preußen die Armee um 50.000 Mann vermehrt hatte, statt die Capitalien in die Marine zu stecken, die ich benöthigte, um England zum Frieden zu zwingen, das jeden Tag schwieriger zu behandeln wird — eine Verstärkung des spanischen Landheeres konnte mir nichts nützen. Ich mag die Engländer deßhalb nicht tadeln, ich bin ihnen eben zu stark geworden. Dann war der Thron mit Bourbonen besetzt, und diese sind meine persönlichen Feinde. Warum glaubt Ihr denn an einen maßlosen Ehrgeiz bei mir? Sie sehen, es ist eine Rechnung der bloßen Klugheit, die mich den Zwist im königlichen Haus benützen ließ. Man hat gesagt, ich selbst hätte den Zwist angestiftet; das ist aber nicht wahr, sondern ich benöthige auf dem Thron Spaniens einen Fürsten, der mir keine Unruhe macht und nichts von mir fürchtet. Der Vortheil Spaniens und selbst Amerikas verlangt dies. — Was mich peinlich berührt hat, war, daß man in Wien die Rüstungen läugnete."

Metternich entgegnete: „Wie hätte man das läugnen sollen, was an allen Straßenecken angeschlagen war?" — „Stadion hat die Rüstungen in einer Besprechung mit Andréossy geläugnet" — erwiderte Napoleon. — „Er wird die feindselige Absicht geläugnet haben, da wir bloß zu unserer Vertheidigung rüsteten."

Napoleon über den Hof zu Wien.

Der Kaiser kam dann auf den Mangel an gutem Willen gegen ihn von Seite des Wiener Hofes zu sprechen: Nie frug der Kaiser Franz beim Grafen Andréossy nach seinem Befinden, während er bei jeder Versammlung der Gesandten sich nach dem Befinden des Kaisers und seiner Familie erkundigte. Von seinem Gesandten in Wien erfahre er dies allerdings auch, aber es sei wegen der Oeffentlichkeit, damit die Welt wisse, daß gute Beziehungen zwischen den Fürsten walten. Mit dem russischen Hof tausche er Geschenke aus, die nicht bereichern, aber die Bande der Freundschaft stärker machen. Er habe der Kaiserin ein Hochzeitsgeschenk machen wollen, aber sie spreche nie seinen Namen aus. Nie bekomme er von Wien aus ein Zeichen der Artigkeit; den bayrischen und wirtembergischen Gesandten behandle man dort besser als den französischen. Man sei linkisch in Wien, er habe doch so oft Gelegenheit zur Anbahnung besserer Verhältnisse gegeben; so habe er in Tilsit einen österreichischen General empfangen, den Alexander zurückgewiesen habe (Vincent). Bessere Beziehungen hätten auch auf Oesterreichs Finanzen gut gewirkt.

Allianz?

„Sire, wünschen Sie eine Allianz mit uns?" fragte jetzt Metternich entschieden, „so will ich alsbald gern über die Grundlagen verhandeln." — „Nein, es gehören dazu lange Vorbereitungen" erwiderte Napoleon; „die Verträge sind Nichts; was vorangeht, ist Alles." — „In Tilsit war das ganz anders!" — entgegnete Metternich; „auf die erbittertste Feindschaft folgte plötzlich der innigste Bund!" — Verblüfft antwortete Napoleon mit dem Lobe Alexanders, seines besten Freundes, den er als einen Fürsten betrachte, der weise, fest in seiner Regierung und treu den einmal aufgestellten Grundsätzen sei; nur ihm seien die innigen Beziehungen mit Rußland zuzuschreiben, denn in Petersburg sei eine mächtige Partei gegen Frankreich.[1])

Lob Alexanders.

Die Unterredung hatte fünf Viertelstunden gedauert, man meldete dem Kaiser, man warte mit dem Anfang des Schauspiels schon: „Das wird heute auf Ihre Schuld gerechnet; doch, schließen wir ab! Ich nehme an, daß Ihre

[1]) Metternich, l. c. Bd. II, S. 215—17.

Napoleon über seine Lage. Reserven 1. September wieder zu Haus sind, daß im Innern vollkommene Ruhe herrscht, daß man die Könige anerkennen wird; will der Hof dies nicht, so soll er es sogleich sagen; wenn aber nicht, so sei er wenigstens ein wenig freundlich gegen den französischen Gesandten in Wien. Alexander hat nicht gewartet mit der Anerkennung der Veränderung in Spanien, bis man sie von ihm verlangte, er ist meinen Wünschen zuvorgekommen. Von meiner Seite sagen Sie dem Kaiser, es sei Alles ausgeglichen, ich würde meine Truppen aus Preußen und dem Herzogthum Warschau zurückziehen bis hinter die Elbe; ich will keinen directen Einfluß weiter, als bis zum Rhein, einen indirecten nicht weiter, als bis zur Elbe, zum Inn und zum Isonzo. Die Sache ist ganz einfach, ich werde stärker wenn ich meine Macht concentrire. Preußen wird jetzt wieder der mächtigste Staat zweiten Ranges werden und Euer Freund, denn sein Vortheil zwingt es dazu; ich habe nichts dagegen einzuwenden. Rußland sucht in diesem Augenblick seinen Vortheil einzuheimsen, es macht Eroberungen in Schweden, es holt seinen Gewinn in der Türkei, es räumt die Herzogthümer nicht; ich aber räume Preußen. Ich brauche eine Aushebung, um mein Heer in Spanien zu verstärken, das einen harten Kampf zu bestehen hat; er wäre leicht gewesen, hättet Ihr eine andere Haltung eingenommen. Ich habe den Rheinbund unter die Waffen gerufen, um 50.000 bis 60.000 Mann zu ersetzen, die ich von meinem Heer in Deutschland wegnehme. Ein Punkt ist in Europa, auf den wir beide unser Auge richten müssen, Constantinopel; hättet Ihr Euch früher anders benommen, so würden wir uns verständigen; aber durch Euere Haltung sind die Dinge so geworden, wie sie jetzt sind, und ich werde mich mit Rußland verständigen müssen; aber ich habe auf dieser Seite nur ein entferntes Interesse, und habe von der Pforte wenig zu verlangen: eine Aenderung in kleinen Dingen kann für Euch vortheilhaft werden. Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß mich nicht Ehrgeiz zu den Angelegenheiten Spaniens trieb, sondern bloß die Frage der Bourbonen, die Unverträglichkeit ihrer Existenz mit der meinigen, was bei keinem anderen regierenden Hause in Europa derart der Fall ist; sagen Sie ihm auch, zwischen uns sei aller Streit zu Ende."

Stambul.

Wie verschieden sprach Napoleon nicht über die Lage je nach der Person, mit der er gerade verkehrte! Metternich traute, als vorsichtiger Mann, keinem seiner Worte, zog nur seine Schlüsse daraus, und zwar jetzt den Schluß: Napoleon ist durch die nöthige Eroberung Spaniens jetzt sehr in Anspruch genommen, und deßhalb will er gerade gegenwärtig Oesterreich nicht angreifen, das durch seine Rüstung, seine feste Haltung ohne Furcht und Tadel in dem Ansehen dasteht, welcher einer Macht ersten Ranges geziemt; ein Jahr hindurch haben wir noch Frieden und können die Rüstungen geräuschlos fortsetzen.

Schluß Metternichs.

Talleyrand. Talleyrand drückte Metternich vertraulich den Wunsch aus, Kaiser Franz solle ganz unerwartet in Erfurt erscheinen und damit alle Entwürfe gegen Oesterreich lähmen. Das Selbstgefühl des ehemaligen römisch-deutschen Kaisers sträubte sich jedoch gegen ein solches Vorgehen, denn er war so wenig eingeladen, als der König von Preußen. Tolstoy wurde jedoch von Napoleon zur Mitreise eingeladen, darum wünschte Metternich eine Einladung, denn Fragen würden in Erfurt behandelt, welche Oesterreich sehr nahe berührten. Champagny antwortete ihm jedoch, Tolstoy wurde nur eingeladen, weil Caulaincourt von Alexander eingeladen sei, übrigens habe die Zusammenkunft einen rein freundschaftlichen Charakter.[1]) Metternich wünschte die französischen Unterhändler zu überwachen

[1]) Metternich, l. c. Bd. II, S. 222—224.

und auf die russischen Einfluß zu üben — seinen Scharfsinn fürchtete Napoleon und darum wurde der Wunsch nicht berücksichtigt.

Richtige Vermuthung.

Da er selbst nicht in Erfurt wirken konnte, so sendete **Metternich** seine Rathschläge nach Wien: „**Napoleon** weiß, was er in Erfurt will, und wird Alles erlangen, was er will; (**Alexander** sieht nicht klar und wird mehr zugestehen müssen, als er will). Vom **Senat** verlangte er eine Aushebung von 80.000 Mann, genommen aus den Reserven der letzten Jahre. Der Senat beschließt allerdings, daß der Krieg gegen Spanien gerecht ist und auf einer gesunden Politik beruht, aber die Völker lassen sich nicht mehr mit Phrasen täuschen; Napoleon aber ist in großer Verlegenheit, sein Ansehen hat durch das verwegene Spiel in Spanien sehr gelitten, nicht minder das Ansehen seiner Generale. Durch den Congreß will er sich nur beruhigen vor einem Angriff Rußlands und Oesterreichs, während er in Spanien seine Scharte auswetzt. In Erfurt wird er heimtückische Eröffnungen und kühne Pläne ausspielen, um sichere Versprechungen dafür zu bekommen; er wird die Eigenliebe Alexanders und die Anmaßung seines Ministers hätscheln und durch das Versprechen der Theilung der Türkei es dahin bringen, uns im Schach zu halten, bis er mit Spanien fertig ist; auch wird er ihm Finnland garantiren. Talleyrand wird das Mögliche thun, um eine Unterhandlung mit England einzuleiten.

Was ist zu thun?

„Was haben wir in dieser Lage zu thun?“ fragt **Metternich**: — „alle kriegerischen Hilfsmittel zu **sammeln** und zu **ordnen**, geräuschlos zu rüsten. Nur in unserer Stärke beruht unser Heil. Eine Großmacht ersten Ranges hält sich nur durch ihr Schwergewicht. Wenn Frankreich und Rußland jetzt vereint auf uns losstürzen, werden wir erdrückt; das erste denkt aber jetzt nicht daran, das zweite noch weniger. Nach der Idee Talleyrands sollte unser Kaiser **Franz** in Erfurt erscheinen und sagen: „Ich lege 400.000 Soldaten und mein ganzes Volk in Waffen in die Wagschale der Gerechtigkeit; ich erkläre, mit den Waffen in der Hand zu fallen, wenn man versuchen will, mich zu erdrücken; ich erkläre, es darf nur Frieden werden mit meiner Zustimmung; ich will nur den Frieden, aber einen Zustand der Dinge im Frieden, welcher der Würde meiner Krone angemessen ist.“ Dies Wort würde die Stärke Napoleons und die Schwäche Alexanders sehr in Verlegenheit bringen.“

Rath Talleyrands.

Talleyrand bat noch, wenn Oesterreich einen Gesandten nach Erfurt sende, möge dieser sich an ihn wenden; er betrachte das Interesse Oesterreichs als sein eigenes. So sei seine Ansicht in der Wichtigkeit der gegenwärtigen Lage.

Entwurf eines Vertrags.

Ueber Napoleons weitere Vorbereitungen sind kürzlich gute Bemerkungen in Talleyrands „Memoiren“ erschienen, er erzählt: „Napoleon ließ mich rufen und empfing mich mit großer Güte, was auf mich einen sehr versöhnenden Eindruck machte. Er übergab mir die gesammte Correspondenz Caulaincourts und dessen Berichte, die mir alle vortrefflich schienen; dann sagte er mir, daß ich die Verhandlungen leiten und die einzelnen Artikel in Berathung mit ihm redigieren solle; Champagny könne dann ja später seinen Namen darunter setzen.

„Wenige Stunden genügten mir zur genauen Durchsicht der verschiedenen Actenstücke, so daß ich bald vollständig au fait war, und mir fest vornahm, soviel an mir lag, bei dieser eigenthümlichen Zusammenkunft alles aufzubieten, um

den Absichten allzuweitgehender neuer Unternehmungen die nöthigen Grenzen zu ziehen. — Napoleon wollte in Erfurt mit großem Glanz auftreten und sprach, wie er dies oft that, wenn ihn irgend eine Idee vorwiegend beschäftigte, mit seinem Vertrauten von nichts anderem. Ich war noch immer Großkammerherr, und er ließ mich alle Augenblicke rufen, ebenso den Palastmarschall Duroc und den Grafen Rémusat, den Generalintendanten der kaiserlichen Theater: „Meine Herren," wiederholte er uns beständig, „meine Reise muß sehr schön werden." Dann lud er uns alle Drei zum Frühstück und erkundigte sich bei mir nach den einzelnen Kammerherren. Ich nannte ihm verschiedene. — „Das sind alles keine großen Namen," sagte er, „und die habe ich gerade nöthig. Nur die wirklich vornehmen Leute verstehen sich auf die Repräsentation bei Hofe. Der hohe französische Adel, das muß man ihm lassen, versteht sich prächtig darauf." — „Sire," erwiderte ich, „Sie haben den Grafen Montesquiou!" — „Der ist mir recht." — „Sie haben ferner den Fürsten Sapieha." — „Der paßt mir auch." — „Meinen Sie nicht, Sire, daß diese zwei Herren genügten? Die Reise soll ja nur kurz sein, und beide würden Eure Majestät immer begleiten." — „Gut, das wäre abgemacht. — Rémusat! Ich muß in Erfurt jeden Abend Theater haben. Lassen Sie Dazincourt holen, der ist ja wohl Director der Comédie française?" — „Zu Befehl, Sire!" — Man schickte nach Dazincourt, der aber nicht zu finden war. Die Besprechung über das Theater wurde also auf den nächsten Tag verschoben. — „Ich will Deutschland durch Pracht und Glanz in Erstaunen setzen," begann der Kaiser von neuem. — „Sire!" sagte darauf Duroc, „wenn ich die Absichten Eurer Majestät richtig verstehe, so sollen doch gewiß hohe Personen nach Erfurt geladen werden, und die Zeit der Abreise steht bevor?" — „Sie haben Recht, und dabei fällt mir ein, daß ein Adjutant Eugens gerade hier ist, der heute abreisen wird, der könnte ja Eugen veranlassen, daß dieser seinen Schwiegervater, den König von Bayern, überredet, nach Erfurt zu gehen, und wenn ein König hingeht, kommen sie alle hinterher; — doch nein, Eugen taugt nicht dazu, der ist nicht fein genug, dem König das auf geschickte Manier beizubringen; auf so Etwas versteht er sich nicht. Das versteht Talleyrand besser! — Talleyrand", fügte er lächelnd hinzu, „nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er von mir spricht, und bringt dann dem König so nebenher bei, daß er mir vielleicht durch sein Erscheinen Freude machen würde; auf diese Weise habe ich selbst gar nichts damit zu thun und kann später sagen, wenn es mir besser paßt, daß mir sein Besuch ganz egal gewesen ist."

Napoleon will imponiren, durch alte Namen, durch das Theater, durch seine Vasallen.

„Am nächsten Tag waren wir wieder zum Frühstück beim Kaiser und dieses Mal war auch Dazincourt erschienen. „Dazincourt," sagte Napoleon, „Sie wissen, daß ich nach Erfurt gehe." — „Zu Befehl, Sire!" — „Und die Comédie française soll mitgehen!" — „Wird man Lustspiele oder Trauerspiele geben, Sire?" — „Trauerspiele, natürlich; unsere Lustspiele würden in Deutschland gar keinen Erfolg haben; auf der anderen Seite des Rheins versteht kein Mensch etwas von unseren Lustspielen." — „Majestät wünschen doch gewiß sehr schöne Vorstellungen?" — „Natürlich, die besten Stücke!" — „Sire, da wäre vielleicht Athalie . . ." — Der Kaiser unterbrach ihn hastig: „Athalie, was fällt Ihnen ein! Sie sind wohl nicht recht? . . . Meinen Sie, daß ich nach Erfurt gehen will, damit die Deutschen sich den Joas in den Kopf setzen? Schon wieder Einer, der mich nicht versteht! „Athalie!" Gott, wie dumm! Mein lieber Dazincourt, machen Sie, daß Sie fortkommen; sagen Sie Ihren besten tragischen Schauspielern, daß sie sich bereit halten, nach Erfurt zu gehen. Den Tag der

Wahl der Stücke.

Abreise werde ich noch bestimmen, und auch die Stücke, die gegeben werden sollen. Schrecklich, daß es so viele dumme Menschen gibt. Aber es ist meine eigene Schuld, was habe ich nöthig, sie um Rath zu fragen? Keinen Menschen soll ich befragen. Ja, wenn er mir noch „Cinna" angetragen hätte! Cinna, da handelt es sich um große politische Interessen, und dann die Gnadenscene mit Augustus, das wirkt! Ich habe früher den ganzen „Cinna" auswendig gewußt, aber ich kann nur nicht gut declamiren. Rémusat, wie heißt es doch im fünften Act:

Warum „Cinna?"

„Die Staatsverbrechen, die der Krone gelten,
Verzeiht der Himmel, wenn sie uns gelingen."

„„Und wie geht es dann weiter? Holen Sie doch einmal den Corneille!" — „Es ist nicht nöthig, Sire," entgegnete Rémusat, „ich weiß die Verse auswendig; sie lauten so:

„Und auf dem hohen Platz, den er uns gab,
Wird, was geschah, gerecht, was kommen wird,
Erlaubt; der, dem's gelingt, ist schuldlos stets,
Und unantastbar bleibt das, was er that." —

„„Vortrefflich," rief der Kaiser, „so Etwas ist für die Deutschen, die mir noch immer den Tod des Herzogs von Enghien vorwerfen; eine kleinliche Moral! Man muß den Deutschen höhere Begriffe von Moral beibringen! Für Alexander I. paßt das freilich nicht; die Russen verstehen so Etwas überhaupt nicht. Aber für die Deutschen mit ihren transcendentalen Ideen, ist das so was Rechtes. Also „Cinna" wird aufgeführt, und zwar gleich am ersten Abend. Rémusat, suchen Sie noch andere Stücke aus, aber theilen Sie mir dieselben vorher mit, bevor Sie darüber beschließen!" — „Sire," entgegnete Rémusat, „Eure Majestät wollen doch einige Schauspieler in Paris lassen?" — „Natürlich, aber nur die mittelmäßigen; die guten nehmen Sie alle mit, wenn wir auch zu viel haben, das macht nichts."

Höhere Moral!

„Der kaiserliche Befehl wurde sofort ausgeführt. Man wählte unter den Künstlern Talma, Lafont, Desprès und Andere, und unter den Künstlerinnen die Damen Baucourt, Madame Talma, Duchesnois, Rosa Dupuis und Gros. Jedes Mitglied erhielt 1000 Louisdors Reisegeld und 1000 Louisdors für das Spiel in Erfurt."

Indeß arbeitete Talleyrand am Vertrag, der den Verhandlungen in Erfurt zu Grunde liegen sollte. „Nicht wahr, ich habe gut mit Alexander manövrirt?" fragte Napoleon, „und ich habe vom Tilsiter Vertrag nicht mehr ausgeführt, als für meine Zwecke dienlich war?" Ich sah es ihm an, daß er sich innerlich recht darüber freute. — „Jetzt gehen wir nach Erfurt, und wenn ich wieder hier bin, so will ich ganz freie Hand in Spanien haben; ferner will ich sicher sein, daß Oesterreich so isolirt ist, daß es Nichts gegen mich unternehmen kann, und was Rußland mit der Levante betrifft, so lasse ich mich auf nichts Bestimmtes dabei ein. Verfassen Sie also meinen Vertrag in diesem Sinn, der den Czaren zufriedenstellen, aber im übrigen scharf gegen England gerichtet sein soll. Ich will Ihnen dabei helfeu und wir werden ihnen dabei schon imponiren." — Der Vertragsentwurf, den Talleyrand mit Napoleon in Paris entworfen hat, lautet:

Formel des Vertrags.

Freude über Täuschung.

„I. Artikel: Seine Majestät der Kaiser Napoleon und Seine Majestät der Kaiser Alexander I. erneuern zunächst das in Tilsit geschlossene Bündniß und verpflichten sich, mit dem genannten gemeinsamen Feinde keinerlei Separatfrieden zu schließen und auch in gar keine Unterhandlungen mit demselben zu treten, als

Enger Bund. zusammen und nach gegenseitiger Verständigung. — II. Fest entschlossen, sowohl im Kriege wie im Frieden unzertrennlich vereinigt zu bleiben, werden die hohen contrahirenden Parteien Bevollmächtigte ernennen zur Friedensunterhandlung mit England, und diese Bevollmächtigten in diejenige Stadt des Continentes senden, die England bestimmen wird. — III. Während dieser Unterhandlungen werden die Bevollmächtigten immer die gleichen Ansichten und Meinungen vertreten und keinem von ihnen allein ist es gestattet, irgend einen Vorschlag oder Wunsch des englischen Bevollmächtigten weder anzuhören noch zu berathen, ohne vorherige Verständigung. — IV. Die hohen contrahirenden Parteien verpflichten sich, keine Mittheilungen und keine Vorschläge von Seiten des Feindes entgegenzunehmen, ohne dieselben nicht sofort ihrem Bevollmächtigten zugehen zu lassen. — V. Als Grundlage der Verhandlungen mit England gilt das uti possidetis, Spanien mit einbegriffen, und ferner die Bedingung sine qua non, daß England die Vereinigung der Moldau, der Walachei und Finnlands mit Rußland, und den Bruder des Kaisers Napoleon, Joseph Napoleon Bonaparte, als König von Spanien und Spanisch-Indien anerkenne. — VI. Da in der Türkei neuerdings wieder mehrfache Revolutionen und sonstige politische Umwälzungen stattgefunden haben, die es unmöglich machen, den Bewohnern der Moldau und Walachei die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu verbürgen, und da Seine Majestät der Kaiser Alexander I. durch Privatverträge mit ihnen außerordentlich große Summen zum Schutze jener Provinzen aufgewendet hat, so ist allerhöchst derselbe nicht gewillt, ihren Besitz aufzugeben, umsomehr, als sie eine natürliche und nothwendige Grenze seines eigenen Reiches bilden. Seine Majestät der Kaiser Napoleon wird sich der Vereinigung der genannten Provinzen mit Rußland nicht widersetzen und sich auch der früher in Tilsit angebotenen Vermittlung enthalten. — VII. Nichtsdestoweniger wird Seine Majestät der Kaiser Alexander sich zur Zeit darauf beschränken, die genannten Provinzen wie bisher besetzt zu halten und dort Alles in dem augenblicklichen Zustande zu belassen, und erklärt sich auch zu einer Unterhandlung bereit, sei es in Constantinopel oder auf einer Donauinsel, um durch Vermittlung Frankreichs die gutwillige Abtretung der Provinzen zu erlangen. Aber diese Zusammenkunft darf erst dann stattfinden, wenn die Verhandlungen mit England zu irgend einem Abschluß gekommen sind, um nicht neue Discussionen hervorzurufen, die dem angestrebten Frieden schaden könnten. — VIII. Seine Majestät der Kaiser Napoleon und Seine Majestät der Kaiser Alexander werden gemeinschaftlich versuchen, die ottomanische Pforte zu einer freundschaftlichen Abtretung der genannten Provinzen zu bewegen. Beide Cabinete werden auch hier immer in völligem Einverständniß handeln. — IX. Sollten im Falle einer Weigerung der Pforte neue Feindseligkeiten ausbrechen, so wird Seine Majestät der Kaiser Napoleon an denselben nicht theilnehmen, sondern das russische Cabinet nur mit seinem guten Rath unterstützen. Würde aber Oesterreich oder irgend ein anderes Cabinet mit der Pforte in diesem Kriege gemeinsame Sache machen, so wird Frankreich sich sofort auf die Seite Rußlands stellen und zwar in Folge der Allianz, welche die beiden Kaiserreiche vereinigt. — X. Die hohen contrahirenden Parteien verpflichten sich übrigens, die volle Integrität der anderen türkischen Besitzungen aufrecht zu erhalten und Nichts zu unternehmen, noch unternehmen zu lassen, was dieser Verpflichtung zuwider ist. — XI. In den Verhandlungen mit England wird der Kaiser Napoleon in allem, was die Donaufürstenthümer betrifft, mit dem Kaiser Alexander gemeinsame Sache machen, gleichviel, ob die Pforte

Antrag an England.

Moldau und Walachei.

aber später!

Oesterreich rührt sich nicht!

dieselben an Rußland abgetreten hat oder nicht. — XII. Als Gegenleistung dafür wird der Kaiser Alexander auf die von ihm durch den fünften Artikel des geheimen Vertrags von Tilsit eingegangenen Verpflichtungen verzichten, so daß dieser Artikel hierdurch als gegenstandslos erklärt wird." [1])

„Als ich zu Ende gelesen hatte nahm der Kaiser die Papiere an sich und sagte: „Es ist gut so, lassen Sie mir den Entwurf hier, ich werde noch Verschiedenes hinzufügen; speciell im XI. Artikel, wo von Oesterreich die Rede ist, daß wir nämlich gleich einschreiten, wenn es mit der Pforte gemeinsame Sache gegen Rußland machen sollte. Das ist nicht deutlich genug ausgedrückt, und ich begreife nicht, wie Sie das übersehen konnten. Talleyrand, Sie sind und bleiben doch ewig ein Oesterreicher!" — „Nur ein klein wenig, Sire; richtiger wäre es wohl zu sagen, daß ich niemals ein Russe werde, sondern immer ein Franzose bleibe." — „Meinetwegen, aber jetzt denken Sie gefälligst an Ihre Abreise! Sie müssen ein oder zwei Tage vor mir in Erfurt eintreffen, und dann gleich den Kaiser Alexander aufsuchen, mit dem Sie überhaupt während des ganzen Aufenthaltes in Erfurt viel zusammensein werden. Sie kennen ihn gut und wissen ihn gut zu behandeln. Reden Sie viel von unserer Allianz und, daß man darin einen Fingerzeig der Vorsehung erblicken müsse zum Heil der Menschheit. Machen Sie ihm begreiflich, daß wir beide, Alexander und ich, vom Geschick augenscheinlich dazu bestimmt sind, die Ordnung in der Welt wiederherzustellen, daß wir beide noch jung seien und uns deßhalb nicht zu beeilen brauchten. Das ist ein Punkt, auf den Sie immer wieder zurückkommen müssen, denn Rumanzow ist in der türkischen Frage viel zu wild und hastig. Sprechen Sie auch mit dem Kaiser von der öffentlichen Meinung, die man in dem Sinne bearbeiten muß, daß unser Bündniß ihr keine Besorgniß, sondern große Beruhigung einflöße. Und dann auch von der allgemeinen Wohlfahrt des Continents, von den Segnungen des Friedens, und sagen Sie auch ein Wort von den sieben Millionen Griechen, die von Uns ihre Befreiung erwarten ... Das sind philanthropische Ideen, die er gern hört, und Sie wissen, ich bin ja auch für die Philanthropie, aber erst später! — Talleyrand, ich gebe Ihnen carte blanche, machen Sie Ihre Sache gut! Adieu!""

Wie der Czar zu behandeln sei.

Talleyrand packte seine Papiere zusammen und warf sich am gleichen Tag in den Reisewagen; fahren wir mit ihm nach

Erfurt!

Alexander I. nach Erfurt.

Alexander I. verließ Petersburg 14. September, seine Mutter vergoß Thränen aus Sorge für ihn; man sagte ihr ja, Erfurt sei für die Romanows, was Bayonne für die Bourbonen, der Czar werde nicht mehr zurückkehren, so viele Fallstricke würden ihm dort gelegt. Zum Großmarschall Tolstoy sagte die Czarin-Wittwe: „Ich mache Sie verantwortlich für diese Reise vor dem Kaiser und dem Vaterland."

Der Czar hingegen war frohen Muthes, er bestieg eine einfache Kalesche und blitzschnell ging es voran, ohne die kaiserlichen Haus- oder die Küchenwagen, er sollte ja der Gast Napoleons sein: er fand die französische Küche und Weine vortrefflich. Caulaincourt hatte er höflich eingeladen mitzureisen. Rumanzow war als Minister nothwendig. Des Czaren Liebling, der geistreiche Speransky,

Speransky.

[1]) Nämlich die Interessen Preußens zu wahren und auf die Erfüllung der von Napoleon im Tilsiter Vertrag verheißenen Garantien zu bestehen.

durfte auch die Reise mitmachen — er war zwar nur der Sohn eines Popen in Wolhynien, geboren 1773, aber sein Geist, sein Wissen hatten ihn gehoben zum Professor in Petersburg. Er schwärmte wie Alexander für Hebung des russischen Volkes durch Bildung, für Aufhebung der Leibeigenschaft; 1801 war er schon Staatssecretär; jetzt sollte er in die Schule Napoleons kommen und vom großen Meister lernen, wie Staaten regiert werden.

Constantin. Hinter dem Czaren kam der Wagen des Großfürsten Constantin mit einigen Generaladjutanten, und darunter Fürst Galizyn. Constantin freute sich, Napoleon und seine Krieger wieder zu sehen und von ihnen zu lernen.

Königsberg. Der erste Halt wurde in Königsberg gemacht. Der Empfang war so feierlich, als er sein konnte. Der Czar war liebenswürdig wie immer, die Nothlage der königlichen Familie ergriff ihn: er hörte Manches, was ihn herunterstimmen und sorglich machen konnte. Steins verhängnißvoller Brief kam hier in seine Hand — er rieth zur Ruhe, er versprach ernstliche Verwendung bei Napoleon, man hielt ihn jedoch nicht für starkmüthig genug.

Lannes. An der Weichsel begrüßte ihn Marschall Lannes im Namen des Kaisers, und von Stadt zu Stadt traf der Czar französische Regimenter mit ruhmvollem Namen und Führern in glänzender Ausrüstung. Er wurde ehrerbietig begrüßt und gab in jedem Orte schöne Antworten. Weiter gings „mit der Eile eines Couriers“. Berlin wurde nicht berührt, in Leipzig nur umgespannt, nur in Weimar bei der Schwester abgestiegen, „um hier Toilette zu machen“ und dann Napoleon entgegenzukommen in Erfurt.

Erfurt. Erfurt, eine alte Stadt, war schon ein bedeutender Ort in den Tagen des heiligen Bonifacius, der hier ein Bisthum gründete, das von Mainz aus verwaltet wurde. 1312 bekam es eine Universität, die es aber nie über sechshundert Studenten brachte. Dagegen wurde die Stadt reich durch Handel, sie gehörte zum großen Bunde der Hansa, zählte 60.000 Einwohner und 40 Kirchen. Durch die Pest 1448 und durch die Reformation kam sie herunter. 1648 erlangte der Kurfürst von Mainz die Anerkennung seiner vollkommenen Hoheit über die Stadt. Manches geschah für die Universität, die wieder zu blühen begann. 1803 kam Erfurt an Preußen, nach Jena-Auerstädt aber in französischen Besitz. Es war noch nicht bekannt, ob sie an Westfalen komme oder an Sachsen, oder an den Fürsten-Primas, der seiner Zeit als Statthalter dort beliebt war. Die Bürger sahen nicht ohne Bangen der Entscheidung entgegen. Erfurt hatte das Aussehen einer alten deutschen Stadt, die Straßen waren winkelig, ohne Beleuchtung, die Häuser hatten hohe Giebel und waren oft bemalt — jetzt sollte es der Sitz einer welthistorischen Entscheidung, einer Fürstenversammlung werden, wie seit Kaiser Barbarossa und Karl V. keine zahlreicher gewesen war. „Das Fest in Erfurt muß glänzend werden“, sagte Napoleon seiner Umgebung; „meine Reise muß sehr schön werden.“ Schnell kamen aus Paris Schaaren von Tapezierern, von Malern, von Künstlern. Die Statthalterei ward zum kaiserlichen Palast umgestaltet, die Wände wurden mit blauem Sammet überzogen, in welchen goldene Bienen gestickt waren, oder mit den kunstreichsten Gobelins; die Säle wurden mit Marmorstatuen, mit Gemälden geziert; ähnlich wurden die Häuser verschönert, in denen die Gäste des Kaisers wohnen sollten. Ganz Erfurt kam in Bewegung, es war kein Haus, das nicht eine hohe oder höchste Person beherbergen sollte. Dann kamen die schönsten Truppen, zunächst ein Bataillon Kaisergarde, Oudinot wurde zum Stadtcommandanten ernannt; es kamen zu den Revuen Soldaten zu Fuß und zu Roß durch die Stadt, die in die nächsten

(Marginalia: Verschönerung. — Truppen.)

Dörfer verlegt wurden. Dann kam aber auch eine ganze Abtheilung der französischen Geheimpolizei, um das Leben des Kaisers zu sichern und die Unzufriedenen im Zaum zu halten und die öffentliche Stimmung zu belauschen; sie wußten sich in jedem der 26 Gasthäuser, in jedem Kaffeeschank einzubürgern. Ihre Aufgabe wurde mit jedem Tage schwieriger, denn es kam mit jedem eine Menge von Schaulustigen aus der Umgegend, wie aus der Ferne.

Geheimpolizei.

Weil Napoleon mit allem Glanze auftreten wollte, kamen auch berühmte Heerführer, Staatsmänner und Minister; unter den Marschällen: Soult, Davoust, Lannes, Mortier, Oudinot, Berthier; unter den Generalen: Suchet, Boyen, Nansouty, Claparède, Saint-Laurent, Savary, Lauriston; unter den Cabinetssecretären: Fain und Meneval; unter den Ministern: Champagny und Maret; Daru, als Generalintendant des kaiserlichen Hauses, und der Palastmarschall Duroc; Canonville, als Quartiermacher. Talleyrand traf schon am 24. September ein. Caulaincourt hatte letzterem eine Wohnung schon bestellt dicht neben der Wohnung, welche für den Kaiser Alexander bestimmt war. Talleyrand macht dabei eine für uns wichtige Bemerkung: „Schon eine Stunde nach meiner Ankunft kam Caulaincourt zu mir und wir blieben den ganzen Tag zusammen, was für mich sehr ersprießlich war. Wir sprachen viel von Petersburg und natürlich von den beiden Kaisern, die man in Erfurt erwartete. Wir hatten uns leicht verständigt und waren über alle Punkte einer und derselben Meinung.“ [1])

Talleyrand und Caulaincourt.

Dann kamen die Rheinbundfürsten, fast alle, nur der Großherzog Karl Friedrich von Baden entschuldigte sich wegen seines hohen Alters, welches ihm das Reisen erschwere: er drückte jedoch in einem Schreiben seine Verehrung für Napoleon und seine feurigen Wünsche für die Erhaltung seines Lebens und seines Ruhmes aus. An seiner Stelle kam jedoch der Erbgroßherzog Karl mit der reizenden Stephanie, der Adoptivtochter Napoleons. — Wirtemberg, Bayern, Sachsen waren Könige von Napoleons Gnaden, und wünschten dem Manne, der ihr Schicksal in der Hand hatte, ihre Anhänglichkeit zu bezeigen, wollten aber auch den beiden Kaisern durch ihre Gegenwart nicht zur Last sein; sie fragten darum an, ob sie kommen dürften. So war damals der Stand der Dinge; Napoleon war ja der Kaiser des Abendlandes. Die ersten, welche eine Einladung erhielten, waren Wirtemberg und Sachsen. Der König von Bayern war in peinlicher Spannung; er schrieb an den französischen Gesandten in München: „Bin ich allein ausgeschlossen? Ich weiß, daß der Kaiser Freundschaft für mich hegt; ich wage selbst darauf zu rechnen, daß er mich unter seine treuesten Anhänger zählt. Das wird aber nicht hindern, daß, wenn er mich nicht auf einen Tag zu sich beruft, er dadurch nothwendig mein politisches Ansehen schädigt und meinem Herzen sehr wehe thun wird. Wenn Sie glauben, daß diese Erwägungen Seiner Majestät nicht mißfallen, so ermächtige ich Sie, Herr Otto, ihm dieselben mitzutheilen.“ Als die Einladung eintraf, wußte Maximilian Joseph seine Freude kaum zu beherrschen. Und doch war Bayern der mächtigste Staat des Rheinbundes, aber Napoleon war trotz des spanischen Aufstandes doch noch so mächtig, daß das Wohl und Weh ihrer Unterthanen von ihm abhing. So konnte er in Erfurt gleichsam eine Heerschau über die Fürsten Deutschlands abhalten. Jeder beeilte sich, selber zu kommen, und wenn er es nicht konnte, den Thronfolger zu senden. Jeder hatte einen Wunsch, ein Anliegen: der eine wollte eine Stadt, der andere einen höheren Titel; der Herzog von Oldenburg wünschte

Die Rheinbündler.

Die Könige.

Max Joseph I.

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 309.

Viele Wünsche. ein Stück Land auf Kosten Hollands, der Herzog von Weimar bekäme gern die Stadt Erfurt selber, der Herzog von Coburg wünschte Bayreuth und Kulmbach zu bekommen und ein Stück Gebiet zur Verbindung der neuen Erwerbung mit seinem bisherigen Land. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin wünschte den Titel eines Großherzogs, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz wünschte in Allem Gleichstellung mit Schwerin. Der Fürst von Thurn und Taxis wünschte Entschädigung für die Verluste, die er erlitt durch die neue Einrichtung der Posten. Der Herzog Alexander von Wirtemberg wünschte eine Abtei zur Erhöhung seiner Apanage. Ihren Kaiser haben diese Fürsten früher im Stich gelassen und sich dem Korsen zugewandt. Nie drückte die Macht des Kaisers so schwer auf ihre Schultern, als jetzt die Macht dieses Soldaten. Die Kaiser von Frankreich und von Rußland kamen jetzt nach Erfurt, um über Deutschland und Europa zu entscheiden, die deutschen Fürsten mußten ihnen huldigen — und zur Schande Deutschlands, zwei Fremden; bei Champagny, dem Minister des Aeußeren, mußten sie um Vorlassung zum Korsen bitten und anmelden, was sie zu erreichen hofften. Das war Alles Folge davon, daß sie von ihrem rechtmäßigen Kaiser abgefallen waren!

Jeder von diesen Fürsten hatte seine Hofmarschälle, seine Minister, seine Diener in Hoftracht bei sich. Je kleiner die Macht, desto größer die Epauletten. Welch Gewimmel von Uniformen, welcher Wirrwarr von Titeln! Die Herzoge, die Napoleon geschaffen, hatten übrigens den Vortritt vor den Herzogen aus den regierenden Häusern. Außer den Königen des Rheinbundes waren anwesend: vierunddreißig Fürsten und Prinzen, vierundzwanzig Staatsminister und mehr als dreißig Generale.

So war denn in Erfurt ein Gewimmel von Fürsten, von Excellenzen, von Hoheiten, eine bunte Mannigfaltigkeit von Uniformen, von Fremden, welche die Neugierde, die Freude am Glänzenden, an der Macht, der Wunsch, den merkwürdigen Eroberer zu sehen, angelockt hatte.

Talleyrand bemerkt schon über den Einzug Napoleons: „Eine unermeßliche Menschenmenge füllte die Straßen und auf dem Platze vor dem Palais, wo der Kaiser absteigen sollte, standen Tausende Kopf an Kopf. Jeder wollte den Mann sehen und so genau wie möglich sehen, der Kronen und Throne vertheilte und der die Geschicke Europas, Freude und Hoffnung, Noth und Elend in seiner allmächtigen Hand hielt. Drei Menschen sind auf der Erde wohl am höchsten gefeiert worden: Augustus, Ludwig XIV. und Napoleon. Jeder verschieden gefeiert, nach Zeit und Umständen, aber im Grunde doch immer auf ein und dieselbe Weise. Meine Stellung als Großmeister, und damals noch als Vertrauter des Kaisers, ließ mich Alles in nächster Nähe betrachten. Die Huldigungen, die man ihm darbrachte, sowohl die aufrichtigen als die gezwungenen und die erheuchelten, gingen — ich finde kein anderes Wort dafür — ins Ungeheuerliche. Schmeichelei, die an Vergötterung, niedere Gesinnung, die an Ekel grenzte, schienen sich gegenseitig überbieten zu wollen. In Erfurt habe ich gesehen, daß nicht allein die blöde Menge dem Gewaltigen schmeichelte, sondern daß auch die Fürsten, die noch auf ihren Thronen saßen, aber in steter Gefahr schwebten, durch ihren sogenannten Protector gestürzt zu werden, aus Angst sich zu der elendesten Schmeichelei und Augendienerei erniedrigten; sie küßten die Hand, die sie heute oder morgen vernichten konnte. — Bei mächtigen Monarchen gibt ihr glänzender Hof ein wahres und richtiges Bild ihrer eigenen Größe, aber bei den kleinen Fürsten dient der Hof nur, um ihre eigene Unbedeutendheit zu verbergen.

Gefeierte Herrscher, verschmeichelt.

Da bläht sich Alles auf und macht sich wichtig und breit; Etikette, Rangordnung und äußerer Schein sind dort Alles, und da ist auch die Schmeichelei an ihrem Platze, und um so willkommener, je kleiner der Herrscher ist. Er findet das ganz in der Ordnung. Tritt dann auf einmal in seinen Staat und in sein kleines Schloß ein Gewaltiger, ein Sieger hinein, so wird er dem gegenüber das, was bisher seine Unterthanen ihm gegenüber waren: ein demüthiger Höfling. An den großen Höfen bückt man sich, an den kleinen wirft man sich auf den Boden — und der Fürst mit, wenn er machtlos geworden ist. Ich habe damals in Erfurt nicht einen Mann gesehen, der es gewagt hätte, furchtlos und frei die Hand auf die Mähne des Löwen zu legen." —

Angst vor der Macht.

Napoleon hatte 22. September Saint-Cloud verlassen, war, so schnell ihn die Rosse zogen, über Metz, Mainz und Frankfurt, wo er die ersten Huldigungen der Deutschen empfing, nach Erfurt geeilt. Am Morgen des 24. September kam er, wie ein einfacher Reisender, nur von Berthier begleitet, in Erfurt an. Man hatte ihm Triumphbögen errichtet, er befohlen, sie abzutragen: er wollte keine Ehre für sich allein, alle Ehren sollten beiden Kaisern gemein sein. Er stieg in der Statthalterei ab, schrieb an Cambacérès, besuchte den König von Sachsen, stieg dann zu Pferd und ritt, mit glänzendem Gefolge, dem Kaiser Alexander entgegen, der von Weimar herkam. Als er den Wagen Alexanders erblickte, stieg Napoleon vom Pferd und ging dem Czaren entgegen, der aus dem Wagen gesprungen war. Die Kaiser umhalsten sich wie Freunde nach langer Trennung, gingen einige Zeit Arm in Arm in lebhaftem Gespräch voran, dann ward ein Pferd gebracht, gesattelt wie Alexanders Pferd in Petersburg; beide Kaiser stiegen zu Pferd, die Generale folgten, und ritten in lebhaftem Gespräche zur Stadt. Von den Höhen donnerten die Kanonen, von den 40 Kirchthürmen das Geläute der Glocken, die „große Susanna" von der Domkirche her vor allen vernehmbar, die Truppen bildeten Spalier, der Ruf ertönte: „Es leben die Kaiser!" Der Czar, in der grünen Uniform eines russischen Generals, hatte die rechte Seite und gefiel ob seiner Schönheit, im Gegentheil fesselte Napoleon, in der einfachen Tracht der Gardejäger, durch den Ruhm seiner Siege. Unter ihrem Gefolge erregten Lannes, Berthier, Caulaincourt, Champagny, Rumanzow besondere Aufmerksamkeit. Napoleon begleitete den Czaren in seine Wohnung und sah selber nach, ob Alles nach Wunsch eingerichtet sei. Talleyrand erzählt: „Ich erwartete ihn indessen in seinem Palast, er machte ein sehr vergnügtes Gesicht und sagte nur: „Alles geht gut, nur müssen wir Nichts übereilen. Wir waren beide so erfreut uns wiederzusehen, daß wir an Nichts anderes dachten." Nach einer halben Stunde fuhr der Czar zum Gegenbesuche vor. Sowie er mich erblickte, rief er aus: „O, eine alte, gute Bekanntschaft; ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, Talleyrand, ich dachte mir gleich, daß Sie mit von der Reise sein würden!" — Beide Kaiser unterhielten sich dann lebhaft und angelegentlich von ihren Familienverhältnissen, dann verabschiedete sich Alexander. Ich führte ihn hinunter bis zu seinem Wagen. Schon auf der Treppe sagte er mir noch, indem er die Worte besonders betonte: „Talleyrand, wir sprechen uns noch!" Ich bemerkte, daß Caulaincourt ihm das Nöthige schon mitgetheilt hatte, und daß er wußte, was geplant wurde." [1]) — Als ich wieder zum Kaiser hinaufgegangen war, sagte er mir: „Talleyrand, ich habe doch Verschiedenes in dem Vertrag geändert; ich muß durchaus Oesterreich noch mehr in die Enge treiben.

Napoleon kommt.

Begegnung mit dem Czaren.

Alexander I.

Oesterreich.

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 314.

Ich werde Ihnen das Weitere später mittheilen, es eilt nicht. — Der Kaiser Alexander scheint mir sehr gut disponirt zu sein; der thut Alles, was ich will. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm doch, daß ich anfangs beabsichtigte, Rumanzow solle mit Ihnen zusammen verhandeln, daß aber mein Vertrauen zum Czaren jetzt, wo ich ihn wiedergesehen habe, so groß sei, um mit ihm direct Alles zu besprechen und festzusetzen. Wenn dann der Tractat fertig ist, haben die Minister einfach ihn nur zu unterzeichnen. Das scheint mir besser. Und vergessen Sie nicht, daß mir das Hinhalten sehr willkommen ist. Nur Nichts überstürzen. Auch was die Könige von uns sagen, ist wichtig. Die fürchten mich und es ist immer gut zu erfahren, was sie von mir denken. Der Kaiser Alexander muß zuerst von meiner Macht ganz geblendet werden, die Verhandlungen gehen dann um so leichter.""

Art der Verhandlung.

In seiner Wohnung fand dann Talleyrand von der Fürstin von Thurn und Taxis, einer Schwester der Königin Louise, die nach Erfurt gekommen war, um die Sache ihres Gemahls, des Generalpostmeisters, zu betreiben, eine Karte. Während sie Talleyrand begrüßte, wurde der Czar gemeldet: er war sehr liebenswürdig, und lud sich bei der Fürstin zum Thee ein und meinte, „wir sollten jeden Abend nach dem Theater bei der Fürstin zum Thee zusammenkommen; man könne dann so ungenirt plaudern und damit den Tag auf angenehme Weise beschließen". Das war Talleyrand ganz genehm. Im vertraulichen Gespräch mit dem Kaiser Alexander konnte er der Politik Napoleons, den er glühend haßte, und von dem er doch Ehren und Würden angenommen hatte, am leichtesten entgegen arbeiten.

Talleyrand und Alexander I.

Der Kaiser von Oesterreich kam nicht, denn er hatte keine Einladung, nicht einmal eine officielle Mittheilung von dem Congreß erhalten: er sandte nur ein Schreiben zur Begrüßung der Ankunft in der Nähe der österreichischen Grenze an Napoleon und ein ähnliches an Alexander, durch Baron Vincent. Dieser war vom Feldzug in Polen her mit Talleyrand bekannt, der damals sich alle Mühe gegeben hatte, die österreichischen Interessen in Galizien zu sichern, und Kaiser Franz hatte ihm gesagt, er dürfe sich Talleyrand völlig anvertrauen. Dieser erklärte ihm auch, er sei wegen der Pläne der beiden Kaiser in Bezug auf Oesterreich nicht ohne gewisse Befürchtungen, er werde aber, soweit es an ihm liege, Alles thun, um unheilvollen Entschlüssen, die gefaßt werden könnten, vorzubeugen. Baron Vincent hatte von Stadion den Auftrag, die Lage der Dinge und die Abmachungen der Kaiser zu erforschen und Alexander dem Einfluß Napoleons zu entziehen. Andréossy hatte über ihn, als den Vertrauten und das Werkzeug Stadions, schon berichtet: er erschien am ersten Morgen nach der Ankunft Napoleons, ward sogleich empfangen und überreichte ehrerbietig sein Schreiben. Diese Scene ist vom Hofmaler in einem großen Wandgemälde, in welchem alle Figuren Porträte sind und das in Versailles noch vorhanden ist, dargestellt.[1]) Napoleon nimmt, an einem großen Marmortische stehend, das Schreiben majestätisch in Empfang, in seiner Nähe weilt der schöne Alexander, im Hintergrund rüstet sich Talleyrand, die Befehle des Kaisers niederzuschreiben; gleichfalls im Hintergrunde stehen die Fürsten des Rheinbundes und die Marschälle Duroc, Berthier, Maret und Caulaincourt.[2]) Franz I. erinnert in seinem Schreiben an die Erklärung, die Metternich in Paris gegeben,

Baron Vincent.

[1]) Vandal, l. c. vol. I, p. 419.

[2]) Unter den Memoirenschreibern hat Bourrienne diesen Brief in vol. VIII, chap. V veröffentlicht.

und empfahl Vincent zu wohlwollender Aufnahme, wie sie ihm in Paris und Warschau zu Theil geworden war. Napoleon erklärte, Oesterreich nicht nach Worten, sondern nach seinem Verhalten zu beurtheilen. Der Empfang war kalt, aber Baron Vincent war insgeheim Talleyrands sicher — und darum nicht entmuthigt.

Talleyrand hat in Erfurt das Meisterstück seiner Falschheit gegen Napoleon geliefert. Bei der ersten vertraulichen Besprechung mit Alexander sagte er diesem geradezu:[1] „Sire, was wollen Sie hier ausrichten? Ihre Pflicht ist, Europa zu retten, und Sie werden dazu nur gelangen, wenn Sie Napoleon Widerstand leisten. Das französische Volk ist civilisirt, sein Kaiser ist es nicht; der Kaiser von Rußland ist civilisirt, sein Volk ist es nicht. Der Herrscher von Rußland ist also verpflichtet, der Bundesgenosse des französischen Volkes zu sein." Diese Worte waren mehr als geeignet, Alexanders Enthusiasmus für Napoleon abzukühlen, ihn vorsichtig und in seinen Anforderungen beharrlich zu machen und mißtrauisch gegen alle Versprechungen des Korsen. Seit Napoleon in Bayonne weitergegangen war, als er gerathen hatte, seit dem spanischen Aufstand hielt Talleyrand den Wendepunkt in Napoleons Schicksal für gekommen: sein schrankenloser Ehrgeiz werde ihn von einem Unternehmen ins andere verleiten und zuletzt seinen Untergang herbeiführen. Talleyrand wollte nicht mit ihm untergehen, sondern suchte sich eine Zuflucht zu sichern in der Gunst Alexanders, in der Erhaltung Oesterreichs. Darum arbeitete der Minister Napoleon insgeheim entgegen: was der Kaiser am Tage baute, untergrub er Abends in geheimen Besprechungen: Frankreich sei kriegsmüde, habe der Siege übergenug; sein Interesse verlange, daß die Mächte vereint Napoleons unersättlichem Ehrgeiz Widerstand leisten. Napoleons Sache sei nicht mehr die Sache Frankreichs, Europa könne nur gerettet werden durch die innigste Verbindung Oesterreichs und Rußlands. Talleyrand bearbeitete Alexander derart, daß er in Paris nachher zu Metternich sagen konnte: „Die Beziehungen zu Alexander waren seit Austerlitz nie günstiger. Es hängt nur von Euch und Eurem Gesandten in Petersburg ab, von neuem in ebenso innige Beziehungen zu Rußland wieder zu gelangen. Diese Verbindung allein kann die Unabhängigkeit Europas retten. Caulaincourt ist für meine Ansicht gewonnen und wird alle Schritte des Fürsten von Schwarzenberg unterstützen."[2] Wahr ist, der Czar war noch mit schönen Hoffnungen gekommen — auf Eroberung der Türkei, auf eine glänzende, welthistorische Rolle: sie zerrannen bald wie Seifenblasen und sein Enthusiasmus für Napoleon war fortwährend im Sinken.

Anrede an den Czaren.

Grund davon.

Wirkung.

[1] „Sire, que venez-vous faire ici? C'est à vous de sauver l'Europe, et vous n'y parviendrez, qu'en tenant tête à Napoléon. Le peuple français est civilisé, son Souverain ne l'est pas; le Souverain de la Russie est civilisé et son peuple ne l'est pas; c'est donc au Souverain de la Russie, d'être l'allié du peuple français." Metternich, l. c. Bd. II, S. 254.

[2] Metternich, l. c. Bd. II, S. 254—55.

Am Abend war die Stadt beleuchtet.[1]) Kein Unfall trübte das Fest, die Menge schien vom Enthusiasmus für Napoleon berauscht.

Am Tag nach der Ankunft wurde die Ordnung festgestellt: der Vormittag blieb den Kaisern für ihre Privatangelegenheiten; der Nachmittag wurde für die politische Arbeit bestimmt, für den Empfang der Monarchen und Geschäftsmänner, für den Spaziergang; der Abend war der Gesellschaft, dem Theater vorbehalten.

Verhandlungen.

Die Verhandlungen der Kaiser miteinander währten vom 28. September bis 5. October, zu gleicher Zeit hielt Talleyrand Besprechungen mit Rumanzow. Napoleon merkte bald, daß Alexander nicht mehr derselbe sei, wie in Tilsit, daß er Hintergedanken und Verdacht hege. — Er fragte Caulaincourt um den Grund der Veränderung. Dieser antwortete, die ganze Welt halte sich für bedroht und Rußland fange an die allgemeine Befürchtung zu theilen. „Was glaubt man denn von mir, daß ich will?" — „Die Alleinherrschaft." — „Man hält mich also für ehrgeizig," antwortete Napoleon lächelnd; „aber Frankreich ist doch groß genug, was kann ich noch wünschen? Wahrscheinlich ist Spanien Schuld an dieser Ansicht." — Und nun wiederholte er seine übliche Entschuldigung: er habe in Spanien seiner Sicherheit wegen einschreiten müssen, habe Ferdinand VII. auf dem Thron nicht lassen können, sonst hätten die Engländer sich Spaniens bemächtigt und die Pyrenäen wären wieder die Scheidegrenze gewesen zwischen zwei Völkern, die einer gemeinsamen Politik folgen müssen. Die Zeit werde beweisen, daß er Recht gehabt habe; übrigens habe Rußland kein Recht, ihm Etwas vorzuwerfen, es habe ja die Theilung Polens auf seiner Rechnung. Doch fühlte Napoleon wohl, daß man ihm einen unersättlichen Ehrgeiz zuschreibe, daß er seit Baylen und Cintra nicht für unbesieglich gelte, und daß es in Deutschland gähre; er gab sich daher umsomehr Mühe, heiter und zuversichtlich zu erscheinen, Alexander wie die Vasallen an sich zu ketten und die deutschen Geister zu versöhnen. Als ein feines Mittel zu letzterem ist sein Verkehr mit Goethe und Wieland anzusehen. In Goethe schmeichelte er der deutschen Nation. An einem Morgen beim Frühstück, da er die Liste der eben eingetroffenen Fremden durchflog, stieß er auf den Namen Goethe; er befahl sogleich ihn zu holen, „denn er machte nicht viel Umstände", bemerkt Talleyrand,[2]) der dabei war.

Goethe bei Napoleon.

„Als Goethe eingetreten war, rief der Kaiser ihm zu: „Monsieur Goeth, ich freue mich, Sie zu sehen!" — „Sire," entgegnete dieser, „ich bin erstaunt,

---

[1]) Unter den Transparenten fiel eine lateinische Inschrift auf: „Nec decipitur, nec decipit umquam"; nicht minder schmeichlerisch war die Inschrift:

„Gäb's jetzt noch einen Göttersohn,
So wär's gewiß Napoleon."

Napoleon beklagte ja, daß die Zeiten vorüber seien, wo man hochragende Männer als Götter verehrte.

Eine andere drückte besser die Stimmung aus:

„In Hoffnung besserer Zeiten
Illuminiren wir mit Freuden."

Noch besser eine vierte:

„Nährstand leidet, wenn Wehrstand streitet,
Lehr- und Wehrstand bitten um Frieden und Ruh,
Ich wünsch' uns allen viel Glück dazu."

Vgl. die „Allgem. Zeitung", 1808, S. 1132.

[2]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 316.

daß Eure Majestät, wenn Sie auf Reisen sind, auch den unbedeutendsten Dingen Ihre Aufmerksamkeit schenken." — „Nun, ich weiß doch, daß Sie der erste dramatische Dichter Deutschlands sind." — „Sire, da treten Sie meinem Vaterland zu nahe; unsere ersten dramatischen Schriftsteller sind Schiller, Lessing und Wieland, die Eurer Majestät doch gewiß bekannt sind." — „Ich muß Ihnen gestehen, Monsieur Goeth, daß ich dieselben kaum kenne; ich erinnere mich nur, daß ich früher einmal die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" gelesen habe, von Schiller, nicht wahr? Aber, nehmen Sie es mir nicht übel, daraus hätte man höchstens ein Stück für unsere Boulevardtheater machen können." — „Sire, ich kenne Ihre Boulevardtheater nicht, aber ich denke mir, daß dort Volksdramen gegeben werden, und da muß ich lebhaft bedauern, daß Sie einen der größten Dichter unserer Zeit so scharf beurtheilen." — „Sie wohnen in Weimar; dort leben wohl die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands?" — „Sire, Sie werden dort sehr protegirt, aber augenblicklich lebt nur noch Einer in Weimar, dessen Namen wohl ganz Europa kennt, Wieland. Johannes von Müller lebt in Berlin." — „Wielan möchte ich gern kennen lernen." — „Wenn Eure Majestät mir gestatten wollen, Wieland davon zu benachrichtigen, so wird er gewiß schleunigst hieher kommen." — „Spricht Wielan französisch?" — „Er kennt die Sprache, Sire, denn er hat mehrere französische Uebersetzungen seiner Werke corrigirt." — „Monsieur Goeth, so lange Sie hier bleiben, müssen Sie jeden Abend unser Theater besuchen und den Aufführungen unserer großen französischen Trauerspiele beiwohnen. Sie werden gewiß Nutzen daraus ziehen." — „Sire, ich bezweifle es nicht, und wenn ich es Ihnen gestehen darf, so war dies bereits meine Absicht. Ich selbst habe einige französische Theaterstücke übersetzt, oder richtiger gesagt, deutsch bearbeitet." — „Was für welche?" — „Mahomed" und „Tancred". — „Ich werde Rémusat fragen, ob wir hier in Erfurt für diese Stücke die Schauspieler haben; ich möchte sehr gern, daß Sie dieselben einmal in unserer Sprache dargestellt sähen. Sie haben übrigens in Deutschland nicht die strengen Bühnenregeln, wie wir." — „Sire, die drei Einheiten sind bei uns nicht so unumgänglich nöthig." — „Wie gefällt es Ihnen denn hier bei uns in Erfurt, Monsieur Goeth?" — „Sire, alles ist überaus prächtig und schön; hoffentlich wird es auch unserem Lande Nutzen bringen." — „Fühlt Ihre Bevölkerung sich zufrieden und glücklich?" — „Sire, sie hegt große Hoffnungen." — „Hören Sie, Monsieur Goeth, Sie sollten während unseres ganzen Aufenthaltes hier bleiben, um das großartige Schauspiel, das wir Ihnen hier geben, zu schildern." — „O Sire, eine solche Aufgabe könnte nur ein classischer Schriftsteller des Alterthums würdig lösen!" — „Sie meinen doch nicht etwa Tacitus, Monsieur Goeth? Sie sind wohl ein Freund von Tacitus?" — „Gewiß, Sire, ein großer Freund!" — „Ich ganz und gar nicht; doch davon wollen wir ein anderes Mal sprechen. Schreiben Sie an Wielan und sagen Sie ihm, er solle hieher kommen, ich werde ihm dann in Weimar einen Gegenbesuch machen. Der Herzog hat mich eingeladen und ich freue mich sehr, die Herzogin zu sehen, sie ist eine würdige Dame. Dem Herzog ist es eine Zeitlang ziemlich schlecht ergangen, er hat Lehrgeld zahlen müssen." — „Sire, er hat wohl ein wenig theuer bezahlt, doch über diese Dinge habe ich nicht zu richten. Ich weiß nur, daß der Herzog die Künste und Wissenschaften beschützt, und daß wir ihn hochverehren." — „Monsieur Goeth, kommen Sie diesen Abend in die „Iphigenia"! Es ist ein schönes Drama, wenn ich auch gerade nicht dafür schwärme; aber die Franzosen schätzen es sehr. In meinem Parterre werden Sie eine Menge von Königen und regierenden Fürsten

Schiller.

Wieland.

Die drei Einheiten.

Einladung nach Paris.

Tacitus.

Weimar.

Ins Theater!

Dalberg. sehen. Kennen Sie den Fürst-Primas?" — „Sehr gut, Sire; ich darf sogar sagen, wir sind befreundet. Er ist ein geistreicher Fürst, sehr unterrichtet und von edlem Charakter." — „Nun, Sie werden ihn diesen Abend im Theater finden; aber da schläft er gern und legt dann seinen Kopf auf die Schulter des Königs von Wirtemberg. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen, Monsieur Goeth?" — „Nein, Sire, noch niemals; aber ich hoffe, die Ehre zu haben, Seiner Majestät vorgestellt zu werden." — „Der Czar spricht sehr gut deutsch, und wenn Sie etwas über die Zusammenkunft in Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm zueignen." — „Sire, das gehört nicht zu meinen Gewohnheiten; als ich zu schreiben anfing, habe ich mir gelobt, niemals eine Zueignung zu machen, um sie nicht später vielleicht bereuen zu müssen." — „So? Die großen Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. dachten über diesen Punkt anders." — „Das mag sein, Sire; aber Eure Majestät können nicht wissen, ob sie es nicht später manchmal bereut haben." — „Sagen Sie, Monsieur Goeth, was ist eigentlich aus dem Taugenichts, dem Kotzebue, geworden?" — „Sire, so viel ich weiß, soll er in Sibirien sein, und man hofft, daß Eure Majestät den Kaiser Alexander um seine Begnadigung bitten werden." — „Leben Sie wohl, Monsieur Goeth!""

Alexander I.

Kotzebue.

Einen Kotzebue mochte Napoleon nicht in Schutz nehmen, aber einen Goethe hätte Napoleon gerne nach Paris gezogen und für sein Lob emporgehoben; sagte er doch später, wenn Corneille unter ihm gelebt hätte, würde er ihn zum Herzog gemacht haben. Goethe wich mit seiner Weigerung, die Vorgänge in Erfurt zu schildern und die Schilderung Alexauder zu widmen, fein aus.

Talleyrand erzählt weiter: „Ich begleitete Goethe durch den Vorsaal und lud ihn ein bei mir zu speisen, und als ich nach Hause gekommen war, schrieb ich sogleich den Inhalt der obigen Unterredung nieder, wie sie mir im Gedächtniß geblieben war. Bei Tische fragte ich Goethe nach verschiedenen Einzelnheiten, so daß ich sie ganz wortgetreu habe geben können. Dann begleitete ich meinen berühmten Gast ins Theater und suchte einen Platz für ihn aus — dicht hinter verschiedenen Hoheiten und Durchlauchten."

Politik. Preußen.

Doch gehen wir jetzt zu den politischen Verhandlungen! Die ersten galten den Festungen in Preußen und im Herzogthum Warschau. Alexander I. bestand auf der Räumung der Festungen und des Herzogthums Warschau. Napoleon versprach, seine Truppen aus Warscha uzurückzuziehen und es nie mehr zu besetzen. Wenn Preußen sich füge, so werde er einen Gesandten Friedrich Wilhelms III. empfangen und Milderung eintreten lassen. Dann kam die türkische Frage: der Krieg in Spanien und die Haltung Oesterreichs zwängen ihn, so erklärte Napoleon, die Theilung zu verschieben, dagegen war er nachgiebig hinsichtlich der Moldau und Walachei. Alexander fühlte den Druck der Lage und gab ungern seinen Lieblingstraum auf. Auch Rumanzow sah ein, daß der reine und baldige Gewinn der Moldau und Walachei der Hoffnung auf eine künftige Theilung der Türkei vorzuziehen wäre; diese sollte bei einer späteren Zusammenkunft wieder in Anregung gebracht werden. Die Nachricht jedoch, daß eine Theilung der Türkei im Plane sei, hatte sich weit verbreitet, England fürchtete für seinen Handel in Asien und seine Besitzungen in Ostindien, und sann darauf, wie man diese Pläne vereiteln könne. Diese Sorge wollten beide Kaiser benützen zu einem gemeinsamen Schritt beim König von England; sie wollten ihm in einem gemeinsamen Schreiben Unterhandlungen anbieten, um den Völkern den Frieden zu geben und die nöthige Ruhe unter der Bedingung, daß

Türkei.

Moldau und Walachei.

Brief an Georg III.

England die Veränderungen anerkenne, die in Europa vor sich gegangen seien, das heißt, daß Spanien und Italien zu Frankreich gehören, welches zugleich über den Rheinbund verfüge, daß Finnland, Moldau und Walachei Theile von Rußland bilden. Wenn England nicht nachgebe, so sei es Schuld an noch größeren Erschütterungen.

Oesterreich.

Damit England nicht den Krieg auf dem Festland erneuere, forderte Napoleon von Alexander einen ernsten Schritt gegen Oesterreich, auf daß dieses allen Muth zu einem neuen Krieg gegen Frankreich verliere. Von Andréossy war nämlich soeben die Nachricht eingetroffen, daß Stadion sich weigere, die Könige von Spanien und Neapel anzuerkennen, bis sie in ihre Hauptstadt eingezogen wären und ihre Thronbesteigung begründet hätten. Also Oesterreich anerkenne nicht das Recht Napoleons, Könige zu schaffen, und beuge sich nur vor der Macht der Thatsachen; es habe seine Rüstungen nicht eingestellt, sondern setze sie im Gegentheil mit größerem Eifer fort, wenn auch mit weniger Geräusch. Auch geschehe Nichts, um die Aufregung im Volk zu dämpfen, dagegen würden die Beziehungen zu England immer inniger; in Constantinopel rege die Gesandtschaft die Türken auf zum Widerstand, in Sicilien und Spanien reize es gegen Frankreich auf, es sei entschlossen zum Krieg, und das Land sei für die Engländer ein offenes Thor. Napoleon kam in Zorn. „Jetzt begreife ich, warum der Kaiser Franz nicht nach Erfurt kommen wollte: es ist schwer für einen Fürsten, einem anderen ins Gesicht zu lügen. Kaiser Franz hat dies dem Baron Vincent überlassen." Nun stellte Napoleon dem Czaren vor, England sei nur darum so hartnäckig, weil es Hoffnung hege, eine fünfte Coalition gegen Frankreich anzustiften, deren Stütze Oesterreich wäre, zu dessen Genossen Spanien, die Türkei und die deutschen Stämme gehörten, mit denen man die Ruhe in Europa von Neuem stören und den Frieden auf dem Meer auf lange vertagen wolle. Nur wenn Alexander und Napoleon gemeinsam in Kaiser Franz drängen, mit Georg III. zu brechen, abzurüsten und jeden Gedanken an Widerstand gegen das franco-russische System aufzugeben, würde er Ruhe geben. Dann gebe auch Spanien jede Hoffnung auf Erfolg in seinem Kriege auf und würden auch England die Mittel zu längerer Aufreizung abgehen. Darum solle man in Wien eine hohe und drohende Sprache führen, während man in London um Frieden unterhandle. In diesem Sinne wäre eine Note zu entwerfen, in der man Oesterreich die gemeinsamen Schritte um den Frieden in England mittheilte, und unter Hinweis auf die enge Verbindung Napoleons mit Rußland, es aufforderte, den Krieg an England förmlich zu erklären, alle Engländer aus Wien fortzujagen, vollkommen abzurüsten und eine andere Haltung anzunehmen. Man müsse es zwingen, die neue Ordnung der Dinge in Spanien und Italien anzuerkennen. Wenn diese Anerkennung von Seite Rußlands und Oesterreichs zugleich mit den Friedensanträgen in London bekannt würde, und mit der Nachricht vom Marsch der französischen Truppen, so würden die Engländer, in Sorge, ihr Heer werde von den Franzosen ins Meer geworfen, auch den Besitz Portugals in das Uti possidetis einbeziehen. England müsse überzeugt sein, daß die Legionen Frankreichs die pyrenäische Halbinsel bis nach Gibraltar ruhig überziehen können. Man muß diesen Wunsch Napoleons und Alexanders dem Baron Vincent mittheilen: Stadion solle Oesterreichs Anerkennung beider Könige dem englischen Cabinet anzeigen und diese Anzeige im „Moniteur" kundgeben. England könnte dann Europa nicht mehr mit dem Gefühl der Unsicherheit und mit Unruhe erfüllen und Oesterreich zu falschen Schritten verleiten. —

Bericht Andréossys.

Fünfte Coalition.

Zwang gegen Oesterreich.

Stadion.

Alexanders Weigerung.

Alexander erklärte sich bereit, gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen, wenn Oesterreich zuerst einen Bruch herbeiführe; bereit, seine Mahnung zur Anerkennung beider Könige zu erneuern; aber er weigerte sich entschieden, auf Oesterreich einen Zwang auszuüben und dessen Freiheit zu beschränken und es zur Entwaffnung zu nöthigen, wenn es noch Nichts gethan habe. Napoleon bat und beschwor Alexander vergebens, der Czar blieb diesmal fest; jener wendete umsonst Bitten und Drohungen an, dieser ließ Napoleon reden, was er wollte, und drückte in artigen Worten sein entschiedenes Nein aus. Aergerlich sagte Napoleon nachher zu Caulaincourt: „Euer Kaiser Alexander ist störrisch wie ein Maulthier, er stellt sich taub, wenn er Etwas nicht hören will.“ Dann rief er: „Ach, diese verteufelte spanische Geschichte kommt mich hoch zu stehen!“ Am nächsten Tag gab er sich wieder alle Mühe mit Vorstellungen, Bitten, zuletzt damit, daß er zornig that; er warf in der Aufregung den Hut auf den Boden und stampfte mit den Füßen. Aber Alexander sah ihn ruhig an, lächelte und sagte: „Sie werden heftig, ich bin hartnäckig; bei mir erreicht der Zorn Nichts; sprechen wir ruhig weiter, sonst gehe ich fort“ — und wandte sich zur Thüre. Napoleon hatte Mühe ihn zurückzuhalten, das Gespräch nahm bald wieder einen ruhigen, freundschaftlichen Ton an. Alexander aber war zu keinem Schritt gegen Oesterreich zu bewegen; überzeugt, daß dieses einem freundlichen Rath eher nachgebe, als einer Drohung, und nur rüste, um sich gegen einen Angriff zu vertheidigen, sagte er: „Oesterreich wird nicht so toll sein, den Angreifer zu spielen und allein auf den Kampfplatz zu treten.“ Die Gefahr kam nach seiner Ansicht nicht von Wien, sondern von Paris, von den tückischen Angriffsplänen Napoleons, der Oesterreich zuerst entwaffnen, dann knechten wollte. Wenn Oesterreich fiel, dann war Rußland in Gefahr. Blieb jedoch die Lage, wie sie war, so konnte Rußland in aller Ruhe sich der Moldau und Walachei bemächtigen. Vandal citirt ein Schreiben vom 18. December 1808 an Rumanzow, worin Alexander sagt: „Sie erinnern sich, daß ich in den Unterredungen zu Erfurt es immer für das Nützlichste hielt, in Europa einen Zustand herbeizuführen, welcher jede der drei Mächte verhindere, den Frieden des Festlandes zu stören. Dieser Zustand ist nur erreichbar, wenn ein Gleichgewicht zwischen der Stärke dieser drei Staaten hergestellt wird. Da Rußland von Oesterreich Nichts zu fürchten hat, kann es mit Ruhe seiner Verstärkung zusehen, die ein Mittel ist, um zum fraglichen Zustand zu gelangen.“ — Napoleon wünschte also im Augenblick Frieden mit Oesterreich, um dem Kriege in Spanien rasch ein Ende machen zu können. Alexander aber traute seinen Versicherungen nicht mehr, weil er durch die Vorspiegelungen Napoleons ein ganzes Jahr hindurch im Glauben an seine Ehrlichkeit erschüttert, wie auch durch Talleyrand vor ihm gewarnt war.

Der Czar bleibt fest.

für eine Trias.

Versprechen.

Napoleon mußte sich also mit dem bloßen Versprechen begnügen, der Czar werde ihm beistehen, wenn Oesterreich den Krieg beginne, und werde ihm helfen, das Feuer eines Aufstandes in Deutschland niederzuhalten; es war aber nicht bestimmt, wie und mit welchen Mitteln. Dagegen erklärte Napoleon, er werde auch zu seiner Sicherheit die Festungen in Preußen nicht räumen, um Oesterreich, wenn es den Krieg beginne, in der Flanke fassen zu können. Alexander bat dagegen um baldige Räumung der preußischen Festungen. Unmuthig wies Napoleon diesen Antrag zurück: „Sie schlagen mir eine Maßregel der Schwäche vor, Europa wird mich bald wie einen armen Jungen behandeln! — Ist der mein Freund, mein Verbündeter, welcher mir zumuthet, die einzige Stellung aufzugeben, von der ich die Seite Oesterreichs bedrohen kann, wenn dieses mich angreift, während meine

Vorwurf.

Truppen 400 Meilen davon entfernt im Süden Europas im Feuer stehen? [1]) ... Uebrigens, wenn Sie durchaus auf der Räumung bestehen, so werde ich, statt nach Spanien zu gehen, sogleich meinen Streit mit Oesterreich ausfechten." — Vor dieser Aussicht schrack Alexander zurück und gab zu, daß Napoleon vorderhand die preußischen Festungen behalte. So mußte Preußen dafür büßen, daß die beiden Kaiser nicht einig wurden. —

Drohung.

Diese Verhandlungen, die oft gereizt waren, nahmen acht Tage in Anspruch. Vom Zwist erfuhr die Welt nichts. Beide Kaiser trugen die größte Einigkeit, die innigste Verbrüderung zur Schau. Als am 4. October der „Oedipus" von Voltaire gegeben wurde, erhob sich Alexander bei dem Verse:

Schein der Freundschaft.

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des Dieux", [2])

und drückte lebhaft die Hand Napoleons, der neben ihm saß, wie von Enthusiasmus über die Wahrheit des Satzes überwältigt. Die Zuhörer klatschten feurig zur Kundgebung einer Herzlichkeit, die jedoch nicht mehr vorhanden war.

Jetzt trat eine kurze Zeit der Ruhe ein, die Kaiser überließen die Formulirung ihres Vertrages Caulaincourt und Rumanzow und folgten einer Einladung nach Weimar zu ihrer Erholung.

Nach Weimar.

Am 6. October fuhren beide in einem Wagen zunächst in den Forst von Ettersberg, wo sie vom Herzog von Weimar, seinem Großjägermeister und vier Forstmeistern empfangen wurden, die sie nach einem schönen Schießstand auf einer kleinen Anhöhe vor einer Wiese führten, auf welche von Jagdleuten in der Nacht eine Menge Hirsche und Rehe zusammengetrieben wurden. Die Kaiser und die vier Könige, die schon vorher gekommen waren, schossen nun in die Menge des Wildes hinein. 57 Hirsche und Rehe wurden nun zur Strecke gebracht und zum Schluß zu einer Pyramide vor dem Schießstand zusammengelegt. Tausende von Menschen sahen auf Gerüsten, auf Wagen und an der Waldgrenze diesem Jagdvergnügen zu. Feuer brannten zur Bereitung warmer Speisen, — es war zugleich eine Art Volksfest.

Jagd in Ettersberg.

In offenen Kaleschen fuhren die Kaiser dann nach Weimar; die Bürger bildeten, nach Zünften geordnet, unter ihren Fahnen Spalier. Die Fahrt ging ins Schloß, an dessen Treppe die Herzogin die Gäste — 550 waren geladen — würdig und herzlich empfing. Der Tisch, an dem Napoleon saß, hatte die Form eines Hufeisens: rechts von ihm saßen Alexander, die Könige von Westfalen und Wirtemberg, links der Herzog von Weimar, die Könige von Bayern und Sachsen; der Geringste, welcher an der Tafel saß, war noch ein Fürst. Die Pagen Napoleons bedienten die Gäste, hinter denen an der Wand das Bataillon der Prinzen, Generale und Excellenzen war. Das Gespräch kam auf die Goldene Bulle, eine Frage über einen Punkt derselben wußte Niemand — selbst der Fürst-Primas nicht — entschieden zu lösen, als Napoleon: man holte einen Abdruck derselben und siehe — er hatte Recht. Alle staunten, woher er das wisse. Da hub er an: „Als ich noch Lieutenant bei der Artillerie war, fand ich neben meinem Zimmer eine Bibliothek, in welcher ich viele historische Werke las." Die Bewunderung über das Riesengedächtniß wollte kein Ende finden.

In Weimar.

Festmahl.

Die Goldene Bulle.

1) Vandal, l. c. vol. I, p. 439—40.

2) „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter."

Das Programm war: Festmahl, Concert, Theater, Ball. Die Zeit drängte, darum wurde auf das Concert verzichtet. Man fuhr in Gala zwischen zwei Reihen von Fackelträgern ins Theater. Der „Tod Cäsars" von Voltaire wurde gegeben. Als Talma den Vers declamirte:

Theater.

„Sur l'univers soumis regnons sans violence"

richteten sich alle Blicke auf die Kaiser. In einem Zwischenact sah sich Napoleon das Theater an und bemerkte in einer Loge einen Greis mit weißen Haaren, dessen feines Gesicht ihm auffiel. Auf die Frage, wer dies sei, erhielt er die Antwort: „Wieland, der Voltaire Deutschlands", worauf er den Wunsch aussprach, man möge ihm denselben noch diesen Abend bringen. Den Ball im großen Saal des Schlosses eröffnete Alexander mit der Königin von Westfalen, seine Schönheit und Eleganz wurden bewundert. „Alexander tanzte," schrieb Napoleon am Abend an Josephine, „ich tanze nicht, vierzig Jahre sind eben vierzig Jahre." Er sprach mit einigen Frauen, die ihm durch ihre Schönheit oder ihren Geist auffielen; er ließ die Fürsten stehen, wandte sich zu Goethe und ging, wie auf einen alten Bekannten, auf ihn zu und fragte nach Wieland. Die Herzogin brachte letzteren von mehreren Herren, die zur Akademie gehörten, gefolgt. Goethe bat den Kaiser um die Erlaubniß ihm dieselben vorstellen zu dürfen. Napoleon wandte sich darauf an Goethe mit der Frage: „Eh bien, Monsieur Goeth, sind Sie mit unseren Theatervorstellungen zufrieden?" — „Ausnehmend, Sire!" — „Sind denn die anderen Herren nicht da gewesen?" — „Nur in der heutigen Vorstellung, Sire, in Erfurt waren sie nicht." — „Das thut mir leid; ein schönes Trauerspiel ist doch ein wahrer Genuß und zugleich eine vortreffliche Schule für höher gebildete Menschen. Von einem gewissen Standpunkte aus könnte man sagen, daß ein Trauerspiel über der Geschichte steht; jedenfalls hinterläßt es einen gewaltigen Eindruck, und auch das erscheint mir richtig, daß viele Menschen zusammen und auf einmal diesen Eindruck erhalten. Ein Geschichtswerk, das man allein und für sich liest, kann eine solche Wirkung niemals haben. Das bringt mich auf Tacitus, den Sie alle so hochstellen und aus dem ich wenig oder nichts gelernt habe. Ich wüßte keinen anderen Historiker, der die Menschheit so verleumdet und verkleinert hat, wie er. In den einfachsten Handlungen sucht er immer nach verbrecherischen Motiven. Aus allen Kaisern macht er vollendete Schurken und schildert sie so, daß wir den Geist des Bösen, von welchem sie durchdrungen sind, und sonst nichts bewundern müssen. Man hat mit Recht gesagt, daß seine „Annalen" nicht eine Geschichte des Kaiserreichs sind, sondern eine Geschichte der römischen Criminalgerichte. Nichts wie Anklagen und Angeklagte, Verfolgungen und Verfolgte und Leute, die sich im Bade die Adern öffnen! Er spricht beständig von Denunciationen und ist selber der größte Denunciant. Und dabei welch ein Stil! Immer unklar und dunkel, oft die völlige Nacht. Ich bin allerdings kein großer Latinist, aber in den zehn oder zwölf italienischen und französischen Uebersetzungen, die ich von ihm gelesen habe, tritt diese Unklarheit und Dunkelheit überall hervor, so daß ich wohl daraus schließen darf, daß sie ihm eigenthümlich ist, wie sein sogenanntes Genie und sein Stil; er kann sich aber nicht anders ausdrücken, weil er nicht anders empfinden kann. Ich habe ihn oft loben hören, weil er den Tyrannen Furcht einjagt, aber er läßt die Könige sich vor den Völkern fürchten, und das ist ein großes Uebel, gerade für die Völker. Sagen Sie, habe ich nicht recht, Monsieur Wielan? Doch ich komme ungelegen, denn wir sind hier nicht auf dem Ball, um von Tacitus zu reden. Sehen Sie doch, was der Kaiser Alexander für ein graciöser Tänzer ist?" — „Sire", ent-

Ball.

Werth des Trauerspiels.

Gegen Tacitus.

gegnete Wieland, „ich weiß allerdings nicht, weßhalb wir Gelehrte uns hier auf diesem Balle befinden, aber das weiß ich, daß Eure Majestät mich in diesem Augenblicke sehr glücklich machen." — „Gut, Monsieur Wielan, bitte, dann antworten Sie mir auch." — „Sire, nach dem, was Sie soeben gesagt haben, möchte ich fast vergessen, daß ich vor dem Kaiser stehe; Eure Majestät sind ja auch ein Akademiker und ich weiß, Sire, daß Sie diesen Titel nicht geringschätzen, denn ich erinnere mich, daß Eure Majestät in Aegypten manchen Brief unterzeichnet haben: „Bonaparte, commandirender General und Mitglied des Instituts". Gestatten Sie mir deßhalb, Sire, mir, dem Akademiker zu antworten! Neulich, in Erfurt, konnte ich mich nur schwach gegen Ihre strenge Kritik meiner eigenen Werke vertheidigen, vielleicht gelingt es mir heute mit dem Tacitus besser. Ich räume ein, daß sein Hauptzweck war, die Tyrannen zu strafen, aber wenn er sie anklagt, so hat er dabei nicht ihre Sclaven im Auge, die sich ja nur gegen ihn empören würden, um einem anderen Tyrannen anheimzufallen, sondern er klagt sie vor der ewigen Gerechtigkeit an und vor dem gesammten Menschengeschlechte und das Menschengeschlecht wird hoffentlich so lange dauern, um durch Prüfungen zu jenem höheren Verständniß zu gelangen, das allen Leidenschaften Schweigen gebietet." — „Ich weiß", sagte der Kaiser, „so reden alle unsere Philosophen. Aber gerade dieses höhere Verständniß suche ich und finde es nirgends." —

Wieland vertheidigt Tacitus.

„Was Napoleon eigentlich von Wieland wollte oder mit ihm bezweckte, weiß ich nicht, aber er war außerordentlich liebenswürdig gegen ihn. „Monsieur Wielan, wir Franzosen sind große Verehrer Ihrer Schriften, denn Sie haben ja den „Agathon" und „Oberon" geschrieben. Wir nennen Sie bei uns den „deutschen Voltaire". — „Sire, dieser Vergleich ist für mich sehr schmeichelhaft, aber jedenfalls sehr übertrieben; er ist wohl nur der Beweis einer wohlwollenden Gesinnung." — „Sagen Sie mir, Monsieur Wielan, weßhalb haben Sie Ihren „Diogenes", Ihren „Agathon" und Ihren „Peregrinus" in einer so doppelsinnigen Form geschrieben, die den Roman in die Geschichte und die Geschichte in den Roman hineinspielen läßt? Ein so bedeutender Mann wie Sie, sollte doch jede Richtung allein und für sich behandeln. Eine derartige Vermischung bringt leicht Verwirrung hervor. Deßhalb sind wir auch in Frankreich gar keine großen Freunde des Dramas. Was ich da sage, ist wohl etwas gewagt, denn ich habe hier bedeutende Kenner vor mir und diese Aeußerung richtet sich eben so gut an Monsieur Goeth, wie an Sie." — „Sire, ich verstehe; Eure Majestät wollen auf der Bühne nur Tragödien und Lustspiele, und doch besitzt gerade die französische Bühne sehr wenig Trauerspiele, in denen nicht Roman und Geschichte vermischt sind. Ich befinde mich hier übrigens auf einem Terrain, wo mein Freund Goethe zu antworten hat, und ich bin überzeugt, daß er sehr gut antworten wird. Was mich betrifft, so wollte ich mich in den Lehren, durch die ich einigen Nutzen zu stiften hoffte, gern an die Geschichte anlehnen. Ich wünschte, meine Beispiele aus der Geschichte den Menschen recht zugänglich und nachahmungswerth zu machen, und nahm deßhalb zu dem Romantischen meine Zuflucht. Die Gedanken der Menschen, Sire, sind oft viel besser als ihre Handlungen — und gute Romane sind oft viel besser als die Menschen überhaupt. Voltaires „Jahrhundert Ludwigs XIV." und Fénélons „Telemach", dort die Geschichte, hier der Roman, enthalten beide in ihrer Art die besten Lehren, sowohl für die Könige, wie für die Völker. Auch mein „Diogenes" ist ein reiner Mensch, wenngleich er nur in einer Tonne wohnt." — „Schon recht, Monsieur Wielan, aber vergessen Sie dabei nicht, daß diejenigen, welche die Tugenden immer nur im Ideal schildern, leicht den Glauben

Lob Wielands.

Roman und Geschichte.

erwecken können, daß die Tugenden selbst nur Chimären sind. Gerade die Geschichtschreiber haben nur zu oft die Geschichte verleumdet und entstellt."

Napoleon flüsterte, wie ihn zu prüfen oder dem Freigeist zu schmeicheln, ihm zu: „Es ist übrigens eine große Frage, ob Christus jemals gelebt hat." — Wieland erklärte aber entschieden, das Leben Jesu stehe historisch fest. — „Gut, gut," entgegnete Napoleon, „die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen."

„Nach diesem Schlußsatz wäre nun wahrscheinlich in der bis jetzt ziemlich abstracten Unterredung sehr bald wieder Tacitus erschienen, wenn nicht statt seiner der General Nansouty erschienen wäre, der die aus Paris eingetroffenen Depeschen und Briefe überbrachte. Da war natürlich die Audienz zu Ende. Der Fürst-Primas empfahl sich und Wieland und Goethe deßgleichen, die der Fürst zu Tische geladen hatte, und er bat mich, nachzukommen, denn ich mußte noch bleiben. Wieland eilte in seine Wohnung, um die Unterredung mit Napoleon sofort niederzuschreiben; er war ein schlichter, anspruchsloser Mann und wußte nicht, ob er dem Kaiser gut oder schlecht geantwortet hatte. Bei Tische las er uns seine Notiz vor; sie stimmte völlig mit meiner obigen Schilderung überein."

Napoleon sprach mit Goethe und Wieland nicht wie ein Kaiser zu einem Bürger, sondern wie ein Gelehrter, der sich Raths holt, zu einem großen Gelehrten. Ehe er abreiste, sandte er Goethe und Wieland den Orden der Ehrenlegion — er wollte durch Huldigung vor den ersten Schriftstellern Deutschlands Sympathien gewinnen.

6. October bei Jena.

War die Art der Begegnung mit Goethe und Wieland eine Huldigung vor dem geistigen Ruhme Deutschlands, so war die am Tage darauf folgende Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena brutale Verhöhnung des militärischen Unglücks. Auf der Stelle, von wo Napoleon die Schlacht geleitet, war ein Tempel des Sieges errichtet. Napoleon und Alexander ritten dahin, und begaben sich dann zu Fuß auf einen minder hohen Platz, von wo jener diesem die Stellungen der kämpfenden Heeresmassen erklärte. In der Nähe war ein Zelt errichtet, unter welchem die Kaiser speisten, ihr Gefolge nahm auf dem Rasen hinter ihnen das Frühstück. Der Prinz Wilhelm von Preußen war mit zum Besuche des Schlachtfeldes eingeladen: es war ein unzartes Prahlen mit dem Siege. Von da kehrten die Kaiser nach Erfurt zurück! Daß Prinz Wilhelm im Wagen mit Napoleon fuhr, soll diesen vor einem Angriff auf sein Leben gerettet haben. Zwei preußische Officiere hätten mit Pistolen unter dem Mantel auf den Kaiser gelauert; als sie aber den Bruder des Königs an der Seite Napoleons sahen, so hätte ihnen der Arm versagt.[1]) Nach Müller jedoch hätten sie ihn beim Heraustreten aus dem Theater in Jena erschießen wollen.[2])

Treubruch in Erfurt.

Nach Erfurt zurückgekehrt hielt Napoleon wieder in der Frühe Berathung mit seinen Ministern, erließ Befehle für das Heer, das nach Spanien zog, empfing Berichte, gab Audienzen, wollte auch Goethe und Wieland wiedersehen, die er

---

1) Müffling, Aus meinem Leben. S. 27.
2) Müller, Erinnerungen. S. 255.

zu Tische lud. Napoleon gab jeden Tag große Tafel. Den Nachmittag machte er mit Alexander Spaziergänge, hielt mit ihm Revuen ab über die nach Spanien durchziehenden Regimenter, erklärte dem lernbegierigen Freunde Manches aus der Kriegs- und Staatskunst, erzählte ihm, was er selber schon geändert und geschaffen habe und was er noch zu bauen gedenke, und ermunterte ihn, in civilisatorischem Sinne, aber mit fester Hand, zu regieren. Auch Speransky theilte er Manches mit und schenkte ihm sein mit Diamanten geschmücktes Porträt. Beide Kaiser lebten dem Ansehen nach in innigster Vertraulichkeit mit einander,[1]) theilten sich Alles mit; wenn Alexander von Napoleons Geräthschaften Etwas gefiel, machte Napoleon es ihm zum Geschenk. Eines Tages hatte der Czar vergessen, den Degen mitzunehmen, Napoleon gab ihm den seinen. „Ich werde ihn niemals gegen Sie ziehen!" — sagte dankbar der Czar. Der Kaiserin Elisabeth sandte Napoleon einige der schönsten Vasen von Sèvres, die er nach Erfurt hatte bringen lassen. Hauptvergnügen Alexanders war das Theater. Napoleon hatte es so einrichten lassen, wie das Theater in der Eremitage in Petersburg war, so daß der Czar sich, wie durch einen Zauberstab, in seine Heimath versetzt wähnen konnte. Da Alexander nicht gut hörte, so wurde das Orchester weggelassen und an dessen Stelle auf einer Erhöhung zwei Stühle für Napoleon und Alexander angebracht, hinter ihnen saßen die Könige und dann die Fürsten, die Generale, die Minister. Die Logen waren für die Damen bestimmt. Nach dem Theater wurden Theegesellschaften besucht; Alexander war oft bei der Fürstin Thurn und Taxis, bei Stephanie von Baden, die Preußen im Salon des Prinzen Wilhelm.

Theater in Erfurt.

Nun drehten sich die Verhandlungen um die Moldau und Walachei: Napoleon wollte auch diese Frage verschieben: er bat Alexander, von seinem Anrecht noch einige Monate keine Geltung zu machen, sogar darüber zu schweigen, denn England suche sich mit der Türkei auszusöhnen und zu verbünden; die Türken zögerten noch, im Glauben, Frankreich werde sie doch noch schützen. Wenn aber Alexander, sobald er Erfurt verlasse, der Pforte den Frieden nur gegen Uebergabe der Herzogthümer anbiete, so würden die Türken daraus ersehen, daß sie von den Franzosen verlassen seien, und sich in der Verzweiflung den Engländern in die Arme werfen und ihnen all ihre Mittel zur Verfügung stellen, und man habe dann den gemeinsamen Feind im Südosten, wie im Südwesten Europas zu bekämpfen. England werde dann ins schwarze Meer eindringen und überall seine Waaren anzubringen suchen; der Krieg werde viel kostspieliger für Rußland und der Friede viel schwieriger sein. Darum möge Rußland die Herzogthümer wie bisher besetzt halten, regieren und sich darin bloß vertheidigen, wenn es angegriffen würde.

Moldau und Walachei.

Zu zögern!

Rumanzow war aber mit Feuer und Flamme gegen jede Zögerung; er wollte mit einem sicheren Gewinnst nach Hause kommen: Frankreich habe ein ganzes Jahr hindurch den Russen nur Hoffnungen vorgegaukelt; der gegenwärtige Zustand müsse ein Ende nehmen; er erinnerte immer an das Versprechen in Tilsit und an die guten Dienste, die sie Frankreich geleistet und für die sie einmal den schuldigen Lohn haben müßten. Wenn Napoleon jetzt noch zögern wolle mit den Herzogthümern, so wolle er die Russen nur darum betrügen; habe er einmal Spanien unterworfen, so werde er neue Schwierigkeiten machen, vielleicht sogar sich mit der Türkei verbünden gegen die Russen. Haben die Russen einmal die

Rumanzow.

---

[1]) Noch auf St. Helena gedenkt er dessen wehmüthig. Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben, Bd. VI, S. 69.

Herzogthümer, so sind sie nicht mehr an Napoleon gebunden und hätten wieder Freiheit des Handelns in der europäischen Politik. Rumanzow war so hartnäckig, daß Champagny jede Verhandlung für nutzlos hielt. — Nun unterhandelte Napoleon selber, erreichte aber bloß von Alexander das Versprechen, daß er vor dem 1. Januar 1809, wo England in den Friedensverhandlungen seinen Entschluß gefaßt haben müsse, seine Truppen nicht in Bewegung setzen wolle.

So kam der folgende Vertrag zu Stande.

Der nach heiklichen Verhandlungen geänderte Entwurf Talleyrands lautete als fester Vertrag nun also:[1])

Vertrag von Erfurt.

„I. Seine Majestät der Kaiser der Franzosen und Seine Majestät der Kaiser aller Reußen erneuern den zu Tilsit am 7. und 9. Juli 1807 abgeschlossenen Friedens- und Allianz-Vertrag und verpflichten sich, mit dem gemeinsamen Feinde keinen Frieden zu schließen, auch in keine Unterhandlung sich einzulassen, außer mit beiderseitigem Einverständniß. — II. Da die hohen contrahirenden Parteien gewillt sind, unzertrennlich in Krieg und Frieden zusammenzuhalten, so sind sie übereingekommen, Bevollmächtigte zu ernennen, um die Friedensverhandlungen mit England zu eröffnen, und diese Bevollmächtigten in diejenige Stadt des Continents zu senden, welche England zu diesem Zwecke bestimmen wird. — III. Während des ganzen Verlaufes der Unterhandlungen, wenn dieselben stattfinden sollten, werden die betreffenden Bevollmächtigten in der vollkommensten Uebereinstimmung berathen und beschließen, und es ist keinem von ihnen gestattet, irgend welche Vorschläge oder Forderungen der englischen Bevollmächtigten anzunehmen oder gutzuheißen, als nur zum gemeinsamen Nutzen und Vortheil der beiden hohen contrahirenden Parteien. — IV. Die Basis der Verhandlung mit England ist das Uti possidetis. — V. Die hohen contrahirenden Parteien betrachten als unabweisbare Grundbedingung eines Friedens mit England die Anerkennung Finnlands, der Moldau und der Walachei als integrirender Theile des russischen Kaiserreiches. — VI. Sie verlangen gleichfalls in demselben Sinne von Seiten Englands die Anerkennung der neuen, von Frankreich begründeten Verhältnisse und Zustände in Spanien. — VII. Die hohen contrahirenden Parteien verpflichten sich, während der Dauer der Verhandlungen weder Vorschläge, Anerbieten noch sonstige Mittheilungen von den englischen Bevollmächtigten zu empfangen, ohne dieselben sofort ihren betreffenden Regierungen bekannt zu geben. — VIII. Seine Majestät der Kaiser aller Reußen erklärt, bei den ungeordneten und revolutionären Zuständen in der Türkei, und da es nicht möglich ist, von der ottomanischen Regierung die nöthigen Garantien zum Schutze der Bewohner der Moldau und Walachei zu erlangen, die Vereinigung dieser beiden Provinzen mit Rußland als Bedingung seiner Anerkennung der Integrität der Pforte; und Seine Majestät der Kaiser Napoleon schließt sich dieser Erklärung voll und ganz an. — IX. Seine Majestät der Kaiser aller Reußen verpflichtet sich zu dem tiefsten Stillschweigen über den vorhergehenden Artikel und wird versuchen, Unterhandlungen in Constantinopel oder sonstwo zu eröffnen, um von der Pforte die giltige Abtretung der genannten Provinzen zu erlangen, und das französische Cabinet verzichtet seinerseits dabei auf jede Einmischung. Nur werden die Bevollmächtigten

[1]) Talleyrand, Memoiren. Deutsch von Ebeling. Bd. I, S. 346.

beider Nationen sich angelegen sein lassen, die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft zu respectiren, ferner die in der Levante ansässigen Franzosen zu schützen und schließlich eine Annäherung der Pforte an England zu verhindern. — X. Sollte die ottomanische Pforte die gütliche Abtretung der gedachten Provinzen verweigern, so würde der Kaiser Napoleon im Falle eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei sich jeder Einmischung enthalten, wohl aber der Pforte seine freundschaftliche Vermittlung anbieten; sollte jedoch Oesterreich oder irgend eine andere Macht in diesem Kriege Partei für die Türkei ergreifen, so wird der Kaiser Napoleon die Sache Rußlands zu seiner eigenen machen, wie es die zwischen Frankreich und Rußland bestehende unverbrüchliche Allianz bedingt; wie sich gleicherweise der Kaiser von Rußland im Falle einer Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich verpflichtet, die Sache Frankreichs zu seiner eigenen zu machen, in Anbetracht der Allianz, die beide Monarchen und ihre Cabinette verbindet. — XI. Die hohen contrahirenden Parteien verpflichten sich im übrigen, die Integrität aller anderen Besitzungen des ottomanischen Reiches in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu erhalten und kein Vorgehen irgend welcher Art gegen die Türkei zu dulden, ohne vorher davon benachrichtigt zu sein. — XII. Sollten die Bemühungen Rußlands und Frankreichs zur Erlangung eines Friedens mit England erfolglos bleiben, sei es, daß England die Vorschläge zurückweist, sei es, daß die Verhandlungen sonstwie abgebrochen werden, so werden Ihre kaiserlichen Majestäten nach Ablauf eines Jahres von neuem zusammenkommen, um sich über die kriegerischen Operationen zu verständigen und dieselben dann mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ins Werk setzen. — XIII. Die hohen contrahirenden Parteien in Anerkennung der Loyalität, mit welcher der König von Dänemark sich ihrer gemeinsamen Sache angeschlossen hat, verpflichten sich, Seiner Majestät gegenüber für die gebrachten Opfer zu einer angemessenen Entschädigung, wie sie gleichfalls Seiner Majestät den Besitz eines im Kriege eventuell gemachten Ländererwerbes garantiren. — XIV Der vorstehende Vertrag soll für eine Zeitdauer von wenigstens zehn Jahren geheim gehalten werden. Unterzeichnet:

Erfurt, am 13. October 1808. Champagny. Rumanzow."

Allianz.

Dänemark.

Der gemeinsame Brief an Georg III. lautet:

„Sire! Die gegenwärtigen Verhältnisse Europas haben uns in Erfurt zusammengeführt. Unser erster Gedanke war, dem Wunsch und dem Bedürfniß aller Völker nachzugeben und durch eine rasche Friedensverhandlung mit Ihrer Majestät das wirksamste Heilmittel zu finden für alle Leiden, welche auf allen Völkern lasten. Wir theilen hiemit Eurer Majestät unseren aufrichtigen Wunsch für diesen Frieden mit. Der lange und blutige Krieg, welcher das Festland zerrissen hat, ist zu Ende, ohne daß er sich wieder erneuern kann. Viele Veränderungen haben in Europa stattgefunden, viele Staaten sind umgestürzt worden. Die Ursache davon liegt im Zustand der Aufregung und des Unglücks, in welches das Aufhören des Handels zur See die meisten großen Staaten versetzt hat. Es könnten aber noch viel größere Veränderungen eintreten, die alle der Politik des englischen Volkes zuwider wären. Der Friede wäre also zugleich im Interesse des Festlandes, als auch der Völker Großbritan-

Der Vertrag.

Drohung.

niens. Wir vereinigen uns nun, Eure Majestät zu bitten, auf die Stimme der Menschheit zu hören und der Stimme der Leidenschaften Schweigen zu gebieten, und in der Absicht dies zu erreichen, zu versuchen, alle Interessen zu versöhnen und dadurch für alle noch bestehenden Mächte eine Gewähr zu leisten und das Glück Europas und der Generation zu sichern, an deren Spitze uns die Vorsehung gestellt hat." [1])

Napoleon und Vincent. In Folge von Andréossys Bericht wurde Vincent mit der Miene des Zornes von Napoleon entlassen: „Muß ich Oesterreich immer auf meinem Wege gegen meine Pläne finden? Ich wollte mit Euch in gutem Einvernehmen leben, Euch große Vortheile zuwenden; als aber Alles zwischen uns beendet und geregelt schien, so haben Eure Rüstungen Europa in Aufregung versetzt. Was wollt Ihr damit? Der Vertrag von Preßburg hat Euer Loos unwiderruflich entschieden. Wollt Ihr das, was schon entschieden ist, noch einmal in Frage Drohung. stellen? Dann ist es der Krieg, den Ihr sucht; ich muß mich darauf vorbereiten und ich werde ihn schrecklich machen. Ich wünsche ihn nicht, fürchte ihn aber auch nicht; meine Mittel sind ungeheuer; der Kaiser Alexander ist mein Verbündeter und wird es bleiben; Eure Einflüsterungen, Eure Angebote haben ihn nicht erschüttert; er wird genau seine Verbindlichkeiten erfüllen, ich weiß es gewiß, und wird gegen Euch alle Kräfte seines Reiches in Bewegung setzen. Ist unter diesen Verhältnissen für Euch der Augenblick günstig, mich anzugreifen? Das Urtheil darüber steht Euch zu; die Zukunft wird Euch Recht oder Unrecht geben. Und doch wäre es einmal Zeit für Euch, uns Ruhe zu geben, nachdem Ihr viermal erlegen seid, und Euch um die Verbesserung Eurer Finanzen und das Glück im Inneren Mühe zu geben. Besteht Euer wahrer Vortheil nicht darin, die Milizen heimzuschicken, die Linientruppen zu vermindern, die auch jetzt noch zu zahlreich sind, wenn keine Gefahr von außen Euch bedroht und Ihr keinerlei Feinde habt als die, welche Ihr durch Eure Herausforderungen und Eure unbesonnenen Rüstungen Euch selber macht?" — Zuletzt sagte der Kaiser, er lasse sich nicht länger ungestraft trotzen. Auf die erste kriegerische Herausforderung werde er mit dem Krieg antworten und die Waffen nicht niederlegen, bis er die Stärke Oesterreichs auf 100.000 Mann herabgebracht habe. Dann wurde er wieder ruhiger, und bedeutete, er entferne seine Truppen von der Oder und wolle der Königin von Preußen ihr Berlin zurückgeben. —

An Kaiser Franz I. sandte Napoleon 14. October 1808 aus Erfurt das folgende hochfahrende Schreiben: [2])

„Mein Herr Bruder! Ich danke für das durch Vincent mir überbrachte Schreiben! Ich zweifelte nie an den geraden Absichten Ihrer Majestät, aber ich habe einen Augenblick nicht weniger gefürchtet, die Feindseligkeiten zwischen uns wieder sich eröffnen zu sehen. Es gibt in Wien eine Partei, welche Angst einjagt, um Ihr Cabinet zu Gewaltmaßregeln fortzureißen, welche der Ursprung noch größeren Unglücks würden, als das frühere. Ich konnte die Monarchie Ihrer Majestät in Stücke zertheilen oder wenigstens an Macht vermindern, doch ich habe es nicht gewollt. Das, was sie jetzt ist, das ist sie durch meinen Willen; das ist der beste Beweis, daß unsere Rechnung abgeschlossen ist. Ich bin immer geneigt,

[1]) Correspondance, vol. XVII, p. 638.
[2]) Correspondance, vol. XVII, p. 649—51, wo auch das Schreiben, das Baron Vincent übergab, abgedruckt ist.

die Unversehrtheit Ihres Reiches zu gewährleisten, ich werde Nichts gegen die Grundgewalten Ihrer Staaten thun. Aber Ihre Majestät soll nicht wieder das in Frage stellen, was nach fünfzehn Kriegsjahren abgeschlossen wurde; Sie muß jeden Aufruf oder Schritt vermeiden, welche den Krieg herausfordern. Die letzte Massenaushebung hätte unfehlbar den Krieg zur Folge gehabt, wenn ich hätte fürchten können, daß diese Aushebung und ihre Vorbereitungen mit Rußland wären vereinbart worden. Ich habe soeben die Lager des Rheinbundes entlassen. 100.000 Mann meiner Truppen marschiren nach Boulogne, um meine Pläne gegen England wieder zu erneuern; möge Ihre Majestät sich jeder Rüstung enthalten, welche nur Unruhe zu machen und eine Bewegung zu Gunsten dieser Macht bewirken könnte. Ich hätte glauben sollen, als ich das Glück hatte, Euere Majestät zu sehen, und als ich den Frieden zu Preßburg schloß, daß ich mich ganz dem Seekrieg hingeben, ohne beunruhigt oder im Rücken angegriffen zu werden. Möge Euere Majestät Jenen mißtrauen, die von Gefahren Ihrer Monarchie sprechen und so Ihr Glück trüben und das Glück Ihrer Familie und Ihrer Völker! Solche Leute allein sind gefährlich, solche allein nennen Gefahren, welche sie zu fürchten sich stellen. Mit einem geraden, freimüthigen und einfachen Benehmen wird Ihre Majestät Ihre Völker glücklich machen und wird das Glück genießen, nach dem Sie ein Bedürfniß fühlen werden nach so vielen Wirren, und wird sicher sein in mir einen Mann zu haben, der entschlossen ist, nie Etwas gegen Ihren wesentlichen Vortheil zu unternehmen. Mögen Ihre Schritte Vertrauen zeigen, dann werden sie ein solches auch einflößen. Die beste Politik ist heutzutage Einfachheit und Wahrheit.[1]) Möge nur Ihre Majestät mir Ihre Besorgnisse anvertrauen, wenn man solche in Ihnen erweckt, ich werde sie auf der Stelle zerstreuen. Ihre Majestät gestatten mir noch ein letztes Wort: möge sie auf Ihre eigene Meinung achten, auf Ihre eigene Ansicht, dieselbe ist der Ihrer Räthe weit überlegen. Ich bitte Ihre Majestät, mein Schreiben in gutem Sinn zu lesen und Nichts darin zu sehen, was dem Wohle und der Ruhe Europas zuwider wäre, oder der Ruhe Europas und dem Glücke Ihrer Majestät. Napoleon."

Schreiben an Georg III.

Auf dieses hofmeisterliche Schreiben konnte Kaiser Franz I. nur seine Rüstungen fortsetzen. Minder hochfahrend war obiges Schreiben, das beide Kaiser an König Georg III. von England am 12. October aus Erfurt erließen. Auf seine früheren Schreiben hatte Napoleon auch nicht eine Zeile von Georg III. erhalten, was seinen Stolz bitter verletzte; weil er diesen Brief zugleich mit Alexander unterschrieb, hoffte er jetzt eine Antwort vom König zu erhalten.

Napoleon sehnt sich nach stiller Häuslichkeit.

In Erfurt war Napoleon noch aufmerksamer und zuvorkommender gegen den Czaren, als vorher. Dem neuen Tractat schien er keine große Bedeutung mehr beizulegen, wenigstens sprach er gar nicht mehr davon; er wünsche nur, wie er sagte, seinem erhabenen Verbündeten, dem Kaiser Alexander, freundlich und gefällig zu sein. Er sprach auch viel mit ihm von seinen persönlichen Verhältnissen, wie sein gewaltig bewegtes Leben ihn ermüde, und daß er sich nach Ruhe sehne. Wenn doch der Tag bald käme, seufzte er, wo er sich sorglos dem Genuß einer stillen, gemüthlichen Häuslichkeit hingeben könne, für die er von jeher so viel Sinn gehabt. „Gibt es wohl für mich überhaupt eine solche Häuslichkeit?" sagte

[1]) Man denke an Bayonne!

Napoleon macht vertrauliche Mittheilungen,

er zum Czaren, „denn ich habe ja keine Kinder, und meine Gattin ist zehn Jahre älter als ich. Verzeihen Sie mir, treuer Freund, daß ich mit Ihnen von solchen Dingen rede, die fast lächerlich klingen; ich folge darin dem Drange meines Herzens, das mich zu dem Ihrigen hinzieht.“ Und dann redete er noch viel von ihrem baldigen Abschied, von der großen Entfernung zwischen Petersburg und Paris, von den Mühseligkeiten der langen Reise u. s. w. Plötzlich unterbrach er sich mit den Worten: „Wir haben nur noch eine halbe Stunde bis zur Tafel, und ich muß jetzt mein trockenes Staatsgesicht wieder aufsetzen, denn ich will vor Tische noch den Baron von Vincent empfangen.“

Talleyrand erzählt weiter: „Napoleon behielt mich an jenem Abend, wo er von seinen häuslichen Verhältnissen redete, noch lange bei sich. Er war sehr aufgeregt und sprach allerlei Durcheinander, stellte verschiedene Fragen an mich, deren Antwort er aber nicht abwartete, und fragte immer wieder nach neuen Dingen. Ich merkte wohl, daß er mir etwas besonders Wichtiges zu sagen hatte, und daß er mit sich selbst kämpfte, ob er solle oder nicht. Endlich kam das ernste Wort über seine Lippen: die Ehescheidung. Es überraschte mich nicht, denn ich wußte es schon lange. —

will sich scheiden lassen,

„Mein Schicksal treibt mich dazu,“ sagte er, „und ich muß Frankreich in diesem Punkte beruhigen. Ich habe keinen Nachfolger, Joseph ist nichts, und er hat auch nur Töchter. Ich selbst muß eine Dynastie gründen und kann es nur, wenn ich mich durch Heirath mit einem der ersten regierenden Häuser verbinde. Sehen Sie das nicht ein, Talleyrand? Der Kaiser Alexander hat mehrere Schwestern, und eine davon ist gerade in dem passenden Alter. Hören Sie, Talleyrand, sprechen Sie einmal mit Rumanzow ganz vertraulich darüber! Sagen Sie ihm, daß er, sobald die spanischen Angelegenheiten geordnet sind, bestimmt auf mich rechnen könne, wenn Rußland die europäische Türkei nehmen will; Sie können ihm auch sonst noch allerlei sagen, um ihn günstig zu stimmen. Sie selbst sind ja für eine Scheidung, und ich weiß es, die Kaiserin Josephine ebenfalls; es läßt sich nicht ändern, ich sehe keinen andern Ausweg.“ — „Sire,“ entgegnete ich, „wenn Eure Majestät mir erlauben wollen, so spreche ich mit Rumanzow gar nicht davon. Er ist im Grunde doch nur ein beschränkter Kopf, wenn die Frau von Genlis ihn auch als Modell für einen ihrer Schwanenritter genommen hat. Und selbst wenn es mir gelingen sollte, den guten Rumanzow in unserem Sinne zu bearbeiten, so soll er doch nachher dem Kaiser Alexander wieder Alles vorstellen und erklären. Wird er seinen Auftrag gut ausrichten? — und, was die Hauptsache ist, Sire, wird er ihn gut ausrichten wollen? Ich kann dafür nicht einstehen. Da scheint es mir doch viel natürlicher und zugleich viel bequemer, wenn ich direct mit dem Kaiser Alexander spreche, denn die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit und verlangt zugleich die größte Discretion. Wenn daher Eure Majestät meinen Vorschlag billigen, so könnte ich gleich morgen dem Czaren die erste Eröffnung machen.“

will des Czaren Schwester,

Auftrag zu werben.

„Sie haben recht, Talleyrand; daß ich auch daran nicht früher dachte! Aber merken Sie wohl auf: Sie dürfen ganz und gar nicht in meinem Auftrage reden. Ich weiß von nichts. Sie sprechen einfach als Franzose, als guter Patriot und im Interesse Frankreichs, was auch die Wahrheit ist. Sie sprechen von der Nothwendigkeit, die Fortdauer meiner Dynastie zu sichern und dadurch die Zukunft meines Reiches. Von diesem Gesichtspunkte können Sie alles offen und frei sagen; Joseph, Lucian und alle die Andern, die zu meiner Familie gehören, brauchen Sie dabei nicht zu schonen. Sie sind Nichts und bedeuten Nichts. Ja, wenn ich einen Sohn hätte (doch das müssen Sie ihm nicht sagen), so würde ich

selbst für den noch immer einen schweren Stand haben, ihn ohne Weiteres zu meinem Nachfolger zu machen."

Talleyrand erzählt weiter, wie er alsbald zur Fürstin Thurn und Taxis eilte, in deren Salon er noch Licht sah, um den Czaren zu treffen. „Alexander erzählte gerade der Fürstin von Napoleon, wie er ihn besser kenne als jeder Andere: „Was er einmal unternimmt, würde für andere Länder vielleicht zu groß und gewaltig sein, für Frankreich aber sei er gezwungen so zu handeln. Talleyrand, Sie wissen nicht, was er für ein gutes Herz hat, und meinen doch, ihn so genau zu kennen!" — „Sire, persönlich bin ich ganz Ihrer Ansicht und kann es Ihnen nicht besser beweisen, als wenn ich Sie für morgen um eine Audienz bitte." — „Gern, gern, lieber Talleyrand, wollen Sie vor oder nach dem Baron Vincent kommen, der sich morgen bei mir beurlauben wird, um nach Wien zurückzureisen. Ich will ihm einen Brief an den Kaiser Franz mitgeben, den ich aber noch schreiben muß." — „Sire, da bescheide ich mich und komme später. Ich möchte nicht um eine Minute den Brief verzögern, denn er ist ein gutes Werk. Der Kaiser Franz bedarf sehr einer freundschaftlichen Beruhigung von hoher Hand und ich bin überzeugt, daß Ihr Brief ihm dieselbe bringen wird." — „Es ist wenigstens meine aufrichtige Absicht," entgegnete der Czar, sah auf seine Uhr und erschrack, denn es waren zwei Stunden nach Mitternacht." [1]) Vincent wurde denn auch huldvoll bei Alexander aufgenommen. Das Schreiben an Kaiser Franz war wohlwollender Rath.

Talleyrand erzählt weiter: „Ich blieb allein und erwog ernsthaft den Weg, den ich jetzt einschlagen mußte, um den mir gewordenen schwierigen und delicaten Auftrag zur allseitigen Zufriedenheit gut auszuführen. Ich gestehe, daß ich trotz meiner aufrichtigen Verehrung für den Kaiser Alexander doch vor einer so intimen Allianz Rußlands mit Frankreich, und zwar im Interesse Europas zurückschrack. Der einzige Ausweg schien mir nur dieser zu sein: zuerst den Kaiser Napoleon durch die Versicherung zufriedenzustellen, daß von russischer Seite eine solche Familienverbindung gern gesehen würde, und dann politische Bedenken zu erregen, um diese Verbindung vorher noch reiflich und nach allen Seiten hin zu erwägen. [2])

Bedenken.

„Mein diplomatischer Scharfsinn war hier aber ganz überflüssig, denn kaum hatte ich dem Kaiser Alexander das erste Wort von meiner geheimen Mission mitgetheilt, als er mir auf halbem Weg entgegenkam. Er hatte mich nämlich sofort verstanden und unterbrach mich: „Wenn ich allein darüber zu bestimmen hätte, lieber Talleyrand, so wäre die Sache sehr einfach, denn ich würde natürlich von Herzen gern meine Einwilligung geben; aber ich stehe hier nicht allein. Meine Mutter hat einen großen Einfluß auf ihre Töchter, den ich ihr nicht streitig machen darf. Ich kann ihr wohl meine Meinung darüber sagen und ihr allenfalls einen guten Rath geben, den sie auch vielleicht befolgen wird; aber weiter geht meine Macht nicht, so daß ich nichts Bestimmtes versprechen darf. Ich sage das in aufrichtiger Freundschaft für den Kaiser Napoleon, und ich hoffe, er wird damit vorderhand zufrieden sein. Fahren Sie schnell zu ihm und melden Sie mich bei ihm an!" — „Sire, wenn Sie mir noch zwei Worte gestatten, so möchte ich Sie bitten, zu bedenken, daß Sie im Begriff stehen, einen hochwichtigen Schritt zu thun. Sie werden im Interesse Europas und Frankreichs sprechen.

Antwort Alexanders.

---

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 340.

[2]) Wie tückisch war die Erwägung, offenbar gegen die Absichten Napoleons!

Europa hat ein Recht und zugleich das Bedürfniß, den französischen Kaiserthron gesichert und gegen Stürme von außen gefestigt zu sehen, und Eure Majestät können zu diesem großen und schönen Ziel das Ihrige beitragen." — „Gut," sagte der Czar, „das soll mein Text sein; übrigens sehen wir uns ja noch diesen Abend bei der Fürstin." —

„Sofort benachrichtigte ich den Kaiser von dem Erfolge meiner Mission, und er war sehr erfreut, daß die Angelegenheit diese Wendung genommen hätte, denn er brauchte jetzt keinen Antrag mehr zu stellen. Ich konnte kaum noch einige Worte hinzufügen, als ich den Czaren schon zu Pferde ankommen sah.

„Die beiden Kaiser blieben mehrere Stunden in ungestörter Unterhaltung zusammen, und als sie endlich wieder erschienen, erstaunte der ganze Hof über die auffallend herzliche Weise, mit der sie sich gegenseitig behandelten . . . eine Vertraulichkeit, wenn sie miteinander sprachen, wie man sie bis dahin bei ihnen noch nicht wahrgenommen hatte. Dies ging so weit, daß das Hofceremoniell in den letzten Tagen ungezwungener und weniger streng beobachtet wurde, als hätte sich die freundschaftliche Stimmung der beiden Souveräne allen Uebrigen mitgetheilt. Man erfuhr auch schon ein Wort von der beabsichtigten Ehescheidung und flüsterte im Stillen davon. Der Kaiser selbst ließ hie und da eine Andeutung fallen, welche diejenigen beunruhigte, die im Dienste der Kaiserin Josephine standen und von dieser Veränderung eine Schädigung ihrer persönlichen Interessen fürchteten." [1])

Scheidung von Josephine.

Abschied der Kaiser.

Am Morgen des 14. October stiegen die beiden Kaiser unter dem Zulauf des Volkes und vor den in Waffen stehenden Truppen zu Pferd und ritten mit ihrem Gefolge aus Erfurt, wie sie eingezogen waren. Eine Strecke weit von der Stadt stiegen sie ab, gingen ein paarmal auf und nieder, wiederholten einander den Ausdruck ihrer Zufriedenheit, ihrer Wünsche und ihrer Hoffnung, sich bald wieder zu sehen, und bald durch engere Bande sich zu verbinden, umarmten sich und schieden — sie haben sich aber nie mehr gesehen.

Alexander I.

Alexander I. fuhr zunächst zu seiner Schwester nach Weimar, von hier schrieb er der Mutter mit leisem Spott über ihre Befürchtung: „Ich habe die Festung Erfurt verlassen und mit Bedauern den Kaiser Napoleon, ich schreibe Ihnen aus Weimar." Er hatte allen Grund zufrieden zu sein: er nahm die Zusicherung der Moldau und Walachei mit, zweier Provinzen von der Größe eines Königreiches; er war jetzt frei in seinem Handeln, er konnte von da bei Gelegenheit die Pläne Katharinas weiter ausführen. Nach Königsberg brachte er der königlichen Familie die schriftliche Zusicherung, daß Napoleon ihr an der schwerdrückenden Schuld zwanzig Millionen Thaler erlasse: er empfahl die innigste Hingebung an Frankreich, warnte vor jedem Schein der Widersetzlichkeit, denn Talleyrand, Maret, Savary, Caulaincourt hatten ihm gesagt,[2]) Alles komme darauf an, Napoleon zu besänftigen, weil nach seinem Tod Frankreich seinem wahren Vortheil gemäß den ihm lästigen, schwer zu regierenden und unaufhörliche Kriege erfordernden Eroberungen entsagen und durch Rückkehr in seine natürlichen Grenzen Ruhe erkaufen würde. Also rechneten Manche, daß Napoleon vielleicht im spanischen Kriege fallen werde.

in Königsberg.

---

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 341—42.

[2]) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn von Stein, Bd. I, S. 261.

Dieser ritt schweigend und nachdenklich nach Erfurt zurück: ein ernster Krieg, der spanische, stand ihm bevor, doch glaubte er Oesterreich eingeschüchtert und Alexander dauernd an sich gefesselt zu haben: er täuschte sich in beidem. Oesterreich setzte seine Rüstungen fort, Talleyrand aber hatte ihm Alexander entwunden. Seine Warnungen vor dem wahnsinnigen Ehrgeiz Napoleons, vor seiner unersättlichen Eroberungssucht, vor seiner Unbeständigkeit, seiner Falschheit, hatten das schöne Bild von Napoleons Freundschaft in seiner Seele zerstört, ihn mit Mißtrauen erfüllt. Die süße Hoffnung auf die gemeinsame Theilung der Türkei, auf die riesigen Eroberungen im Orient war zerronnen, damit aber auch seine Begeisterung für Napoleon. Der Czar war Realpolitiker geworden, ein kleiner, aber sicherer Gewinn galt ihm mehr als eine glänzende Hoffnung in Zukunft. Talleyrand hatte aber einen anderen Gedanken in ihm geweckt, daß er berufen sei, im Verein mit Oesterreich Europa von der Revolution zu retten, geordnete Zustände in der europäischen Völkerfamilie herzustellen, der Hort der Ruhe und des Friedens zu sein und die aus ihren Gelenken gewichene Welt wieder einzurenken. Sich selber bereitete er für die Zukunft die bedeutsame Stelle als oberster Rathgeber und Helfer Alexanders. Ebenso empfahl er sich durch seine wichtigen Mittheilungen an Baron Vincent und Metternich dem Kaiser Franz I. für die Zukunft. Talleyrand verrieth also seinen Herrn und arbeitete für sich. — Seinen Haß gegen Napoleon, der ihn doch emporgehoben, konnte er vollkommen befriedigen, er hat ihn bei den Kaisern, bei den Diplomaten untergraben.

Napoleon.

Talleyrand.

Dem Herzog von Oldenburg soll der Czar den Eroberer als einen Bergstrom bezeichnet haben, den man vorüberbrausen lassen müsse. Zu seinem Oheim, dem König von Wirtemberg, soll Alexander gesagt haben: „Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig, um ihm mit Erfolg den Krieg zu machen, man muß ihn erst sich schwächen lassen. Spanien wird in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Sein Ehrgeiz, der ihn von einem Unternehmen in das andere treibt, thut das Uebrige. Die Zeit wird dann kommen, wo ich wegen der Rolle, die ich hier in Erfurt spiele, Entschuldigung nehmen werde.“ [1]) — Wie seltsam ist nicht die Schmeichelei des französischen Ministers an den Czaren im Wunsch ausgedrückt, die Postillone möchten sich in den Wagen irren, und der Kaiser, der nach Petersburg reisen wolle, nach Paris gebracht werden, und dafür Napoleon, der nach Paris fahre, nach Petersburg!

Reden des Czaren.

Menneval, der Secretär Napoleons, erzählt: „Talleyrand kam jeden Morgen zu Napoleon und da sprach der Kaiser, sobald die Fremden fort waren, mit ihm offen von seinen Plänen, von seinen Ansichten über das türkische Reich, von der Art, wie er Alexander behandeln wolle, von den Vortheilen, welche er aus dem Bündniß mit ihm zu ziehen, wie er ihm nur nach und nach ein Zugeständniß zu machen vorhabe. Talleyrand trug kein Bedenken, all das verrätherisch noch denselben Abend bei der Fürstin Thurn und Taxis dem Kaiser Alexander mitzutheilen und ihn auf die Zumuthungen vorzubereiten, die ihm Napoleon am nächsten Tag machen werde; er kühlte so sein Feuer für Napoleon ab und träufelte Gift in sein Herz. In gleicher Weise theilte Talleyrand dem Baron Vincent mit, was Napoleon und Alexander planten. Menneval will nicht bestimmen, was er als Lohn in Gold erhielt, weist aber auf einen anderen

Napoleon und Talleyrand.

---

[1]) Graf Bismarcks Aufzeichnungen. Karlsruhe 1849. S. 45, auch bei Lanfrey, Geschichte Napoleons des Ersten, Bd. IV, S. 349. Berlin 1870.

Lohn hin. Talleyrands Neffe, Louis Perigord, war als Courier auf der Fahrt von Paris nach Petersburg, weil er sich keine Rast gönnte, in Berlin erlegen. Nun benutzte er den Heirathsantrag Napoleons für sich bei Alexander: „Sire, da Eure Majestät so günstige Anträge haben, so bitte ich auch um eine Gunst. Ich habe kürzlich meinen ältesten Neffen verloren, einen hoffnungsvollen jungen Mann; jetzt habe ich noch einen Neffen, den ich vortheilhaft verheirathen möchte, aber in Frankreich kann ich das nicht, denn der Kaiser vergibt die reichen Erbinnen alle an seine Adjutanten. Nun hat aber Eure Majestät unter Ihren Unterthanen eine Dame, mit der ich gerne in verwandtschaftliche Beziehung treten möchte. Die Prinzessin Dorothea von Kurland würde meinen Neffen Edmund glücklich machen." Alexander, der schon oft seine Geneigtheit betheuert hatte, Talleyrand einen Gefallen zu erweisen, versprach ihm sogleich seine Vermittlung: er werde die Herzogin auf der Heimreise nach Petersburg besuchen und Edmund von Perigord, der mit Caulaincourt nach Erfurt als Attaché gekommen war, mitnehmen und die Sache sogleich ins Reine bringen. Der Czar hielt Wort, die nicht bloß reiche, sondern auch schöne und geistvolle Prinzessin wurde die Gattin des jungen Talleyrand. So hatte der schmähliche Verrath des alten Sünders die schönsten Folgen für seinen Neffen.[1]) —

Dorothea von Kurland.

Es war also ein großer Mißgriff, als Napoleon den falschen Talleyrand aufforderte, mit ihm nach Erfurt zu reisen. Sein Minister hat ihn dort untergraben. Man denkt unwillkürlich an Wallenstein, der auf der Flucht nach Eger den ihm begegnenden Butler zwang, mit ihm zu ziehen. Butler kam auf dem Weg zur Ueberzeugung vom Verrathe des Feldherrn und leitete dessen Ermordung ein.

England.

Auch in der Hoffnung auf Erfolg der Verhandlung mit England täuschte sich Napoleon. Die beiden Friedensboten wurden mit Anstand aufgenommen, aber unter Aufsicht eines englischen Staatsboten gestellt und nach 48 Stunden mit der Anzeige zurückgeschickt an Champagny und Rumanzow, daß Canning die Botschaft der beiden Kaiser empfangen habe — und später die Antwort nach Paris gelangen lassen werde. Nun erging 28. October 1808 folgende Antwort: „England wird nie sein Ohr der Stimme der Versöhnung verschließen, wofern es mit Ehren geschehen kann. Die Ehre aber fordert, daß England auf der Zuziehung aller seiner Verbündeten zu den Verhandlungen besteht, auch solcher, mit denen es nicht durch feierliche Verträge verknüpft ist." Unter diesen Verbündeten waren aber nicht bloß die Könige von Neapel, Portugal und Schweden, sondern auch die spanischen Insurgenten gemeint, England sei zwar nicht durch formellen Vertrag an Spanien gebunden, aber es hätte diesem Land gegenüber Verpflichtungen übernommen, die ihm heilig seien und die es unwiderstehlich an die Sache der spanischen Nation fesselten.

Antwort.

Nach dem Abschied vom Czaren wünschte Napoleon noch einmal die Erfurter Welt um sich zu sehen. „Zu den vielen großartigen Erinnerungen meines

[1]) Michaud, Histoire politique et privé de Charlés Maurice de Talleyrand. Paris 1853, p. 101—102. — Vgl. oben S. 327.

Lebens gehört auch diese Stunde.[1]) Sie waren noch einmal alle erschienen, die Fürsten und Herren, deren Armeen der Gewaltige vernichtet, deren Länderbesitz er geschmälert, deren Hoheitsrechte er sich selbst angemaßt hatte. Und doch war nicht einer unter ihnen, der es gewagt hätte, ihm auch nur eine demüthige Bitte vorzutragen; sie waren nur gekommen, um ihn noch einmal zu sehen und von ihm noch einmal gesehen zu werden, und jeder wollte der letzte sein, weil er sich einredete, daß der Kaiser ihn vielleicht dann um so besser im Gedächtniß behalten werde. Er grüßte sie wohl mit einer gnädigen Handbewegung, aber ausgezeichnet wurden auch diesmal nur die Akademiker von Weimar, die sich in ziemlicher Anzahl zum Abschied eingefunden hatten. Er wollte dadurch wahrscheinlich auf eine neue Art überraschen und imponiren. „Haben Sie noch immer so viele Schwärmer und Idealisten in Deutschland?" fragte er die Herren. — „Sire," antwortete einer von ihnen, ich weiß nicht mehr, wer er war, „hie und da mag sich wohl der eine oder andere finden." — „Das gefällt mir nicht und ich beklage Sie. In Paris haben wir auch welche; es sind gefährliche Leute, glauben Sie es mir, und bei Licht besehen, sind es nur verkappte Materialisten. — Meine Herren," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „die Philosophen zerbrechen sich die Köpfe, um ein neues System zu schaffen, und sie sehen nicht, daß das beste ihnen vor Augen liegt. Es ist der Christianismus, der den Menschen mit sich selber versöhnt und der zu gleicher Zeit die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten sichert. Ihre Weltverbesserer rauben uns die Illusionen zu dem Glücke unseres Lebens. Ich selbst nehme von meinem hiesigen Augenblicke eine mit, nämlich die, daß Sie mir ein gutes und freundliches Andenken bewahren." —

„Zehn Minuten später saß er bereits in seinem Wagen, und reiste nach Paris zurück, um, wie er sich einredete, Spanien vollends zu erobern." —

---

[1]) Talleyrand, Denkwürdigkeiten, Bd. I, am Schluß.

Napoleon in Spanien.

England kriegslustig.

Tadelte früher das englische Volk das Ministerium weil es nicht auf Friedensverhandlungen eingehen wollte, so war es jetzt eben so kriegslustig als die Regierung, denn durch die Herrschaft zur See war der Welthandel in seiner Gewalt, und trotz des Blokade-Decretes kamen seine Waaren doch auf das Festland; auch herrschte dort die Ueberzeugung, daß auf die Dauer das neue abendländische Reich einem fortgesetzten Widerstand erliegen müsse. Darum erklärte das Ministerium im Parlament die feste Absicht, die hochherzige spanische Nation nicht im Stiche zu lassen, dagegen aber mit allen Kräften eine Usurpation, die in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen hätte, beharrlich zu bekämpfen.

Anrede an Europa.

In einer Ansprache an Europa finden sich die Worte: „Wenn sich unter den Nationen, deren Unabhängigkeit Frankreich gegenüber zweifelhaft und unsicher geworden ist, die eine oder die andere befindet, welche im Augenblick zwischen dem gewissen Untergange, der aus einer länger fortgesetzten Unthätigkeit entsteht, und den ungewissen Gefahren eines Versuches schwankt, diesem Untergange auszuweichen, so würde die trügerische Aussicht eines Friedens zwischen Großbritannien und Frankreich diesen Nationen verderblich werden. Die eitle Hoffnung auf Wiederkehr der öffentlichen Ruhe könnte ihre Entschlüsse erschüttern. Darum führe England den Krieg fort, überzeugt, es sei kein Frieden möglich mit zwei Höfen, von denen der eine die rechtmäßigsten Könige entthront und gefangen hält, der andere aus Eigennutz ein so schmähliches Treiben duldet." — Was Napoleon noch besonders kränken mußte, war, daß Canning das Schreiben der beiden Kaiser nur an Rumanzow beantwortete, denn England habe Napoleon als Kaiser noch nicht anerkannt!

Antwort Frankreichs.

Also Krieg zwischen Frankreich und England, bis einer der Gegner ermattet zusammensinkt, zunächst Krieg in Spanien! Champagny antwortete:[1] „Frankreich und Rußland könnten den Krieg so lange fortsetzen, bis man zu London auf gerechte und billige Ansprüche zurückgekommen sein werde, und dazu seien beide entschlossen, denn wie könne Frankreich die spanischen Empörer bei den Unterhandlungen zulassen? Was würde England sagen, wenn Frankreich vorschlüge, die empörten Katholiken in England daran Antheil nehmen zu lassen. Ein solcher

[1] Correspondance, vol. XVIII, p. 79. Diese Antwort entwarf Napoleon in Burgos 18. November 1808.

Vorschlag könne bloß erbittern. England würde sich sehr irren, wenn es glaube, auf dem festen Lande Frankreich mit Erfolg zu bekämpfen, namentlich jetzt, da Frankreich und Rußland unwiderruflich miteinander verbunden seien."

Stimmung in Frankreich.

Also Krieg aufs Messer! Das englische Volk glühte für den Kampf. In Frankreich sah man mit Bangen einem neuen Krieg entgegen, der nur für Napoleon und seine Dynastie geführt werde; die heiligsten und tiefsten Gefühle wurden verletzt.[1]) Die Mütter zitterten für das Leben ihrer Söhne, die geopfert werden sollten, ohne daß es den großen Ideen gelte, für die Frankreich so lange gestritten, der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit. Trotz aller Vorsicht der Polizei wurden die Unglücksfälle bei Baylen, bei Vimeiro doch bekannt und die Flucht Josephs aus Madrid bis hinter den Ebro, und man redete mit Entsetzen von der schrecklichen Art, wie die Spanier den Krieg führten.

Rede Napoleons.

Diese Stimmung zu beschwichtigen eröffnete Napoleon, 28. October, bald nachdem er von Erfurt zurückgekehrt war, den gesetzgebenden Körper mit einer Rede voll Zuversicht und Vertrauen in die Zukunft.[2])

Die Finanzen seien so geordnet, daß die jährlichen Einkünfte allein zur Bestreitung aller Ausgaben hinreichten, die selbst eine allgemeine Verbindung von ganz Europa gegen Frankreich kosten möchte; niemals werde er zu den verderblichen Maßregeln von Papiergeld, Anleihen oder Rückständen seine Zuflucht zu nehmen brauchen. Er sei in diesem Jahre mehr als tausend Stunden im Innern seines Reiches gereist, und der Anblick der großen französischen Familie, die noch vor Kurzem durch Meinungen und innerlichen Haß getrennt gewesen, jetzt aber ruhig, glücklich und einig sei, habe sein Herz gerührt; er habe gefühlt, daß, um glücklich zu sein, er erst der Ueberzeugung bedürfe, daß Frankreich glücklich sei... Jetzt ziehe ein Theil seines Heeres gegen die Armeen, welche England in Spanien gebildet oder dort gelandet hätte. Es sei eine besondere Wohlthat der Vorsehung, die seine Waffen beschützt, daß die Leidenschaft die Rathschläge der Engländer so sehr verblende, daß sie auf die Herrschaft zur See Verzicht leisten und endlich ihre Heere auf dem festen Lande ihm entgegenstellen. In wenigen Tagen werde er selbst abreisen, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, um mit Gottes Willen den König von Spanien in Madrid zu krönen und seine Adler auf den Wällen von Lissabon aufzupflanzen. Mit dem Kaiser von Rußland sei er einverstanden und unveränderlich für Krieg und Frieden verbunden. „Der Kaiser von Rußland und ich, wir sahen uns in Erfurt. Unser erster Gedanke war der eines Friedens. Wir haben uns sogar entschlossen, einige Opfer zu bringen, um, wenn es möglich, den hundert Millionen Menschen, die wir vertreten, die Wohlthaten des Seeverkehrs genießen zu lassen. Wir stimmen überein und sind für den Frieden, wie für den Krieg unveränderlich verbunden." [3])

Am 29. October überreichte der gesetzgebende Körper eine Adresse, in der er die abermalige Entfernung Napoleons beklagte, „denn, eine gewisse Furcht,

---

[1]) Hist. parlam., XXXIX, p. 262.

[2]) Vgl. seine Noten pour l'exposé de la situation de l'empire, Saint-Cloud, 22. Octobre 1808, p. 42, mit einem Discours, 28. Octobre, Palais des Tuileries, p. 24—26.

[3]) Correspondance, vol. XVIII, p. 24—25.

Antwort des gesetzgebenden Körpers. eingeflößt durch die Liebe und gemäßigt durch die Hoffnung, habe alle Seelen beunruhigt"; mehr wagte er nicht zu sagen. Frankreich sah aber auch nicht mehr auf diese servilen Versammlungen, als Vertreter der Nation, welche seine Stimmung aussprächen. Es hatte für den Kaiser nicht mehr die Gefühle, welche es für den ersten Consul gehegt hatte, es hatte Kriegsruhm und Siege genug, aber es hatte kein Organ mehr, das seine Sorgen aussprach. Die Presse. Die Presse war geknechtet, das Volk stumm. Napoleon täuschte sich über die Stimmung; wenn er einem Staatskörper ein freies Wort gelassen hätte, so wäre er gewarnt worden, wie weit er gehen dürfe und wie weit nicht. So aber hörte er, wenn er ausfuhr, nur das „Vive l'empereur!" aus dem Munde eines von der Polizei geleiteten Straßenpöbels.

Kriegsplan. Wollte er sein Ansehen als unüberwindlicher Sieger herstellen, so mußte er rasch große Schläge in Spanien führen. Das war jetzt sein stetes Sinnen und er bewies wieder sein einziges Talent, den Krieg nach großartigem Maßstab vorzubereiten. Diesmal verwendete er für Spanien nicht, wie früher, junge Truppen, sondern einen starken Theil der großen Armee, von der er nur einen kleinen Theil in den preußischen Festungen zurückließ. Einen anderen Theil der großen Armee ließ er in Deutschland und im Elsaß mit dem Titel Die Rheinarmee. „Rheinarmee" unter Davoust zurück, aber so aufgestellt, daß er schnell wieder den Krieg gegen Oesterreich beginnen konnte, wenn dieses während seines Aufenthaltes in Spanien losschlagen sollte. Zum Angriff auf Oesterreich von Süden her standen 150.000 Mann in Italien bereit; 60.000 Soldaten der Rheinbundfürsten dagegen zogen unter französischen Heerführern durch Frankreich nach Spanien.

Durchzug der Deutschen. Um ihnen heitern Muth zu machen, sorgte er dafür, daß sie in den französischen Städten, durch die sie zogen, festlich empfangen und glänzend bewirthet wurden; er sorgte sogar für Siegeslieder, die dabei gesungen werden mußten. Sie kommen Einem wie Opferthiere vor, die geschmückt wurden, ehe man sie zur Schlachtbank führte. Von den Kriegern, mit denen er seine Hauptsiege errungen, sandte er einen namhaften Theil nach Spanien, auch seine Garde, sie sollten im Heere den Ton angeben. In kurzer Zeit wimmelte Bayonne von Uniformen, waren hier Massen von Kanonen, Gewehren, Kugeln, Mänteln, Schuhen angehäuft. Unter den Feldherren setzte er sein besonderes Vertrauen auf Lannes, den noch an den Wunden von Eylau leidenden Augereau ließ er als Commandanten von Paris zurück. Ihn selber drängte es, rasche und vernichtende Schläge zu führen. Am 29. October verließ er Paris, am 3. November war er schon in Bayonne.[1])

Die Spanier im Taumel. Was hatten die Spanier gethan, den Furchtbaren zu empfangen? Zu wenig! sie schwelgten im süßen Taumel des Sieges, sie prahlten mit ihrer Macht: sie würden nicht bloß das Heer umringen und zur Ergebung zwingen, das noch zwischen dem Ebro und den Pyrenäen stand, sondern auch

---

[1]) Historia del levantamiento, guerra y revolucion de Espana, poi el conde de Toreno. Paris 1838. Baudry, I, p. 287.

den Beppo Bottella (Joseph, der die Flasche liebt!), wie sie Joseph nannten, gefangen in Madrid im Triumph einführen, sondern sie würden auch Frankreich mit Krieg überziehen und Paris solle eine Belagerung und Zerstörung erleben, gegen welche die von Theben und Jerusalem nur bleiche Bilder des Schreckens wären.

Prahlerei.

„500.000 spanische Löwen werden sich auf Frankreich stürzen"; 500.000 Bewaffnete hätte Spanien wohl stellen und einüben können — so groß war die Zahl der Theilnehmer am Aufstand. Jeder war bereit mitzuziehen, der eine Waffe hatte. Wer die Franzosen am meisten haßte, galt für den ächtesten Spanier. Aber statt 500.000 waren beim Heer höchstens 150.000 Mann, und diese waren meist wenig eingeübt und nicht im Stande, im offenen Feld den Franzosen zu widerstehen.

Stärke.

Woher dieses Mißverhältniß? War der Enthusiasmus für den Krieg so schnell gesunken? Durchaus nicht. Der Haß war noch immer glühend, die Opferwilligkeit noch immer erstaunlich: die Reichen gaben große Summen für die gemeinsame Sache, die Bauern ließen eher ihre Ortschaften in Brand stecken, die Städter ihre Stadt in Trümmer legen, die Armen hungerten und lebten lieber wie die Araber in der Wüste, als daß sie die französische Herrschaft anerkannten. An Mitteln zu einem siegreichen Riesenkampf fehlte es also den Spaniern nicht, wohl aber an Einigkeit, an der gesammelten, geordneten Energie. Als die Revolution ausbrach, eilte Jeder im Zorn über das, was in Madrid geschehen und was in Bayonne verübt war, in den Hauptort oder zum Versammlungsplatz seines Bezirkes mit den Waffen in der Hand, um Spaniens Ehre zu rächen. Ueberall bildeten sich Vereine zum Widerstand, Junten. Solcher gab es hunderte. Jede Stadt betrachtete sich jedoch als Mittelpunkt der Bewegung, keine wollte sich der anderen unterwerfen. Die Dynastie, welche Spanien geeinigt hatte, war weg, jetzt gab es unzählige kleine Regierungen, von denen jede ihre Macht behaupten wollte. Sonst hatte Madrid großes Ansehen, als Hauptstadt, als Sitz der obersten Behörden, als Mittelpunkt der Regierung — aber eine Zeit war es ja im Besitz der Franzosen. Da zeigte sich jetzt der Provinzialsinn, der Kantönligeist, die Kirchthurmpolitik. Unter den Hunderten von Junten sprachen sechzehn den Titel Oberste Junta an und nahmen den Titel „Hoheit" an, und erklärten im Namen Ferdinands VII. den Krieg an Napoleon; jede fühlte sich als souveräne Regierung, keine wollte ein allgemeines Gesetz anerkennen. Anfangs hatte Sevilla die meiste Aussicht, den Sieg über die anderen davonzutragen — ein Bürgerkrieg stand bevor und Manche meinen: hätte Napoleon diese Uneinigkeit länger walten lassen, das spanische Volk hätte sich im Bürgerkrieg aufgerieben und dem Korsen wäre die Aufgabe viel leichter geworden.

Schwäche.

Die Junten.

Der Augenblick war groß, aber es fehlte an einem großen Mann, ihn zu ergreifen, an einem Feldherrn, der durch seine Siege, durch sein Herrschertalent die Einigkeit hätte herstellen können, an einem Staatsmann, der die gährenden, bewegungsbedürftigen Kräfte dem einen, richtigen Ziel hätte zutreiben können.

Kein großer Mann.

Castanos war ein tüchtiger Soldat, aber nicht von überwältigender Kraft. Jovellanos war ein glänzendes, staatsmännisches Talent, berühmt als Dichter,

Jovellanos.

als Kenner des Rechtes, ein zündender Redner — Napoleon hatte ihm in Bayonne geschrieben und ihn gedrängt, ein Ministerium unter König Joseph anzunehmen, aber Jovellanos hatte patriotisch abgelehnt — das hatte sein Ansehen in Spanien nur erhöht. Doch die schreckliche Haft, zu der ihn in Mallorca der grausame Justizminister Caballero mit Unrecht verurtheilt hatte, hat die Kraft des Mannes gebrochen, der sonst durch seine Rede die gährende Menge beherrscht hätte. — Palafox. Joseph Palafox war patriotisch, kühn, tapfer, geeignet, eine Festung zu vertheidigen, aber ohne Talent zur Strategie und wurde immer in offenem Felde geschlagen.

Eine Revolution ist wie ein Wetter, das eine Gegend überschwemmt. Ist das erste Wasser abgeflossen, so zeigt sich viel Schlamm. Wie arg traf diese Erfahrung in Spanien ein: Eigensucht, Ehrsucht, Herrschsucht, Ränkespiel voll Arglist, Mordlust aus Parteihaß. In den meisten Junten finden wir einige würdige, aber auch manche unwürdige, unwissende Männer, die den guten das Spiel verdarben. Sevilla. In Sevilla spielte ein ehemaliger Schleichhändler und der Tilly. wollüstige und raublustige Graf Tilly die Hauptrolle. Tilly und Morla waren Schuld an dem schändlichen Bruch der Capitulation von Baylen. Tilly wollte Sevilla zur Herrin über Spanien machen und vielleicht selber Herr von Mexico werden — er wußte von der Junta den Befehl an Castanos zu erwirken, daß er mit Waffengewalt Granada zwinge, die Oberhoheit Sevillas anzuerkennen. Castanos. Aber Castanos erklärte in gerechtem Zorn, „er möchte denjenigen sehen, der eine Abtheilung der unter ihm stehenden Armee ohne seine Erlaubniß in Bewegung zu setzen wagte; er kenne keinen Unterschied der Provinzen, er habe das Commando über einen Theil der spanischen Armee und werde nie zugeben, daß sie zu einem Werkzeug des Bürgerkriegs erniedrigt werde“ — und zog nach Sevilla, ward vom Volk mit Jubel empfangen — und zwang die Junta, jedem Gedanken auf einen Vorrang zu entsagen und sich für eine Centralregierung auszusprechen. — Kaum war er aber wieder abgezogen, so fing das böse Treiben von Neuem an, die Junta sandte die versprochenen 30.000 Mann nicht nach und ebensowenig etwas von den 60 Millionen Realen und 40.000 Waffenrüstungen, die sie von England erhalten hatte, und forderte dennoch, daß Castanos nur nach ihrem Befehle handle. Dagegen versorgte die Junta ihre eigenen Mitglieder mit übermäßigen Besoldungen.[1])

So konnte es nicht fortgehen. Die Engländer fürchteten schon, daß eine glorreiche Sache durch Eifersucht, Zwietracht, Habgier und Eitelkeit zu Grunde gehe. Die Junta von Cuença erhob laute Klage, daß überall die Habsucht walte, daß unter dem Vorwand des Gemeinwohls die Justiz der Willkür und Verwirrung preisgegeben sei. Von verschiedenen Seiten erhob sich der Ruf Centraljunta. nach einer Centraljunta, um der Anarchie und Verwilderung ein Ende zu machen, sonst werde die Nation ihr Opfer werden — eine oberste Gewalt müsse sein, Spanien wieder ein Reich werden, nicht ein verworrener Haufe von getrennten Provinzen. Eine oberste Regierung müsse bestehen, die mit den fremden Mächten verhandle, welche das Heer und die Marine leite, die Beamten und die Bischöfe ernenne, welche mit Rom verkehre und die Kolonien erhalte.

[1]) Baumgarten, Geschichte Spaniens, Bd. I, S. 298—99. Leipzig 1868.

Floridablanca, einst Minister Karls III., erließ einen Aufruf in diesem Sinne, damit nicht jede Junta sich als oberste betrachte und Anarchie und Verwirrung aufhöre. Cuesta rief zur Wahl einer Regentschaft durch die Cortes auf; da der gefangene König keinen Regenten ernennen könne, sei das Recht der Ernennung auf die Nation und ihre Vertretung übergegangen. Die Junta von Valencia rief zur Einsetzung einer Centralregierung aus je zwei Abgeordneten der Provinzialjunten auf. Wo sollte aber der Sitz dieser Regierung sein? Kaum war Madrid von den Franzosen geräumt, so suchte der Rath von Castilien von dort aus seine Macht über das ganze Reich wieder auszudehnen und forderte 4. August die commandirenden Generale auf, sich in Madrid zu vereinigen, forderte die Junten auf, Abgeordnete dahin zu senden, um mit ihm über die Fortführung des Krieges zu berathen. Dagegen regte sich die Eifersucht der Junten, namentlich protestirte Sevilla dagegen mit der Anklage, der Rath von Castilien habe sich der französischen Usurpation gefügt, habe Abgeordnete nach Bayonne geschickt, habe die dort octroyirte Verfassung verkündigt, König Joseph anerkannt. Valencia meinte, der Sitz der neuen Regierung müsse vom Kriegsschauplatz entfernt und möglichst in der Nähe eines Seehafens sein, durch den sie mit den Kolonien verkehren könne. Sevilla behauptete, am besten wäre dies bei ihm der Fall, es besitze alle zu einer Residenz erforderlichen Eigenschaften. Valencia sprach sich hierauf für Madrid aus, dort seien alle Behörden, alle Archive versammelt; ob der Rath von Castilien nun schuldig sei oder unschuldig, so sei dies kein Grund, Madrid oder Castilien des Rechts zu berauben, der Sitz der Regierung zu bleiben; es sei jedenfalls gut, den Rath von Castilien in der Nähe zu beaufsichtigen; es wäre traurig, wenn der Rath mit einigen Provinzen eine besondere Partei bildete; Amerika und die Höfe in Europa würden nur die Regierung in Madrid anerkennen. Valencia sandte an alle Vicekönige in Amerika und an alle Gesandten in Europa Bericht über die Lage, schickte eine Fregatte an die Vicekönige von Mexico und Santa Fé, sie sollten alle Gelder in den königlichen Kassen und alle patriotischen Gaben für Rettung des Vaterlandes heimsenden. Sevilla war schwer von dem Plane abzubringen, der Mittelpunkt wenigstens eines Theils der Provinzen zu werden.

Floridablanca. — Rath von Castilien. — Sevilla. — Valencia. — Für Madrid.

Die Gefahr einer Spaltung war groß, zumal die Bourbonen sich regten, nicht die Gefangenen in Valencay, nicht Karl IV., sondern die anderen Zweige der Familie, und zwar zu viele — und jeder gegen alle anderen.

Die Bourbonen

Ludwig XVIII. ließ die Asturischen Gesandten in London an das Recht des französischen Zweiges erinnern, wenn die Nachkommenschaft Philipps V. erloschen sei. Der Graf von Artois erklärte sich bereit, in die Reihen der spanischen Krieger einzutreten. Der Gesandte König Ferdinands von Neapel hob die Ansprüche seines Königshauses hervor. Doch die Spanier vergaßen ihren gefangenen Ferdinand VII. nicht. Wenn aber Napoleon die gesammte Königsfamilie vertilgte? Da regte sich unter den Officieren des Castanos der Gedanke, den Erzherzog Karl an die Spitze des Landes zu stellen und Dalrymple, der Commandant in Gibraltar, wurde gebeten, eine Fregatte bereit zu halten, um den Erzherzog in Triest abzuholen. Dalrymple fand dies ungeeignet: entweder sei Oesterreich im Frieden mit Frankreich, dann lasse man den Erzherzog nicht ziehen; oder es sei im Kriege, dann sei er für Oesterreich als Heerführer unentbehrlich. Ernst war es insbesondere den Aragonesen mit der Berufung des

candidiren. — Erzherzog Karl.

Erzherzogs; wie tapfer hatten nicht einst die Barcelonesen für Kaiser Karl VI. gestritten! In der großen Stadt glühten noch feurige Sympathien für das Haus Austria. Napoleon verfolgte ängstlich alle Spuren einer Unterhandlung der Spanier mit Oesterreich.

Carlotta.

Aber auch eine Frau trat als Bewerberin um den spanischen Thron auf, nach dem altspanischen Successionsrecht, welches auch die Weiber neben den Männern für regierungsfähig erklärte, Karls IV. älteste Tochter Carlotta, die Gemahlin des Prinz-Regenten von Portugal, dermalen in Brasilien. Floridablanca trat für ihr Recht ein. Der Hof von Palermo sandte dagegen den Ritter Robertoni an Dalrymple, um seine Rechte an den spanischen Thron zu wahren, von Gibraltar aus knüpfte er Verbindungen mit der Junta von Sevilla an. Graf Tilly trat sogleich eifrig für diese Ansprüche auf, um Sevilla an die Spitze des Reiches und sich selber in die Höhe zu bringen. Die Junta von Sevilla beschloß demgemäß, den Erbprinzen von Neapel zum Regenten von Spanien zu ernennen, und theilt diesen Beschluß dem englischen Admiral Collingwood mit, er möge ihn zu Palermo anmelden. Dalrymple hielt alle diese Bestrebungen für gefährlich, „denn der unbestreitbare König sei Ferdinand VII., es leben seine zwei Brüder, und es sei deßhalb durchaus unpolitisch über die Thronfolge für höchst fernliegende Fälle zu streiten." Dalrymple blieb in dieser Richtung fest, auch als auf den Antrieb Drummonds, des englischen Gesandten in Palermo, auf einer Fregatte aus Malta Prinz Leopold, der zweite Sohn Maria Karolinens, und der Herzog Louis Philipp von Orleans erschienen, um wegen Uebernahme der spanischen Regentschaft zu verhandeln; er setzte den Prinzen auseinander, daß jeder Schritt für ihre Pläne erfolglos, aber für das Zustandekommen einer Einigung Spaniens, einer Centraljunta, höchst gefährlich sei, und trieb sie, wieder umzukehren. Louis Philippe trachtete damals gierig nach irgend einem Thron: er trug sich der englischen Regierung für einen Thron in Amerika an, doch vergebens; dann wieder für einen kleineren Thron, für Korfu und die Jonischen Inseln, wiederum vergebens.

Prinz Leopold. Louis Philipp.

Einigung war nöthig, in der Vielköpfigkeit lag die Gefahr. Schon regte sich in der Armee der Gedanke, durch Ernennung eines Generals zum Regenten der Eigensucht der Junten ein Ende zu machen.[1] Cuesta meinte, man solle die Civilregierung dem Rathe von Castilien überlassen, und für den Krieg ein Triumvirat aufstellen, Castanos, ihn Cuesta und den Herzog von Infantado. Castanos aber war zu bescheiden und uneigennützig, um auf diesen Vorschlag einzugehen. Da trafen endlich Abgeordnete der Junten in Aranjuez ein, andere in Madrid. Wo war dann die Centralregierung? Jovellanos Geist und edler Sinn bewirkte, daß die in Madrid versammelten Abgeordneten 22. September nach Aranjuez zogen, sich dort mit den anderen zur Centraljunta vereinigten als Junta suprema central gubernativa de España é Indias, das heißt, als „oberste Centralregierung von Spanien und Indien", die als Vertreterin des Königs den Namen „Majestät" annahm. Floridablanca mit dem Titel „Hoheit" zum Präsidenten ernannt, rief vom Balcon zu Aranjuez Ferdinand VII. als den recht-

Cuestas Rath. Aranjuez. Madrid. Centraljunta.

[1]) Baumgarten, Geschichte Spaniens, Bd. I, S. 34.

mäßigen König von Spanien aus. Die 24, später 35 Mitglieder der Versammlung bekamen Rang, Uniform und Gehalt von Staatsräthen (120.000 Realen = 12.000 Gulden) und trugen eine große goldene Medaille, auf der die beiden Weltkugeln abgebildet waren.

Mitglieder.

Unter diesen Mitgliedern waren drei frühere Minister, fünf Granden, drei Marquis, vier Grafen, zwei Generale, fünf hohe Beamte, fünf hohe Geistliche, zwei Mitglieder des Bürgerstandes. Die altmonarchische Partei hatte ihr Haupt in Floridablanca, aber er war gebrochen durch das Alter; die reformfreundliche Partei hatte ihr Haupt in Jovellanos, aber er war gebrochen durch das achtjährige Kerkerleiden in Mallorca; der sonst an Geist und Körper so rüstige Mann war nervös geworden; eine Frage, die ihn tief ergriff, brachte ihn leicht zum Weinen. Es waren viele kenntnißreiche und wohlmeinende Männer unter den Mitgliedern, aber auch Leute, wie Tilly, der mit einigen Gesinnungsgenossen alles Gute zu lähmen wußte.

Floridablanca.

Was hemmt die Junta?

Einer der ersten Beschlüsse, der auf Jovellanos Antrieb gefaßt wurde, war, daß die Junta feierlich in Madrid einziehen und dort, wo die höchsten Behörden, die Bureaus, die Archive wären und bisher alle Fäden der Regierung zusammenliefen, stände ihr auch die gebildete Bevölkerung zu Gebot. Allein die Ausführung des Beschlusses wurde von Woche zu Woche verschoben und die Centraljunta blieb in Aranjuez sitzen, in den großen, leeren Räumen des spanischen Versailles. Zur Lähmung Ihrer Thätigkeit trug nicht wenig bei, daß die Junten ihre Abgeordneten banden, ihren Weisungen zu folgen, und daß also Jeder bei jeder wichtigen Frage vorher die Meinung der Junta seiner Heimath einholen mußte. Die Mitglieder waren also nicht Abgeordnete des Vaterlandes, sondern des Cantons, der sie gewählt hatte und an dessen Cahier sie gebunden waren. Dieser Umstand lähmte wesentlich die Energie der Centraljunta.

Je zwei Abgeordnete waren gesendet von den Junten von Altcastilien, Leon, Aragon, Catalonien, Asturien, Galicien, Estremadura, den vier andalusischen Königreichen, Murcia, Valencia, Mallorca; Madrid, Toledo, in denen sich keine Junten gebildet hatten, Navarra sandten zwei, die Canarischen Inseln einen Vertreter.

Der Rath von Castilien.

Ein anderes Hemmniß war der Rath von Castilien, welcher am 26. September aufgefordert, der Centraljunta Gehorsam zu schwören und alle Junten und Behörden zu demselben zu verhalten, sich gegen die Rechtmäßigkeit der Centraljunta erklärte, da nach altem Herkommen die Cortes, Klerus, Adel und Städte, berufen werden müßten, während die Provinzial-Junten nicht die drei Stände repräsentirten. Auch sei die Zahl der Mitglieder zu groß, nach dem Herkommen hätten die Cortes nur das Recht, einen, drei oder fünf Mitglieder für die Regentschaft zu erwählen.

Zwist.

Also Zwist, statt Einheit! Der Rath von Castilien hatte seine Anhänger,

Jovellanos, mit dem Eifer für die Centraljunta, die seinen. Mehrere Mitglieder in Aranjuez wühlten insgeheim für sich, als einzigem Regenten: ein Graf Montijo war darunter, ein Marques Lazan, der Bruder des Don José Palafox, und der bösartige Graf Tilly — und in diesem Augenblick eilte der Mann des stärksten Willens mit seinem kampfgestählten, siegesgewissen Heere heran — Napoleon.

Napoleon kommt,

Im Galopp ritt er heran. Durch die vielen Züge der Regimenter, der Artillerie, der Wagen mit Proviant waren die Straßen in Grund und Boden verdorben. Nun legte er den Weg zu Pferd zurück, namentlich durch die Gegend, die les Landes (die Steppe) heißt. Am 3. November traf er in Bayonne ein, zwei Uhr in der Frühe. Manche seiner Befehle fand er schlecht ausgeführt, manche noch gar nicht: er traf die nöthigen Anordnungen mit Geschick und Raschheit, überschritt am 4. November die Grenze und übernachtete in Tolosa, am 5. traf er in aller Stille in der Nacht in Vittoria ein; jede Huldigung zum Empfang hatte er sich verbeten; er übernachtete außerhalb der Stadt; er kam bloß als Feldherr, um das königliche Ansehen Josephs durchaus nicht zu schmälern und um zugleich den Krieg unerbittlich führen zu können. Milde und Gnade solle Joseph als König üben können, wenn Alles vollendet wäre. Kaum hatte er seinen Bruder begrüßt, so hielt er in Betreff der Straßen eine Besprechung mit schon dazu herbeorderten Officieren, welche das Land kannten, und begann unverzüglich den Angriff auf die Stellungen der Spanier: schnell und vernichtend sollten seine Schläge auf die Feinde fallen. Sein Plan war einfach und sicher.

als Feldherr.

Stellung der Spanier

Um denselben zu verstehen, ist es nöthig, die Aufstellung der Spanier zu kennen. Die commandirenden Generale hatten 5. September in Madrid einen Kriegsrath gehalten, Castanos, Cuesta und Llamas, der Führer der Valencianer, der Herzog von Infantado und die Adjutanten von Blake und Palafox, und hatten beschlossen, daß die Armee von Andalusien, Murcia und Valencia die französische Stellung hinter dem Ebro in der Front angreifen, Palafox mit der Armee von Aragon, über Pampeluna den linken Flügel der Franzosen umgehen, Blake mit den Asturiern, Leonesen und Galiciern den rechten Flügel des Feindes durch die Berge Biscayas überflügeln und ihm so den Rückzug abschneiden und dem Beppo Bottella, dem Flaschenseppel, das Schicksal Duponts bei Baylen bereiten, ihn gefangen nach Madrid bringen und die Rache auf die andere Seite der Pyrenäen tragen sollten. Der Plan nahm sich hübsch auf dem Papier und in der Zeitung aus: Spanien läute dann für ganz Europa die Morgenglocke der Freiheit, Oesterreich rüste ja zur Erhebung gegen den Tyrannen Europas, und Rußland werde seinem Beispiel folgen. Aber wie kläglich verhielten sich die Rüstungen zur Ausführung des Planes! Hände waren genug da, bereit die Flinte oder den Säbel zu führen; aber es fehlte an militärischer Einübung, es fehlte an geübten Officieren. Freiwillige waren genug da, bereit das Opfer ihres Lebens zu bringen, aber Enthusiasmus ohne Klugheit ist Verschwendung der Kraft. Seit Baylen war Nichts geschehen für Einübung und Fechten der Rekruten und Freiwilligen, für ihre Manövrirfähigkeit. Eine Menge hitzige Schreier

waren Officiere geworden, ohne die Anfänge einer militärischen Bildung zu besitzen. Es fehlte an Waffen, an Proviant, an Reiterei; die Soldaten waren ohne Schuhe, ohne ordentliche Kleider, oft ohne Brot, und duldeten Unsägliches. Dann war keine Einheit in der Leitung. Castanos hätte die Fähigkeit zum Oberbefehlshaber besessen, die Engländer wünschten ihn auch an der Spitze zu sehen, aber da regte sich die Eifersucht der Provinzialjunten und der Argwohn der Centraljunta, und es wurde statt eines Hauptes ein Kriegsrath ernannt, der neben der Junta den Krieg leiten sollte. Von diesem Rath, den Morla leitete, gingen die Befehle aus, die an Thorheit ihresgleichen suchten, und Anordnungen, welche den fähigen Generalen das Spiel verdarben und verleideten: Blake und Castanos mochten ihre Mannschaft nicht ins Verderben führen, widersetzten sich und wurden des Commandos enthoben. La Romana, der eben mit seinen Truppen gelandet hatte und vom Kriegsschauplatze bei hundert Stunden entfernt war, wurde zum Befehlshaber der galicisch-asturischen Armee ernannt, obschon er der Mannschaft und den Officieren ganz fremd war. Ehe er dieses Heer erreichen konnte, fiel schon der vernichtende Schlag.

Kriegsrath.

Napoleon durchschaute den Plan der Spanier und gedachte, sie auf den Flügeln vorrücken zu lassen, ihre Schlachtlinien in der Mitte jedoch zu durchbrechen, dann rechts und links sie im Rücken zu fassen und zu vernichten. Er wünschte die Feinde rechts und links so weit vorrücken zu lassen, daß sie nicht leicht rückwärts könnten: sie sollten vollkommen im Rücken gefaßt und zur Uebergabe gezwungen oder vernichtet werden. Darum verbot er Joseph jedes Vorwärtsgehen, ehe er selber ankomme.[1])

Napoleons Plan.

Kaum aber waren die großen Verstärkungen eingetroffen, so wollte Joseph nicht bloßer Zuschauer bleiben, sondern zeigen, daß er auch Krieg zu führen verstehe, und befahl Ney und Moncey die Linie des Ebro und Aragon wieder zu nehmen. Beide griffen also munter an und warfen die Spanier rasch aus ihren ersten Stellungen. Ebenso ließ Joseph auf seinem rechten Flügel General Blake in Biscaya angreifen durch Lefèvre, der gern einen guten Handstreich vor der Ankunft des Kaisers ausgeführt hätte. Mit vier alten Infanterie-Regimentern und Deutschen aus Baden, Hessen und mit Holländern griff der Marschall bei Durango an, und trieb sie bald in die Flucht. „An natürlichem Muth fehlte es den Spaniern keineswegs, aber wo es an Disciplin gebricht, bewahrt die Mannschaft in der Gefahr niemals die Haltung, welche geziemend und ohne welche jede Kriegsoperation unmöglich ist.“ Die Franzosen drangen in Bilbao ein, nahmen dort viel von den Engländern geliefertes Kriegsmaterial und kamen bis Balmaseda; Lefèvre ließ dort eine Division und kehrte nach Bilbao zurück. Dieser Vormarsch auf dem rechten und linken Flügel nach der Anordnung Josephs war also gelungen, hatte aber nur die Spanier aus einer gefährlichen Lage aufgescheucht, aus der sie sich, wenn man bis zu Napoleons Ankunft mit den Feindseligkeiten gewartet hätte, nicht hätten retten können.

Ungehorsam. Durango. Balmaseda.

Darum zürnte Napoleon, als er 5. November in Vittoria ankam, daß man seinen Willen nicht befolgt hatte, denn sein Plan hatte nicht mehr die gleiche Aussicht auf Vollständigkeit des Erfolgs. Uebrigens merkten die spani-

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 43, 45—46, 60—61.

schen Generale noch nicht, was er wollte, und so ging er den betretenen Weg weiter. Victor sollte Blake festhalten, bis er die Mitte der Feinde durchbrochen habe. Moncey sollte sich auf die Bewachung des Ebro von Logrono bis Calahorra beschränken und die Division Ney in Pampeluna rasten, bis er das Zeichen zum Angriff gebe. Er selber wollte jetzt mit 50.000 Mann Kerntruppen bis Burgos vordringen.

Balmaseda. Indessen hatte Blake Verstärkung bekommen und griff Balmaseda mit Uebermacht an, in welchem Villate nur ein einziges Regiment zur Vertheidigung gelassen und in dessen Nähe er eine vortreffliche Stellung genommen hatte, um das sich am 5. November nun ein erbitterter Kampf entspann. Die Franzosen wichen anfangs vor der Uebermacht, nahmen aber 8. November Balmaseda wieder in Besitz. Am 9. November befahl Napoleon Soult mit 18.000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern bis Burgos vorzudringen. Beim Wald von Gamonal stießen sie auf 12.000 Spanier, tüchtige, mit Artillerie wohl versehene Linientruppen, Studenten und Bauern, die im Wald und auf den umliegenden Höhen eine gute Stellung einnahmen. Die Franzosen drangen jedoch mit gefälltem Bajonnett in den Wald, stießen die Vertheidiger nieder oder jagten sie in die Flucht. 12 Fahnen und 30 Geschütze waren die Trophäen des Tages, noch hinter Burgos wurden 2000 Flüchtlinge von der Reiterei zusammengehauen. Am 11. November in der Nacht traf Napoleon in Burgos ein, wohin er jetzt sein Hauptquartier verlegte; am anderen Tage empfing er den Klerus und die Behörden mit Drohungen, wenn sie ferner dem wohlwollenden Joseph den Gehorsam versagten. Da er nun wußte, daß im regelmäßigen Kampfe die Spanier nicht zu fürchten seien, daß aber ihre irregulären Schaaren den größten Schaden anrichteten, so ordnete er an, überall auf dem Weg Posten zu errichten, die halbe Festungen wären, stark genug zur Besetzung eines Spitals, eines Magazins, eines Munitionscorps, wo die Marschcolonnen ausruhen, sich verproviantiren, ihre Verwundeten und Kranken außer dem Bereich der Guerillas zurücklassen könnten.[1]) Zwölf eroberte Fahnen sandte er an den gesetzgebenden Körper nach Paris. Wollvorräthe im Werthe von 15 Millionen Franken, welche den größten Grundbesitzern Spaniens gehörten, den Herzogen von Medina-Celi, von Ossuna, von Infantado, von Castel-Franco, nahm er in Beschlag, um sie für ihre Feindseligkeit zu bestrafen, und verkaufte sie für den Armeeschatz und für die Franzosen, welche in Spanien Verluste erlitten hatten; den Gemeinen ließ er Gnade angedeihen.[2])

Gamonal. Napoleon in Burgos. Kraft des Adels.

Jetzt ging es rasch voran. Reiterei unter Lasalle erschien, um die Spanier bis zum Fuß des Guadarrama-Gebirges zu verfolgen, das Land zu säubern und die Wege für die Colonnen in Stand zu setzen. 2000 Dragoner entsandte Napoleon, um die Fliehenden zu verfolgen und die im Namen Ferdinands eingesetzten Behörden zu verjagen und neue im Namen Josephs an ihre Stelle einzusetzen. Soult sollte von Burgos gen Reynosa ziehen, um die Armee Blakes zu vernichten und dann nach Santander aufbrechen, um Galicien vollständig zu unterwerfen. Da Nachrichten kamen, daß Engländer unter Moore anrückten, so traf er Maßregeln, um sie bestens zu empfangen, ob sie von Corunna über Astorga oder von Lissabon über Salamanca kämen; er wünschte, daß sie sich in das Innere Spaniens vertieften, um sie dann zu umzingeln und zur Uebergabe zu

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 64, 76.
[2]) Toreno, l. c. I, p. 290–96.

zwingen und den Tag von Vimeiro zu rächen. Indeß kam es bei Espinosa, einer kleinen, am Kreuzpunkt der Straßen der Ebene und des Gebirges liegenden und dadurch wichtigen Stadt zum Kampf zwischen Blake und Marschall Victor. Blake suchte in der Stadt und den sie beherrschenden Höhen sich zu halten; seine Stellung war gut gewählt. Victor suchte ihn von da zu verdrängen und in die Trueba, einen hinter ihr sich ziehenden Fluß, zu werfen, über den nur eine einzige Brücke führte. Beide Theile hatten keine Artillerie, man schlug sich nur mit der Flinte und dem Bajonnett. Der Kampf begann am 10. November, wurde Nachmittags durch einen dichten Nebel unterbrochen, am 11. November mit Tagesanbruch wieder begonnen. Die Franzosen erstürmten die mit Standhaftigkeit vertheidigten Höhen und drängten die Spanier in die Stadt, unter schrecklicher Verwirrung. Die ordnungslose Masse wollte anfangs über die einzige Brücke sich retten, die zu eng war. Viele stürzten in die Trueba, bei 3000 wurden getödtet oder verwundet. Die Armee Blakes war aufgelöst, die meisten Soldaten warfen die Gewehre weg und flohen nach allen Richtungen. Die Franzosen hatten 1100 Todte und Verwundete. Blake floh mit einem kleinen Reste in die Berge Asturiens zurück. Soult stieß 13. November auf einen Haufen der Fliehenden, nahm ihm 42 Wagen mit Flinten und vielem Gepäck und sprengte ihn auseinander. In Reynosa fand er am andern Tage das ganze Material Blakes, 35 Geschütze, 15.000 Flinten und eine große Menge Lebensmittel, welche die Engländer geliefert hatten. Von da schlug Soult die Straße nach Santander ein, und als er 16. November auch dieses eingenommen, zog sich La Romana längs der Küste unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe zurück.

Espinosa. Victor. Soult. Reynosa.

Da die Spanier, die der französischen Schlachtreihe nicht zu widerstehen vermochten, stets rasch durch die Flucht sich zu retten suchten, um an einem anderen Orte sich wieder zu sammeln, wodurch die Siege nicht den vollen Erfolg hatten, wie in andern Ländern, so gab Napoleon der Reiterei den Befehl, die Flüchtlinge unbarmherzig niederzusäbeln.

Keine Gefangenen!

Blakes Heer war zersprengt, jetzt waren nur noch Castanos und Palafox übrig, gegen welche nun Napoleon seine Generale sandte, sie im Rücken zu fassen und zu vernichten. Darum sandte er Ney nach Lerma und Aranda, damit er den Duero aufwärts ziehe, um Castanos, der sein Hauptquartier zwischen Calahorra und Tudela hatte, im Rücken zu fassen. Moncey, der am obern Ebro stand, erhielt den Befehl, keine Bewegung auszuführen, um Castanos keinen Argwohn einzuflößen, aber sich bereit zu halten, auf das erste Zeichen über ihn herzufallen. Zwischen beiden sollte, sobald Ney weit genug vorgeschritten wäre, Castanos erdrückt werden. Den Oberbefehl über alle am Ebro stehenden Truppen übertrug er dem feurigen Lannes und setzte ihn so über beide Marschälle, da er Moncey für dieses wichtige und schöne Manöver nicht genug Energie zutraute; der Marschall hat sich jedoch später in Catalonien glänzend bewährt. Ney, sonst so unerschrocken, ist aber damals zum erstenmale wegen Bedenklichkeiten nicht so rasch vorgeschritten, als man von ihm erwartete: er sollte nämlich, 18. November, von Aranda nach San Estevan vorbrechen, von da nach Almazar, dann Aug' und Ohr

Der rechte Flügel der Spanier. Moncey. Lannes. Ney.

offen halten auf Soria und Calatayud, um zu erfahren, ob Castanos sich zurückziehe, und eine solche Stellung einnehmen, daß er 22. und 23. November im Rücken der spanischen Armee sich befinde, die Lannes mit 30.000 Mann am 22. und 23. November angreifen werde, um sie Ney entgegenzutreiben. Dieser Plan war ein Meisterstück.

Ney säumig. Ney kam nun 20. November bis Berlanga, fand überall das Volk feindselig und bekam keine wahren Nachrichten über die Stellung von Castanos, noch über die Stärke seines Heeres; er hörte bald, es sei 60.000, bald es sei 80.000 Mann stark. Der Mann, der bei Friedland sich wie ein Löwe geschlagen hatte, wurde sorglich, ob er mit seinen 15.000 Soldaten den General Castanos mit 80.000 Mann bestehen könne; auch bekam er nur widersprechende Nachrichten darüber, wo er stehe. Darum blieb er 21. November in Soria ruhig und wollte bessere Nachrichten abwarten. Später hat Napoleon über Marschall Ney sich geäußert, seine Tapferkeit sei unschätzbar gewesen, wenn er von einer festen Hand geleitet war, wie er aber allein stand, habe es ihm an Selbständigkeit und Initiative gefehlt.

Lannes. Ein Glück für die Franzosen, daß Lannes um so thatkräftiger war; obschon er noch an einer Wunde in Folge eines Sturzes litt und schwer zu Pferd steigen konnte, brach er doch 19. November von Burgos auf, war er doch schon 20. November in Lodosa, zog Monceys Corps an sich und brach 22. November Ebro abwärts gegen Calahorra, wo er die Spanier auf dem Rückzug nach Alfaro und Tudela zu Gesicht bekam. In Alfaro übernachtete er, 23. November um drei Uhr früh brach er im Galopp mit der Reiterei auf, um bei Tudela den Gegner zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen. Castanos und Palafox stritten sich: Palafox rieth zur Schlacht, Castanos rieth, sich in das Innere Spaniens zurückzuziehen, keine große Schlacht zu liefern, sondern durch den kleinen Krieg die Franzosen zu erschöpfen. Das Geschrei des Volkes über Verrath nöthigte ihn jedoch Stand zu halten. Die Art, wie er in Eile zwischen Cascante und Tudela seine 45.000 Mann aufstellte, zeigt von Talent, er war überhaupt der beste der spanischen Generale. Lannes griff mit Stärke zuerst die Linke auf den Höhen an; hier standen tapfere Aragonesen, die den Franzosen einen Hügel nach dem andern streitig machten, aber doch nach zweistündigem Kampf vor den Bajonnetten gen Tudela sich zurückziehen mußten. Dann führte Lannes den Kern seiner Macht gegen die feindliche Mitte, die aus Valencianern, Murcianern und Castiliern bestand, von den geschlossenen Colonnen gebrochen und gegen Tudela gedrängt wurde. Castanos wurde in die Flucht mit fortgerissen und konnte nicht mehr zu seinem linken Flügel gelangen. Dann griff Lannes die Andalusier unter Pena an, die lange widerstanden, aber zuletzt doch in Unordnung geriethen, so daß Castanos es für das Beste hielt, auf der Straße von Guadalaxara sich nach Madrid zurückzuziehen. Palafox eilte mit 10.000 Mann gen Saragossa zurück. Um drei Uhr war der Sieg entschieden. Die ganze Artillerie und eine Unzahl von Munitions- und Gepäckwagen geriethen in die Gewalt der Franzosen. Nun begann die Verfolgung durch die Reiterei, unter den Flüchtlingen räumten namentlich die polnischen Lanciers, die gefürchtetsten Reiter, unbarmherzig auf. 2000 Todte oder Sterbende lagen auf dem Schlachtfeld, 3000 Verwundete wurden gefangen, und wäre Ney zur Stelle gewesen, so hätte sich Castanos schwerlich in Ordnung zurückziehen können; in seiner Sorge, nicht zu verwegen zu sein, hatte er eine Gelegenheit versäumt, in

(Marginal notes: Ney säumig. — Lannes. — Tudela. — Großer Sieg.)

den Augen seines Herrn sich ein großes Verdienst zu erwerben. Die Nachricht von diesem großen Siege, an dem er keinen Theil genommen, konnte ihm nur schmerzlich sein. Thiers bemerkt: „Wie ihm, so war es noch allen Generalen ergangen, die sich durch die Uebertreibungen der Spanier hatten täuschen lassen, Uebertreibungen, vor denen Napoleon sie umsonst gewarnt, indem er ihnen oft und oft wiederholte, daß die Truppen der Insurrection Gesindel wären, dem man ohne Umstände zu Leibe gehen müsse. Er gab ihnen davon wenige Tage später selbst ein denkwürdiges Beispiel."

Der Sieg erst am 26. November bekannt.

Erst am 26. November erhielt Napoleon die Nachricht vom glänzenden Siege Lannes'. Die Ursache dieser Zögerung enthüllten kürzlich die Memoiren Marbots, der ob seines Muthes und seiner Findigkeit ein Adjutant Lannes' war, und dem der Marschall zu einer Beförderung für sein Verhalten in der Schlacht zum Escadronschef verhelfen wollte — da die Ueberbringer von Siegesberichten immer in eine höhere Stellung einrückten — er gab ihm den Auftrag, dem Kaiser den Bericht von der Schlacht zuzustellen. Napoleon war damals gerade in Aranda.

Depeschen.

Die Straße von Tudela über Moranda und Burgos nach Aranda bildet einen großen Winkel, ein Weg über Soria bildet die Diagonale des Dreiecks, und Lannes befahl, den nächsten Weg einzuschlagen. Marbots Bericht zeigt,[1]) wie schwierig die Communication in Spanien damals war: „Der Dienst der Generaladjutanten bei den Marschällen war schrecklich in Spanien. Während der Revolution hatten die Generale Couriere, welche vom Staate bezahlt wurden, um die Depeschen zu überbringen; aber diese Leute waren nicht im Stande, einen genauen Bericht über eine Schlacht zu geben, daher befahl der Kaiser, daß immer Generaladjutanten die Berichte überbringen sollten. Das ging sehr leicht, so lange der Krieg unter den gutmüthigen Deutschen stattfand, die nie daran dachten, einen französischen Courier anzuhalten; aber die Spanier gingen mit Erbitterung auf sie los, denn es war von großem Nutzen für die Aufständischen, aus den Depeschen zugleich die Bewegung der französischen Heere zu erfahren. Ich übertreibe nicht, wenn ich die Zahl der Generaladjutanten, die während des Krieges getödtet oder verwundet wurden, über zweihundert anschlage. Wenn der Tod eines einfachen Soldaten schon zu bedauern war, so war der Tod eines hoffnungsvollen jungen Mannes noch höher anzuschlagen, der allen Gefahren des Schlachtfeldes und der Reisen auf der Post ausgesetzt war. Eine große Menge kräftiger und ihr Handwerk wohl verstehender junger Männer bewarb sich um die Feldpost, aber der Kaiser gab nie dazu seine Zustimmung. Ein guter Freund wagte beim Marschall einige Einwände gegen die Wahl des Weges, aber Lannes rief: „Nein, nein, er wird diese Nacht auf die Vorhut von Ney stoßen, dessen Truppen bis zum kaiserlichen Lager in Aranda staffelförmig aufgestellt sind." Ich konnte dieser Entscheidung Nichts entgegensetzen, reiste am Abend des 24. November ab, mit einigen Reitern und kam ohne Hinderniß bis Tarazona, wo die Berge beginnen. Ich traf in dieser kleinen Stadt eine Vorhut von Lannes, deren Befehlshaber jedoch noch keine Nachricht von Ney, und einen Vorposten sechs Stunden weit bis Agreda vorausgesandt hatte, von wo man diesen Marschall erwartete. Aber da dieser Posten sich von jeder Hilfe entfernt fand, so hatte er Befehl erhalten, sich

---

[1]) Mémoires de Marbot, IV, chap. 7.

nach Tarazona zurückzuziehen, wenn die Nacht vorüberginge, ohne daß er die Plänkler von Ney sehe. Bei Tarazona hörte die Straße auf, es gab nur Fußsteige auf Felsenboden. Der Befehlshaber unseres Vorpostens hatte darum nur Soldaten zu Fuß und etwa zwanzig Hußaren; er ließ mir deßhalb ein Pferd geben und zwei Mann Deckung, und ich setzte bei glänzendem Mondschein meine Reise fort. Nach etwa drei Stunden hörten wir Schüsse und die Kugeln pfiffen an unseren Köpfen vorbei, wir sahen nur zwei Kerle hinter Felsen. Eine Strecke weiter fanden wir die Leichen von zwei französischen Infanteristen, die ganz entblößt waren, an ihren Tschakos las ich die Nummern eines Regiments, das unter Ney stand. Eine Strecke weiter hatten wir einen schrecklichen Anblick: ein junger Reiterofficier war an den Händen und Füßen an einem Scheunenthor angenagelt, die Füße oben, den Kopf unten, und man hatte unter dem Kopf ein kleines Feuer angezündet. Seine Qualen waren zu Ende, er war todt, aber es floß noch Blut aus seinen Wunden, der Mord war also ganz kurz vorher verübt worden. Ich nahm also den Säbel in die Hand und meine zwei Hußaren den Carabiner in die Faust. Wir mußten auf unserer Hut sein, denn einige Augenblicke nachher gaben sieben oder acht Spanier, von denen zwei beritten waren, aus einem Gebüsch Feuer auf uns, verwundeten jedoch keinen; meine zwei Hußaren gaben schnell Antwort mit dem Carabiner und tödteten zwei, zogen dann den Säbel und stürzten sich auf die anderen. Ich wäre gerne mit ihnen auf die Gegner losgestürzt, konnte aber mein Pferd, dessen Fuß von den Kieseln wund war, nicht in Galopp bringen. Ich hätte mögen rasend werden, denn ich besorgte, daß meine Begleiter sich zur Verfolgung der Feinde fortreißen ließen und in einen Hinterhalt fielen. Ich rief ihnen fünf Minuten lange zu; da hörte ich einen sagen: „Diese Räuber wissen jetzt, daß ein Hußar aus dem Elsaß nicht mit sich spassen läßt!“ Meine Hußaren hatten noch zwei Spanier niedergehauen, von denen der eine auf dem Pferd des gekreuzigten Hußaren-Officiers saß und dessen Patrontasche um den Hals trug; der andere war ein Bauer, dessen Maulthier auf dem Rücken die Kleider der beiden Infanteristen trug, deren Leichen wir gefunden hatten. Wahrscheinlich sollte der Officier und die beiden Soldaten zu Fuß, als Gefangene nach Saragossa gebracht werden und sind von solchen, welche aus der Schlacht von Tudela flohen, aus Wuth ermordet worden. Beide Verwundeten wurden getödtet, denn Napoleon hatte Befehl gegeben, jeden Spanier, der ohne Uniform mit den Waffen in der Hand betroffen würde, sofort todt zu machen.“ — So wurde dieser Krieg mit entsetzlicher Erbitterung geführt! —

Marbots nächtliche Reise. *Spanischer Haß.*

Bald darauf stieß **Marbot** auf den Vorposten, der von Tarazona ausgesendet war und zurückkehren mußte, mit ihm seine zwei Begleiter; er wußte nicht, ob **Agreda** schon im Besitze der Spanier wäre. Begreiflich ist Marbots Verlegenheit: war es noch im Besitz der Spanier, so ritt er dem Tod oder grausamer Gefangenschaft entgegen, trotz seiner Siegesdepesche; kehrte er mit dem Posten, wie diesem befohlen war, zurück, so konnte ihm Lannes Feigheit vorwerfen. Die beiden Ordonnanzen, die ihn bisher begleitet hatten, mußten umkehren. Er beschloß also auf jede Gefahr hin seine Aufgabe zu lösen. Woher aber ein Pferd nehmen? Das seine hinkte, die beiden Ordonnanzen mußten ihre Pferde zurückbringen, die überdies sehr abgemattet waren. Es blieb nur die Wahl, zu Fuß weiter zu gehen oder auf dem erbeuteten Maulthier eines der beiden Spanier, die seine Ordonnanzen getödtet hatten. Aber das Maulthier war störrig, so daß **Marbot** fürchten mußte, von ihm in einen Abgrund geschleudert zu werden. Also vorwärts zu Fuß! Der Officier des Postens Tassin gab ihm einen Infan-

Agreda.

teristen mit, damit er im Nothfall wenigstens eine Flinte und einige Patronen habe. Dieser war ein Normanne, die in der Regel tapfer sind, aber auf dem Marsche gab er auf die Frage, ob er in jeder Gefahr zu ihm halte? — die Antwort: „Wollen sehen!“ Also voran auf dem bösen Weg von Felsenkieseln! Der Mond ging unter, der Tag ging noch nicht auf. So kamen die beiden in einen ganz stillen Ort — es war Agreda — an einem abschüssigen Felsen unter Rebpflanzungen, an dessen Fuß ein Bergstrom vorüber rauscht. Alles war noch im Schlaf; die Straße war bedeckt mit Laub. Still gehen die beiden durch die lange Straße — vielleicht sind hinter dem Thor Soldaten von Ney! Da stoßen sie beim letzten Haus auf ein spanisches Reiterpiquet von 25 Mann. Marbot biegt schnell um eine Ecke, bekommt aber auf einmal einen Hieb über den Kopf mit einem Säbel von dem Befehlshaber, der von der Seitengasse still herkam, daß das herausströmende Blut es ihm unmöglich machte, mit dem linken Auge zu sehen. Marbot gab dem Reiter einen Stich in die Brust, daß er vom Pferd sank. Vier andere Spanier waren um den Hauptmann beschäftigt, indeß hatte Marbot Zeit, eine Stiege in den Weinberg hinaufzusteigen, wohin ihm die Reiter nicht weiter folgen konnten. Der Normanne hatte das Weite gesucht. Marbot kam an eine Quelle, wusch sich die Wunde, machte mit einem Stücke seines Hemdes einen Verband und schlug den Weg zum Piquet Tassins ein. Seine Depesche war mit seinem Blut befleckt. Der Eifer für seinen Dienst, der Trieb der Selbsterhaltung gab ihm Kraft. Er ging auf dem Kamm des Gebirges weiter, die Spanier konnten mit ihren Pferden nicht den Kieselboden des Weinbergs ersteigen, zogen unten parallel mit ihm auf der Straße, schossen bisweilen ihre Carabiner nach oben ab, trafen ihn aber nicht, riefen ihm jedoch zu, er solle sich ergeben, sie würden ihn als Kriegsgefangenen behandeln, Marbot traute aber nicht und zog weiter. Da sah er auf einmal Fußsoldaten von einer anderen Seite auf ihn zukommen, schon meinte er, seine letzte Stunde habe geschlagen und wollte sich den Felsen hinab in den Fluß stürzen, der am Fuße desselben vorbeifloß. Doch er hörte vaterländische Freudenrufe: es waren Tassins Soldaten, die durch den Normannen von seiner Gefahr gehört hatten und rasch aufgebrochen waren, ihn zu retten. Ihre Schüsse verjagten die Spanier, sie verbanden seine Wunde, gaben ihm ein Pferd, und so kam er wieder zu Lannes, der den Unfall beklagte und den mit Marbots Blut befleckten Brief an Napoleon sandte, von dem er für Marbot, Tassin und dessen tapfere und flinke Soldaten eine Belohnung verlangte. Marbot wurde befördert, als er geheilt war, Tassin erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, jeder der rettenden Soldaten eine Belohnung von hundert Franken. Der Normanne, der seinen Officier im Stich gelassen hatte, erhielt zwei Jahre Galeerenstrafe.

Ein Vorposten.

Marbots Noth und Rettung.

Lohn und Strafe.

Dieses kleine Bild von der Erbitterung, mit der dieser Krieg geführt wurde, und vom Haß, der gegen die Franzosen unsäglich war, zeigt, wie schwer die Mittheilungen von einer der siegreichen Armeen zur anderen waren, und warum der Siegesbericht so spät in Aranda, wo Napoleon vom 24. bis 28. November sein Hauptquartier hatte, eintraf.[1])

Nach der Schlacht von Tudela wandten sich die Aragonesen nach Saragossa, die Andalusier nach Borja und Calatayud; Lannes befahl der Reiterei, sie zu verfolgen. Wäre Ney diesmal nicht zu vorsichtig gewesen, so

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 99—100.

Ney. hätte er Castanos' 10.000 Mann vernichtet. Dennoch hielt Napoleon den Schlag für hinreichend, um gen Madrid aufbrechen zu können. Zwar hörte er von Engländern, die heranzogen, wollte sie aber in das Innere Spaniens sich vertiefen lassen, um sie dann von allen Seiten mit seiner Uebermacht zu umringen und zu vernichten oder zur Ergebung zu zwingen. Dazu schien ihm aber die Stellung bei Madrid viel geeigneter. Darum befahl er Ney, den Castanos zu verfolgen, bis kein Mann seiner Armee mehr vorhanden wäre. Moncey sollte die Belagerung Saragossas in Angriff nehmen, Saint-Cyr Catalonien durchziehen und Barcelona entsetzen, Lefèvre sollte Valladolid und Segovia besetzen. Soult sollte gegen die Engländer in Altcastilien, dann in Portugal wirken und Mortier bei Burgos Aufstellung nehmen. Napoleon selber ging mit 40.000 Mann gerade auf Madrid los, ehe die Spanier von der ersten Betäubung sich erholt hätten.

Napoleons Pläne.

Somosierra, 30. November 1808.

Da war das Haupthinderniß die Schlucht des Guadarrama-Gebirges. Die Junta in Aranjuez hielt diese Stellung für unüberwindlich und hatte ihre Vertheidigung einem fähigen und tapferen Officier anvertraut, Benito San-Juan. Dieser hatte einen Vorposten von 3000 Mann in die kleine Stadt Sepulveda gelegt, 9000 Mann stellte er im Somosierra-Joche auf, einen anderen Theil der Mannschaft an der Straße, die in vielen Windungen emporsteigt, das Joch selber hatte er mit einer Batterie von 16 Kanonen besetzt. Napoleon selber hatte von seinem Hauptquartier Bocequillas aus am 29. November die Schlucht genau besichtigt und die Anordnungen für den 30. November getroffen. Von sechs bis neun Uhr verhüllte in jener Jahreszeit ein dichter Nebel die Gegend; von diesem gedeckt und nicht gesehen, sollte eine Division die steilen Höhen des Berges rechts erklimmen, eine andere Division links, und die auf beiden Seiten befindlichen Posten beseitigen. Um neun Uhr, wenn die Sonne den Nebel verscheuchte, sollte oben das Feuer beginnen. So geschah es. Um sechs Uhr erschien eine Colonne vor Sepulveda, die dort aufgestellten 3000 Spanier räumten in Eile die Stadt und flohen nach Segovia. Die Höhen wurden unter dem Schutze des Nebels leicht erklettert. Als der Nebel vor der Sonne sank, waren die Spanier nicht wenig erstaunt, rechts und links von den Höhen herab angegriffen zu werden; sie wurden von Posten zu Posten gedrängt. Indeß war auch eine Colonne auf der Straße rasch gegen die große Batterie vorgedrungen, wurde aber von einem mörderischen Feuer empfangen. Da befahl Napoleon, um den Seinen zu zeigen, wie man mit Kühnheit den Spaniern Alles entreißen könne, den polnischen Lanzenreitern, Alles wegzunehmen, was vor ihnen sich befinde. Tollkühn stürzten diese unter General Montbrun auf die Batterie im Galopp los. Ein Kartätschenhagel riß 37 Reiter nieder, aber — es kam zu keiner zweiten Salve; die Polen stachen die Kanoniere nieder und nahmen alle 16 Kanonen. Vergebens suchte der tapfere, aus mehreren Wunden blutende San-Juan seine Soldaten zum Widerstand festzuhalten, ein panischer Schrecken war über sie gekommen, sie suchten sich nur durch die Flucht zu retten, warfen die Flinten weg und rannten den anderen Abhang hinunter, die leichten Reiter ihnen nach und erreichten mit ihnen Buytrago, wo Napoleon sein Hauptquartier aufschlug,[1]) hoch erfreut über diese

Somosierra erstürmt.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 101—102.

glänzende Waffenthat, bei der alle Kanonen, alle Fahnen, 200 Munitionswagen genommen und fast alle Officiere gefangen wurden.

Schrecken in Madrid.

Man kann sich den Schrecken in Madrid denken, wo man die Stellung von Somosierra für unüberwindlich gehalten hatte. Die Junta floh nach Badajoz und von da nach Toledo. Das Volk in Madrid glaubte an Verrath und drohte Jeden zu erwürgen, der von Uebergabe spreche: Madrid solle ein zweites Saragossa werden — schnell wurden die Thore verrammelt, die Straßen verbarricadirt, jedes Haus sollte eine Veste werden. Mittel zum Widerstand waren genug vorhanden, aber kein Palafox war da, kein Anführer, der die tobende Menge zu leiten vermochte. Die Franzosen dagegen drangen rasch voran.

Napoleon und Madrid.

Am 2. December 1808 Mittags schon langte Napoleon auf den Höhen vor Madrid an, wo die Dragoner und die Kaisergarde zu Pferd ihn erwarteten. Es war der Jahrestag der Kaiserkrönung, der Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz, sein Heer, wie er selbst, glaubte, es sei ein Glückstag. Enthusiastischer Zuruf seiner Tapferen empfing ihn. Es war ein heiteres Wetter, wie in den Wonnetagen des Mai in Mitteleuropa. In der Stadt aber ertönte das Wuthgeschrei der Spanier, die nach Rache dürsteten. Tausende von Bauern, viele Versprengte aus den letzten Schlachten hatten sich in die Hauptstadt geflüchtet, in der Absicht, ein zweites Saragossa daraus zu machen. Regelmäßiges Militär waren nur 6000 Mann darin, wohl aber hundert Kanonen. 60.000 Menschen trugen Waffen aller Art, sie waren in fieberhafter Thätigkeit. Von zweihundert Thürmen wurde Sturm geläutet, Alles bot das Bild des Entschlusses zum verzweifelten Kampf.

Mittel zum Kampf.

Kein Sturm auf Madrid.

Zum Sturm wollte es Napoleon nicht kommen lassen; was hatte er davon, wenn die Stadt im Sturm genommen und verbrannt wurde? — Europa sollte glauben, daß nach einigen Mahnungen und Drohungen Madrid sich seinem Bruder Joseph freiwillig unterworfen habe, daß der Widerstand gegen ihn nur von Verrückten ausgehe.

Verhandlung.

„Nachdem Napoleon Madrid einen Augenblick betrachtet hatte, befahl er dem Marschall Bessières, einen Officier abzusenden, um es zur Oeffnung der Thore aufzufordern. Ein General der Linientruppen erschien, um Antwort zu bringen; er war begleitet von dreißig Männern aus dem Volk, deren Tracht, Blicke und wilde Sprache an die Septembermörder erinnerten. Als man ihn fragte, ob er Frauen, Kinder und Greise den Schrecken eines Sturmes aussetzen wolle, gab er versteckt den Schmerz kund, von dem er durchdrungen war, und ließ durch Zeichen erkennen, daß er ebenso wie alle anständigen Leute von Madrid unter dem Druck des Pöbels seufze. Als er aber zu sprechen begann, redete er ganz so, wie die Gesellen wollten, die ihn überwachten. Man konnte an dem Uebermaß der Tyrannei des Pöbels nicht zweifeln, wenn man seine eigenen Worte durch die Unterschrift

der ihn umgebenden Raufbolde bezeugen sah. Der Officier, der in die Stadt gesendet wurde, war in Gefahr gewesen, von Leuten der untersten Klasse in Stücke gehauen zu werden; nur die Linientruppen nahmen ihn, über diese Behandlung empört, in Schutz und brachten ihn zu seinem General zurück. Ein Fleischerbursche von Estremadura, der an einem der Thore befehligte, wagte sogar zu verlangen, daß Bessières selber mit verbundenen Augen in die Stadt komme. Als der General Montbrun diese Frechheit unwillig zurückwies, wurde er sogleich umrungen und entkam nur, indem er seinen Säbel zog, und wäre beinahe das Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden, indem er vergaß, daß er es nicht mit civilisirten Feinden zu thun habe. Kurze Zeit darauf kamen Ueberläufer von den wallonischen Garden in unser Lager. Ihre Aussagen erweckten die Ueberzeugung, daß die vermöglichen und ehrenhaften Leute in Madrid gar keinen Einfluß mehr hätten und daß man glauben mußte, jede Versöhnung sei unmöglich. Am Abend vorher war der Marquis Perales, ein ehrenwerther Mann, der bisher das Vertrauen des Volkes genoß, beschuldigt worden, er habe Sand in die Patronen gethan — und wurde erwürgt; einzelne Glieder von ihm wurden als Siegeszeichen an die verschiedenen Theile der Stadt geschickt. Man beschloß darauf, alle Patronen müßten frisch gemacht werden; 3000 bis 4000 Mönche wurden in Buen Retiro zu dieser Arbeit verwendet. Es war auch verordnet worden, alle Paläste und alle Häuser müßten immer für die Bauern der Umgebung offen bleiben, die dort Suppe und andere Nahrungsmittel nach Belieben finden sollten." — So der Bericht aus dem französischen Hauptquartier, wo man die aufständischen Bauern, denen nur ein fähiger Anführer fehlte, als verrückt hinzustellen beliebte.[1])

Pöbelherrschaft.

Das französische Fußvolk war noch drei Stunden von Madrid entfernt, und der Kaiser verwendete den Abend dazu, die Stadt zu recognosciren und einen Plan festzustellen, „der sich mit der schonenden Rücksicht vertrug, welche die große Zahl ehrbarer Leute verdient, die sich immer in einer Hauptstadt befinden".

Nicht stürmen!

„Madrid im Sturm zu nehmen, hatte für einen Heerführer wenig Schwierigkeit, aber diese große Stadt zur Unterwerfung zu bringen, indem man bald Gewalt, bald Ueberredung anwendete und die vermöglichen und ehrenwerthen Leute dem Druck entriß, unter dem sie seufzten, — das war keine leichte Sache. Alle Bemühungen des Kaisers in diesen beiden Tagen hatten nur dieses eine Ziel — und sind zuletzt mit dem größten Erfolg gekrönt worden."[2])

Bloß schrecken!

„Um sieben Uhr kam endlich das Fußvolk an. Der Mond strahlte mit einem Glanz, der den Tag zu verlängern schien. Nun beauftragte der Kaiser den Brigade-General Maison, sich der Vorstädte zu bemächtigen, und befahl dem General Lauriston, ihn mit vier Kanonen zu unterstützen. Die leichten Jäger vom zehnten Regiment bemächtigten sich schnell der Häuser und eines großen Friedhofs. Bei den ersten Schüssen zeigte der Feind ebensoviel Feigheit, als er den ganzen Tag hindurch Unverschämtheit bewiesen hatte. Der Herzog von Belluno verwendete die ganze Nacht, um seine Artillerie für den Angriff gut aufzustellen. Um Mitternacht schickte Berthier einen spanischen Officier, der bei Somosierra

[1]) Correspondance, vol. XVI, p. 106—114.
[2]) So das Bulletin in der Correspondance, vol. XVIII, p. 108.

gefangen worden war, mit einem drohenden und doch zugleich milden Schreiben an den Marquis Castelar, den Commandanten von Madrid. Am 3. December Morgens um neun Uhr kam der Träger des Briefes mit abschlägiger Antwort zurück, denn man müsse vor Fassung eines Entschlusses Zeit haben, die Behörden und das Volk zu Rathe zu ziehen. Aber schon hatte der Brigade-General Senarmont mit 30 Kanonen ein lebhaftes Feuer gegen die Mauern des Schlosses Retiro eröffnet und Bresche gemacht; Villates flinke Jäger waren schon hineingedrungen, und in weniger als einer Stunde wurden die 4000 Mann, die Retiro vertheidigen sollten, niedergeworfen. Der Palast, die Sternwarte, die Porzellanfabrik, die große Kaserne und das Palais Medina-Celi und alle Ausgänge waren schnell mit Sturm genommen. Auf der anderen Seite bewirkten die Haubitzen, welche die Garde aus 20 Stücken warf, daß der Feind einen falschen Angriff erwartete. Man hätte sich schwerlich die Unordnung in Madrid vorgestellt, wenn nicht eine große Zahl Gefangener in Einemfort gekommen wären und von den schrecklichen Scenen jeder Art berichtet hätten, deren Schauplatz jetzt die Hauptstadt war. Man hatte in die Häuser Schießscharten gebrochen, aus Ballen von Wolle und Baumwolle Barricaden gemacht. Man hatte die Fenster mit Matratzen belegt und Pflastersteine auf die Dächer getragen. Die Einwohner, welche an dem Erfolg eines blinden Widerstandes zweifelten, flohen auf das Land; andere, welche noch ein bischen ruhiges Urtheil bewahrt hatten, und vor einem edelmüthigen Feind sich lieber in ihrem Besitz zeigen, als ihn der Plünderung ihrer eigenen Landsleute überlassen wollten, forderten, daß man sich nicht den Gefahren eines Sturmes aussetze. Die Fremden und die, so Nichts in der Stadt zu verlieren hatten, wollten dagegen, daß man sich bis zum Aeußersten vertheidige, klagten die Linientruppen des Verrathes an und zwangen sie, das Feuer fortzusetzen. Der Feind hatte mehr als hundert Kanonen aufgestellt; eine beträchtliche Anzahl von Zwei- oder Dreipfündern war aus der Erde ausgegraben und mit Stricken auf Wagen gebunden. Ein seltsamer Anblick, der den Wahnsinn eines sich selbst überlassenen Volkes bewies. Aber alle Mittel der Vertheidigung waren bereits unnütz geworden, denn wer Herr von Retiro ist, beherrscht auch Madrid. Der Kaiser trug Sorge, daß der Kampf nicht von Haus zu Haus beginne, darum ließ er auch immer nur einige Compagnien leichter Jäger in die Stadt eindringen und weigerte sich, sie mit Massen zu unterstützen.

Buen Retiro erstürmt.

Wirren in Madrid.

„Um eilf Uhr stellte der Kaiser das Feuer ein und sandte eine neue Aufforderung zur Uebergabe an die Junta: „Alles sei bereitet, die Stadt in Grund und Boden zu schießen, wenn sie noch längeren Widerstand leistete. Obschon er entschlossen sei, an allen Städten Spaniens, die ihm die Thore verschließen, ein schreckliches Strafbeispiel aufzustellen, so wolle er doch die Uebergabe von Madrid lieber der Vernunft und dem menschlichen Gefühl derjenigen verdanken, die sich zu Gebietern der Hauptstadt erhoben hätten.“

Drohung.

Um fünf Uhr kamen die Generale Morla und Don Bernardo Yriarte in das Hauptquartier und sagten: „Alle vernünftigen Menschen sehen ein, daß die Stadt nicht zu halten und längerer Widerstand ein Wahnsinn sei. Die niedere Klasse aber und die Fremden wollten sich vertheidigen und glaubten, sie könnten es. Sie, die Abgesandten, bäten also um einen Tag Frist, um das Volk zur Vernunft zu bringen.“ — Man führte sie zum Kaiser, der an der Spitze seines Generalstabes stand und ein kaltes, strenges Antlitz zeigte: „Ihr deckt Euch vergebens mit dem Namen des Volkes; wenn Ihr es nicht dahin bringt, es zu beruhigen, so ist der Grund davon der, daß Ihr selbst es aufgehetzt und durch

Bitte um Frist.

Lügen verwirrt habt. Versammelt die Pfarrer, die Vorstände der Klöster, die Richter, die vermöglichsten Leute, und sagt ihnen, daß, wenn von jetzt bis morgen sechs Uhr, die Stadt sich nicht ergeben hat, sie aufhöre zu existiren; ich will meine Truppen nicht zurückziehen und darf es nicht. Ihr habt die unglücklichen französischen Gefangene ermordet, die in Eure Hände fielen, Ihr habt vor wenigen Tagen zwei Diener des russischen Gesandten durch die Straßen schleifen und ermorden lassen, deßwegen, weil sie geborene Franzosen waren. Die Ungeschicklichkeit und Feigheit eines Generals hatte Truppen in Euere Gewalt gebracht, die auf dem Schlachtfeld capitulirt hatten — und Ihr habt die Capitulation gebrochen, und Sie, Herr Morla, welchen Brief haben nicht Sie an den General geschrieben? Sie dürfen noch von Plünderung reden! Sie, der Sie bei Ihrem Einzug in Roussillon alle Frauen haben zusammenfangen und als Beute unter ihre Soldaten haben vertheilen lassen! Welches Recht haben Sie denn sonst, eine solche Sprache zu führen? Sehen Sie, wie ganz anders die Engländer sich benommen haben, welche doch sonst das Völkerrecht nicht so streng beobachten; sie haben sich beklagt über den in Portugal abgeschlossenen Vertrag, aber sie haben ihn gehalten! Die Verträge im Krieg verletzen, heißt jeder Civilisation entsagen, heißt sich auf gleiche Linie stellen mit den Beduinen der Wüste. Wie können Sie, der Sie die Capitulation von Baylen gebrochen haben, eine Capitulation verlangen? Sehen Sie, wie die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit immer zum Nachtheil derjenigen ausschlägt, welche sich ihrer schuldig machen. Ich hatte eine Flotte in Cadix, sie war die Verbündete Spaniens, und Sie, der Sie dort Commandant waren, haben die Mörser auf dieselbe gerichtet. Ich hatte eine spanische Armee in meinen Reihen, und hätte sie lieber auf die englischen Schiffe hinübergehen und mich zwingen lassen, sie von den Felsen von Espinosa herunterstürzen lassen, als sie zu entwaffnen. Doch ich wollte lieber 7000 Feinde mehr zu bekämpfen haben, als mein Wort und die Ehre verletzen. Gehen Sie zurück nach Madrid, ich gebe Ihnen Zeit bis sechs Uhr früh, wenn Sie mir dann etwas Anderes vom Volk zu sagen haben, als daß es sich unbedingt unterwirft, so lasse ich Sie und alle Ihre Mannschaft über die Klinge springen.“ [1])

Donnerrede an Morla. *Letzte Frist.*

Um sechs Uhr früh kamen die Generale Morla und Don Fernando de la Vera wegen unbedingter Uebergabe. Die Rede des Kaisers, die unter den ersten Häuptern der Stadt wiederholt wurde, die Gewißheit, daß er selbst in Person commandire, die Verluste am vorigen Tag hatten Reue und Schrecken in allen Herzen erweckt. Während der Nacht entzogen sich die ärgsten Meuterer der Vergeltung durch die Flucht und lief ein Theil der Truppen davon.

Madrid ergibt sich, 4. December 1808.

Um zehn Uhr zogen die Franzosen ein. General Belliard übernahm das Commando in Madrid. Alle Posten wurden den Franzosen überlassen; ein allgemeiner Pardon wurde verkündet.

Einzug der Franzosen.

„Von diesem Augenblick an verbreiteten sich Männer, Weiber und Kinder in den Straßen, bis eilf Uhr Abends waren die Buden offen. Die Männer beeilten sich die Barricaden abzutragen. Die Mönche kehrten in ihre Klöster zurück und in wenig Stunden war Madrid wie ausgewechselt und sah aus wie gewöhn-

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 111.

lich, was für Jeden, der nicht das Leben großer Städte kennt, fast unbegreiflich klingt. So viele Leute, die sich selbst nicht verhehlen konnten, was sie unter ähnlichen Umständen gethan hätten, staunten über den Edelsinn der Franzosen. Flinten sind bis jetzt 50.000 Stück zurückgestellt worden, 100 Kanonen sind in Retiro beisammen. Uebrigens ist es schwer die Angst, unter welcher die Einwohner dieser unglücklichen Stadt seit vier Monaten lebten, zu schildern. Die Junta war ohne Kraft, die dümmsten und verrücktesten Leute übten die Gewalt aus und das Volk ermordete oder bedrohte wenigstens mit dem Galgen seine Obrigkeiten und Generale." [1]) — Man sieht, wie die Schilderung von September-Gräueln dem Verfasser dient, um die Franzosen vergessen zu machen, daß seine eiserne Hand sie regiert.

Spott über die Engländer.

Der Bericht darf aber ohne eine Beschimpfung der Engländer nicht in den „Moniteur" kommen. Darum schließt das Bulletin also: [2]) „Das Benehmen der Engländer ist schimpflich: seit dem 20. November waren ungefähr ihrer 6000 einige Tage im Escurial. Sie prahlten mit Nichts weniger, als sie würden die Pyrenäen überschreiten und an die Garonne kommen. Ihre Truppen sehen prächtig aus und sind in guter Zucht. Das Vertrauen, das sie bei den Spaniern gewannen, war unbegreiflich. Die Einen hofften, diese Abtheilung werde nach Somosierra ziehen, die Anderen, sie würden die Hauptstadt eines so theuern Bundesgenossen vertheidigen. Doch Alle kannten die Engländer schlecht. Kaum wurde bekannt, daß der Kaiser in Somosierra sei, so schlugen die Engländer den Rückzug nach dem Escurial ein, im Einklang mit der Abtheilung in Salamanca zogen sie nach dem Meer: „Waffen, Pulver, Kleider haben sie uns gegeben," sagte ein Spanier, „aber ihre Soldaten sind nur gekommen, um uns aufzuhetzen, uns auf Irrwege zu führen und in der Höhe der Gefahr im Stich zu lassen." — Ein französischer Officier gab dem Spanier dann die Antwort: „Kennt Ihr denn die neuesten Ereignisse unserer Geschichte gar nicht? Was haben sie für den Statthalter, was für Sardinien, was für Oesterreich gethan? Was neulich für Rußland, was haben sie erst in den letzten Tagen für Schweden geleistet? Sie schüren überall zum Krieg, sie theilen Waffen aus wie Gift, aber sie vergießen ihr Blut nur für Etwas, was ihre Person angeht. Erwartet von ihrer Selbstsucht niemals etwas Anderes." — Der Spanier entgegnete: „Ihre Sache war doch die unsere, 40.000 Engländer mit uns vereint, konnten bei Tudela und Espinosa die Wagschale zu unseren Gunsten sinken machen und Portugal retten. Aber jetzt, da unsere Armee links unter Blake, da unsere Mitte und die Armee unseres rechten Flügels in Aragonien vernichtet und ganz Spanien nahezu erobert ist und da die Vernunft zur Ergebung räth — was wird jetzt aus Portugal werden? Nicht in Lissabon, sondern in Espinosa, in Tudela, in Somosierra, in Madrid hätten die Engländer Lissabon vertheidigen sollen."

Französischer Edelmuth.

Das Bulletin enthält darin auch eine deutliche Warnung für Oesterreich. Es schließt übrigens nicht, ohne in einem romantischen Zug dem Edelmuth der Franzosen zu schmeicheln. „Ein achtzig Jahre alter General im Ruhestande," erzählt es, „war in seinem Haus in Madrid, in der Straße Alcala. Da tritt ein französischer Officier mit seiner Mannschaft ein und besetzt es. Der ehrwürdige Greis tritt vor den Officier, seine Tochter an der Hand führend, mit den Worten: „Ich bin ein alter Soldat und kenne die Rechte des Krieges und

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 112.
[2]) Ibid. XVIII, p. 113.

was der Sieg erlaubt; hier ist meine Tochter, ich gebe ihr eine Aussteuer von 900.000 Livres, retten Sie ihre Ehre und werden Sie ihr Gemahl." — Der junge Officier nimmt den Greis, seine Familie und sein Haus in seinen Schutz. Welche Schuld laden nicht jene auf ihr Haupt, welche so viele friedliche Bürger, so viele unglückliche Einwohner einer großen Hauptstadt so vielen Leiden aussetzen."

Dieser Bericht wurde in Spanien, in Frankreich, in Europa verbreitet. Briefe an Fouché aus dieser Zeit zeigen, welchen Werth Napoleon auf die Presse lege. Hatte er bei Gamonal, bei Tudela, bei Somosierra seine eiserne Hand auf die Spanier gelegt, so sollte ihm jetzt ein Aufruf die Herzen der Spanier gewinnen. Er erließ aus seinem Hauptquartier Chammartin folgende Anrede an das besiegte Volk:[1])

An die Spanier.

„Spanier! Ihr seid durch treulose Menschen auf Irrwege geführt worden! Sie haben Euch in einen unsinnigen Kampf verwickelt und Euch unter die Waffen getrieben. Gibt es irgend Jemand unter Euch, der beim Nachdenken über Alles, was geschehen ist, nicht zur Ueberzeugung gelangte, daß Ihr nur das Spielzeug der ewigen Feinde des Festlandes waret? — die sich freuten, als sie französisches und spanisches Blut fließen sahen? Was kann aus dem Gang einiger Feldzüge Anderes erfolgen, als ein Krieg zu Land ohne Ende und eine lange dauernde Unsicherheit Eures Eigenthums und Eures Lebens? In wenigen Monaten habt Ihr alle Aengste eines Parteilebens durchgemacht. Die Niederlage Eurer Armeen war die Sache einiger Märsche. Ich bin in Madrid eingezogen. Die Rechte des Krieges bevollmächtigten mich, ein schreckliches Strafbeispiel aufzustellen und mit Blut die Beschimpfungen abzuwaschen, die mir und meiner Nation widerfahren sind. Doch, ich habe nur auf die Stimme der Milde gehört. Nur einige Männer, welche die Urheber aller Eurer Leiden sind, sollen bestraft werden. Ich werde in Bälde aus der Halbinsel jene englische Armee verjagen, welche nach Spanien gesendet wurde, nicht um Euch zu helfen, sondern um Euch eine falsche Zuversicht einzuflößen und Euch irre zu führen. In meiner Proclamation vom 2. Juni hatte ich Euch gesagt, ich wollte ein neues Leben unter Euch erwecken. Ihr aber wolltet, daß ich zu den Rechten, welche mir von den Fürsten der letzten Dynastie zugestanden wurden, das Recht der Eroberung hinzufüge. Das bringt jedoch keine Aenderung in meine Verfügungen. Ich will sogar das loben, was in Euren Anstrengungen Edelmüthiges sein mag; ich will anerkennen, daß man Euch Eure wahren Interessen verborgen, daß man Euch den wahren Stand der Dinge verhehlt hat. — Spanier! Euer Schicksal liegt in Euren Händen! Werft das Gift weg, das die Engländer unter Euch verbreitet haben. Euer König möge sicher sein Eurer Liebe und Eures Vertrauens! — und Ihr werdet mächtiger und glücklicher werden, als Ihr es jemals waret! Ich habe Alles niedergeschlagen, was Eurem Glück und Eurer Größe Widerstand bot; ich habe die Fesseln gebrochen, welche auf dem Volke lasteten. An der Stelle einer unumschränkten Monarchie gibt Euch eine freisinnige Verfassung eine gemäßigte und constitutionelle Monarchie. Es hängt nur von Euch ab, daß diese Verfassung Euer Gesetz werde. Sollten aber all meine Bemühungen vergebens sein und solltet Ihr meinem Vertrauen nicht entsprechen, so wird mir Nichts übrig bleiben, als das Land wie eine eroberte Provinz zu behandeln und meinen Bruder auf einen anderen Thron zu versetzen.

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 120—21.

Ich werde dann die Krone Spaniens auf mein Haupt setzen und machen, daß sie von den Bösen geachtet wird, denn Gott hat mir die nöthige Kraft und den Willen gegeben, alle Hindernisse zu überwinden." — Stolze Worte!

Was Napoleon hier von „Fesseln der Größe und des Glückes" sprach, die er gelöst habe, bezieht sich auf eine Reihe von Decreten, die er 4. December aus dem kaiserlichen Lager vor Madrid erließ.[1] Das erste hob alle bisherigen Feudalrechte auf, alle persönliche Abhängigkeit, alle Vorrechte; jeder Spanier, der den Gesetzen gemäß sich verhalte, solle für sein Gewerbe freie Bahn haben. Das zweite hob die Inquisition auf, als im Widerspruch mit der bürgerlichen Autorität und der Selbständigkeit des Staates. Die Güter der Inquisition werden eingezogen und sollen eine Bürgschaft sein für die Staatsschuld. Das dritte erklärt, der Klöster seien zu viele in Spanien, ein Theil sei nützlich zur Unterstützung der Pfarrer, zu viele Klöster dagegen schadeten. Darum werde hiemit die Zahl der Klöster auf ein Drittel herabgesetzt, die Mönche mehrerer Klöster sollen fortan in einem einzigen Kloster vereinigt sein. Fortan höre die Aufnahme von Novizen und die Ablegung von Gelübden auf, bis die Zahl der Mönche und Nonnen auf ein Drittel herabgesetzt sei. Binnen vierzehn Tagen verlassen alle Novizen ihre Klöster. Alle Mönche, die Weltgeistliche werden wollen, können ihr Kloster frei verlassen. Alle, die austreten wollen, erhalten nach ihrem Alter eine Pension, die nicht unter 3000 und nicht über 4000 Realen betragen soll. Mit dem Erträgniß der Klostergüter soll der Gehalt der Pfarrer erhöht werden und mindestens 4000 Realen jährlich betragen. Die Güter der Klöster sollen eine Garantie für die Staatsschuld bilden, die Hälfte des Erträgnisses soll die Verluste ersetzen, welche Provinzen und Ortschaften durch den letzten Krieg erlitten haben.

Gesetze vom 4. December.

Ende des Feudalwesens,

der Inquisition,

der meisten Klöster,

Ein viertes Decret vom 4. December hebt die Zolllinien zwischen den Provinzen auf, nur an den Grenzen des Reiches sollte es hinfüro noch Douanen geben. Ein anderes Decret hebt den Rath von Castilien auf und ersetzt ihn durch einen Cassationsgerichtshof.

des Rathes von Castilien.

Die Wenigen, von deren Bestrafung Napoleon sprach, sind die Herzoge von Infantado, von Ossuna, von Medina-Celi, von Santa-Cruz, von Hijar; er befahl, ihre Güter einzuziehen. Dies traf auch den Fürsten von Castel-Franco und den Minister Cevallos; der letztere sollte, wo man ihn treffe, verhaftet werden als Verräther, weil er Dienste bei Joseph genommen und ihn dann verlassen habe, er war jedoch entflohen. Castel-Franco und Santa-Cruz, die nicht Zeit gehabt hatten zu entfliehen, wurden in Staatsgefängnisse gebracht; ebenso einige Volksführer, die zur Ermordung französischer Soldaten aufgereizt hatten. Der Herzog von Saint-Simon, der gegen sein Vaterland Dienste geleistet, sollte nach französischem Recht den Tod erleiden, ward aber bloß als Gefangener nach Frankreich gebracht.

Die Strafe der Herzoge.

Cevallos.

Saint-Simon.

[1] Correspondance, vol. XVIII, p. 104—106.

Die Stadt Madrid brachte 9. December dem Kaiser ihre Glückwünsche dar und bat um die Rückkehr Josephs. Napoleon redete die Abgesandten also an:

Napoleon an die Bürger von Madrid.

„Ich danke für die Glückwünsche der Stadt Madrid; ich bedaure das Uebel, das sie erfahren hat, und ich rechne es mir zu besonderem Glück an, daß ich sie unter solchen Umständen retten und ihr die größten Leiden ersparen konnte. Ich habe mich beeilt, Maßregeln zu ergreifen, welche alle Klassen der Bürger beruhigen, indem ich wohl weiß, wie peinlich die Ungewißheit für alle Völker und alle Menschen ist. — Ich habe die religiösen Orden behalten, aber die Zahl der Mönche beschränkt. Es gibt nicht einen vernünftigen Menschen, der nicht sagt, ihrer seien zu viele gewesen. Die, welche von Gott zum Mönchsstand insbesondere berufen sind, werden im Kloster bleiben; die keinen besonderen Beruf dafür haben und sich bloß aus weltlichen Gründen dazu entschlossen, diesen habe ich ihre Existenz unter den Weltgeistlichen gesichert. Ueberdies habe ich mit den Klostergütern für die Bedürfnisse der Pfarrer gesorgt, dieser wichtigsten und nützlichsten Klasse unter dem Klerus. Ich habe jenes Gericht abgeschafft, gegen welches das Jahrhundert und Europa empört waren. Die Priester sollen die Gewissen leiten, aber sie dürfen keine äußerliche und körperliche Gerichtsbarkeit über die Bürger ausüben.

über die Mönche, über die Inquisition.

„Ich habe dem Genüge gethan, was ich meiner Nation schuldig war. Die Strafe ist vollzogen, sie hat nur zehn von den Hauptschuldigen getroffen, allen Anderen ist ganze und vollständige Verzeihung zu Theil geworden.

Gnade.

Gleiches Recht für Alle!

„Ich habe die vom hohen Adel in den Zeiten der Bürgerkriege sich angemaßten Rechte unterdrückt, wo die Könige oft genöthigt waren, auf ihre Rechte zu verzichten, nur um sich und ihrem Volke Rache zu verschaffen. Ich habe die Feudalrechte unterdrückt und Jeder kann jetzt ein Gasthaus errichten, einen Backofen bauen, Thunfische fangen, einen Fischweiher halten und seiner Neigung für ein Gewerbe folgen, sofern er die Gesetze und die Anordnungen der Polizei beachtet. Die Selbstsucht, der Reichthum und das Glück einer kleinen Anzahl von Menschen schadeten Eurem Ackerbau mehr als die Hitze der Hundstage. Ich habe auch Jedem gezeigt, was er zu fürchten und zu hoffen hat.

Ende des Aufstandes.

„Die englischen Heere werde ich aus der Halbinsel fortjagen. Saragossa, Valencia, Sevilla werden sich unterwerfen müssen entweder der Gewalt der Waffen, oder aus Ueberzeugung. Es gibt kein Hinderniß, das auf die Dauer meinem Willen widerstehen kann.

Bedingung des Glückes.

„Was aber über meiner Macht steht, ist die Einigung Spaniens unter dem König: wenn Sie fortfahren, die Gedanken der Spaltung und des Hasses gegen Frankreich zu hegen, welche die Anhänger der Engländer und die Feinde des Continents mitten in Spanien verbreitet haben. Ich kann nicht eine Nation, einen König und die Unabhängigkeit Spaniens begründen, wenn dieser König nicht der Liebe und der Treue der Spanier sicher ist.

Die Bourbonen.

„Die Bourbonen können in Europa nicht mehr regieren. Die Spaltungen in der königlichen Familie waren durch die Engländer eingeleitet worden. Nicht der König Karl IV. oder sein Günstling war das Werkzeug der Engländer, (große Lüge!) — sondern der Herzog von Infantado, wie es die in seinem Hause kürzlich gefundenen Papiere beweisen, wollte den Thron umstürzen. Das Uebergewicht Englands wollte man in Spanien begründen, ein unsinniger Plan, dessen Folge ein Krieg ohne Ende gewesen wäre, in dem Ströme von Blut

geflossen wären. Keine Macht auf dem Continent, auf welche England Einfluß hat, kann fortbestehen; wenn es Leute gibt, die es wünschen, so ist ihr Wunsch unsinnig und wird früher oder später ihren Untergang herbeiführen.

Warnung für Oesterreich?

„Es wäre mir leicht und ich wäre eigentlich verpflichtet, Spanien zu regieren, indem ich so viele Vicekönige einsetzte, als es Provinzen hat. Indeß weigere ich mich nicht, meine Rechte der Eroberung an den König abzutreten, und ihn wieder in Madrid einzuführen, wenn die 30.000 Bürger, welche diese Hauptstadt umschließt, die Geistlichen, die Edelleute, die Kaufleute, die Männer des Gesetzes ihre Gefühle, ihre Treue kundgethan und den Provinzen das Beispiel gegeben, das Volk aufgeklärt und der Nation zu erkennen gegeben haben, daß ihr Fortbestand und ihr Glück von einem König und einer freisinnigen Verfassung abhängen, die den Völkern günstig und nur der Eigensucht und den hochmüthigen Neigungen der Großen zuwider ist.

Eid der Treue für Joseph.

„Wenn die Einwohner der Hauptstadt Madrid so denken, so mögen ihre Bürger sich in den Kirchen versammeln und vor dem Allerheiligsten einen Eid leisten, der nicht bloß aus dem Mund, sondern aus dem Herzen kommt und ohne Hintergedanken ist; sie mögen dem König Unterstützung, Liebe und Treue schwören; die Priester mögen im Beichtstuhl und auf der Kanzel, die Kaufleute in ihren Briefen, die Männer des Gesetzes in ihren Erlässen und Reden diese Ansicht dem Volke einprägen — dann werde ich mich des Rechtes der Eroberung begeben, werde den König auf den Thron setzen und werde es mir zur süßen Aufgabe machen, mich als treuen Freund der Spanier zu bezeigen. Die gegenwärtige Generation kann in ihren Ansichten schwanken, allzugroße Leidenschaften sind in Bewegung, aber Eure Enkel werden mich als den segnen, der Spanien neues Leben gab. Sie werden unter die Zahl der Glückstage denjenigen zählen, wo ich unter Euch erschienen bin — und von diesem Tage wird das Gedeihen Spaniens datiren.

Versprechen.

Stolze Hoffnung.

„Hier, Herr Corregidor, haben Sie meine Gedanken kurz beisammen. Besprechen Sie sich mit Ihren Mitbürgern und wählen Sie Ihre Partei, aber freimüthig, welche es auch sei, und zeigen Sie mir Ihre wahre Gesinnung."

Die Spanier günstig zu stimmen, erließ Napoleon 12. December ein strenges Gesetz zur Aufrechthaltung der Ordnung:[1] „Der Kaiser ist unzufrieden über die Unordnungen, die begangen werden. Die Plünderung vernichtet Alles, selbst die Armee, welche sie sich zu Schulden kommen läßt. Die Bauern laufen davon; darin liegt eine doppelte Gefahr, sie zu unversöhnlichen Feinden zu machen, die sich an einem einzelnen Soldaten rächen, und daß sie die Reihen der Feinde verstärken in dem Maße, als wir sie zu Grunde richten; dann erhalten wir auch gar keine Nachrichten von ihnen, die in einem Kriege so nöthig sind, und keine Lebensmittel. Bauern, die auf den Markt kamen, sind von Soldaten verjagt worden, die ihnen die Lebensmittel wegnahmen und sie schlugen. Der Kaiser befahl den Generalen, streng auf Ordnung zu sehen und Mißbräuche zu unterdrücken, welche die Sicherheit der Armee gefährden, und verordnet: „Jeder, der einen Einwohner oder einen Bauern, der Lebensmittel in die Stadt bringt, mißhandelt, soll sogleich vor ein Kriegsgericht geführt und zum Tod verurtheilt werden. Jeder, der plündert oder die Wiederherstellung der Ordnung hindert, soll vor ein Kriegsgericht gebracht und erschossen werden."

Schutz der Bauern.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 131—32.

Armee für den König.

Ein Schreiben vom 5. December aus Chammartin zeigt,[1]) wie Napoleon seinem Bruder Joseph die ersten Anfänge einer Armee zu schaffen suchte. Es seien in Madrid so viele unbeschäftigte junge Männer, die er gut verwenden könne. Aus Oesterreichern, Preußen, Deutschen und Italienern, die seit zehn Jahren in Spanien dienten, könne er ein Regiment Royal Etranger d'Espagne bilden, und zwar zunächst ein Bataillon schon am nächsten Tag; Flinten seien seit der Entwaffnung genug vorhanden; man solle es sogleich nach dem Escurial führen, dort einüben und ihm seinen Adjutanten Salligny zum Anführer geben. Jedes Regiment solle 4 Bataillone, jedes Bataillon 6 Compagnien und jede Compagnie 200 Mann haben. Aus lauter Franzosen, namentlich aus solchen, die mit Dupont gefangen wurden und dann in spanische Dienste traten, solle er seine Leibwache, ein Regiment Royal Etranger von 3200 Mann bilden, es werde ihm gewiß treu sein. Aus Schweizern und Deutschen, die sich für Schweizer ausgeben und unter ihm dienten, solle er ein Regiment Reding-le-jeune bilden, denn dieser Officier habe treue Dienste geleistet. Aus Spaniern, die ihm treu dienten, solle er unter einem treuen, spanischen Officier ein Regiment Royal Napoleon d'Espagne bilden, 4800 Mann stark. Der Name „Wallonische Garde" sei lächerlich und dürfe daher nicht beibehalten werden.

Thätigkeit des Kaisers.

In Madrid soll Napoleon nur einmal in der größten Stille am Morgen gewesen sein; er zog nicht im Triumph ein, wie in Berlin. Fürchtete er unter den Tausenden, die ihn so bitter haßten, einen Mordversuch, oder wollte er nur seinem Bruder die Bezeugung königlicher Ehren vorbehalten? Auch dieser Bruder sollte nicht sogleich einziehen, sondern sich einige Zeit im Lustschlosse Pardo, zwei Meilen von Madrid, aufhalten, umgeben von jedweder königlicher Etikette. Napoleon hauste in Chammartin, einem Lustschlosse der Herzogin von Infantado, unablässig beschäftigt mit Plänen, die letzten Reste der spanischen Armee zu vernichten, die Engländer zu fangen, Catalonien, wo Duhesme in Barcelona eingeschlossen war, zu unterwerfen, endlich sein gewaltiges Reich zu regieren. Die Briefe, welche im achtzehnten Band der „Correspondance" aus Chammartin mitgetheilt werden, sind sehr zahlreich.

Am 16. December meldet Napoleon die Umwandlung der Gesinnung in Madrid, die Centraljunta habe sich lächerlich gemacht, die Bürgerschaft sei der Revolution müde, man neige sich wieder dem König zu; das Wetter sei schön, man habe in Spanien nie einen so schönen December erlebt. Er trug sich also mit der rosigen Hoffnung, die spanische Frage sei zu seinen Gunsten entschieden. Er meldet mit Freuden, die Festung Rosas habe sich 6. December den Franzosen ergeben.[2]) In der That trugen sich damals wichtige Dinge in Catalonien zu.

Catalonien.

Dort war seit dem Rückzuge Josephs aus Madrid Duhesme in Barcelona eingeschlossen, konnte sich nicht rühren und sah ängstlich dem Tag entgegen, wo er sich aus Mangel an Lebensmitteln deu Spaniern werde ergeben müssen,

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 114—115.
[2]) Ibid. XVIII, p. 135—136.

weil die Engländer den Golf von Rosas inne hatten und alle Versuche, Barcelona vom Meer her zu verproviantiren, unmöglich machten. Napoleon drang daher in Saint-Cyr, der Stadt schnell zu Hilfe zu kommen. Die Aufgabe war nicht leicht: Rosas, Girona, Hostalrich, Tarragona waren im Besitz der Spanier, die Engländer beherrschten die Küste; das Land ist wegen des rauhen und unwirthbaren Bodens schwer anzugreifen, die Bevölkerung war kriegerisch und schon wegen der Handelsverhältnisse der Verbindung mit Frankreich abgeneigt. Das Land war vertheidigt von 40.000 Mann, theils Linientruppen, theils Freiwilligen, jene waren auf englischen Schiffen aus Portugal und von den Balearen herbeigebracht. Die Freiwilligen waren Miquelets, tapfere, flinke und geübte Schützen, die in Tercios, das heißt Bataillone abgetheilt, und Somathenen, eine Art Landwehr, zusammengesetzt aus allen Waffenfähigen, die beim ersten Schall der Sturmglocke sich zu erheben verpflichtet waren, ihre Dörfer und Städte zu vertheidigen, die Hauptpässe zu besetzen und streng zu bewachen. Die Aufgabe war also nicht leicht, aber Saint-Cyr war ein sehr fähiger, kühner und beharrlicher Mann, einer der besten Strategen; darum bekam er auch freie Hand in Betreff seiner Operationen; nur das Ziel ward ihm bestimmt, Duhesme zu befreien, die von den Spaniern besetzten Festungen zu erobern und das Land zu unterwerfen.

Barcelona. Spanische Macht. Miquelets. Somathenen. Ziel.

Von Figueras aus, das den Franzosen gehörte, führte der Weg nach Barcelona zu Land an den Festungen vorüber, Rosas, Girona und Hostalrich. Wenn er alle drei belagern wollte, so fiel indeß Barcelona. Saint-Cyr beschloß deßhalb, sich nur an Rosas zu machen, und wenn er es besetzt habe, wodurch den Engländern der Halt in der Bucht von Rosas genommen war, schnell zur Entsetzung Barcelonas aufzubrechen. Am 6. November verließ Saint-Cyr Figueras, unter strömendem Regen erreichte er 12. November Rosas, und griff zunächst das Fort Bouton an, welches mit seinen Kanonen die Rhede beherrschte; am 18. November eröffnete er die Laufgräben vor Rosas, am 26. und 27. November nahm er nach erbittertem Kampf das Städtchen ein; nach sechszehntägiger tapferer Vertheidigung ergab sich das Fort mit 2800 Mann, vielem Geschütz und großen Kriegsvorräthen. Und nun folgte er der Mahnung Duhesmes, ihn aus der Noth zu retten. Wenn er seine Artillerie mitnahm, so kam er in dem bergigen Land nur langsam voran. Darum ließ er in Rosas alle Kanonen zurück und verließ sich kühn nur auf den Bajonnettkampf: wenn er Barcelona entsetzte, so hatte er dort Kanonen genug; nur die Trainpferde nahm er mit, welche die Artilleristen an der Hand führten. Am 9. December brach er mit 18.000 Mann, 15.000 zu Fuß, 1500 Reitern und 1000 Artilleristen auf; jeder hatte Lebensmittel für vier Tage und 50 Patronen in der Tasche; Maulthiere waren noch mit Zwieback und Patronen beladen. Es gab zwei Straßen nach Barcelona, die eine rechts führte an den Festungen Girona und Hostalrich vorüber unter dem Bereich ihrer Kanonen, die andere am Meere, doch sie wurde von den englischen Schiffen aus beschossen. Saint-Cyr beschloß daher in schrägen Strichen von einer Straße zur anderen voranzuziehen: drohte rechts Gefahr, so marschirte er nach links und umgekehrt. Er täuschte derart Spanier und Engländer, sie erriethen den Zweck seiner Märsche nicht und wurden von ihm zu Märschen und Fahrten an Orte verleitet, wohin er nicht kam; „er rückte vor wie ein von Jägern umzingelter Eber“, er umging Hostalrich, er litt wenig durch die englischen Kanonenboote. Zwei Tagmärsche noch nach Barcelona, dann war er am Ziel! Da traten ihm die Spanier unter Vives bei Cardedeu auf bewaldeten Höhen entgegen, mit

Rosas. Vives.

Kanonen wohl versehen, von Freischützen in Menge unterstützt. Diese Stellung mußte Saint-Cyr nehmen, wolle er Barcelona erreichen, und befahl daher den Seinen, in Colonnen mit dem Bajonnett, ohne einen Schuß zu thun, auf den Feind loszugehen und dessen Reihen zu durchbrechen; die Reiterei rückte in den Zwischenräumen vor. Seine Soldaten waren ebenso willig als pünktlich; sie verstanden ihn und zersprengten die feindlichen Reihen. Im Nu lösten diese sich vor dieser schrecklichen Kampfweise auf, und flohen nach allen Richtungen mit Zurücklassung von 600 Todten und 800 Verwundeten, der gesammten Artillerie und des Munitionsparks. 1200 Mann wurden gefangen; General Vives wurde in die Flucht mit fortgerissen und entkam ans Meer, wo er sich einschiffte; der alte General Reding entkam auf einem schnellen Pferd. Seine Schwerverwundeten mußte Saint-Cyr zurücklassen, denn Raschheit war zum Gelingen unentbehrlich, auch war der Zwieback den Soldaten ausgegangen. Die Verwundeten, welche den Transport aushalten konnten, wurden auf ein Pferd oder Wagen gesetzt. Am 17. December 1808 stand Saint-Cyr vor Barcelona, wo er unter dem Jubel der Soldaten Duhesmes einzog und mit den Pferden, die er mitbrachte, die zahlreichen Kanonen bespannen konnte. — So viel bewirkte in einer Stunde die glänzende Schlacht bei Cardedeu.

Cardedeu. *Barcelona frei.*

Zum Llobregat

Lange durfte Saint-Cyr in Barcelona nicht bleiben, denn die Lebensmittel gingen zur Neige, deßhalb gewährte er seinen Tapferen nur zwei Tage Rast; am 20. December brach er schon wieder auf, um die spanische Armee in Catalonien vollständig zu vernichten und die festen Plätze zu erobern. Am 20. März 1809 erreichte er den Llobregat, hinter dem die Spanier 30.000 Mann stark sich aufgestellt hatten. —

Napoleon gegen die Engländer unter General Moore.

Moore.

Die vollständige Eroberung Cataloniens durch Saint-Cyr stand also zu erwarten, gegen Saragossa zog Napoleon hinlänglich Streitkräfte zusammen, um die berühmte Veste endlich zum Fall zu bringen; Asturien, Alt- und Neucastilien waren bezwungen, in und um Madrid hatte er 75.000 Mann Kerntruppen beisammen, also Mittel genug, um die Engländer, die unter Moore von Porto aus das Thal des Duero hinauf bis gegen Valladolid gezogen waren, zu bezwingen und ihnen das Schicksal Duponts bei Baylen zu bereiten.

Plan. *Baird.*

Ihr General Moore war gründlich über die Spanier enttäuscht, während in London Alles für sie schwärmte. Ihre Soldaten, fand er, hielten nicht Stand und beim Volk sei von uneigennütziger Unterstützung der Engländer zum Dank für die Hilfe keine Rede. Selbst um Geld bekämen sie mit Mühe Nahrungsmittel, nie aber sichere Nachrichten über die Bewegung des feindlichen Heeres. Schon wollte er sich, als er vom glücklichen Vordringen Napoleons bis Madrid hörte, nach Portugal zurückziehen, als ihn die nach Sevilla entflohene Centraljunta um Unterstützung anflehte, und der englische Geschäftsträger Frère dieses Gesuch eifrigst befürwortete. Statt sich also von Salamanca nach Opporto zurückzuziehen, beschloß Moore bis Valladolid zu marschiren, Baird, der in Asturien stand, an sich zu ziehen und mit ihm vereint Corunna zu erreichen, wo er sich im Nothfall wieder einschiffen konnte. Jedenfalls würde dadurch die Rückzugslinie

der Franzosen bedroht erscheinen, würde er dadurch die Franzosen auf sich ziehen und also der Süden Spaniens von ihnen unbedroht bleiben. Am 23. December stieß Baird unweit Benavente und Mayorga zu ihm, Moore verfügte jetzt über 29.000 Mann, darunter 24.000 Fußsoldaten, 3000 Reiter und 2000 Artilleristen mit 50 Kanonen. Dem Marquis La Romana schrieb Moore, er möge ihn den Franzosen doch nicht allein gegenüber lassen. Dieser hatte von der Armee Blakes 20.000 Flüchtlinge nach Asturien geführt, um sie dort in Sicherheit einzuüben und an Kriegszucht zu gewöhnen, führte aber jetzt 10.000 Mann nach Leon Moore zu. Dieser hoffte, daß sie wenigstens als leichte Truppen ihm von Nutzen sein würden, und wagte sich nun mit diesen 40.000 Mann bis Sahagun vor.

La Romana.

Napoleon erfuhr von Deserteuren Einiges über den Marsch der Engländer und ersah bald ganz richtig, daß Moore auf dem Wege nach Corunna sich zurückziehen wolle, und beschloß sogleich, ihnen in Person in den Rücken zu kommen, sie zu umzingeln und bis auf den letzten Mann gefangen zu nehmen. Die Bewachung von Madrid und Aranjuez übertrug er dem Marschall Victor mit zwei Divisionen und einem Theil der deutschen Truppen. Seinem Bruder Joseph gab er die Weisung, fortwährend in dem königlichen Schlosse Pardo zu verweilen, da er die Zeit noch nicht für reif hielt, um ihn den Einwohnern von Madrid wiederzugeben und an die Stelle der Militärregierung die Civilregierung treten zu lassen.[1])

Napoleons Beschluß. *König Joseph.*

Am 21. December ließ er plötzlich Generalmarsch schlagen und brach sogleich auf an der Spitze seiner Garde und mehrerer Armeecorps. Unter den Marschällen nahm er Lannes mit. Dieser wollte dem an seiner Wunde noch kranken Marbot gestatten, in Madrid sich ausheilen zu lassen. Marbot aber wünschte der Schlacht gegen die Engländer beizuwohnen, um Escadronschef zu werden; er machte einen Turban, der seine Wunden schützte, und unternahm den Zug mit, und so sind wir neulich um eine Schilderung desselben Zuges reicher geworden.[2])

Marbot.

Der Abmarsch begann Abends, denn in der Frühe wollte der Kaiser das Guadarrama-Gebirg überschreiten. „Je näher man den Bergen kam, um so kälter wurde es. Der Weg war bedeckt mit Glatteis, die Truppen, namentlich die Reiterei, kamen mühsam vorwärts. Lannes sandte häufig Officiere, um sich zu versichern, daß die Colonnen in guter Ordnung voran kämen, während des Marsches bei Nacht.

„Während der Nacht kamen wir am Fuß des Guadarrama an, an dem wir nur in ein kleines Dorf gelangten, wo man rastete, so gut es eben anging. — Beim ersten Schein des Tages wurde aufgebrochen. Eben wollte man das Gebirge hinansteigen, als das Wetter abscheulich wurde, als die Bataillone des Vortrabs zurückzuweichen begannen und man dem Kaiser meldete, ein schrecklicher Schneesturm mache das Voranschreiten unmöglich. Jeder Andere wäre stehen geblieben, aber Napoleon wollte auf die Engländer stoßen; er redete mit den Soldaten und befahl, die Mannschaft von einem Peloton sollte sich an den Armen halten, um nicht vom Winde fortgerissen zu werden, und gab selber ein Beispiel: er machte am Arm von Lannes und Duroc, denen wir gleichfalls den Arm gaben, den

Trotz Sturm. Vormarsch.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 638.
[2]) Mémoires de Marbot, I, p. 86 ff.

Major, dann befahl er selber „Marsch!“; die Colonne bewegte sich vorwärts und erstieg den Berg trotz des heftigen Windes, der uns zurücktreiben wollte; der Schnee wurde uns in das Gesicht gepeitscht, das Glatteis unten drohte uns zu Fall zu bringen. Als wir die Höhe erreicht hatten, konnten die Marschälle in ihren großen Stiefeln nicht mehr marschiren. Napoleon setzte sich rittlings auf eine Kanone, die Marschälle thaten ebenso, endlich kamen wir zum Kloster auf der Höhe des Berges. Der Kaiser hielt an, um die Mannschaft zu sammeln, man bekam Brot und Wein, die unter die Truppen vertheilt wurden. Die Kälte war sehr beißend, alle schlotterten, dennoch wurde nach einigen Stunden wieder aufgebrochen. Das Hinabsteigen war peinlich, doch weniger als das Hinaufsteigen. Bei sinkender Nacht kamen wir in eine Ebene und einen großen Markt, San Raphael, und in einige Dörfer, wo man Lebensmittel, Wein und ein Obdach fand. Die nächsten Tage kam das Heer durch die Ortschaften Espinar, Villacosta, Altrevald und Medina del Campo. In Espinar übernachtete der Kaiser im ärmlichen Posthause, wo ihm ein spärliches Mahl bereitet wurde; er unterhielt sich mit seinen Officieren heiter über diese Reihe von Abenteuern, die er in der Schule von Brienne begonnen habe, und die — man wußte nicht wo — enden würde. Zuweilen klagte er über seine Reitergenerale, die seit mehreren Wochen das Land zwischen Salamanca, Valladolid und Segovia durchstreift hätten, ohne ihm zur rechten Zeit Kunde von der englischen Armee zu geben; Deserteure vom Corps Duponts, die der Zufall herbeiführte, hätten kommen müssen, ihn von einer für seine Operationen so wichtigen Thatsache zu benachrichtigen.“ [1])

Rast in Espinar.

Soult. Moore.

In Tordesillas erhielt Napoleon 23. December eine Depesche von Soult aus Carion, er habe 20.000 Mann Fußvolk und 3000 Pferde, und Moore nähere sich Sahagun; Napoleon ermahnte ihn, sich zu vertheidigen, „denn, wenn die Engländer einen Tag länger in dieser Stellung bleiben, so sind sie verloren“, wenn sie sich zurückzögen, sollte er sie aus Leibeskräften verfolgen. Moore hatte jedoch von zwei Seiten Nachrichten vom Anrücken französischer Heeressäulen aus Madrid erhalten, blieb nicht stehen, drang auch nicht weiter vor, sondern beschloß, sich zurückzuziehen gen Benavente und von da nach Corunna. Am 24. December Abends begann dieser Rückzug, den er der Junta in Sevilla als einen großen Dienst für Spanien darstellte, denn er habe Napoleon auf sich gezogen und dadurch den Spaniern des Südens Luft gemacht.

Eile.

Bald stießen die Franzosen auf englische Nachzügler. Im Drange, die Engländer zu vernichten, ehe sie Corunna erreichten, trieb Napoleon zu raschem Vorangehen, obschon der lange Regen den Boden aufgeweicht hatte und die Wege eine fortwährende Lache bildeten. In Villapanda erfuhr Napoleon, daß der Nachtrab der Engländer in Benavente, nur einige Stunden nördlich von ihm sei. Er schickte daher in der Frühe die Mameluken, eine Colonne Fußvolk und die Jäger der Garde unter Lefèvre-Desnouettes voran, einem kühnen General, „welcher gewohnt war auf die Spanier zu stürzen, ohne sie zu zählen, und sie über den Haufen zu werfen, wie groß auch ihre Zahl sein mochte“. Als er an die durch den Regen angeschwollene Esla kam, deren Brücken zerstört waren, und Benavente hinter dem Flusse sah, trieb es ihn, die Stadt zu recognosciren, da er keine Feinde sah. Ohne das Fußvolk abzuwarten und sein Unternehmen zu decken, suchte er eine Furt und eilte mit seinen 300 Reitern gegen die Stadt. „Zwanzig

Lefèvre-Desnouettes.

[1]) Thiers, l. c. vol. IX, p. 404—411.

Mann hätten ebensogut recognosciren können, als 300, und wenn sie in einen Hinterhalt fallen, ist der Verlust nicht so groß." [1]) Die Engländer hatten seine Annäherung wohl bemerkt, die Reiterei ihres Nachtrabs stand hinter der Stadt, die ganz menschenleer schien, und schnitten ihm den Rückweg zur Esla ab, während er durch die Stadt ritt. Desnouettes und seine Soldaten wollten sich jetzt durchschlagen, sie kämpften heldenmüthig und kamen wieder über die Esla zurück; als sie sich aber wieder zu ordnen begannen, merkten sie erst, daß Lefèvre fehle. Sein Pferd hatte einen Schuß bekommen, er war in die Esla gesprengt und nahe daran zu ertrinken, als zwei Engländer ihn retteten, aber auch gefangennahmen. Der englische General empfing den berühmten Anführer der leichten Reiterei Napoleons sehr artig, zog ihn zur Tafel und verehrte ihm einen prachtvollen indischen Säbel.

gefangen, bei Moore.

Das geschah am 29. December 1808. Man kann sich denken, wie groß der Aerger Napoleons war über eine Schlappe, die sein Lieblingsregiment erlitten, und daß ihm die Engländer einen General weggefangen! Obschon er sehr unzufrieden mit ihm war wegen einer solchen Unvorsichtigkeit, so ließ er dennoch Moore den Austausch gegen einen englischen General vorschlagen, der in Frankreich gefangen war. Aber Moore war stolz darauf, dem englischen Volk einen Anführer der Kaisergarde als Kriegsgefangenen senden zu können, und lehnte den Antrag ab und sandte Lefèvre nach England, worüber Napoleon noch mehr sich ärgerte. — Aus Benavente schrieb er noch am Abend des 31. December an die Kaiserin: „Ich bin den Engländern auf den Fersen, sie fliehen voll Schrecken, sie haben die Spanier La Romanas im Stich gelassen, um nur einen halben Tag ihren Rückzug nicht zu verzögern; wir haben mehr als hundert Gepäckwagen angetroffen. Das Wetter ist sehr schlecht. Lefèvre ist gefangen, da er einen tollkühnen Streich mit 300 Jägern unternahm, seine Waghälse sind durch einen Fluß geschwommen, um sich auf die englischen Reiter zu stürzen, von denen sie viele getödtet haben. Auf dem Rückweg ist ihm das Pferd erschossen worden und er wäre ertrunken, denn der Thalweg riß ihn auf die englische Seite hinüber. Er wurde von ihnen aufgefangen, tröste deßhalb seine Gattin!" [2])

nicht auszutauschen.

Trotz ihres kleinen Erfolges setzten die Engländer in Sorge vor dem großen Kriegsmeister ihren Rückzug fort und zwar in größter Eile. Die Franzosen stießen in Einemfort auf gefüllte Wagen, die sie zurückgelassen, aber auch auf schöne Pferde, die sie todtgeschossen hatten. „Die Reiter machten Halt, wenn ihre Pferde ermattet waren, streckten diese mit einem Pistolenschuß durch den Kopf nieder und gingen dann zu Fuß weiter. Lieber tödteten sie ihr treues Kriegsroß, als daß sie es ihren Feinden zum Gebrauch lebend überließen. Diese Art von Muth konnte man von unseren Leuten niemals erlangen." Alle Wohnungen an der Straße waren verwüstet. Da die Engländer die Einwohner nicht geneigt fanden, ihnen zu geben, was sie hatten, so schalten sie dieselben Undankbare, plünderten und verbrannten dann ihre Häuser und fanden oft berauscht vom spanischen Wein in den Flammen ihren Untergang. [3])

Eile der Engländer.

Wir begreifen, wie es Napoleon drängte, sein Ziel zu erreichen. „Wir überschritten die Esla und besetzten Benavente. Von da ist es noch fünfzehn oder sechzehn Stunden bis Astorga, man muß aber mehrere Wasser überschreiten. Doch

Beschwerden im Marsch.

---

[1]) Mémoires de Marbot, I, p. 90.
[2]) Correspondance, vol. XVIII, p. 186—87.
[3]) Thiers, l. c., vol. IX, p. 414.

war der Kaiser so ungeduldig die Feinde zu treffen, daß er wollte, sein Heer solle an einem Tag dahin gelangen, obschon die Tage sehr kurz waren — es war ja der 31. December. Ich habe selten einen so peinlichen Marsch mitgemacht; ein eisiger Regen drang uns durch die Kleider, die Leute und die Pferde versanken fast im Schlamm, man kam nur mit der größten Mühe voran, und da alle Brücken abgebrochen waren von den Engländern, mußte unser Fußvolk fünf- bis sechsmal sich ganz nackt ausziehen, Kleider und Flinte auf dem Kopf tragen und durch das eisige Wasser der Bäche waten. Ich sage es mit Bedauern, ich sah drei alte Grenadiere, denen es unmöglich war, diesen peinlichen Marsch fortzusetzen, und die doch aus Furcht, von den Bauern gemartert und getödtet zu werden, nicht zurückbleiben wollten, sich mit ihrer Flinte eine Kugel durch den Kopf jagen. Eine der düstersten und immer regnerische Nacht kam noch dazu und vermehrte die Leiden der Mannschaft, Manche legten sich vor Ermattung in den Schlamm. Eine große Anzahl blieb im Dorf Banneya zurück, nur die Spitzen der Regimenter kamen in Astorga an, die Mehrzahl blieb noch unterwegs. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als der Kaiser und der Marschall Lannes eintrafen, ohne jede weitere Bedeckung als ihre Adjutanten und einige hundert Reiter. Man durchsuchte den Ort gar nicht, so sehr war alles ermüdet und begierig, ein Plätzchen zu finden, wo man Ruhe und Wärme haben könnte. Lannes, ganz durchnäßt, klapperte mit den Zähnen. Wenn die Engländer eine Ahnung gehabt, hätten sie mit wenig Reitern den Kaiser und Lannes fangen können." Die Einwohner waren alle entflohen. Die Franzosen fanden Betten, Holz und Labsal. So endete das Jahr 1808. —

Selbstmörder. *Astorga.*

Am ersten Tage des blutigen Jahres 1809 blieb Napoleon in Astorga, um seine Truppen zu sammeln. Die Nachricht vom Selbstmord der Grenadiere hatte ihn ergriffen, er besuchte die Soldaten in den Häusern, wo sie sich niedergelassen hatten, redete mit ihnen und suchte ihren moralischen Muth zu heben. In Astorga traf er dann noch eine wichtige Entscheidung. Auf dem Wege dahin hatte ihm ein Courier ein Packet Briefe gebracht. Er hielt an, ließ ein Feuer anzünden und las bei dessen Schein die Depeschen, welche meldeten, daß Oesterreich ganz offen zum Krieg rüste und im Frühjahr losschlagen werde, daß Rußlands Hilfe nicht mehr sicher sei, daß es in Deutschland gähre. Napoleon hatte also in diesem Jahr die Aufgabe, Oesterreich, Deutschland, England allein zu bekämpfen. Die Umgebung merkte den tiefen Eindruck, den die Berichte auf ihn machten. In Gedanken versunken, setzte er dann den Weg nach Astorga fort. Da er auf dem Wege überall die Anzeichen fand, daß die englische Armee entmuthigt, auf dem eiligsten Rückzuge sei, so überließ er ihre Verfolgung dem Marschall Soult, der Astorga näher war, als der energische Marschall Ney, der von Benavente hermarschirte und der rascher vorangegangen wäre. Soult konnte mit den Engländern unschwer fertig werden. Napoleon beschloß in Eile nach Valladolid aufzubrechen, dort war er den Courieren näher, dort konnte er leichter die Anordnungen für die Beendigung des Krieges in Spanien treffen; von dort wollte er sich nach Paris aufmachen, um den großen Krieg gegen Oesterreich vorzubereiten.

Böse Nachrichten. *Beschluß heimzukehren.*

Napoleon nahm Lannes mit sich, der Rückweg ging über Benavente, aus welchem mehrere wichtige Schreiben vorhanden sind,[1] so ein Dankschreiben für Josephs Glückwunsch zum neuen Jahr, worin der Kaiser sagt: „Ich hoffe nicht, daß Europa in diesem Jahr zum Frieden gelangt; ich hoffe es so wenig, daß ich gestern den Befehl zu einer Aushebung von 100.000 Mann unterzeichnet habe. Der Haß Englands, die Ereignisse in Constantinopel, Alles läßt mich ahnen, daß die Stunde der Ruhe und des Friedens noch nicht geschlagen hat. Dagegen beruhigt sich Spanien: die Provinzen Leon, Asturien, Neucastilien sehnen sich nach Ruhe. Ich hoffe, daß Galicien bald in Frieden sein wird, und daß die Engländer diese Gebiete verlassen; Saragossa muß bald fallen und der General Saint-Cyr mit seinen 30.000 Mann wird bald mit Catalonien zu Ende sein." Am 6. Januar 1809 traf er in Valladolid ein.

Folgen wir aber zunächst Moore und Soult nach Corunna! Sie kamen hintereinander langsam voran, denn die Straßen waren fast ungangbar. Der englischen Armee schien der Muth und die Kriegszucht abhanden gekommen zu sein. Jeden Augenblick fanden die Franzosen Wagen mit Munition, Waffen, Lebensmitteln, Lagergeräthschaften, und sammelten Gefangene zu Hunderten. In Bembibra gab sich 1. Januar Moore alle Mühe, wieder Zucht und Ordnung herzustellen. Von Ponferrada sandte er 3000 Mann vom Corps La Romanas nach Vigo, um diese Stadt zu behaupten, im Fall er von Corunna abgedrängt, und nach Vigo zur Einschiffung zu ziehen genöthigt würde. Am 3. Januar war er in Villafranca, bei Pietros gedachte er ein Nachtrabgefecht zu liefern, es kostete den Franzosen fünfzig Todte und Verwundete; unter den Todten war Colbert, ein verdienter General. Den Engländern folgten die Franzosen auf dem Fuße nach, erbeuteten viele Artillerie und einen Schatz, den die Engländer in eine steile Schlucht, aber nicht tief genug, hinunter geschleudert hatten. Obschon die Finder ihre Taschen füllten, wurden noch 1,800.000 Franken in die Armeekasse abgeliefert.

Gefecht bei Pietros.

Am 5. Januar stellte sich Moore zur Schlacht auf den Höhen von Lugo, denn er sah sein Heer auf dem Marsch immer mehr schwinden; auch mochte er, um Vorwürfen in der Heimath zu entgehen, lieber eine Niederlage erleiden, als sein Heer auf so erbärmliche Weise auf dem Wege verlieren. Siegte er aber, so hob sich wieder der Muth seiner Soldaten; er konnte mit Ehren und in Ruhe sich einschiffen und an anderen Orten unter günstigeren Verhältnissen den Krieg gegen die Franzosen fortsetzen. „Wurde er besiegt," meint Thiers, „so erduldete er mit einem Male alles Uebel, das er auf diesem Rückzuge nach und nach doch auch erduldete. Ueberdies muß der Feldherr, wenn die Klugheit es räth, im Kriege ebensowohl der Niederlage, wie der Soldat dem Tode Trotz bieten. Endlich war es unmöglich, zur Ausführung einer solchen Absicht eine bessere Lage zu finden, als jene von Lugo." — Er stellte seine 20.000 Mann, über die er von seiner Armee von 30.000 Mann noch verfügte, auf den Höhen vortrefflich auf. Soult kam am Abend des 5. Januar an, das Dunkel verhinderte ihn aber, die Stellung der Feinde genau zu erkennen; er verschob den Angriff auf den nächsten Tag, zumal er Nachzügler, Artillerie und Munition erwartete.

Lugo.

Mannschaft und Artillerie kamen an, aber nicht genug, und so verschob Soult auf den 8., dann auf den 9. Januar den Angriff. Moore aber hatte indeß sein Gepäck und seine am meisten ermatteten Truppen vorausgeschickt; er glaubte durch dreitägiges Anerbieten der Schlacht seiner militärischen Ehre genug-

Moore zieht ab

[1] Correspondance, vol. XVIII, p. 200—210.

nach Corunna. gethan zu haben und zog in aller Stille in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar ab. Um die Franzosen zu täuschen, ließ er die Lagerfeuer brennen und einen starken Nachtrab zurück. Nun rückten die Franzosen scharf nach und erbeuteten eine Menge Waffen, Lebensmittel und machten 2000 Gefangene. Als Moore gen Corunna kam, sah er jedoch keine Segel auf dem Meer, widrige Winde hatten die Fahrt der Schiffe von Vigo nach Corunna verhindert. „Da befiel Bangigkeit den General und Traurigkeit die Armee.“ — Sofort nahm Moore 11. Januar Stellung in Corunna und auf den umgebenden Höhen nächst der Stadt. Zum Glück kam Soult erst am 12. Januar; er mußte noch Brücken herstellen, und fühlte sich noch am 14. Januar mit 18.000 Mann nicht stark genug zum Angriff und harrte auf die Ankunft seiner Geschütze. Schon drangen höhere Officiere in Moore, um ehrenvollen Rückzug zu unterhandeln, doch er wies es zurück in Hoffnung, daß der Wind umschlage und die rettende Flotte bringe — und sie kam, am 15. und 16. Januar trieben sich schon mehrere hundert Segel in dem schönen und großen Golf herum. Die französischen Soldaten verlangten stürmisch den Kampf, sonst entrinne der Feind. Nun suchte Soult die Stellung der Engländer aufzurollen und ein erbitterter Kampf entspann sich, 16. Januar, um das Dorf Elwina; es wurde genommen, verloren, wieder genommen und wieder verloren. Am Abend brach Soult das Gefecht ab, in der Nacht schifften sich die Engländer ein. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 1200 Mann; der schmerzlichste war ihnen der Tod ihres Generals Moore: eine Kanonenkugel zerschmetterte ihm den Arm und das Schlüsselbein, indem er seine Regimenter selber in den Kampf führte.

Die Flotte kommt.

Schlacht bei Corunna.

Wegen seines Rückzuges nach Portugal über Galicien ist General Moore viel getadelt worden, in neuerer Zeit sind die Stimmen der Sachverständigen meist für ihn, so die Napiers, des genialen Verfassers des „Krieges auf der Halbinsel, 1807 bis 1814“, so die Stimme Wellingtons, so selbst die von Thiers. Letzterer sagt mit Recht von den Engländern, denen die Spanier verheißen hatten, sie dürften nur kommen, um Trophäen zu ernten und höchstens einen schon gesicherten Sieg zu vervollständigen; sie hätten vielmehr auf einmal sich in der größten Verlegenheit befunden, denn es hätte ihnen bisher nicht gelingen können, ihre verschiedenen Abtheilungen in einen Armeekörper zu vereinigen. Moore brachte es mit Mühe auf 19.000 Mann, mit denen er den französischen Heeren nicht entgegentreten konnte, da die spanischen Armeen, auf die man sich verlassen hatte, überall vernichtet waren. Moore mußte also suchen, sich noch mit den 11.000 Mann, die unter Baird in Corunna gelandet waren, rasch zu vereinigen — und da mußte er seine Rückzugslinie über Galicien wählen. Durch diese Bewegung sicherte er seinen Rückzug und schien zugleich Etwas für die spanische Sache zu thun, während die Junta in Sevilla ihm vorwarf, daß er Nichts für sie thue. „Der unglückliche, ebenso einsichtsvolle als tapfere Sir John Moore, der an eine methodische Kriegführung gewöhnt war, dem man einen enthusiastischen Empfang, Hilfsmittel jeder Art, Siege verheißen hatte, und der nun die Spanier niedergeschlagen, auf der Flucht begriffen sah, sich selbst kaum zu ernähren fähig, befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand der Ueberraschung, der Unzufriedenheit, des Ekels, und erblickte nur im Rückzuge auf der kürzesten Straße Sicherheit. Uebrigens verheimlichte er seiner Regierung keine einzige dieser trostlosen Wahrheiten.“ [1])

Moores Verdienst.

---

[1]) Thiers, l. c. vol. IX, p. 419—428.

Moore hat den Rückzug so gut geleitet, als es nur möglich war. Da die Spanier seinen Soldaten Nichts liefern wollten, zerstreuten sich diese gern zur Requisition; wenn aber die Losung ging, die Schlacht stehe bevor, so eilten sie zu ihrem Regiment und harrten tapfer aus im Kugelregen, denn es galt die Ehre Englands, so noch in der letzten erbitterten Schlacht bei Elwina. Der Ort ward genommen, verloren und wieder genommen. Wer waren die Sieger? Die Franzosen sagen: Soult brach die Schlacht ab wegen des Dunkels und weil die Munition ausging. Die Engländer sagen: Baird war zum Tod verwundet, ein letzter Angriff von unserer Seite hätte Alles entschieden. Da zerschmetterte eine Kanonenkugel Moore die linke Schulter, der linke Arm hing nur noch an einem Stück Fleisch herunter. Der Schuß warf ihn vom Pferd, er erhob sich noch, sah scharf auf den Vorschritt der Regimenter — dann wurde er blaß, seine Soldaten fingen ihn auf und trugen ihn auf einer Bahre zum Nachtrab. Der Griff seines Degens kam an seine Wunde, man wollte ihn wegnehmen: „Laßt ihn, wo er ist," sagte er, „ich will lieber mit ihm, als ohne ihn das Schlachtfeld verlassen." — Als die Schlacht endete, hatten die Engländer nicht bloß ihre Stellung behauptet, sondern waren auch vorgeschritten. Moore ließ mehrmals die Träger halten, um die Stellung der Engländer und ihr Vorschreiten zu sehen — sie waren offenbar im Siegen. „Ihr wißt," sagte er, „ich habe immer gewunschen so zu sterben." Als man ihm sagte, seine Wunde sei nicht tödtlich, entgegnete er: „Das ist nicht möglich! — aber es ist eine große Befriedigung für mich, daß die Engländer gesiegt haben." Seine Schmerzen waren entsetzlich, aber er klagte nicht, er tröstete sich: „Ich hoffe, daß das englische Volk mit mir zufrieden sein wird; ich hoffe, daß meine Heimath mir Gerechtigktit erweisen wird." — Seine letzten Worte galten dem Schmerze, den seine Mutter fühlen werde bei der Nachricht von seinem Tode.

Elwina

Moores Ende.

So endete der hochgebildete General Moore. Hope übernahm das Commando und ordnete in der Nacht noch die Einschiffung an. Die Officiere des Generalstabs trugen noch in der Nacht die Leiche ihres heißgeliebten Anführers in die Citadelle und begruben sie hier: sie rühmten seine Wahrhaftigkeit, seine Gerechtigkeit, sein reines Ehrgefühl, seinen Haß gegen alle Falschheit und jedes Laster, die Treue, mit der er seinem Vaterland diente, und waren schmerzlich bewegt, daß sie ihn verlassen mußten, ohne ihm ein Ehrendenkmal zu errichten. Aber die Franzosen hatten auch ein Gefühl für den Seelenadel ihres Gegners und den ganzen Werth seiner Leistung. Soult ließ in Verehrung vor der antiken Größe des Mannes ihm ein Denkmal in Corunna errichten und auch England ist ihm gerecht geworden. Napier hat Moores edles Bild in unsterblichen Farben gezeichnet.[1]) Selbst Napoleon hat erklärt, daß nur das Talent und die Charakterfestigkeit Moores die englische Armee zusammengehalten und vor dem Untergang gerettet habe.[2])

Denkmal.

Als Moore nach dem Norden zog, um die Rückzugslinie der Franzosen zu bedrohen, verlangte er von der Centraljunta in Sevilla, daß Etwas im Süden geschehe, um die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich zu ziehen und ihre Kräfte zu theilen. Sofort befahl die Junta dem Heer, das unter dem Herzog von Infantado in Cuença stand, der aus Flüchtlingen und Bauern einige 20.000 Mann zusammengebracht hatte, daß er den General Venegas mit

Spanier in Cuença.

[1]) Histoire de la guerre dans la Peninsule. Paris 1828. II, p. 144—55, 190—92, 318.

[2]) Conversation à Viran à l'ile d'Elbe. Voix de Sainte-Hélène.

15.000 Mann gegen Tarancon entsende, so daß er Madrid zu bedrohen scheine; er selber wollte mit 6000 Mann folgen. Venegas nahm eine starke Stellung bei Ucles. Marschall Victor rückte ihm mit 13.000 Mann Kerntruppen entgegen, von denen er noch einen Theil auf einem Umweg über die Gebirge von Alcazar sandte, daß dem Feinde der Rückweg verlegt werde. Die Franzosen erstürmten die kleine Stadt Ucles, wo sie 2000 Spanier tödteten, die Feinde aus ihrer Stellung auf den Höhen warfen und sie zum Rückzug über Carrascosa zwangen, wo die Division Ruffin sie erwartete und aus einer engen Schlucht plötzlich auf sie hervorbrach. Die Spanier waren überrascht, wehrten sich jedoch muthig, bis sie umgangen und genöthigt wurden, die Waffen zu strecken. 13.000 Mann legten die Fahnen und Flinten nieder und übergaben eine zahlreiche Artillerie. Victor zog nun in Eile nach Cuença, wo er nur noch Verwundete, Kranke und Kriegsmaterial antraf; der Herzog von Infantado war gen Valencia entflohen. So schienen die Waffen der Franzosen überall siegreich zu sein, wo der Kampf im offenen Feld stattfand.

Sieg bei Ucles, 13. Januar 1809.

Saragossa.

Saragossa.

Nur Saragossa widerstand noch und bewies, daß die Spanier hinter Festungsmauern einen wunderbaren, zähen Widerstand leisten konnten, wie ihre Vorfahren in Numantia und Sagunt. Am 23. November 1808, nach der Schlacht bei Tudela, hatte sich Palafox mit 13.000 Mann dahin zurückgezogen, dazu kamen Bauern der Umgegend, die mit ihrer Familie, ihrer Habe, ihren Heerden dahin flüchteten, so daß die Stadt, die früher nur 50.000 Bewohner hatte, jetzt mehr denn 100.000 zählte. — Die Bauern der Umgegend hatten große Vorräthe von Getreide, Wein und Schlachtvieh gebracht; die Engländer hatten Saragossa wohl mit Kriegsvorräthen versehen, 153 Kanonen donnerten von seinen Mauern. Die Stadt war keine Festung an und für sich, sie hatte nur eine Mauer, aber geschickte Ingenieure hatten sie mit guten Vorwerken versehen. Von der Tüchtigkeit der spanischen Ingenieurschule des 16. und 17. Jahrhunderts, die in ganz Europa für die beste galt, hatte sich noch Manches erhalten. „Bei den alten kriegerischen Nationen, die von ihrer ehemaligen Tapferkeit herabgesunken sind, erhalten sich stets die gelehrten Waffen am längsten." Die Aragonesen bewiesen aber, daß auch der tapfere Sinn ihrer Vorfahren noch in ihnen lebe; sie sind von Natur aus tapfer, von Jugend auf an den Gebrauch der Flinte gewöhnt und gute Schützen; sie waren stolz auf die frühere Vertheidigung ihrer Hauptstadt und wußten, was ihre Tapferkeit bedeute für Spanien und Europa. — Der Widerstand war national und religiös. Die Seele desselben war Joseph Palafox, der tapfer und zum Tod entschlossen, eine unbedingte Herrschaft über das Volk ausübte; ihn unterstützten zwei Brüder, der Marquis von Lassan und Franz Palafox, und einige beredte und beim Volk in hohem Ansehen stehende Mönche. Männer wie Frauen schworen in der Kirche Treue bis in den Tod ihrem König Ferdinand VII. Die Frauen zeigten auch im Kampfe einen

Mittel des Widerstandes.

Palafox.

Muth wie die Männer. Die Mönche leisteten Widerstand, wie die Weltlichen, sie trugen das Kreuz voran im Kampfe und spendeten im Kugelhagel den Verwundeten die Tröstungen der Religion und verbanden die Wunden. Auf öffentlichen Plätzen waren Galgen errichtet und unverzügliche Hinrichtung Jedem angedroht, der von Uebergabe reden würde. Der Beschluß war gefaßt, wenn die äußere Mauer genommen würde, Straße für Straße, Haus für Haus zu vertheidigen.

Moncey. Mortier.

Moncey hatte nach der Schlacht von Tudela den Befehl gegen Saragossa, aber nicht Truppen genug; erst am 19. December konnte er, durch den Marschall Mortier verstärkt, es wagen, den Platz einzuschließen und die Außenstellungen einzunehmen. Erst am 21. December nahm die Division Suchet den Monte Torrero, welcher Saragossa beherrschte, auf welchem die Aragonesen ein Werk errichtet hatten; die Division Lambert machte sich zur Herrin der Höhen auf dem rechten Ufer, und Gazan der Stellung von San Gregorio auf dem linken Ufer des Ebro und warf den Feind in die Vorstadt zurück. Die Aragonesen waren nun auf die Stadt beschränkt. Doch jetzt stand der Fortschritt der Belagerung einige Zeit still, denn Mortier hatte bloß Befehl die Belagerung zu decken, das heißt zu verhindern, daß ein spanisches Heer sich sammle, um die Stadt zu entsetzen, und nahm deßhalb Stellung zu Calatayud, zwanzig Lieus von Saragossa, während doch beide Corps zusammen nur 38.000 Mann zählten, die mit Noth zum ernsten Kampf gegen Saragossa ausreichten. —

Junot. Die Aragonesen.

Nun kam General Junot und übernahm den Oberbefehl: er hatte nur 14.000 Mann zu Fuß, 2000 Artilleristen, 2000 Reiter zur Verfügung, nicht genug, um rasch eine Entscheidung gegen die 50.000 Aragonesen herbeizuführen, die mit der Flinte vertraut, mit Munition wohl versehen und vom Glauben an den endlichen Sieg ihrer Sache begeistert und zum Kampf auf den Tod entschlossen waren. Der Glaube an den Sieg ließ die Bauern jede Gefahr verachten. „Was sein muß, kann nicht ausbleiben,“ [1]) war ihr Sprichwort. Gegen Leute solcher Art half kein einfacher Sturm, wie der Gang der ersten Belagerung zeigte; die Eindringenden wurden mit Schüssen aus den massiv gebauten, mit Schießscharten versehenen Häusern, aus den Kellern, von den Dächern derart empfangen, daß sie niedergestreckt wurden oder wieder umkehren mußten. Die Stadt hatte manche mächtige Bauwerke, wie das Schloß der Inquisition, die Klöster der Capuciner, Santa Engracia, San Joseph, der Augustiner, der heiligen Monika, in die man, wie in wahre Festungen, zuerst Bresche schießen mußte, um sie einzunehmen. Waren aber die Franzosen auch in einen solchen Bau eingedrungen, so begann der Kampf von Zimmer zu Zimmer, von Stockwerk zu Stockwerk. Durch Oeffnungen, die in die Wände der miteinander verbundenen Häuser angebracht waren, erhielten die Vertheidiger schnell Hilfe. Unter solchen Verhältnissen und gegen solche

---

[1]) „Lo que hade ser no puede faltar.“ Mémoires de Marbot, vol. I, pag. 106.

Menschen konnten die Franzosen nur den Krieg mit Minen führen und die Häuser sammt ihren Vertheidigern in die Luft sprengen.

Geniewesen der Franzosen.

Ein Meister im Geniewesen, unermüdlich, unerschöpflich in Hilfsquellen war General Lacoste, unterstützt vom Ingenieur-Obersten Rognat und vom Bataillonschef Haro. In der Nacht vom 29. auf den 30. December wurden die Laufgräben eröffnet, am 2. Januar 1809 war die zweite Parallele vollendet. Der Hauptangriff galt dem Brückenkopf an der Huerba und dem Josephskloster. Als am 11. Januar die Bresche gangbar war, rückte man zum Sturm, der von einem Bataillonschef Stahl geleitet wurde. Binnen einer halben Stunde, in welcher 300 Spanier fielen, 30 Franzosen getödtet und 150 schwer verwundet wurden, war das Kloster genommen. Am 16. Januar wurde der Brückenkopf der Huerba, eines tiefen Baches, der sich an der Südseite der Stadt auf dem rechten Ufer des Ebro hinzieht, im Sturm genommen. Nun waren die Franzosen Meister der Außenwerke in der halben Ausdehnung ihrer Linie. Sofort ging es an die Unterminirung der einzelnen Häuser. Marbot erzählt: „Die Erbitterung der Spanier war so groß, daß keiner, während man eine Mine grub und der dumpfe Ton der Hammerschläge ihnen die Nähe des Todes andeutete, den Platz verließ, den er zu vertheidigen geschworen hatte. Wir hörten sie ihre Litaneien singen, dann sammelten sich, sobald die in die Luft fliegenden Mauern mit Gekrach niederfielen und die Mehrzahl von ihnen erschlugen, diejenigen, welche dem Tode entgangen waren, auf den Trümmern und suchten hinter dem geringsten Stück Mauer Schutz, um wieder ihr Feuer spielen zu lassen. Aber unsere Soldaten, die den Augenblick, wo die Mine losgehen mußte, wohl kannten, hielten sich bereit und sprangen, sobald die Mine losgegangen war, rasch auf die Trümmer und stachen Jeden nieder, den sie trafen; sie machten eine kleine Schanze aus Steinen, Balken, Hausgeräthen und bahnten mitten in diesen Trümmern Bahn für die Sapeurs, welche sich an die Untergrabung des nächsten Hauses machten. Nachdem ein starkes Drittel der Stadt auf diese Weise zerstört war, so war es schwer, in diesem Wirrwarr von Trümmern sich zurechtzufinden, und konnte man sich nur mit Absteckpfählen auskennen, die von den Ingenieuren aufgestellt waren. Außer den Minen wendeten die Franzosen auch ihre zahlreiche Artillerie an und schleuderten 11.000 Bomben in die Stadt. Die Leiden der Belagerten wurden dadurch entsetzlich. Das Zusammendrängen so vieler Menschen in engen Räumen, von Kranken und Verwundeten, erzeugte eine pestartige Krankheit, an der Tausende hinstarben, die man nicht mehr begraben konnte. Dennoch mochte sich Saragossa nicht ergeben. Am 20. Januar übernahm Marschall Lannes die Leitung der Belagerung, er sollte den Schimpf tilgen, daß eine unbefestigte Stadt so lange des Kaisers Waffen trotzte. Er rief sogleich Mortier von Calatayud ab und brachte neue Energie in die Belagerung. Die Reiter säuberten die Umgegend von den Schaaren, welche die Zufuhr der Lebensmittel hemmten, oder ein Entsatzheer bilden sollten. Mit 180 schweren Geschützen ward nun Saragossa täglich beschossen — es schien vergebens. Der Marschall bewunderte diese Helden, die nur sterben zu wollen schienen, und sandte einen Officier an Palafox — der Widerstand sei nutzlos. Statt aller Antwort führte Palafox den Officier in die Hauptkirche, wo er die Bewohner Saragossas versammelt fand, um sich einmüthig und feierlich dem Tode zu weihen. Alle schworen, mit den Waffen in der Hand zu sterben oder sich unter die rauchenden Trümmer der Stadt zu begraben.“ — Sie hielten lange Wort in diesem Kampf über und unter der Erde.

Marbot. Lannes.

„Umsonst sandte Marschall Lannes aus Mitleid mit den heldenmüthigen Feinden noch ein ehrenhaftes Angebot billiger Bedingungen — es wurde nicht angenommen; die Belagerung dauerte fort. Wenn es aber auch gelang, mit Minen Häuser zu zerstören, so war es doch nicht so mit den weiten, befestigten Klöstern, denn diese hätten langdauernde Arbeit erfordert. Man beschränkte sich also darauf, ein Stück ihrer dicken Mauern wegzusprengen und sobald eine Bresche gemacht war, warf man eine Sturmcolonne hinein. Die Belagerten eilten zur Vertheidigung herbei, sie war schrecklich, auch verloren wir bei solchen Angriffen am meisten Leute. Die am meisten befestigten Klöster waren die Inquisition und Santa Engracia." — Als eine Lücke bei letzterem eröffnet war, sollte Marbot an der Spitze eine Sturmcolonne anführen, ward aber sogleich schwer verwundet und bedurfte lange Zeit zur Heilung, obschon ihn der berühmte Arzt Assalagny pflegte.

Hartnäckigkeit.

So ging es fort — gleich erbittert war der Widerstand des Capucinerklosters. Die Einwohner wurden dahin gerafft durch den Kugelregen, durch die Bajonnette, durch Hunger, durch Krankheiten, aber immer enger wurde der Raum den die Spanier noch behaupteten. Die Verluste, welche die Franzosen jeden Tag erlitten an Getödteten und Schwerverwundeten, waren groß. Die Truppen fingen an zu murren, es sei seltsam, daß man mit 20.000 Mann eine Festung erobern wolle, die von 50.000 Feinden vertheidigt sei. Lannes suchte ihren Unmuth zu beschwichtigen — die Kräfte der Feinde seien erschöpft, sie würden sich bald ergeben müssen.

Unmuth der Truppen.

In der That war das Ende des Widerstandes vorauszusehen, nachdem die Vorstadt mit 4000 Mann sich hatte ergeben müssen, nachdem in der Stadt selber die Universität mit 1500 Pfund Pulver in die Luft gesprengt, nachdem auch Palafox schwer erkrankt war, nachdem die Nachrichten von den Niederlagen der Franzosen sich als nichtig erwiesen und ebenso die Hoffnung auf die Ankunft eines Entsatzheeres. Von der kämpfenden Bevölkerung hielt sich nur noch ein Drittel auf den Beinen, die nichtkämpfende war in Verzweiflung. Der Wunsch nach Frieden kam endlich zum Sieg, es bedurfte nur eines besonderen Anlasses. Dieser soll sich nach Marbot[1]) also ergeben haben: „Die Franzosen fanden in einem erstürmten Frauenkloster nicht bloß die Nonnen, sondern auch 300 Frauen aus allen Ständen, die sich mit ihren Kindern in die Kirche geflüchtet hatten: sie wurden mit allen geziemenden Rücksichten behandelt und zum Marschall geführt. Die Unglücklichen, die aus der Stadt keine Lebensmittel mehr hatten bekommen können, starben fast vor Hunger. Lannes führte sie selber auf den Markt im Lager, ließ alle Marketender kommen und befahl ihnen, auf seine Kosten Lebensmittel zu reichen. Dann ließ er sie alle zurück nach Saragossa führen. Die Bevölkerung, die von den Dächern und Glockenthürmen mit ihren Blicken ihnen gefolgt war, stürzte ihnen bei ihrer Heimkehr entgegen, um zu hören, wie es ihnen ergangen sei. Alle lobten den Marschall und die französischen Soldaten. Von dieser Stunde an milderte sich die Stimmung, die Junta beschloß zu unterhandeln und sandte 19. Februar einen Parlamentär im Namen des Palafox. Dieser forderte zuerst die Erlaubniß,[2]) einen Boten außerhalb Saragossa zu senden, um zu erfahren, ob die spanischen Heere wirklich geschlagen worden seien, und also ein fernerer Widerstand unnütz wäre. Lannes antwortete, die Spanier

Erschöpfung der Vertheidiger.

Lannes' Milde.

[1]) Mémoires de Marbot, I, p. 106—107.
[2]) Thiers, l. c. vol. IX, p. 454—468.

seien in der That besiegt, von den Pyrenäen bis zur Sierra Morena. Die Reste vom Heere La Romanas seien gefangen, die Engländer hätten sich eingeschifft, das Heer Infantados sei aufgelöst. Er rede damit die volle Wahrheit. Uebrigens müßten sie sich ohne Bedingung ergeben, sonst werde er morgen die Mitte der Stadt in die Luft sprengen."

Am nächsten Tag, 20. Februar 1809, begab sich die Junta selbst in das Hauptquartier und gestand zu, daß Alles, was von der Besatzung noch übrig sei, am andern Tag durch das Thor von Porcillo ziehe, die Waffen strecke und kriegsgefangen sei, ausgenommen wer in den Dienst des Königs Joseph treten wolle. Lannes versprach Sicherheit der Person und des Eigenthums, die Bauern sollten in ihre Heimath zurückgesandt, die Truppen aber als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt werden.

Saragossa übergeben.

Am 21. Februar 1809 zogen 10.000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, bleich, niedergeschlagen, wahre Bilder des Elends, an den Franzosen vorüber und streckten die Waffen. Die Stadt sah wie ein Kirchhof aus, die Häuser, die noch standen, wie Grabsteine; die Straßen waren bedeckt mit Leichen. Von 100.000 Menschen, die in der Stadt eine Zuflucht gesucht hatten, waren 54.000 Personen umgekommen. Von denen, die noch lebten, raffte der Typhus noch viele dahin. Aber auch die Franzosen hatten große Verluste erlitten; vom Geniecorps war die Hälfte erlegen, von 40 Ingenieuren waren 27 todt oder schwer verwundet — unter den Todten war der große Ingenieur Lacoste. Die Belagerung hatte 52 Tage gedauert.

Für was wurde gekämpft?

Thiers bemerkt:[1]) „Der Widerstand der Spanier war erstaunlich besonders durch seine Hartnäckigkeit und offenbarte ebensosehr ihren großen angebornen Muth, als ihr Benehmen im freien Felde wenig von jenem erworbenen Muth zeigte, welcher die Stärke der regelmäßigen Heere bildet. Aber der Muth der Franzosen, welche nur 20.000 Mann stark, 45.000 verschanzte Feinde angriffen, war noch viel außerordentlicher, denn ohne Fanatismus, ohne Wildheit kämpften sie für jenes Ideal von Größe, deren glorreiches Abzeichen damals ihre Fahnen waren." Besser hätte Thiers sagen können: „Die Franzosen stritten für den Ruhm, die Spanier für die gekränkte Ehre ihrer Nation, für ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die Napoleon angetastet hatte, für ihre Religion, in Treue für ihren König" — also für noch höhere Ziele, als für bloßen Ruhm — mit wunderbarer Todesverachtung. Der Glaube an Gott und die Liebe zum Vaterland hat den Vertheidigern solche Ausdauer gegeben. Die Vertheidigung Saragossas läßt sich nur mit der von Numantia, Sagunt, Jerusalem und Breisach vergleichen.

Vorbedingung, unter welchen Lannes in die Uebergabe willigte, war, die sichere Auslieferung des Fürsten Pignatelli, eines Franzosenfreundes, welcher in Saragossa eingesperrt und hart behandelt worden war. Der trotzige Kerkermeister brachte den fieberkranken Mann; er hatte Pistolen dabei im Gurt und forderte die schriftliche Bestätigung der Uebergabe vom Marschall selber in trotzigen Worten. Lannes ließ ihn abführen: Labedoyère brachte ihn hinaus und

[1]) Thiers, l. c. vol. IX, p. 469—70.

entließ ihn mit einem Fußtritt die Stiege hinunter. Pignatelli war durch die harte Behandlung fieberkrank. Der Marschall konnte ihn nicht bei sich behalten, denn er war in einem ganz nackten Haus, das er gewählt hatte, weil es dem Kampfplatz nahe war, auch hatte er kein Bett. Darum kam Pignatelli in die Wohnung Junots, der in einem reichen Kloster üppig lebte. Der Uebergang von der Aushungerung zum üppigen Leben gab dem Fürsten, der sich nicht zu beherrschen verstand, in wenigen Tagen den Tod.

Palafox.

Die spanischen Officiere erhielten nach der Uebergabe ihren Degen zurück, nur Palafox wurde er abgefordert. Napoleon hatte befohlen, ihn als Staatsgefangenen zu behandeln und gefangen nach Vincennes zu bringen. Der Vorwand war, Palafox sei in Bayonne in Josephs Dienste getreten und dann von ihm abgefallen. Ein Albuquerque, ein Verwandter, ein Schulkamerad und ehemaliger Freund, wurde abgesendet, dem kranken Commandanten den Degen abzufordern. Albuquerque sagte halbtodt und zitternd, was ihm zu sagen befohlen war. Joseph Palafox übergab ihm den Degen mit den stolzen Worten: „Wenn Deine Vorfahren, die ruhmvollen Albuquerque, wieder in die Welt kämen, so ist kein einziger, der sich nicht lieber an der Stelle des Gefangenen befinden wollte, der seinen Degen überreicht, bedeckt mit Ruhm, als an der Stelle des Renegaten, der ihn in Empfang nimmt im Namen der Feinde Spaniens, seines Vaterlandes." — Albuquerque mußte sich an einem Stuhl halten, um nicht vor Scham zusammenzusinken. Palafox war krank und verwundet, wurde zuerst nach Bayonne gebracht und dort eingesperrt, dann nach Vincennes, wo er von 1809 bis 1814 gefangen blieb. Napoleon fürchtete die Macht dieses Mannes über die Spanier, darum hielt er ihn in Frankreich gefangen.

Albuquerque.

Saint-Marc.

Marbot behauptet, man thue Unrecht, wenn man allen Ruhm Saragossas auf Palafox häufe. Während dieser lange krank war, hatte Saint-Marc, ein Belgier in spanischem Dienst, mit merkwürdigem Muth und Talent die Vertheidigung geleitet.

König Joseph wieder in Madrid.

Josephs Einzug in Madrid.

Am 22. Januar 1809 zog Joseph als König wieder in Madrid ein. Der Empfang war anständig, wenn auch nicht sehr warm. Es waren viele Leute auf den Straßen und an den Fenstern, aber es war keine Begeisterung wahrzunehmen, doch auch keine Feindseligkeit, wohl aber Neugier auf allen Gesichtern, Ergebung in vielen, Hoffnung in einigen.[1]) Bei der Kirche zum heiligen Isidor, der Kathedrale, hielt der Zug an. Der Bischof, umgeben von vielen Priestern und Ordensvorstehern, hielt eine Anrede, die Joseph also beantwortete: „Bevor wir dem höchsten Lenker der Schicksale für meine Rückkehr in die Hauptstadt des meiner Waltung anvertrauten Königreichs danken, will ich Antwort geben auf den liebevollen Empfang ihrer Einwohner, indem ich meine geheimsten Gedanken zu den Füßen desselben lebendigen Gottes erkläre, der Euren Schwur der Treue an meine Person gehört hat. Ich betheuere nun vor Gott, der unser aller Herz durchschaut, daß nur Pflicht

Anrede.

[1]) Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph, publiés, annotés et mis en ordre, par Du Casse, vol. V, p. 260—62.

und Gewissen und keine andere Absicht mich auf den Thron führen. Ich bin bereit mein Glück zu opfern, weil ich denke, daß Ihr meiner bedürft, um Euer Glück zu begründen. Die Aufrechthaltung der einen Religion, die Unabhängigkeit der Monarchie, ihre volle Erhaltung, die Freiheit ihrer Bürger sind die Grundlagen des Eides, den ich bei Empfang der Krone schwor; auf meinem Haupte soll sie ihren Glanz nicht verlieren und wenn, wie ich hoffe, die Wünsche der Nation die Bemühungen ihres Königs unterstützen, so werde ich der allerglücklichste sein, weil Ihr selber glücklich sein werdet."

Wirkung. Diese Worte, die von Herzen kamen, flogen von Mund zu Mund. Der König trat, geleitet vom Klerus, in die Kirche ein, wo das Tedeum gehalten wurde; bei seinem Austritt wurde er mit Jubel empfangen, der in den Reihen des Volkes bis zum Eintritt in den Palast forthallte.

Joseph unter Napoleon. So war denn Napoleons Wunsch erfüllt, sein Bruder war wieder in Madrid; er hatte ihm ein Heer und Weisungen zurückgelassen, wie er regieren solle. Aber Joseph war nicht unabhängig; Belliard war Stadtcommandant in Madrid in Napoleons Namen, französische Finanzbeamte waren unter dem Vorsitz des französischen Gesandten beschäftigt, die confiscirten Güter der spanischen Großen zu veräußern und den Ertrag in den französischen Staatsschatz abzuführen. Solche Maßregeln konnten keine Zuneigung für Joseph erwecken, der, im Glauben, er könne seinen Thron auf festen Grundlagen erbauen und viel Gutes wirken, noch einmal für seinen Bruder sich opferte. Den Haß der Spanier gegen die Fremden überhaupt, gegen die Franzosen aber insbesondere, fühlte er wohl; darum suchte er selber so wenig als möglich Franzosen in seiner Umgebung zu verwenden; zu seinen Ministern wählte er nur Spanier, er pries bei jeder Gelegenheit den Nationalcharakter; er hütete sich, eine zu ausdrucksvolle Dankbarkeit gegen Napoleon kundzugeben; am Tage seines Einzuges in Madrid kam der Name Napoleon nicht ein einziges Mal über seine Lippen. Der Kaiser sah in den Brüdern, die er zu Königen machte, nur Statthalter seines großen Reiches; diese Könige aber wollten mehr sein, als bloße Beamte, sie wollten wahre Könige sein, wie Ludwig in Holland, Joachim Murat in Neapel, und kamen dadurch in Zwist mit dem, welcher ihnen den Namen und die Ehren eines Königs verliehen hatte. Sie suchten einen Halt in der Liebe ihrer Völker, er aber wollte sie nur benutzen, daß sie ihm Soldaten und Geld verschafften. All ihr Bemühen konnte daher nur ein Fahren zwischen zwei Klippen sein, mieden sie die eine, so scheiterten sie an der anderen; folgten sie den Befehlen des Kaisers, so wurden sie als Blutsauger bei ihren Völkern verhaßt; warben sie um die Liebe ihrer Völker, so leisteten sie Napoleon nicht die Dienste, die er forderte! — und doch hatten sie nur durch Napoleon Bestand und Hilfe in ihren Nöthen. So schrieb auch Joseph unmittelbar nach seinem Einzug in Madrid:[1] „Sire! Ich bin in die Hauptstadt wieder eingezogen. Alle Einwohner fanden sich ein auf meinem Weg. — Sie scheinen viel Gutes von mir zu erwarten. Ich zweifle, daß die Umstände mir erlauben, all ihre Hoffnungen zu erfüllen; denn es gibt gar viele Dinge, die nicht von mir abhängen. Ich bitte Sie, mir das Geld zu schicken, um das ich Sie gebeten habe; wenn ich es sogleich bekommen könnte, so wäre

[1]) Du Casse, Mémoires du roi Joseph, V, p. 391.

es für mich zehnmal mehr werth." — Die Kassen des Staates waren leer — doch war die erste Zeit noch voll von Hoffnungen; in den zwei nächsten Tagen meldet Joseph, der Marschall Victor habe das Heer des Herzogs von Infantado bei Ucles zerstreut, und die Engländer hätten sich bei Corunna eingeschifft. „Diese beiden Nachrichten haben einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung von Madrid." [1]) —

Trost für Joseph.

Napoleon vertröstete Joseph, er werde auf zwanzig Tage nach Paris gehen; wenn Nichts entgegen stehe, werde er Ende Februar wieder zurück sein. Es mag ihm damals Ernst gewesen sein; er verlangte auch von ihm, er solle ihm das Gut Chammartin und das Haus, in dem er dort gewohnt, gerade so lassen, wie es war, als er gegen die Engländer abzog, damit er ein gewohntes Absteigequartier habe, wenn er eines schönen Morgens nach Madrid zurückkehre.[2]) Für den Krieg rieth er ihm noch: „Man muß ohne Umschweife handeln, man muß mit festem Entschluß auf sie losgehen; sie sind unfähig Stand zu halten, so zahlreich sie auch sind. Man muß gerade auf sie losstürzen." [3]) Er räth ihm ferner, in allen Hauptorten Gegen-Junten, königliche Junten, zu errichten und einen Statthalter in jeder Provinz aufzustellen. Er meine dies aber nicht in Bezug auf die ersten drei Monate. Napoleon bittet Joseph, ihm oft und ausführlich zu schreiben, und namentlich alles Gedruckte von Wichtigkeit zu senden. Es sei nicht so schwer, Spanien zu regieren.

Die Josephinos.

Es schloß sich in der That ein Theil der Spanier an Joseph an, jene, bei welchen die Klugheit stärker war, als die Treue gegen die alte Dynastie: manche glaubten an Josephs guten Willen und bessere Einsicht, zu helfen; sie waren gebeugt durch die Siege der Franzosen, sahen in Joseph einen milden Herrscher, der dem gewaltthätigen Kaiser oder seinen raubsüchtigen Generalen vorzuziehen wäre; sie waren ergriffen vom Elend, das die alte Regierung über das Land gebracht hatte, und sahen in der neuen, liberalen Verfassung ein Rettungsmittel einer schönen Zukunft. Selbst Schriftsteller wie Llorente und Sempere schlossen sich Joseph an.

Polizei in Madrid.

Dieser König sehnte sich darnach, Gutes zu wirken, wollte aber selbständig sein und mit Spaniern regieren, denn die französischen Beamten wären verhaßt. Als Napoleon im Februar einen tüchtigen Mann sandte, um die Polizei in Madrid zu leiten, schickte Joseph diesen Beamten nach Portugal, weil Soult einen Polizeibeamten zu haben wünsche und weil es einen schlimmen Eindruck machen würde, wenn er einem Franzosen dieses Amt übertrüge, und weil es gegen die Verfassung wäre. Da kam scharfe Rüge von Paris: „Ich sehe mit Schmerz, daß Du diesen Mann nach Portugal gesandt hast, denn ich hatte schon einen andern für Lissabon bestimmt. Ich las mit Staunen, daß Du schreibst, es sei gegen die Verfassung! Ist es nicht auch gegen die Verfassung, daß der König von Spanien an der Spitze von 300.000 Franzosen steht? — Ist es nicht auch gegen die Verfassung, daß der Statthalter von Madrid ein Franzose ist, daß die Besatzung aus Franzosen besteht, daß man in Saragossa ein Haus nach dem andern in die Luft sprengt? Man muß gestehen, daß diese Art, die Dinge an-

[1]) Du Casse, Mémoires du roi Joseph, V, p. 392.
[2]) Correspondance, vol. XVIII, p. 277.
[3]) Ibid. XVIII, p. 277.

zusehen, kleinlich ist und betrübend. Nicht mit Launen und kleinlicher Leidenschaft, sondern mit kalter Ueberlegung und Ansichten, welche der Lage der Dinge entsprechen, muß man an die Bewältigung der Schwierigkeiten gehen. Das Regiment, das in Leon gebildet wurde, ist mit Waffen und Gepäck durchgegangen. Mit den anderen Regimentern wird es geradeso gehen. In den Straßen von Madrid werden Leute erstochen. Solches würde nicht vorkommen, hätte man in Madrid einen guten Polizeibeamten nach französischer Art.“ [1])

Die französischen Generale

Es war schwer, die Liebe der Spanier zu gewinnen neben den französischen Generalen. Joseph war kein Soldat, und sie wollten sich darum in ihrer Kriegsführung Nichts von ihm sagen lassen, geradeso wie Napoleon um die Meinung seines Bruders sich wenig gekümmert hatte. Sie wollten Sieg, Ruhm und Beute im unbarmherzigen Krieg gegen die Spanier, um deren Zuneigung zu werben eine Thorheit sei, da sie selber den Krieg bis aufs Messer führten. Furcht müsse man ihnen einflößen und sie zum Gehorsam zwingen, diese Meuchelmörder seien nicht einer Zuneigung werth. Die Generale führten den Krieg fort, nicht wie Joseph wollte, sondern ganz nach ihrem Kopf; der einzige, dem sie gehorchten, war Napoleon, aber der gestrenge Herr war jetzt fern; er befeuerte sie nicht mehr mit seinem Genie, seiner vorwärts drängenden Energie — und darum fehlte ihnen oft das bisherige Glück. So sollte Soult von Corunna aus nach Lissabon vordringen und von da Victors Zug gegen Andalusien unterstützen. Soult hatte aber nicht mehr 40.000, sondern nur 26.000 Mann. Sein Vormarsch von Vigo gegen Tuy war immer umschwärmt von aufständischen Banden und nur mühsam kam er vorwärts. Am Minho, welcher Spanien von Portugal trennt, mußte er Halt machen, denn alle Fahrzeuge waren auf das linke Ufer gebracht, das die Portugiesen besetzt hielten, die unter Führung der Engländer in dem letzten Jahre sich schon mehr an den Krieg gewöhnt hatten. Soult zog darum flußaufwärts gen Orense, um dort den Uebergang zu erzwingen, aber dort hatte La Romana wieder ein Heer gesammelt und die Bauern zum Widerstand gegen die Fremden angefeuert, die jedes Dorf, jede Brücke, jeden Paß erstürmen mußten, um erst am 21. Februar Orense zu erreichen. La Romana hatte sich mit seinen Schaaren in die Berge zwischen Leon und Galicien zurückgezogen und schnitt Soult und Ney, der in Galicien thätig war, die Verbindung mit Madrid ab. Von Orense aus mußte Soult 800 Verwundete und Kranke nach Tuy zurücksenden, nebst 36 Kanonen, weil die Bespannung in einem kläglichen Zustand war. Nun machte ihm auf dem Zug nach Chaves die halbwilde Bergbevölkerung viel zu schaffen, nur in schwerem Kampf ward Chaves mit Sturm genommen. Unter starker Bedeckung mußte er auch hier Verwundete und Kranke zurücklassen. Dreißig Stunden sind von da nach Braga; auch diese konnte er nur unter steten und erbitterten Kämpfen zurücklegen, um auch in Braga nur mit Sturm einzuziehen und zu vernehmen, daß Tuy und Chaves blokirt seien. Dann gings gegen Oporto, das von Schanzen umzogen, mit 200 Kanonen und einer zahlreichen Menge vertheidigt war. Der Bischof stand an der Spitze der Gegner. Es war schon tief im März, als die Franzosen vor Oporto eintrafen. Am 29. März wurde die Stadt im Sturm genommen und geplündert. Nach diesem erbitterten Kampfe machte Soult Halt im reichen Oporto.

(Randnotizen: Soults Zug nach Porto. — Orense. — Chaves. — Braga. — Oporto.)

Von seinen Schicksalen hatte man in Madrid keine Nachricht, alle Couriere wurden abgefangen; man glaubte, er sei schon in Lissabon und werde

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 327.

von dort aus den Kampf gegen Andalusien unterstützen. Schon anfangs März setzten sich darum die Generale in Bewegung, Victor in südwestlicher Richtung, Sebastiani in gerader Richtung auf die Sierra Morena zu. Bei Medellin erwartete Cuesta in starker Stellung die Franzosen, wurde aber nach tapferem Widerstand auf das Haupt geschlagen; 9000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, 8000 Mann wurden gefangen, 16 Kanonen und viele Fahnen kamen in die Hände der Franzosen. Dieser Sieg ward am 28. März 1809 errungen; am 27. März schlug Sebastiani bei Ciudad Real die Spanier unter Cartaojal aufs Haupt, 4000 wurden gefangen, 2000 blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld.

Medellin.

Ciudad Real.

Diese Siege waren glänzend, aber ohne Erfolg, der Patriotismus der Spanier loderte neu auf. Die Centraljunta hatte 28. December 1808 die Bildung von Guerillas angeordnet: in allen Bezirken bildeten sich Banden, welche die Couriere abfingen, kleine Abtheilungen der Franzosen vernichteten, welche Lebensmittel einbringen sollten, die Brücken und Pässe vertheidigten. An der Spitze dieser Banden schwangen sich kriegstüchtige Führer empor, ein Pfarrer Merino, ein Officier Porlier, ein Capuciner Julian, ein Bauer Don Juan Martin Diaz, von seinem Geburtsort Empecinado genannt. Dieser kleine Krieg entsprach der Natur des gebirgreichen Landes, der Neigung der Spanier, ihrer Geschichte in den Kämpfen gegen die Mauren. Hierin lag die eigentliche Gefahr für die Franzosen, die zwar in offener Feldschlacht siegten, aber keine Früchte vom Sieg ernten konnten und um so mehr Mannschaft in kleinen Gefechten verloren. Sebastiani und Victor konnten nur mit Mühe sich zurückziehen, die Umgegend von Madrid hielt Joseph mit Anstrengung in Ruhe. Immer stärker wurde der Haß gegen die Fremden, immer wilder der Krieg. Keine Niederlage entmuthigte die Spanier; wurden sie am Tage geschlagen, so sammelten sie sich in der Nacht an einem anderen Orte und begannen in wenig Tagen den Kampf von Neuem.

Guerillas.

Der Haß steigt.

Es hieß immer, sie hätten viele Feinde getödtet, hätten sich aber nur vor der Uebermacht zurückgezogen. Den Gefangenen verhalfen die Bewohner der Dörfer und Städte zur Flucht. Von den 8000 Spaniern, die bei Medellin gefangen wurden, kamen kaum 2000 nach Madrid, wo sie zwar den Eid der Treue für Joseph leisten mußten, neu gekleidet, eingereiht und bewaffnet wurden, aber bei der ersten Gelegenheit wieder zu ihren Landsleuten entflohen. Joseph hieß darum spottweise bei den französischen Generalen „der oberste Verwalter der Militärdepots der Junta von Sevilla". Schriften flogen durch das Land, welche sagten, ein Spanier habe drei Pflichten: als katholischer Christ seine heilige Religion, sein Vaterland und seinen König zu vertheidigen, und lieber zu sterben als sich zu unterwerfen. Napoleon, Murat, Godoy wurden darin als satanische Dreieinigkeit bezeichnet, Napoleon als der Anfang alles Bösen, als das Ende alles Guten, als der Inbegriff aller Laster geschildert; die Franzosen hießen alte Christen, neue Ketzer; es sei keine Sünde, einen Franzosen zu tödten, vielmehr ein verdienstliches Werk. Ehrlosigkeit, Verlust aller Habe und Tod wurden jedem Spanier

Flugschriften.

angedroht, der sich am heiligen Krieg nicht mitbetheilige. Ein Volk von solcher Hartnäckigkeit, von solcher Kraft des Hasses ist schwer zu besiegen.

Der lange Widerstand Saragossas, das Schicksal der muthigen Aragonesen steigerte den Haß. Die Kunde von der Abreise Napoleons und daß seine Garden abzögen, erregte neue Hoffnung auf endlichen Sieg. Man wußte, daß Oesterreich rüste zum Kampf auf Leben und Tod, der Name des Erzherzogs Karl war auf allen Lippen. So wurde Napoleon in neue Schwierigkeiten verwickelt, entweder mußte er umkehren und seine ganze Kraft auf Spanien werfen — dann aber erhob sich Deutschland mit Oesterreich, oder der Zug gegen Oesterreich wurde für ihn ein Kampf um seinen eigenen Bestand. Nachzugeben war aber seinem Stolz unerträglich, er hoffte Oesterreich schnell niederzuwerfen — dann würde der Widerstand in Spanien von selbst erlahmen. —

Napoleons Heimkehr nach Paris und der Zustand Europas.

Was hatte der Kaiser in den Berichten aus Deutschland und aus Paris vernommen, als er von Astorga nach Benavente und von da nach Valladolid zurückeilte? — wir sehen es aus den vielen Briefen, die er während seines kurzen Aufenthaltes vom 7. bis 16. Januar 1809 in Valladolid geschrieben hat, sie füllen nicht weniger als 68 Quartseiten der „Correspondance". Wir staunen über diese fieberhafte Thätigkeit. Wenn wir sie im Einzelnen durchgehen, so finden wir, daß ihn der Gedanke an den Krieg in Oesterreich insbesondere beherrscht, und daß er schon in Valladolid den Plan zum Feldzug von 1809 entwirft. Es ist nicht wahr, was so oft behauptet wird, daß er aus Spanien weggegangen sei, weil er gefühlt habe, er werde mit diesem Kriege nicht fertig werden; er hielt vielmehr den Krieg im Wesentlichen für beendigt; er meinte, Joseph solle nur nicht zögern, geradezu auf die Feinde loszugehen; er hielt die Herrschaft des Bruders für gesichert. Der Gedanke an den Krieg gegen Oesterreich beschäftigte ihn jedoch jeden Tag grimmiger.

Nachrichten.

Briefe aus Valladolid.

Von Italien aus wie donauabwärts sollte diesmal der Siegeszug gegen Oesterreich beginnen. Am 7. Januar mahnt er Eugen, sich mit Marmont zu verständigen, der in Ragusa waltete, daß die Festungen ausgerüstet, die Mannschaften vollzählig und bereit seien zum Vorgehen gegen Oesterreich.[1]) Dagegen berichtet er Joseph, es gebe keinen Schatten mehr von einer spanischen Armee; die letzten 5000 Gefangene vom Corps La Romanas hätten greulich ausgesehen; Joseph solle aus Spaniern einige neue Regimenter bilden. — Am 7. Januar dankt er Cambacérès für seine Glückwünsche zum neuen Jahr, die er ihm wohl noch dreißigmal wiederholen könne, denn so lange glaubte er noch zu regieren. Cambacérès solle übrigens dem Gerede, daß Oesterreich einen Krieg anfangen wolle, kühn entgegentreten, denn er wisse schon, daß in diesem Falle Oesterreichs letzte Stunde würde geschlagen haben.[2]) Dem Kriegsminister Clarke befiehlt er, die Truppen aus Warschau, ohne viel Lärm zu machen, aus Danzig und Stralsund zurückzuziehen.[3]) Der Minister des Aeußeren solle Otto, dem Gesandten in

Plan zum österreichischen Krieg.

---

1) Correspondance, vol. XVIII, p. 211—14.
2) Ibid. XVIII, p. 215.
3) Ibid. XVIII, p. 216.

Rheinbund. München, die Mittheilung machen, daß die Rüstungen Oesterreichs die Zusammenziehung von Truppen in Augsburg und Ingolstadt nöthig machen.[1]) — Am 9. Januar ergeht an den Contre-Admiral Villaumez der Befehl, aus dem Hafen von Brest auf die Jagd gegen englische Schiffe aufzubrechen, mit vier Schiffen und Lebensmitteln auf sechs Monate, in den Häfen von Ajaccio, Saint-Florent, Spezzia, Genua, Vado, Juan, Villafranca, Neapel, Gaëta, Tarent, Korfu, Pola, Ragusa, Cattaro werde er eine Zuflucht und Schutz durch französische Truppen finden.[2]) An Gantheaume aber ergeht

Flotte. der Befehl, 65 Segel im Mittelmeer bereit zu halten, 32.000 Mann und 600 Pferde an einen Ort an der Küste des Mittelmeeres, der ihm noch genannt werden wird, abzusetzen — wahrscheinlich war eine Landung in Sicilien oder eine Drohung in Constantinopel beabsichtigt.[3])

In einem Brief an Joseph vom 11. Januar finden wir das Geständniß: „Ich bin ungern bei Astorga umgekehrt, ich muß noch einige Tage hier bleiben, denn die Nachrichten aus Constantinopel, die Lage Europas, die Bildung der Armee für die Türkei, Italien und am Rhein gestatten mir noch nicht die Abreise von hier.“ [4])

Zeitungen. Am 13. Januar ergeht an die Gesandten in Cassel und München die Weisung, die Berichte der „Wiener“- und „Preßburger-Zeitung“ über Oesterreichs Rüstungen zu verhöhnen und in den Rheinbund-Ländern die Ansicht zu verbreiten, Oesterreichs Ehrgeiz habe den Deutschen noch immer geschadet.[5]) Auch England soll in den Zeitungen verhöhnt und die Schlappe geschildert werden, die es letzthin sich zugezogen habe; wenn es der Gefahr, die ihm jetzt am Hals hängt, auch entrinne, werde es doch der Hälfte seiner Macht beraubt sein. Dagegen soll

1709 und 1809. Fouché in den Zeitungen Vergleiche anstellen zwischen 1709 und 1809, alle Monate ungefähr einen. „1709 wurde das Edict von Nantes aufgehoben, Villars in den Cevennen geschlagen, wurden die Protestanten verfolgt, wurde Ludwig XIV. von Père Lachaise tyrannisirt. 1809 werden dagegen die Altäre wieder aufgerichtet, werden die Bekenntnisse geduldet, beschäftigen sich die Bischöfe mit ihren Diöcesen“ und dergleichen.[6])

Eugen. An Eugen schreibt Napoleon 13. Februar: „Die Oesterreicher glauben, ich hätte noch mit den Spaniern zu thun, sie haben darum große Keckheit; wie werden sie betroffen sein, wenn sie hören, daß ich wieder in Paris bin!“ [7]) Eugen solle wohl auf die Anhäufungen der Oesterreicher in Görz achten. — Am 14. Februar ergeht der Befehl an die Rheinbundfürsten, sich bereit zu halten, Oesterreich habe den Kopf verloren. In Spanien sei der Krieg zu Ende.[8]) Mantuas Befestigung müsse vollendet werden. — Am 14. Januar wird eine

Marmont. neue Chiffreschrift zwischen Eugen und Marmont, Herzog von Ragusa, angeordnet; Oesterreich wolle Krieg, die Kaiserin stehe an der Spitze der Kriegspartei, dagegen stehe Napoleon gut mit Alexander, der wahrscheinlich ihm beistehen werde. Dann werden ausführlich die Anweisungen gegeben, wie Marmont gerüstet sein

---

1) Correspondance, vol. XVIII, p. 217.
2) Ibid. XVIII, p. 218.
3) Ibid. XVIII, p. 223—25.
4) Ibid. XVIII, p. 231.
5) Ibid. XVIII, p. 236—38.
6) Ibid. XVIII, p. 238.
7) Ibid. XVIII, p. 240.
8) Ibid. XVIII, p. 242.

und was er in diesem oder jenem Falle thun soll.[1]) — Am 15. Januar ergeht ein Befehl an Otto in München: „Versichern Sie dem König, wenn es nöthig ist, werde ich mit 150.000 Mann zu Fuß und 25.000 Mann zu Pferd, lauter Kerntruppen, in München sein und den Vicekönig von Italien mit einer gleichen Macht in Kärnten einrücken lassen, und noch eine Reserve von 60.000 Mann haben. Thue ich dazu noch 40.000 Mann von den Rheinbund-Truppen, so glaube ich, Oesterreich darf nicht in so hohem Ton reden. Sagen Sie noch dazu, daß ich gut mit Rußland stehe, und daß diese Macht eben so wenig als ich selbst den Schwindel in Wien begreife.“ [2]) — Um die Schaulust der Pariser zu befriedigen und sie von seinen Siegen zu überzeugen, soll Joseph fünfzig der schönsten spanischen Gemälde nach Denons Auswahl nach Paris senden.[3])

Kunstraub.

Dann ergehen Schreiben an die Rheinbundfürsten. Ludwig X., Großherzog von Hessen, wird mitgetheilt, seine Hessen hätten sich in Spanien nicht derart bewährt, wie man es von ihnen erwartet habe, daran seien ihre Anführer Schuld, denn der Hesse sei von Haus aus ein tapferer und tüchtiger Soldat. Oesterreich begehe Thorheiten, die seinen Untergang zur Folge haben werden. Hessen solle also seine Mannschaft bereit halten.

An den Großherzog von Hessen,

An Maximilian Joseph schrieb Napoleon 15. Januar: „Ich bin genau unterrichtet, daß Oesterreich sich wieder rührt; seine Schritte scheinen vom Geist des Schwindels und der Narrheit geleitet zu sein. Nachdem ich die spanischen Heere vernichtet und das englische Heer geschlagen habe, hielt ich es für geziemend, mich nach Paris zu begeben und mit meinem Heer eine rückgängige Bewegung vorzunehmen. In dieser Lage der Dinge wünsche ich genau zu wissen, wie viele Tage Sie benöthigen, um Ihr Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, wie viel Munitionswagen, Mannschaft und Pferde Sie stellen können. Da der Krieg der Vertheidigung Ihres Gebietes gilt, so wäre es mir erwünscht, wenn Ihre Majestät 40.000 Mann stellen könnten. Wenn Oesterreich sich anstrengt, so muß Bayern es auch thun, um sich vor seinen ewigen Feinden zu schützen. Ich bitte Ihre Majestät, die Festungen Passau, Kufstein, Burghausen mit einer tüchtigen Besatzung und mit Lebensmitteln und Munition auf drei Monate zu versehen. Ich habe Davoust bevollmächtigt, mit 80.000 Mann an die Donau zu ziehen, unter welchen meine schönsten Kürassier-Abtheilungen sind und 200 Stück Kanonen, wenn Eure Majestät es verlangt und die Umstände dringend werden. Oudinot kommt jetzt mit 12.000 Mann nach Augsburg, wo er auf meine Kosten lebt. Nachschübe aus Frankreich werden sein Heer auf 30.000 Mann bringen. Das gibt Ihren Unterthanen, Ihrem Heer Zuversicht und wird Oesterreich bedenklich machen. Wenn dies Eurer Majestät genehm ist, bitte ich es Herrn Otto mitzutheilen, der meine Absichten kennt.“ [4])

an den König von Bayern,

In ähnlicher Weise schrieb er am 15. Januar an Friedrich August, den König von Sachsen, wobei er noch bemerkte, Rußland sei empört über das Benehmen Oesterreichs, es scheine, daß das Wasser der Donau die Eigenschaft des Flusses Lethe habe. Wenn Oesterreich ihm den Handschuh hinwirft, so sei er bereit ihn aufzuheben und dem Rheinbund mit 300.000 Mann zu Hilfe zu kommen, ohne die Reserve, die in Frankreich und Spanien stehe.[5])

an den König von Sachsen,

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 256—59.
[2]) Ibid. XVIII, p. 258.
[3]) Ibid. XVIII, p. 266.
[4]) Ibid. XVIII, p. 269—71.
[5]) Ibid. XVIII, p. 276.

an den König von Wirtemberg,

Vom König Friedrich von Wirtemberg verlangte er am gleichen Tage, daß die Zeitungen seines Landes den Absichten der Blätter von Wien und Preßburg entgegenarbeiten, Deutschland in den Krieg fortzureißen, welcher den Untergang Oesterreichs zur Folge haben werde. Der König werde die Wichtigkeit dieses Krieges wohl empfinden, es sei besser, man spiele ihn auf das österreichische Gebiet hinüber, als daß er auf dem rheinländischen geführt werde.

an den Großherzog von Baden,

Dem Großherzog von Baden, Karl Friedrich, meldete er am gleichen Tage, daß er mit dem Verhalten der badischen Truppen in Spanien zufrieden sei, und forderte ihn auf, zum Krieg gegen Oesterreich 6000 Mann zu stellen. Dem Erbgroßherzog Karl Friedrich schrieb er: „Mein Sohn, ergreife alle Maßregeln, daß Dein Heer auf dem Kriegsfuß ist. Willst Du mit Stephanie den Rest des Carnevals in Paris zubringen, wohin ich jetzt reise, so sollst Du mir willkommen sein.“ [1])

an den Fürsten-Primas.

Vom Fürsten-Primas verlangte er Auskunft über die Absichten des Wiener Cabinets, denn er habe einen eigenen Gesandten in Wien, und daß er die Fürsten des Rheinbundes mahne, ihr Contingent zur rechten Zeit zu stellen.

Stimmung in Frankreich.

Also die Rüstungen Oesterreichs trieben Napoleon zur Rückkehr — aber noch andere Gründe walteten dabei — insbesondere die Wandlung der Stimmung in Paris gegen ihn.

Bericht Metternichs.

Metternich, der nach einem längeren Urlaub am 1. Januar 1809 nach Paris zurückgekehrt war, bezeichnet die Gründe dieser Aenderung der Stimmung mit den Worten: „Der Krieg in Spanien, der leere Ton der Bulletins, die Gewißheit des Bruches mit England, die Macht und die drohende Haltung Oesterreichs — das waren die Stoffe, mit denen die Geister sich beschäftigten. Seit den eilf Tagen, daß ich hier bin, hat sich an diesem Bilde Nichts geändert, im Gegentheil sind alle Farben düsterer geworden, seit sehr wenig günstige Nachrichten aus Spanien eintrafen. Von der Grenze Oesterreichs bis in die Mitte von Paris fand ich nur eine Ansicht beim Volk, nämlich die, daß spätestens im Frühjahr Oesterreich den Krieg anfangen werde. Man zieht diesen Schluß aus der Stellung beider Mächte. 600 Meilen von der Grenze unseres Reiches ist der Kern von Napoleons Macht in einen sehr ernsten Krieg verwickelt. Die Maßregeln, die er ergreift, deuten an, daß er uns mit Mißtrauen beobachtet. Die Absichten, die man ihm zuschreibt, die augenblicklichen, aber sehr ernsten Verlegenheiten Frankreichs, das nothwendige Bestreben Preußens seine Verluste zu ersetzen, die Reise des Königs von Preußen nach Petersburg, die allgemeine Ueberzeugung, daß Rußland durch innere Gründe genöthigt sein werde, sein System zu ändern, die Gährung in den Völkern Italiens und Deutschlands — all das bringt die Geister dahin, mit Sorge an die Zukunft zu denken.“ [2]) — Die Staatspapiere sanken im Werth trotz aller Gegenbemühung der Regierung. Im gesetzgebenden Körper nahm die Opposition zu. Die Geistlichen äußerten sich mit ernster Unzufriedenheit über die Behandlung des Papstes, von der in den nächsten Blättern die Rede sein wird. Während Napoleon in seinem Stolz über seine Leistungen, als Retter Frankreichs durch stete Siege nur Huldigungen erwartete, mußte er hören, daß in Paris die bittersten Reden über ihn geführt würden. Dies reizte ihn noch mehr, als er hörte, daß die alten Grenadiere der Garde darüber murrten, daß

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 272.
[2]) Bericht vom 11. Januar 1809. Metternich, l. c Bd. II, S. 264.

man sie noch nicht nach Frankreich zurücklasse. Bei einer Revue in Valladolid glaubte er das Murren Unzufriedener zu hören, riß im Zorn einem das Gewehr aus der Hand und ihn aus den Reihen heraus und schrie ihn an: „Elender, Du verdientest daß ich Dich erschießen lasse, und wenig fehlt, daß ich es nicht thue!" — er warf ihn in seine Reihe zurück und sagte zu seinen Kameraden: „O, ich weiß wohl, Ihr wollt nach Paris zurück zu Euren Bekannten und Weibern! Doch ich will Euch noch achtzig Jahre unter den Waffen festhalten!" — Dieser Wuthausbruch war wenig eines Kaisers würdig. Dann faßte er General Legendres Hand mit den Worten: „Diese Hand, General! Diese Hand, warum ist sie denn nicht verdorrt, als sie die Capitulation von Baylen unterzeichnete!" [1]) Legendre war schon unglücklich genug — ohne dieses harte Wort seines Kriegsherrn.

Gründe.

Gereizt verließ Napoleon 17. Januar 1809 Valladolid, im Galopp traf er 18. in Burgos, 19. Januar in Bayonne ein, von dort ging es in den Eilwagen, am 22. Januar traf er in den Tuilerien ein, allen unerwartet. Was er unterwegs vernommen hatte, und sogleich nach seiner Ankunft in Paris hörte, reizte ihn noch mehr. Insbesondere grollte er Fouché und Talleyrand. Fouché, der Polizeiminister, war ihm zuwider wegen seiner Manier, sich in Alles zu mischen und sich auf Kosten des Kaisers, den er als Tyrannen schilderte, als mild hinzustellen. So hatte Dubois, der Polizeipräfect, das Complott eines Generals Malet entdeckt, welcher sich in den Plan verrannt hatte (den er auch 1812 auszuführen strebte), man solle Napoleons öftere Abwesenheit benützen, ihn todt sagen und die Republik herstellen. Der Polizeiminister behandelte aber die Angabe als ein leeres Hirngespinnst. Dagegen wollte er sich wieder bei Napoleon in Gunst setzen, daß er, ohne von ihm ermächtigt zu sein, Josephine zu einer Ehescheidung zuredete, denn von ihr sei kein Sohn und Nachfolger auf dem Throne mehr zu erwarten. Dies führte zu einer schmerzlichen Scene, denn die Kaiserin glaubte, ein Minister würde nicht einen solchen Schritt wagen, wenn er nicht von dem Kaiser ermächtigt wäre. Napoleon, vom Schmerz der Kaiserin lebhaft ergriffen, überschüttete Fouché mit den bittersten Vorwürfen und zwang ihn, demüthig für seine Frechheit bei Josephine Abbitte zu leisten.

Wieder in Paris, 22. Januar 1809.

Gegen Fouché

Talleyrand hatte die bitteren Aeußerungen der öffentlichen Meinung gegen den spanischen Krieg noch mit der Bemerkung unterstützt, er habe immer von der Einmischung in die Angelegenheiten Spaniens abgerathen, und jetzt zeige es sich, daß er Recht gehabt habe. Wir sahen ja aus seinen Reden an die Rémusat, aus seinem Benehmen in Erfurt, wie bösartig und folgenschwer gegen Napoleon seine Falschheit war. Nun waren während Napoleons Abwesenheit in Spanien Talleyrand und Fouché, früher immer Todfeinde, auf einmal vertraute Freunde geworden und hielten geheimnißvolle Zusammenkünfte mit Anderen in Suresne. Man munkelte böse Dinge darüber, daß die Sache sehr ernst wäre. Dies geht auch aus einem Berichte Metternichs, der mit seinem Scharfsinn hinter viele Dinge kam, an Stadion hervor: [2]) „Ich sehe Talleyrand und seinen Freund Fouché immer in der gleichen Stimmung, sehr entschieden, die Gelegenheit zu ergreifen, wenn sie sich bietet, aber ohne den nöthigen Muth, sie hervorzurufen. Sie sind in der Stellung von Reisenden, die das Steuerruder in den Händen eines rasenden Steuermanns sehen, der daran ist, das Schiff an einer Klippe umschlagen zu machen, die er im Uebermuth gesucht hat, und sind bereit es im

und Talleyrand.

Complott.

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 12.

[2]) Bericht vom 17. Januar 1809. Metternich, l. c. Bd. II, S. 269.

Augenblick zu ergreifen, wo ihre Rettung noch mehr als jetzt bedroht ist, im Augenblick endlich, wo der erste Anstoß des Schiffes den Steuermann selber über Bord werfen werde. Das Lesen der Bulletins genügt, um zu sehen, in welch peinlichem Zustand die französische Armee in Spanien ist. Nach allen Angaben scheint die Lage nach der Ansicht Vieler peinlich zu sein. Briefe von Kaufleuten, die der Spürnase der Postämter entgehen, bringen immer düsterere Nachrichten. Die Rückkehr des Kaisers beweist mehr als alles Uebrige. Man sagt, und es scheint sicher, daß der Verlust den Engländern gegenüber schrecklich gewesen ist."

Michaud. Nähere Nachrichten finden wir in den Denkwürdigkeiten von Napoleons Secretär Menneval, welche Michaud[1]) mit den Worten einleitet: „Napoleon war damals auf der Höhe seines Ruhmes, und er schien noch größere Erfolge zu erreichen. Die erleuchtetsten Männer hielten seinen Thron für unerschütterlich und jeden Plan ihn umzustürzen für Wahnwitz. Aber für Fouché und Talleyrand war Nichts ähnliches unmöglich. Sie waren solange die Führer und unumschränkten Meister von Allem im Innern wie nach außen! Im Senat, im gesetzgebenden Körper, selbst im Heer hatten sie ihre Mitbrüder, Freunde, die eben so unzufrieden und bereit waren sie zu unterstützen. Man konnte nicht bestreiten, so fest auch der kaiserliche Thron war, daß Alles nur auf dem Leben eines Mannes beruhte, und daß dieser Mann großen Gefahren ausgesetzt war, daß in jedem Augenblick der Dolch eines Fanatikers, die Kugel eines Guerilla ihn opfern konnte, und daß dann Alles in Frage stehe. Nach langen Unterredungen über diese Unbeständigkeit kam man auf den Vorschlag einer provisorischen Regierung, deren Mitglieder sogar bezeichnet wurden — und fortan war die Opposition im gesetzgebenden Körper stärker und zahlreicher. Unter diesen sonst so Stummen gab es plötzlich eine Opposition von 125 Stimmen gegen einen Vorschlag der Regierung. Durch seine Späher bekam der Kaiser auf einmal Nachricht von diesem Treiben, zugleich erfuhr er von der Feindseligkeit Oesterreichs, wurde sehr unruhig und, statt die englische Armee eifrig zu verfolgen, reiste er fort aus Spanien, fast allein, im Galopp zu Pferd, ließ sogar sein Gefolge hinter sich; er kam in acht Tagen nach Paris und hielt bald einen Staatsrath ab, von dem Menneval. Menneval erzählt: „Der Kaiser beschwerte sich, daß man die öffentliche Meinung über den spanischen Krieg irre führe, während der Feldzug von glücklichen Erfolgen begleitet gewesen, daß Leute dabei gesprochen und gehandelt hätten, als ob das Reich zu Ende gehe, und daß zwei Männer ihre Vergangenheit verleugnet hätten. Talleyrand lehnte sich unbeweglich an ein Kamin, als ob ihn diese Rede Nichts angehe. Darüber verlor der Kaiser seine Selbstbeherrschung, schritt mit großen Schritten, Zorn im Blick und mit geballter Faust, auf Talleyrand los und rief ihm zu: „Und Sie, Talleyrand, wagen es zu leugnen, daß Sie einen Antheil an der Verurtheilung des Herzogs von Enghien gehabt haben? — aber Sie vergessen, daß Sie mir schriftlich dazu gerathen haben! Sie wagen es, zu behaupten, daß Sie mit der Spanischen Frage Nichts zu thun hatten? — aber Sie vergessen, daß Sie mir in Ihren Briefen anriethen, die Politik Ludwigs XIV. wieder aufzunehmen! Sie vergessen, daß Sie die Mittelsperson bei allen Unterhandlungen waren, die sich auf den jetzigen Krieg bezogen!" — Dabei warf Napoleon seinem Oberstkämmerer die ärgsten Worte, wie Verräther u. dergl. ins Gesicht. Der Kaiser vergaß seine Würde, man hörte nur noch den Artillerie-Lieutenant. Nie hatte man einen solchen Ausbruch des Zornes bei Napoleon

Zorn gegen Talleyrand.

[1]) Histoire de Talleyrand. Paris 1853, p. 104—105.

bemerkt. Talleyrands Freunde fürchteten, er werde nach Vincennes geführt und dort neben dem Grabe Enghiens erschossen werden. Doch in diesem Ausbruch hatte sich der Zorn Napoleons erschöpft, er verließ die Versammlung im Gefühl, daß er sich mehr hätte beherrschen sollen; Talleyrand aber schien unempfindlich und so bewahrheitete sich das Wort von Lannes, es könne Einer Talleyrand von hinten zwanzig Fußtritte geben, ohne daß Jemand in seinem Gesichte eine Veränderung sehe. Am andern Tag ließ Napoleon Talleyrand den Oberkammerherrnschlüssel abfordern, den Herr von Montesquiou erhielt. Deßungeachtet kam Talleyrand am andern Tage, zum Staunen des ganzen Hofes, grüßte seinen Herrn und redete ihn mit einer Ruhe an, als wäre am Abend vorher gar Nichts geschehen; er meinte, er müsse thun, als ob er sich der Scene nicht mehr erinnere. Dies entwaffnete Napoleon, er begnügte sich mit dem Zeichen der Ungnade, der Abforderung des Schlüssels, verbot ihm nicht einmal den Besuch der Tuilerien." — Menneval erzählt, daß er 1807 zuhörte, wie Talleyrand Napoleon reizte, seine Macht über Spanien auszudehnen, es wäre eine politische Nothwendigkeit für ihn.

Lannes' Ansicht.

Hören wir noch, was Metternich über die beiden Verschwörer Fouché und Talleyrand sagt:

Talleyrand.

„Herr von Talleyrand war mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt. Meine langen Beziehungen zu ihm ließen mich erkennen, daß er sich seinem ganzen Wesen nach mehr zum Zerstören, als zum Schaffen eigne. Ihn, den Priester, zog sein Temperament auf antireligiöse Bahnen; als Adeliger von Geburt plaidirte er für die Aufhebung seines Standes; unter dem republikanischen Regimente verschwor er sich gegen die Republik; unter dem Kaiserthum neigte er beständig zur Conspiration gegen den Kaiser; unter den Bourbonen endlich arbeitete er am Sturze dieser legitimen Dynastie. Zu verhindern, daß etwas Bestimmtes geschehe, dazu war Talleyrand immer geschickt, in entgegengesetzter Richtung konnte ich an ihm nicht die gleiche Fähigkeit erkennen. So beurtheilte ihn auch Napoleon und er hatte Recht. In einer unserer zahlreichen Unterredungen, die in Folge des Austrittes des Herrn von Talleyrand aus dem Ministerium stattfand, sagte der Kaiser zu mir: „Wenn ich etwas machen will, gebrauche ich nicht den Fürsten von Benevent; ich wende mich an ihn, wenn ich eine Sache nicht machen, aber scheinen will, daß ich sie wolle.""

Fouché.

„Fouché war in Folge der widersprechenden Geistesart beider Männer der vollständige Gegensatz Talleyrands. Das Wort „Nebenbuhlerschaft" war auf sie nicht anwendbar. Ihre Gegnerschaft war eine gründliche, denn sie hatte ihre Quelle in der Verschiedenheit der Charaktere. Fouché war Priester gewesen, wie Talleyrand, und hatte sich mit Blut und Koth befleckt, während dieser sich in die Theorien jener Schule verlor, die sich selbst die englische nannte. Fouché war ein Feind aller Theorien; er war ein Mann der Praxis, der vor keinem Hinderniß zurückschreckte. Ein tiefer Kenner des französischen Geistes, schritt er mit seiner Zeit fort, immer aber auf den extremen Wegen, überzeugt wie er war, daß nur auf diese Weise ein gleichfalls extremer Zweck zu erreichen sei. Nie hatten die beiden Männer Berührungspunkte unter sich, außer wenn sie sich in der Verfolgung einer Verschwörung gegen die bestehende Ordnung der Dinge kreuzten. Napoleon kannte beide und bediente sich ihrer Fähigkeiten, wie ihrer Fehler, je nachdem er sie zu Gunsten seiner eigenen Absichten benützen zu können glaubte. Zu der Zeit, von der ich spreche, hatte sich Fouché als Polizeiminister das Vertrauen der Emigrirten, denen Napoleon die Pforten Frankreichs wieder geöffnet hatte, erworben. Er erwies ihnen alle in seiner Macht stehenden Dienste,

und dieselben trugen den Charakter völliger Uneigennützigkeit. Fouché ahnte den Sturz des Kaisers voraus und sah von da an nur die Rückkehr der Bourbonen als möglich an."

Cambacérès. Cambacérès blieb der Mann von Napoleons Vertrauen, weßhalb er ihn auch immer zum Leiter der Geschäfte bestellte, wenn er außerhalb Frankreich ins Feld zog. Metternich erzählt: „Mehr als einmal machte mir Napoleon die Analyse der Eigenschaften, die nach seiner Meinung den Erzkanzler auszeichneten. Bei Beginn der Revolution saß er als Advocat im Parlament von Aix, dessen Präsident Herr d'Aigrefeuille war. Der Advocat machte Glück, der Präsident ward zu Grunde gerichtet. Da Beide durch Freundschaft verbunden waren, nahm ihn Cambacérès in sein Haus auf. Als sein Beschützer auf dem Gipfel der Größe angelangt war, bekleidete d'Aigrefeuille bei ihm die Rolle eines Dienstvorstandes. An dem Tage, als Cambacérès auf dem Gipfel seiner Größe angelangt war, mit der Würde eines Erzkanzlers des Kaiserthums bekleidet, womit das Prädicat „Durchlaucht" verbunden war, begrüßte d'Aigrefeuille als der Erste ihn mit diesem Titel: „Wenn wir unter uns sind", sagte Cambacérès, „so begrüßen Sie mich nie mit diesem leeren Titel; fahren Sie fort mich als Freund zu behandeln und beschränken Sie sich darauf, mich „Monseigneur" zu nennen." — Als der Kaiser eben das erste Schock Grafen und Barone geschaffen hatte, feierte Cambacérès diesen Tag mit einer Tafel. Nach aufgehobener Tafel kamen die Neugeadelten, um ihm ihre Huldigung zu bezeugen. In dem Maße, als die Kammerdiener die neuen Titelträger anmeldeten, ließ sich Gelächter im Empfangssaal vernehmen: Cambacérès allein trat aus seinem Gleichmuth nicht heraus." —

Sehen wir uns jetzt um nach dem Zustand Europas, als Napoleon zum Zug gegen Oesterreich aufbrach.

Die Entthronung Gustavs IV. Adolfs.

Bald nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde der willensstärkste seiner Gegner unter den Königen entthront, der fähiger war als Karl IV. von Spanien, als Ferdinand von Neapel und Johann von Portugal, fähiger als die Sultane Selim III. und Mustafa IV., nämlich Gustav IV. von Schweden. Der Grund war seine Gegnerschaft wider die Napoleonische Ordnung der Dinge, für welche die Schweden schwärmten, diese Franzosen des Nordens; die Partei welche ihn stürzte, war die schwedische Aristokratie; das Volk, das seine guten Eigenschaften schätzte, haßte ihn nicht, aber ließ ihn fallen wegen des Schadens, welchen sein Walten dem Lande brachte.

Gustav IV. Gustav IV. war achtzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg, und wurde mit Wohlgefallen empfangen: er hatte bisher gute Eigenschaften kundgegeben, seine Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit waren anerkannt: man glaubte, er werde ein redlicher und gerechter Herrscher werden. Je gefährlicher man die genialen und blitzleuchtenden Eigenschaften des Vaters gefunden, desto mehr meinte man der verständigen und gewöhnlichen des Sohnes sich freuen zu dürfen.[1]) Er war

[1]) Ernst Moriz Arndt, Schwedische Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav dem Vierten. Leipzig 1839. S. 178.

nicht gemacht, daß er Begeisterung einflößen konnte, aber er war noch jung; seine Jugend war nicht glücklich gewesen, sein Gemüth hatte sich nicht in Freude und Freiheit entfalten können. Viele glaubten, seine spröde, kalte und hinfällige Hülle verberge vielleicht einen reichen, inneren Gehalt. Die ersten Jahre verflossen gut, der König erwies sich sparsam, züchtig, gerecht, mäßig, „Tugenden, die jedem König, namentlich aber dem Beherrscher eines armen Landes wohl stehen". Sein Verhalten von großer Festigkeit auf seiner Brautfahrt nach Petersburg gewann ihm viele Theilnahme.[1] Als die listige Katharina II. ihn zu überraschen wähnte in der Frage von der Religion der künftigen Könige von Schweden, blieb der Jüngling fest in seinem Nein: Schweden sei ein älteres und berühmteres Reich als Rußland, es sei gegen Schwedens Gesetz und eines Königs von Schweden Würde; er befahl die Abreise. Im Herbste 1797 vermählte er sich mit der Prinzessin Friederike Dorothea, einer Markgräfin von Baden, deren ältere Schwester Elisabeth die Gemahlin des Großfürsten Alexander wurde. Man lobte den König, weil er arbeitsam, thätig, sparsam war und geduldig guten Rath hörte. Seine Selbständigkeit gegen schwächliche Rathgeber zeigte er 1798 in der Verwahrung gegen die Zertrümmerung des deutschen Reiches durch die Franzosen, als Herzog von Pommern, Fürst von Rügen und Bürge der deutschen Reichsverfassung. Mit Rußland stellte er sich wieder gut, indem er 1799 nach Petersburg reiste und mit Kaiser Paul I., der die Revolution haßte, wie er selbst, ein Vertheidigungsbündniß auf zehn Jahre abschloß.

Jugend. **Katharina II.** **Friederike von Baden.**

Eine Spaltung in der Ansicht über Gustav IV. trat seit dem Norköpinger Reichstag ein, der das verworrene Geldwesen Schwedens, eine Folge früherer Regierungen, regeln sollte. Hier wurden kühne, aber auch gute Vorschläge gemacht, jedoch von den Männern, die den König umgaben, mit den Vorwürfen „Freiheitsschwindel, Revolutionsgeist, Atheismus" gebrandmarkt. Diese Ansicht wurde im Kopf des jungen Königs fest. Arndt sagt,[2] „es war doch die lügenhafteste Sünde, daß Alles, was auch weise und patriotische Männer wahr, ernst und männlich dachten, sprachen und wollten, als eine Geburt anarchischer und königsmörderischer Grundsätze von solchen vorgestellt wurde, welche lieber durch die schlechten Künste herrschen, als bessere an ihre Stelle treten lassen wollten." — „Seit jenem Reichstage waren in Schweden nicht allein solche, welche von dem Könige klein dachten, sondern auch solche, welche anfingen ihn zu hassen und selbst das Gleichgiltige und Unvermeidliche ihm aufzubürden, gegen Gustav. Man sprach von seiner Steifheit, die man Pedanterei, von seiner Kälte, die man Dummheit, von seiner Gleichgiltigkeit, die man Verachtung nannte. Dazu kamen vielleicht einzelne Aeußerungen des Königs, noch mehr leere Geschwätze und Märchen, die man ihm oder seiner Gemahlin andichtete, welche angeklagt wurde, sie könne das schwedische Land und Volk nicht leiden und verleide beide dem Könige. Aber diese Beschuldigungen konnten gegenseitig sein, denn Kälte und Trotz erzeugen Kälte und Trotz." [3]) — Es gab viele Unzufriedene, viele waren bloß von der allgemeinen Krankheit des Zeitalters angesteckt. Man tadelte und verkleinerte Alles, was die Regierung that. Was konnte der König für das Mißvergnügen über die vermehrten Auflagen? — nicht er, sondern die früheren Regierungen hatten die Noth verschuldet! Was konnte er für zwei Jahre schweren Mißwachses, welche hart drückten? —

Norköpinger Reichstag. **Falsche Begriffe.** **Kälte und Trotz.**

[1]) Vgl. Band IX dieses Werkes, erste Hälfte, S. 168—174.
[2]) Arndt, l. c. S. 182.
[3]) Ibid., p. 193.

Schweden kam im Ganzen glücklich durch die Schrecken des Kriegs wegen der Neutralität zur See, von 1801 bis 1808 waren auch meist gute Ernten und gesegneter Fischfang. Uebelgedeutet wurde dem König ein Streit mit Rußland wegen Bemalung eines auf der Brücke bei Abborfors in Finnland gesetzten Grenzpfostens, er stand auf der Scheide beider Reiche. Da verlangte der König, er solle auf schwedischer Seite statt des russischen Wappens mit dem schwedischen bemalt werden. „Unrecht hatte er nicht, aber der Gegenstand war klein. Indeß über kleinere Dinge sind oft blutige Kriege geführt worden.“ Der Streit wurde heftig, der König konnte kaum beschwichtigt werden. Dieses Drängen auf sein Recht auch in kleinen Sachen ist ihm eigen. 1803 verkaufte er die Stadt Wismar an Mecklenburg, mit einem Dutzend kleinerer Dörfer, für 200.000 Thaler, unter dem Titel einer Verpfändung, mit dem Wiedereinlösungsrecht nach hundert Jahren. Schweden war dadurch nicht eigentlich beschädigt. Viele nannten es aber leichtfertigen Verkauf, nachdem er über einen Grenzpfosten sich so entrüstet gezeigt hatte.

Streit um Kleines.

Im Jahre 1803 trat Gustav IV. dann eine Reise nach Deutschland an, und blieb anderthalb Jahre von seinen Staaten entfernt. Man schob die Schuld auf die Königin, die nur immer an Deutschland denke. — Diese Reise gilt Vielen als die Ursache seines Unglücks. Die Schweden waren sehr unzufrieden über die lange Abwesenheit; an der Ecke des königlichen Palastes fand man eines Morgens die Inschrift: „Hier sind Zimmer zu vermiethen.“ Während dieser Reise verfeindete sich der König persönlich mit Napoleon und mit Frankreich.

Reise nach Deutschland.

Arndt meint, auch ohne jene Reise hätte Gustav IV. sich gemäß seines Charakters mit Frankreich verfeindet; zu Haus habe indeß seine Regierung nach seinem Plan viel für Verbesserung des Ackerbaues und der Gewerbe gethan, aber alles Gute habe man mit Mißfallen übersehen und, was zu tadeln war, nur um so bitterer getadelt. Tadelnswerth sei aber in Wahrheit gewesen die Zollverpachtung auf zehn Jahre und der Druck, der sich auf Gedanken und Schrift zu legen begann. Durch die Verpachtung seien die Unbilligkeiten im Zollwesen auf zehn Jahre gewährleistet und dadurch drückender und verhaßter geworden, während man sie durch einen Prüfungs-Ausschuß hätte bessern können. In Folge seiner Erziehung und durch den Geist seiner Umgebung sei ihm alles Neue und Kühne als Unglaube, Empörung, Jakobinismus erschienen, alle Freiheit als Verwilderung und Empörung. Es entstand eine Art antijakobinische Jagd, die zu gleicher Zeit übermüthige Narren und geistreiche Köpfe traf; die kühne Philosophie und der lustige Witz mußten verstummen, nur das Mittelmäßige und Gemeine waren sicher. Die Censur war kleinlich und streng, Bücher wurden verboten, deren Verfasser schon vierzig Jahre im Grab lagen, wie zum Beispiel die Schriften von Raynal, und wegen einiger Aeußerungen gegen den König alle französischen und dänischen Tagesblätter und Schriften. „Die Ausfuhr und Einfuhr der Ideen“, meint Ernst Moriz Arndt,[1] „läßt sich so wenig hemmen, als die Verbreitung der Ducaten oder Brabanter Spitzen; also sollte man sie nicht verbieten. Der Verbieter scheint sich zu fürchten und reizt zu Spott und Schadenfreude auf, nach der Adamsnatur unseres Geschlechtes reizt das Verbot zur Uebertretung.“ Ueberdies sei einer Regierung nichts gefährlicher als Dumpf-

Zollverpachtung.

Jakobiner.

Verbot fremder Schriften.

[1]) Arndt, l. c. S. 205.

heit, Starrsucht und Reizlosigkeit, welche die gestörte und gehemmte Geistesfreiheit hervorbringe, denn diese falle endlich mit anderen Lasten auf sie wie eine todte Masse. „Das Urtheil eines Freiherrn von Zibet war in literarischen Fragen maßgebend für Gustav IV., ein treuer, aber eigensinniger Mann, der die französische Revolution aus Ueberzeugung haßte und geistigen Uebermuth mit Recht als die Quelle alles Bösen und Verruchten ansah, aber auch despotisch gegen die Freiheit des Geistes, gegen eine unscheinbare, untreffliche Macht Lufthiebe führte und das tiefere Wohl und Wehe der Zeit nicht verstand."

Gustav IV. hielt sich mit der Königin lange in Baden auf, und belauschte die Vorgänge in Frankreich. Die Wegführung des Herzogs von Enghien, 15. März 1804, ergriff ihn gewaltig. Er sandte sogleich seinen Generaladjutanten Oberst Tavast nach Paris, um Einreden und Vorstellungen zu machen, dieser kam jedoch zu spät, würde aber auch sonst vergebens gekommen sein. Der einzige Bourbon, der Napoleon Furcht einflößen konnte, war schon todt. Gustav IV. gehörte zu den Fürsten, die über diesen Grenzdurchbruch und Friedensbruch zu zürnen wagten; er sprach sich laut und stark über die greuliche nächtliche Hinrichtung des ritterlichen Bourbonen aus. Das wurde Alles Napoleon von seinen Spähern mitgetheilt, und in der Entrüstung darüber behandelte er in einem Artikel des „Moniteur", vom 14. August 1804, Gustav IV. wie einen ungeschlachten, unerfahrenen Jüngling, und stellte ihm seine Unterthanen als das ritterliche und edle Volk, als die Franzosen des Nordens, entgegen:

In Baden

reizt Napoleon,

der ihn im „Moniteur" verhöhnt.

„Nichts würde auffallender sein, als das Zwecklose in den Unternehmungen des Königs von Schweden, wenn das Lächerliche, welches sie auszeichnet, es nicht noch in einem höheren Grade wäre. Wie? — nachdem Polen vor Ihren Augen getheilt worden, und das geschwächte Osmanische Reich nur noch so weit fortdauert, als es die benachbarten Mächte erlauben, und Frankreich selbst durch die Verschließung seiner Häfen Ihrem Handel so sehr schaden kann, macht es Ihnen Vergnügen, Frankreich täglich zu beleidigen, ohne einmal angegriffen oder auf irgend eine Weise dazu gereizt zu sein. Als Gustav Adolf den dreißigjährigen Krieg führte, geschah es mit Frankreichs Hilfe, mit der Kraft des Genies und des Willens, welche alle Unternehmungen eines großen Mannes stempeln. Polen war damals furchtbar, die Türkei bestand in ihrer vollen Kraft, und Rußland war in Europa noch gar nicht vorhanden. Aber mit welchem Rechte und mit welcher Absicht reizten sie die deutschen Staaten gegen Frankreich auf? — Da Deutschland auf Ihr Anstiften (?) sich in einen unglücklichen Krieg verwickelt fand, waren Sie der erste, der Frieden schloß und einen Gesandten nach Paris schickte. Unter allen Erschütterungen haben die deutschen Staaten gar nicht von Ihnen reden gehört; aber kaum war der Friede geschlossen, als Sie denselben Ihr Dasein kundthaten und auf eine Standsäule für Erzherzog Karl von Oesterreich antrugen. Dieser Prinz hat die Ehre und Achtung, welche Deutschland ihm zollt, wohl verdient und Frankreich gesteht ihm dieselbe gern zuerst zu; aber — hat er sie etwa mit Ihren Truppen erworben? Wenn Sie ein Glied des Deutschen Reiches sind, warum haben Sie ihm nicht mit Ihrem Heere beigestanden? Wenn Sie die Bürgschaft des Westfälischen Friedens übernommen haben, warum haben Sie Frieden für sich geschlossen, ehe das Deutsche Reich den seinigen abschloß? Wie kommt es, daß Sie der Einzige sind, der nicht weiß, wie Ihr Verfahren zu Regensburg für alle deutschen Staaten höchst verletzend ist? Während Sie Ihre eigenen Städte verkaufen, nehmen Sie die Geberde an, für ein eingebildetes Interesse in Deutschland kämpfen zu wollen; während Sie in Baden das Gast-

recht genießen, beleidigen Sie Ihren Schwiegervater! Sie haben keinen Augenblick in Karlsruhe zugebracht, der diesem Fürsten nicht gerechte Ursache zur Klage gegeben hätte. Als Sie darauf bei Ihrem Schwager, dem Kurfürsten von Bayern, verweilten, unterschrieben und dictirten Sie eine Note, die gänzlich gegen seinen Vortheil streitet — und doch war dieser Fürst damals durch den Krieg geschwächt, von Heeren umgeben, in ständlicher Gefahr angegriffen zu werden, Ihrer Hilfe bedürftig, wenn Sie derselben noch etwa fähig gewesen. Und gerade diesen Zeitpunkt, und gerade seine Hauptstadt wählten Sie, um gegen ihn zu schreiben! — Sie sind noch jung, aber wenn Sie zu reiferem Alter gelangt sein werden, und dann die Noten lesen, die Ihnen auf dem Postwagen so einfallen, dann werden Sie es gewiß bereuen, den Rath Ihrer erfahrenen und treuen Minister nicht befolgt zu haben; dann werden Sie thun, was Sie immer hätten thun sollen: auf nichts Anderes denken, als auf das Beste Ihres Vaterlandes. Was diese für Sie und Ihre Ahnherren gethan, fordert wohl, daß Sie seinen Vortheil nicht der Eitelkeit und andern trügerischen Leidenschaften aufopfern. Sie werden dann Nichts unternehmen, als was Sie durchsetzen können, und die deutschen Staaten nicht mehr zu einem Kriege aufwiegeln, zu dessen glücklichem Erfolg Sie Nichts beitragen können; zu einem Kriege, in welchem Ihr Schwiegervater und Schwager mit Frankreich wahrscheinlich gemeinschaftliche Sache machen werden.

Bund mit Frankreich.

„Wenn nun endlich das Interesse der Ostsee Sie zu einem Bündniß mit Dänemark bewegen wird, so werden Sie einsehen, daß dies Ihr wahres Interesse, daß es von der Sicherheit Ihrer Staaten, der Würde Ihrer Krone und der Ehre Ihrer Nation unzertrennlich ist; Sie werden dann Ihre Sicherheitsmaßregeln so nehmen, daß Ihre Küsten nicht entblößt sind, und daß keine Flotten auf einen halben Kanonenschuß an Ihren Küsten ungestraft vorbeisegeln können, um Kopenhagen zu bombardiren: denn nicht durch solche Trophäen haben Ihre Ahnherren sich Ehre und Ruhm in der Geschichte erworben. Schließlich werden Sie, von mittelmäßigen Hilfsgeldern gereizt, nicht thun, was noch keine Nation in Europa gethan, einen Vertrag abschließen, der so unwürdig ist, daß er gewissermaßen als ein Anfang der Entsagung Ihrer Selbständigkeit betrachtet werden kann. Wir glauben wohl, wenn Sie diese Zeilen lesen, daß sie doch für Sie verloren sein werden; aber wir glauben auch, daß Sie keine andere Lection von Frankreich erhalten werden. Dieses Reich bekümmert sich sehr wenig um alle Ihre Schritte, und es wird Sie darüber niemals zur Rechenschaft ziehen, weil es eine redliche, tapfere Nation und Männer, die seit Jahrhunderten seine treuen Bundesgenossen waren, und deßwegen mit so vielem Rechte die Franzosen des Nordens genannt werden, unmöglich strafen kann. Es verwechselt sie nicht mit einem Jüngling, der von falschen Ideen verwirrt, noch nicht nachzudenken gelernt hat. Ihre Landsleute sollen also von Frankreich immer gut behandelt, die Handelsschiffe derselben dort gut aufgenommen, und sogar Ihr Geschwader, wenn es dessen bedarf, in seinen Häfen verproviantirt werden. Es wird Ihre Flaggen nur als Fahnen ansehen, die jenen Gustaven gehörten, welche vor Ihnen herrschten. Und wann die Hitze Ihrer Leidenschaften endlich verraucht ist, wann Sie Europas wirkliche Lage haben recht kennen und die Ihrige beurtheilen gelernt, dann wird Frankreich immer bereit sein, seine Blicke auf den Vortheil der Nation zu richten, es wird seine Augen von dem wegwenden, was Sie waren und was Sie gethan haben.“

Erzherzog Karl.

Gustav IV. war es, der 21. Mai 1801 auf dem Reichstag vorschlagen ließ, dem Erzherzog Karl, dem ritterlichen Vorkämpfer Deutschlands, solle von

Ständen des Reiches eine Ehrensäule errichtet werden; er hatte 1799 in Regensburg die deutschen Fürsten, welche sich im Kampf gegen Frankreich für neutral erklärt hatten, als Ungetreue und Verräther am Vaterland bezeichnet.

Hatte er schon früher Preußen wegen seiner Neutralitätspolitik bitter getadelt, so gerieth er 1805 in Zwist mit ihm, weil er einige schwedische Regimenter in sein Pommern hinüberführte. Preußen fürchtete, dies möge Napoleon reizen, und erklärte, es werde auf alle Weise zu hindern suchen, daß der Krieg an der Ostsee ausbreche. Gustav IV. antwortete, er habe als unabhängiger Monarch das Recht zu thun und zu lassen, was ihm gut dünke; er schickte Friedrich Wilhelm III. den Schwarzen Adlerorden zurück, als dieser von Napoleon den Orden der Ehrenlegion angenommen hatte, denn er wolle kein Ehrenzeichen tragen, womit man Napoleon geschmückt habe. Die diplomatische Verbindung mit dem Pariser Cabinet war seit dem Moniteur-Artikel längst unterbrochen. 1805 im September schloß Gustav IV. mit England einen Vertrag, nach welchem er für die Ausrüstung Stralsunds und für Stellung von 20.000 Mann gegen Frankreich 900.000 Thaler jährlich beziehen sollte. Stralsund ward ausgerüstet, im November führte er 10.000 Mann nach Mecklenburg, 20.000 Russen kamen und 20.000 Engländer an die Weser und Elbe. 50.000 Mann waren beisammen, trefflich ausgerüstet. „Wären es Franzosen gewesen, so standen sie schon Mitte November am Rhein, weckten die deutschen Geister und bewaffneten die deutschen Fürsten, gaben den Freunden Zuversicht und machten den Verbündeten Luft. Aber sie setzten sich erst in Bewegung, nachdem auf dem Kriegsschauplatz schon Alles entschieden war. Im Sommer 1806 war Gustav IV. sehr thätig in Pommern die schwedische Verfassung einzuführen und aus dem Lande durch Straßen, Canäle alles Mögliche zu machen. Am 23. April 1806 war im Lauenburgischen ein kleines Scharmützel am Schallsee, in welchem ein schwedischer Hußar erschossen und einige verwundet worden. Nun brach der König alle Verbindung mit Preußen ab, brachte preußische Schiffe auf und ließ preußische Häfen mit seinen Schiffen sperren. Als der Krieg der Franzosen gegen Preußen mit Ernst begann, gab Gustav die Sperre der preußischen Häfen auf und zog in sein Land zurück. Pommern aber war schutzlos, als die Franzosen herannahten; sie wünschten übrigens Frieden mit Schweden und wollten den König nicht reizen; erst im Januar 1807 rückten 14.000 Mann unter Mortier in Pommern ein und setzten sich fest vor Stralsund.

Hader mit Preußen.

Eifer für Pommern.

Zu weit geht die Meinung eines Schweden, nur den Absichten, mit welchen Napoleon damals hinsichtlich Schwedens umging, habe Gustav IV. es zu verdanken, daß er zu jener Zeit nicht das Schicksal des Herzogs von Enghien theilte. Enghiens Hund wurde der Liebling des Königs Gustav und trug die Inschrift am Halsband: „Duc d'Enghien est mon maitre!“ und folgte ihm überall auf seinen Reisen in Deutschland. Das hieß den damals mächtigsten Mann nur reizen zu Schwedens Schaden — und seinen eigenen Sturz befördern. Bei Gustav IV. war jedoch vollkommener Mangel an politischer Klugheit.

Dabei zeigte Gustav IV. doch keinen wahren Muth da, wo es galt, Napoleons Gegner und die Sache der Legitimität zu unterstützen; er kam 1807 eben auf dem Schiffe heim nach Karlskrona, als ganz unvermuthet eine Fregatte auf der Rhede Anker warf, sie hatte den Grafen von Lille (Ludwig XVIII.), dem sein Aufenthalt in Rußland nach dem Frieden von Tilsit gekündet war, an Bord, sowie dessen Neffen, den Herzog von Angoulême. Sie wurden in der Stadt untergebracht und besonders freundlich empfangen; am Hof aber war man

Ludwig XVIII.

in Verlegenheit und beschloß man, just an dem Tage abzureisen, nachdem der Hof in der Frühe den König und den Herzog von Angoulême empfangen und mit ihnen das Dejeuner genommen hatte, und zwar nach Karlshamm und von da nach Bäckaskog, wo sie verblieben. Dieses kalte Verhalten gegen die verlassenen Bourbonen ist umso seltsamer, als er 1803 auf seiner Reise durch Deutschland die kleinen deutschen Höfe für den Plan gewinnen wollte, die Bourbonen wieder, anstatt des ersten Consuls, an die Spitze von Frankreich zu stellen. Die Schärfe von Napoleons Artikel im „Moniteur“ wird dadurch um so begreiflicher.

Taktlos gegen Stockholm.

Erst im Januar 1808 kehrte Gustav IV. nach seiner Hauptstadt zurück. Die Bürgerschaft wollte das Königspaar freundlich empfangen und hatte eine Beleuchtung vorbereitet, die Lichter brannten die ganze Nacht hindurch; aber der Hof kam nicht: erst am nächsten Mittag kam der König auf einem Bauernwagen an, die Königin kam erst später in aller Stille zur Stadt. Es war die letzte Huldigung, die ihm das Volk darbringen wollte — seine Liebe wurde sehr schnell abgekühlt durch seine Nichtannahme. Ludwig XVIII., vor dem er so hastig floh, fuhr von Gothenburg auf einem englischen Fahrzeug nach England. Gustav IV. ahnte nicht, daß er durch seine Art zu regieren, bald selbst seinen Thron verlieren und als Flüchtling die Gastfreiheit Anderer in Anspruch werde nehmen müssen.[1])

Wo ihm Hilfe sich anbot, wies Gustav sie hochmüthig zurück. England hatte mit ihm einen Bund geschlossen und sandte eine Flotte unter dem Admiral Lord Saumure, der auf der Rhede von Gothenburg eintraf. Auch Landtruppen unter dem wackeren General Moore waren auf diesen Schiffen. Dieser wünschte, daß die Soldaten ans Land kommen könnten, da durch ihren langen Aufenthalt in den Schiffen nebst den Pferden Krankheiten ausgebrochen waren, und erbat schriftlich vom König, daß er seine Truppen aussteigen und eine Zeitlang in Zelten wohnen lasse. Der König jedoch verweigerte dies Gesuch unbedingt. Als die Krankheitsfälle sich von Tag zu Tag mehrten, reiste Moore selber nach Stockholm, um die gerechte Bitte eines Bundesgenossen dem König vorzutragen. Aber die schlechte Laune und die Einbildung, daß er selber Alles besser verstehe, machten ihn taub für die Bitten des englischen Generals und die Vorstellungen der schwedischen Räthe. Er wies schroff das Gesuch ab. Noch einmal drang Moore in den König, der entrüstet über dessen Hartnäckigkeit, ausrief: „Ich setze Sie in Arrest und fordere Ihren Degen ab! Gehen Sie und verlassen Sie bis auf Weiteres Ihr Zimmer nicht!“ — Moore ging seines Weges, verschaffte sich jedoch einen Courierpaß, kleidete sich in Courieruniform und fuhr auf einem kleinen Wagen nach Gothenburg, wo er nach vier Tagen bei der Flotte eintraf und mit dem Admiral eine längere Unterredung hatte, in Folge der am nächsten Morgen die ganze Flotte, 3 Linienschiffe und mehr als 200 Fahrzeuge abfuhren mit vollen Segeln.[2]) Mit ihnen verschwand die Hoffnung der Schweden auf Hilfe, auf Rettung in einem schweren Krieg gegen das übermächtige Rußland. Moore bekam den Auftrag, die Franzosen zu bekämpfen, wo er es für geeignet hielt, und fuhr nach Spanien, wo wir seinen Eifer und seine Hingebung für die Sache Englands und die Freiheit Europas oben kennen lernten. Gustav IV. hieß jetzt bei den Schweden nur

Moore und Gustav IV.

Gustav IV. verachtet.

---

[1]) Scandinavische Hof- und Staatsgeschichten des 19. Jahrhunderts, nach den schwedischen Quellen des Dr. Ahnfelt, von Heinrich Martens. Stuttgart 1887. S. 87.

[2]) Martens, l. c. S. 100—110.

noch Don Quixote, war aber bei seinem phantastischen Wesen nicht einmal mehr im Stande, eine Windmühle zu überwinden. Ein Schlag stand bevor und der Verlauf des finnischen Krieges führte zur unheilvollen Entscheidung für ihn.

Der Czar. Gemäß dem Vertrag von Tilsit hatte Kaiser Alexander I. von Gustav IV. Anschluß an den Bund mit Napoleon gegen England verlangt — und im Weigerungsfalle mit Krieg gedroht. In den vertraulichen Besprechungen hatte ja Napoleon dem Czaren Finnland versprochen. Gustav lehnte aber die Theilnahme der Schließung der Ostsee gegen die Engländer bis zum allgemeinen Seefrieden ab, und da er dagegen die Entfernung der französischen Truppen an den baltischen Küsten und die Wiedereröffnung der deutschen Häfen für Englands Handel forderte, so überschritten die Russen unter Burhöwden mit 60.000 Mann die finnische Grenze. Seinen Haß gegen Napoleon hatte der König noch einmal dadurch kundgegeben, daß er Alexander I. den Andreas-Orden zurücksandte, weil er auch dem Korsen denselben Orden verliehen hatte; zugleich ließ er den russischen Gesandten Alopeus gefangen setzen, den er im Verdacht geheimer Umtriebe hatte. Nachdem die Russen Lowisa weggenommen, regte sich auch der Däne, weil Gustav mit England, dem Feinde, der wegen des Angriffs auf Kopenhagen in so bitterem Andenken stand, in Verbindung war. Der Kronprinz Friedrich wollte Schonen erobern, auf die Hilfe Bernadottes vertrauend, der aber wegen La Romanas Flucht nicht die nöthige Macht mehr hatte. In Norwegen wurde gegen Schweden gerüstet. Gustav IV. sandte Armfeld mit 12.000 Mann ab, die aber gegen ein Heer von 30.000 Mann wenig ausrichten konnten und sich an die Grenze zurückziehen mußten. Wie nützlich wären jetzt die Engländer unter Moore gewesen, die aber Gustav in Gothenburg nicht einmal hatte landen lassen! —

Krieg mit Rußland.

Die Russen fielen denn auch sogleich in Finnland mit Uebermacht ein. Das war für Schweden ein sehr ernster Krieg, denn Finnland machte durch seinen Umfang, seine Volksmenge, seine Fruchtbarkeit und mancherlei Hilfsmittel ein Drittel der schwedischen Macht aus; es deckte Schwedens Ostseite gegen das Vordringen Rußlands; es war ein guter Angriffsplatz gegen Rußland und gab darum Schweden in den Augen der europäischen Mächte hohe Bedeutung.

Finnland. „Ein vortreffliches Land", meint Arndt,[1] „von dem kaum der zehnte Theil des anbaufähigsten Bodens bebaut ist, sondern welches zum großen Theil noch in alter Urwildniß liegt, mit Wäldern, Sümpfen, Strömen und Teichen bedeckt und überschwemmt. Seine Bewohner sind ein hartes, tapferes und redliches Volk, voll Muth, Thätigkeit und Geschicklichkeit, ausgezeichnet durch eine gewisse eigenthümliche Lebhaftigkeit, durch eine Männlichkeit und einen Trotz, welche oft wie Hartnäckigkeit aussehen. Die Schweden sagen: „Er ist eigensinnig wie ein

[1]) Arndt, l. c. S. 323—24.

Finne." Als tapfere Soldaten sind sie lange berühmt gewesen. Das südwestliche und westliche Finnland (Suomaa) wurde durch Erich IX., den Heiligen, 1155 erobert und bekehrt, war aber schon früher im Besitz der Schweden, doch wieder verloren gegangen. 1249 fügte Birger Jarl Ostenbotten und Tavastland hinzu, 1293 der Reichsmarschall Thorkil Knutson Savolax und Karelen — ganz Finnland war nun schwedisch. 1721 und 1743 mußten aber Theile von Finnland an Rußland abgetreten werden. 1808 hatte es jedoch noch immer einen Umfang von 2220 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 837.000 Seelen; Hauptstadt ist jetzt Helsingfors, ehemals war es Abo.

Sprache. Die Volkssprache war die finnische, die öffentliche und gerichtliche Sprache war die schwedische. Das erste in finnischer Sprache gedruckte Buch war (1548) das Neue Testament. Die finnische Sprache ist kraftvoll und bildsam. Die schwedische Sprache war jedoch damals die Sprache der gebildeten Klassen, auch hatte die schwedische Verfassung und das schwedische Gesetz Geltung. Finnland ist das

Gewässer. Land der Sümpfe und Seen, der größte, der Ladoga-See, bildete ehemals die Grenze gegen Rußland, der größte See im Inneren ist der Saimen. Zahlreich sind die Flüsse und Ströme, der Fischfang gewährt ansehnlichen Erwerb. Finnland hat keine Alpen, seine Berge sind nur von mittlerer Höhe; die Nadelholz- und Birkenwaldungen sind zahlreich; der Handel mit Brennholz und Holzwaaren

Ausfuhr. ist bedeutsam. Aus Südfinnland und Ostenbotten wird Korn ausgeführt; am meisten angebaut sind die Küsten. Obst gedeiht nur im südlichen Finnland. An Wildpret ist Ueberfluß. Die Pferde sind stark und dauerhaft."

Das Land ist in der warmen Zeit schwer anzugreifen wegen der vielen Flüsse, Moräste und Seen und die Eingeborenen können es leicht vertheidigen. Anders im Winter, wenn die Moore und Teiche mit Eis überzogen sind. Darum kamen auch im Winter die Russen in das Land, die Finnen aber wollten nicht russisch werden; sie fühlten sich mit den Schweden durch die Bande der Verfassung und der Gesetze vereinigt und führten den Kampf gegen die Russen mit dem

Charakter. Enthusiasmus eines Freiheitskrieges. Sie sind sehr tapfer und halten große Märsche und Anstrengungen aus, sind abgehärtet, arbeitsam, und dabei doch fröhlich und genügsam, sie haben wenig Bedürfnisse und eignen sich daher leicht zum Kriegswesen. Ihr Ruhm als tapfere Soldaten ist alt, in der Schlacht bei Lützen hat die Tapferkeit eines finnischen Regimentes den Ausschlag gegeben. — Sie sind unschwer zu begeistern, denn sie lieben Gesang und Musik, namentlich das Citherspiel.

Wenn Gustav IV. auch nur das Allernöthigste gethan hätte, was zur Wehrhaftmachung eines so wichtigen Landes gehört, so wäre Finnland für Schweden erhalten worden; aber er that gar Nichts. Der Schwede Afrell schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten": „Die unkluge Politik Gustavs IV., der dummdreiste Trotz gegen die Uebermacht und der blinde, fanatische Glaube an übernatürlichen Beistand hatten schließlich das lange vorausgesehene Unheil über das Reich gebracht. Im Anfang März des Jahres 1808 liefen Nachrichten ein, daß die Russen die Grenzen Finnlands an verschiedenen Punkten überschritten hätten. Die schwache Armee, welche schwedischerseits in der Eile zusammengebracht, war zurückgeworfen worden, und nachdem die finnische Armee Befehl erhalten hatte, sich zurückzuziehen, stand das ganze Land dem Feinde offen." Man mag sich die Stimmung der Schweden denken!

Es ging schlecht in Finnland. Die Uebermacht der Russen und das Talent ihres Anführers errang einen Erfolg nach dem andern. Die Schweden hatten kein Glück mehr, die Finnen opferten sich umsonst. Der Admiral setzte voreilig die Schiffe in Brand und so ging das Geschwader in Uleaborg verloren. Dazu kam Verrath. Der Vice-Admiral Cronstadt übergab Sveaborg, das nordische Gibraltar, an die Russen, und trat bald darauf in ihre Dienste — und so ging der beste Theil der Scheerenflotte verloren. Heldenmüthig stritten noch die Schweden unter Adlerkreutz und Klingspor — aber vergebens. Am 30. September 1808 mußte Adlerkreutz zu Albioki einen Waffenstillstand abschließen, der den Russen Finnland bis zum Kreis bei Torneo einräumte. Damit war Finnland verloren.

Adlerkreutz und Klingspor.

Die Regierung beging Fehler auf Fehler. Die Reste der finnischen Armee mußten sich ergeben. Der Winter 1808 auf 1809 war sehr streng; die schwedische Landwehr litt an Lebensmitteln Noth und war spärlich bekleidet. Die Heimkehrenden brachten eine pestartige Krankheit mit und starben haufenweise — die Krankenhäuser waren überfüllt, dagegen die Kassen leer. Mit der Stimmung der Verzweiflung sah man der Zukunft entgegen. Als der König im Vertrauen auf sein Recht, und daß Gott ihm dazu helfen werde, auf Aenderung seiner Maßregeln nicht eingehen wollte, vielmehr den Krieg mit Starrsinn fortsetzen und die Nation dazu Geld, Soldaten, Kriegsschiffe aufbringen sollte, sprachen Viele laut davon, nur seine Entthronung könne noch helfen.[1])

Verschwörung

Entschlossene Männer verschworen sich, ihn auf dem Wege von seinem Residenzschlosse nach Stockholm zu arretiren. Man sprach schon mehrere Tage vor dem zur Ausführung bestimmten laut von diesem Plan, der jedoch durch die Unentschlossenheit eines Mitgliedes scheiterte.

der Gardeofficiere.

Indeß schritten die Officiere ein, die von Gustav IV., namentlich im Jahre 1808, gekränkt worden waren. Im Verdruß über eine mißlungene Landungs-Expedition bei Helsinge hatte der König verordnet, daß die Garderegimenter zu Fuß die Benennung „Garde“ und ihren Rang verlieren sollten. Gleich darauf erfolgte der Befehl, die genannten Regimenter hätten ihre Fahnen abzuliefern. An dem dazu bestimmten Tage wurden diese Regimenter auf einer kleinen Ebene zusammengezogen und die Garde zu Pferd beordert, sich dabei einzufinden, um im Falle eines Widerstandes zur Vollstreckung des Befehles verwendet zu werden. Ein Widerstand fand übrigens nicht statt. Die Fahnen wurden zusammengerollt und in tiefer Stille übergeben. Davon datire die Katastrophe des 13. März 1809. Schon damals tauchten in mehreren Officieren Blutgedanken auf. Der König verlegte darauf sein Hauptquartier nach dem Pfarrhof von Lemland am Meere, in der Nähe lag die königliche Yacht „Amadis“ segelfertig. Das Regiment Kronberg war in der Nähe, dann kam die Garde zu Pferd und auf dem entgegengesetzten Theil der Insel standen die früheren Garderegimenter.[2]) Hier habe nun

Demüthigung.

---

[1]) Martens, l. c. S. 107.
[2]) Ibid. p. 108—26.

die Verschwörung über den erlittenen Schimpf, besonders in der Sveagarde, begonnen. Offene Gewalt war nicht möglich, denn die Garde zu Pferd wie das Regiment Kronberg hätten ihre Schuldigkeit gethan und konnten weder zum Abfall noch zur Thatlosigkeit bewogen werden; auch war die Fregatte „Amadis" in der Nähe. Einige entschlossene Männer hätten nun durch die Posten sich durchgeschlichen, einen Versuch zu wagen, wie er einst zur Ermordung Gustavs III. im Schlosse Haga[1]) 1792 im Plan war, er sei aber durch zufällige Hindernisse unterblieben. Gustav IV. habe jedoch einen Wink davon erhalten, daß Etwas gegen seine Person im Plane wäre, und sei darum rasch auf der „Amadis" nach dem schwedischen Festland abgefahren. Aber aufgeschoben sei nicht aufgehoben gewesen.[2])

Die Verschworenen waren entschlossen, Gustav IV. zu entthronen und seinen Oheim, den Herzog von Südermanland, als Karl XIII. auf den Thron zu setzen. Da aber dieser Prinz keinen Sohn hatte, so war zugleich ein Nachfolger ins Auge zu fassen. Sie hätten sich also zuerst in der Stille an die britische Regierung mit dem Anerbieten der Krone für den Herzog von Gloucester gewendet, in der Hoffnung, den Schutz einer Macht zu erlangen, welche die Unabhängigkeit Schwedens gegen die vereinigten Kräfte Frankreichs und Rußlands aufrecht erhalten könnte, seien aber kurzweg abgewiesen worden. Nun hätten sie sich an Napoleon gewendet, der aber gleichfalls abweisend antwortete, seine Ehre sei dem Kaiser von Rußland und dem königlichen Prinzen von Dänemark verpfändet. Dann erst hätten sie beschlossen, bloß mit ihren eigenen Kräften an das Wagniß zu gehen. Der Herzog von Südermanland, der sich schon als Vormund des jungen Gustav so verrätherisch benommen hatte, muß im Einverständniß gewesen sein.

Anfrage in England.

bei Napoleon.

Bei der Armee an der Grenze von Norwegen begann die Bewegung. Oberst Adlersparre stand an der Spitze; er hatte die erste Rolle zu spielen. Nachdem er von den Dänen das Versprechen erlangt hatte, daß der Abzug seiner Truppen nicht zu einem Angriff werde benutzt werden, nahm er seinen General Cederström, dem man nicht traute, gefangen, und brach mit 3000 Mann gegen Stockholm auf. Voraus ging eine Proclamation vom 7. März, welche erklärte, daß die Armee der Noth des Landes abhelfen wolle, unter ihrem Schutz sollten des Reiches Väter über die Leiden des Vaterlandes berathen und Tod und Verderben Jeden treffen, der Schwedens Leiden verlängern wolle!

Adlersparre.

Von dieser Meuterei erhielt der König erst 12. März 1809 in Haga Nachricht und eilte sogleich nach Stockholm, um mit der starken Besatzung der Stadt nach Linköping zu marschiren und dort noch mehr Truppen an sich zu ziehen — dann hätte der Bürgerkrieg begonnen. Dazu bedurfte er aber Geld, und forderte deßhalb, 13. März, zwei Millionen Thaler. Die Staatsbank nahm jedoch Anstand, diese Summe auszuzahlen, da die Bewilligung der Stände mangle. Schon dachte Gustav IV. sich mit Gewalt dieser Summe zu bemächtigen, als die Häupter der Verschwörung, Baron Adlerkreutz und

[1]) Vgl. Bd. VII dieses Werkes (2. Aufl.) S. 729—33; Bd. IX, S. 168—71.
[2]) Martens, l. c. S. 126.

General Klingspor, vor ihn traten und ihn beschworen, die Stadt nicht zu verlassen und eine bessere Politik einzuschlagen. Der König wies diese Forderung schroff und stolz zurück. Sie hatten wahrscheinlich die Ankunft Adlersparres abwarten und indeß Stockholm aufregen wollen und waren durch Gustavs Entschluß abzureisen überrascht — und beriethen darum, was jetzt zu thun sei. Sie kehrten mit dem Hofmarschall Silversparre und einer Anzahl von Officieren wieder und stellten dieselbe Forderung in ernsterer Weise. Da unterbrach sie der König mit den Worten: „Verrath, Verrath! Ihr sollt alle bestraft werden, wie Ihrs verdient!" — „Wir sind keine Verräther, sondern gute Schweden, bedacht auf das Glück Eurer Majestät und des Landes!" — Gustav IV. zog den Degen gegen den Baron, dieser wich jedoch aus und umfaßte den König in der Mitte des Leibes, während Oberst Silversparre ihm den Degen entwand. — „Zu Hilfe!" rief der König, „ich werde ermordet!" — Die Leibwache versuchte einzudringen und die von innen verriegelte Thür einzuschlagen. Adlerkreutz hatte den Muth, die Thüre zu öffnen und ihr zuzurufen: „Jetzt bin ich Euer Generaladjutant und befehle, daß Ihr Euch zurückzieht!" In der Unordnung öffnete Gustav IV. eine verborgene Thür, ergriff den Degen des Grafen Strömfeld und suchte durch den inneren Hof des Palastes zu einem Wachtposten zu entkommen und seine Truppen zur Hilfe zusammenzurufen. Aber ein Förster, Greiff, warf sich ihm entgegen und hielt ihn fest, bis ihm die Verschworenen zu Hilfe kamen, den König entwaffneten und zum Gefangenen der Nation erklärten. Fortan leistete Gustav IV. keinen Widerstand mehr.

Silversparre.

Verhaftung des Königs.

Alles war so gut vorbereitet, daß der Herzog von Südermanland denselben Nachmittag noch erklärte, er nehme einstweilen die Regentschaft an. Denselben Abend noch sollte Gustav IV. nach Drottningholm abgeführt werden. Viel Volk sammelte sich um das Schloß und auf der Kirchenhöhe. Adlerkreutz sandte zwei Officiere ab, um die Menge durch geeignete Vorstellungen zu zerstreuen. Es geschah — und die Menge verlief sich still; aber auch kein Zeichen der Freude über das Geschehene ward laut: eine Partei des Adels hätte den König verhaftet! — das Volk that nichts dagegen. Die Straßen waren leer, als der König abfuhr, Niemand regte sich für ihn. In Drottningholm wurde er in der Paradebettkammer von je zwei Officieren bei Tag und bei Nacht bewacht; Kürassiere und Leibgarden hatten die Außenwache. Die Mehrzahl der Officiere behandelte ihn mit der ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit, die seiner früheren Würde und seinem Unglück geziemten. Am 24. März wurde der Unglückliche in das Schloß Gripsholm geführt, wo Erich XIV. einst gefangen war und ermordet wurde. Sein Schicksal schien den Mann gebrochen zu haben: kein Wort, das er sprach, zeugte für einen tieferen Sinn, oder es lag im Plan seiner Wächter, ihn als Flachkopf darzustellen, was er nicht war. Seine Familie mußte einstweilen in Haga bleiben.

Gustav IV. gefangen,

in Drottningholm,

in Gripsholm.

Indeß kamen die 3000 Schweden von der norwegischen Grenze nach Stockholm unter Adlersparre, sie wollten das Haus Wasa für immer ver-

Der Reichstag enthebt Gustav IV. drängen und den Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg zum König ausrufen, scheiterten jedoch mit ihrem Plan, siegten aber insofern, als nach ihrem Wunsch am 1. Mai 1809 der Reichstag zusammentrat und Gustav IV. sammt seinen Erben für ausgeschlossen vom Throne erklärte. Die Verfassung ward derart umgestaltet, daß die königliche Gewalt manche Einbuße erlitt. Karl XIII. Am 5. Juni 1809 wurde aber der alte und kränkliche Herzog von Südermanland als Karl XIII. zum König ausgerufen, der am 18. Juli 1809 adoptirt Christian August. den Prinzen Christian August zum Adoptivsohn ernannte. Dieser sollte also nach seinem Tode als König walten und die ausübende Macht haben, aber über die wichtigsten Angelegenheiten sollte ein Staatsrath von neun Mitgliedern entscheiden, welcher jedoch der Nation verantwortlich wäre. — Dem Herzog Karl, dem Obersten Adlersparre, den Generalen Klingspor und Adlerkreutz dankte der Reichsrath als Rettern des Vaterlandes, der erstere wurde, wie gesagt, König, die drei letzteren erhielten die höchsten Aemter im Ministerium. — König Gustav IV. unterschrieb ohne Widerstreben folgende Abdankungs-Urkunde:

Abdankung. „In des hochgelobten dreieinigen Gottes gesegnetem Namen! Wir Gustav Adolf, der Schweden, Gothen und Wenden König u. s. w., Herzog zu Schleswig, Holstein u. s. w., thun kund: „Nachdem Wir heute vor siebenzehn Jahren zum König ausgerufen wurden und mit einem blutenden Herzen eines zärtlich geliebten und verehrten Vaters blutigen Thron erbten, ist Unser Vorsatz doch gewesen, dieses uralten Reiches wahres Wohl und Ehre zu befördern, die von dem Willen eines freien und selbständigen Volkes unzertrennlich sind. Da Wir nun Unserm reinen Vorsatz gemäß in diesem Unserm königlichen Beruf nicht mehr fortfahren, noch auf eine Unser und Unserer Unterthanen würdige Weise Ruhe und gesetzliche Ordnung in diesem Reiche befördern können, so sehen Wir es als eine heilige Pflicht an, diesem Unserm Königlichen Amte zu entsagen; welches Wir hiemit frei und ungezwungen thun, um zu Gottes Ehre Unsere übrigen Tage zubringen zu können. Und wünschen Wir allen Unseren Unterthanen die Gnade und den Segen des Allerhöchsten zu einer glücklichen Zukunft für sie und die Nachkommen. — Ja, fürchtet Gott und ehret den König! — Zur größeren Gewißheit haben Wir dieses mit eigener Hand verfaßt und unterzeichnet, und mit Unserm königlichen Siegel bestätigt.

„Gripsholms Schloß, den 29. März, des Jahres nach Unsers Herrn und Heilands Jesu Christi Geburt Achtzehnhundert und Neun. Gustav Adolf."

Ob Friede! Die erste Sorge des neuen Königs war der Friede mit Rußland. Bittend stellte er die Integrität der schwedischen Krone unter den Schutz Napoleons. Dieser aber mochte in seiner ernsten Lage Alexander I. keine Ursache zur Unzufriedenheit geben und blieb taub für die Bitte. Das Cabinet in Petersburg aber erklärte, daß es die Feindseligkeiten von Neuem beginne. Schwedens Kraft war gelähmt, die Aussichten waren trüb, die Russen aber waren kühn. Barclay de Tolly machte auf dem Eise im Frühjahr 1809 seinen kühnen Zug bis Golby — und so mußte Schweden im Frieden zu Frederiks-

ham, 17. September 1809, auf Finnland und Westbothnien bis zum Flusse Tornea und auf einen Theil der Alandsinseln verzichten. Am 10. December schloß es Frieden mit Dänemark. Dagegen erhielt Schweden, 6. Januar 1810, aus französischen Händen das schwedische Pommern zurück.

So unglückselig endete die Regierung Gustavs IV., den Schwedens Volk ob seiner natürlichen Herzensgüte, ob seiner Wahrheitsliebe, ob seines streng sittlichen Wandels, seines frommen Sinnes mit so viel Hoffnungen begrüßt hatte. In seinem Unglück machte er durch seine Starrheit sich selbst noch unglücklicher. Er wurde 6. December 1809 nach Karlskrona geleitet, dort eingeschifft und reiste unter dem Namen Graf von Gottorp zuerst nach Karlsruhe. — Auf Verwendung Karls XIII. warfen ihm die schwedischen Stände ein jährliches Einkommen von 66.666 Thalern aus, und ließen ihm sein Familienvermögen, das Vermögen seiner Gemahlin und ihrer Kinder. Gustav IV. nahm das Jahreseinkommen nicht an: „Wenn ich König von Schweden bin, warum haben Sie mich fortgejagt? — wenn ich dessen unwürdig bin, so will ich kein Geld von ihnen!" Er lebte vom Verkauf seiner Diamanten, fast ärmlich. Statt der Rente und für alle Forderungen der Familie wurden später 721.419 Thaler ausbezahlt. Gustav trennte sich von seiner schönen und edlen Gattin, die sich nie gegen ihn verschuldet hatte, ihn bis zum letzten Hauch zärtlich liebte und seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung gab. Die älteste Tochter, Sophie, vermählte sich 1819 mit dem Markgrafen Leopold und wurde durch ihn 1830 Großherzogin von Baden; die jüngste, Cäcilie, wurde Großherzogin von Oldenburg; sein einziger Sohn Gustav, (geboren 1799, gestorben 1877) wurde österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und erhielt 1829 den Titel eines Prinzen von Wasa. Trotz ihrer Schönheit und Seelengüte trennte sich Gustav IV. von der Gattin und den Kindern auf der Ueberfahrt von Karlskrona aus: sie durften nicht in derselben Schaluppe mit ihm sein. „Die Königin weinte, allgemeines Handküssen und Weinen bei der Trennung an Bord." Warum diese Härte? Als man ihn später in Mainz fragte, warum er auf dem linken Rheinufer nach Basel reisen wolle und nicht auf dem rechten, — antwortete er: „Ich will es Ihnen gestehen: es gibt in Karlsruhe Leute, die sich meine Frau und Kinder nennen, die ich nicht sehen will." — Als er vom Geistlichen in Schaffhausen das eifrige Betreiben der Scheidung verlangte, sagte er: „Nicht, als ob ich sie nicht liebe, aber so lange sie mit mir vereint sind, theilen sie mein Unglück." Als er auf einer Reise um seine Existenzmittel gefragt wurde, entgegnete er: „Es ist einerlei, ob ich leben kann oder nicht, ich kann doch nicht unglücklicher werden, als ich es schon bin." — Als er an seine Gattin schrieb, sie möge in Schweden die Scheidung betreiben, antwortete sie ihm: „Ich werde nie dem Namen meines unglücklichen Gatten entsagen." Gustav war oft auf Reisen, 1810 in Petersburg, 1811 in London, 1814 sprach er in Wien beim Congreß das Recht an den schwedischen Thron für seinen Sohn an; 1818 wurde er Bürger in Basel, 1827 bis 1829 lebte er in Leipzig. Gerne hielt er sich in Basel auf.

Gustav IV. nach Baden.

Einkommen.

Scheidung.

Kinder.

Gustavs Unglück.

Ein schwedischer Officier, Ridderstolpe, später schwedischer Landeshauptmann, der ihn in Basel besuchte, schildert sein dortiges Leben also:[1] „Gustav IV. wohnt in den „Drei Königen", hat nur ein Zimmer und lebt von seinen Diamanten, die er nach und nach verkauft. Er geht stets in die Kirche, betet auch stets

Gustav IV. in der Verbannung.

[1]) Martens, l. c. S. 112—18.

Morgens und Abends im Hause, ißt nur Suppe und nimmt Morgens einen Trunk mit einem Bissen Brot; er hat einen dänischen Soldaten zum Burschen, geht im Platzregen zwei bis drei Meilen zu Fuß, wenn er eingeladen ist; er trägt blauen Frack, blaue Beinkleider, Halbstiefel, weißes Halstuch, und geht mit dem Malteserstern im Knopfloch zum Mittagessen. — Seine Mobilien sind höchst ärmlich; neben seinem Bett auf einem Stuhle steht seine kleine Kasse, auf welcher die schwedische Bibel und die Pistolen Karls XII. liegen. Er spricht mit Sanftmuth von allen Schweden; nur wenn er von Silversparre spricht, welcher ihm die Waffe abnahm, vermag er sich nicht zu bemeistern, ebenso wenn von Adlersparre die Rede ist. Sonst macht er von der ganzen Affaire kein Geheimniß und glaubt noch, wenn Greiff, welchem er in hohem Grade zürnt, ihn nicht zurückgehalten hätte, als er sich zur Hauptwache begeben wollte, er die Trabanten auf seine Seite gebracht hätte. In Gesellschaften spricht er stets wenig und gemessen, sagt selbst von Bernadotte, derselbe sei ein kluger und achtungswerther Mann." Seinen Stolz behielt er auch im bürgerlichen Leben, ebenso seine Neigung, um Kleinigkeiten zu streiten. Er wollte schon das Schiff in Triest besteigen, das ihn nach dem heiligen Lande bringen sollte, als ihn der Gedanke, ein Mann in Hanau habe ihn übervortheilt, von seinem Vorhaben abbrachte; er kehrte um, einen Prozeß zu betreiben und starb am 17. Februar 1837 in Sanct Gallen.

Königin Friederike.

Derselbe Ridderstolpe besuchte [1]) auch die Königin Friederike in Karlsruhe; er fand sie ebenso schön und frei in ihrem Wesen wie früher, das griechische Profil war gleich bezaubernd. „Wir sprachen über Talente; sie sagte, man darf seine Fähigkeiten nicht vernachlässigen, denn man weiß ja nicht, wie lange man Etwas zum Leben hat. Ihre Freude war die Erziehung ihrer Kinder." — Der Schwede bemerkt rauh: „Sie wird noch unaufhörlich von einer warmen Zuneigung zu König Gustav IV. geplagt"; — sie war eben eine treue Seele, und ihr Gatte, wenn er auch im Regieren Vieles verfehlte, hatte doch manche edle Eigenschaften.

Fehler von ihm und gegen ihn.

Gustav IV. beging viele Fehler, man hat aber auch viel an ihm gefehlt. Einmal sein Vormund, der spätere Karl XIII., der seinen Neffen haßte, selbst nach der Krone trachtete, das Herz des jungen Königs mit Mißtrauen erfüllte und seine Jugend vergällte. Der begabte Knabe, der vom Vater den fürstlichen Stolz geerbt hatte und stets zu fester Beharrlichkeit ermahnt worden war, traute zuletzt Niemand mehr als sich selbst und ließ sich von einem einmal gefaßten Beschluß schwer abbringen. Ein strenggläubiger Lutheraner, las er immer die Bibel, namentlich die Offenbarung Johannes, die er nicht verstand, und sah im Apollyon die Prophezeiung auf Napoleon. Haß gegen die Revolution und deren Vertreter waren die Angelpunkte, um die sich seine Gedanken drehten. Sein Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache ist ehrenwerth, aber er vergaß, daß der Mensch, der auf Gott vertraut, seine Hände nicht in den Schooß legen darf, sondern all seine Kräfte aufbieten muß. Zum Soldaten hatte ihn sein Vormund nie bilden lassen. Die Aristokratie vergaß nie ihre Macht, die ihr sein Vater entrissen hatte, und suchte

[1]) Martens, l. c. S. 119—20.

sie wieder zu erringen. Als er die Armee im finnischen Kriege gegen sich aufgebracht hatte, so war sein Sturz unabwendbar.

Ein merkwürdiges Urtheil fällte Napoleon auf St. Helena über ihn.

Held und Thor (?).

„Von Gustav IV. sagte der Kaiser, daß selbiger wie ein Held begonnen und wie ein Narr geendet habe. Als letzterer habe er sich sehr bald durch merkwürdige Züge zu erkennen gegeben. Er war noch ein Kind, sagte er, als er schon Katharina II. im höchsten Grad dadurch beleidigte, daß er die Hand ihrer Enkelin in dem Augenblicke ausschlug, wo diese große Kaiserin auf ihrem Throne und von ihrem ganzen Hofe umgeben, ihn erwartete, um die Trauung vollziehen zu lassen.“ — (Daß trotz der Schönheit der Braut der König sich von Katharina II. nicht überlisten ließ, erscheint ehrenwerth!) — „Späterhin beleidigte er Alexander I. ebensosehr, indem er nach dem unglücklichen Ende Pauls I. einem Officier des neuen Kaisers den Eintritt in seine Staaten verweigerte, und auf die hierüber an ihn gelangende officielle Beschwerde antwortete, wie Alexander ihm nicht für übel halten müsse, wenn er, Gustav, in dem Augenblicke, da er noch den Mord seines Vaters beweine, einem von denen den Eintritt in sein Land versage, welche durch die öffentliche Stimmung angeklagt würden, daß sie den seinigen (Alexanders Vater) umgebracht hätten.

Stolz gegen Napoleon.

„Wie ich zur Regierung gelangte, zeigte er sich als meinen großen Gegner. Er schien nichts Geringeres zu beabsichtigen, als das Beispiel des großen Gustav Adolf nachzuahmen. Er zog durch ganz Deutschland, um alles gegen mich aufzuwiegeln. Nach der Katastrophe mit dem Herzoge von Enghien schwor er, diese That persönlich zu rächen, und späterhin schickte er dem Könige von Preußen den Schwarzen Adlerorden nur deßhalb zurück, weil dieser mein Ehrenlegions-Kreuz angenommen hatte u. s. w.

Fall.

„Endlich kam seine Unglücksstunde. Eine ungewöhnliche Verschwörung riß ihn vom Throne und vertrieb ihn aus seinen Staaten. Der allgemeine Widerwille, der ihn traf, beweist sein Unrecht. Ich glaube, daß er nicht zu entschuldigen und daß er ein Narr war; bei alledem bleibt es aber doch etwas ganz Außerordentliches und Unerhörtes, daß bei jener Krise auch nicht ein einziger Degen, weder aus Liebe, noch aus Erkenntlichkeit, noch aus Pflicht, oder, wenn man will, aus Dummheit für ihn gezogen wurde — und wahrhaftig! es liegt hierin wenig Ehrenvolles für die Atmosphäre der Könige.

„Es schien, als ob dieser Fürst, den die Engländer als Werkzeug gebrauchen wollten, den sie zum Besten gaben, den sie betrogen hatten, und der dann selbst von den Seinigen verstoßen wurde, der Welt ganz entsagen wolle; Menschen und Dinge verachtend, verbarg er sich unter die Menge, weil er sich für beschimpft hielt.“

Umschlag.

Nach der Schlacht bei Leipzig, erzählt der Kaiser, habe Gustav IV. ihn wissen lassen: er sei allerdings lange Zeit sein Feind gewesen — aber längst doch schon auch er, derjenige Fürst, über den er sich am wenigsten zu beklagen und für den er daher nur Bewunderung und Freundschaft gefühlt hätte. Sein jetziges Unglück erlaube ihm dies auszusprechen. Er erbiete sich, sein Adjutant zu sein und bitte um ein Asyl in Frankreich. „Ich war gerührt,“ bemerkt der Kaiser, „aber ich bedachte sogleich, daß, wenn ich ihn aufnähme, es meiner Würde angemessen sein würde, etwas für ihn zu thun.

„Gleichwohl war ich immerdar Gebieter der Welt, und die Masse der gemeinen Seelen würde in meinem Interesse für ihn nur einen unbändigen Haß gegen Bernadotte erkannt haben. Zudem war es der Wille des Volkes, der

Gustav IV. gestürzt und mich dagegen persönlich gehoben hatte. Seine Vertheidigung zu übernehmen, wäre von mir inconsequent gewesen und hätte einen Widerspruch der Grundsätze verrathen. Kurz, ich glaubte die Angelegenheit dadurch noch mehr zu verwirren, und mußte also meine Großmuth zum Schweigen bringen. Ich ließ ihm demgemäß antworten, daß ich sein Anerbieten zu schätzen wisse und davon gerührt sei, daß aber Frankreichs Politik mir nicht erlaube, mich meinen Gefühlen zu überlassen, und daß solche mich sogar auf schmerzliche Weise verpflichte, ihm für den Augenblick das Asyl zu verweigern, um welches er gebeten habe. Er würde übrigens sich sehr irren, wenn er mir andere Gesinnungen zutrauen wolle, als das äußerste Wohlwollen und die aufrichtigsten Wünsche für sein Glück u. s. w." [1]) — Gustav IV. war empört über die Engländer, die ihn nicht gehalten hatten, — und darum diese gewaltige Wendung in seinem Leben. —

Der Rheinbund. Tyrol.

Mitteleuropa.

Bei der Frage nach den Zuständen Mitteleuropas kommt zuerst der Rheinbund in Sicht; er umfaßte damals 5283 Quadratmeilen, mit nahezu 12.000,000 Einwohnern. Das Volk war in heller Verzweiflung über die Steuerlast und die steigenden Anforderungen Napoleons von neuen Truppenstellungen zu seinen steten Kriegen, — Badenser und Hessen zum Beispiel hatten über die Pyrenäen wandern und in Spanien in dem entsetzlichen Kriege ihr Leben lassen müssen. Wirtemberger hätten auch dahin ziehen sollen, aber der König Friedrich Wilhelm hatte über die Forderung von Soldaten nach Spanien ein solches Geschrei erhoben, daß Napoleon aus Familienrücksichten von seinem Begehren abstand. Bei patriotisch gesinnten Männern war alle Hoffnung auf eine bessere Gestaltung der Welt durch Napoleon verschwunden. Nur schmeichlerische Minister sprachen noch die Erwartung aus, daß der neue „Karl der Große" die deutschen Angelegenheiten gründlich ordnen werde. Dalberg beantragte die Errichtung zweier Reichstribunale, um die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Mediatisirten zu entscheiden, zwei Monate in jedem Jahr sollte der Bundestag berathen. Napoleon entschied aber also: „Die deutschen Dinge sind verwickelter, als ich dachte. Es handelt sich nicht allein darum, Etwas zu machen, sondern auch die Sache gut zu machen. — Ich habe den deutschen Fürsten volle Souveränität versprochen, ich will mein Wort halten." — Also er wollte nicht der Ordner Deutschlands im besseren Sinne werden, sondern er wollte den Fürsten ihr

Soldaten und Geld

volles Fürstenrecht lassen, damit er durch sie genug Soldaten aus Deutschland bekomme, auch wollte er Geld daraus ziehen für Veränderungen, die er darin traf. Er wollte nur Soldaten und Geld, damit er seine großen, welterobernden Pläne ausführen könne! Wie die Fürsten mit ihren Völkern verfuhren, das war ihm gleichgiltig. Ludwig Häusser [2]) hat schon auf eine Stelle in

---

[1]) Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. Bd. VII, S. 94—96.

[2]) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. 3. Aufl., Bd. II, S. 270.

Bignon aufmerksam gemacht, welche seine innersten Erwägungen bezeichnet und was Deutschland vom großen Zwingherrn zu erwarten hatte. „Das Fürstenthum Bayreuth", sagt er, „will ich gern an Bayern abtreten, der König muß mir aber für die Domänen 15 Millionen Franken zahlen und zwei Regimenter Infanterie mehr schaffen. Landau soll der Fürst-Primas bekommen, er muß aber Frankreich seinen Antheil am Rheinoctroi und außerdem jährlich 300.000 Franken abgeben. Regensburg mit seinem Gebiet könnte an Bayern übergehen, unter der Bedingung, daß der König für den Neffen des Primas eine Dotation von 300.000 bis 400.000 Franken macht und an Wirtemberg noch ein Gebiet von 40,000 Seelen abtritt. Das Fürstenthum Fulda steht dem König von Westfalen gut an; er würde dafür seine Armee entsprechend vermehren. Von dem Domänenwerth, 900.000 Franken, würden wenigstens 500.000 Franken an Frankreich fallen. Erfurt hat nach dem Grundsatze, daß die Domänen mir gehören, eine Revenue von 200.000 Franken, was sechs Millionen Capital repräsentirt."

ist sein Begehren.

Die Schmeichelei verachtete der Kaiser, und wie wurde ihm nicht von Gelehrten geschmeichelt! Die Universität Leipzig nannte eine Sterngruppe ihm zu Ehren „die Sterne Napoleons". Wo er durchzog, wurde er mit Huldigungen empfangen; nur in seiner Gnade hatten die Fürsten ihren Halt, sein Wille war ihnen unbedingtes Gebot; in Willkür ihren Völkern gegenüber suchten sie ihn nachzuahmen. Als der König von Wirtemberg, eine Forderung von ihm zurückzuweisen, sich damit entschuldigte, die Stände würden ihre Zustimmung nicht geben, gab Napoleon ihm zur Antwort: „Jagen Sie diese Hunde zum Teufel!" [1]) — und der König von Wirtemberg hob die altberühmte Verfassung auf, die einst der große Chatham im englischen Parlament als einen Hort der Freiheit gepriesen hatte. Die Minister waren eifrige Vertreter seines Willens in Concentration und Gleichmacherei; der Fürstengewalt gegenüber sollte keine Unabhängigkeit bestehen. Alle Unterschiede der Provinzen, der Stände sollten fallen, Alles sollte gleichgemacht werden. Nie wurde in den kleinen Staaten ärger revolutionirt, als damals. Ueberall die gleiche Knechtschaft der Unterthanen! Wenn wohlwollende Fürsten, wie König Max I., auch in erleuchteten Augenblicken sich für das Bessere aussprachen, so setzten die Minister doch ihren Willen durch, den ihre Beamten, um emporzukommen, mit Roheit ausführten.

Gleichheit des Druckes.

In Nord- und Mitteldeutschland ließ man sich das, wenn auch mit Ingrimm, gefallen. Nur in den Alpen war ein kleines Volk, das mit ganzer Kraft der Seele an seinem Glauben, an seinen alten Einrichtungen hing, und in der Stille hoffte, daß von der alten Dynastie, mit der es Jahrhunderte hindurch verbunden war, der Tag der Erlösung kommen werde; damit

Widerstand in Tyrol.

---

1) Chasses ces boûgres!

kommen wir an Südbayern, wie es damals genannt wurde, oder vielmehr an Tyrol, wie es seit Jahrhunderten hieß, und immerdar heißen wollte. In seinem alten Glauben, in seinem starken Willen, in seiner Fertigkeit, den Stutzen zu gebrauchen, in seiner Todesverachtung, in der Natur seines Landes fand der Tyroler die Kraft zu einem heldenmüthigen Widerstand, dessen Ruhm durch die Jahrhunderte leuchten wird.

Kaiser Franz II.

Kaiser Franz I. hatte im Frieden zu Preßburg Tyrol an Bayern abtreten müssen, zu seinem großen Schmerz; er ließ durch den damaligen Statthalter, den Grafen Brandis, den Einwohnern mittheilen: „Lag es nicht in meiner Macht, die empfindlichsten Stöße abzuwenden, so habe ich es wenigstens an meiner Vermittlung nicht fehlen lassen, die weiteren Wünsche der Tyroler zu erfüllen, nämlich, daß das Land ungetheilt bleibe und seine Einrichtungen beibehalte." — In der That lautete der achte Artikel des Preßburger Friedens, „daß der König von Bayern Tyrol auf dieselbe Weise und unter denselben Titeln, Rechten und Prärogativen besitzen sollte, wie es Kaiser Franz oder die Prinzen von Oesterreich besessen hatten, und nicht anders". So lautete der Scheidegruß des geliebten Kaisers an sein treues Volk.

König Max I.

Maximilian I., König von Bayern, ein Mann von gutem Herzen, ging auch anfangs in Behandlung der Tyroler vom richtigen Grundsatz aus, den Sinn des Preßburger Friedens treu zu erfüllen. Zu einer Abordnung der Tyroler, die ihn in München als ihren neuen Landesherrn begrüßten, sprach er die herzlichen Worte: „Liebe, brave Tyroler! kein Jota von Euren althergebrachten Einrichtungen soll geändert werden. Ihr habt einen guten Landesherrn verloren, Ihr bedauert diesen Verlust; ich schätze Euch darum und würde Euch nicht schätzen, wenn Ihr es nicht thätet. Wohl fühl ich es, ich habe einen harten Stand, mir neue Liebe und Achtung zu erwerben; aber ich werde es mir zu meiner angelegentlichsten Pflicht machen, und dann hoffe ich, es werde Euch einst auch um mich leid sein, wenn Ihr mich durch den Tod verlieret."

Gute Reformen.

Also der Anfang war glückverheißend. Bayern begann auch mit wohlthätigen Reformen. Statt des altersschwachen Guberniums, das der Volkswitz nur „das Spital" nannte, kam ein regsames Generalcommissariat unter Leitung des Grafen Arco; es theilte sich in zwei Sectionen, von denen die erste sich bloß mit staatsrechtlichen und polizeilichen, die zweite mit staatswirthschaftlichen Gegenständen beschäftigen sollte. Das Land wurde in dreißig Landgerichts- und vierundzwanzig Rentamtsbezirke eingetheilt. Die Landrichter wurden eine Mittelbehörde zwischen dem Volk und der Landesstelle und ihnen die Ausübung der Civil- und Militärgerichtsbarkeit und Polizei in vollem Umfang überlassen; alle Patrimonialgerichte wurden ihrer Aufsicht unterworfen. Eine ähnliche Stellung hatten die Rentämter gegenüber der Regierung. Justiz und Polizei wurden nun rascher gehandhabt. Die Erhebung der Gefälle war regelmäßiger und ergiebiger. Auch stand für die Tyroler ein Aufschwung der Viehzucht, des Weinbaues, der Obstzucht, des Seidenbaues in

Aussichten.

Aussicht, wenn die Zollschranken gegen Bayern einmal fallen würden und Tyrol einen größeren Markt in Bayern fände.

Allein da säete auf einmal ein Minister durch seine Verblendung und seinen flachen, antireligiösen Sinn eine Saat des Hasses aus, die blutige Früchte tragen sollte. Es war Montgelas, der seinen König und Herrn auf Irrwege führte. Er war ein Eiferer für Staatsomnipotenz und vollständige Vereinigung aller Macht im König. Eine selbständige Kirche im Staat war ihm ein Greuel. Ohnehin lebte damals die Ansicht, daß das Papstthum dem Untergang entgegengehe; eine Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt war ihm undenkbar. So hatte er in Bayern gewirthschaftet, Klöster aufgehoben, die Breven des Papstes von königlicher Genehmigung abhängig gemacht. So sollte es auch in Tyrol gehen, denn alle Unterthanen sollten nach dem gleichen Kamm geschoren werden. Zwar hatte der gute König Max versprochen, an den alten Einrichtungen Tyrols solle kein Jota geändert werden, aber sein Minister Montgelas handelte diesem Versprechen schnurgerade entgegen und griff ohne ein Verständniß für dieses eigenthümliche, an seinen alten Einrichtungen hängende, kraftreiche und in seinem Widerstand zähe Volk gerade da an, wo es am empfindlichsten war, im kirchlichen Leben.

Staatsomnipotenz.

Am 16. April 1806 kam auf einmal ein Befehl des Königs, der alle kirchlichen Zustände Tyrols, den Bestand der Domcapitel und Benefizien, die Existenz der Prälaturen und Mönchsklöster, die Oertlichkeit und Zahl der bischöflichen Sitze, die bisherige Diöcesan-Eintheilung, alle Studienanstalten *für provisorisch erklärte*. An die Ordinariate ergingen drei eingreifende Forderungen: 1. *Die Bischöfe sollten keinen Kleriker mehr zu den höheren Weihen befördern, der nicht von den Professoren zu Innsbruck vorher geprüft und gutgeheißen wäre*; 2. *die Bischöfe sollten an die gesammte Geistlichkeit ein Rundschreiben erlassen, worin dieser aufgetragen würde, allen Verordnungen der Regierung in Bezug auf Kirchenpolizei unverzüglichen Gehorsam zu leisten*; 3. *die Bischöfe sollten die Verleihung aller Pfarreien und Benefizien dem König überlassen* — also der Bischof solle in Zukunft Niemand mehr zum Priester weihen, den der Staat nicht für geeignet halte; der Staat sei hinfüro der Gesetzgeber auch in kirchlichen Dingen; Bischöfe und Kleriker seien nur Beamte, welche die Verordnungen des Staates zu vollziehen hätten. Gegen solche Anordnungen hat sich die Kirche zu allen Zeiten in der Ueberzeugung von ihrem Beruf, ihrer göttlichen Stiftung und ihrer Pflicht gesträubt, und kein Monarch hat in diesen Fragen die Kirche angegriffen, ohne sich selbst empfindlich zu schaden und zuletzt nachgeben zu müssen.

Drei Forderungen.

Die gefürstete Grafschaft Tyrol ist nach und nach zusammengekommen. In diesem Volke lebt ein tiefer Sinn für das historische Recht. In dem königlichen Erlaß waren aber viele historische Rechte, insbesondere das der Bischöfe, angegriffen. Ein Staat, der Veränderungen im kirchlichen Leben anstrebt, muß zuerst mit dem heiligen Stuhle unterhandeln. Hier waren aber auf einmal weitreichende Aenderungen einseitig befohlen. — Vielleicht wäre der Staat, wenn kein Widerstand ihm entgegentrat, dahin fortgeschritten, aus ganz Tyrol eine einzige Diöcese

Tyrol.

Drei Bischöfe.

zu machen. Damals gab es aber in Tyrol drei Fürstbischöfe, der von Chur, Trient und Brixen. Das Bisthum Chur erstreckte sich seit seiner Gründung ins Land und umfaßte den Vintschgau und im Burggrafenamt alle Berg- und Thalgemeinden, die am linken Etsch- und am rechten Passer-Ufer gelegen sind. Fürstbischof war ein Karl Freiherr von Buol-Schauenstein, ein Mann von klarem Verstand und unbeugsamer Willenskraft, ein Ehrenmann. In Trient saß ein Emmanuel Maria Graf von Thun auf dem bischöflichen Stuhl, dem Fürstbischof von Chur gleich an Gesinnung und Willenskraft. In Brixen trug Karl Franz aus dem Hause Lodron die Inful. Wie die Bischöfe, so waren auch meist die Domherren gesinnt. Die Bischöfe wiesen nun ihren Klerus an, den Befehlen der Regierung in Kirchenpolizeisachen zu gehorchen, vorausgesetzt, daß durch dieselben, wie es sich von selbst verstehe und von den religiösen Gesinnungen eines katholischen Monarchen vorausgesetzt werden könne, keine von der Kirche anerkannte Glaubenssache oder kein Kirchengesetz offenbar gefährdet werde. Zugleich wendeten sich die Bischöfe nach Rom mit der Frage, wie weit sie den Forderungen der Regierung ohne Verletzung ihrer bischöflichen Rechte nachgeben dürften? Von da kam 26. April die Mahnung, in diesem delicaten Geschäft mit der größten Vorsicht, Bescheidenheit und Festigkeit voranzugehen, in der Forderung der Universitätsprüfung nachzugeben, wenn diese nur als ehrenvolles Zeugniß für die Tauglichkeit des Jünglings verstanden werde; wenn aber behauptet werde, ohne vollendete Universitätsstudien dürften die Jünglinge vom Bischof gar nicht geweiht werden, so werde den Bischöfen ihr eigenes Gewissen zu erkennen geben, daß sie ihre Hände denen nicht auflegen dürfen, die nicht von ihnen gewählt und nicht von ihnen als tauglich erfunden seien, indem der Priester nicht durch die weltliche Macht in das Heiligthum eingedrungen, sondern durch freie, bischöfliche Wahl aufgenommen werden müsse. Ferner sei es eine neue Erscheinung, daß Verordnungen über kirchliche Polizei vom Staate ausgehen und von den Bischöfen nur vollzogen werden sollen. Es sei des hohen Charakters der Bischöfe unwürdig, daß sie politische Ordnungen vollziehen sollen, die der Kirche unwürdig und schädlich sind. Vergibt der König alle Benefizien, so ist dem Bischof jedes Recht und jedes Mittel, taugliche Priester zu befördern und verdiente zu belohnen, benommen und wird eine ganz verkehrte Ordnung in die Kirche eingeführt, wenn der Bischof seine Stellvertreter aus den Händen des Staates empfangen soll. Der heilige Stuhl werde sich immer standhaft solchen Ansprüchen widersetzen, die sich auf die Säcularisation von 1803 gründen, solche Erinnerungen dürfen sie niemals gutheißen. Der Bischof solle nach den Beschlüssen des Concils von Trient keinen Priester zur Seelsorge zulassen, der nicht von ihm tauglich und würdig befunden werde. Den Papst schmerzen die unkirchlichen Schritte des Königs, und alle Bischöfe sollen mit geziemender Ehrfurcht und Sanftmuth ihm Vorstellungen dagegen machen. —

Was Rom ermahnt.

Die Regierung zeigte sich sehr entrüstet über diesen Schritt der Bischöfe und verlangte von ihnen ein neues Rundschreiben an den Klerus, worin sie ihm die Befolgung der landesfürstlichen Verordnung ohne Vorbehalt befehlen. Der Fürstbischof von Chur wendete sich in einem eindringlichen Schreiben geradezu an den König, es wurde ihm aber als ungeziemend zurückgesandt und ihm bedeutet, daß ihn die Regierung für jeden Ungehorsam des Klerus verantwortlich mache, und daß er bei fortgesetztem Widerstand Entziehung seines Gehaltes und Entfernung von seinem Stuhl zu gewärtigen habe. Als Termin, seinen Gehorsam zu beweisen, wurden ihm vier Wochen bestimmt.

Chur.

Die Bischöfe änderten jedoch das Rundschreiben nicht. Nun sperrte 22. Juni das General-Landescommissariat dem Bischof von Chur und 13. Juli dem von Trient den Gehalt und empfahl dem Ministerium in München Gewaltschritte gegen die persönliche Freiheit der Bischöfe, es solle den Fürstbischof von Trient auf seine Präbende nach Salzburg versetzen und den Fürstbischof von Chur als Fremdling des Landes verweisen, denn er streue nur den Samen des Unkrautes aus, und den Theil seiner Diöcese in Tyrol einziehen, ihn etwa der Diöcese Augsburg, Freising oder Constanz einverleiben. Dies einzige warnende Beispiel werde dem Widerstand der Geistlichen in Tyrol ein schnelles Ende machen.

Antrag auf Zwang.

Dieser Rath war der bayrischen Regierung nicht unwillkommen, sie war damals gewaltlustig gegen die Kirche, hob auf die Klage eines schlechten Mönchs das Stift Wälisch-Michael auf, als zerrüttet in Disciplin und Oekonomie, erneuerte das Verbot des Kaisers Joseph II. für die Ordenscorporationen, sich mit auswärtigen Klöstern und Vorgesetzten in Verbindung zu setzen, bereitete die Aufhebung des Churischen Priesterhauses in Meran vor, ließ alle Kirchenschätze, namentlich die goldenen und silbernen, inventarisiren und setzte alle Stifte, Commenden und Abteien unter weltliche Administration. Die Bischöfe hatten also allen Grund, einen schweren Schlag für ihren Widerstand zu erwarten, wurden aber auf der anderen Seite von Pius VII. zur Ausdauer in der Vertheidigung der kirchlichen Rechte ermuntert, wegen ihrer Standhaftigkeit belobt, er selber vertheidige mit Mühe die Rechte der Kirche. Der Fürstbischof von Chur vereinte also die angesehensten Geistlichen seiner Diöcese in aller Stille zu Meran, um für den Fall der Gewalt die Grundsätze ihres Benehmens zu besprechen, und ernannte zum Generalvicar den Pfarrer von Meran, im Falle er selber gewaltsam entfernt werde. Alle gelobten Gehorsam und treues Zusammenhalten in Vertheidigung der bischöflichen Rechte, sie wollten sich zu schismatischen Versuchen weder gewinnen, noch schrecken lassen. Dann kam der Fürstbischof von Chur in Bozen mit dem Amtsbruder von Trient zusammen, um ein gemeinsames Vorgehen zu besprechen. Dem Trienter Bischof und seinem Domcapitel waren nämlich zur Beantwortung binnen vierundzwanzig Stunden vier Fragen vorgelegt worden: 1. Ob sie das bestehende Staatsrecht in Betreff der Beneficien-Vergebung anerkennen wollten? 2. Ob ein Bischof unter dem Vorwand, er sei verbunden die Rechte seiner Kirche zu vertheidigen, oder unter Berufung auf römisches Verbot, diesem Gesetz den Gehorsam versagen dürfe? 3. Ob das Verbot der Regierung, mit Rom ohne Wissen und Willen der Landesstelle zu verkehren, im Gewissen verbinde? 4. Ob päpstliche Bullen und Breven, ehe sie das Placetum regium erhielten, verbindlich seien? Der Bischof und vier Domherren beantworteten diese Fragen im kirchlichen Sinn; sechs Domherren beantworteten sie jedoch im Sinne der Regierung, aus Angst vor der Temporaliensperre. Zugleich lud die Regierung den Bischof zu einer Verhandlung nach Innsbruck ein und ließ, kaum er sich entfernt hatte, seine Zimmer und Schriften untersuchen; dasselbe geschah den vier Domherren, welche in einem der Regierung entgegengesetzten Sinn gehandelt: Zimmer und Papiere wurden untersucht und unter Polizeiaufsicht gestellt, der Priester Gratl aber nach St. Johann im Lenkenthal deportiert. Kaum war der Bischof am 29. September in Innsbruck eingetroffen, als den Thorwachen befohlen wurde,

Beschränkung des geistlichen Verkehrs.

Vier Fragen.

Untersuchung.

Der Bischof von Trient

ihn nicht mehr hinauszulassen. Ihm selber wurden vier Vorschläge zur Unterschrift vorgelegt: 1. Unbedingter Gehorsam gegen alle königlichen Befehle; 2. kein Recurs nach Rom und keine Verbindung mit einem anderen Ordinariate; 3. Bewilligung oder Annahme eines Terna-Vorschlages bei Besetzung der Beneficien, den entweder die Regierung dem Bischof oder der Bischof der Regierung zu machen hätte; 4. keinen Kleriker zu weihen, außer solchen, die an einer königlichen Universität die Studien absolvirt hätten. Graf Arco gab sich alle Mühe, den Bischof zur Unterschrift zu bewegen; die Antwort war immer, daß er dem Eide, durch welchen er sich zur Aufrechthaltung der Vorrechte der Kirche verpflichtet, getreu bleiben wolle. Nun kam 16. October auch der Bischof von Chur nach Innsbruck, der von Brixen entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit. Alsbald versuchte Graf Arco nochmals Vorstellungen, Bitten und Drohungen — vergebens. Die Antwort lautete immer: sie könnten sich doch gegen Gott, Kirche und Papst Nichts zu Schulden kommen lassen; sie zögen die Ruhe ihres Gewissens allem irdischen Glücke vor. Darauf theilte 23. October Graf Arco beiden Bischöfen den Befehl des Königs mit, sie binnen zweimal vierundzwanzig Stunden über die Grenze der königlichen Staaten zu schicken, welche sie ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs nicht mehr betreten dürften. Allen Polizei- und Kreisbehörden wurde der Auftrag mitgetheilt. Der Bischof von Trient wurde sofort in der Nähe von Reichenhall auf die österreichische Grenze gesetzt und der Bischof von Chur von einem Polizeicommissär durch Oberinnthal bis Martinsbruck an die Bündener Grenze gebracht. Der Bischof von Trient blieb in Salzburg, wo er am Domcapitel eine Pfründe besaß. Der Bischof von Chur machte die Reise zu Fuß durchs Engadin fort in das Kloster Münster.

und Graf Arco.

Der Bischof von Chur, fort aus dem Land!

Nun glaubte die Regierung gesiegt zu haben; sie hoffte den Bischof von Brixen schon noch auf ihre Seite zu ziehen und suchte nur zuerst noch ihren Sieg in Trient vollständig zu machen. Den Domherren ward erklärt, das Bisthum sei erledigt; sechs Domherren, welche früher im Sinne der Regierung unterschrieben hatten, wurden als Domcapitel beauftragt, einen Generalvicar zu wählen; sie wählten auch, ohne Rücksicht auf die Ungesetzlichkeit ihres Verfahrens, ihren Archidiacon, den Grafen von Spaur, zum Generalvicar, und dieser war ehrgeizig genug, Amt und Würde anzunehmen. Die fügsamen Domherren unterschrieben nun, was die Regierung wollte, die widerstrebenden wurden unter Polizeiaufsicht gestellt und ihnen die Temporalien gesperrt. Ein Hirtenbrief des neuen Generalvicars forderte den Klerus auf, sich der neuen Constituirung der Diöcese zu fügen.

Spaur Generalvicar in Trient.

Sofort suchte die Regierung auch in Meran einen Generalvicar aufzustellen. Man wandte sich zunächst an Patscheider, Pfarrer in Meran, an ihn kamen von der Post die Briefe und Packete für den Bischof, um ihn gleichsam als künftigen Bischof zu bezeichnen — aber diese Schmeichelei verfing nicht, er wies die Poststücke zurück, er unterschrieb die vier Puncte nicht. Nun versuchte man Strenge, die Briefe an den Bischof wurden abgefangen, sein Kaplan unter Polizeibegleitung über die Grenze geschafft, auf den Geistlichen gefahndet, der als Kaufmann verkleidet, die päpstliche Bulle den Pfarrern mittheilte. Der General-Landescommissär trug bei dem König darauf an, bei der helvetischen Regierung dahin zu wirken, daß der Bischof von Chur von der Grenze entfernt und irgendwo im Inneren der Schweiz unter Polizeiaufsicht gestellt werde; ferner möge die Diöcese Chur in Tyrol dem Kurfürsten von Trier als Bischof von Augsburg oder dessen Weihbischof übertragen werden. Auch solle der Bischof von

Patscheider.

Brixen aus dem Lande geschafft und gegen alle widerspenstigen Priester vorgegangen werden.

Der König genehmigte den ersten Vorschlag; 14. November wurde nicht bloß dem Bischof von Chur, sondern allen auswärtigen Bischöfen das zur Ausübung ihrer Ordinariatsgewalt in den bayerischen Landen nöthige Placetum regium entzogen. Der Bischof von Chur wurde aufgefordert, auf seinen Diöcesan-Antheil in Tyrol frei zu verzichten. Die vom König erlaubte Strenge sollte am Pfarrer Patscheider in Meran angewendet werden, da dieser sich weigerte, die königlichen Befehle in Kirchenpolizeisachen kundzumachen, er sollte unter polizeilicher Bedeckung nach Innsbruck zur Verantwortung gebracht werden. Als er nun verhaftet werden sollte, strömte eine solche Masse Bauern zu seinem Schutze zusammen und zeigte sich eine so drohende Stimmung, daß die Behörde ohne Militärgewalt Nichts zu thun wagte. Es war aber keine einzige Kanone, kein Gespann dafür da. So leichtsinnig wollte die Regierung es auf einen Bauernaufruhr ankommen lassen. Es verlautete nun von geheimen Bauernverbindungen durch das Land, die in Sterzing ihren Mittelpunkt haben sollten. Ein geschickter Untersuchungsrichter, Hofstetter, sollte hinter die Sache kommen, brachte aber aus den Bauern Nichts heraus. Unter denen, die scharf gefragt wurden, war ein Bauer Aster aus Sarnthal, Plattner aus Verdings, ein Exprofessor Malsiner in Brixen und der Sandwirth Hofer in Passeir. — Man kam dem Faden nicht auf die Spur. Indeß wurde ein Truppenpiquet in Sterzing und in Meran aufgestellt.

Strenge.

Bauernauflauf.

Karl Rudolf, der Bischof von Chur, machte indeß dem Provicar Patscheider die Anzeige, daß er seinen Bisthumsantheil in Tyrol an Augsburg nicht abtreten dürfe. „Ich kann nicht resigniren: erstens, weil die canonischen Gesetze ohne Bewilligung des Papstes es mir verbieten; zweitens, weil man mir die Resignation aus einem offenbar häretischen Princip abdringen will, dem ich auf keine Weise beitreten darf, entstehe daraus, was da wolle. Machen Sie sich also auf neue Verfolgung gefaßt. Mein Wille ist, daß Sie keinen auswärtigen Bischof oder Vicar anerkennen, den nicht ich oder Rom Ihnen vorsetzt: erklären Sie jeden für einen Eindringling und Schismatiker. Bereiten Sie mit Bescheidenheit den Klerus und das Volk auf den kommenden Sturm vor. Könnte es ohne Unruhe und mit gehöriger Ordnung geschehen, so wünschte ich, daß der gesammte Klerus in ganz Vintschgau eine ehrerbietige Bittschrift um die Freigebung der Verbindung mit dem rechtmäßigen Bischof an den König einreichte. Würden sich auch die Gemeindevorsteher an die Bittschrift anschließen, so wäre die Wirkung desto verläßlicher.“ — An die Regierung schrieb Karl Rudolf, „daß ohne Bewilligung des höchsten Kirchenoberhauptes weder er seine Diöcese ganz oder theilweise abtreten, noch ein Bischof dieselbe annehmen dürfe“. Weiter führte er an, es hieße den Bischof von Augsburg beleidigen, wenn er ihm einen Theil seiner Diöcese anböte, der von dem rechtmäßigen Besitzer aus Mangel der gesetzlichen Befugniß weder weggegeben werden kann noch will.

Schreiben des Bischofs von Chur.

Provicar Patscheider kam dem Willen und der Mahnung seines Bischofs mit Eifer nach: er forderte den Klerus auf, gegen die hereinbrechenden Bedräng-

Patscheider.

Vollmacht der Priester.

nisse sich zu rüsten, und theilte ihm die bischöflichen Verordnungen mit und die Vollmachten, die derselbe in der Bedrängniß der Kirche allen Priestern verliehen hatte: sie dürften die ihnen übertragene Gewalt an andere delegiren, auch zweimal des Tages Messe lesen, sich dabei gläserner und zinnerner Gefäße bedienen und das Opfer in Kellern, Höhlen, Wäldern und auch um Mitternacht darbringen. Mit den von der Regierung aufgedrungenen Priestern sollten sie keine Gemeinschaft haben und auch dieselbe dem Volke untersagen. Sie sollten das Volk belehren, daß es aus den Händen solcher Priester keine Sacramente empfangen, ihren Messen und Predigten nicht beiwohnen, ihnen keine Zehenten und Zinsen bezahlen, von ihnen, außer in Todesgefahr, keine geistliche Hilfe annehmen dürfe. — Die Leute sollten, wenn sie keinen treuen Priester fänden, ihre Ehen nur vor katholischen Zeugen schließen, und für die Verstorbenen, wenn sie zu Grabe getragen würden, zu Hause beten, denn alle Handlungen der von der Regierung besoldeten Priester erklärte der Bischof als ungiltig, und sie selbst an und für sich ihres Amtes für enthoben.[1])

Patscheider standhaft.

Nachdem hinlänglich Militär in Meran eingerückt war, auch mit einer Kanone, forderte die Regierung vom Provicar Patscheider, er solle jeder Verbindung mit dem Bischof entsagen und sich unbedingt dem Ordinariat von Augsburg unterwerfen, und Gleiches sollte vom ganzen Klerus geschehen. Patscheider antwortete sogleich, 5. December 1807: „Die heute mir zugefertigten Decrete kann und will ich nicht unterschreiben, weder ich, noch ein anderer Priester dieser Diöcese; das erste nicht, weil wir in Kraft göttlichen Gebotes schuldig sind, der Stimme unseres Hirten zu folgen; das zweite nicht, weil wir uns von dem Bischof von Chur so lange nicht trennen dürfen, als wir nicht nach kirchlichen Gesetzen von ihm entlassen sind."

Hofstetter.

Nun sollte der Gehorsam erzwungen werden. Als Specialcommissär für die Landgerichte Fürstenberg, Meran, Bozen, Klausen und Brixen war der bisherige Kreishauptmann von Bruneck, Theodor von Hofstetter, ernannt; derselbe, der Spaurs Hirtenbrief aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt hatte. Die Wahl war ein Fehlgriff, denn er war ein unbesonnener Hitzkopf, ein leidenschaftlicher, ausschweifender Mann und der gemeinsten Streiche fähig. Die Tyroler haben scharfe Augen und kannten den Mann durch und durch; es fehlte ihm also alle Würde und alles Ansehen, das eine solche Rolle erfordert. Am Christtag kam er Abends in Meran an, und bestellte auf den nächsten Tag um eilf Uhr die Geistlichen von Meran in das Gasthaus „Zur Post", um ihre Unterschrift für die vier Forderungen zu erlangen. Zweiundzwanzig Geistliche erschienen unter Führung Patscheiders. Die Rede des Sprudelkopfs drehte sich um die Sätze, „der König ist gnädig, aber die Geistlichen sind Schurken". Dabei vertheilte er Spaurs Hirtenbrief und drohte, den „Patscheider'schen Club" schon zu sprengen. Nur vier Geistliche unterschrieben, der erste war ein liederlicher Trientiner, den aber Hofstetter zur Nachahmung empfahl. Als bei Patscheider keine Vorstellung, keine Drohung half, ließ er ihn nach Trient bringen und dann im Kloster San Marco einsperren. Der Priester Lutz wurde in der gleichen Nacht verhaftet, nach Innsbruck gebracht und im Servitenkloster eingesperrt, dessen Prior unter persönlicher Haftung verpflichtet wurde, den Schlüssel zum Arrestantenzimmer stets bei sich zu tragen. Drei Priester wurden über die Bündnergrenze gewiesen. Andere, wie Ladurner, der spätere Geschichtschreiber, wurde nach

---

[1]) Jäger, Die Priester-Verfolgung in Tyrol. Wien 1862. S. 45—46.

Trient oder Brixen abgeführt. Dagegen wurde Gilg, einer der Vier, welche die Verordnungen unterschrieben, Rector des Gymnasiums und Pfarrverwalter in Meran. Am 7. Februar 1808 erschien ein Edict, welches den Bischof von Chur aus allen bayerischen Landen auswies; wo er sich auf bayerischem Gebiet betreten lasse, sei er als gefährlicher Volksaufwiegler einzuziehen; alle geistlichen und weltlichen Unterthanen des Königreichs, welche mit ihm eine Verbindung unterhielten, seien als Landesverräther zu behandeln.

Edict gegen den Bischof von Chur.

Wer sollte aber die Diöcese verwalten, oder welcher Bischof sie übernehmen? Der Kurfürst von Trier und Bischof von Augsburg wies sie ab. Nun bot man sie dem nächsten Bischof an, dem von Brixen, denn eine geistliche Gemeinde ohne Oberhaupt sei vielen Nachtheilen ausgesetzt. Aber schon beim ersten Anklopfen erklärte dieser Bischof fest und entschieden, daß er niemals die abgerissenen Churer Antheile übernehmen wolle, und man fand es gerathen, mit ihm sehr schonend umzugehen, um nicht durch Befehle ihn zu heftigerem Widerspruch zu reizen; aber ein Priester, Michael Fechter, dem man großen Antheil an der Haltung des Bischofs zuschrieb, wurde entfernt. Nun wandte man sich an Trient und Graf Spaur, eben zum königlichen Geheimen Rath ernannt, kam den Wünschen der Regierung entgegen und erließ alsbald einen Hirtenbrief, worin er der neu übernommenen Geistlichkeit seine Gewalt ankündigte und wurde von der Regierung dafür sehr belobt.

Wohin mit der Diöcese?

Spaur übernimmt sie.

Es galt jetzt nur, die angesehenen Pfarrer dafür zu gewinnen. Ingenuin Koch, bisher Professor der Exegese und Prokanzler der Universität in Innsbruck, wurde zum Pfarrer in Meran ernannt und sollte als landesfürstlicher und bischöflicher Commissär die Unterwerfung der Geistlichen bewirken. In einer Conferenz, 19. Juni, suchte er die Geistlichen aus Vintschgau, Meran und Passeir zu bewegen, sich dem Generalvicar von Trient zu unterwerfen, denn der Bischof von Chur sei bürgerlich todt und somit das Ordinariat von Trient berechtigt, sich der verlassenen Diöcese anzunehmen. Als Beweis für die Berechtigung citirte Koch das Capitel 16 der 24. Sitzung des Concils von Trient, die ihm, dem im Kirchenrecht wenig bewanderten, der Trienter Decan Tecini an die Hand gegeben hatte. Aber Benedict Langes bat ihn, die angeführte Stelle ganz zu lesen, und da fand es sich, daß der benachbarte Bischof nur bei einer Sedisvacanz durch den physischen Tod des Diöcesan-Bischofs und dann erst, wenn das Capitel seine Pflichten vernachlässige, zum Einschreiten ermächtigt war; bei Chur war aber weder das Eine, noch das Andere der Fall. Koch war betroffen; die Versammelten machten ihm eindringliche Vorstellungen über die Rolle, die er spiele. Als ihm der Bischof von Chur schrieb, wie er es wagen könne, in einer fremden Diöcese, ohne Bewilligung des Bischofs, pfarrliche Functionen auszuüben? — so fing Koch an zu weinen, machte dem Generalvicariat in Trient bittere Vorwürfe, man habe ihn betrogen, um Ehre und guten Namen gebracht, und legte seine Stelle nieder. Die Geistlichen aber, die er zur Conferenz eingeladen hatte, erklärten mündlich und schriftlich, daß sie, so lange sie von Chur nicht entlassen und im Einverständniß mit Rom einem anderen Ordinariate zugewiesen seien, die Treue ihrem Bischof weder brechen könnten noch wollten.

Koch, Pfarrer in Meran.

Der Klerus bleibt fest.

Gewaltthaten

Die Regierung hatte also ihren Zweck nicht erreicht bei den Bischöfen, nicht bei den Priestern. Am 26. Juni gebot sie den letzteren Unterwerfung unter Trient bei Strafe des Landesverraths. Vergebens! Nun wurden die Kapuzinerklöster von Meran, Schlanders und Mals umringt, die Mönche auf Wagen geladen und in verschiedene Orte zur Haft gebracht, das Stift Marienberg wurde aufgehoben. Manche retteten sich durch die Flucht vor Haft. Fremde Priester kamen an die erledigten Stellen. Da zeigte aber das Volk seine Anhänglichkeit: wenn ein unberechtigter Priester in die Kirche kam, so liefen die Leute davon; wenn er einen Kranken besuchen wollte, so fand er die Thüre versperrt. Niemand wollte ihn hegen oder pflegen. Die Bauern begruben selber die Todten. Die Regierung suchte vergebens mit Militärmacht die Bauern in die Kirche zu treiben. Gewaltthätigkeit ist von kurzer Dauer, man kann auf Bajonnetten nicht schlafen. So konnte es nicht fortgehen. Die Regierung mußte von der Gewalt ablassen und sich mit Rom verständigen, was sie gleich von Anfang hätte thun sollen. Was hatte sie erreicht durch Gewalt gegen arme Priester? Nichts! — wohl aber hatte sie das anfänglich schöne Verhältniß zum Tyroler Volk zerstört, das Volk mißtrauisch und zu einem Aufstand geneigt gemacht. Der Aufstand, der noch aus anderen Gründen hervorging, war aber deshalb so erbittert, weil die Verletzung religiöser Gefühle die Stimmung verschärfte.

ohne Nutzen.

Präliminarvergleich.

Bayern unterhandelte also mit Rom, welches vorläufig dem Zerwürfniß dadurch ein Ende machte, daß der abgerissene Churer Antheil durch päpstliche Entschließung vom 7. September 1808 an das Bisthum Brixen übertragen wurde.

Zur Störung in den kirchlichen Angelegenheiten kamen noch viele andere Dinge, welche die Tyroler in tiefster Seele erbitterten; es sind folgende:

Wie Montgelas regiert?

Montgelas regierte, wie wenn er die Tyroler zum Aufstand zu reizen von Anfang an beabsichtigt hätte. Namentlich in der Meraner Gegend war man durch sein Vorgehen in Sachen der Religion gereizt.[1]) Stampfer, der Geschichtschreiber von Meran, sagt:[2]) „In der Meraner Gegend oder im Burggrafenamt blühte damals ein wohlhabender, freiheitsliebender, religiös-kirchlicher Bauernstand. Alte Sitte und zarter Rechtssinn galten mehr als geschriebene Rechtsbücher. Ein kräftiger Communalgeist hatte seit den ältesten Zeiten in den Gemeinden dieser Gegend seine patriarchalische Form bis auf

[1]) Welchen Nutzen hatte die Regierung davon, daß sie das Glockenläuten beschränkte, daß sie das Sterbeläuten und das Scheidungsläuten verbot? Daß sie alle Rosenkränze, die Pfingsttag- und Rorateämter, die letzten Andachten in der Charwoche, alle Kreuzgänge und Processionen, außer am Marcustag, an den Bittagen und am Frohnleichnamstage, daß sie das Kreuztragen bei Processionen, daß sie den nächtlichen Gottesdienst in der Weihnacht untersagte?

[2]) Geschichte von Meran, der alten Hauptstadt des Landes Tyrol, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, von Cölestin Stampfer, Benedictiner des Stiftes Marienberg, Professor am Gymnasium zu Meran. Innsbruck 1889.

diese Zeit rein erhalten. Die Dorfmeister und Anwälte hielten mit ihrem großen Ansehen Zucht und Ordnung in den Gemeinden nach den ererbten Satzungen aufrecht. Jahrhunderte hindurch lebte der wahrhaft freie Bauer nach ächt germanischem Wesen glücklich, dem Landesfürsten, dem Beschützer der altererbten und verbrieften Freiheiten, mit vollster Hingebung zugethan. In diesem glücklichen Wohlbehagen lebte der freie Bauernstand, bis unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. die moderne Staatsmaschine an das altehrwürdige historische Volksleben angelegt wurde. Die politischen und religiösen Reformen brachten das Volk dieser Gegend aus der eingelebten glücklichen Ruhe und erregten eine bedenkliche Gährung; doch war die österreichische Regierung so klug, daß sie, wenn auch das Wesen der alten Freiheit verschwand, wenigstens den Schein desselben zurückließ. Anders kam es unter der bayerischen Regierung, die mit zur Schau getragenen Absichtlichkeit Alles, was dem Volk lieb, theuer und heilig war, auf die verletzendste Weise zu vertilgen suchte. Mit dem Wesen wurde auch der Schein der alten Landesverfassung als veraltetes Möbel beseitigt.

„Der geschichtliche Name Tyrols hatte den neuen Kreisbenennungen zu weichen. Das National-Heiligthum, die alte Landesburg Tyrol, wurde um 2200 Gulden verkauft; statt der historischen Landesmiliz wurde die verhaßte Rekrutirung eingeführt; das bisherige Gemeindewesen wurde vollkommen vernichtet, indem die unbedeutendsten Geschäfte von königlichen Beamten geregelt und verwaltet wurden, und dazu verletzten noch schlecht gewählte Beamten durch ihren bureaukratischen Amtsstolz — und alles dies geschah im Namen Seiner königlichen Majestät. Alle diese gesuchten Verletzungen des alten Tyrolerthums empfand das Volk des Burggrafenamtes mit dem bittersten Gefühle, und wandte seine sehnsüchtigen Blicke nach dem alten, geliebten Herrscherhause der Habsburger. Keine Maßregelung erbitterte so sehr das katholische Volk, als die Vergewaltigung der katholischen Kirche und die Verfolgung des treuen katholischen Klerus und brachte die Regierung in den verdienten Ruf der Kirchenfeindlichkeit, was die innersten Gefühle des Volkes anfachte und dasselbe zu den verzweifeltsten Mitteln trieb. Die edelsten Männer des Bauernstandes waren entschlossen, die unerträglichen Verhältnisse auf gewaltsame Weise zu lösen. Gerade im Burggrafenamt hatte der Druck der katholischen Kirche und die Verfolgung der treuen Priester die ausgeprägteste Form erlangt, aber auch der Ingrimm gegen die bayerische Regierung den Höhepunkt erreicht, und darum wurde das Burggrafenamt der Mittelpunkt der Erhebung des Jahres 1809."

Das Haupt der Unzufriedenen, und zwar insbesondere aus religiösen Gründen, war der Sandwirth in Passeir, Andreas Hofer.

Andreas Hofer.

Andreas Hofer hat einen unsterblichen Namen in der Geschichte dieser Zeit, und ist heute noch der Liebling seines Volkes — und doch war er kein

Feldherr, kein Staatsmann von besonderer Begabung, er stammte nicht aus vornehmer Familie, er ragte nicht hervor durch besondere Bildung, er hat nur den einfachsten Schulunterricht genossen, er konnte nicht einmal orthographisch schreiben. Was ihn auszeichnete, war die Harmonie seines Wesens, Verstand und Phantasie hielten sich das Gleichgewicht, reeller und idealer Sinn, Weltverstand und Begeisterung für Gott, Vaterland und für seinen Kaiser. Sein Kopf war klar, sein Herz war weit und rein. Wer mit ihm umging, wurde für ihn eingenommen. So wurde er der Anführer im Befreiungskrieg von 1809, der Statthalter in Innsbruck, ohne daß sein Aufsteigen Neid erregte, oder ihm Haß zugezogen hätte: er war der Anführer, wie ihn die Tyroler wollten, tapfer im Kampf, kühn in Unternehmungen und doch fürsichtig, bescheiden in der hohen Stellung, einfach überall, er trieb immer muthig voran, war menschlich im Sieg, unverzagt im Unglück, und bestand den Tod unverzagt und in der festen Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache, vom endlichen Siege seines Vaterlandes, in das sein Kaiser wieder einziehen werde.

Charakter.

Andreas Hofer ist der einfache Sohn des Sandwirthes im Passerthal, das jüngste von vier Kindern, von denen drei Mädchen waren, geboren 22. November 1766. Wenn man von Meran, dem alten Castrum mayense im Land der Venoster, über den Jaufen nach Sterzing will, kommt man vier Stunden nördlich von Meran an das einfache Wirthshaus zum Sand, links vom Wege braust die Passer in raschem Lauf hinab. Hier wurde 1766 der Anderl geboren, in St. Leonhard getauft, und in der Schule daselbst lernte er folgsam und fleißig lesen, schreiben und rechnen, und die Grundlehren der Religion. Die Luft ist rein, das Klima gesund und kräftigend, die Umgebung macht auf das Gemüth den Eindruck einfacher Großartigkeit.[1]) Das Thal Passeir zählt ungefähr fünfhundert Familien, der Fremde, der es bereist, staunt über die Menge kräftiger, hoher Männergestalten und erinnert sich vielleicht, daß nach dem Heldenkampf am Vesuv die Reste der Gothen nach Rhätien zogen, und daß Meran im Mittelalter Amelungenland genannt wurde. In den Kämpfen gegen die französische Revolution 1795, 1799 bis 1805 spielten die Passeirer eine hervorragende Rolle.[2]) Ein flüchtiger Benedictiner aus dem Elsaß predigte in St. Martin von den Gräueln der Revolution, und daß nur im Glauben die Rettung sei, auf daß sie nicht auch das Land Tyrol verwüste. Als 1796 die Franzosen von Italien her dem Lande nahten, rückten die Landesschützen, wie wir früher sahen,[3]) an die bedrohte Grenze und besetzten die Passeirer den Tonalpaß. Als 1797 General Joubert bis Bozen kam, stritten 2000 Passeirer gegen ihn und erstürmten die feste Stellung der Franzosen auf den Höhen von Jenesien. Indeß erhoben

Passeirer.

---

[1]) „Wenn der Schnee in den Bergen schmilzt, gleicht die Passer einer Riesenschlange, die pfeilschnell mit den größten Felsenstücken durch das Thal schießt, mit einem Getöse, das dem Rollen des Donners gleicht und besonders bei Nacht schrecklich ist.“ Beda Weber, Das Thal Passeir, S. 56.

[2]) Beda Weber schildert die Passeirer also: „Sie sind vorherrschend deutschen Blutes. Das erkennt man schon beim Anblick dieser herrlichen Gestalten. Die Männer sind fast durchweg schlank aufgeschossene Muster plastischer Schönheit, mit einer Leichtigkeit der Form und Bewegung, die unwillkürlich an den Eindruck erinnert, den man beim Anblick schlanker Säulen in einer gothischen Kirche empfindet. Ihr Gesicht ist länglich, ihre Augen blau, seltener braun, ihre Locken blond und kraus, so fein wie Seide. Ihre Züge sind edel, bei Knaben so fein, daß man versucht wird zu glauben, sie seien nicht in der kräftigen Bergluft, sondern hinter Glasfenstern im Treibhaus gewachsen, blässer wie Seide.“

[3]) Vgl. Bd. IX, 1. Hälfte, S. 446—448.

sich auch die Nordtyroler und stritten mit Heldenmuth auf den Höhen von Spinges. P. Cölestin Stampfer sagt in seiner Lebensbeschreibung Hofers [1]) mit Recht, die Tyroler hätten damals Thaten vollbracht, welche an die Heldenzeiten des classischen Alterthums und an die großen Kämpfe der alten Schweizer erinnerten.[2]) „Auf den Höhen von Spinges lag Georg Falschlunger von Arams mit eilf Bajonnettstichen in der Brust neben sieben erschlagenen Franzosen. Der Schmied von Volders, Hauptmann Anton Reinisch, wüthete mit seiner zweischneidigen Sense unter den Feinden, gleich einer geborstenen Granate, eilf Bajonnettstiche streckten ihn zu Boden; aber um ihn her lagen fünfzehn niedergemähte Feinde. Peter Haider von Oberperfus tödtete sechs Franzosen, und als er sich hierauf von fünf anderen umringt sah, streckte er den einen mit dem Stutzen, den zweiten mit der Pistole, den dritten mit einem Säbelhieb nieder, und sank dann selbst von einer Kugel und mehreren Säbelhieben am Kopfe getroffen, scheintodt zu Boden." — So waren die Tyroler jener Zeit, an Entschlossenheit gegen die Revolution die Passeirer allen voran. Unter diesen Zeitströmungen wuchs Hofer zum Mann heran. In Wälschland hatte er sich einige Zeit mit Handel beschäftigt, und in der Volksmundart mit den Italienern zu verkehren gelernt. Im Jahre, da die französische Revolution ausbrach, hatte er das Sandwirthshaus übernommen und sich mit einem braven Mädchen aus dem weitverzweigten Geschlechte der Laburner vermählt, das ihm still und bescheiden seinen Haushalt führte und mit Zärtlichkeit an ihm hing. Von seinem Vater hatte Hofer 3000 Gulden geerbt, von den 12.000, um die das Wirthshaus veranschlagt war, blieb er 9000 Gulden seinen Geschwistern schuldig. Seine Frau brachte nur eine kleine Mitgift ins Haus. Also waren Hofers Vermögensverhältnisse nicht glänzend, er mußte sich rühren: er trieb Handel mit Rossen, mit Kühen, mußte darum häufig das Land bereisen, handelte aber immer ehrlich, gewann allgemein das Vertrauen. Oefter verführte er Wein mit Saumrossen, 1796 hielt er deren sechzehn. Reich wurde er doch nicht, denn er war zu edelmüthig, zu freigebig. Arme Studenten bewirthete er immer unentgeltlich; wenn er einem auf der Reise begegnete, warf er ihm in der Regel einen Thaler hin; wenn er im Roblen den Sieg erlangte, lud er seinen Gegner meist zu Gast. Seine Stärke war allgemein bekannt, auch sein edler Charakter, seine schöne, kräftige Gestalt machte Eindruck, seine milde und witzige Rede gewann die Herzen.[3]) Sein Ansehen stieg mit jedem

Heldenthaten.

Der Sandwirth.

[1]) Stampfer, l. c. S. 15—16.

[2]) Sandwirth Andreas Hofer. Freiburg im Br. S. 15.

[3]) Beda Weber schildert ihn nach den Berichten von Zeitgenossen: „Seine äußere Gestalt gewann ihm das Herz der Menschen und eine gewisse Treuherzigkeit öffnete ihm die Gedanken selbst solcher, die sich auf ihre Gewandtheit und Verschlossenheit viel zu gut thaten. Er war ein schöner Mann, nur wenig über die gewöhnliche mittlere Länge hinaus, im besten Ebenmaß zu seinen Formen, die breiter ausgingen, als es sonst in Passeir der Fall ist, mit mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles, rundes Gesicht, breite Nase, lebhafte braune Augen, schwärzliche Haare, und trug in Folge einer Wette seit dem Eintritt der bayrischen Herrschaft im Jahre 1805 einen langen, schwarzen Bart, der ihm viel Ehrwürdigkeit verlieh. Sein Gang war gemessen und würdevoll, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Freude und Heiterkeit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch und einnehmend. Er kleidete sich nach der Tracht seines Heimatthales. Eine grüne Jacke, ein rother Brustfleck, ein schwarzer Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, schaflederne schwarze Hosen, ein schwarzer Seidenflor um den Hemdkragen, ein schwarzer, breitkrämpiger Hut, auf der Seite aufgestülpt, mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, mit Blumen und Wildfedern geziert, blaue Strümpfe und weit aufgeschnittene Schuhe waren im späteren Alter seine Kleidungsstücke." Beda Weber, Das Thal Passeir. Innsbruck 1852, S. 326.

Jahre. 1790 wurde er als Sprecher des Thales Passeir in den Landtag gesandt. Dort wurden damals die kirchlichen und staatlichen Reformen des Kaisers Joseph mit Erbitterung besprochen und verurtheilt, was einen nicht minder tiefen Eindruck auf Hofer machte, als die Predigten des Kapuziners Gregor in der Kirche zu St. Martin, Hofer wurde der entschiedenste Feind der Neuerungen und der wärmste Vertheidiger der alten freien Verfassung des Landes. Er nahm Antheil an den Kämpfen gegen die Franzosen 1793, 1795, 1799 und 1805, ohne aber eine hervorragende Rolle zu spielen. Doch fand der Erzherzog Johann am kernigen Wesen des Sandwirthes Wohlgefallen. Als der Erzherzog nach Wien abberufen wurde und am 3. August 1805 von den Tyrolern Abschied nahm und ihnen für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit dankte, und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen aussprach, begleitete Hofer als Deputierter von Passeir den geliebten Prinzen bis Bruneck, und vergaß nie die Versicherung, der Erzherzog rechne sicher darauf, daß er einst wieder zu seinen treuen Tyrolern zurückkehren könne.

Erzherzog Johann.

Klein-Tyrol in Wien.

Manche Tyroler 'zogen mit dem Erzherzog und bildeten in Wien ein Klein-Tyrol, das mit der Heimath in der innigsten Verbindung blieb und insgeheim Nachrichten sandte, wie es mit den Rüstungen Oesterreichs vorangehe, und aus der Heimath Berichte erhielt, wie der Haß gegen die Bayern steige und mit ihr die Sehnsucht nach Befreiung.

Der Haß steigt.

In der That stieg der Haß in Tyrol, den die Regierung, ohne es zu ahnen und zu wollen, durch ungeschickte Maßregeln nährte. Der Haß wuchs an Umfang und Tiefe. Gute Maßregeln, welche die Bayern trafen, konnten nur langsam ihre Früchte tragen, während andere gerade im Anfang schwer auf dem Volke lasteten, so daß zum Beispiel die dem Durchfuhrhandel günstige Mautordnung auf einmal aufgehoben, daß die Bankozettel und die Kupfermünzen herabgesetzt wurden, daß die frommen Stiftungen und das Vermögen der Gemeinden in die Obhut der Regierung genommen und von vielkostenden bayerischen Beamten verwaltet wurden, daß die nach dem älteren Geldwerth abgeschlossenen Käufe laut den Ziffern in dem Schuldbriefe in gutem Metallgeld getilgt werden sollten, daß der wirkliche Besitz des Adels durch Urkunden bewiesen werden sollte, daß die Ehen Unbemittelter erleichtert wurden, daß der Stempel, von welchem sich die Tyroler von Oesterreich um eine große Summe losgekauft hatten, wieder eingeführt wurde, daß die Steuern ohne Rücksprache mit den Ständen erhöht, daß Summen aus den Stiftungen nach München abgeführt wurden.

Conscription.

Manche Familie wurde hart geschädigt. Am meisten ärgerte die Einführung der Conscription. Die jungen Leute, die aus den Betten geholt und unter bayerische Regimenter gesteckt wurden, rissen aus, im Gefühl, sie dürften nicht gegen ihren Kaiser kämpfen, sobald sie Gelegenheit fanden, flüchteten in die Berge ihrer Heimath und bildeten fliegende Banden, die ihre Anführer wählten, sich gegen Executionstruppen wehrten und von den Bauern unterstützt wurden. Bei Axams kam es auf dem Kirchhof zu einem Gefecht, in welchem 19 Bayern verwundet und 28 gefangen wurden. Das waren sehr ernste Anzeichen von feindseliger Gesinnung im Lande, welche aber die Regierung in München unterschätzte oder über die sie schlecht berichtet war. Daß die Bauern ihr Land nicht Südbayern, sondern Tyrol genannt wissen, daß sie die „Kaiserbirnen“ nicht „Königsbirnen“ nennen wollten, daß sie über die Umwandlung der zweiköpfigen Kaiseradler in den einköpfigen auf Wirthshausschildern sich ärgerten, sind dagegen kleine Dinge.

Je stärker der Haß gegen die Bayern wurde, um so reger wurde der briefliche Verkehr mit den Tyrolern in Wien. Je mehr die Kriegspartei in Wien Boden gewann, umsomehr fühlte man die Bedeutung Tyrols, nicht bloß wegen der Treue seiner tapfern Männer, sondern auch weil das Land von Süden und Westen Oesterreich deckte. Da das Briefgeheimniß nicht sicher war, so wurde in diesen Briefen von einer Heirath gesprochen, von der nöthigen Ausstattung der Braut, von der baldigen Vermählung. Unter der Braut war das Land Tyrol gemeint, unter dem Bräutigam der Erzherzog Johann, der die geliebte Braut aus mißlicher Lage befreien und heimführen sollte. Da schrieb 22. December 1808 Anton Steger, Büchsenspanner Seiner Majestät, an den Kaffeesieder Nessing in Bozen, der Bräutigam habe sich endlich entschlossen, seine Braut abzuholen, und lade den Vater der Braut sammt seinen lieben Brüdern im Etschland, auch die im Innthal ein, nebst dem Bärtigen (Hofer), auf des Bräutigams Kosten so schnell als möglich nach Wien zu kommen. — Das wollte sagen: der Krieg ist beschlossen, die angesehensten Männer der Bewegung sollten zur Abrede nach Wien reisen.

Tyrol für Oesterreich.

Einladung an Vertrauensmänner.

Am 16. Januar 1809 traf das Reisegeld ein und reisten drei Männer nach Wien ab, Andreas Hofer, Peter Hueber, Gastwirth zu Bruneck, und Franz Anton Nessing, letzterer über Triest. In Wien besuchten sie zuerst den Büchsenspanner Steger, der sie zur Audienz beim Erzherzog Johann einführte, welcher bereits zum Oberbefehlshaber der Armee für Italien und Tyrol bestimmt war, und sie mit Muth und Hoffnung auf die Wiedervereinigung Tyrols mit Oesterreich erfüllte, und sie zur nöthigen Vereinbarung über die Art und Weise und die Mittel der Befreiung an Hormayr, den Intendanten des achten Armeecorps verwies. Die nöthigen Zusammenkünfte wurden nur in nächtlichen Stunden gehalten. Wie vorsichtig der Minister Stadion war, ja den Argusaugen des französischen Gesandten keinen Anlaß zu geben, ersieht man daraus, daß er eines Abends Hormayr schnell kommen ließ, und ihm vorwarf: „Sie halten nicht Ihr Wort, Ihre Tyroler sollten ja versteckt bleiben, und mir nicht Andréossy auf den Hals hetzen, und sie laufen überall herum!" — „Eure Excellenz, es ist nicht wahr; kein Tyroler bricht sein Wort!" — „Wie können Sie das sagen? Ihr Bartmann, der Sandwirth, sitzt drüben im Kärntnerthor-Theater und zieht Aller Augen auf sich." — Hormayr eilte ins Theater und bewog den Billeteur, den Sandwirth, der im Parterre saß, im Zwischen-Acte herauszurufen und ihm ins Ohr zu sagen, der Landsmann mit dem Wein und den Pferden sei gekommen, und müsse ihn auf der Stelle sprechen; weiter wisse er Nichts. Ungern folgte Hofer. Draußen zog ihn Hormayr auf die Seite und warf ihm vor: „Aber Anderl, Du hast mir ja in die Hand versprochen, Dich sorgfältig verborgen zu halten, und läuffst jetzt in Deinem Anzug daher, um die Operntriller zu hören?" — „Ich habe Nichts versprochen, als mich niemals bei Tag irgendwo sehen zu lassen, und jetzt ist es schon zwischen vier und fünf Uhr stockrabenfinster!" — Ungeduldig nahm ihn Hormayr durch Regen und Schneegestöber zum Nachtessen mit nach Haus.[1]) So schwer begriff das Naturkind das Netz von Spionage, vor dem sich die Regierung in Wien hüten mußte.

Erzherzog Johann.

Hormayr.

Stadion.

[1]) Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809, Bd. I, S. 209. Leipzig 1845.

Plan der Erhebung. Die Abgeordneten waren nie beim Kaiser Franz, nur einmal beim Erzherzog Johann, aber des öfteren Abends bei Hormayr. Hier wurde der Plan der Erhebung verabredet,[1]) die am 9. Februar beginnen sollte, aber dann auf den 12. März und nach ihrer Abreise wieder auf den 9. April verschoben wurde. Diese Vertagung des Ausbruches des Krieges war eine große Gefahr für seinen Erfolg. Jede schriftliche Mittheilung davon wurde untersagt, nur heimliche Nachrichten sollten durch lauter Geprüfte mündlich von Gericht zu Gericht und von Dorf zu Dorf gehen, die Kirchen und Wirthshäuser sollten gelegenheitliche und unaufsichtliche Verständniß- und Sammelpunkte sein. — Ein Vehmgericht solle über Aussagen aus Furcht, Eigennutz oder wegen Drohung wachen; es hat sich übrigens kein Verräther aus dem ganzen Bauernstand gefunden. Da Tyrol ohne hinreichende Truppen und Magazine sei und der Feind den Hauptschlag an der Donau führen wolle, so sollten die zuverlässigen Wirthe Mundvorräthe, Wein, auch Pulver und Blei in kleinen Vorräthen bei sich aufhäufen und Credite erhalten auf Salzburg, Klagenfurt und Triest. Hofer und Nessing sollten jeder 120 Ducaten mitnehmen, um durch die miteinverstandenen Wirthe viele kleine Sonntagsschießen geben zu können. — Rüstung. Jellacic werde auf der Salzburger Straße am bestimmten Tage gegen Innsbruck vorrücken und Chasteler durchs Pusterthal gegen den Brenner. Alles, was aus Italien gegen Deutschland ziehe, müsse auf beiden Seiten vom Volk der Berge beschossen und Nichts den Brenner hinunter durchgelassen werden. Die Flüchtung der Kassen nach Bayern oder über Vorarlberg in die Schweiz müsse verhindert werden. Die Flußanwohner müssen um jeden Preis die Zerstörung der Wege, der Stege und der Brücken verhindern, damit die Oesterreicher um so ungehinderter und schneller zu Hilfe kommen können, sich aber ebenso mit Werkzeugen und Mannschaften bereithalten, wenn die Oesterreicher auf den rechten Punkten angekommen sind, auf den ersten Wink im Rücken des verfolgten Feindes alle Brücken und Stege abzuwerfen, die Straßen abzugraben, an geeigneten Stellen mit Holzrissen und Steingerölle zu versehen. Wie die Oesterreicher über die Grenze sind, lodern die alten Kreidefeuer auf den bestimmten Signalpunkten mit einbrechender Nacht und des anderen Morgens werden Massen von Blut, Mehl und Kohlen in die landeinwärts und landauswärts fließenden Wasser gegossen zum Zeichen, daß jetzt Alles auf sein soll. Dann wurden noch Aussichten auf Unterstützung mit Geld und Waffen durch englische Agenten in der Schweiz, auf Malta und in Genua mitgetheilt und der Plan einer Ueberwältigung der Festung Kufstein besprochen. Ihr Ueberfall sollte dem Anfang des Aufstandes einen gewissen Glanz verleihen. Schlangenklugheit und Verschwiegenheit wurden nochmals anempfohlen.

Rückkehr nach Tyrol. In gehobener und entschlossener Stimmung verließen die drei Vertrauensmänner die Hauptstadt des Reiches, jeder übernahm einen Theil der Aufgabe.

Hofer. Hofer ging über Salzburg, wo er Patrioten aus dem Pinzgau, Brixen und Zillerthal traf und in das Geheimniß des Bundes einweihte. In St. Johann besprach er sich mit Jakob Sieberer, Wirth zu Langkampfen, in Kirchdorf mit Rupert Wintersteller, mit Anton Oppacher, Wirth am Jochberg; im Innthal knüpfte er alte Bekanntschaft mit Wirthen wieder an, denen er Einfluß auf das Volk zutraute. Anton Aspacher von

[1]) Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809, Bd. I, S. 190 ff.

Achenthal war ein feuriger Patriot, Ignaz Straub, Kronenwirth zu Hall, entwickelte eine kluge und feurige Thätigkeit. Joseph Speckbacher, „der Mann am Rinn", wurde gewonnen; Elias Domanig, der Wirth am Schönberg, Johann Etschmann, der Wirth in der Schupfen — sie hatten das obere Innthal und das Leechthal zu bearbeiten. Sein Wirthshaus erreichte dann Hofer, ohne einen Verdacht erregt zu haben, und verbreitete seine Pläne im Passerthal, im Vintschgau, und ins Nons- und Sulzthal.

Lauter Wirthe.

Lauter Wirthe waren die Häupter dieser Verbindung, keiner beging Verrath, jeder warb eifrig und mit Erfolg, keiner beging einen thörichten Mißgriff.

Peter Hueber.

Peter Hueber, der zweite unter den Dreien, mit denen Hormayr den Plan der Erhebung vereinbarte, durchreiste und gewann das Pusterthal. Gegen Nessing, der über Triest nach Bozen zurückkehrte, wurde Verdacht rege und erging eine Vorladung vom Landesgericht. Seine Freunde warnten ihn rechtzeitig, er floh in die Berge, wohin ihm flinke Jägerburschen sieben Wachen hindurch Speisen brachten.

Nessing.

Vertraute des Erzherzogs Johann.

In Wien bekam man über das Wachsen der Bewegung immer genaue Nachricht. Zwei Adjutanten, die der Erzherzog Johann aussandte, Bianchi und Martin Teimer, bestätigten ihre Richtigkeit. Martin Teimer war bei den früheren Kämpfen gegen die Franzosen ein gefeierter Schützenhauptmann, dann floh er und ward Tabaksverleger in Klagenfurt. Unter dem Vorwand, seine Heimath, das Vintschgau, zu besuchen, bereiste er jetzt das Pusterthal und besprach sich überall mit den Männern des Vertrauens. Plötzlich sollte er verhaftet werden. Da führte ihn aber Johann Stecher, der Wirth von Mals, in der Nacht bei fürchterlichem Unwetter nach Pfunds, dort sorgte der Richter Michael Senn für seine Sicherheit, daß er nach Oesterreich entkam und dem Erzherzog Johann melden konnte, Tyrol sei schlagfertig und erwarte sehnlich den Tag, da es losgehe.

Martin Teimer.

Feurig, wie heimliche Liebe, glühte die Neigung zum alten Kaiserhaus. Die bayerische Regiernng war wie blind, sie bemerkte Nichts von all dem, was unter ihren Augen vorging, entweder voll Zuversicht auf ihre Waffenmacht und ihren Schutzherrn, den Kaiser Napoleon, oder weil ihre Vertrauensmänner in Tyrol das Volk als ohnmächtig dargestellt hatten. —

Dalmatien.

Während Tyrol, das durch den Frieden von Preßburg an Bayern kam, für Oesterreich glühte, blieb Dalmatien, das durch denselben Frieden an Frankreich gekommen war, durch die Geschicklichkeit eines französischen Generals eine offene Wunde für Oesterreich.

Marmont.

Napoleons Marschälle saugten die Gebiete, in welchen sie in Deutschland hausten, gründlich aus; nur einer wurde ein Wohlthäter des Landes,

in dem er waltete, nämlich Marmont, seit 14. Juli 1807 Gewalthaber in Dalmatien, als Obergeneral der dort stehenden Armee.

Marmonts Wißbegier, baut Straßen.

Marmont hatte in seiner Jugend sich eine tüchtige Schulbildung erworben, und benützte auch die Muße, wo ihm solche ward, zu weiterer Fortbildung, so hatte er noch hier einen Cours in der Physik und Chemie durchgemacht. Nun hatte er zuerst eine Armee von 7000 bis 8000 Mann zusammenzubringen, um für den Fall eines Krieges gerüstet zu sein. Aber der Ausbruch des Krieges verzögerte sich. Da kam er auf den guten Gedanken, von Knin bis Ragusa Straßen zu bauen, „ein allerdings riesiges Werk, das jedoch andere nach ihm vollenden würden, wenn er nicht Zeit haben sollte, es zu Ende zu bringen". Der Gedanke war schön, die Ausführung hatte aber ihre großen Schwierigkeiten. Die Römer hatten in den Ländern, die sie besetzt hielten, Straßen gebaut, sie schwebten ihm in ihrer Größe als Muster vor. Seine Soldaten durfte jedoch Marmont nicht unzufrieden machen; aber er wußte sie für seinen Plan zu gewinnen, daß sie als Aufseher ihm dabei halfen. Die Bauern mußten also arbeiten, das war jedoch eine schwere Sache. „Man kennt die Armuth und Faulheit der Morlacken", sagt er nun.[1] „Wenn ich ihnen diese Verpflichtung zu arbeiten auferlegte, that ich ihnen nichts Böses; vor der Ernte fehlten dem größten Theile der Bewohner die Lebensmittel; rief man sie zur Arbeit auf, so mußte man ihnen zu leben geben. Das hieß also ihre Lage verbessern, da überdies die Arbeit eine Gewohnheitssache ist, so findet man endlich Geschmack an ihr und sie wird dem Menschen, der daran gewöhnt ist, zur Nothwendigkeit. Bauern, welche einige Jahre hindurch für den Staat gearbeitet haben, finden es bald sehr viel süßer, für sich selbst zu arbeiten, um ihr Loos zu verbessern. Es ist dies eine Erziehung, die sie verleitet, besser zu werden. Ich ließ nun in der ganzen Provinz eine Zählung der arbeitsfähigen Männer vornehmen. Hierunter wurden alle, gleichviel aus welcher Klasse, ohne Ausnahme begriffen. Jedermann hatte die Erlaubniß, einen Ersatzmann zu stellen; auf diese Weise erlangte man von den Reichen nur Geld. Es fand sich eine Gesammtheit von 12.000 arbeitstüchtigen Männern. Ich theilte sie in zwei Haufen. Die eine Hälfte löste die andere bei der Arbeit alle vierzehn Tage ab. Die den Gemeinden, welche die Arbeiter lieferten, so nahe als möglich gelegten Werkstätten, befanden sich trotzdem oft ein oder zwei Tagmärsche weit entfernt. Die Straße wurde in ihrer ganzen Ausdehnung zu bauen begonnen. Am Ankunftstage der Arbeiter gab ein Ingenieur denen einer jeden Gemeinde ein tüchtiges Stück Arbeit für vierzehn Tage. Sappeurs, wie ein Officier und Unterofficiere, die als Bauaufseher dienten, leiteten die Arbeit. Jedermann erhielt einen Commislaib oder zwei Rationen täglich, das heißt mehr Brot, als je ein Dalmatiner zu Hause gegessen. War ihre Aufgabe vollendet, so kehrten sie wieder heim; waren sie aber nach Verlauf von vierzehn Tagen noch nicht fertig, so blieben sie trotz der Ankunft ihrer Kameraden noch da. Aber auch, wenn sie vor der festgesetzten Zeit fertig waren, verließen sie die Werkstätten, bevor die vierzehn Tage verflossen waren, nahmen jedoch das ganze Brot für die beiden Wochen mit fort, gleichsam als Prämie zur Aufmunterung, und als Belohnung ihres Eifers. Dies genügte, denn die Thätigkeit war so groß, daß die Werkstätten stets einen bis drei Tage lang einsam und verlassen waren. Die so gewonnenen drei Tage Zeit, machten ihnen ein außerordentliches, nicht zu beschreibendes Vergnügen."

Wie er die Bauern gewinnt.

---

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten. Buch 10.

Entlang des Meeres baute Marmont nicht, denn die Engländer beherrschten die See und hätten durch Landungen die Märsche der Soldaten und die Sicherheit des Verkehrs überhaupt stören können. „Da man nicht Herr des Meeres war, so rieth schon der militärische Verstand die Errichtung der Straßen im Innern. Die Straße wurde vollständig über die Narenta ausgeführt, während man von Ragusa über Stagno hinaus vorrückte. Als wir 1809 gegen Oesterreich ins Feld rücken mußten, war die Straße bis Ragusa beendet." Marmont machte dabei die gute Bemerkung: „Wenn eine aufgeklärte Regierung arme und verwilderte Bauern besitzt, muß sie sich beeilen, große Arbeiten, die von öffentlichem Nutzen sind, mittelst Frohnden ausführen zu lassen. Sie beschleunigt auf diese Weise den Zeitpunkt ihrer Civilisation und ihres Reichthums, ohne die Bauern auch nur einen Augenblick auszusaugen, denn in diesem Falle hat die Zeit, die man ihnen raubt, gar keinen Werth für sie. Später wird dies ganz anders. Der Staat wäre nicht reich genug, sie zu bezahlen, und die nützlichsten Arbeiten würden liegen bleiben. Indessen kommt ein Augenblick, wo Privatpersonen die Ausführung als Speculation übernehmen, da die Vortheile, welche die Gesellschaft daraus zieht, die Kosten weit überwiegen. Das geschieht, weil das Land reich geworden ist, und durch den Wechsel der Zeiten und die Entfaltung der Industrie eine große Blüthe erreicht hat. Die Erzeugung des Reichthums wird zunächst einzig und allein durch die Leichtigkeit des Verkehrs begünstigt. Das Gute, welches durch diese Arbeiten in Dalmatien geschaffen wurde, wird von der Zukunft schon gewürdigt werden; um Barbaren zu civilisiren, muß man sie zusammenbringen und ihre Beziehungen untereinander vervielfältigen. Die Straßen dienen wunderbar dazu, und sind die besten Mittel, ein Volk heranzubilden. Die Einwohner, die sich anfangs gegen diese Arbeiten sträubten, würden sie abgelehnt haben, wenn sie gekonnt hätten. Als sie aber beendigt waren, sahen sie den Nutzen derselben ein und baten mich um die Ermächtigung, aus ihren eigenen Mitteln weitere Straßen zu bauen. Ich gab ihnen diese Erlaubniß sehr gern. Der Kaiser von Oesterreich, der diese Provinz im Jahre 1817 besuchte, besah sie mit Verwunderung; er sagte nämlich zum Fürsten von Metternich, der mir seine eigenen Worte wiederholte: „Es ist recht fatal, daß der Marschall Marmont nicht zwei oder drei Jahre länger in Dalmatien geblieben ist." Marmont sagte darauf mit Stolz: „Wahrlich, die Römer haben nichts Schöneres, Schwierigeres und Bewunderungswürdigeres gemacht; das Andenken an die Arbeiten der römischen Armeen und meine eigene Erfahrung haben mich auf den Gedanken gebracht, daß ihre berühmten Arbeiten wie die letztgenannte Straße ausgeführt worden sind. Die römischen Soldaten haben nicht selbst Alles, was man ihnen zuschreibt, gemacht; sie ließen die Einwohner der Ortschaften, in denen sie stationirt waren, arbeiten, wie wir es mit den Dalmatinern thaten; sie waren nur bei den Kunstwerken thätig und überwachten die Arbeit. Wenn man die geringe Anzahl von Soldaten, aus welchen die römischen Armeen bestanden, und den Umfang der Straßen, die man ihnen zuschreibt, bedenkt, so ist das Obige die einzige, vernünftige Erklärung.""

Gute Art zu civilisiren.

Große Arbeiten.

Werth der Straßen.

Kaiser Franz I.

Leistung der Römer.

Marmont kommt bei der Schilderung von der Großartigkeit des Palastes Diocletians zu Spalato zu einer würdigen Betrachtung: „Was sind wir Moderne neben einer ähnlichen Größe? Nur ein Gedanke tröstet uns: die jetzige, sociale Existenz beruht mehr auf den Interessen der Menschheit! Wenn wir die Alten auch nicht in Riesenbauten übertreffen, so stehen sie doch weit unter uns in der Entdeckung der Geheimnisse der Natur, in den Künsten und Wissenschaften, welche

Spalato.

Einfluß auf das Wohlsein der Menschen im Allgemeinen haben. Unsere moralischen Lehrsätze, eine Wohlthat des Christenthums, sind schöner, ohne im geringsten die Thatkraft der Menschen in dem zu schwächen, was sie Nützliches und Lobenswerthes haben kann; diese erhabene Religion hat unsere Sitten gemildert und die Sache der Humanität und des Unglücks vertheidigt."

Christenthum.

Ragusa.

Vom Januar 1808 an verweilte Marmont in Ragusa. Es war eine kleine Republik unter dem Schutze der Türken, denen sie einen doppelten Streifen Landes abtraten, um von Dalmatien und den Mündungen der Cattaro getrennt zu werden und mit den Venetianern in keine Berührung zu kommen. Diese Republik hatte ungefähr 35.000 Seelen; an der Spitze stand eine Adelskörperschaft, deren Alterthum das der ältesten Häuser Europas weit übersteigt. Mehrere Familien können mit vollem Recht ihren Ursprung bis zum achten Jahrhundert nachweisen, ihre Vorfahren waren Zeitgenossen Karls des Großen, und seit diesen Zeiten her waren sie reich und mächtig; man begreift den Stolz dieser Aristokratie. Ein Großer Rath, zu dem alle Adeligen vom einundzwanzigsten Jahre an gehörten, hatte über Alles die Entscheidung. Zehn Personen aus diesem Rathe bildeten mit dem Rector die Regierung. Der Rector wohnte im Palast, genoß alle Ehren des Oberhauptes, war aber nur einen Monat lang Rector. Während dieses Monates durfte er am Tage seinen Palast nicht verlassen, außer bei feierlichen Processionen, wo er mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt war. Dieses Völklein hatte 257 Schiffe, die Eigenthümer gingen aber nicht zur See, sondern betrieben den Handel und die Fahrt durch ihre Untergebenen. Die Landbewohner, die an die Scholle gebunden waren, hingen von den Edelleuten ab, denen die Dörfer gehörten. „Nie sah man ein glücklicheres Land, blühend durch einen lobenswerthen Gewerbfleiß, durch weise Sparsamkeit und durch einen geordneten Wohlstand. Jedermann besaß sein eigenes Land, und Niemand war gezwungen bei einem Andern zu wohnen; das Haus selbst war klein aber reinlich und mit passenden Möbeln aus Frankreich oder England geschmückt. Jede Familie besaß auch ein Landhaus, einige reiche Familien besaßen deren zwei oder drei. Das Land war klein, aber wunderbar bebaut; nicht ein Zoll des Bodens war vernachlässigt. Die Sitten waren überaus sanft bei allen Klassen, bei den glücklichen und arbeitsamen Bauern, bei den Bürgern, welche viel gereist waren, und bei denen es Wohlstand gab, wie bei den Edelleuten, die gewöhnlich in Siena oder Bologna studirt hatten, und feine Sitten und so viele Kenntnisse in die Heimath brachten. Die Gewohnheit einer höheren Stellung gab ihnen einen feinen Ton, die Frauen konnten mit den vornehmsten Damen von Mailand oder Bologna verglichen werden. Gelehrte, wie Boskovic und der Abbé Zamagna, waren der Schmuck und die Zierde dieser Stadt. Das eigentliche Land der Ragusaner war das Meer, ihre Schiffe fuhren bis zu den Antillen und nach Ostindien." — Soviel von Ragusa.

Rath.

Rector.

Handel.

Adel und Bürger.

Franciscaner.

Interessant ist, was Marmont von dem Einfluß der Franciscaner in Dalmatien bemerkt: „Diese sehr aufgeklärten Mönche, die in allen Beziehungen unendlich höher stehen, als die übrige Geistlichkeit, wohnten in elf Klöstern. Von Nächstenliebe beseelt, eifrig in der Ausübung ihrer Pflichten, versehen sie eine große Anzahl von Pfarreien. Nichts war nützlicher, als sie zu gewinnen; denn sie zu Freunden zu haben, hieß der Regierung die ganze moralische Kraft geben, die ihnen gehörte. Für Eroberer besteht die Kunst ohne Tyrannei zu regieren darin, zu entdecken, worin die Kraft in einem Lande ist, und sie für sich zu gewinnen. Die Kraft läßt sich wohl nach Belieben übertragen, sie existirt, weil sie

existirt; sie geht aus einer Hand in die andere, je nach den Jahrhunderten, nach der Art der Vertheilung des Reichthums und der Aufklärung. Ich machte also den Franciscanern den Hof und fand meine Rechnung dabei." Männer von Geist und Muth zeichneten sich unter ihnen aus, und dabei führt er einen Pater in Zeng an, der gerade predigte, während ein Erdbeben in der Kirche vernehmbar wurde. Alles stand eiligst auf und wollte fliehen; mit Donnerstimme rief ihnen aber der Prediger zu: „Gottlose, die Ihr seid, Ihr zittert und befindet Euch doch im Hause Gottes!" Jeder setzte sich nieder und der Prediger fuhr fort in seiner Rede. Ein ähnlicher Zug fehlt den Reden Bossuets. — Marmont ließ bald darauf diesen Prediger zum Provinzial des Ordens ernennen. Der Orden aber wählte Marmont zum Protector, und beide standen sich gut dabei.[1]) —

Oesterreich zum Krieg entschlossen.

Oesterreich rüstete mit allem Ernst zum Krieg; der Gedanke, daß nur im Aufgebot aller Kräfte das Heil sei, durchdrang das ganze Volk. In der Hofburg lebte noch das Gefühl von der Würde des Kaiserthums, in der Armee und im Adel noch kriegerisches Selbstgefühl, in den Bauern und Handwerkern glühte die Erinnerung an den Uebermuth der Feinde und die Zuversicht, daß nur in einer neuen Erhebung Sicherheit sei — gegen Raub und Vergewaltigung.

Unter den Staatsmännern, die scharf die Verhältnisse ins Auge faßten, richtige Schlüsse daraus zogen und den Muth hatten, der Regierung die Wahrheit zu sagen, ragte am meisten der Gesandte in Paris, Graf Metternich, hervor. Seine Berichte an den Minister Stadion[2]) zeugen von seiner Meisterschaft. Er trieb zu schleuniger Rüstung, zu baldigem Losschlagen: man dürfe sich ja nicht überraschen lassen, sonst sei Oesterreich verloren; je rascher man den Krieg anfange, umsomehr habe man Sicherheit zu siegen. Kein anderer Diplomat zog Schlüsse, die richtiger waren: aus dem verlegenen Läugnen des Ministers Champagny, daß in Erfurt etwas Wichtiges verabredet sei, schloß er mit Sicherheit, daß ein Bund zwischen Frankreich und Rußland gegen Oesterreich unterzeichnet worden sei. Keiner durchschaute die Gebrechen in Napoleons Stellung so scharf, wie Metternich: bis zum spanischen Krieg sei er der Vater der Nation gewesen, jetzt sei er nur noch der General seiner Armee.[3]) Es sei falsch, daß der spanische Krieg zu Ende sei, er sei aussichtslos, denn er sei nicht bloß ein politischer, sondern ein religiöser und nationaler Krieg, und fessele einen Theil von Napoleons Heeresmacht noch lange. Ganz gewiß habe das französische Volk genug des Siegesruhms, die Nachrichten von gewonnenen Schlachten erfreuten nicht mehr, wie früher; man frage, wann diese steten Kriege einmal ein Ende nehmen würden; der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen seien die wahren Grenzen Frankreichs, alle anderen Gebiete, die man bisher erobert, würden wieder verloren gehen. Napoleon

Metternich treibt zu rüsten.

[1]) Ueber den Straßenbau in Dalmatien und Marmonts Thätigkeit dafür, existirt eine sehr anziehende Brochüre von Dr. Peez: „Marschall Marmont in Dalmatien".

[2]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Wien 1884. II. Band, von Seite 240 an.

[3]) Il n'est plus le père de ses peuples, il est le chef de son armée.

habe zwar bisher immer gesiegt, was solle aber werden, wenn eine Kanonenkugel oder der Dolch eines Fanatikers seinem Leben ein Ende mache? Die politisch scharfblickendsten Männer, die Napoleon bisher in seinem Dienst verwendet und groß gemacht habe,[1]) hätten innerlich schon mit seinem Regierungssystem gebrochen und faßten schon Pläne, was nach seinem Tode zu geschehen habe, und seien überzeugt, daß sein Reich wegen seiner maßlosen Eroberungssucht keinen langen Bestand habe. Er denke an nichts, als an Eroberung, während eines Krieges denke er schon an den zukünftigen, 1805 habe er schon den Plan zum Kriege von 1806 und 1807 gefaßt und 1807 schon den Plan zur Eroberung Spaniens entworfen, und jetzt sei er aus Spanien zurückgeeilt, um Oesterreich zu bezwingen. Mit ihm gebe es keinen Bund, keine Freundschaft, ihm gegenüber keine Neutralität, nur Unterwerfung und Knechtschaft; das sehen jetzt auch die ein, die ihn früher bewunderten, weil sein Stern unbezwingbar schien. Dreizehn Jahre habe Oesterreich gegen Frankreich den Krieg geführt; man konnte nie an der Tapferkeit seiner Soldaten zweifeln, wohl aber an der richtigen Verwendung der Kräfte. Nach 1805 und nach dem Frieden von Preßburg war aber das letzte Bollwerk der Freiheit Europas untergraben und es hieß,[2]) Oesterreich kann nur in der innigsten Freundschaft mit Frankreich, oder in genauester Neutralität sein Heil suchen. — Die Falschheit dieser Ansicht ist nun erwiesen. Napoleon will einen Krieg mit Oesterreich in allem Ernst. Nur auf der Macht der Waffen beruht die Freiheit; für Dienste hat er keinen Dank; was hat nicht Spanien ihm geleistet und wie hat er ihm gelohnt! — seine Dynastie gefangen genommen, das Land zu Frankreich geschlagen und der Verheerung preisgegeben! Dieses Schicksal des treuesten Bundesgenossen beweist der ganzen Welt, daß es für jede Macht unmöglich ist, durch seine Freundschaft fortzubestehen, wenn sie dem Kaiser einmal im Weg steht.[3]) Man muß auf sich selber sich verlassen, und Oesterreich mag daraus lernen, daß es nicht einen Augenblick verlieren darf, um die erlittenen Schäden auszubessern und vollkommen gerüstet dem Feinde gegenüberzustehen. Die Vorsehung hat jeder Macht, die nur erobert, ihre Grenzen angewiesen; Spanien war berufen, Europa zu retten, versäumte jedoch den günstigen Augenblick und blutet jetzt aus tausend Wunden. Ein Theil des Kerns seiner Armee ist jedoch durch den Krieg an Spanien gebunden, es ist daher für Oesterreich möglich zu siegen, trotz des Genies des Eroberers, trotz der vielen Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen. Ein erster Sieg — und Hunderttausende von solchen, die ihn hassen, schließen sich uns an; darum ja nicht zaudern!

Warnen vor Napoleon.

Das ist der Sinn der Berichte und Mahnungen Metternichs an den Minister Stadion, er macht auf jeden Vorfall aufmerksam, der seine Ansicht bestätigen kann. Während Napoleon sonst gern seiner Erbitterung in Audienzen an einzelne Gesandte nachgab, bewies er dem österreichischen Gesandten, nach seiner eilfertigen Rückkehr aus Spanien, kalte Höflichkeit; Metternich bezeichnete dies als die Ruhe vor dem Sturm. Dagegen berichtet er, was er durch Aussagen von Vertrauten über Napoleons eigentliche Gesinnungen hatte erfahren können. So habe Napoleon zum russischen Gesandten Rumanzow vertraulich geäußert: „Es scheint, als ob die Fluthen des Lethe und nicht die Donau bei Wien flössen, und als ob man dort alle Lehren der Erfahrung vergessen habe. Oesterreich

Napoleon und Rumanzow.

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Bd. II, S. 249.
[2]) Ibid. II, p. 247.
[3]) Ibid. II, p. 248.

braucht neue Lehren und soll sie haben; diesmal aber in schrecklicher Weise, dafür stehe ich Ihnen. Ich will den Krieg nicht, ich habe kein Interesse dabei und ganz Europa ist Zeuge, daß all meine Anstrengungen, all meine Aufmerksamkeit auf das von England gewählte Schlachtfeld, auf Spanien, gerichtet waren. Oesterreich, das schon 1805 die Engländer gerettet, als ich eben den Canal überschreiten wollte, Oesterreich rettete sie noch einmal, indem es mich in dem Augenblick aufhielt, wo ich sie bis Corunna zu verfolgen mich anschickte: es soll diese neue Ablenkung theuer bezahlen. Es stellt entweder augenblicklich die Rüstungen ein, oder es wird einen Vernichtungskrieg zu bestehen haben. Entwaffnet es so, dass mir durchaus kein Zweifel über seine künftigen Absichten bleiben, so will ich selbst das Schwert in die Scheide stecken; denn ich habe nur Lust, es gegen Spanien und gegen die Engländer zu ziehen; wo nicht, so soll der Entscheidungskampf sofort beginnen und dann wird England auf dem Festland keinen Verbündeten mehr haben" — das heißt Oesterreich wird vernichtet sein.

Vorwand zum Krieg.

Metternich hebt immer hervor, daß Oesterreich allein dem Eroberer noch im Wege stehe, daß er aber noch nicht vollkommen gerüstet sei, daß er darum auf Postwagen das Garderegiment aus Spanien kommen lasse, daß die Regierungsblätter Oesterreich mit Beschimpfungen überschütten, um in Frankreich Stimmung gegen dasselbe zu machen, daß, wenn er noch zögere, er Oesterreich nur sichermachen und seine Thatkraft lähmen wolle, daß man ihm darum zuvorkommen müsse. — In Erfurt war der Bund zwischen Napoleon und Alexander geschlossen worden, daß, wenn Oesterreich muthwillig angreife, Alexander dem Kaiser Franz den Krieg erklären und 150.000 Mann gegen Oesterreich führen wolle. Nun galt es Napoleon, den russischen Minister Rumanzow zu gewinnen, der von Erfurt aus nach Paris gezogen war, um hier die gemeinsamen Unterhandlungen mit England zu führen. Diese Unterhandlungen mit England sind bekanntlich gescheitert, dennoch blieb Rumanzow in Paris, im Glauben, er könne für Rußland und für den Frieden Europas wohlthuend wirken, obschon sein Kaiser ihn oft mahnte, bald zurückzukehren, und obschon Fürst Kurakin als eigentlicher Gesandter Rußlands in Paris schon eingetroffen war. Rumanzow war kein politisches Talent, er war leicht zu bethören und aus ihm hat Metternich, mit dem er viel verkehrte, manche wichtige Nachricht herausgelockt. Lange war der russische Minister gar nicht klar über Napoleons Absichten, auf dessen Befehl er vom Hof mit Artigkeiten überschüttet wurde. Napoleon führte ihn selber in die Gobelin-, Porzellan- und Waffenfabriken, und wenn dem Russen etwas gefiel, so erhielt er es zum Geschenk. Rumanzow hatte große Freude an schönen Büchern, und man schenkte ihm eine ganze Bibliothek. Weil er das Ohr seines Herrn hatte, und bald nach Petersburg zurückkehren mußte, so bearbeitete ihn Napoleon gelegentlich eines glänzenden Balles bei Hortense, zu dem von den Diplomaten nur noch Kurakin und Wolkonski eingeladen waren, ganz besonders und vertraute ihm, indem er ihn in ein Nebenzimmer zog, folgende Worte: „Wenn Ihr Kaiser in Erfurt meinen Rath befolgt hätte, so wären wir jetzt nicht da, wo wir sind; statt einfacher Mahnungen, hätten wir ernstliche Drohungen ergehen lassen sollen — und Oesterreich wäre entwaffnet worden. Aber wir haben geschwatzt, statt zu handeln, und jetzt können wir leicht Krieg haben: ich, wegen dessen, was ich in Spanien noch vollenden will, Sie, wegen dessen, was Sie in Finnland beendigen und in der Türkei beginnen wollen. Jedenfalls zähle ich auf das Wort Ihres Herrn. Er hat versprochen, eine Armee mir zur Verfügung zu stellen, falls das Wiener Cabinet der angreifende Theil wäre. Jetzt mag er sein Versprechen er-

Rumanzow.

Kurakin.

Was Napoleon von Alexander I. erwartet.

füllen; den Krieg in Finnland lebendiger führen, mit dieser kleinen Macht, die ihn im Schach hält, bald ein Ende machen; eine genügende Macht an der Donau aufstellen, um alle gegen die Türken gespielten Ränke der Engländer und der Oesterreicher zu vereiteln; endlich eine imposante Armee an der oberen Weichsel in Bereitschaft halten, um den Oesterreichern begreiflich zu machen, daß das Spiel mit uns ernsthaft ist. Was mich anlangt, so will ich an der Donau und an dem Po 300.000 Franzosen und 100.000 Deutsche aufstellen; ihr Erscheinen wird wahrscheinlich Oesterreich nöthigen, uns in Frieden zu lassen, was mir Ihret- und meinetwegen lieb wäre, denn in diesem Fall bekämen Sie die Moldau und Walachei fast ohne Schwertstreich und ich könnte, ohne neuen Aufwand, die Unterwerfung der Halbinsel vollenden. Genügten diese Demonstrationen nicht, müßte man Gewalt anwenden, nun gut! dann werden wir für alle Zukunft den Widerstand zermalmen, der sich unseren gemeinsamen Plänen entgegenstellt. Darum einen Bund für den Frieden, wie für den Krieg; einen aufrichtigen und thatsächlichen Bund, den hab' ich versprochen, der ist mir versprochen worden, den erwarte ich." —

Stadion. Geistesverwandt mit Metternich war der damalige Minister des Aeußern, Johann Philipp Karl Graf Stadion, geboren 1763, 1804 Gesandter in Petersburg, wo er die sogenannte dritte Coalition gegen Frankreich abschloß, seit 1805 österreichischer Minister. Mit ihm kam ein neuer Sinn in die österreichische Regierung; man erkennt ihn in der Rede bei Eröffnung des ungarischen Reichstages im April 1807: „Es ist fester Entschluß des Monarchen, die im Innern entstandenen Uebel vom Grund aus zu heben: die herrlichen Geistesanlagen, welche den verschiedenen Nationen eigen sind, sollen durch eine bessere Erziehung, durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten, durch größere Preßfreiheit, durch ungehinderte Benützung der Culturschätze des Auslands freier entwickelt und bereichert werden. Das schlummernde oder unterdrückte Talent wird man aufmuntern, das schüchterne Verdienst hervorziehen!"[1] — Krieg gegen Napoleon ist die Seele seiner Staatsverwaltung, Rüstung zum Kampf sein steter Gedanke, denn er war überzeugt, daß der korsische Emporkömmling Oesterreich zertrümmern wolle, sobald die Umstände ihm günstig würden. Darum suchte er alle Kräfte des Reiches zu entwickeln, damit es am Tag der Entscheidung mit Ehren bestehe. Mit ihm ging der Geist des Volkes und der Dynastie.

Napoleons Machthöhe. Seit dem Vertrag von Tilsit entschied Napoleon über Europa, denn der Kaiser Alexander I. war durch ihn befangen, die Fürsten des Rheinbundes waren fügsame Vasallen, Italien war seine Beute, Spanien sein Diener. Mit andern Worten, Europa lag zu seinen Füßen, Oesterreich blutete aus tausend Wunden, es war auf den letzten Grad der Schwäche herabgesetzt; mit Mühe wahrte es seine Selbständigkeit. Stadions Gedanke war: „Lieber mit Ehren fallen, als dienen wie ein Knecht. Nur Festigkeit und Beharrlichkeit kann Oesterreich retten; wenigstens können wir uns schmeicheln, daß starke Vorkehrungen zu

[1]) Egger, Geschichte Tyrols von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit. Innsbruck 1880. III. Bd., S. 531—532.

unserer Vertheidigung unser Schicksal nicht verschlimmern, sondern wahrscheinlich einigermaßen verbessern; aber verhehlen dürfen wir uns nicht, daß wir jetzt jeden Tag uns in der Nothwendigkeit sehen können, alles aufs Spiel setzen zu müssen, und uns die Gefahr nahe bevorsteht, auf die eine oder andere Weise unsere Existenz zu verlieren." [1])

Stutterheim bei Napoleon.

Höflichkeit war nöthig in Unterhandlungen, wie Kraft in der Rede und in der That; Oesterreich sandte darum nach Tilsit Stutterheim. Alexander I. wagte nicht einmal ihn zu empfangen; Napoleon aber empfing ihn aufs freundlichste und erwiderte auf seine Bemerkung, er sei leider zu spät gekommen zu der Vermittlung: „Die Angelegenheit ist erledigt und der deutsche Kaiser muß entzückt sein, daß einem Kriege ein Ende gemacht ist, der an seinen Grenzen geführt wurde und ihm manche Beunruhigung bereitete; ich bin ihm persönlich verpflichtet, meine Lage war in manchen Momenten eine heiklige und es wäre gefährlich für mich gewesen, eine Armee, wie die österreichische, auf dem Hals zu haben." — Dann fragte der Sieger noch stolz: „Wie steht es mit euren Finanzen?" — „Gut," sagte Stutterheim, „die Ungarn sind geneigt, Opfer zu bringen"; — wozu Napoleon bemerkte: „Das Papiergeld macht die Revolutionen, zerstört den Geist der Armeen; ich habe dem Kaiser Franz, bei meiner Zusammenkunft mit ihm, gerathen, das Uebel an der Wurzel zu packen, nach einem solchen Krieg kann man Alles thun!" [2]) — Dann versicherte Napoleon noch, er werde Braunau zurückgeben; über die Grenze des Isonzo könne man sich verständigen.

Baron Vincent.

In ähnlichem Sinne sprach Napoleon in Dresden zu Baron Vincent, der ihn an eine andere Clausel des Friedens zu Preßburg erinnerte, nämlich an die Entschädigung der Erzherzoge: „Es paßt uns nicht, Oesterreich Gebiete in Deutschland zuzuwenden. Dies hätte sich regeln lassen, wenn man in Wien zur rechten Zeit mein Allianz-Anerbieten angenommen hätte." Als Vincent fragte, ob in Tilsit über die Türkei entschieden worden sei, antwortete Napoleon, er wolle nur den Frieden mit der Pforte vermitteln; sein Wunsch und seine Neigung trieben ihn zur Theilung der Türkei, aber sein Verstand rathe ihm davon ab. — Vincent entgegnete: „Wir haben kein Interesse daran, die Auflösung dieses gebrechlichen Körpers zu beschleunigen!" — „Ihr versteht keine Partei zu ergreifen", entgegnete Napoleon; „ihr seid anständigere Leute, als die Russen, und schon aus Europäismus hätte ich gewünscht, mich euch zu nähern; aber ihr habt es nicht gewollt. Man begegnet in Wien den Franzosen mit Vorurtheilen, die zur Zeit der Revolution am Platz waren; es gibt daselbst eine englische und eine russische Partei, die von der Regierung gehätschelt wird. Wenn Kaiser Franz sich Frankreich annähern will, so wird er die Wege dazu schon finden; es wäre dies selbst eine finanzielle Speculation — da ein Steigen österreichischer Staatspapiere unbedingt die Folge wäre. Uebrigens ist unsere Rechnung beglichen; ich habe keine Ursache, mit Oesterreich zu zanken." [3])

Türkei. — Wiens Parteien.

Strittige Fragen.

Man sieht aus diesem Wort den Stolz des Herrn von Europa. Eine sichere Antwort über den Vertrag zu Tilsit gab indeß Napoleon nicht. Uebrigens wußten die Engländer schon davon, und wenn es zur Theilung der Türkei kam, durfte Oesterreich nicht auf die Seite geschoben werden,

---

[1]) Adolf Beer, Zehn Jahre österreichische Politik, 1801—1810.
[2]) Ibid. p. 293.
[3]) Ibid. p. 295.

Theilung der Türkei. sonst bekam es Franzosen oder Russen zu Nachbarn. Wenn es zu einer vollständigen Theilung kam, mußten französische Heere durch Oesterreich ziehen. Frankreich verlangte aber eine günstige Grenze am Isonzo, dann Anerkennung der neugeschaffenen Könige von Holland, Westfalen und Neapel. Stadion meinte, daß diese Anerkennung nicht ertheilt werden könne, so lange die betreffenden Könige nicht Herren ihrer Hauptstadt seien. Eine dritte Forderung war: Oesterreich solle den Frieden zwischen Frankreich und England vermitteln. Also lauter Dienstleistungen, sonst wurde mit dem Bruch gedroht und mit dem Säbel gerasselt. Nun kam die Frage: welche Provinzen sollte Oesterreich erhalten, wenn die Türkei getheilt würde? Stadion meinte, Oesterreich müsse Provinzen haben, die seiner Lage angemessen seien, die Walachei, das türkische Kroatien, Bosnien, Serbien und Bulgarien bis zur Mündung des Ister ins Meer. — Die Meinung des Kaisers Franz war: Kaiser Franz I. „Vor Allem müsse man auf jede nur mögliche Art dahinstreben, das türkische Reich als den besten Nachbar zu erhalten; sei es jedoch nicht mehr möglich, ohne die Monarchie der Gefahr des Untergangs auszusetzen, sich ruhig zu verhalten und an der Vernichtung der Pforte keinen Antheil zu nehmen, so mag dieser Antheil auf eine die österreichische Monarchie schonende und die Sicherheit und Erhaltung derselben bürgende Art angenommen werden.“ So Erzherzog Karl. der Kaiser! — Mit besonderer Vorliebe nahm sich der Erzherzog Karl der Sache an, er wäre gern Führer in diesem Krieg geworden: nach Osten habe Oesterreich eine Zukunft. Als 1806 die Russen in die Moldau einrückten, beantragte er einen raschen Zug zur Eroberung Belgrads, wurde aber vom Kaiser und von Stadion überstimmt — und so zerfiel sein Plan.[1])

Eindruck der Nachrichten aus Bayonne. Indeß kam die Nachricht von den Verhandlungen in Bayonne und von der Gefangennahme der spanischen Dynastie nach Wien, und machte einen niederschmetternden Eindruck: so werde er es mit den Habsburgern machen, wie jetzt mit den Bourbonen, hieß es. Der Kaiser fragte den Minister, ob überhaupt noch die Verhandlungen über die Pforte fortzusetzen seien? Er sträubte sich gegen jede Verbindung mit dem Emporkömmling.[2])

Stadion schrieb: den Hof von Madrid treffe das Loos der Vernichtung, obwohl er sich nach der Revolution, der erste von allen europäischen Höfen, an Frankreich eng angeschlossen, und seit vierzehn Jahren ein ununterbrochenes Beispiel der Ergebung in die Pläne und Absichten des französischen Machthabers geliefert habe, und das französische Cabinet schon seit geraumer Zeit Spanien als einen integrirenden Theil seines politischen Staatskörpers ansehen konnte. Man könne die Beweggründe des Verfahrens nur im Hasse Napoleons gegen alle älteren Dynastien, in seinem Eroberungsgeist und seinem Willen suchen, überall von ihm ernannte Könige hinzusetzen. Die spanische Dynastie habe gefehlt, daß sie nicht zur rechten Zeit Maßregeln

---

1) Beer, l. c. S. 303—307.
2) Ibid., p. 308.

der Rettung gegen den Gewalthaber ergriff. Der Minister finde keinen Grund, warum Napoleon nicht das gleiche gegen Habsburg unternehmen sollte, zur Erweiterung seiner Macht. Er kennt zu gut den Umfang, den Werth, den wahren Reichthum, die vielen Hilfsquellen des Landes, durch welches er auch seine Heere führen müsse, wenn er den Orient erobern wolle. Mit Spaniens Schicksal warne die Vorsehung Oesterreich: man müsse sich schnell rüsten, so lang die französische Macht in Spanien beschäftigt sei, und die Verhandlungen über die Theilung der Türkei könnten als Deckmantel dienen für die Rüstungen gegen Frankreich. — Auch der Erzherzog Karl meinte, es könne keine Frage mehr sein, was Napoleon wolle, „er will Alles!“ Aber mit fünfundzwanzig Millionen Menschen, die ihrem Herrscher treu sind und Kraft und Mittel zur Selbsterhaltung haben, sei noch Rettung möglich, wenn die schlummernden Kräfte geweckt, vereinigt und angewendet würden. Doch wünschte der Erzherzog nur einen Krieg der Vertheidigung, während Stadion einen großartigen Angriff plante: ganz Deutschland müsse zur Hilfe aufgerufen werden, überall sei Napoleon verhaßt.[1])

Erzherzog Karl.

Unter dem Eindruck der Nachrichten aus Spanien wurde Kaiser Franz am 12. Mai 1808 bewogen, die Landmiliz anzuordnen: alle zum Kriegsdienst Verpflichteten und Brauchbaren sollten vorgemerkt, nach Bezirken in Reserve-Abtheilungen zusammengestellt und jährlich einige Wochen in den Waffen geübt werden, um seinerzeit zur Ergänzung des Abganges in die Regimenter einzurücken. Die Landwehr solle den vaterländischen Boden vertheidigen; in jeder Provinz solle ein Erzherzog mit dem politischen Chef die Ausführung bewirken und überwachen. Mit Begeisterung wurde der Entschluß des Kaisers von den Völkern aufgenommen; dem Rufe des geliebten Kaisers folgsam, rüstete das Volk an allen Orten, ganz Oesterreich schien 1808 ein großes Kriegslager zu sein. In den Schlössern wie in den Hütten lebte die Ueberzeugung, daß die Zustände unerträglich seien, daß aber der Kampf geführt werden müsse, würdig der großen Sache, mit dem Aufwande aller Kraft. Auf 300.000 Mann gedachte man die Angriffsarmee zu bringen, auf 200.000 Mann die Landwehr. Man war entschlossen, um jeden Preis den Kampf zu führen, wenn man auch alleinstehe. Aus Preußen aber ertönten Stimmen, daß man brüderlich aushalten wolle im Kampf gegen den Tyrannen. Damit kommen wir wieder an die Zustände und Stimmungen in Norddeutschland. —

Landwehr.

Preußen.

Oesterreich sucht Bundesgenossen. Zustände in Preußen.

In Preußen war große Gährung in den Geistern; der Druck der französischen Herrschaft hatte unsäglichen Haß gegen Napoleon erweckt. Die besten Köpfe beschäftigten sich mit Plänen, wie man wieder zur Selbständigkeit gelangen könne. Die muthigsten Herzen schlugen voll Entzücken bei jeder Nachricht von Rüstungen in Oesterreich, gegen welches ein echter Preuße

[1]) Beer, l. c. S. 310—311.

bisher immer verschlossen gewesen war. Damals ging das alte Preußenthum zu Grab.

Altpreußenthum. Der Turnvater Jahn bezeichnet die Stimmung mit Recht in den merkwürdigen Worten über den Ursprung des Turnens:[1]) „Bald nach Friedrichs des Großen Tode kam eine Zeit, wo Deutschland an sich und der ganzen Welt irre wurde, und sich dann der Verzweiflung hingab. Weil man das Alte anfangs nicht bessern wollte, nachher nicht mehr konnte, stürzte der Bau zusammen. Und da glaubten denn Viele: es müsse alles und jedes ausgekehrt und umgekehrt werden. Diese Auskehrer (Radicale) und Umkehrer (Revolutionäre) nahmen die Muster zu neuen Staatsbildungen aus der Fremde und Ferne. Sie wollten alles, ohne irgend eine Zuthat vom Alten, neu machen, ja, die neueste Geschichte selbst machen. In dieser Zeit der Entzweiung und Entrüstung begann das Turnen bei Preußens Hauptstadt. Das war keine Umkehr, das war eine Heimkehr zum erkannten, verborgenen Heiligthum des innersten deutschen Wesens. Daher sein Beifall, seine Ausbreitung, seine günstige Aufnahme, wo nicht künstliche Hemmnisse durch mißverstehende Macht vorgeschoben wurden. Weil das Turnen sich rein aus der Deutschheit bildete, sich an die Innerlichkeit des Volksthums hielt und nichts Fremdes und Feindliches aufdrang, ergriff es die Kinder und Knaben, und dies begriffen die Jünglinge und Männer, welcher Hort in dem Turnen verborgen war, und welcher sinnige Ernst im scheinbaren Spiele. Des Turnens Anfang begann noch unter der Fremdherrschaft. Wecken und Wachhalten — das gab keinen Anstoß. Sich erhalten und die Umstände und Gelegenheiten abwarten, war nichts Aeußerliches. Und die jugendlichen Gemüther ahnten verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren. Das Wohlbewegen gab ein Wohlbehagen, und aus der Selbstthätigkeit, die sich Selbständigkeit errang, entfaltete sich der Anmuth schönste Blüthe — das entdeckte gar bald die Junkerschaft. Ein Hochgestellter im Kriegswesen, ein Dessauer, kein Schweriner, wie man sonst die Männer des Schlendergangs und des Fortschrittes unterschied, sagte zum Erwecker der Turnkunst: „Sie haben Wunder gethan, aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen treten auf, besser als Cadetten. Was soll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Exercitien nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben? Da kann man ja künftig keinen Vornehmen mehr von der Crapule unterscheiden!" — Und der Befragte gab ihm zur Antwort: „Wenn vornehm etwas anderes bedeuten soll, als sich vornehmen, in Sitten und Tugenden es den anderen zuvorzuthun, so ist es ein Mißlaut in der Sprache.""

Jahn. Friedrich Ludwig Jahn[2]) ist ein origineller, wenn auch einseitiger Geist; Varnhagen van Ense nennt ihn „einen Mann von eigenthümlicher Geistesart und seltener Kraft, dessen reiner und heißer Vaterlandsliebe mit schwarzem Undank gelohnt und dessen Wirken und Leiden in ehrenvollem Andenken zu erhalten sei". Er ist geboren 11. August 1778 in Lenzen in Altpreußen. Seine Familie ist schon vor dem dreißigjährigen Krieg aus Böhmen nach dem Elbe-Ufer in die Priegnitz ausgewandert. Sein Vater war lutherischer Prediger und hat dem Sohne, von dessen reicher Befähigung er große Dinge erwartete, in Abendstunden auf seinen Knieen „von den großen und guten Männern der Weltgeschichte" erzählt, und in sein Herz ein untilgbares Gefühl von Recht und

Erziehung.

---

[1]) Pröhle, Friedrich Ludwig Jahns Leben nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlaß. Berlin 1855.

[2]) Pröhle, l. c. S. 55—56.

Unrecht gepflanzt. Jahn selbst nennt es „die Quelle seines späteren inneren Wohles und äußeren Wehes“. Der Knabe war aufgeweckt, lernbegierig, und in dem Dorf, in welchem er lebte, in der Nähe der Elbe, war manches, was ihn anregte: vermögliche Bauern, Taglöhner, die meist alte Soldaten aus dem Heere Friedrichs II. waren, Schiffer, die nach Grönland fuhren. Von den Reitern lernte er reiten, von einem Grönlandsfahrer schwimmen, laufen und springen nach Beobachtung der Thiere, das Klettern sah er den Affen im Park des Herzogs von Mecklenburg ab; schießen lernte er bei den Wildschützen, von den Schmugglern lernte er Turnfahrten und Dauergänge; so war der spätere Turner schon im Knaben vollendet. „Meine Sinne“, erzählte er später, „waren so scharf und fein, wie die eines Wilden von Nordamerika; erst in der Gefangenschaft ist mein Geruch abgestumpft worden. Da mußte ich schnupfen lernen, und als die Brechruhr wüthete, rauchen. — Ein Lehnschulze, der Hopfen nach Wismar führte, zeigte ihm dort das Meer und die Seeschiffe — daher der Drang die Welt zu sehen. Nach der ebenen Gegend, in der er lebte, meinte der Knabe, ganz Deutschland sei eine Ebene.

Jugend.

Uebungen.

Jahn hatte einen Hang zu Abenteuern. Im Gymnasium zu Salzwedel hielt er es nur drei Jahre aus. In einem Gymnasium zu Berlin erhielt er eine schimpfliche Censur; erbittert darüber, ging er geradezu durch in die weite, weite Welt, nachdem er seinen Hut ins Wasser geworfen hatte. Ein Jahr lang hörte man nichts von ihm, sein Vater glaubte schon, er habe sich ertränkt. Indessen soll er Deutschland bereist haben, um sich zu überzeugen, wie es aussehe. Wo er sich umtrieb und wie er sich ernährte, wissen wir nicht. 1796 erscheint er mit einem Zeugniß der Reife an der Universität Halle; er wollte sich dem Recht widmen; sein Vater wollte ihn zur Theologie anhalten. Jahn hörte dagegen gern die Vorlesungen des großen Philologen Friedrich August Wolf, der seinen Sprachinstinct zu rühmen pflegte. Seine Originalität und sein Muth machten ihn bekannt, zumal er seinen Widerwillen gegen die Duelle ungescheut an den Tag legte. Einen Raufbold, der Vorübergehende fleißig in die Rinne stieß und gegen die Studenten, die dem Duell abgeneigt waren, Terrorismus übte, suchte er in seiner Stammkneipe auf und sagte ihm so derbe Dinge, daß dieser die Schmach ruhig ertrug. Die darüber verwunderten Kameraden sagten: „Der Jahn muß doch etwas haben, worauf er trotzt!“ — „Ich will meinen alten Ruhm nicht gegen seinen jungen wagen!“ entgegnete der Raufbold. — Im Faustkampf sah man ihn einst sich muthig gegen sechs Studenten vertheidigen. Wegen seiner Predigten gegen das Duell ward er in Verruf gethan.

Studien.

Früh schon trat Jahn als Schriftsteller auf, und wollte reformiren. Im Jahr 1799 verkaufte er schon für zehn Thaler seine Schrift über „Die Beförderung des Patriotismus“. Sie erschien 1799, hatte einige kräftige, schöne Gedanken und ist in großem und einfachem Styl gehalten. „Die Begeisterung ergießt sich in einem schönen klaren Strom, und macht noch keine Bocksprünge, um hier ein aufgehängtes deutsches Bärenfell und dort eine aufgesteckte Jakobinermütze am Weg zu erhaschen.“ [1]) Jahn lobt noch das alte Preußenwesen über alles und sucht die Preußen zur Dankbarkeit gegen ihre Herrscher anzuspornen. Er ist einseitiger Protestant, und hat den Katholicismus niemals begriffen. Nach vier Jahren, die er in Halle verweilte und die Ferien zur Bereisung Deutschlands verwendete, finden wir ihn in Greifswalde, wo er

Erste Schrift.

[1]) Pröhle, l. c. S. 13.

Zweite Schrift: Sprachschatz. Arndt kennen lernte, dann in Göttingen, wo er eine Professur anstrebte mit einer Schrift: „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft; ein Nachtrag zu Adelungs und eine Nachlese zu Eberhards Wörterbuch." Obschon er seinen beiden Vorgängern gegenüber nicht viel Neues leistete, regte er durch diese Schrift doch zur Entstehung einer Gesellschaft zu deutscher Sprachforschung an. Sie ist auch sehr günstig beurtheilt worden, obschon er keine Ahnung von einer historischen Grammatik und keine älteren deutschen Sprachdenkmäler studirt hat. Eine Professur erreichte er übrigens in Göttingen nicht.

Damals (1806) begann der Feldzug gegen Preußen. Jahn wollte dabei sein, seine Abenteuerlust trieb ihn nach Osten. Er wollte zum Secretär des Prinzen Louis, denn dieser sei frei von Ahnenstolz, schätze Verdienst, wo er es finde, eine seltene Tugend bei Großen. In Frankenhausen hörte er aber, daß Prinz Louis gefallen sei. Nun wollte er nach drei andern vertrauten Freunden bei preußischen Regimentern fragen, wurde aber als Spion sogleich verhaftet und kam mit Mühe aus dem Verhör los und mußte mit dem in Flucht aufgelösten Heere auch fliehen, gerieth unter den linken Flügel des preußischen Heeres, machte die Schlacht bei Jena mit; aus Schreck wurde in einer Nacht sein Haar (— er war erst 29 Jahre alt —) grau. Sein eigenthümliches Wesen hatte ihm viele Freunde verschafft, bei denen er nun bald da, bald dort sich aufhielt, auch hin und wieder, wegen seines Muthes und seiner Findigkeit, amtlichen Aufträgen, mit denen Gefahr verbunden war, sich unterzog. 1809 finden wir ihn in Berlin. Die Ansicht über Napoleon war bei ihm nun eine ganz andere geworden; die Träume des Knaben verschwanden:[1] „Eben hatte ich die Hochschule von Halle bezogen, wie der kleine Feldwebel, als Heermeister, Schlag auf Schlag Schlachten schlug. Seine Riesenkraft, Gewalt und Kriegsgottesherrlichkeit — wer möchte sie leugnen? Seine sittliche Güte stand in Zweifel. Hart im Sieg, mit Hohn gegen die Ueberwundenen, fuhr er in Sturmeseile durch die Länder. Er war anders, als die edlen Helden des Alterthums. Selbst seine Verehelichung war mit den Begriffen wahrer Ehre nicht zu vereinen. Wer über die Wahl der Mittel niemals verlegen, sich über Sitte und Sittlichkeit hinwegsetzt, leistet nicht Gewähr für ehrliche Absicht. So folgte ich seinem Siegesflug mit mißtrauendem Aug'." — Dieses Mißtrauen verwandelte sich bald in glühenden Haß, so daß Jahn den Namen Napoleons bald in das Holz der Galgen einschnitt.

Nach Osten.

Mitten in der Flucht.

Ansicht über Napoleon.

Wie Jahn, erging es damals vielen Andern, die in Napoleon zuerst einen politischen Messias gesehen hatten. Was sollte aber retten gegen den Mächtigen, der alle Heere schlug! Da regte sich die Vorstellung von der Nothwendigkeit einer Nationalerziehung zur Hebung der Volkssittlichkeit und Volkskraft. Und Jahn kam auf den Gedanken, durch Leibesübungen eine starke Jugend heranzubilden und diese für Deutschlands Befreiung vorzubereiten. Er wurde Lehrer in der Erziehungsanstalt des Doctor Plamann in Berlin. Als in einer Gesellschaft damals geklagt wurde über Napoleons Druck und Anmaßung, sagte Jahn, es sei zu wünschen, daß es noch ärger werde, denn um so gewisser und schneller werde dann die Sache zu einem entscheidenden Ausbruch kommen.

Wo ist Rettung?

[1]) Pröhle, l. c. S. 33.

Wenn Jahn mit seinen Knaben von Berlin auszog (so erzählt Wolfgang Menzel in seiner „Deutschen Geschichte“) pflegte er die Neulinge unter dem Brandenburger Thor zu fragen: „Woran denkst du jetzt?“ Wußte der Knabe ihm nichts zu antworten, so gab er ihm eine Ohrfeige und sagte: „Daran sollst du denken, wie wir die schönen Pferdestatuen, die einst auf diesem Thore standen und von den Franzosen nach Paris geschleppt worden sind, von dort wieder holen sollen!“ — Seine Turnübungen waren eigentlich kleine Kriegszüge; er wollte eine Regeneration des ganzen Volkes von unten herauf und von oben herab. Um die Zeit der Schlacht bei Jena hat er sein „Volksthum“ geschrieben, in welchem er seine Ansichten über die Art, wie das deutsche Volk wieder die alte Kraft und Würde erhalten könne, entschieden aussprach. Es sind viele gute und schöne Gedanken darin, aber auch viele verschrobene. Deutschlands Einheit soll nach ihm mit Feuer und Schwert durchgeführt werden. An der Elbe soll eine Hauptstadt Teutonia entstehen; Oesterreich soll ein Donauisches sein. Ihre früheren Kriege seien nur das Balgen und Raufen zwischen zwei Jugendgespielen; felsenfest bestehe dann zwischen ihnen die Männerfreundschaft auf der frühgefühlten gegenseitigen Kraft. — Jahn zürnt der Landsmannschaftssucht, „die nur den achtet, der von Jugend auf dieselbe Art Schinken, Pumpernickel und Mohnstritzel verzehrt habe, und auf die Kleinstädter, die nichts Tieferes kennen, als die Viehschwemme und den Ziehbrunnen, und nichts Höheres ahnen, als den Wetterhahn auf dem Glockenthurme“. Deutschlands Grenzen müßten Scheiden sein, sonst sei es „der ewige Wahlplatz, das ewige Blutfeld aller Weltkriege, das Rüst- und Zeughaus, das Werbe- und Drillhaus der Welteroberer, ihr Speicher und ihre Kriegsesse, der Weltambos und Welthammer für jeden Riesenkrieg einer Geißel Gottes“.

Volksthum.

Deutschlands Grenzen.

Jahn will nicht den Untergang der Fürsten, die Fürstenstämme sollten in Ehren gehalten werden, die seit einem Jahrtausend grünten; auch der Geschlechtsadel solle bleiben, denn diese Geschlechter haben oft die Staaten gründen helfen. Die Reichstage sollen aus Ständen bestehen: die Tonangeber, die Vornehmen, die Reichen, die Gelehrten und Künstler sollen an Reichstagen und an Hoffesten in die Hofstadt ziehen. Wer sich mit einer nicht eingebürgerten Ausländerin verheirathet, wer ein Hagestolz bleibt, obschon er eine Familie ernähren kann, wer unverwundet seine Fahne verläßt, der soll das Bürgerrecht verlieren. Die Gerichte sollen sein Kreisgerichte, Markgerichte, Landesgerichte und ein Reichsgericht. Die Steuern und Abgaben sollen auf die einfachste Art und Weise erhoben werden. Wo noch besondere Trachten sind, solle man sie zu erhalten suchen, denn an die alte gute Tracht knüpfe sich auch die alte gute Sitte. Es soll auch Volksfeste geben, denn der Staat sei keine Bußanstalt; es soll ein Fest des Verdienstes geben, an welchem der Verdienstadel ernannt werde; jeder Mann habe dabei eine Stimme, und die ob ihres Verdienstes Geadelten sollen in ein goldenes Buch eingetragen werden. Wie er die Volksfeste gehalten wissen will, zuerst mit einem religiösen Act, dann mit Uebungen der Landwehr, mit Wahl der ständischen Vertreter, mit Uebung der Jugend in Wettspielen, mit Vertheilung von Preisen, mit öffentlicher Speisung der Armen — hat viel Sinniges. Jeder Gelehrte solle ein Handwerk verstehen. Für die Geschichtsforschung hat Jahn Wünsche ausgesprochen, die bald in Erfüllung gingen; richtig ist seine Behauptung, „daß ein Geschichtsforscher nichts sei ohne Vaterland, Volksthum und Muttersprache“.[1])

Fürsten und Adel.

Reichstage.

Gerichte.

Volksfeste.

[1]) Pröhle, l. c. S. 45—48.

Religion. Ueber Religion macht Jahn einige gute Bemerkungen; er will, daß das Volk religiös bleibe; man solle ihm nicht den Glauben benehmen; der Glaube an die Hölle sei menschlicher, als der an Sibirien und Cayenne. Das achtzehnte Kanzel. Jahrhundert habe im Unglauben viel verbrochen; von der Kanzel herab sollen nur religiöse Mahnungen ertönen. Niemand solle in den Kirchen begraben werden, die „Stinkgerechtigkeit" solle Niemand eingeräumt werden, es sei genug, wenn große Herren in der Welt ihren Ruf stinkigt machen können. Die Liturgie soll einstimmig sein; im Tode seien alle Menschen gleich, keiner dürfe anders begraben werden, als andere. Für den „bloß-hier-Gewesenen" gebühren sich kurze Stand-Begräbniß. reden, aber keine Leichenpredigten. Jahn ärgert sich darüber, daß die protestantischen Geistlichen nur schwarz gekleidet sind, er würde sie am liebsten in weißem Gewande sehen. Jahn will nur „Prediger, Bischöfe und Erzbischöfe"; über den Titel „Superintendent" spöttelt er, es heiße „Drüberwegseher". Eine Volks-Volkserziehung erziehung sei nothwendig, bis jetzt sei die Erziehung nur zu oft eine „Verziehung" gewesen. Galgen und Zuchthäuser klagen die gewissenlosen Erzieher an. Die Erziehung solle aber streng sein: nicht eine solche, die den Kindern die Ruhe des Hauses abkauft, wie schwache Handelsvölker den Seeräubern die freie Schulen. Fahrt abkaufen. Jede Gemeinde soll ihre Volksschule haben; wo der Staat mit guten Dorfschulmeistern versehen sei, brauche man im Frieden weniger Soldaten, Zuchtmeister und Richter. Auch über den Ackerbau, über Handwerke und Handel soll es Schulen geben. Die Hochschulen will er vollkommen für Hörer und Lehrer geändert wissen. Wie es jetzt sei, werde ein junger Gelehrter verfolgt, wenn er sich nicht in eine Professorenfamilie einheirathe;[1] er müsse frieren, hungern und dürsten, ehe er eine seinen Kenntnissen angemessene Lehrerstellung erlange; die eingeheiratheten Professoren aber ärgern die Studenten mit trivialen Universitäten. Heftwitzen! Deutschland müsse neue, großartig ausgestattete Reichs-Universitäten haben; Privatschulen sollen nicht geduldet werden. Die Frauen sollen sorgfältig unterrichtet, die weiblichen Pensions-Anstalten aber vollständig aufgehoben werden. Die Schulräthe sollen an den Universitäten ihren Sitz haben; mustergiltige, deutsche Schriften sollen in Schulen gelesen und möglichst verbreitet Leihbibliotheken. werden. Die Schulräthe aber sollen auch die Leihbibliotheken beaufsichtigen, die oft nur eine Quelle der Vergiftung religiöser und sittlicher Gefühle seien. Es gebe Bücher genug, die sammt ihren Verfassern verbrannt zu werden verdienen. Von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften soll eine gute Staats-Zeitung. und Volkszeitung herausgegeben werden, welche richtige Ansichten über die öffentlichen Angelegenheiten verbreite.

Ehe. Jahn will, daß wackere Hausväter und Hausmütter herangebildet werden; heilig soll die Ehe sein; ein Staatsbeamter, dem Ehebruch nachgewiesen werde, solle abgesetzt werden. Ehescheidungen sollen nicht leicht sein: wo Ehescheidungen leicht sind, sei der Staat kein deutscher, kein christlicher, kein menschlicher mehr. Was Jahn über den Werth einer tüchtigen Hausfrau sagt, ist schön.[2])

---

[1]) Pröhle, l. c. S. 49.

[2]) „Nur die tüchtige Hausfrau wird eine wackere Gattin werden, des Mannes vertrauteste Freundin, und die immer neugeliebte Geheimnißbewahrerin seiner Freuden und Leiden. Sie wird ihm abnehmen die Sorgen bei kleineren, abmüdenden, inneren Unannehmlichkeiten. Ihm kann alsdann nur das Außenleben zusetzen, im Innern seines Hauses wird er dafür jederzeit neue Beruhigung finden. Sein Haus wird Einfachheit schmücken, Reinlichkeit zieren und Ordnung bereichern. Die Brave wird hier die Allseele sein, jedes Geschäftes Triebfeder. Mit bescheidener Umsicht wird sie das Kunstwerk im Gang erhalten;

Ein hochverdienter Mann solle ein Ehrenruhheim, daß heißt ein Ehrenbegräbniß in einem Eichenhaine unter einem sanft gewölbten Rasenhügel finden.

So das neue Volksleben, wie es Jahn will. Mehr als durch diese Vorschläge hat er übrigens gewirkt durch den Versuch, durch seine Turnübungen für die Kräftigung des Menschengeschlechts und für den Dienst des Vaterlands zu wirken. Die meisten seiner Turner haben als Freiwillige in den Befreiungskriegen mitgekämpft; er selber ist mit dem Lützow'schen Corps in Paris eingezogen. Eiselen hat während seiner Abwesenheit von Berlin seine Arbeit fortgesetzt. Sein Freund Friesen [1]) ist im Kampf in den Ardennen gefallen. Sein Bestreben fand Anerkennung selbst von Mitgliedern der königlichen Familie.

Turnerei

Die Prinzessin Marianne, die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, äußerte, nachdem sie lange Jahn und seinen Turnern auf der Hasenheide zugesehen hatte, ihre Freude über das blühende Aussehen der jungen Turner. Jahn sagte, das sei eben eine von den heilsamen Wirkungen des Turnens. Als die Prinzessin gestand, sie habe nicht gewußt, daß auch in dieser Hinsicht das Turnen so wohlthätig wirke, antwortete Jahn: „Gewiß, wenn erst das Turnen allgemein eingeführt sein wird, so wird man keine so nichtswürdigen Gesichter mehr zu sehen bekommen, wie ich eines habe und der Herr Hofrath da." Man sieht, wie keck Jahn in seinen Antworten war. Die Disciplin war streng. Für die Hungernden stand bloß Salz und Brot auf dem Turnplatz, für die Dürstenden nur frisches Wasser. Jemand, der dort rauchte, wurde für einige Zeit ausgeschlossen, und einer der dort Branntwein trank, wurde nachher nicht mehr auf dem Turnplatz gesehen. Aller Furcht im Leben solle man entsagen; das Turnspiel gehe um Sieg.

gibt Kraft.

---

doch wird man keine Künstlichkeit gewahr werden, selbst die schaffende Kunst der Meisterin nicht erschauen. Sie wird nicht viel Redens von sich machen; ihr wird nicht Weihrauchsopfer der Bewunderung den schlichten deutschen Frauensinn benebeln; sie wird sich nicht zur Gesellschafts-Vorsitzerin hinausdrängen, nicht als oberste Balltummlerin schwärmen, Anbetungsgeschmeiß kann nicht den Boden vor ihren Knien besudeln: aber ihr Lohn wird unaussprechlich groß sein; nirgends glücklicher, als bei ihr, wird sich ihr treuer Gemahl fühlen. Solche Gattinnen werden das höchste irdische Glück genießen, Menschenmütter zu sein; jede Unweiblichkeit kann nicht weiter als zur thierischen Mutterschaft kommen. Ihnen wird sich die Liebe erneuen, verjüngen, vermehren: sie werden leben, weil sie lieben."

[1]) „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfridsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatten; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankte. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide: aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der größte aller Gebliebenen." — Auch zwei Meister im Schwingen, die sich damals kunstgerecht ausbildeten und selbst zu den erfinderischen Köpfen auf dem Turnplatze gehörten, Pischon und Zenker, sind nachher am 13. September 1813 bei Görde gefallen. „Theure Opfer brachte die Turnanstalt in den drei Kriegsjahren. Sie ruhen", sagt Jahn, „auf den Walplätzen von den Thoren Berlins bis zur feindlichen Hauptstadt."

Man sieht aus dem Ganzen heraus, das Turnen war ursprünglich Kriegsspiel, und ferner, wie verzweifelt die Zustände in Preußen waren. Wie in ähnlichem Geiste **Fichte** seine „**Reden an die deutsche Nation**" hielt, haben wir oben gesehen. Wenn auch der „Tugendbund" nicht die Bedeutung hatte, die Napoleon ihm zuschrieb, so waren ohne Mysterien und Zeichen doch die tüchtigsten Männer verbunden durch Gleichheit des Willens, keinem fremden Herrscher unterthan zu sein. Die Ueberzeugung war allgemein, daß nur ein Kampf auf Leben und Tod Rettung bringe. Die Nachricht, wie sehr Oesterreich rüste, entzündete Funken der Hoffnung in den Herzen. Verbrüderung mit den Oesterreichern, Losschlagen mit ihnen, war der Wunsch der kräftigsten Herzen in Norddeutschland. — In diesem Sinne stellte **Goltz** in einem Gutachten, dem sich **Altenstein**, **Dohna** und **Scharnhorst** anschlossen, dem König vor (24. December 1808): Preußen müsse sich entweder in die Arme Napoleons werfen, oder die letzten Mittel zusammenraffen, um sich Oesterreich anzuschließen, das wahrscheinlich die Waffen zuerst erheben werde. Ohne Kenntniß der Absichten Oesterreichs sei Preußens System nicht festzustellen — eine geheime Mission nach **Wien** sei daher unaufschiebbar, während es die Aufgabe des Königs selbst sein werde, in **Petersburg** Rußlands Unterstützung oder wenigstens dessen Zustimmung zu dem Wege zu gewinnen, den Preußen einzuschlagen gedenke. Der König bestimmte den Major **Goltz** zur Sendung nach Wien und schrieb dem Kaiser **Franz** I. tausend Gründe bestimmten ihn, seinen Weg nach Berlin zu verlegen, aber dort würde er sich wegen der französischen Besatzungen der Oderfestungen in kritischer Lage befinden. Oesterreichs Beziehungen zu Napoleon seien ihm unbekannt, er bitte daher um rechtzeitige Mittheilung, „damit ich Frau und Kinder in Sicherheit bringen und Maßregeln treffen kann, die unserem gemeinsamen Interesse entsprechen" (26. December). Kaiser **Franz** theilte dem Major **Goltz** (16. Januar 1809) den Entschluß mit, anzugreifen, nur sei der Zeitpunkt noch nicht bestimmt. **Erzherzog Karl** ließ ihm mittheilen, die Armee werde aus Böhmen vorbrechen, zwischen Frankfurt und Krossen gesammelt, werden die preußischen Truppen sich dem rechten Flügel anschließen können, ein besonderes Corps unter Erzherzog **Ferdinand** werde die Aufregung Galiziens im Zaum halten und Oesterreich im Rücken gegen die Armee des Herzogthums Warschau decken; die Mitwirkung Preußens werde diese Aufgabe erleichtern.

Hoffnung auf Oesterreich. — *Bitte an den König.* — *Goltz nach Wien.* — *Antwort des Kaisers.*

Stadion an den preußischen Gesandten.

Der Minister **Stadion** antwortete dem preußischen Bevollmächtigten, Major **Goltz**, auf sehr bestimmte Weise.

„Versichern Sie den König," erwiderte **Stadion**, „daß der Kaiser **Franz** in allen seinen Plänen und Absichten seine Interessen mit denen des Hauses Brandenburg vollkommen vereiniget, daß es der glühendste Wunsch seines Herzens ist, beide Völker durch die innigste Eintracht so verbunden zu sehen, daß sie nur

ein Volk unter zwei Herren bilden, und ihre gemeinsamen Interessen die Grundlagen steter Herzlichkeit und steten Vertrauens sein werden. Geben Sie dem König ferner die Versicherung, daß, wenn es zum Krieg mit Frankreich kommt, der Kaiser die Wiederherstellung Preußens in seiner ganzen Integrität im Herzen tragen wird. Was die Gefahr, die dem König droht, anbelangt, so sagen Sie dem König, aber sagen Sie es ihm allein, daß ein neuer Ausbruch von Feindseligkeiten gegen Preußen für den Kaiser das Signal zum Aufbruch seiner Heere sein und der Krieg, den wir als unvermeidlich betrachten müssen, dann auf der Stelle erklärt sein wird."

Leider lag dem König der Schrecken von Jena und Auerstädt noch in den Gliedern. In Wien wußte man, wie die Stimmung in Preußen sei, und wünschte man, daß der König der Kriegspartei nachgebe und womöglich seinen Freund Alexander vom Bunde mit Frankreich abziehe. — Nun kam vor Allem Rußlands Stellung zum Kriege in Frage. —

Kaiser Alexander I.

Also Napoleon hatte in seinem Herzen den Krieg beschlossen, Kaiser Franz war auch für den Krieg entschieden. Napoleon verlangte vom Czaren die in Erfurt versprochene Hilfe; wird Alexander sie gegen Oesterreich leisten? In Wien war man nicht ohne Hoffnung, daß er dennoch Oesterreich wohlwolle und einsehe, wenn Oesterreich besiegt sei, werde keine Schranke mehr Rußland vor Frankreich schützen und es dem Genie und der Eroberungsgier des Korsen erliegen. Wie verhielt sich nun Alexander zur großen Frage der Zeit? In welcher Weise entsprach er den ganz entgegengesetzten Hoffnungen Napoleons und des Kaisers Franz?

Der Czar.

Der Enkel Katharinas II. hatte nicht den Kopf eines Eroberers, nur das Herz eines gebildeten, wohlwollenden Mannes, der sein Volk glücklich machen wollte. Er hatte wohl den Ehrgeiz, unter Umständen in Europa zu vermitteln und als Träger der Humanität zu glänzen. Den Roman, mit dem ihn Napoleon in Tilsit bezaubert und in süße Bande geschlagen hatte, nämlich das türkische Reich zu theilen, hatte er schon vergessen, er hatte Finnland erworben, er hätte gern noch die Fürstenthümer Moldau und Walachei zu Rußland geschlagen; die Eroberung des ersteren war noch nicht vollendet, an der Donau bestand noch ein Waffenstillstand und Aussicht auf Besitz der Fürstenthümer, aber mehr wollte er schwerlich. Wenn ihm der russische Adel vorwarf, er habe sich mit der Revolution verbunden, so konnte er ihm entgegenhalten, er habe Finnland erworben und das Reich im Süden erweitert. Viel lieber war ihm aber das Lob, er habe Bildung verbreitet, er habe Schulen gegründet, er habe das ganze russische Volk auf eine höhere Stufe der Bildung erhoben, er habe in höherer und feinerer Weise als Peter der Große und Katharina II. Rußland emporgebracht, und sein Volk sei auf dem Weg, das erste der Völker zu werden.

Sein Streben.

Speransky. Alexanders Liebling war damals ein früherer Professor an der Universität Moskau, Speransky, den er zum Reichssecretär ernannte, der in der That eigentlich eine Zeitlang alle Ministerien leitete und den Ton in seiner Politik angab. Mit ihm verkehrte er lange Zeit am liebsten; Speransky war zäh und ausdauernd, während Alexander leichtlebig, oft vor Schwierigkeiten zurückbebte. Beide waren lange ein Herz und eine Seele. Speransky schwärmte auch für Napoleon, aber nicht für den Eroberer, sondern für den großen Staatslenker, für den Gesetzgeber; er war mit Alexander in Erfurt, sprach hier mit Napoleon, erfaßte die Gelegenheit, mit den ersten Juristen, mit den ersten Gelehrten Frankreichs Bekanntschaften anzuknüpfen. Beide waren der Ueberzeugung, daß es mit dem Versprechen der Beihilfe in einem Kriege gegen Oesterreich nicht so viel Ernstliches auf sich habe: Napoleon werde wohl lange in Spanien bleiben, und ihn der Aufstand noch manches Jahr beschäftigen. Der Winter 1808 bis 1809. Der Winter 1808 bis 1809 war in Petersburg nur den Genüssen des Friedens gewidmet; Bälle, einer glänzender als der andere, Schlittenfahrten, Theater, Concerte nahmen den Kaiser wie den Adel nie stärker in Anspruch, niemals waren die Wintervergnügungen glänzender, Alles schwamm in Genüssen.

Napoleons Rückkehr. Da kam auf einmal die Nachricht, Napoleon sei wieder in Paris; er war von Erfurt im Eilwagen in seine Hauptstadt, von da nach den Pyrenäen gelangt, hatte die Aufstellung der Spanier rasch durchbrochen; hierauf war er im Eilmarsch vor Madrid gedrungen; die Hauptstadt mußte sich ihm ergeben; dann warf er sich auf die Engländer, besiegte und drängte sie zum Meer; er hätte sie vernichtet oder gefangen, hätte ihn nicht ein Schreiben erreicht, daß Oesterreich zum Krieg rüste, und daß die Mißstimmung in Frankreich über den spanischen Krieg zu ernsten Dingen führen könne. Da eilte er zu Pferd, schnell wie der Sturm, auf französischen Boden, und dann mit der Post nach Paris, und am 21. Januar 1809, früh acht Uhr, erschien er unerwartet in den Tuilerien und betrieb mit seiner Schlauheit und Energie den mitteleuropäischen Krieg; und auf einmal stand die schwere Frage, ob Ernst der Lage. der Czar sein Wort halten und mit 150.000 Mann gegen Oesterreich ziehen oder das Napoleon gegebene Wort brechen und ihn zum Feind haben wolle, vor dem phantasiereichen Alexander. Der spanische Krieg hatte also einen zweiten hervorgerufen, den österreichischen. Wie kam Alexander dieser Krieg ungelegen! — er mochte nicht Blut sehen, nicht mit kriegerischem Lorbeer sein Haupt schmücken, er liebte das Kampfgetümmel nicht und hatte bange Sorgen: denn wenn Napoleon siegte, so fiel mit Oesterreich das ganze Staatsgebäude Europas zusammen. Was werden die Polen machen, die zu Oesterreich gehören? — Sie werden sich mit den anderen Polen vereinen, und es wird mit einem neuen Polenreich die höchste Gefahr für Rußland erstehen. Wenn aber Oesterreich siegt, so ist Rußlands Hoffnung auf die Erwerbung der Moldau und Walachei eitel; wie steht dann der Kaiser seinem Volk gegenüber, welches Napoleon haßte? Wie der Priesterschaft, der seine Verbindung mit dem Haupt der Revolution ein Greuel war? Nicht bloß seine Mutter und seine Gattin

waren gegen seine bisherige Politik, sondern der größte Theil des Reiches. Bei Napoleon war der Verstand überwiegend, bei Alexander das Gefühl und die Phantasie. Jener zerschnitt mit der Schärfe eines Diamanten die Schwierigkeiten, dieser schloß die Augen davor, und die Folge war, daß, wenn sie an ihn herantraten, er sie im Drange des Augenblickes bald so, bald anders löste. Daher das Schwanken in der Politik und der Schein der Zweideutigkeit und Falschheit, der auf ihn fallen mußte, obschon er der wohlwollendste Mann war. So hatte er dem König von Preußen versprochen, mit ihm zu stehen und zu fallen, und ihn doch, von Napoleons Genie und Versprechungen bezaubert, in Tilsit preisgegeben, ja sich sogar ein Stück Landes im Vertrag von Tilsit von Napoleon schenken lassen; so hatte er zwar Fürsprache für Friedrich Wilhelm III. in Erfurt eingelegt und vom Sieger einen Nachlaß von zwanzig Millionen Thaler Kriegssteuern für Preußen erwirkt, aber doch nicht recht entschieden für seinen Freund einzutreten gewagt; dann aber, wie seine Schwäche bereuend, auf dem Heimweg aus Erfurt den verarmten Friedrich Wilhelm III. in Königsberg besucht und zu einem Besuche in Petersburg eingeladen.

Der Czar und Friedrich Wilhelm III.

Der König und die Königin kamen auch 7. Januar 1809. Alexander wollte seine Macht und den Werth seiner Freundschaft zeigen: an der Grenze wurden sie glänzend empfangen, erhielten die kostbarsten Pelze und fuhren in dem Wagen des Kaisers bis Petersburg; 40.000 Mann bildeten Spalier: der Kaiser ritt, als General, neben ihrem Wagen her in den Winterpalast, wo sie von den beiden Kaiserinnen als die vertrautesten Freunde empfangen wurden. Die edle Königin Louise bezauberte die Herzen durch ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihren Geist und durch ihre Fassung im Unglück.

Das preußische Königspaar in Petersburg.

Bei der entsetzlichen Armuth in Preußen, welche damals die königliche Familie stark fühlte und edelmüthig berücksichtigte, war die Ausstattung der Königin Louise ärmlich; in den Prunkgemächern, die sie jetzt bewohnte, fand sie acht der kostbarsten Shawls und acht der prächtigsten Gewänder, die eigens für sie gemacht waren. Feste folgten auf Feste; auch „der Gesandte", das heißt der französische Gesandte, denn er beherrschte die Lage, gab ein Fest, bei welchem nicht weniger als vierhundert Gäste versammelt, und die Säle feenhaft beleuchtet waren. Unter dem Namen „der Gesandte", verstand man damals den französischen, Caulaincourt, den Herzog von Vicenza. Man schien im Frühling zu leben, so viele Blumen hatte Caulaincourt zur Zier des Festes zusammengebracht. Ehe der Cotillon begann, ging der Zug an der lebensgroßen Marmorstatue Napoleons vorüber, der auch in Petersburg zu herrschen schien.

Der König und der Czar.

Als der König vertraulich den Versuch machte, Alexander vom Bunde mit Napoleon loszuschälen, erfuhr er eine arge Enttäuschung, indem er aus dem Munde des Freundes vernahm, was dieser zu Erfurt unterschrieben hatte. Weit entfernt für Oesterreich die Waffen zu ergreifen, oder auch nur neutral bleiben zu können, sei er im Gegentheil verbunden, mit 150.000 Mann für

ihn ins Feld zu ziehen, wenn Oesterreich der angreifende Theil sei. Wie war die edle Königin Louise enttäuscht! Wie gern mochte sie wieder heimkehren! Alexander rieth dem König, die Residenz wieder nach Berlin zu verlegen; — also war der frühere eifrige Vorkämpfer für die Unabhängigkeit Europas der Genosse und Helfer der Unterdrückung geworden. Der König befürwortete nun in einer eigenen Denkschrift an den Kaiser ein Defensiv-Bündniß zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Alexander erklärte, er werde eine wechselseitige Garantie zwischen Rußland, Frankreich und Oesterreich vorschlagen und halte sich versichert, daß Napoleon darauf eingehe. Friedrich Wilhelm III. fürchtete in Berlin nicht frei zu sein und hinterließ bei seiner Abreise seinen Gesandten Schläger und Schuler die Weisung: da die Anschauung Kaiser Alexanders nicht gestatte, gemeinsame Sache mit Oesterreich zu machen, so möchten sie den Czaren wenigstens zu einer rein defensiven Allianz zwischen Rußland, Oesterreich und Deutschland bewegen. Auf dem Weg von Petersburg nach Berlin begegnete der König dem Fürsten Schwarzenberg, der nach Petersburg reiste, um Alexander für Theilnahme am Krieg gegen Napoleon zu bewegen. Der König theilte ihm mit, er sei leider zur Ueberzeugung gekommen, daß, im Falle Oesterreich Angreifer sei, es auch Rußlands Streitkräfte gegen sich haben werde; im Namen der guten Sache müsse er Kaiser Franz zu bedenken geben, daß jeder übereilte Schritt unfehlbar und unabänderlich den Ruin Europas zur Folge haben werde.

Also Alexander hatte dem König Feste gegeben, aus Theilnahme an seinem Unglück, aber Napoleons rasche Rückkehr nach Paris und sein Sieg über die Spanier hatten ihn jetzt in dem Entschlusse befestigt, gegen Oesterreich zu Felde zu ziehen. — Schwarzenberg war jedoch nicht hoffnungslos, denn Alexander hatte sich ja von Erfurt aus von Kaiser Franz „den Fürsten Schwarzenberg" als Gesandten erbeten, den er als freimüthigen, tapferen Edelmann achtete, und der durch sein männliches, edles Wesen in Petersburg rasch Boden gewann. — Die Aristokratie war für ihn und gegen Caulaincourt, der überall den Vorrang haben wollte und den man des Hochmuths zieh. In Einem ist jedoch Kaiser Alexander zu loben: Napoleon hatte zwar zwanzig Millionen Thaler nachgelassen an der preußischen Kriegsschuld, machte aber Nachtragsforderungen, die dieses Geschenk sehr abschwächten. Er hatte in drei Festungen Preußens französische Besatzung und die Erhaltung der Mannschaft sollte Preußen bezahlen — der Czar mißbilligte dies offen.

„Die Reise nach St. Petersburg", meldet Gneisenau,[1] „hat eine furchtbar schwächende Wirkung. Kaiser Alexander glaubt sehr viel gethan zu haben, wenn er erklärt, er werde nur dann ein Truppencorps gegen Oesterreich marschieren lassen, wenn dieses den Angriff mache. Wahrlich, eine für Napoleon sehr günstige Erklärung. Unser Hof wird also sehr wenig thun, wenn nicht Oesterreichs Erfolge

---

[1]) Pertz, Steins Leben, Bd. II, S. 357.

und der dadurch entflammte Enthusiasmus selbigen fortreißen. Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. — Im Jahre 1805 läutete er die Sturmglocke, bevor alles zum Kriege vorbereitet war. Mit Uebermuth wird der Krieg angekündigt, mit Uebermuth geht er nach Oesterreichs Unfällen in Mähren vor, ohne die ihm so nahe liegenden Verstärkungen an sich zu ziehen, und — mit Kleinmuth geht er zurück, nachdem er sich seine Lection geholt hatte. Sodann läßt er seine Truppen auseinander gehen, den nahe ausbrechenden neuen Krieg nicht ahnend. Seine Hilfe ist späterhin dem Lande, dem er nützen will, ebenso verderblich, als des Feindes Angriff, und er endigt damit, daß er seinen Bundesgenossen plündern hilft; dadurch, daß er durch seine kurzsichtige Politik und durch seinen Einfluß auf unseren Regenten, die Bemühungen der Bessergesinnten um Unabhängigkeit lähmt, krönt er sein Werk. Ich frage, ob dieser Alexander, wenn er Preußens bitterster Feind wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können, um unsern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte? . . . Der König ist seit seiner Rückkehr so übler Laune: er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes; dort in Petersburg hat er die für die Heerschau dressirten Russen gesehen; dagegen stechen die ungeschlachtenen Ostpreußen freilich ab. Es mag ihm überhaupt jetzt gegen die dortige Pracht alles sehr kleinlich vorkommen: seine halbe Monarchie, sein halbes Schloß, der Halbroman seiner letzten Lebensjahre; dies alles jedoch steht in Harmonie mit den halben Maßregeln." — „Die Reise war gemacht, zu blenden", erwiderte ihm Stein, „man wird Pomp für Kraft, furchtsame Weichlichkeit für Klugheit nehmen, und die augenblickliche Ruhe noch gern mitnehmen wollen, über die Zukunft, die eine qualvolle, demüthigende Existenz verkündet, sich verblendend."

Der eigentliche russische Gesandte, dem Napoleon seine Pläne hätte mittheilen sollen, war Kurakin, früher Gesandter in Wien, ein Fürst, steinreich, in seinem Geschmack halber Asiat, indem er ein großes, glänzendes Haus machte und sich mit zahlreicher Dienerschaft umgab. Auf die vielen Orden, die er als Gesandter erlangt hatte, so eitel, daß er sie selbst zu Haus im Schlafrock trug, faul und dem Genußleben so ergeben, daß er unförmlich dick wurde, konnte er am glänzenden Hof in Paris keine Rolle spielen. Die Arbeiten, die er als Gesandter hätte einliefern sollen, machten seine Secretäre; während seines Aufenthaltes in Wien hatte er sich von Einem überzeugt, daß Oesterreich keine erobernd angreifende Macht sei, sondern nur sein Besitzthum wahren und den Frieden erhalten wolle. Den Frieden zu erhalten, erschien ihm als das höchste Ziel eines Staatsmannes; ihn hatte Napoleon bald durchschaut und verhandelte darum viel lieber mit Rumanzow, den er an sich zu fesseln und für seine Pläne zu gewinnen suchte. Während seines längeren Aufenthaltes hatte dieser die Macht und das Geschick Napoleons, aber auch die Schwächen seiner Stellung hinlänglich kennen gelernt: er bewunderte, was groß an ihm war, er fürchtete aber auch seine Herrschsucht: — daß Rußland durch ihn Einfluß und neue Gebiete gewinne, war ihm als Russen schon recht; aber er fürchtete das allzugroße Anwachsen Frankreichs und war darum im Grund seines Herzens für Oesterreich, damit Frankreich und Rußland sich nicht berührten. Entschiedenheit war übrigens auch seine Sache nicht und in seinem Schwanken zwischen Bewunderung Napoleons und der Angst vor seiner maßlosen Herrschsucht kam er oft zu Metternich, um ihm seine Sorgen mitzutheilen, und so kam dieser Mann, dessen Scharfsinn Napoleon fürchtete, dennoch hinter seine verstecktesten Pläne, und ward dadurch nur bestärkt in dem Bild, das er sich psychologisch vom Eroberer entworfen

Kurakin.

Rumanzow.

Metternich.

hatte, und im Vorsatz, in seinen Berichten seine Regierung zur schnellen Rüstung anzutreiben.

Rumanzow unterließ übrigens nicht, hie und da den Kaiser zur Mäßigung zu mahnen. „Wie finden Sie, daß ich die Franzosen regiere?“ fragte ihn eines Tages Napoleon. — „Etwas allzustreng!“ entgegnete Rumanzow. Der Russe merkte wohl, wie die Meinung des besseren Theiles der Franzosen sich von dem Korsen abwandte, und fürchtete auch seine Sucht, die ganze Welt zu beherrschen; auf der andern Seite war er aber durch die Art, wie ihm Napoleon schmeichelte, und durch die Geschenke, mit denen er ihn überhäufte, wieder für ihn gewonnen und in beständiger Unruhe in seinem Innern, zumal ihm Napoleon einmal in der Aufregung erklärte: „Unsere Bundesgenossenschaft wird zuletzt ein schimpfliches Ende nehmen, denn Ihr wollt Nichts für mich thun und mißtraut mir; übrigens, wenn meine Bundesgenossen nichts für mich thun, so werde ich die ganze Frage mit meinem Schwerte durchschneiden. Dieses Oesterreich, das sich mit seinen vielen halbnackten Soldaten mir in den Weg wirft, werde ich im Handumdrehen niederschmettern, und es wird sich mir zu Füßen werfen. Es will eine Ohrfeige, und ich werde ihm auf beide Backen eine geben. Sie werden sehen, daß es sich noch bei mir bedankt und mich fragt, was es thun soll; aber ich werde nicht mehr verzeihen und unerbittlich sein und werde es in Stücke hauen; Rußland kann auch einen Theil davon haben.“ — „Sire!“ entgegnete Rumanzow, „geben Sie ihm nicht zu viele Hiebe, sonst könnten wir die blauen Mäler zählen müssen.“ — Napoleon wurde ruhiger und sprach nicht mehr von der Zertrümmerung Oesterreichs. Rumanzow war ganz glücklich darüber und schrieb an Alexander: „Ich habe seinen Zorn besänftigt!“

Napoleons Haß gegen Oesterreich.

Aber die Aufregung kehrte beim Korsen wieder, je mehr ihm Andréossy aus Wien meldete, wie die Rüstungen in Oesterreich unausgesetzt fortgingen, ganz Wien gleiche einem Heerlager; Adel und Bürger seien einig. Die Frauen schmückten die ausrückenden Abtheilungen mit Fahnen und erquickten sie mit Lebensmitteln. Die junge Kaiserin stehe an der Spitze der Bewegung; Kaiser Franz lasse sich fortreißen. Nun kam Napoleon noch einmal auf den Gedanken, er und Alexander wollten gemeinsam ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz richten und Einstellung der Rüstung verlangen unter Androhung, daß sie ihre Gesandten abberufen, das heißt den Krieg erklären, wenn er nicht abrüste; übrigens würden ihm beide den Besitz seiner Länder garantieren.

Metternich erfuhr durch Rumanzow auch diesen Gedanken, und stellte sehr scharfsinnig in seinem Berichte darüber die Frage, ob Oesterreich dann noch selbständig sei? ob Napoleon, wenn es abgerüstet habe, nicht noch andere Forderungen stellen und den Krieg dann erst recht anfangen werde? Die Waffen strecken, heiße in Sclaverei gerathen. Um den Russen für diesen Vorschlag zu gewinnen, spiegelte ihm Napoleon vor, wie wichtig das Ehrenwort der zwei Kaiser wäre; er wolle sogar seine Truppen aus dem Rheinbund-Gebiet zurückziehen, obschon er dieses Versprechen zum Voraus nicht zur Bedingung machen wolle. Metternich meinte, wenn man dies annehme, müßte man auch von Napoleon Abrüstung verlangen; sein Verhalten gegen Spanien hätte den Glauben an sein Wort gründlich vermindert. Uebrigens kam es nicht zu diesem Vorschlag, welcher

zunächst von Alexander ausgehen sollte; einmal wegen der weiten Entfernung Petersburgs von Paris, deshalb sagte Metternich zu Rumanzow: „In den vier Wochen, die Sie zur Reise brauchen, ist die Frage schon entschieden",[1]) und Rumanzow war in seinem Thun langsam; er fürchtete, seinen Kaiser in eine harte, grausame Beschimpfung Oesterreichs hineinzuziehen, und fragte in seiner Gewissensangst wieder Metternich um Rath, der ihm abredete, und so verließ sich Rumanzow nach Art schwacher Menschen, auf die Zeit, die alles heilen werde; er reiste ab, um an der Aufrechthaltung des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich zu arbeiten. Wie Metternich ihm vorausgesagt hatte, nahmen jedoch die Ereignisse einen raschen Verlauf.

Indessen hatte Alexander I. mündlich über den Garantievorschlag mit Schwarzenberg verhandelt, der die Aufrichtigkeit Napoleons bezweifelte und meinte, der Antrag käme zu spät.

Napoleon fordert Hilfe.

Sobald es Ernst wurde mit dem Krieg, wurde Napoleon dringend mit der Aufforderung, der Czar solle sein Wort halten, und Caulaincourt solle Alexander fest anfassen, er rechne auf den Czaren. Ohne den Krieg in Finnland und an der Donau aufzugeben, könne er ihm wohl mit 80.000 Mann zu Hilfe kommen und die österreichische Monarchie im Rücken fassen, um sie in ihrem Vordringen gegen den Rhein zu hindern; er möge ein starkes Heer in Polen aufstellen, um über Galizien herzufallen. Ein Theil seines Heeres, das an der Donau stehe, solle in Siebenbürgen eindringen, eine andere Armee solle gegen Dresden vorstoßen und zwischen das gährende Preußen und das kampfbereite Oesterreich wie ein Keil sich einschieben. Alle Kraft Rußlands solle aufgeboten werden, Napoleon werde in Uebereinstimmung mit dem Bundesgenossen sein Heer in Bewegung setzen; wolle er gegen Dresden losziehen, so werde ihm Napoleon dort die Hand reichen; wolle er mit all seiner Kraft gen Wien vordringen, so werde ihm Napoleon unter den Mauern dieser Stadt Stelldichein geben. Der Czar solle nur sagen, was er thun wolle, aber er solle nur schnell handeln, entschieden, daß man es höre, und vernehmlich sein Schwert ziehen und sein Heer aus den Kasernen unter das Zelt bringen. „Es ist kein Augenblick zu verlieren. Eure Majestät muß Ihre Truppen auf die Grenzen der Feinde werfen, ich habe gerechnet auf den Bund mit Ihnen, aber Sie müssen handeln, ich verlasse mich auf Sie; wenn nur noch eine Hoffnung ist, den Krieg zu vermeiden, so muß Rußland mit seinen Armeen herausrücken und zeigen, daß es mit Frankreich hält und Oesterreich einschüchtern und am Rand des Abgrunds noch zurückhalten. Ist jedoch der Streit unvermeidlich, so kann Rußland die Wagschale schnell sinken machen und die Krisis abkürzen."

Alexander I. weicht aus.

Was that Alexander? Napoleon hatte ihm in Tilsit Theilung der Türkei versprochen, auf jede Mahnung des Czaren aber mit einer Ausflucht nach der andern geantwortet. — Jetzt behandelte ihn Rußland ebenso, auf jede Mahnung vertröstete ihn Alexander auf später, weil ihm bang war vor jeder ernsten Entscheidung, obschon Napoleon ihn mit starken Vorstellungen, mit blendenden Hoffnungen bedrängte, ihm das bezaubernde Bild der Theilung der Türkei und der Eroberung und Theilung des ganzen Orients vorhielt. In

[1]) „Il lui désigna comme le moment de crise les quatre semains qu'il passerait sur le grand chemin".

Entschuldigungen, daß er nicht augenblicklich handeln könne, war Alexander ebenso erfinderisch, als früher Napoleon; je weniger er für den Krieg that, um so eifriger war er in Schmeicheleien gegen Napoleon und in Artigkeiten gegen Caulaincourt.

Schmeichelt Caulaincourt.

Zwei- oder dreimal mußte der Gesandte jede Woche bei Alexander speisen und immer pries der Czar Frankreich, weil es unter der Herrschaft des großen Napoleon stehe, und sprach von seiner Anhänglichkeit an den Bund, seiner Sehnsucht, ihn unerschütterlich zu machen und all seine Versprechungen zu erfüllen; wenn er dann mit Caulaincourt allein war, so erging er sich in nichtssagenden Betheuerungen von Freundschaft und Aufzählungen von Hindernissen, die dem augenblicklichen Ausmarsch der Truppen im Wege ständen.

Rumanzow hilft.

Indeß kam Rumanzow aus Frankreich zurück; zum erstenmal an der Tafel des Kaisers mit Caulaincourt, mußte er seinen Aufenthalt in Paris schildern und verstand sogleich den Wink seines Herrn, mit der Aufzählung der Reize von Paris die Stunde auszufüllen und die Eitelkeit des Franzosen zu kitzeln. Rumanzow sagte, wenn Napoleon mit Einem spreche, so habe man nur noch soviel Geist, als Napoleon gefällig sei, ihm zu lassen. Dann rühmte er das feine Leben in den Tuilerien, die Anmuth der Kaiserin, die Liebenswürdigkeit der Hortense, die Schönheit Paulinens. Nach Paris sollten alle russischen Edelleute gehen, die lernen wollen, was Lebensart sei. Auch die Kaiserin mischte sich in die Unterredung und Alexander stellte immer neue Fragen. Caulaincourt aber merkte wohl, woran er sei. Nach dem Mahle zog ihn der Czar in sein Cabinet, betheuerte hier seine Ehrlichkeit, seine Liebe zu Napoleon, sprach dann aber davon, daß man Nichts überstürzen dürfe. Caulaincourt antwortete damit, Oesterreich überstürze Alles, Wien sei nur noch ein Heerlager. Jetzt sei es höchste Zeit, das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen. Napoleon müsse wissen, wo die Russen eingreifen wollten. Alexander entgegnete: „Ich glaube gern, daß der Friede noch möglich ist; das Cabinet zu Wien habe auf sein Schreiben noch nicht geantwortet und diese Antwort könne der ganzen Lage ein anderes Gesicht geben. Komme es zu ernstlichem Krieg, so werde Rußland nicht zurückbleiben. Ein voreiliges Handeln aber könne den friedlichen Absichten schaden.“ Ueberdies hingen ihm ohnedies schon drei Kriege am Hals, der mit Schweden, der mit den Türken und der mit England. — Rußland habe also im Norden, wie im Süden zu kämpfen, die Flügel rechts und links seines Heeres seien in Anspruch genommen, in der Mitte könne er nicht so rasch vordringen. Auch betonte er, daß die Handelsstörung mit England schwer auf die Einnahmen drücke. — Caulaincourt sprach, mit Geld wolle Frankreich helfen, man könne in Paris ein Anlehen zu Stande bringen. So ging es einige Zeit fort mit Betheuerung der Anhänglichkeit des Czaren, dann sprach er bitter über Oesterreich; die Zuschriften des Ministeriums zu Wien seien so gründlich, daß man sie nicht zu Ende lese. Dann kam wieder ein Schreiben von Napoleon, welches an Waffenbrüderschaft mahnte. „Es ist zu spät,“ sagte Alexander, „auch kann ich meine Grenzen nicht entblößen.“ Dann kam die Fastenzeit, da entschuldigte er sich mit religiösen Pflichten, er könne nicht über Geschäfte sprechen, und theilte dann mit, was ihm aus Stockholm über den Sturz Gustavs IV. berichtet worden war.

Vorwände des Zögerns.

Indeß regte sich für Schwarzenberg die ganze vornehme Gesellschaft in Petersburg und beschworen die Kaiserinnen den Czaren, der Held der

Unabhängigkeit Europas zu werden. Dem Kaiser war der Krieg zuwider, ob Napoleon siegte, ob Oesterreich, war eine schwere Frage für ihn.

Als der Erzherzog **Karl** in Bayern einrückte, so verlangte **Caulaincourt** fest und entschlossen, kraft der Verträge von Tilsit und Erfurt Hilfe. **Schwarzenberg** auf der andern Seite bot auf, was er vermochte, um Kaiser **Alexander** für Oesterreich zu gewinnen. Der Czar äußerte sich endlich entschieden: er könne gemäß seiner Unterschrift nur Frankreich mit seiner ganzen Macht beistehen. Doch ernste Bedenken hielten ihn ab, seinem Versprechen treu zu sein: wenn Oesterreich zertrümmert würde, so wären die kleinen Staaten, die sich aus seinen Gliedern bildeten, insgesammt von Frankreich abhängig gewesen, hätte sich vielleicht ein starkes Polen gebildet, was Czar Alexander am meisten fürchtete, und wäre die Westseite Rußlands für den Feind offen und wehrlos dagestanden, der maßlosen Eroberungssucht Napoleons preisgegeben. Ein großer Zwischenstaat zwischen Rußland und Frankreich war also nothwendig. So mußte also Alexander den Sieg seines Verbündeten fürchten und sich gegen seinen Ehrgeiz zu schützen suchen; er hätte dies thun können, wenn er offen hätte reden mögen, denn Napoleon hatte seine Bedenken vorausgesehen und Caulaincourt bevollmächtigt, Bedingungen für den Frieden mit Oesterreich dem Czaren zu bewilligen. Alexander konnte also entweder vollkommen an Napoleons Seite am Krieg theilnehmen oder gewisse, politische Bedingungen für den Abschluß des künftigen Friedens feststellen und Bedingungen der Sicherheit fordern gegen die Zersplitterung Oesterreichs, gegen die Wiederherstellung Polens und zugleich für sich die Fürstenthümer Moldau und Walachei gewinnen, oder mit anderen Worten, er konnte bedingt oder unbedingt sein Wort halten und Nutzen aus Napoleons Sieg ziehen, wenn er offen sprach. Er that keines von beiden, sondern schlug den Weg ein, der am wenigsten ehrenvoll war. Er versprach Napoleon Hilfe, war aber entschlossen, sie nur zum Schein zu leisten und Oesterreich nur zum Schein zu bekriegen, und statt sein gegebenes Wort zurückzufordern, beschloß er es versteckt nicht zu halten. Er versprach also Frankreich seine Hilfe und Oesterreich einen Scheinkrieg und hielt zugleich Caulaincourt einige Zeit in der Täuschung.

Sorge vor Polen.



Vor dem Hof sagte der Czar: „Die Oesterreicher sollen ihren Uebermuth und ihre Narrheit theuer bezahlen; diese Dummköpfe, die meine Garantie nicht annehmen wollten, werden sich in die Nägel beißen!“ Er schrieb an **Napoleon**: „Eure Majestät kann auf mich zählen; meine Mittel sind zwar nicht groß, denn ich habe schon zwei Kriege auf dem Nacken, doch soll alles geschehen, was möglich ist. Meine Truppen werden zusammengezogen an der Grenze von Galizien und können in kurzer Zeit den Kampf beginnen. Eure Majestät werden darin meinen heißen Wunsch erkennen, mein versprochenes Wort zu halten, und in mir immer einen treuen Bundesgenossen finden.“ Zu **Caulaincourt** sagte er zu gleicher Zeit: „Ich thue Nichts halb; übrigens habe ich mich den Oesterreichern gegenüber

erklärt." Zugleich rief er seinen Gesandten von Wien ab und schickte Schwarzenberg seine Pässe.

Was sagte aber der Czar zu Schwarzenberg, als derselbe sich verabschiedete? Zwar redete er von der unangenehmen Lage, in die ihn das Benehmen Oesterreichs versetze; die Verantwortung für den Bruch laste auf ihm allein. Er, der Czar, müsse halten, was er versprochen habe. Auf diesen Vordersatz folgte ein eigenthümlicher Nachsatz. Er wolle ihm übrigens eine große Probe seines Vertrauens mit auf die Reise geben, in der Versicherung, was Menschen möglich sei, solle geschehen, daß es nicht zum Schlagen komme. Er sei in einer so eigenthümlichen Lage, daß er Oesterreich nur Erfolg wünschen könne; seinen Truppen sei befohlen, jeden Zusammenstoß, jede Feindseligkeit gegen sie zu vermeiden. Uebrigens werde er dafür sorgen, daß der Feldzug so spät als möglich beginne." Entweder wollte Alexander nur warten auf einen rechten Sieg der Oesterreicher, um dann zu ihnen abzufallen, oder er hoffte auf eine lange Dauer des Krieges und hoffte, wenn beide Theile sich müde gekämpft hätten, mit seiner Macht dann als Schiedsrichter aufzutreten.[1]) Jedenfalls täuschte er sich darin, daß er glaubte, Napoleon werde dieses Doppelspiel nicht durchschauen und seinem ehemaligen Freunde geneigt bleiben und ihm den Nutzen gönnen, den er aus der politischen Lage und aus seiner Zweideutigkeit zu ziehen suchte.

Oesterreich stand also allein, trat aber doch muthig auf den Kampfplatz.

---

[1]) Die Verhandlungen Caulaincourts mit Alexander I. sind eingehend mitgetheilt aus den Berichten des Gesandten — in: „Napoléon I. et Alexandre I. L'alliance Russe sous le premier empire. Par Albert Vandal." Paris 1893. Vol. II, pag. 1—53.

Der große Krieg von 1809.

Der Kaiser Franz I. wollte also den Krieg, und zwar auf Leben und Tod, einen Volkskrieg mit allen Mitteln seines Reiches. Beweis ist die Großartigkeit der Rüstungen, die starke Zahl der Reformen.

Erzherzog Karls Reformen.

Zum Generalissimus wurde der Erzherzog Karl ernannt, der Sieger bei Limburg, Würzburg, Engen, Schliengen, Kehl, Ostrach, Stockach, Zürich, Mannheim und Caldiero. Er war unermüdlich, Reformen im Großen und Kleinen durchzuführen, daß das Heer gewinne an kriegerischem Geist, an Zucht, an Leichtigkeit und Beweglichkeit. Er wandte seine Aufmerksamkeit namentlich dem Fußvolk zu. Die Handgriffe mit dem Gewehr wurden vereinfacht, die Truppen geübt, in geschlossener Form wie in zerstreuter Ordnung zu kämpfen, überhaupt sich rascher zu entwickeln, die Aufmärsche wurden im Doppelschritt vollzogen. Das Scheibenschießen wurde eingeführt, Schützenabtheilungen den französischen Jägerabtheilungen gegenüber gebildet. Brutale Behandlung des Soldaten ward untersagt, weil sie das Ehrgefühl vernichte, welches die Seele des Soldaten sein solle. Für die Artillerie wurde ein besonderes Handlangercorps eingeführt, das verloren gegangene Geschütz wurde durch neues ersetzt. Die gesammte Ausrüstung des Heeres wurde vervollständigt. — Jeder der zwölf Heerestheile umfaßte alle Waffengattungen. Die Zahl der zur Verfügung stehenden Kämpfer stieg weit über eine halbe Million; das Patent vom 12. Mai verordnete die Bildung einer Landmiliz; alle zum Kriegsdienst Verpflichteten und Tauglichen sollten vorgemerkt, in Reserve-Abtheilungen zusammengestellt, jährlich einige Zeit in den Waffen geübt und vorbereitungsweise gebildet werden, um zur Ergänzung des Abgangs in die Regimenter einrücken zu können. Die Verordnung vom 9. Juni 1808 befahl, aus allen waffenfähigen, nicht in der Armee dienenden Männern zwischen achtzehn und fünfundvierzig Jahren eine bloß die Vertheidigung des vaterländischen Bodens abzweckende Landwehr zu organisiren. Schon die Masse der Landwehr betrug 300.000 Mann. Das war also ein nationaler Heerbann von hohem Werth. Die Militärgrenze stellte 96.000 Mann mit 1400 Pferden. Das Aufgebot von Ungarn für drei Jahre betrug 50.000 Mann und 20.000 Reiter. Die ganze Streitkraft des Reiches ward auf 725.000 Mann mit 60.000 Reitern veranschlagt. Ein Wetteifer regte sich in Opfern. Der Primas, Erzherzog Karl Ambros von Este, stellte ein ganzes Reiterregiment, ebenso das Neutraer Comitat, Freiwillige drängten sich hiezu in der Ungeduld der Vaterlandsliebe. Ein Wiener Bürger, den das Loos traf zur Werbung zurückzubleiben, erschoß sich über die vermeintliche Kränkung. Die ein-

Landmiliz.

Landwehr.

zelnen Provinzen wetteiferten in Leistungen. Man berechnete, daß 400.000 Mann mit 30.000 Reitern zum Angriff außer Landes verwendet werden könnten.

Kriegsplan. Der Kriegsplan war gut, wenn er schnell ausgeführt wurde, und hätte wahrscheinlich zum Siege geführt, hätte man den Kampf schon im December 1808 begonnen. — Es war ein Volkskrieg im wahren und edelsten Sinne des Wortes, alle Schichten der Bevölkerung waren erregt und auf das feurigste nahm das Volk Antheil.

Steiermark. Wie in einer Landschaft geschah, so in allen andern. Heben wir nur die Steiermark heraus. Hier erließ der Commandirende für Salzburg und Innerösterreich, der Erzherzog Johann, am 16. Juni 1808 einen Aufruf zur Bildung der Landwehr. Sofort übernahmen die Stände die Kosten der Ausrüstung und Erhaltung bis zum Ausbruch des Krieges — und doch war das Land im Jahre 1805 hart mitgenommen worden. Dreizehn Bataillone wollte die Steiermark stellen. Das Grazer Bataillon bestand aus 1404 Mann, darunter 1334 Freiwillige; schon am 17. Juli 1808 wurde es auf dem Glacis vor dem Burgthor besichtigt, zwei Compagnieen waren von Studenten bestellt. Der Grazer Kreis stellte fünf Bataillone, zusammen 6000 Mann. Wir finden lauter Edelleute an der Spitze der Bataillone, die Majore Ludwig von Hummel, Graf d'Avernas, Graf Zenon, Graf Kottulinski. — Die 6000 Mann des Grazer Kreises bildeten eine Brigade; am 24. März 1809 war ihre Fahnenweihe auf dem Glacis vor der Leechkirche. Anwesend waren neben dem Erzherzog Johann die Spitzen der Behörden. Der Dompropst Jüstl hielt die Festrede, der Fürstbischof die heilige Messe und weihte die Fahnen, die der Kaiser geschenkt hatte. Erzherzog Johann überreichte dann jedem Bataillon seine Fahne, das Fahnenband des ersten Bataillons hatte die Kaiserin selber gestickt. Der Tagesbefehl, den jedem Bataillon sein Commandant vorlas, lautete: „Liebe zum Vaterland, Enthusiasmus für Selbständigkeit, Haß gegen alle fremde Tyrannei, erhabenes Bewußtsein des eigenen Werthes, lebendiges Gefühl unserer Kraft, ächter altösterreichischer Sinn gaben der Landwehr ihr Dasein. Ganz Europa erstaunte, wie es nur eines Wortes des Kaisers bedurfte, um die Nation zur Armee und die Armee zur Nation umzuschaffen. Auch Innerösterreich wetteiferte mit den übrigen Provinzen der Monarchie. Edelmann und Bürger, Gutsbesitzer und Staatsbeamter, Bauer und Handwerker, Gelehrter und Kaufmann — Alles, Alles stellte sich in buntgemischten Reihen unter das Panier des Vaterlandes." [1])

Johann Georg Fellinger. Ein Zeichen der damaligen Stimmung in der Steiermark sind auch die Dichtungen des Johann Georg Fellinger,[2]) des Theodor Körner der Steiermark. Er ist 1781 zu Peggau in Obersteier geboren, studirte in Graz die Rechte und gehörte zu jenem Kreise junger Männer, auf welche der damalige Professor der Weltgeschichte, Julius Schneller, einen begeisternden Einfluß ausübte; Schneller besaß ein Herz, das für alles Große und Schöne glühte und die Macht des Wortes in hohem Grade. Fellinger machte die glänzendsten Fortschritte in seinen Studien. Da nahte der Krieg von 1809 und Fellinger trat mit seinem greisen Vater und zwei Brüdern in die Landwehr. Seine melodienreichen Lieder

---

[1]) Vgl. Dr. Martin Mayer, Steiermark im Franzosen-Zeitalter, S. 185—186.

[2]) Vgl. meinen Abriß der steirischen Geschichte — in: „Ein treues Bild der Steiermark", S. 475, Graz 1860.

sind jetzt von Kampfslust geschwellt. In der Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands verliert er den Glauben nicht an die große Zukunft seines Volkes:

„Und ewig, ewig wirst du Sprache bleiben,
Dein Volk sowie dein Wesen sind sich treu,
In deinen Zeichen wird die Wahrheit schreiben;
Dein Waffenruf macht die Geschlechter frei.
Und wenn Jahrhunderte vorüber wallen,
Wirst du wie Geisterton der Helden hallen,
Und schläft die Kraft im weichen Enkel ein,
Wirst du der Wecker seines Geistes sein."

Fellinger trat als Officier in die Linie ein und machte den Feldzug in Italien mit. In dem Treffen an der Piave wurde er verwundet und gefangen nach Frankreich gebracht. In Folge der Verwundung verlor er sein rechtes Auge. Den Wiederbeginn des Kampfes, 1813, begrüßte unser Dichter mit den schönsten Liedern: „Huszarenmarsch", „Kampf des Rechtes", „Schlachtgesang". Den feurigsten Wunsch seines Lebens, noch einmal den Kampf für Freiheit und Recht mitzumachen und die frühere Schmach seines Vaterlandes rächen zu helfen, konnten seine Oberen jedoch nicht erfüllen, da sie, unbefangener als er, seine geschwächte Sehkraft würdigten. Er wurde supplirender Auditor, kam in Berührung mit den Kranken, erkrankte selber am Typhus, der die Kraft seines Lebens untergrub. 1815, beim Wiederausbruch des Krieges, konnte Fellinger die Glut nach Kampf wieder nur in Liedern austönen; die tiefste Melancholie bemächtigte sich seiner und löste die feinen Fäden seines Daseins. Der Dichter starb 1816. Sein Wunsch auf dem Siegesfeld zu fallen, und daß der letzte Bruder die Asche des deutschen Sängers liebend in die Heimath trage und bei der Mutter und den Brüdern einsenke, ging nicht in Erfüllung; seine Hoffnung:

„Wenn dann einst dem frühergrauten Blinden
Dort herüber Licht und Klarheit strahlt,
Soll sein Schwanensang der Nachwelt künden,
Daß er fröhlich seine Schuld gezahlt;
Daß sein Bild sich dann erneue,
Manch stiller Denker auch ein Blümchen streue" —

scheint vereitelt, denn selten wird seiner gedacht.[1])

Steins Urtheil.

Aehnliche Berichte, wie vorstehender aus der Steiermark, könnten aus jedem Kronlande angeführt werden. Hören wir nur, was der berühmte **Stein** aus **Brünn** an die **Prinzessin Louise** schreibt:[2]) „Ich wünschte, Eure königliche Hoheit wären Zeuge von den Aeußerungen des vortrefflichen Geistes, der in dieser Monarchie herrscht; man leistet mit Bereitwilligkeit jedes Opfer, um das kostbare Gut der National-Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten. Sie sehen Menschen von jedem Stand, von jedem Alter an dem allgemeinen Kampf freiwillig Theil nehmen und in die Landwehren eintreten."

Ungarn.

Auch die **Ungarn** theilten diesmal die Stimmung von Oesterreich und boten einmüthig in Begeisterung ihre Kraft auf zur Verstärkung des gemeinsamen Reiches. Daran war Schuld die offene und hochherzige Art, mit welcher

---

[1]) Darum glaubt der Verfasser dieses Werkes ihm ein Blümlein auf sein Grab legen zu sollen.

[2]) **Pertz**, Steins Leben. Bd. II, S. 367.

der Kaiser den Reichsrath eröffnete; Schuld die Schönheit und Alles bezaubernde Liebenswürdigkeit der Kaiserin Ludovica, die während dieses Reichstages gekrönt wurde, Schuld die Klugheit und der Eifer des Palatins Joseph, des Bruders des Kaisers; dann die Regsamkeit und Treue des Primas Karl, des Bruders der Kaiserin. Dazu kam die Aenderung der Ansicht über Napoleon seit seinem Einschreiten in Spanien; hielt man ihn bisher für einen Befreier, so sah man jetzt in ihm den harten Tyrannen der Völker. Je widerstrebender der Reichstag von 1807 gewesen war, um so fügsamer war der von 1808 und erregte durch seine Bedeutung die Aufmerksamkeit von ganz Europa.[1])

Reichstag 1808.

Wille und Rede des Kaisers.

Franz I. wollte eine Umgestaltung der bisherigen militärischen Verfassung Ungarns: das Reservesystem sollte eingeführt und die Insurrection, die bisher nur von Zeit zu Zeit im Augenblick drohender Gefahr zusammentrat, zu einer dauernden Einrichtung erhoben werden, und sollten die ungarischen Infanterie-Regimenter auf dem Weg der Stellung und nicht durch Werbungen ergänzt werden. Den Reichstag, der auf den 28. August 1808 nach Preßburg einberufen war, eröffnete der Kaiser mit einer Ansprache, die ihm die Herzen gewann: „Ich erwarte mehr von Euch, als die Krönung der Königin, ich erwarte Vorsorge für die Sicherheit des Landes. Die Augen aller Völker ganz Europas sind auf Euch Ungarn gerichtet. Eure Verfassung bildet Euren Ruhm und Eure Glückseligkeit. Ich bin nicht weniger stolz darauf, mich Euren König zu nennen. Seid bestrebt, daß Ihr auch weiterhin Ungarn bleibet und Eure vortrefflichen nationalen Eigenschaften in voller Kraft erhaltet. All Eure Sorge sei dahin gerichtet, daß das Vaterland für ewige Zeiten glücklich aufrecht bestehe." — Diese edlen Worte wirkten so mächtig, daß die Stände ihren König baten, unmittelbar nach der Krönung der Königin die Mittel zur Sicherheit und Vertheidigung des Landes in Erwägung ziehen zu dürfen. Am 9. September 1808 fand unter einzigem Glanz und unermeßlichem Jubel die Krönung statt. Beim Festbankett, zu dem sechshundert Gäste geladen waren, tranken Kaiser Franz und seine Gemahlin auf das Wohl der Nation. In einer mit schlagenden Gründen verfaßten Schrift, die den Namen des Verfassers nicht nannte, setzte der Palatin Joseph die Lage Europas auseinander und daß Oesterreich-Ungarn das einzige Bollwerk der Freiheit Europas sei, daß Oesterreich zum Siege der Mithilfe Ungarns bedürfe und daß also von den Magyaren die Selbständigkeit der Völker abhänge, daß darum die Vertheidigungs-Anstalten Ungarns verbessert werden, daß eine Reserve geschaffen werden müsse, welche im Falle des Glückes den Sieg fördern und im Fall einer Niederlage, als Stützpunkt zu dienen vermöge. Im bevorstehenden Krieg handelt es sich um Sein oder Nichtsein. Ist uns bestimmt zu fallen, so wollen wir groß und mit Ehren fallen, die Achtung der Zeitgenossen und den Ruhm in der Nachwelt verdienen. — Das hieß diese auf ihren Ruhm und ihre Freiheit stolze Nation in ihrem Lebenskerne erfassen. Die Folge davon war, daß die Stände ihren König mit einer militärischen Dictatur auf drei Jahre bekleideten;[2]) daß er berechtigt war, auch ohne einen Reichs-

---

[1]) Eduard Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1890. Bd. II, S. 286—297.

[2]) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 294—295.

tag einzuberufen, die Insurrection aufzubieten, und im Falle eines Angriffes des Feindes die Insurrection auch jenseits der Grenze zu verwenden; zur Vermehrung des stehenden Heeres wurden außerdem 30.000 Rekruten bewilligt, und wenn diese ihm während des Krieges nicht genügen sollten, würden weitere Hilfsmittel auf einem für kurze Zeit einzuberufenden Reichstag zur Verfügung gestellt. Bei der Bewilligung der Rekruten solle diesmal die Stellvertretung nicht gestattet sein.

Das war hochsinnig, ein edler, kriegerischer Geist wehte durch Ungarn, wehte durch ganz Oesterreich und vermehrte die Kraft und das Ansehen der ganzen Monarchie. Begreiflich, daß Franz I. diesen Reichstag nur „den schönen" nannte, daß er zum Dank eine ungarische Kriegsakademie stiftete, Ludoviceum genannt, zu Ehren der eben gekrönten Königin, daß er den Reichstag am 5. November mit den Worten schloß: „Wir waren verbunden, wir sind verbunden und werden es bleiben, bis der Tod uns trennt!" [1])

Dieser Stimmung entsprachen auch die Proclamationen des Kaisers Franz I. und des Erzherzogs Karl. — In gleichem Sinne sind die Aufrufe an die Tyroler.

Kaiser Franz I. erklärte in einem Manifest vom 8. April 1809 „An die Völker Oesterreichs!" nicht minder edel und warm:

Manifest des Kaisers

„Ich verlasse meine Hauptstadt und begebe mich zu den tapferen Vaterlandsvertheidigern, welche zum Schutze der Monarchie auf der Grenze versammelt stehen. — Seit drei Jahren habe ich Alles gethan, um Euch, geliebte Unterthanen, die Segnungen eines dauerhaften Friedens zu verschaffen. Kein, mit Euerem Wohle und mit Eurer Selbständigkeit vereinbares, auch noch so schmerzhaftes Opfer war mir zu theuer, um durch friedliches Einvernehmen mit dem Kaiser der Franzosen Eure Ruhe und Wohlfahrt zu sichern. — Aber, meine Bemühungen waren fruchtlos. Auch die österreichische Monarchie sollte dem Ehrgeize des Kaisers Napoleon unterliegen; und sowie er Spanien zu unterjochen trachtet, das heilige Oberhaupt der Kirche mit Uebermacht mißhandelt, die Provinzen Italiens sich zueignet und jene Deutschlands nach Willkür verschenkt und bedrückt, ebenso sollte auch Oesterreich dem großen Reiche huldigen, das er seit Jahren laut ankündigt. Ich habe alle Maßregeln ergriffen, um die Selbständigkeit der Monarchie zu behaupten. Ihr seid meinem Zurufe gefolgt, Eure Vaterlandsliebe ist ihm zuvorgekommen. Empfangt meinen Dank, den einst meine und Eure Enkeln wiederholen werden. Bloß Selbstvertheidigung, nicht Angriff, war unser Zweck. Aber der Eroberer kann nicht ertragen, daß der Regent und sein Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seien, seinen Anstrengungen zu widerstehen. Er erklärte sich feindlich gegen Oesterreich, wenn es nicht seine Vertheidigungsvorkehrungen einstellte, und sich unbewaffnet seiner Willkür preisgäbe. — Der unwürdige Antrag ward verworfen, und nun ziehen seine Heere gegen uns. — Ich vertraue auf Gott, auf die Tapferkeit meiner Armeen, auf die heldenmüthige Leitung meines Bruders, der an ihrer Spitze steht, auf Euch, geliebte Völker."

---

[1]) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 295.

Erzherzog Karl

Vom edlen Geiste, der damals ganz Oesterreich durchdrang, und in dem es die ungeheuersten Opfer brachte, ist der in meisterhafter Sprache abgefaßte Armeebefehl, welchen der Erzherzog Karl am 6. April 1809 erließ, nur ein Spiegel.

an sein Heer.

„Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten. — So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und so lange diese Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker, so lange schwieg jede schmerzliche Empfindung in dem Herzen unsers gütigen Monarchen. Aber wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere glückliche Selbständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren, wenn Nationen um uns fallen und rechtmäßige Regenten von den Herzen ihrer Unterthanen losgerissen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oesterreichs gesegneten Staaten und ihren ruhigen, glücklichen Bewohnern droht: so fordert das Vaterland von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit. — Auf Euch, meine theuren Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben! Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen! Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen! — Auf Euch wartet ein schöneres Loos: die Freiheit Europas hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; Eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und Eure deutschen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlösung. Ihr gehet in rechtlichen Kampf, sonst stünde ich nicht an Eurer Spitze. — Wir werden auf den Feldern von Ulm und Marengo, an die uns der Feind so oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg und Osterach, von Liptingen und Zürich, von Verona, der Trebbia und Novi erneuern; wir wollen unserem theueren Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen. Aber wir können das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen: unbedingte Folgsamkeit, strenge Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr sind die Begleiter der wahren Tapferkeit. Nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen, führen zum Siege.“ —

Aufruf an die Oesterreicher,

Dem Einmarsch gingen Proclamationen voran, die wahre Meisterstücke in Sprache und Darstellung der Geschichte des Landes und seiner Drangsale waren. Kein Kaiser hat in schönerem Deutsch zu seinem Volke gesprochen, als Franz I. in seinem Manifeste und der Erzherzog Karl an seine Tapfern. Wirksam war ein Aufruf an die Tyroler.

an die Tyroler.

„Auf, Tyroler, auf! Sie ist da, die Stunde Eurer Erlösung! Den Kaiser Franz rufen noch einmal die Pflichten für das Kaiserhaus, für die Monarchie, zu den Waffen, die nun, nachdem ringsum Alles entwaffnet, unterjocht, einverleibt und zerstückelt ist, wie ein Fels aus der Sündfluth hervorragt, als der europäischen Freiheit einzige und letzte Wehrmänner!

Der letzte Hort der Freiheit.

„Der Vernichter aller Fürstenhäuser, der Todfeind aller Freiheit und Selbständigkeit, in seinem offenbaren Streben nach der geistlichen und weltlichen Ober-

herrschaft der Welt, ließ dem Kaiser nur eine kurze und unvermeidliche Wahl, entweder gleich jetzt das Schwert zu ziehen, zur Nothwehr und jetzt, wo seine Hände noch beschäftigt sind, dem edlen, stolzen Spanien das Fremdlingsjoch aufzuzwingen, oder aber still zu warten, bis er nach der Ausödung Spaniens alle alten und neuen Kräfte der Bezwungenen und Eingeschläferten gegen Oesterreich führe, um dieses letzte und einzige Hinderniß seiner Herrschsucht zu sprengen. Hat er das nicht schon ungescheut angekündigt? Nannte sich nicht schon Joseph Bonaparte einen Erzherzog von Oesterreich und Grafen von Habsburg?

Kampf oder Knechtschaft.

„Die Wahl ist geschehen. Schauet auf uns. Schon ist Alles in Bewegung, auf daß der große Entschluß nicht nur gefaßt sei, sondern auch mächtig vollzogen werde. Schauet herüber, wie die unerschöpflichen Kräfte der Welt und des sich selbst getreuen Oesterreich sich regen! Schon sucht der Erzherzog Karl die Felder des Sieges, schon erblickt Ihr an Euren Landmarken die schwarzgelben Fahnen unter dem Erzherzog Johann, „dem jeder Fleck Eurer Erde bekannt und theuer ist, der keinen höheren Stolz kennt, als ganz der Eurige zu sein!“ — Unmöglich ist, daß wieder eine Trennung werde wie 1805. Wer fühlt nicht tief und lebendig, es gelte diesmal, und zwar für immer, der Erhaltung oder dem Fall des ganzen Kaiserreichs? Auf die Tyrolischen Alpen, von Maximilian und Karl V. der Schild und das Herz Oesterreichs genannt, haben unsere alten Fürsten gebaut und getraut, bauen und trauen auch wir, im unüberwindlichen Vereine mit Salzburg und Innerösterreich — Meister des Schicksals von Deutschland und Italien. Ein Unfall in Tyrol oder Italien kann nicht mehr die Räumung Tyrols nach sich ziehen. Nein, diese Höhen, diese Pässe sollen gehalten werden bis auf den letzten Mann, damit müssen wir gewinnen oder ersetzen, was etwa anderwärts mißlingen mag. Der Feind soll fühlen, daß wir aus vielfältigem Unglück das Geheimniß erlernt haben, ihm die Spitze zu bieten; er soll an unserer Eintracht, an unserer Treue und wiedererrungenen Freiheit erfahren, was einst das weltherrschende Rom an den Parthern, was die Araber in Asturien, die Türken an Skanderbegs Epirus, was Frankreich in den Cevennen, in der Vendée und letzthin auch noch durch eine Handvoll Montenegriner, was es vor Saragossa und in der Sierra Morena erfuhr.“

Hier wird nun erinnert, daß der Preßburger Friede von Bayern wie von Frankreich gebrochen worden sei. Dieser unglückliche Friede habe das Band gelöst, welches 443 Jahre lang Tyrol mit Oesterreich verknüpfte. „Tyrol wurde abgetreten, aber nicht preisgegeben der Willkür eines erzürnten Siegers oder der Begier eines für seinen Treu- und Lehensbruch belohnten Nachbars. Nein, auch in der bitteren Stunde der Trennung habe der Kaiser noch für die Erhaltung der allen so theuern Verfassung gesorgt. „Tyrol wurde abgetreten mit feierlichem Vorbehalt aller seiner Rechte und althergebrachten Freiheiten, nur auf dieselbe Art, unter denselben Titeln und Rechten, wie der Kaiser Tyrol besaß — und nicht anders.“ Das bayrische Patent vom 14. Januar 1806 versicherte auch, die Tyroler sollten nicht nur bei ihren wohlerworbenen Rechten und Freiheiten bleiben, sondern auch ihr Wohlstand im höchsten Grade befördert und die Wünsche der getreuen Landschaft jederzeit mit ganz besonderer Aufmerksamkeit vernommen werden! In feierlicher Audienz versicherte der König den Abgeordneten aus Tyrol, „kein Jota soll an der Verfassung geändert werden“. Aber Bayern konnte sein Wort nicht halten. „Ihr galtet ihm nur für eine kostbare Festung, die es für Frankreich, ungern genug, erhalten mußte, die es gar zu gern um das erste beste, einträglichere Land wieder hingeworfen hätte! Völker ohne Freiheit,

Bruch des Friedens

und aller Versprechen.

unter Fürsten ohne Freiheit, das ist das Trauerspiel unserer Tage!" — Um eine schnöde, nur die Last seiner Ketten vermehrende Vergrößerung hat Bayern die eigene Freiheit verkauft, wie hätte es Euch die Eurige lassen können, ohne seines eigenen Zustandes dadurch immerwährend zu spotten? Noch jetzt läßt sich ja Bayern äffen mit Aussichten auf reiche Beute aus der Zertrümmerung Oesterreichs; durch so viele, schreckende Beispiele noch immer nicht gewarnt, daß, wenn Oesterreich fiele, Bayern wie Spanien seiner angeborenen Fürsten beraubt, nur einen Theil ausmachen würde von dem großen, neuen Reiche, zu dessen Beherrschung sich gewiß noch irgend ein Bruder, Vetter oder Marschall Napoleons finden würde!

„Wo waren wenige Monate darauf Euere Stände, Euere Verfassung, Euere Rechte und Freiheiten, wo der so lang angekündigte erhöhte Wohlstand? Die Landesordnung, das Landlibell, die Zuzugsordnung, die Selbstvertheidigungspflicht, die Landtagsschlüsse — wo sind sie? — sie modern vergessen in den Archiven Eurer Unterdrücker!

An den Klerus!

„Diener des Altars! Euch haben sie zuerst, Euch haben sie mit der geifernden Erbitterung angegriffen! So lag es in ihrem Plan, so mußte es kommen. Wie ein Volk seiner Freiheit, ja sogar seines Namens beraubt werden, wie aller Gemeinsinn weichen und einer knechtischen Unterwerfung Platz machen soll, wie konnte man das besser anfangen, als indem man den allerneuesten Streich gleich auf das Heiligste führte? Fällt dieses, duldet der freie Gebirgsbewohner solchen Frevel, so mögen die Unterdrücker sicher frohlocken über das unfehlbare Wahrzeichen, daß sie Alles mit ihm anfangen können, daß der gute Geist der Väter völlig gewichen sei, die für Glaube und Verfassung willig Gut und Blut eingesetzt haben. Aber, Gott sei gelobt, die schmachvolle Rechnung hat sie betrogen. In seinem Innersten empört, hat der Tyroler knirschend hingesehen auf die mit einem Federzug der uralten Existenz beraubten Abteien und Klöster, auf das gestohlene und verschleppte Kirchengut, auf die vertriebenen Bischöfe und Priester, auf die gesperrten und entheiligten Kirchen, auf die absichtlich an Juden verkauften Kelche, auf die Wuth, zu neuern und zu zerstören, durch welche Hunderte von ehrwürdigen Banden mit vermessener Ungeduld zerrissen worden sind.

„Eine höhere Schickung hat den gerechten Zorn des Tyrolers zurückgehalten bis zur Stunde der Erlösung. Jetzt ist sie da. Nun ist es an Euch, Diener der Kirche, die ersten hervorzutreten, um die Schmach des Hauses des Herrn zu rächen und auf den Kanzeln, im Beichtstuhl, am Altar — Donnerworte zu reden! Leget die Hand aufs Herz; ist es nicht eine heilige Sache, für die wir Euch aufrufen, die Sache des Glaubens, die Sache der Freiheit? — Auch Bonaparte kennt Eure Macht über die Gemüther. Auch er, welcher das sichtbare Oberhaupt der Kirche in harter und dürftiger Gefangenschaft hält, spendet gleichwohl unermüdet in allen Theilen der Erde, an welche er die blutbefleckte Hand legt, Euch Priestern zuerst Worte des Trugs, um durch Euch den Muth der betrogenen, mißhandelten Nationen zu lähmen. Er hat erfahren, was Volks- und Meinungskrieg ist — und zittert davor. — Wie in Aegypten den Koran, so will er in Europa das Evangelium und bald den Talmud mißbrauchen, damit er die Völker ungestraft beraube, fessle oder würge — aber des Antiochus Gebet ist nicht durch die Wolken gedrungen!

An den Adel!

„Ihr Ritter und Herren vom Adel! — daß wir vor dem Gesetz in Rechten und Abgaben alle gleich waren, war der Edelstein der ehrwürdigen und zertrümmerten Verfassung, und es ist ein schöner Charakterzug, daß wir in unseren

Jahrbüchern nicht finden, der Adel hätte je begehrt mehr zu sein auf Kosten seiner Mitbürger, oder mehr zu haben als einen berühmten Namen, und auch diesen mißgönnen Euch die Bayern und wollen, Ihr sollet Euren Adel erst beweisen, und, was Jahrhunderte lang gegolten hat, einer neuen Prüfung unterwerfen, wie denn überhaupt bei ihnen Nichts gilt, was nicht von ihnen kömmt, als wenn sie die Macht hätten, ebenso alten Herzens- und Wappenadel zu verleihen, wie sie fortan Siegel und Pergamente machen können.

„Und Ihr, von Städten und Gerichten! Emsige Bürger- und Handelsleute, fromme, redliche Bauern! was regt sich in Euch, deren Gewerbs- und Handelsinteressen dem übermüthigen Italien durch einen Vertrag geopfert wurden, dessen Folgen Ihr erst bei einem Seefrieden recht fühlen werdet? In Euch, die Ihr mehr oder minder alle leidet unter der unweisen und nur auf augenblickliches Plus in den Zollkassen berechneten Veränderung des Transito? In Euch, deren Brüder und Söhne, trotz des allzu fühlbaren Mangels arbeitsamer Hände beim Wein- und Ackerbau, der Conscription unterworfen und hinweggeschleppt werden sollen zu streiten gegen Oesterreich, ihren rechten, natürlichen Erbherren, oder nach Spanien, oder wider Russen und Preußen, wider die ja schon all' Eure deutschen Brüder ihr Blut verspritzt und zum Lohn dafür noch ehrenrührigen Tadel und Hohn eingeerntet haben. Verspottet haben die Bayern Oesterreichs Bancozettel. Freilich haben Sie Euch mit Papiergeld verschont und verschonen müssen, weil dazu Credit gehört, den sie nirgends finden. Gleich einem Wunder haben sie die Schnelligkeit gepriesen, mit der sie Euch von diesem Uebel befreiten, durch den Verlust der Hälfte Eurer Habe, durch drückenden Geldmangel, durch Unwerth der vorhin theuer angekauften und noch immer hochbesteuerten Realitäten, durch Zahlungsunvermögenheit und Executionen ohne Ende, durch die so mancher bedrängte Hauswirth sein Obdach und den mit saurem Schweiß bestellten Acker verlassen, und Taglöhner werden, oder mit Weib und Kind das Mitleid derjenigen ansprechen mußte, die barmherziger waren, als seine, stets Menschenliebe und Großmuth, freilich nur im Munde, führende Regierung. Und überdies, so empfindlich es auch den österreichischen Finanzen fallen mag, es sollen Euch keine Bancozettel mehr aufgedrungen werden, das sei Euch der größte Beweis, was Oesterreich von Euch hofft, was es bereit sei, dafür aufzuopfern, daß eine so edle Perle wieder in seiner Kaiserkrone glänze!

An die Bürger.

Conscription.

Bancozettel.

„Tyroler, Tyroler! Was fühlt Ihr denn bei diesem nun verbannten, sonst so vertraut anklingenden Namen? — Nach dem Sturze aller Eurer Urrechte und Gesetze ist auch dieser, ehehin stets rühmliche Namen verboten, sowie es bei dem allergrößten Verbrechen zum ewigen Schanddenkmal den Kindern verboten ist, des lasterhaften Vaters Namen zu führen!

Südbayern.

„Nach den Flüssen ist nun Tyrol eingetheilt und benannt, damit, wie das Wasser ohne Farbe ist und ohne Geschmack, also auch Ihr ohne Leben und Gemeinsinn sein sollet, stumpf gegen die böslichste Mißhandlung. Vergleichet nun mit diesem traurigen Zustand, ohne Constitution, ohne Kraft, ohne Freiheit, ja ohne Namen, vergleichet damit die vorige Wohlfahrt und die unzähligen Gutthaten Eurer alten österreichischen Fürsten, gedenket der durch Friedrich mit der leeren Tasche wiedergeborenen Gleichheit aller Stände, der herzinnigen Vorliebe des großen Maximilian — der ehrenden Aufmerksamkeit Karls V., der sanften Pflege alles Schönen und Nützlichen unter Erzherzog Ferdinand und dem Deutschmeister Maximilian — jener kräftigen Handhabung innerer und äußerer Sicherheit durch Claudia wider Franzosen, Schweden und Uebelgesinnte.

Lob der alten Fürsten.

„Waren die Bayern bei Strub und Iglau unwiderstehlicher als die, welche in dem ewig unvergeßlichen Jahre 1703 der sieggewohnte Max Emmanuel in unsere Thäler geführt hat? Sind Napoleons Marschälle größere Helden, als Catinat und Vendôme, deren Ruhm dazumal an unseren Felsen scheiterte? Fraget Eure Greise, wie die große Theresia im Kampf wider halb Europa ihr väterliches Erbe behauptet hat, das der Bayernfürst bereits in seinen Titeln führte? Erinnert Euch, wie selbst Joseph II. ganz anders reformirte, und welche große Gefahren Ihr unter Franz, unter Oesterreichs Schirm zum ewigen Ruhm glücklich bestanden habt!

„Und wenn Ihr alles das, und wenn Ihr wieder dessen gedenkt, wie Bayern durch den treulosen Bruch der Bedingungen des Friedens, unter dem es Tyrol erhielt, und aller seiner schönen Verheißungen sich seines Rechtes selber verlustiget, und daß Ihr ihm niemals einen Eid der Huldigung geschworen habt, — bleibt dann in Eurer treuen Brust noch Raum für einen andern Gedanken und kennt Eure Zunge noch ein anderes Wort als Erlösung?!"

Kurzer Ruf zum Kampf.

Neben diesem ausführlichen und die gegründeten Klagen der Tyroler hervorhebenden Aufruf ist ein kürzerer, bloß für das gemeine Volk, gedruckt worden, der aber folgenden kraftvollen und packenden Schluß hat: „Wohlan denn, so geschehe rasch und einhellig, was zur schleunigen Befreiung des Vaterlandes Noth thut. Pulver, Blei, das sei die Speise für Eure Feinde, die auch die unserigen sind; sie sollen den Weg zu ihrem feilen Herzen sicherer finden, als Euer Unglück und Eure Bitten ihn gefunden haben. Gewehr, Pulver, Blei und ein alttyrolisches Herz bringt uns entgegen, alles Uebrige mag der Feind rauben. Wir versichern Euch dafür Ersatz und Rache. Der ist ein Feiger und Verräther, der sich wegschleppen läßt als Rekrut unter ihre Fahnen. In Feld und Wald, und ins hohe Gebirg, in diese Freistätten, welche Gott selbst Euch so nahe hingesetzt hat, dahin flüchtet Eure Jünglinge; wir, Eure Retter, sind ja nah, empfangen Euch mit offenen Armen, führen Euch in wenig Tagen in die Heimath zurück. Hütet Euch ja, früher loszuschlagen, als die Oesterreicher innerhalb Eurer Grenzen stehen; lasset Euch darüber durch keine voreiligen oder boshaften Nachrichten täuschen. — Trotzet nicht der offenen Gewalt zahlreicher Feinde, aber lasset sie auch niemals auf die Höhen, dort müsset Ihr Herren bleiben, sie Tag und Nacht in ewiger Unruhe erhalten und so durch unaufhörlich kleinen Krieg sie nach und nach aufreiben. Schneidet ihnen Lebensmittel und Nachrichten ab, so verlieren sie den Muth und ergreifen eine schimpfliche Flucht. Wie Ihr die Oesterreicher über Euern Grenzen seht, so verkündigen Kreidefeuer und Glockengeläute diese Freudenbotschaft allsogleich im ganzen Land! Jung und Alt erhebe die Waffen für Kaiser und Vaterland, für Freiheit und Wohlfahrt, für das große Werk der Erlösung!" [1])

Diese Aufrufe sind Meisterstücke in der Art mit dem Volke zu reden. Sie sind von Hormayr verfaßt, der in dieser Tyroler Erhebung eine große Rolle spielt, so daß seines Vorlebens näher zu gedenken ist, zumal er auch in der österreichischen Geschichtschreibung ein Name von hoher Bedeutung ist.

Hormayr.

Joseph Freiherr von Hormayr wurde zu Innsbruck 26. Januar 1781 geboren, sein Vater war dort erster Landrath. Der Name Hormayr [2])

---

[1]) Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809, Bd. I, S. 227—234.

[2]) Villicus in palude, in luto; Hor = Sumpf, Koth, lebt noch im Namen Hornung.

bedeutet Maier im Moos. Die Mutter war eine Mayerhof. Das Stammschloß der Mayerhofe im Zillerthal wurde 1369 in einer Fehde zwischen Bayern und Oesterreich um Tyrol gebrochen. Die Hormayr waren zur Zeit der Margaretha Maultasch zu Augsburg und Rosenheim als Bürger seßhaft. Ein Lorenz Hormayr stand im Dienste Maximilians I. und führte das Postwesen in Tyrol durch, daher das Posthorn im Wappen der Familie, auch machte er von der Stadt Hall an den Inn vollkommen schiffbar, daher übertrug ihm der Kaiser das oberste Schiffsmeisteramt in Tyrol und sämmtlichen Erblanden, und stellte 1518 der Familie einen Adelsbrief aus.[1]) Leopold I. ertheilte der Familie von einem Edelsitz außerhalb Innsbruck das Prädicat „von Hortenburg". Der Großvater unseres Geschichtschreibers wurde unter Maria Theresia tyrolischer Kanzler und Geheimer Rath, Mitglied des Stephans-Ordens und in den erbländischen Reichsfreiherrnstand aufgenommen. Vorliebe für Classiker, für Geschichte und Kunst, war wie erblich in der Familie.

Familie

Diese Eigenthümlichkeit zeigte sich auch beim letzten Träger des Namens und Stammes, bei unserem Joseph Hormayr. Schon als Knabe zeigte er eine Leidenschaft für die vaterländische Geschichte, wie für die Schriftsteller der Alten, und ein wunderbares Gedächtniß. Die drei ersten Gesänge der „Aeneide" konnte er abwärts und aufwärts fehlerlos hersagen, noch in späteren Jahren waren ihm zehntausend bis zwölftausend Verse aus den Classikern, die Folge aus den europäischen Dynastien und ihre Stammbäume geläufig. Namen, Zahlen-, Orts- und Sachgedächtniß waren bei ihm gleich stark. Er begriff, was er las, leicht und schnell, verarbeitete rasch und hielt zähe fest, was er in seiner Lesewuth verschlang. Wie die Geschichtschreiber des Alterthums durch ihre Formvollendung ihn fesselten, so die des Mittelalters mit ihrer Losung „Glaube, Liebe und Ehre". Mit seiner feurigen Phantasie stellte er sich in die Ereignisse hinein. „Gedichtet muß die Geschichte sein," pflegte er zu sagen, „aber erdichtet darf Nichts darin sein." Dabei war er feuriger Patriot. Seine Losung war: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!" — und „Tyrol glücklich unter Oesterreich, und vor und mit Oesterreich mächtig gegen jede fremde Gewalt!" — Sein Fleiß war beharrlich, die Zahl der Geschichtschreiber, die er schon als Gymnasist in Innsbruck las (1790 bis 1794), setzt in Erstaunen. Begeistert hat ihn namentlich die Schweizergeschichte des Johannes von Müller zum Plan, für Oesterreich Aehnliches zu liefern. Die historisch merkwürdigen Orte, Schlösser, Kirchen seiner Heimath, hat er als Erholung in den Ferien bereist und dort Begeisterung für das historische Leben geschöpft; er sammelte Urkunden, Siegel, Wappen, Stammbäume, Chroniken einzelner Städte, Klöster, Communen. Jemehr er das Leben begriff, wie es geworden, umsomehr wurde er der Revolution abgeneigt, die alles historische Leben zerstörte, und glühend haßte er sie und ihren größten Vertreter, wie Hannibal die Römer. Er arbeitete Monographien aus, so 1794 die „Geschichte der Cistercienser-Abtei Stambs", so 1795 die „Geschichte der Grafen von Andechs", nachherigen Herzoge von Meran, die 1796 in Innsbruck gedruckt wurde; so arbeitete er ein „Lexikon für Tirol und Vorarlberg" aus, das bis zum Buchstaben M gedieh. Nach Vollendung seiner juridischen Studien wurde er beeidigter Praktikant beim Stadtgerichte in Innsbruck. Sein Eifer für Geschichte führte zur Bekanntschaft mit bewährten Forschern in diesem Fache, so mit Puell, von dem

Jugend

Studien.

Erste Schriften.

[1]) Biographische Züge aus dem Leben deutscher Männer. Bd. I, Joseph Freiherr von Hormayr. Leipzig 1875. S. 1—6. Unleugbar Selbstbiographie.

das „Leben des heiligen Hartmann" erschienen ist, der erst Propst in Klosterneuburg, dann Bischof in Brixen war. Von dieser Bekanntschaft datieren Hormayrs „Beiträge zur Geschichte des Mittelalters", so mit Paprian, so mit Cassian Huber, der das alte Aguntum zum Gegenstand seiner Forschungen machte.

Hammer.

1798 kam der große Orientalist Joseph von Hammer, geboren 1774 in Graz, das auf diesen seinen Sohn stolz zu sein allen Grund hat, nach Innsbruck, auf einer Reise nach Venedig, die er 1800 beschrieb und in der er auf den jungen Historiker aufmerksam machte. Hammer, der, wie der Atlas nach der Sage das Himmelsgewölbe auf seinem Haupte trug, so das gesammte Wissen und Dichten des Orients in seinem Haupte trug, wurde der Freund Hormayrs und vermittelte seine Befreundung mit Johannes von Müller: von beiden kamen ihm wohlwollende Anregungen zu.

Johannes von Müller.

Im Jahre 1799 nahm Hormayr Antheil an dem Zuge der Tyroler gegen die Franzosen im Oberinnthal, und hatte in diesem Jahre Gelegenheit, den Gang, die Triebfedern, die Mittel des Angriffs und der Gegenwehr in Tyrol, die Stimmung der Parteihäupter kennen zu lernen,[1]) namentlich während seines Aufenthaltes in Bozen bei Giovanelli. Auf den Trümmern von Hohen-Eppan traf er mit dem Dichter der „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses", mit Friedrich von Matthison zusammen, der auf der Rückreise aus Italien mit der Fürstin von Anhalt-Dessau gerade dort weilte.

Matthison.

„Matthisons Umgang und Lehre gaben Hormayrs Lectüre in der deutschen schönen Literatur eine ganz andere, bessere Richtung, warnte zeitlich vor jenen üppigen Auswüchsen, womit Ideenreichthum, Jugendfeuer und verfehlte Nachahmung der Gedrungenheit der Alten, ohne ihre klare Einfalt, den Stil so leicht überladen."

Wolkenstein.

Vom Grafen Wolkenstein,[2]) dem Hauptmann des Regiments „Neugebauer", mit dem er früher schon befreundet war, lernte Hormayr das ganze Reglement, das Infanterie-Exercitium und die Elemente des Vorpostendienstes. „Beide durchglühte der höchste Nationalstolz, beide trugen für die ritterliche Vorwelt, beide für den Zauber der Dichtkunst die gleiche Glut im Busen, Mathisons Umgang gewährte ihnen in Bozen und wenige Wochen in Innsbruck unaussprechlichen Genuß. Beide dichteten Kleinigkeiten, welche Karoline Pichler in den „Wiener Musenalmanach" aufnahm.

Hormayr im Dienst.

Im Jahre 1799 trat Hormayr beim tyrolischen Gubernium in Dienst und konnte in amtlichem Auftrag Vorarlberg bereisen, und die trefflich organisirte Landesvertheidigung kennen lernen.

Adjutant.

1800 diente Hormayr bei der Landesvertheidigung als Oberlieutenant und Adjutant und mußte mehrmals die ganze Linie von Reutte bis Kufstein besichtigen und erlangte dadurch die genaueste Landes- und Personalkenntniß. Die Gerichte Hortenberg und Schloßberg wählten ihn zu ihrem Hauptmann und erklärten sich bereit, auch außer Landes mit dem Militär überall hinzuziehen.

Hauptmann.

Marquis Chasteler war sehr zufrieden mit Hormayrs Wirken, und auf seinen Antrag hin wurde er schon 1801 Major.

Major.

Im September 1801 wurde er dem Erzherzog Johann entgegengeschickt, um ihm die Huldigung der Landesvertheidiger vor der Scharnitz-Klause entgegenzubringen.

Chasteler.

Dadurch, daß er den Marquis Chasteler auf einen richtigen und gefährdeten Vorposten aufmerksam machte, daß er geschickt und furchtlos die Stellung und Stärke der Feinde bei Murnau erkundete, gewann er dessen Gunst, bekam er das Commando einer

---

[1]) Biographische Züge u. s. w. Bd. I, Hormayr, S. 43.

[2]) Ibid. I, p. 44.

Division. Der Erzherzog Johann gewann den hochbefähigten jungen Mann lieb. Diese Gunst stärkte Hormayrs Glauben an die Sterne, zumal sie beide an demselben Tage, 26. Januar 1781, geboren waren. Von allen Seiten strömten dem jungen und gelehrten Patrioten Ehrungen zu: die Stände Tyrols erkannten ihm 10. April 1801 die große goldene Medaille zu, „als den Dank des Vaterlandes für seine mit ganz vorzüglichem Eifer und Geschicklichkeit geleisteten Dienste". Chasteler verschaffte ihm einen Ruf nach Wien in das Kriegsministerium. Die Akademie in München ernannte ihn auf den Antrag des hochverdienten Westenrieder zu ihrem Mitgliede; desgleichen die Gesellschaft der Agricultur und nützlichen Künste zu Innsbruck. Charles Villers machte in einem Berichte das französische Nationalinstitut auf Hormayrs Verdienste um die Geschichte seiner Heimath aufmerksam. Johannes von Müller pflichtete seiner Ansicht über die Abstammung der Grafen von Tyrol bei. Seine „Beiträge" wurden in der Hofkanzlei zu Wien wegen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns hochgewürdigt und er von Cobenzl, 21. März 1802, zum Hofconcipisten im Ministerium der auswärtigen Geschäfte, Section der deutschen Reichs-Angelegenheiten, ernannt. Johannes von Müller, der als erster Custos an die Hofbibliothek versetzt war, schenkte ihm seine wärmste Freundschaft. Hormayr war jetzt in seinem wahren Fahrwasser, er arbeitete mit Riesenfleiß an einer Riesenaufgabe. Der Reichsdeputations-Hauptschluß war im Werden. Beim Schlusse des Entschädigungsgeschäftes wurde er zum Hofsecretär ernannt. Von ihm erschien auch nach Annahme der österreichischen Kaiserwürde die „Neuregulirte Titulatur und Wappen Seiner Majestät des Kaisers und Königs". — In diese Zeit (1802 bis 1805) fallen seine „Tiroler Almanache", deren Hauptzweck nach Johannes von Müllers richtigem Urtheil „die Unterhaltung des Gemeingeistes in einem Lande sei, das die eigentliche Vormauer Oesterreichs war. Zu diesem Zwecke sei bald aus den ältesten Zeiten beigebracht, was die Entstehung der Natur und Verfassung erläutern, was Familien- und Ortsverhältnisse interessant machen könne, bald aus den neuesten Kriegen, welche Beispiele von Muth, Biedersinn, Beharrlichkeit den alten Ruhm erneuert, die in Wahrheit schöne Freiheit behauptet haben. Man sieht, wie viel ein gerader, mannhafter Sinn mit festem Blick auf einen Zweck vermag, selbst gegen revolutionäre, siegtrunkene Schaaren. Wenige der deutschen Völkerschaften waren in der physischen und politischen Lage, solche altgriechische und altschweizerische Scenen in unsere neueste Geschichte zu bringen."

Erzherzog Johann. Ehrung. Hofconcipist. Hofsecretär. „Tyroler Almanache".

Erholung nach drückenden Berufsgeschäften fand Hormayr in den Abenden beim Grafen Purgstall. Hier traf er den Ritter Friedrich von Gentz, „dessen fester Muth mitten in der Sündfluth der Tyrannei und dessen große Beredtsamkeit stets der Gegenstand seiner Bewunderung waren", den General Baron Steigentesch, den glücklichen Freund der Musen, gleich gut zu Hause in der Toga, wie im Sagum, den Grafen Moriz Dietrichstein und seinen Freund den Dichter Heinrich von Collin, dessen Gabe er auf vaterländische Gegenstände hinzulenken suchte, auf daß sie lebendiger zum Herzen sprechen und die Gemüther um so inniger ergreifen. Hormayr führte diesen Freund in das Haus der Dichterin Karoline Pichler ein, das einst „der Sammelplatz alles dessen war, was von Einheimischen und Fremden in der lebensfrohen Kaiserstadt sich höherer Bildung erfreuen wollte".[1]) — Wir haben in einem früheren Bande gesehen, wie Frauen

Gentz. Steigentesch. Dietrichstein. Collin. Karoline Pichler.

[1]) Biographische Züge u. s. w. Bd. I, Hormayr, S. 70—73.

in Paris talentvolle Männer in ihrem Salon versammelten. Wie viel edler als in jenen „Bureaux d'Esprit“ ging es in den Abendgesellschaften der österreichischen Dichterin Pichler zu! Collin las seine Dramen vor, Hormayr Bruchstücke aus seinem „Plutarch“. Joseph von Hammer, der Lyriker Haschka, der Freiherr von Türkheim, der Dichter des „Hannibal“ und des herrlichen Liedes „An die deutsche Sprache“, Leonhard von Rothkirch, Oberster des Generalstabs, lasen ihre neuesten Arbeiten vor und waren die vordersten und treuesten Mitglieder dieses freundlichen Vereins.[1]) Ein edler Geist waltete in diesem Kreise.

1805. 1805 hatte Hormayr noch die Redaction der „Wiener Zeitung“ zu leiten. Es waren schwere Zeiten, der Krieg stand vor der Thüre; Hormayr hatte bittere Ahnungen. Er gab damals den ersten Theil seiner „Geschichte von Tyrol“ heraus, den er den „vier Ständen der Landschaft widmete, den Prälaten, Herren und Rittern, Städten und Gerichten, durch deren treuen Muth das Vaterland in allen Stürmen bei der Freiheit, der Verfassung und den Sitten der Väter erhalten wurde“. — Seine Hoffnungen und Befürchtungen drückt er im Schlußcapitel aus: „Die Natur streitet für uns, eine große Macht sieht ihre Sicherheit in der unsrigen. An uns allein also liegt es, daß der Feind die geringste Hoffnung eines glücklichen Erfolges von einem Angriff unserer Alpen hegen dürfte, und welcher Feind wird dort angreifen, wo er am wenigsten zu hoffen hat? Seit mehr als einem Jahrtausend leben die Mainoten im rauhen Hochgebirg, wo einst das alte Sparta, auf des Libanons schwer zugänglichen Höhen die Drusen, frei, aber ebenbürtig unterthan ihren Häuptern und den Satzungen ihrer Väter. Weder haben die Stürme der Völkerwanderung sie mitfortgerissen, noch die byzantinische Macht in ihrem höchsten Flor sie bezwungen; die Helden der Kreuzfahrten haben gegen den Unglauben und Aberglauben des ganzen Orientes glücklicher gestritten, als gegen diese Handvoll unerschrockener, genügsamer Jäger und Hirten, die Niemand Beleidigungen zufügten, aber auch keine duldeten. Der Geist Osmans — was war schrecklicher zu seiner Zeit? — ist an ihnen ehrend vorübergegangen. Venedig, furchtbar zu Land und zur See, suchte ihre Freundschaft! — Ihre Zahl ist geringer als die unsere; ihr Land streitet für sie, wie Tyrol für uns, keine Macht schützt sie, als die in sich selbst; und wann, wie, von wem sollten sie jemals gezwungen werden können, der Herrschaft eines Hauses zu entsagen, das uns nicht mit dem Schwerte gewonnen, nicht mit Gold gekauft, nicht durch Zufall ererbt hat, dem wir uns vor fünfhundert Jahren selber ergeben und unverbrüchliche Treue geschworen haben? — Uns kann nur schaden: Parteigeist, Unwissenheit, Zerstückelung der Gewalten und Verantwortlichkeiten; sie haben oft schon das Eisen um seine Schärfe, das Pulver um seine unwiderstehliche Kraft und die Wahrheit selbst um ihren himmlischen Schimmer gebracht.“

Tyroler Geschichte

Hoffnung und Sorgen.

Loos der Alpenvölker.

Drusen.

In der Aufregung jener Zeit dictirte Hormayr zwei dramatische Versuche: „Friedrich von Oesterreich“ und „Leopold der Schöne“, den ersteren binnen zehn, den zweiten binnen vierzehn Tagen. „Friedrich mit der leeren Tasche“ gieng 4. October 1805 über die Wiener Hofbühne unter rauschendem Beifall.

1805. Mitte November 1805 rückten die Franzosen in Wien ein, und hatte Hormayr „in der Burg von zweiundzwanzig Kaisern“, mit dem unverschämten französischen Intendanten zu unterhandeln. 19. December 1805 wurde er zu den Friedensverhandlungen nach Preßburg berufen, um unter den beiden Bevollmächtigten, Fürst Johann Liechtenstein[2]) („der selbst in den Unglückstagen von

---

[1]) Biographische Züge u. s. w. Bd. I, Hormayr, S. 70—73.
[2]) Ibid. p. 81.

Hohenlinden und Austerlitz den Ruhm der schöneren Tage von Czettin, Heidenheim, Würzburg, an der Trebbia erneuert und bei Aspern seinen Namen verewigt hat")[1]) und Giulay, in den das Reich betreffenden Artikeln zu arbeiten. Sein Schmerz über die Abtretung Tyrols war unsäglich (sein Freund Wolkenstein starb darüber). Doch that er noch das Mögliche für seine liebe Heimath. Zwar wurde seine umständliche Verwahrung der Verfassung und Fürsorge für die Beamten und Pensionisten verworfen, aber er brachte doch den Artikel durch: „Tyrol, Vorarlberg und die Vorlande werden nur abgetreten mit jenen Titeln und Rechten und in derselben Weise, wie Oesterreich sie besessen, und nicht anders." — Als Fürst Liechtenstein ihn fragte: „Was wollen Sie mit dem Beisatz „und nicht anders"? — antwortete Hormayr: „Eure Durchlaucht! beim nächsten Kriegesausbruch müssen uns die Fremden diese drei Wörtchen theuer bezahlen!"[2]) — Die Vertheidigung der naturgemäßen Verfassung Tyrols führte Hormayr bald darauf als Schriftsteller in dem „Historisch-statistischen Archiv für Süddeutschland", welches eine Menge bis dahin unbekannter Urkunden enthält. 1808 wurde er wirklicher Director des Geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs, dessen Geschichte er in den „Vaterländischen Blättern" 1808 selber mitgetheilt hat, und das durch seinen Reichthum, seine Mannigfaltigkeit und Einheit unter die allerersten und wichtigsten Institute dieser Art gehört.

Friede von Preßburg.

Archivdirector.

Daß der Friede zu Preßburg nicht von Dauer sei, war bei dem Uebermuth Napoleons sonnenklar. Prahlte er doch, daß binnen sechs Jahren seine Dynastie die älteste in Europa sein, das heißt, daß jede andere fallen werde. Unter Stadions Waltung begann Oesterreich zu rüsten. Reserven wurden errichtet, Landwehren aufgeboten; Collin dichtete Landwehrlieder, die nach Weigels ausdrucksvoller Musik gesteigert, im Theater gesungen, das Volk in Entzücken und Begeisterung versetzten. Es galt jetzt wieder Muth zu machen und Selbstvertrauen zu erwecken. Noch mehr als Lieder erwecken Beispiele Zuversicht; diese zu erregen, dictirte Hormayr, auf Stadions Wunsch, die achtzehn Bändchen seines „Oesterreichischen Plutarch". Die großen Herrscher des Hauses Habsburg führte er hier vor die Augen, ihre Siege, ihr Thun für Kunst und Wissenschaft. Wie Hormayr selber in der Nachschrift sagt, sollte dieses Werk beitragen, „daß die Oesterreicher ihre Selbständigkeit nicht verlieren, daß die Deutschen wenigstens die verlorene Selbständigkeit nicht vergäßen. Es sollte zeigen, was denn doch an den vielverkannten Oesterreichern sei und jeder Zeit war; es sollte zu Stahl erhärten die Ueberzeugung, daß, wenn es uns gezieme stolz zu sein auf die Tage von Loa, Pavia, Mühlberg, Nördlingen, Zenta, Blindheim, Turin und Belgrad, Collin und Hochkirchen, von Mainz und Würzburg, Stockach und der Trebbia, so dürfen wir nur auch gedenken der Tage von Mühldorf und Sempach, und wie in der eigenen Burg Ferdinand II. geängstigt war, und aus derselben flüchtig Leopold I., und Theresiens dürfen wir gedenken auf dem Landtage zu Preßburg, um

Aera Stadions.

Der „Oesterreichische Plutarch".

---

[1]) Biographische Züge u. s. w., Bd. I, Hormayr, S. 91.
[2]) Ibid. I, p. 81—83.

niemals zu verzagen."[1]) — Also eine Sammlung großer Vorbilder im Glück und im Unglück, im Sturm und im Sieg, ist dieser „Oesterreichische Plutarch", dessen Sinn vom Volk schnell verstanden wurde, der rasch verbreitet ward, ins Ungarische, ins Böhmische, später sogar ins Französische übersetzt wurde, ein Lehrbuch für Jung und Alt, das die Herzen entzündete, ein Fehdehandschuh, hingeworfen dem Eroberer, „jener zweiten Vorsehung, dem Finger Gottes, der Alles neu machen wollte".[2]) — Glaube an Oesterreichs Bestand, Hoffnung auf endlichen Sieg, Liebe zum alten Kaiserhaus sollte es erwecken durch die großen Vorbilder, die den Kämpfenden vorschweben, um Ausdauer im Unglück zu lehren und Mäßigung im Glück. Diese Bilder sind mit kräftigen Strichen und packend gezeichnet, obschon in kurzer Zeit hingeworfen — der Verfasser hatte nicht Zeit zu feilen, er dictirte rasch, jeden Monat sollte ein Bändchen erscheinen. Dabei war Hormayr noch Censor und hatte Schriften über Oesterreichs Familien- und Staatsrecht, über Minderjährigkeit, Vormundschaft und Großjährigkeit im österreichischen Kaiserstaat und Kaiserhause abzufassen; sorgte für eine Uebersetzung der Staatsschrift des Cevallos, „Ueber die Entfernung der Bourbonen", für eine Sammlung und Uebersetzung der wirksamsten und feurigsten Aufrufe der spanischen Junten, von welchen oben gelegentlich der Vorgänge in Bayonne einige Muster mitgetheilt wurden,[3]) für eine Uebersetzung des „Krieges in der Vendée" von der Beauchamp, von der in unserem Werke über den Heldenkrieg der Vendéer berichtet wurde. Daß der Regierung die Thätigkeit Hormayrs willkommen war, zeigt, daß der Kaiser 8. Januar 1809 beim ersten großen Ordensfeste eigenhändig ihn zum Ritter des Leopold-Ordens ernannte „wegen seiner seit 1796 erschienenen zahlreichen Arbeiten in der Geschichte, Diplomatik und den Hilfswissenschaften dieser Fächer, weil er das geheime Staatsarchiv organisiert und sehr wichtige Theile von Oesterreichs Geschichte und Staatsrecht in ein ganz neues Licht gesetzt habe". —

Wirkung. — *Anerkennung.*

Hormayr war in der That ein patriotischer Schriftsteller, der mit seiner Kenntniß der Geschichte, der Glut seiner Gefühle, der Schärfe seines Urtheils, der Kraft seines Ausdrucks auf das Volk mächtig wirkte. Am meisten wirkte er auf die Tyroler durch den Aufruf, den der Erzherzog Johann unterzeichnete. Vertraute Postillone warfen Packete mit diesem Aufrufe vor den Ortschaften in das Gras, Vertraute hoben sie auf und verbreiteten sie. Was der Aufruf sagte, war den Tyrolern aus der Seele gesprochen. Er lautet:

Erzherzog Johann an die Tyroler.

„Tyroler! Ich bin da, das Wort zu lösen, das ich Euch am 4. November 1805 gab: „daß gewiß die Zeit kommen werde, wo mir das hohe Vergnügen zu Theile werden wird, mich wieder mit und unter Euch zu befinden."

---

1) Biographische Züge u. s. w., Bd. I, Hormayr, S. 88.
2) Ibid. I, p. 90.
3) Vgl. oben S. 320—322.

„Gedenket auch Ihr der Worte, die Ihr in eben jener bitteren Abschiedsstunde zu Sterzing und Brunecken zu mir gesprochen habt, die mein Trost gewesen sind und meine Hoffnung, und die nicht durch meine, noch Eure Schuld, sondern nur durch anderwärtige beispiellose Unfälle nicht gleich damals in Erfüllung gegangen sind.

Bruch des Friedens

„Der durch eben jene Unfälle herbeigeführte Preßburger Frieden hat vielmehr jenes wohlthätige Band, das Euch seit einem halben Jahrtausend an Oesterreich knüpfte, leider! vollends zerrissen. Aber selbst als es entschieden war, Tyrol werde nicht nur vom österreichischen Kaiserstaate getrennt, es werde auch nicht dem Durchlauchtigsten Erzherzog Großherzog zufallen, sondern das neue Königreich Bayern solle durch diese Perle vergrößert werden: da gedachte noch der scheidende Landesvater seiner geliebten Kinder mit jener unveränderten Sorgfalt und mit jener alten österreichischen Treue. Das Vorhaben, Tyrol zu zerstücken, das nördliche Bayern, das südliche aber Italien zuzutheilen, wurde noch glücklich verhindert. Unzertrennt mit allen seinen Rechten und Freiheiten, mit Beibehaltung seiner Stände, seiner Constitution, seiner Abgaben — und Vertheidigungssystems — mit einem Worte: „nur auf dieselbe Art und nur mit denselben Titeln und Rechten, wie Seine Majestät der Kaiser und König es besessen hatten, und nicht anders!“ — nur so ging Tyrol an Bayern über.

von Preßburg.

„Wie man Euch, biedere Tyroler! diesen Artikel des Preßburger Friedens gehalten hat, so sind alle übrigen gehalten worden. Was Seine Majestät der Kaiser und König seither geduldet, gethan und nachgegeben haben, um ihren getreuen Völkern wenigstens diesen, wenngleich nachtheiligen Frieden zu erhalten, weiß alle Welt, und unsere Gegner am besten.

Wozu der heilige Krieg?

„Der Kaiserhof wird und muß seine besondern, zahllosen, gerechten Beschwerden an den parteilosen Richterstuhl der Mit- und Nachwelt bringen. Er wird hiebei eher seine unermüdete Langmuth und Geduld zu rechtfertigen haben, als daß er jetzt, um das Aeußerste abzuwenden, um dem letzten Streich zuvorzukommen, zur Nothwehr greift! — Aber warum ist der Krieg ein allgemeiner, nothwendiger, heiliger Krieg? Warum wird er geführt? — Darum, daß nicht eine, schon an sich übergroße Macht auch noch allein bewaffnet bleibe und die anderen alle ungerüstet, folglich ohnmächtig; — darum, daß nicht zuletzt alle Einem dienen, und zwar Einem, welchem ursprünglich Keiner zu dienen verpflichtet war; — darum, daß noch ein Recht, daß noch eine Freiheit und Selbständigkeit, daß noch mehr als ein einziger Wille, daß noch eine Zuflucht und Rettung auf Erden sei; — darum, daß nicht alle Deutschen, daß nicht endlich auch der Oesterreicher, Ungar und Böhme gezwungen werden, anstatt für den eigenen Herd, für eigene Ehre und Heil — künftig als blinde Werkzeuge fremder Herrsch- und Habsucht zu bluten; dereinst auch wider Rußland zu ziehen, die Türkei anzufallen oder gar undeutschen Emporkömmlingen Throne in anderen Welttheilen zu erkämpfen! — Darum wird der Krieg geführt!!!

Ermuthigung.

„Groß und erhaben ist der Zweck, ja der größte und höchste; — so sei denn auch der Muth groß und hoch, und unsere Anstrengungen. — Die Gefahr des Muthigen ist allemal kleiner, als des Muthlosen: nicht der Verfolger, sondern der Flüchtling fällt.

„Wir haben zwar einen Feind gegen uns, dem bis auf den heutigen Tag Nichts widerstanden hat, als Treue und Glauben auf sich selbst! — Ueberall hat er gesiegt, wo er nicht enge vereinigten Willen, unermüdeten Eifer und treues Ausharren vor sich fand, — wo aber diese sind, da ist nichts unmöglich. Und

Seid einig! wir haben diesen Willen und diesen Muth, und zeigen ihn! — Ein Sinn herrscht überall, Alles tritt in den Kriegsstand über, wo nicht unter dem Gewehre, doch mit Willen, Rath und Hilfe.

„Oesterreich hat viele große Gefahren siegreich bestanden: die gegenwärtige ist uns allen wohl die größte — aber auch noch nie war eine solche Einigkeit, eine solche Glut in allen Gemüthern. — Oesterreich ist noch nie mit einer solchen Macht in die Schranken getreten. Ihren Muth stählt des Kaisers eigene Gegenwart; an ihrer Spitze steht der Sieger von Würzburg und Stockach, den die Deutschen kennen, den sie lieben, auf den sie vertrauen.

„Im Hochgefühl unserer treu vereinigten Kraft, im Hochgefühl der allergerechtesten Sache, für welche jemals ein Schwert entblößt worden ist, pflanze ich wieder den österreichischen Adler in die tyrolische Erde, in welcher die Gebeine so vieler meiner glorwürdigen Ahnherren ruhen!

„In diesem Hochgefühle rufe ich — in dieses alte, ausgeraubte Eigenthum Habsburgs wiederkehrend — wie vor 393 Jahren jener Herzog Friedrich, die Wiedergeburt der vier Stände hiemit feierlich aus, und rufe Adel und Prälaten, Bürger und Bauern wieder zu den Füßen jenes Thrones, welcher für sie allzeit ein Ort des Trostes und der Hilfe gewesen ist. Jene Verfügungen, welche die gegenwärtige Lage der Dinge gebietet, besaget die von mir provisorisch erlassene Verordnung.

und wir siegen.

„Waffen und ein alttyrolisches Herz, und soviel männlichen Entschluß, um einige Mühseligkeiten und um einige Gefahr der bisherigen Knechtschaft und einer noch ärgeren Zukunft vorzuziehen, das ist Alles, was ich von Euch begehre, und wahrlich, es ist gerade so viel, als Eure Ehre und Euer eigenes Heil erfordert.

„Dieser Zuruf ergeht an Euch eben in den unvergeßlichen Gedächtnißtagen, in welchen vor zwölf Jahren bei Spinges, Jenesien und Bozen die feindliche Uebermacht unter Joubert durch Euren Muth und Euer Blut binnen fünf Tagen in stürmischer, schimpflicher Eile aus dem ganzen Lande zu weichen gezwungen ward!!!

„Der Augenblick setzt Euch in die Lage, in dem großen, heiligen Kampfe eine Hauptrolle zu spielen — und Tyroler! wie? es wäre möglich, daß der Wille dazu nicht in Euch wäre?

„Tyroler! Ich kenne Euch. Wahrlich, auch ich bin keinem Eurer Thäler und keiner Eurer Alpen fremd.

„Ich bin gewiß, Ihr werdet auch Eurer Väter, Ihr werdet Euch des allerhöchsten Vertrauens, Ihr werdet Euch unserer großen Erwartungen würdig bezeigen. Erzherzog Johann."

Wann sollte der Kampf beginnen? Stadion drängte zu raschem Angriff — und mit Recht. Der Erzherzog Karl wollte nicht früher losschlagen, als bis man vollständig gerüstet sei — auch mit Recht. Das war eben die schwierigste Frage in dieser welthistorischen Angelegenheit. Am 8. Februar 1809 fand die entscheidende Sitzung statt. Stadion setzte auseinander, nur von einem schleunigen Krieg hänge der Sieg ab. Kaiser Franz stimmte zu. Erzherzog Karl übernahm den Oberbefehl, trotz seiner Bedenken. Anfangs März sollte der Kampf durch einen Vorstoß von Böhmen aus an den Rhein beginnen; man rechnete auf ein rasches Zersprengen der in Deutschland unter Davoust und Oudinot stehenden 120.000 Mann, auf eine Erhebung der

Süddeutschen, welchen die Norddeutschen sich anschließen würden. Erzherzog Ferdinand sollte bis Warschau vordringen und dadurch Oesterreich gegen Nordosten decken; Erzherzog Johann sollte bis Mailand die französischen Regimenter zurückwerfen (man rechnete mit Grund auf einen Aufstand der Bauern in Oberitalien, die in Verzweiflung waren über den Druck der französischen Herrschaft) — und zugleich zur Befreiung Tyrols mitwirken. In Tyrol begann zunächst der Kampf — und mit Glück. —

Die Schilderhebung in Tyrol.

Am Anfang April 1809 ging in München das Gerücht vom nahen Ausbruch des Krieges zwischen Napoleon und Kaiser Franz. Die amtlichen Kundmachungen in Tyrol mahnten zu Treue und Ruhe, von dem geheimen Bund zu ihrem Umsturz in Tyrol wußte die bayrische Regierung nichts; es war bloße Geldbedürftigkeit, wenn sie möglichst schnell Summen aus Tyrol nach München zog, nicht Kunde von einem geplanten Abfall. Die Tyroler hingegen sahen der Stunde der Erlösung sehnsüchtig entgegen — sie kam am 9. April. Erzherzog Johann hatte zwölf Stunden vorher den französischen Vorposten den Frieden gekündet, er werde mit seinen Truppen voranziehen und jeden Widerstand bezwingen.[1]) In der Nacht vom 8. bis 9. April brach Feldmarschall-Lieutenant Marquis von Chasteler, der bisher mit 7000 Mann in Klagenfurt gestanden, mit Hormayr, seinem Intendanten, mit dem Vortrapp von Jägern von Oberdrauburg auf. Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Bei Lienz überschritten sie die Grenze, Boten mit den Aufrufen, die mächtig wirkten, waren ihnen vorangegangen. Bald begrüßten sie Freudensalven aus Böllern, Mörsern und Stutzen und der Klang der Glocken. Unter unbeschreiblichem Jubel kamen ihnen, als Befreiern, die Pusterer entgegen. Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, Greise kamen aus den Häusern. Knaben brachten ihnen Brot und Wein. Kreidefeuer leuchteten von den Bergen. Nun wurden überall die verabredeten Zeichen gegeben. Kleine rothe Fähnlein ließ man an diesem Tage die Flüsse hinabschwimmen; Zettel, von Frauen und Kindern herumgetragen, mit den Worten „es ist Zeit!“ waren Signale zum Aufstand. Andreas Hofer und Martin Teimer erließen vom Sandwirthshaus, 9. April, eine offene Ordre zur Erhebung.

Der 9. April.

Jubel beim Aufstand.

Am gleichen Tage rückte eine andere Abtheilung des Chasteler'schen Corps, 800 Mann stark, unter dem Oberstlieutenant Taxis von Salzburg aus in das Pinzgau nach dem Zillerthal, um den Inn zu erreichen. Ueberall gleicher Jubel des Empfangs, Freudenthränen, Umarmungen, Böllersalven. Im ganzen Innthal loderte der Aufstand empor.

Am gleichen Tage kam es schon zu blutigen Gefechten. Bayern waren ungefähr 7000 durch das Land zerstreut; sie waren überrascht, wehrten sich aber tapfer. Oberstlieutenant Wrede hatte bis Innichen seine Vorposten vorgeschoben mit dem Befehl, alle Brücken abzubrechen, sobald sich die Oesterreicher näherten. Als aber der Posten von Bruneck die Brücke von St. Lorenzen abtragen

---

[1]) Die Kriegserklärung lautet: „D'après une déclaration de S. M. l'Empereur d'Autriche à l'Empereur Napoléon, je préviens Mr. le Commandant des avant-postes française que j'ai l'ordre de me porter en avant avec les troupes que je commande, et de traiter en ennemis toutes celles, qui me feront resistance.“

wollte, wurden die Bayern nach kurzem Gefechte zum Rückzug in die Lienzer Clause gezwungen und dabei ein Lieutenant und dreizehn Gemeine gefangen. Sofort galt es, die Ladritscher Brücke zu retten. Die Tyroler, durch Zuzügler verstärkt, eilten den fliehenden Bayern nach zur Ladritscher Brücke und verhinderten durch ihr sicheres Feuer das Abbrechen derselben. Wrede brachte den Seinen die ganze Besatzung von Brixen, von Donnersberg auch drei Kanonen zu Hilfe; er suchte die Brennerstraße den Franzosen und seinen Soldaten zu sichern, und griff die Tyroler in der Umgegend der heutigen Franzensfeste an. Der Kampf war namentlich am 11. April hartnäckig und die Tyroler schienen zu erliegen; da rettete sie, vier Uhr Nachmittags, die Ankunft einer kleinen Abtheilung Oesterreicher, die auf Wagen von Bruneck hergeführt waren. In jenen Tagen rückten französische Abtheilungen aus dem Süden auf der Brennerstraße nach Deutschland zum großen Heer, das Napoleon gegen Oesterreich aus Italien nach Deutschland zog. Die Spitze einer solchen Abtheilung unter General Bisson war eben aus Italien herangerückt und unterstützte Wrede Nachmittags im Kampfe, suchte aber eilig noch Innsbruck zu erreichen. Wrede zog ihm mit seiner Mannschaft nach; ihnen folgte aber auf dem Fuße der Landsturm.

Am 9. April war Andreas Hofer vom Sandwirthshaus über den Jaufen nach Sterzing abgezogen und hatte die kurze Ordre an die Passeirer erlassen: „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen!" — Unter den Recken des Kampfes, die mit ihm auszogen, war auch Ennemoser, später Professor in Bonn und berühmt als Magnetiseur, Arzt und Naturforscher. Auf der Brücke von St. Leonhard fragte ein Passeirer den Sandwirth, ob er auch mitgehen müsse. „Nein", gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „nur wer halt just will!" — „Ja, dann ist's mir recht," entgegnete der Passeirer, „dann gehe ich auch mit", welche Worte Beda Weber mit Recht für bedeutsam erklärt, denn Hofers Macht über seine Landsleute sei darin gezeichnet: „Er befahl nicht, sondern legte dem freien Willen jedes Einzelnen seine Anwerbung zu Grunde. Und dadurch war er stark, denn der Gebirgsbewohner läßt sich nicht gerne befehlen, erfüllt aber jedes Zutrauen zu seinem freien Entschlusse stets doppelt und dreifach." [1])

Kampf bei Sterzing.

Nachdem Hofer seine Passeirer in Gasteig gesammelt hatte, erschien er 11. April früh vor Sterzing. Dort lag das bayerische Bataillon „Bärenklau", das eben seinen an der Brixener Klause kämpfenden Brüdern zu Hilfe kommen wollte. Die Schützen drangen durch die Valsergasse ein, die Bayern stellten sich ihnen bei dem Zwölfethurm, dann bei der Heiligen-Kreuz-Kapelle entgegen, [2]) sahen sich aber von allen Seiten umgarnt und beschossen, und zogen sich deshalb auf die Ebene des Sterzinger Mooses zurück, wo sie ein Viereck bildeten und durch die Schüsse ihrer Kanonen die Feinde in der Ferne hielten. Die Tyroler wagten sich nicht in das Freie und die Bayern wollten sich trotz zweimaliger Aufforderung nicht ergeben. Da rieth der junge Mediciner

Ennemoser.

Ennemoser, drei Heuwagen, die in der Nähe am Tage zuvor stehen geblieben waren, vorzuschieben und durch dieselben gedeckt gegen die bayerischen Kugeln das Feuern

Anna Zober.

fortzusetzen. Anna Zober, ein starkes und muthiges Mädchen, leitete den ersten Wagen und zeigte durch Jauchzen nach jedem Schusse an, daß sie noch unverletzt sei, und rief ihren Landsleuten zu, sie sollten nur frisch darauf losgehen und sich

[1]) Beda Weber, Das Thal Passeir, S. 350—351.

[2]) Egger, Geschichte Tyrols von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit. Innsbruck 1880. Bd. III, S. 543.

nicht fürchten „vor diesen bayerischen Dampfnudeln“. Den zweiten Heuwagen leitete ein anderes Mädchen voll Muth, Maria Pichler. Die Schützen, durch die Heuwagen gedeckt, brachten nun durch Tödtung der Kanoniere die Kanonen zum Schweigen und schossen nun von allen Seiten auf die Bayern los, die vergeblich ein Carrée nach dem andern bildeten. Durch Verlust von 240 Mann geschwächt, streckten die Bayern nach langem, heldenmüthigem Widerstand die Waffen, 380 Mann und 10 Officiere, unter der Bedingung, daß sie milde behandelt und die Tornister nicht geöffnet würden. Die Gefangenen wurden auf Ennemosers Rath schnell in das eine Stunde weit entfernte Sternbachische Schloß Mareith (Wolfsthurn) geführt und jede Spur des Kampfes nach Möglichkeit verwischt, um die Feinde, die heranzogen, nicht zu reizen, und von der Befreiung der Gefangenen abzuhalten.

Maria Pichler.

Die Sieger zogen fröhlich in die Stadt zurück. Da zeigte Kanonendonner auf einmal an, daß Feinde von Süden her nahten. Es waren Franzosen vom Corps Bisson, von jener Colonne, die von Mantua nach Augsburg ziehen sollte; die Mitte und der Nachtrab des Corps war vor Bozen unter Lemoinne umgekehrt, trotz aller Bitten Bissons. Die Franzosen und die unter Wrede ihnen nachfolgenden Bayern waren in grimmer Stimmung, denn auf dem Weg waren sie von den Bauern hinter Gebüschen und von Felsen hervor beschossen und durch rollende Steine geneckt worden. Sie sahen Spuren des Kampfes, erfuhren aber trotz Bitten und Drohungen selbst von Frauen und Kindern nicht, wie derselbe verlaufen, noch daß ihre Mitbrüder so nahe als Gefangene in Verwahrsam seien. Einige bewaffnete Bauern ließ Bisson und Wrede in Sterzing erschießen. — Am 12. April brachen sie gegen Innsbruck auf, zur Sicherung nahmen sie fünf angesehene Männer als Geiseln mit, diese mußten alle Gefahr mit den Franzosen theilen, denen sie doch zum Schutz dienen sollten. Es war ein entsetzlicher Marsch, denn aus allen Gebüschen, hinter jedem Felsen hervor flogen todtbringende Kugeln, hin und wieder sperrte ein Verhau den Weg. Vor der Ankunft der Franzosen und Bayern hatten die Sterzinger die Passeirer gebeten, ihren Ort nicht der Erstürmung auszusetzen — und diese zogen sich zurück und ließen die Bayern und Franzosen in der Nacht vom 11. bis 12. April unbehelligt, kehrten aber am 12. April zurück, übergaben die gefangenen Bayern in Mareith an Chasteler, der indeß in Mühlbach angekommen war. Dann brachen die Passeirer auf zur Verfolgung der Feinde die Brennerstraße hinauf und abwärts gegen Innsbruck.

Franzosen und Bayern kommen.

Die Bedrängten hofften dort sicher zu sein, sollten aber nicht Ruhe noch Erholung finden, denn im ganzen Unterinnthal brach der Aufstand aus. Laufzettel, es sei Zeit, die Aufrufe flogen von Hand zu Hand. Oberst Dittfurt, der in der Hauptstadt commandirte, hatte wegen Rekrutenstellung zwei Truppenabtheilungen nach Axams entsendet; Georg Bucher, Bauer und Wirth in Axams, ein Vertrauter Hofers, sammelte 80 Männer und rückte den Bayern entgegen und begann, 10. April, an der Höhlenbrücke den Kampf, mußte aber vor der Uebermacht sich zurückziehen. Mit Verstärkung kam er am 11. April wieder. Michael Pfurtscheller stieß mit 350 Bauern aus dem Stubaithal zu ihm. Aber auch aus anderen Thälern und von anderen Bergen rückten die Bauern mit ihren Stutzen heran, immer näher gegen Innsbruck. Um nicht eingeschlossen zu werden, sandte Dittfurt zwei Abtheilungen aus, die eine um die Verbindung mit Seefelden, die andere, um die Brennerstraße offen zu erhalten; beide wurden aber mit großen Verlusten trotz aller Tapferkeit zurückgedrängt. Immer neue Bauernschaaren rückten heran; in der Nacht vom 11. bis 12. April sah man rings um Innsbruck auf allen Höhen Wachfeuer lodern. Neue Verstärkungen trafen in der

Aufstand im Innthal.

Georg Bucher.

Kampf am 12. April 1809.

Nacht ein, am Morgen des 12. April war Innsbruck von drei Seiten umschlossen und begann schon um fünf Uhr der Kampf und zwar auf allen drei Seiten gleichzeitig, günstig für die Bauern zuerst in der Gallwiese und am Hußlhofe, sehr heftig am Berge Isel, am blutigsten an der Nordseite der Stadt, bis die Kanonen an der Brücke von den Bauern erobert waren, die ihnen so viele Verluste gekostet hatten. Nun drangen die Bauern in die Stadt, in welcher Oberst von Dittfurt zu Pferd durch Bitten und Befehle seine Soldaten zur Ausdauer ermahnte, bis er, von drei Schüssen verwundet, zu Boden sank. Lange vertheidigten die Bayern ihre Fahnen, bis auch die Träger der Bahre, auf der Dittfurt noch immer die Seinen zum Ausharren aneiferte, weggeschossen waren. „Der Dittfurt ist hin, alleweil drauf!“ riefen die Bauern, unaufhaltsam vordringend. Jetzt ergaben sich einzelne Haufen der Soldaten, nur die Dragoner entkamen unter dem Major Grafen von Erbach. Den Säbel im Mund, den Karabiner in der Hand sprengten sie von Wilten her durch die Vorstadt (die Bauern wichen rechts und links aus —) und retteten sich, aber nur bis zum Loretto-Kirchlein, zwischen Innsbruck und Hall, wo die Dragoner sich dem Kronenwirth Straub, der von Hall herbeigeeilt war, kriegsgefangen ergeben mußten.[1]) Um zehn Uhr Vormittags war der Kampf beendet, die ganze Garnison gefangen, verwundet oder todt. Unter den Tyroler-Bauernführern hatten sich Michael Pfurtscheller aus dem Stubaithal und Joseph Speckbacher vom Rinn besonders hervorgethan.

Dittfurt.

So hatten denn Bauern über tapfere Soldaten einen glänzenden Sieg errungen, ohne einen Anführer, der Alles nach seinem Plane leitete, bloß vereinigt durch den Haß gegen die Fremdherrschaft und die Zuneigung zum Haus Habsburg. Die Scenen in der Stadt lassen sich wohl leicht erklären: die Bauern von frommem Sinn und tiefem Gemüth eilten in die Kirche, um Gott zu danken für den Sieg, andere stürzten in die Wirthshäuser, um nach fünf Stunden des Kampfes sich an Getränk und Speisen zu erlaben, andere wieder zerschlugen die Zeichen der bayerischen Herrschaft, die Wappen, die Inschriften, stürzten die Schilderhäuser um; andere nahmen vom Oratorium des Damenstiftes einen riesigen Doppeladler herunter, zierten seinen Hals mit einem rothen Band, trugen ihn unter Vivatrufen durch die Straßen und hefteten ihn am Postgebäude an, worauf einer nach dem anderen hinaufstieg und nicht müde wurde, ihn zu küssen. Die Bilder des Kaisers Franz und des Erzherzogs Johann wurden auf der Triumphpforte aufgehangen, mit brennenden Kerzen umgeben und knieend verehrt. Wer vorüberging, ohne seinen Hut abzuziehen, dem wurde er vom Kopf geschlagen. Jeder wurde angerufen: „Halt, da schau her! Gelt, der Franzl ist halt doch ein anderer. Na, kennst epper unsern Hans nimmer?“ — Andere freuten sich ihrer Macht über Leben und Tod und schossen in der Stadt herum, einen Gegenstand ihres langgenährten Hasses suchend. Der bayerische Polizeidirector, der Oberbeamte der Mauth, dann General Kinkel, waren bedroht, aber durch Tyroler gerettet. Die Häuser von Juden wurden geplündert, weil sie kirchliche Kleinodien gesteigert und zum Spott mißbraucht hatten. Es wurde ihnen aber meist das Geraubte wieder zurückgestellt. Ein Bauer aus Fulpmes fand sein Wohlgefallen an der eisernen Thüre eines jüdischen Kaufladens, meinte, er habe als Sieger das Recht sie wegzunehmen, zumal sie für sein eigenes Haus passen würde, und trug sie auf dem Kopf in sein fernes Thal. Dort machte ihm aber der Pfarrer klar, daß ein Christ auch im Siege nicht rauben dürfe, und der Bauer trug die Thüre auf

Scenen in Innsbruck.

[1]) Egger, l. c. Bd. III, S. 550.

dem Kopfe, vierzehn Stunden weit, geduldig nach Innsbruck zurück, und hing sie wieder an ihrer früheren Stelle ein.

Es gab in Innsbruck auch Leute, welche die vom Sieg, Pulverdampf und Wein aufgeregten Bauern zur Plünderung der Häuser und Morde der bayerischen Beamten oder ihrer Anhänger verleiten wollten. Aber es fanden sich immer Männer, welche sie abhielten, den Sieg zu schänden, und welche die Ordnung aufrecht hielten. So bewies der Kronenwirth Straub von Hall eine wunderbare Thätigkeit, die Wildlinge zu bändigen. Die Gefangenen wurden in Kasernen gebracht und sonst anständig behandelt, die Verwundeten sorgfältig gepflegt. Weltgeistliche und Ordensmänner wetteiferten mit den Anführern der Bauern im Schutz der Bedrängten und im Bemühen, Ruhe und Sicherheit herzustellen.

Indeß war es Abend geworden und die Sieger legten sich, von der Aufregung des Tages erschöpft, in den Quartieren, in den Gärten und in der schönen Frühlingsnacht auf dem Felde zur Ruhe. Viele waren abgezogen. Da ertönte drei Uhr Morgens von den nahen Dörfern und allen Kirchen der Stadt die Sturmglocke. Die Bayern und Franzosen, hieß es, die bei Ladritsch und Sterzing gekämpft, 3500 Mann unter Bisson und Wrede, rücken an und die Passeirer folgen ihnen auf dem Fuß nach. Sie kamen in der That, früh fünf Uhr, die Höhen des Berges Isel herunter; ein Lieutenant Margreiter sprengte voraus in die Stadt, stürzte aber bei der Triumphpforte von einer todtbringenden Kugel getroffen, vom Pferde, und dieses rannte blutüberströmt durch die Straßen. Da rüstete sich Alles zur Gegenwehr, Barrikaden wurden in der Stadt errichtet, im Fall die Franzosen einen Sturm versuchten. Martin Teimer hatte einen Laufzettel erhalten und stürmen lassen. Um sechs Uhr hatten die Franzosen schon ihre Aufstellung genommen, den Berg Isel hinter sich, zwischen Kloster und Dorf Wiltau in einer Linie. Die Bayern standen links, die Franzosen auf dem rechten Flügel und mit dem Generalstab in der Mitte. Diese Stellung war nicht mit Geschick gewählt, denn in ihrem Rücken, dem dichten Walde des Isel, standen schon Tyrolerschützen, vor ihnen und zu beiden Seiten rückten schon die Stürmer an und schossen manchen Franzosen und Bayern nieder. Da verlangte Bisson zu unterhandeln, denn die Lage war verzweifelt. Teimer kam mit Atzwanger, dem Commandanten des Bürgermilitärs, mit dem Hauptmann Grafen Taxis und mehreren Häuptern der Bauern, und führte das Wort für die Tyroler, Bisson für die Franzosen und Bayern. Der Franzose verlangte freien Durchzug nach Augsburg: er wolle der Stadt nicht das mindeste Leid anthun und Alles bezahlen. Teimer verlangte bedingungslose Capitulation, es bleibe der ganzen Truppe nichts anderes übrig, als die Waffen zu strecken oder bis auf den letzten Mann über die Klinge zu springen. Da erbot sich Bisson, mit abgeschraubten Flintensteinen, ohne Munition, und endlich sogar ohne Waffen abzuziehen, die Gewehre und Munition aber auf Wagen nachführen zu lassen. Vergebens! Teimer war unerbittlich, drohte sogar, er gebe den General und die ganze Truppe der Volkswuth preis. Davor hatten die französischen Officiere solche Angst, daß sie Bisson baten, mit Teimer abzuschließen. Der General raufte sich die Haare: dieser Tag sei das Grab seiner Ehre und seines Rufes; Napoleon werde ihn behandeln wie Villeneuve und Dupont und den Schimpf, der seinen Adlern widerfahren, nie vergessen. Teimer kehrte ihm den Rücken, als wolle er abziehen — sogleich knallten wieder die Stutzen und fielen einige Bayern und Franzosen. Da rief der Franzose Teimer zurück, und der Vertrag wurde unterzeichnet: Franzosen und Bayern legten sogeich die Waffen nieder,

Bisson bleibt.

Unterhandlung

Teimer.

Der Vertrag. die ganze Mannschaft ist kriegsgefangen, den Officieren wird ihre Bagage, Pferd und Seitengewehr freigelassen, ihr Eigenthum solle respectirt werden. Die Capitulation ward 13. April um 8¼ Uhr früh unterzeichnet, von Martin Teimer, „kaiserlich königlichem Major" und bevollmächtigten Commissär, und von den Franzosen so eilig, daß zwei Officiere sogar vor dem Commandanten unterschrieben. Die bisherigen Feinde legten die Waffen nieder, welche die Bauern schnell wegnahmen; um die Pferde schien eine Rauferei auszubrechen.[1]) Die Oberinnthaler meinten, sie bekämen Nichts von der Beute, und nahmen den Soldaten die Mäntel weg. Teimer hatte Mühe, die Ordnung wiederherzustellen. Erst um ein Uhr zogen

Siegeseinzug. dann die Sieger unter bayerischer Regimentsmusik mit ihren Gefangenen, 1800 Franzosen und 1300 Bayern, in Innsbruck ein. In offenem Wagen fuhr Teimer, neben ihm Bisson; die bayerischen Reiter gingen zu Fuß, auf ihren Pferden saßen Tyroler. Für Sieger und Besiegte lieferte die Hauptstadt an jenem Tage 30.000 Mundportionen — die Gefangenen wurden Nachmittags ins Unterinnthal abgeführt. Der neue Sieg hatte viele Bauern übermüthig gemacht: man hatte Sorge vor Gewaltthat; namentlich gegen Teimer richtete sich der Unmuth — er hatte versprochen, die Oesterreicher würden kommen, und noch immer kamen sie nicht. Es hieß, er sei ein Lügner und Verräther, und er entkam ihnen mit Noth in das Haus des Bürgermeisters. Hier hätten die Bauern ihn ermordet, wenn

Donay. nicht der Priester Donay mit Donnerworten sie beschwichtigt hätte — und doch hatte Teimer am meisten zu beiden Siegen gethan! Anders urtheilte der Kaiser Franz I., welcher ihn zum Freiherrn von Wiltau ernannte, zum Major, zum Theresienritter und mit einem Landgut beschenkte.

Abends kam es zu Unruhen, es sollte losgehen gegen die Juden. Da rettete diese ein blinder Lärm, die zweite Colonne der Franzosen unter Lemoine komme vom Berge herab; dieser war aber klug umgekehrt und war schon in Trient in Sicherheit. Endlich am 14. April kamen die Oesterreicher, zuerst Reiter unter Seppenberg, um neun Uhr, unter unermeßlichem Jubel und dem Geläute aller Kirchenglocken; um ein Uhr kam, unter gleicher Freudenbezeugung, Oberstlieutenant Taxis aus dem Unterinnthal; sein Weg war bisher ein wahrer Triumphzug gewesen. Jetzt kamen in Innsbruck keine Unruhen mehr vor, obschon gegen 20.000 Bauern da versammelt waren. Am 15. April, Abends sieben Uhr, traf endlich Chasteler ein, stieg in der Hofburg ab, übernahm die Regierung und empfing die Behörden. „Keine Feder vermag seinen Einzug zu beschreiben. Das Familiengefühl zwischen Fürsten und Volk, diese heilige, die große Masse, Weiber und Kinder, wie den ersten und letzten der wahrhaften Streiter durchdringende dynastische Empfindung mit dem durchgängigen religiösen Anstrich und Beischmack, wurde kaum in der Vendée überboten. Sie hatte etwas Altbiblisches, wahrhaft Grandioses und war eine der schönsten Zierden des gesunkenen deutschen Namens."[2]) —

Mit dem 15. April endet der erste, der ruhmvolle Theil dieses Krieges. Er ist vollbracht nur von Bauern; der Einmarsch der Armee in das Pusterthal gab nur das Zeichen zur Erhebung. Bauern sind es, die in fünf Tagen 2 Generale, 17 Stabs- und 113 Oberofficiere, 3860 Bayern und 2050 Franzosen gefangen genommen, 1 Adler, 3 Fahnen, 3 Sechspfünder, 2 Dreipfünder,

---

[1]) Egger, l. c. Bd. III, S. 555—556.
[2]) Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809. Bd. I, S. 260.

2 Haubitzen, bei 800 Cavallerie- und Zugpferde mit Geld und allen Munitionsvorräthen erbeutet haben! Wenn man an die Greuel denkt, die mit Volkserhebungen in der Regel verknüpft sind, so erscheinen die Tyroler als ein von edlem Geist geleitetes Volk. Es drang auch seinem Hauptfeinde Achtung ab. Napoleon sagte zu Bubna: „Die Bayern haben nicht verstanden, Tyrol zu regieren, sie sind dieses tapfern Volkes gar nicht werth, dessen Gegenwehr mir Achtung eingeflößt hat."

So war im Verlauf von vier Tagen, 11. bis 14. April, ohne militärische Beihilfe, bloß durch das Volk selber, Tyrol vom Feinde befreit; nur die Festung Kufstein, die man zu überrumpeln versäumt hatte und nur blokiren konnte, weil es an Belagerungsgeschütz fehlte, und die der Major Aichner tapfer vertheidigte, war noch im Besitz der Bayern.

Kufstein.

Die Frage liegt nahe: wie Tyrol jetzt regiert wurde, nachdem die Bayern verjagt und die siegenden Bauern in ihre Thäler und auf ihre Berge wieder abgezogen waren? — nach dem sogenannten Besitzergreifungs-Patent, welches der Erzherzog Johann in Villach, 8. April 1809, erlassen hatte, und das jetzt überall angeschlagen und feierlich verkündet wurde.[1]) Darnach wurde alles Eigenthum der Krone Frankreich und der Krone Bayern und ihrer Beamten und Unterthanen unter Sequester gestellt, alle nicht in österreichischem oder landschaftlichem Dienst gestandenen Beamten ihrer Stellen enthoben, zur Regierung des Landes als Generaladjutant der Gouverneur von Triest, Peter Graf von Goës, und als dessen Vertreter und Referendar Baron Joseph Hormayr ernannt. Unter ihnen gab es drei Unterintendanten, zu Innsbruck, Brixen und Roveredo. Die getreuen vier Stände Tyrols, die Prälaten, Herren und Ritter, Städte und Gerichte wurden in ihren alten Rechte von 1363 wieder hergestellt. Doch ward der offene Landtag auf die erste etwas ruhigere Zeit verschoben; dagegen auf 1. Mai 1809 ein Congreß, ein engerer Ausschuß, nach Brixen ausgeschrieben, welcher aus vierundzwanzig Stimmführern zu bestehen habe. Da man aber das Ergebniß der Wahlen unter der fürwaltenden Gefahr nicht abwarten könne, so hat man sogleich eine Reihe von Männern bestimmt, welche die öffentliche Meinung laut und ungetheilt hiefür bezeichne. Diese Männer haben zu berathen, wie die alte Verfassung wieder hergestellt, wie das Land mit Lebensmitteln und Waffen versehen, das nöthige Geld beschafft, der sichere Verkehr unterhalten und die Heimath am besten vertheidigt werden und die Zahl der Vaterlandsvertheidiger auf Grundlage der Verfassung und auf die örtlichen Verhältnisse bestimmt werden könne. Vorläufig ward Graf Ignaz von Tannenberg zum Landeshauptmann-Stellvertreter ernannt.

Provisorische Regierung.

Villacher Patent.

Hormayr regiert.

Die alte Verfassung.

Hormayr, der beste Kenner Tyrols und seiner Geschichte, der glühende Patriot, hatte also eigentlich Tyrol zu regieren: es war das Ziel seiner Träume und Wünsche erreicht. Er hatte eine Riesenaufgabe, die er unermüdlich zu lösen beflissen war; an Eifer, an Hingebung ließ er es nicht fehlen: seine Pläne gingen für Tyrol über Tyrol hinaus, auf Vorarlberg, dessen

Vorarlberg.

---

[1]) Es ist vollständig mitgetheilt im Band I, S. 261—267, von „Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809".

Anschluß an die tyrolische Vertheidigungslinie unberechenbare Vortheile bot: einmal war so die ganze Westgrenze von dem Bodensee bis zum Lago Idro gesichert, neue Wege in das kornreiche Schwaben und ins Innere der Schweiz geöffnet: die Schwärzung von Pulver und Korn war zeither nicht mehr ganz zu verhindern; bis Memmingen, Stockach, Möskirch und Constanz wurde gestreift, Kanonen und Magazine erbeutet, die Bürgergarden entwaffnet und ihre Gewehre nach Tyrol geschickt, die feindlichen Regierungen in lebhafte Unruhe versetzt. Vorarlberg hatte bei 90.000 Seelen 20.000 Mann unter den Waffen, hatte eine eigene Cavallerie und Artillerie, und vorzüglich durch Vorarlberg fand Hormayr die Mittel zur theils schlauen, theils gewaltsamen Befreiung so vieler österreichischer Kriegsgefangenen, deren Zahl sich von April bis August auf 12.000 Mann belief. Ein Schulfreund von Hormayr, ein in der Schweiz und Schwaben, wie in seiner Heimath, vielgesuchter Rechtsfreund, Dr. Anton Schneider, wurde die Seele der patriotischen Erhebung in Vorarlberg. Beide suchten die Bewegung vor Roheit zu wahren, es ist auch in der That in Tyrol kein Mann gefallen, als in der Hitze des Gefechts. Hormayr warnte in einem Aufruf an die Tyroler vor Mißhandlung Wehrloser und drohte den ersten Ruhestörer als Feind des Vaterlandes zu erklären. Ein eigener „Umlauf" befahl später allen Landgerichten, sogleich die während des Aufstandes vorgekommenen Criminalfälle anzuzeigen. Man vernahm jedoch, in dem vollen halben Jahr des Aufstandes für den alten Herrn und für das alte Recht sei kein einziger neuer Criminalfall vorgekommen, weil Alles nur an die Sache des Vaterlandes dachte."[1])

Streifungen.

Dr. Schneider.

Chasteler

Neben Hormayr war Chasteler in Innsbruck vorzugsweise thätig für die Vertheidigungsstellung Nordtyrols zu sorgen. Daß dieser Aufstand für die Dynastie, welche Napoleon in Tagesbefehlen herabzusetzen suchte, den Soldatenkaiser peinigte, ist leicht zu begreifen: er erließ 11. Mai 1809 folgende Lüge[2]) und folgenden Befehl:

„Der General Chasteler verhetzte Tyrol zum Aufstand und überraschte 700 französische Rekruten, die auf dem Marsche nach Augsburg waren und sich auf das Recht des Friedens verließen. Nachdem sie gezwungen waren sich zu ergeben, und Kriegsgefangene waren, wurden sie in Stücke gehauen. Unter ihnen befanden sich 80 Belgier aus derselben Stadt, in welcher Chasteler geboren ist. 800 Bayern, die zu gleicher Zeit gefangen waren, wurden gleichfalls in Stücke gehauen. Chasteler, welcher dort commandirte, war Zeuge dieser Greuel. Er setzte ihnen nicht nur keinen Widerstand entgegen, sondern man warf ihm auch vor, daß er zu diesem Gemetzel gelacht habe, indem er hoffte, daß die Tyroler jetzt an den Aufstand gebunden wären, weil sie die Rache für ein Verbrechen zu fürchten hätten, für das es keine Hoffnung auf Gnade gibt. Der Kaiser Napoleon befand sich bei der Kunde von dieser Grausamkeit in einer schwierigen Lage, denn wenn er Wiedervergeltung üben wollte, so konnten 80.000 Gefangene vom Monat April den Manen der so grausam geschlachteten Franzosen geopfert werden.

verleumdet,

geächtet.

---

[1]) Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809, Bd. I, S. 273.
[2]) Correspondance, vol. XIX, p. 223.

Kriegsgefangene gehören nicht mehr der Macht an, für welche sie gekämpft haben, sie stehen unter dem Schutz der Ehre und des Edelmuths der Nation, welche sie entwaffnet hat. Chasteler kann sich, nach der Ansicht des Kaisers, auch gar nicht entschuldigen, denn trotz der rasenden Proclamation und maßlosen Reden der Fürsten des Hauses Lothringen, war es doch nicht zu glauben, daß sie solche Frevel gutheißen. Darum erläßt der Kaiser folgenden Tagesbefehl: „Der bewußte Chasteler, sogenannter General im Dienste Oesterreichs, Anstifter des Tyroler Aufstandes und Urheber des an den gefangenen Franzosen und Bayern begangenen Mordes, soll, sobald er gefangen wird, vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden.““

Lüge im Befehl.

Die angebliche Ermordung der Gefangenen vor den Augen Chastelers ist eine grobe Lüge. Dieser war noch gar nicht in Innsbruck, als die Franzosen und Bayern sich ergeben mußten; er hat immer die Kriegsgefangenen ehrenhaft behandelt, ihre Officiere in der Regel noch zur Tafel geladen. Es ist in Tyrol überhaupt kein Kriegsgefangener ermordet worden. Diese Kriegsgefangenen wurden durch das Salzburgische geführt, zwei kräftige Zillerthalerinen gingen an der Spitze des Zuges und trugen, wie um die angebliche Unüberwindbarkeit der französischen Adler zu verhöhnen, nachlässig auf der Achsel je eine Dunggabel und einen französischen Adler daneben.

Antwort Franz I.

Kaiser Franz I. erließ auf die Kunde vom obigen Tagesbefehl Napoleons folgendes Schreiben, 25. Mai 1809, aus Wolkersdorf:

„Lieber Herr Bruder, Erzherzog Karl! Ich habe die Achtserklärung Chastelers durch Kaiser Napoleon vernommen. Ein solcher völkerrechtswidrige Schritt drängt mir die Pflicht auf, Repressalien zu gebrauchen. Ich erkläre also hiermit, daß die französischen Generale Durosnet, Fouler, sowie die übrigen in Kriegsgefangenschaft gerathenen kaiserlich französischen Generale, Stabs- und Oberofficiere für die persönliche Sicherheit des Feldmarschall-Lieutenants Chasteler oder anderer Individuen meiner Armee, welche durch treue Erfüllung ihrer Pflichten und standhaftes Betragen sich ein ähnliches Schicksal zuziehen sollten, als Geiseln zu behalten, zu bewachen und im schlimmsten Fall so zu behandeln seien, wie Napoleon meine Krieger und treuen Diener behandeln wird. — Es thut meinem Herzen wehe, solche Anordnungen, welche nur in dem Zeitalter der rohesten Barbarei an der Tagesordnung sind, erlassen zu müssen, allein ich bin es meinen Völkern schuldig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“ [1])

Ein ähnlicher Befehl wurde von der bayrischen Regierung, 30. April 1809, erlassen und die vergebliche Aufforderung an die Tyroler, die beiden Häupter des Aufstandes zu ergreifen und auszuliefern, dem schimpflichen Verbrechertode, der sie in der Gefangenschaft erwarte, den einen, „weil er als Franzose die Waffen gegen sein Vaterland trage, den andern (Hormayr), weil er sich als Aufwiegler in der Geschichte seiner Heimath einen Namen erwerben wolle“. [2])

Als Lefèbvre nach der Schlacht bei Wörgl, 13. Mai 1809, Chasteler gefangen wähnte, setzte er sogleich ein Kriegsgericht nieder, um Napoleons Befehl auszuführen — doch Chasteler war gerettet. Zu dieser Nachricht bemerkt die „Geschichte Tyrols“: [3]) „Wer von den Tyroler-Führern in Feindes Hand fiel, erlitt den Tod; selbst die österreichische Uniform schützte den österreichischen Haupt-

---

[1]) Correspondance, vol. XIX, p. 224.
[2]) Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809, Bd. I, S. 277—278.
[3]) Ibid., II, p. 278.

mann Bianchi nicht. Die Androhung von Repressalien verlachte der Sieger. Berthier. 1810 überschüttete Berthier in Wien den General Chasteler mit Höflichkeiten, und sagte: er könne dem Kaiser Napoleon die Achtserklärung nicht übelnehmen; er habe allzusehr auf die damals abgeschnittenen und gefangenen Truppen gerechnet; die Tyroler Insurrection sei ein allzugefährliches Beispiel gewesen und habe überdies gleich mit einem sehr gefährlichen Erfolg debütirt. Wären die Schlachten von Landshut und Regensburg nicht so schnell gefolgt, dieses Beispiel und diese Flamme würden ganz Deutschland ergriffen haben."

Franz I. an die Tyroler. Die Nachrichten über die Tyroler vom 10. bis 14. April konnten dem Herzen des Kaisers Franz I. nur Freude machen; er schrieb an „seine lieben und getreuen Tyroler", wie schwer ihm 1805 die Trennung von ihnen wurde, wie er die Aufrechterhaltung der Verfassung zur Bedingung des Friedens machte, und wie die Verletzung dieser Bedingung ihm wehe that, und wie er bei der damaligen Weltlage darüber nur trauern konnte. Doch „durch endlose Anmaßungen des Urhebers unserer Trennung neuerdings in die Nothwendigkeit versetzt, das Schwert zu ergreifen, war es mein erster Gedanke, die Kriegsoperationen so einzuleiten, daß ich wieder Euer Vater und Ihr meine Kinder werdet. Eine Armee wurde zu Eurer Befreiung in Bewegung gesetzt. Aber ehe sie noch unsere gemeinschaftlichen Feinde erreichen konnte, um den entscheidenden Schlag auszuführen, habt Ihr, tapfere Männer, es gethan und mir, sowie der ganzen Welt, dadurch den kräftigen Beweis gegeben, was Ihr zu unternehmen bereit seid, um wieder ein Theil jener Monarchie zu werden, in welcher Ihr Jahrhunderte hindurch vergnügt und glücklich waret. Ich bin durchdrungen von Euren Anstrengungen; ich kenne Euren Werth. Gerne komme ich also Euren Wünschen entgegen, Euch stets unter die besten und getreuesten Bewohner des österreichischen Staates zu zählen, Alles anzuwenden, damit Euch das harte Loos, meinem Herzen entrissen zu werden, nie wieder treffe, wird mein eifrigstes Bestreben sein. Millionen, die lange Eure Brüder waren und sich freuen, es wieder zu sein, drücken das Siegel auf dieses Bestreben. Ich zähle auf Euch, Ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beistande soll Oesterreich und Tyrol immer so vereinigt bleiben, wie es eine lange Reihe von Jahren hindurch vereinigt war.

Schärding, 18. April 1809. Franz."

Hormayr in Südtyrol. Während Chasteler, 15. bis 20. April, Anstalten traf, Nordtyrol zu sichern, suchte Hormayr in Südtyrol den patriotischen Sinn zu wecken und wachzuhalten. In Brixen verurtheilte er Hoffstetter zur Deportation und verbannte er den bayerischen Polizeicommissär von Donnersberg; in Bozen machte er ein Anlehen von 100.000 Gulden für die Armee, ihr Losungswort sei „Sieg oder Tod!" — er selber wolle eher sterben als Tyrol verlassen; am 16. April ließ er ein Tedeum für den Sieg abhalten. Von Bozen reiste er nach Meran, um das Burggrafenamt und das Vintschgau zum Kampf vorzubereiten und den Feinden auch Wälschtyrol zu entreißen. Der Empfang auf dem Mayser Domplatz war feierlich. Hofer, der auf einem Saumrosse hergeritten kam, wurde von ihm umarmt und geküßt. Beide waren umstanden vom Landsturm von Meran, Algund und Passeir; Thränen flossen. Beide ritten dann nach der alten heiligen Stammburg Tyrol, von der es hieß: „Wer Herr des Schlosses Tyrol ist, der ist Herr des Landes!" — und welches die bayerische Regierung um 2500 Gulden verkauft hatte. Das Besitzergreifungs-Patent ward unter allgemeiner Erregung verlesen, dann ein feierliches Tedeum in Meran

abgehalten. Hormayr erinnerte Hofer, er habe sein in Wien gegebenes Versprechen gehalten, und bot die Schützen und Stürmer auf zur Befreiung Wälschtyrols.

Südtyrol wird frei.

Auch diese ging nicht ohne Kämpfe vor sich, bei denen Hofer mit seinen Passeirern sich hervorthat, aber auch österreichisches Militär unter dem General Grafen Leiningen mithalf. Stampfer theilt bei den Vorbereitungen zum Aufbruch gegen Trient einen charakteristischen Zug von Andreas Hofer aus Kaltern mit. „Einen Rosenkranz und das Bild der heiligen Jungfrau am Hals tragend, trat Hofer in das Zimmer des Nepomuk von Schaffer ein und rief: „Gelobt sei Jesus Christus! Ich wär halt da, zu sagen, daß man ausziehen muß, das Vaterland zu erlösen!" Nach freundlicher Bewillkommnung wurde ihm eine Flasche Wein vorgestellt. Er trank nach tyrolischem Brauche der Frau Gesundheit, und sagte: „Ihr sollt leben! Laßt mir den Mann fein ausziehen, und weinet nicht zu viel, damit Euer Kind an der Brust nicht zu viel zu leiden hat." Frau von Schaffer trat heran und reichte ihm die Hand, die er kräftig drückte, indem er sie eine echte Tyrolerin nannte. — „Lieber Anderle," bemerkte Schaffer, „Ihr habt wohl einen schlechten Säbel, so Etwas darf man nicht dulden!" — Hofer entgegnete: „Am Säbel ist Nichts gelegen, wenn nur das Herz im Leibe tapfer ist." Schaffer holte indeß seinen eigenen Degen und schnallte ihn Hofer selber um."

Walterskirchen.

Zunächst galt es Trient, welches Baraguay d'Hilliers mit 10.000 Mann besetzt hielt. Es kam zu Gefechten auf den Vorposten, an deren Spitze Baron Walterskirchen stand. Die Franzosen zogen sich nach Roveredo zurück. Chasteler und Hormayr trafen in Trient ein; jener behandelte es wegen seiner französischen Gesinnung fast wie eine eroberte Stadt; er übergab die Waffen der Bürgergarde zur Vertheilung an patriotische Schützen dem Andreas Hofer, den er mit Auszeichnung behandelte. Auf den 24. April ward der Angriff auf Roveredo bestimmt, beim Dorf Volano kam es zu einem erbitterten Kampf, der den Oesterreichern 19 Officiere und 519 Gemeine, und den Franzosen noch viel mehr Leute kostete. Am 26. April früh zogen die Oesterreicher in Roveredo ein. Leiningen rückte dem Feinde bis Pilcante nach, wäre aber hier, weil von Uebermacht überfallen, verloren gewesen, wenn ihn Hofer und Hauptmann Gasser nicht gerettet hätten. Die Oesterreicher rückten 27. April in Ala ein und gedachten schon mit der Hauptarmee des Erzherzogs Johann, die in Italien eingedrungen und von dessen Sieg bei Sacile Kunde zu ihnen gelangt war, in Verbindung zu treten. Damit kommen wir an den

Kampf bei Volano.

Feldzug des Erzherzogs Johann in Oberitalien.

Derselbe sollte nicht bloß die Erhebung Tyrols vom Süden her sichern, sondern unter Umständen bis nach Piemont vordringen. Man rechnete in Wien auf die Unzufriedenheit der Italiener mit der französischen Herrschaft.

Stimmung des Volkes.

Thiers behauptet mit Unrecht,[1]) man habe sich in Wien durch Umtriebe täuschen lassen, die von Unzufriedenen von den Tyroler Bergen bis zur Meerenge von Messina gesponnen wurden, von Priestern, die über die verlorene Herrschaft des Papstes trauerten, von Edelleuten, die über die eingeführte Gleichheit empört waren, von Anhängern der alten Dynastien. Das Volk jedoch sei für die Franzosen gewesen. Dem ist aber nicht so. Hören wir nur den Bericht eines

[1]) Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire, vol. X, p. 149, 155.

Sachverständigen, der sich gerade damals in Italien aufhielt, in den Memoiren Oginski's:[1]) „Ich fand Toscana in einer ganz anderen Lage, als vor zwölf Jahren. Dieses Land, vormals eines der blühendsten durch den Reichthum seiner Erzeugnisse und die Ausdehnung seines Handels, hatte unter Leopold und Ferdinand alle Vortheile einer väterlichen Regierung genossen. Der friedliche Charakter der Einwohner, der Schutz, welchen man dem Landbau und allen Erzeugnissen des Gewerbfleißes angedeihen ließ, die Freiheit, deren die Fremden genossen, die Pflege der Wissenschaften und Künste: Alles das gab dem Aufenthalt daselbst Vorzüge vor vielen anderen Gegenden Italiens. Als ich jedoch zu Anfang des Jahres 1808 zum zweiten Male hier ankam, stand das Land unter französischer Herrschaft. 12.000 Personen, die früher in der Stadt Florenz allein mit Seidenspinnen beschäftigt gewesen, waren jetzt an den Bettelstab gebracht. Starke Auflagen auf die Weine, das Oel, das Salz, den Tabak und andere Erzeugnisse erschwerten das Loos des Volkes und erregten Murren unter den Landleuten; aber Alles beugte sich unter die Gewalt, und wie es in eroberten Ländern zu geschehen pflegt, man sah französische Beamte auf Kosten des Volkes sich bereichern und eine kleine Anzahl Landeskinder, die der französischen Partei ergeben und bei der Verwaltung angestellt waren, kamen durch die Freigebigkeit der Regierung, welcher sie dienten, zu großem Vermögen. — Als nun 1809 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich begann, murrten die Anhänger der alten Regierung, welche den größten Theil der städtischen Bevölkerung bildeten, laut, und ihre Wünsche und Hoffnungen waren den Oesterreichern zugewandt. In Florenz beschränkte sich Alles auf Verwünschungen gegen die Franzosen und Wünsche für die österreichischen Heere. Anders jedoch verhielt es sich auf dem Lande, wo die aufs höchste erbitterten Bauern der Entwicklung des Krieges und der Rückkehr ihrer legitimen Fürsten mit größter Ungeduld entgegen sahen. — Die österreichischen Heere würden, wenn sie weiter vorgedrungen wären, in Italien, und namentlich in Toscana, großen Anhang gefunden haben. Die Straßen waren schon unsicher durch Bauern, die sich vor dem Elend nicht anders zu helfen wußten und sich zu Banden zusammenrotteten. Diese Banden drangen vor bis an die Städte und schreckten z. B. Bologna; eine solche Bande lauerte in der Gegend zwischen Bologna und Modena, und machte die französischen Gendarmen nieder, die sie zur Ordnung zurückführen sollten."

Oginski. Florenz. Banden von Bauern.

Der Zug des Erzherzogs Johann nach Oberitalien hatte also starke Aussichten auf Erfolg, er konnte Tyrol sichern und damit Bayern bedrohen, er konnte ganz Italien in Flammen versetzen, und er hatte Grund, die Italiener zur Freiheit und Selbständigkeit aufzurufen und von Malborghetto aus den französischen Vorposten den Krieg zu erklären. „Gott möge mit uns sein, Dein Genius mit mir, und es wird gut gehen! Ich werde trachten, das Meinige mikroskopisch zu thun, daß Du Dich meiner nicht zu schämen brauchst" — schrieb der Erzherzog Johann, 9. April, aus Villach an seinen Bruder Karl.[2]) Die Stimmung im Hauptquartier war

Erzherzog Johann.

[1]) Michael Oginski, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 287.
[2]) Beer, l. c. S. 401.

gut; es galt den Feind zu überraschen. Der Erzherzog wählte keinen der beiden Wege, auf welchen man ihn erwartete, weder den, welcher von Villach, Tarvis und Ponteba nach Osoppo führte, wo Napoleon ein Fort Osoppo hatte errichten lassen, noch den, welcher von den julischen Alpen nach dem Isonzo hinabsteigt, welcher sie zwischen Görz und Gradisca überschreitet und nach Palmanuova, damals einer starken Festung, oder Udine führt, sondern auf einer Zwischenstraße, die an den Quellen des Isonzo vorbei über Cividale nach Udine führt. Der erste Marsch ging über den Predil und währte sechzehn Stunden.[1])

Der Erzherzog überrascht Eugen.

„Schon seit acht Tagen schneite es unaufhörlich. Alle Wege waren mannshoch mit Schnee bedeckt, ein heftiger Sturmwind wehte; das Heer, voll guten Muthes, überwand mit äußerster Anstrengung die argen Beschwerlichkeiten. Geschütz, Munition, kurz Alles wurde herübergebracht und bloß einige Wagen, die in den Abgrund stürzten, eingebüßt. Am 10. April stand alles in Biwache zur Karfreit, hinter dem Orte an der Straße, im heftigsten Regen und Schnee wurde die Nacht zugebracht, der Erzherzog mitten unter seinen braven Kriegern. Ternowa war der Hauptort des achten, Sebenitza des neunten Corps. Abends wurden die letzten Befehle zur Eröffnung der Feindseligkeiten erlassen, und zwölf Stunden vor deren Eröffnung an den feindlichen Vorposten abgegeben."[2])

Predil.

Ternowa. Sebenitza.

Eugen Napoleon, der Anführer des französischen Heeres, war überrascht, er hatte versäumt, seine Truppen zusammenzuziehen. Napoleon war seinem Stiefsohn von Herzen zugethan und hatte ihm darum den Oberbefehl über das Heer anvertraut, obschon er noch kein großes Commando bekleidet hatte.

Eugen hatte im Gefolge seines Stiefvaters Napoleon die Feldzüge in Italien, in Aegypten, dann wieder in Italien bei der Reserve-Armee mitgemacht, hatte aber nie eine Division geführt; er war mehr Mann des Friedens. Als Vicekönig von Italien hat er viel Gutes gethan.[3]) Am 1. April 1809 hielt er noch in Mailand eine Anrede an den Senat, in der er dankbar den Kaiser pries: „Seit zwölf Jahren ist kein Tag verflossen, an dem der Kaiser Italien nicht eine Wohlthat erwies. Dank seinen Waffen, seinen Einrichtungen, seinen Gründungen gibt es keine Lombarden, keine Venetianer, keine Bolognesen mehr, es gibt nur noch Italiener. Die Geschichte bietet kein Beispiel der Wiedergeburt einer Nation, die so rasch, so vollständig gelungen wäre. — Italien hat jetzt wieder eine Armee, die im Norden wie im Süden beständig Proben der Tapferkeit und Kriegszucht gegeben und verdient hat, vom größten aller Feldherren gelobt zu werden. Seit den Römern haben die Völker Italiens nicht mehr Kriege geführt in Spanien, seit den Römern ist keine Epoche für die italischen Heere so ruhmvoll gewesen." — So der Mann friedlicher Thätigkeit, der jetzt auf einmal Italien im Kriege gegen Oesterreich schützen sollte. Am 9. April finden wir ihn in Mestre, am 10. April Abends empfängt er in Udine die Kriegserklärung des Erzherzogs.

Eugen und Napoleon.

---

[1]) Das Heer von Inneröſterreich, 1809, S. 54.
[2]) Ibid. p. 54.
[3]) Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809, vol. II, p. 336—337.

Napoleons Mahnungen.

An brieflichen Ermahnungen hatte der Kaiser es nicht fehlen lassen:[1]) er solle um 13.000 Mann sein Heer vervollständigen, er solle Ancona in Vertheidigungszustand versetzen; er solle tüchtige Officiere in die Grenzfestungen Osoppo und Palmanuova thun; er solle am Tagliamento einen Brückenkopf befestigen. Doch hatte ihm Napoleon anfangs den Ausbruch des Krieges erst auf den Mai angekündet: er solle sich erkundigen, wie viel Mannschaft in Udine und San Daniele unterzubringen seien und sich auf Feindseligkeiten gefaßt machen.[2]) Am 1. April solle er schon sein Hauptquartier in Stra aufschlagen, sich mit der Ausrüstung der Plätze beschäftigen und das Gerücht verbreiten, die Russen seien schon auf dem Marsche gegen Oesterreich;[3]) er solle im Norden den Zustand der Grenze besichtigen und ihm ausführlichen Bericht darüber einsenden, er solle Herr der Seen von Mantua bleiben und schnell Palmanuova befestigen; er solle einen geschickten Officier ins Thal von Trient schicken und Triest bedrohen; er solle mit Marmont in Verbindung bleiben durch kleine Schiffe, und Berichte austauschen in einer neuen Chifferschrift. Seine Armee bestand aus acht Divisionen, aber nur zwei, die von Seras und Broussier, waren am Tagliamento, drei weiter rückwärts an der Livenza, zwei an der Etsch, eine stand noch in der Nähe von Florenz.

Angriff der Vorposten. Chiusa. Fellabrücke.

Am 10. April früh griff Oberst Volkmann die Vorposten an, die rasch Ponteba verließen; er folgte ihnen schnell, fand die Chiusa verlassen, seine Hußaren machten an der Fellabrücke neunzig Gefangene, zu Villanuova bezog er dann ein Lager.[4]) In der Nacht des 10. April unternahm Gavasini den Uebergang über den Isonzo. Doch der Fluß war angeschwollen und die Pontons waren noch nicht da; die Görzer Brücke war abgebrochen und das Thor zu derselben verrammelt. Niemand wollte es wagen, den reißenden Strom zu durchwaten, da erbot sich ein Student, durch eine Fuhrt zu führen. Vierzig bis fünfzig Mann kamen glücklich hindurch in der Nacht zwischen zehn und eilf Uhr, überrumpelten die Feinde, machten eine Anzahl zu Gefangenen, stellten die Brücke wieder her; Gavasini rückte nun über dieselbe bis Massa.[5]) Gradisca wurde besetzt. Die Franzosen hatten noch Posten in Romans und patrouillirten bis Cormons. Oberst Volkmann war unermüdlich; am 11. April früh fünf Uhr brach er von Villanuova auf, fand Portis verrammelt, erstürmte es und verfolgte den Feind bis Venzone. Der Ort hatte nur eine Gasse und das Thor war verrammelt; Volkmann erstürmte den Ort und verfolgte den Feind bis Riobianco. Hier stand Broussier mit sechs Bataillonen und gleichviel Geschützen in guter Stellung, die Linke an den Tagliamento gelehnt, die Rechte an den Berg Cameligo, die Front deckte ein Gießbach. Hier entspann sich ein erbitterter Kampf, den Volkmann mit nur drei Bataillonen und einer Abtheilung Reiterei glücklich bestand. Volle neun Stunden dauerte das Gefecht, das mit dem Rückzug der Franzosen hinter den Tagliamento endigte.

Gavasini. Volkmann. Venzone.

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 305—306, 308—311, 351, 354.
[2]) Ibid. XVIII, p. 355, 366—367, 385, 390, 391, 412—414.
[3]) Ibid. XVIII, p. 434—435, 442—443, 448—450.
[4]) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 57.
[5]) Ibid. p. 56, 57.

In Udine war seit kurzem der Vicekönig sorglos und richtete sein Augenmerk bloß nach dem Tagliamento-Thal; wie war er erstaunt, als er am 11. April Abends erfuhr, die österreichischen Vorposten seien schon in Cividale! Da gab es nur ein Mittel, sich über Hals und Kopf über den Tagliamento zurückzuziehen und zwischen diesem Flusse und der Livenza seine Truppen zu einem entscheidenden Schlag zusammenzuziehen. — Die Oesterreicher rückten schnell hinter den Franzosen her, am 12. April früh sechs Uhr waren schon ihre Vorposten in Udine, am Abend in Campo Formio — und doch hatten die letzten Tage Gewaltmärsche unter Schneegestöber und Regen die Truppen ermüdet. Darum ließ der Erzherzog den Kern des Heeres einen Tag in Udine ausruhen. Der kühne Oberst Volkmann war verwundet.

Udine.

Eugen ging also über den Tagliamento zurück, um die Livenza zu erreichen, und zog seine Mannschaft zusammen. Die Livenza ist kein Torrente, sondern fließt in einem ordentlichen Bette und ist größtentheils schiffbar; der Tagliamento aber gehört zu jenen Torrenti, die in den Thälern durch enge Grenzen eingeengt, wenn der Schnee schmilzt, plötzlich, wie sie die Ebene erreichen, tosend dieselbe überschwemmen, ihr Bett eine Viertel- oft eine halbe Stunde breit machen und Alles mit Schutt anfüllen. Hinter der Livenza hoffte der Vicekönig seine Truppen sammeln zu können, ließ aber in Pordenone eine starke Nachhut zurück, zwei Bataillone Fußvolk und ein Regiment leichter Reiterei unter General Sahuc, der aber den Fehler beging, statt zu plänkeln und den Anmarsch der Feinde zu erkunden, sich mit seinem Regiment in Pordenone einzuschließen. Der Erzherzog jedoch beschloß, den Feind unablässig zu verfolgen, und setzte sich, 14. April Abends, nachdem er eine Vorhut unter den Generalen Wetzel und Schmidt vorausgesandt, mit der ganzen bei Codroipo gesammelten Reiterei und zwei berittenen Batterien, Abends acht Uhr in Marsch. Volkmann sollte den rechten Flügel, Oberst Gyurcovich den linken bilden, in gleicher Höhe mit der Mitte, jeder mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen und einer halben Batterie. Im Dunkel einer regnerischen Nacht rückte die Reiterei langsam vor. Um drei Uhr früh machte sie Halt beim steinernen Kreuz im Flußbett der Zeline, eines Torrente. Bisher stieß man auf keine Spur von einem Feind und kam keine Nachricht. Darum ließ der Erzherzog Halt machen, divisionsweise aufmarschiren und abfüttern. Erst um sechs Uhr kamen die Kundschafter zurück und brachten die Nachricht, in Torre di Pordenone stehe ein Infanterieposten, in Pordenone selber befänden sich 300 Mann. Die Botschaft war jedoch ungenau. Der Erzherzog ließ alsbald vorrücken, sandte eine Abtheilung rechts, um hinter Pordenone zu kommen und die fliehende Mannschaft abzufangen, eine Abtheilung, links zum gleichen Zweck; die Mitte rückte auf der Straße gerade vor. Den Rückhalt bildeten zwei Divisionen Husaren und eine berittene Batterie. Die übrige Reiterei glaubte man entbehren zu können und sandte sie deshalb gegen San Quirino und Roveredo in Marsch. Der mittlere Zug ging jedoch in der Kampfluft zu rasch voran, und so fielen bei Torre di Pordenone die ersten Schüsse. Der Erzherzog eilte zum zweiten Zug, der Pordenone von hinten fassen sollte — und da sah man gegen die Livenza hin eine lange Linie Fußvolk und eine starke Reiterei auf dem Marsch. Nun war klar, daß die Nachricht der Kundschafter unsicher gewesen, und daß man einem an Zahl überlegenen Feind gegen-

Die Torrenti.

Pordenone.

Gyurcovich.

Pordenone.

Feinde in Menge.

Nugent. überstand. Oberst Graf Laval Nugent, ein einsichtsvoller und kühner Mann, eilte der gen San Quirino entsendeten Reiterabtheilung nach, um sie herbeizuholen, da die Feinde sich zum Kampfe stellten. Der Erzherzog war in größter Gefahr gefangen zu werden. Oberstlieutenant Reinisch stürzte sich tollkühn mit der Bedeckungsmannschaft in die Feinde, um ihn herauszuhauen, ward gefangen, aber im Verlauf des Gefechtes wieder befreit. Der Erzherzog begab sich zum Hauptheer. Die österreichische Artillerie, die soweit vor sich, nur Feinde vermuthete, schoß mit Granaten in den Haufen, wovon eine dicht bei dem Erzherzog niederschlug. Nun kamen die Reserven und brachte Nugent Mannschaft herbei; es entspann sich ein heißer Kampf, der mit einem glänzenden Sieg der Oesterreicher endete. 2000 Gefangene, 4 Kanonen, 2 Zeugwagen, 3 Adler waren die Frucht des Sieges; bei Rorai Piccolo allein, wo das fünfunddreißigste französische Linienregiment mit dem sechsten Hußarenregiment sich gestellt hatte, lagen nahezu 500 Todte. Die Reiterei wurde großentheils zusammengehauen, die Vierecke des Fußvolks durchbrochen, die Reste des Regiments streckten das Gewehr. Die Oesterreicher hatten nur 300 Tode und Verwundete. Die Mannschaft in Pordenone Banniza. mußte sich ergeben. Ein Rittmeister Banniza von Hohenlinden, ein Mann von ebensoviel Einsicht als Muth, zwang ein ganzes Bataillon, sich zu ergeben.

Die Oesterreicher hatten sich glänzend geschlagen, die Franzosen hatten eine arge Schlappe erlitten; gewohnt, ihre Feinde zu besiegen, murrten diese jetzt über ihren jungen General, der, wenn auch persönlich tapfer, doch nicht Eugen in Trauer. für ein großes Commando tauge. Eugen zerrissen diese Redensarten das Herz; er mochte seinem Adoptivvater nicht ein Wort darüber melden, daß er sich habe zurückziehen müssen, und daß er seiner Erwartung gar nicht entsprochen habe. Und doch wäre ein rascher Rückzug über die Livenza und hinter die Etsch das beste gewesen, was er hätte thun können, denn Verstärkung war für ihn auf dem Weg und er hätte nach kurzer Zeit mit Uebermacht aus Verona hervorbrechen können, und sein Unfall wäre vergessen worden. Schon hinter der Piave hätte er eine ausgezeichnete Vertheidigungslinie und hätte fünf Divisionen französischen Fußvolkes, eine italienische Infanterie, zwei schöne Dragoner-Divisionen und die königlich lombardische Garde zu seiner Verfügung gehabt. Er rief noch am 15. April Abends seine Generale zu einem Kriegsrath zusammen, ob man nicht noch eine Schlacht liefern solle, um den Eindruck der erlittenen Niederlage auszulöschen. Mehrere riethen, den Rückzug fortzusetzen, um den erwarteten Verstärkungen entgegen zu gehen. Der Wille Eugens entschied jedoch für die Schlacht, die am andern Morgen den erwünschten Sieg bringen sollte. Die Divisionen Broussier und Seras waren schon eingetroffen: er hatte ungefähr 40.000 Mann — dem Rückzug ward auf allen Punkten Halt geboten; die Franzosen rüsteten zum Kampf. Mit Freuden sahen auch die Oesterreicher dem Morgen entgegen.

Stellt sich zur Schlacht. Es war ein Sonntag, 16. April 1809, ein herrlicher Frühlingstag,[1]) ganz verschieden von dem Sturm, Platzregen und Gestöber, die an den unmittelbar

[1]) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 74.

vorhergegangenen und dann auch wieder an den nachfolgenden Tagen das Heldenhäuflein des Erzherzogs Johann so sehr ermüdet hatten. „An eben dem 16. April 1799 hatte, gerade vor einem Jahrzehent, zur guten Vorbedeutung, Suworow seinen reißenden Siegeslauf in Italien begonnen. Die Erinnerung, daß sich in eben diesen Gegenden einstens Francesco Carrara und Visconti gemessen, — und unter österreichischem, spanischem und päpstlichem Banner Georg von Frundsberg, beide Colonna, Pescara, Erich von Braunschweig, Rudolf von Anhalt, Georg von Liechtenstein, sich wider den von Alviano, Petigliano und Gritti geführten Löwen des heiligen Marcus sieghaft versucht, machte den Boden wahrhaft classisch." [1])

16 April 1809.

Der Erzherzog war am Morgen mit seinem Generalstab in der Kirche, als man ihm meldete, daß der Feind sich in Bewegung setze, er ritt sogleich auf das Schlachtfeld. Thiers meint: „Obschon der Erzherzog mehr kriegerische Erfahrung hatte als Eugen, hätte er doch an diesem Tage überrumpelt werden können, wie er am Tage vorher die Franzosen überrumpelt hatte." [2]) Daß er sich durch den Besuch des Gotteshauses auf die ernste Arbeit des Tages vorbereitete, ist doch wohl kein Fehler, und sobald die Seinen sahen, wie die Franzosen sich regten, machten sie Meldung und eilte er alsbald auf das Schlachtfeld. Der Erzherzog ist nicht überrumpelt worden; wenn die Franzosen es vermocht, hätten sie es gewiß gethan.

Thiers über die Schlacht bei Sacile.

Die Oesterreicher besaßen Pordenone, die Franzosen Sacile. Die Straße welche von dem ersten Orte zum zweiten führte, wurde von der Schlachtlinie, die Eugen aufstellte, gerade durchschnitten. Nach seinem Plane sollten die Generale Seras und Severoli vom Dorfe Tamai aus die gegenüberstehenden Orte Palse und Porcia, wo die Oesterreicher in Gärten und Gesträuch eine gute Stellung hatten, um jeden Preis wegnehmen, um die Oesterreicher zu jener Stelle hinzuziehen und sie schließlich in die nahen Sümpfe zu drängen; der linke Flügel dagegen sollte sich abwartend verhalten. Die Division Barbou, die eben angekommen war, sollte die französische Linie stützen; Eugen stand mit dem Generalstab und den Garden in der Mitte. Der Kampf drehte sich also um die Orte Palse und Porcia, der linke Flügel blieb lange Zuschauer. Thiers tadelt, daß Eugen nicht gesucht habe, die gedehnte österreichische Schlachtlinie in der Mitte zu durchbrechen, dann den linken Flügel derselben rasch zu schlagen und hierauf den rechten zu umschließen. [3])

Schlachtplan Eugens.

Um acht Uhr begann das Plänkeln, um neun Uhr rückten die Franzosen von Tamai aus gegen Porcia, welches die Straße von Pordenone deckte; konnten sie hier durchbrechen, so war den Oesterreichern eine Hauptverbindung entrissen. Auf die Meldung, die Vorhut des Feldmarschall-Lieutenants Frimont könne trotz aller Standhaftigkeit Porcia nicht länger behaupten, sandte der Erzherzog den General Colloredo mit seiner Brigade ihnen zu Hilfe; kampffreudig und besonnen rückten diese voran, warfen Alles vor sich nieder, nahmen und behaupteten Porcia und das Dorf Talponedo; Colloredo stellte auf der Anhöhe hinter Porcia eine Brigade-Batterie auf. Der Vicekönig wollte aber um jeden Preis diesen Posten einnehmen und warf den General Seras mit der Reserve in diese Dörfer. Die Oesterreicher jedoch vertheidigten sich von Haus zu

Kampf um Porcia und Palse.

Colloredo.

[1]) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 74.
[2]) Thiers, l. c. vol. X, p. 158.
[3]) Ibid. X, p. 157.

Haus, von Zaun zu Zaun, und warfen den Feind wieder hinaus. General Grenier, der auf der Hauptstraße unbeschäftigt war, entsandte zwei Bataillone nach rechts, um Porcia wieder zu nehmen. Vergebens! — die Batterie auf der Höhe riß ganze Glieder zu Boden und die Oesterreicher im Dorfe wehrten sich mit dem Muthe von Löwen. Nun sandte Barbou zwei Bataillone vom Nachtrab nach dem Kampfplatz, doch sie hatten dasselbe Loos. Dreimal gelang es also dem Feind, mit ungeheurer Aufopferung seine Uebermacht nach Porcia zu werfen, dreimal ward ihm die Hoffnung des Gelingens blutig entrissen. „Den Preis seiner Ueberzahl wollte der Feind erringen, den Preis der Tapferkeit behielten hier Oesterreichs Krieger." [1]) Der Vormarsch des neunten Corps von Cordenons auf Fontana fredda erwirkte den Zusammenstoß der Mitte und der bisher unbeschäftigten Flügel, des rechten österreichischen und des linken der Franzosen. Der Zusammenstoß war heftig. Wenn es den Oesterreichern gelang, Sacile zu besetzen, durch welches die Hauptbrücke über die Livenza ging, so stand es schlimm mit den Franzosen. Darum ordnete der Vicekönig rasch den Rückzug an, er ging in Unordnung und unter großen Verlusten vor sich. Um neun Uhr erstürmten die Oesterreicher Sacile; das Dunkel der Nacht verhinderte sie, die Feinde weiter zu verfolgen.

Rückzug der Franzosen.

Der Sieg der Oesterreicher war vollständig. 6000 Franzosen, darunter General Paget, waren gefangen, zwei Brigadechefs und viele Officiere, 15 Kanonen, 23 Zeugwagen, 3 Adler wurden erbeutet. Ueber 5000 Franzosen waren todt, viel mehr waren verwundet. Die Brücke bei Brugnera brach in der Unordnung des Rückzugs ein, viele Soldaten ertranken, viele Wagen gingen verloren. Die Niederlage wirkte so entmuthigend, daß viele Verwaltungsbeamte bis Mailand entflohen und dort Furcht und Schrecken verbreiteten. Ein Zeichen der Größe der Niederlage ist, daß die Feinde auf dem Rückzug bis Conegliano alle Brücken und Uebergangsmittel vernichteten. Von der Heftigkeit des Kampfes spricht der Verlust der Sieger. Die Oesterreicher zählten 10 todte, 90 verwundete Officiere, 561 todte, 2175 verwundete Gemeine.

Großer Sieg.

Das feindliche Heer wäre auf der Flucht zerrüttet worden, hätten sich nicht die Elemente gegen die Oesterreicher verschworen. Am 17. April schwellte ein heftiger Regen die Waldströme, die Chrava und der Mesco überschwemmten die Gegend. Der österreichische Vortrab wurde nicht bloß vom feindlichen, sondern auch vom eigenen Heer bis zum 20. April getrennt, ringsum von den Fluthen eingeschlossen. Am 20. April fiel das Wasser, aber die Wege waren allenthalben grundlos und zerrissen. Nur langsam konnte das österreichische Heer folgen, dennoch sah es bald die Thürme von Verona, es waren erst zwanzig Tage seit Beginn des Feldzuges verflossen. Oberst Gyurcovich stand am 19. Mai an der Piave, Oberst Zuccari in Belluno. Das war also ein gelungener Feldzug, auf den der Erzherzog Johann stolz sein konnte.

Ueberschwemmung.

[1]) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 77.

Die Betrübniß Eugens können wir uns denken. Er hatte Napoleon über die Schlappe bei Pordenone nicht berichtet und in der Hoffnung, sie durch einen Sieg zu tilgen, die Schlacht bei Sacile gewagt — und verloren. Nun schrieb er 17. April: „Mein Vater! Ich bedarf Ihrer Nachsicht. Aus Furcht vor Ihrem Tadel, wenn ich zurückwiche, habe ich die Schlacht angenommen — und habe sie verloren.“

Eugens Kummer.

Napoleon antwortete 25. April: „Es ist tadelnswerth, daß Sie eine Schlacht angenommen haben, ohne Ihre Cavallerie bei sich zu haben.“ Er tadelt ihn, daß er Truppen nach Verona sandte, um es zu decken: „Vor einer Schlacht muß man alle Truppen beisammen halten; hätten Sie gesiegt, so hätten Sie keine Sorge für die Truppen in Tyrol nöthig gehabt.“ [1]) Er klagt am 26. April, daß er noch keine genauen Nachrichten vom Gange der Schlacht und der Größe der Verluste habe. „Um Gotteswillen, schreiben Sie mir doch Näheres über die Zustände meiner Armee in Italien.“ [2]) — Am 30. April 1809 schreibt der Kaiser:

Napoleons Tadel.

„Ich sehe mit Schmerz, daß Sie keine Uebung im Kriege und keine richtige Ansicht davon haben. Noch kenne ich die Lage meiner Armee nicht, und die Höhe meines Verlustes an Mannschaft, an Generalen, an Fahnen und Kanonen, und bin beschränkt auf die Berichte der Oesterreicher. Wäre es nicht besser gewesen, mir ganz genau Alles mitzutheilen? Es ist schmerzlich zu denken, daß das ganze Gebiet zwischen Piave und Etsch von den Oesterreichern geplündert worden ist. Die Piave war eine gute Linie, deren Vertheidigung Sie hätten versuchen sollen. Die Oesterreicher sind so wenig an einen derartigen Krieg gewöhnt, daß sie erstaunt sind, daß Sie nicht die Linie der Livenza behaupteten, hinter welcher Sie Ihre Truppen hätten zusammenziehen sollen. Im Kriege sieht man seine Verluste, nicht die des Feindes, da muß man eine gewisse Zuversicht haben. Solange der Feind der Brücke über die Piave sich nicht zu bemächtigen suchte, so hätten Sie sich im Brückenkopf behaupten sollen, wenn Sie noch im Stande waren, die Brücke abzubrechen, selbst wenn der Feind weiter oben oder unten den Fluß schon überschritten hatte. Die Folge von all dem ist sehr bitter für mich und für die Völker Italiens!

„Der Krieg ist überhaupt ein sehr ernstes Spiel, in welchem man seinen Ruf und sein Land gefährden kann. Wenn man vernünftig ist, so muß man sich prüfen, ob man für diesen Beruf taugt oder nicht. Ich weiß, daß Ihr in Italien Euch häufig geberdet, als verachtet Ihr Massena — er hat jedoch militärische Talente, vor denen Ihr alle Euch beugen müßt. Hätte ich ihn geschickt, so wäre Alles ganz anders gegangen; wenn er Fehler hat, so muß man sie vergessen, denn alle Menschen haben Fehler. Ich hätte Massena senden und Ihnen den Befehl über die Cavallerie unter seinem Obercommando übergeben sollen. So commandirt der Kronprinz von Bayern eine Division unter dem Obercommando des Herzogs von Danzig. Die Könige von Frankreich, ja selbst regierende Kaiser, haben oft ein Regiment oder eine Division unter dem Oberbefehl eines alten Marschalls commandirt. Ich denke, wenn die Umstände drängen, so müssen Sie an den König von Neapel schreiben, daß er zum Heere kommt und der Königin die Regierung in Neapel überläßt. Ihr übergebt ihm dann das Commando und ordnet Euch seinen Befehlen unter; das wird gute und geziemende Folgen haben!

Napoleon lobt Massena.

König Joachim Murat.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 593.
[2]) Ibid. XVIII, p. 603.

„Das ist leicht begreiflich, daß Sie weniger Kriegserfahrung haben, als ein Mann, der schon seit achtzehn Jahren den Krieg mitgemacht hat. Ich grolle Ihnen nicht über die Fehler, die Sie gemacht haben, wohl aber darüber, daß Sie mir nicht schrieben und mich nicht in den Stand setzten, Ihnen einen Rath zu geben und meine eigenen Operationen nach Ihrer Lage einzurichten. Ich wiederhole Ihnen also, wenn der Feind noch nicht den Rückzug angetreten hat, oder selbst in allen Fällen: es ist zweckmäßig, daß Sie dem König von Neapel schreiben, er solle zur Armee kommen, Sie werden sich ein Verdienst daraus machen, unter einem älteren Heerführer, als Sie sind, zu dienen, Sie seien zu diesem Schritte von mir bevollmächtigt, er werde meine Verhaltungsbefehle bei Ihnen schon vorfinden."

Marmont.

Der glänzende Sieg bei Sacile gab dem Erzherzog Johann den Muth, Marmont schriftlich aufzufordern, Dalmatien zu räumen, indem er auf die vollständige Isolirung des Herzogs von Ragusa und die Unmöglichkeit hinwies, Hilfe zu erhalten; er würde wegen des guten Rufes der Truppen und aus persönlichen Gründen für ihn die besten Bedingungen bewilligen. Marmont antwortete mit einem Aufruf an seine Soldaten: Seit drei Jahren seien sie von den Heldenthaten ausgeschlossen, die Europa anstaune; aber endlich gehe ihr Verlangen in Erfüllung und öffne sich ihnen ein weites Feld — die Belohnungen, die Napoleon der Große seinen Tapfern ertheile, werden auch sie verdienen. „Auf! bereitet Euch zum Kampf!"[1]) Napoleons Stern schien ihm noch im Steigen. Wie bald sollte nicht Marmont seine Ansicht über den „großen Napoleon" ändern und froh werden, daß er ein Asyl fand in demselben Oesterreich, welches er jetzt hochmüthig bekämpfte. —

Vorstoß des Erzherzogs Karl gegen Bayern.

Hemmnisse.

Stadion trieb immer mit all seiner Energie zu raschem Kriege, weil Napoleon sein Heer noch nicht beisammen habe, weil Rußland, sollte es ihm auch helfen wollen, noch durch den Krieg mit Schweden und durch seine Stellung zur Türkei gehemmt sei. Aber da gab es der Hemmnisse viele, namentlich fehlte es an Geldmitteln. Oesterreich hatte ja seit 1792 so ernste Kämpfe durchgemacht, so viel geopfert, so lange geduldet, Störungen des Handels und Verkehrs so viele erlebt! Jetzt hatten wieder die Rüstungen ungeheure Summen verschlungen, und der Hofkammer-Präsident erklärte, daß er nach dem Frühjahr keine Geldmittel mehr zu beschaffen wisse. Der Erzherzog Karl erklärte, daß er den Krieg nicht führen könne, wenn nicht die Geldmittel für den Feldzug bereit lägen. Der Krieg kostet Geld und wieder Geld, wenn man auch hoffte, daß man einen großen Theil der Armee auf fremdem Boden erhalten konnte. Stadion war oft über die Lage in halber Verzweiflung und konnte wohl klagen, er sei nicht auf Rosen gebettet.

Geldnoth.

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, Buch 11.

Kaiser Franz I. trug schon 14. October 1808 seinem Minister auf, Subsidien vom englischen Cabinet zu erwirken. Stadion war bereit dazu. Die Verhandlungen gingen durch Hardenberg, der hannöverischer Minister in Wien war, an Graf Münster, der Hannover in London vertrat, und durch diesen an den englischen Premierminister. Aber der Mann, der früher immer so bereit war Oesterreich mit Subsidien zu unterstützen und der mit dem Blicke des Adlers Europa überschaute, William Pitt, lag längst in der Gruft. Canning hatte sich noch nicht zur Herrschaft über das Cabinet und zur vollen Entwicklung erhoben. Auch bestand in England eine Friedenspartei, die gegen die steten Kriege wider Napoleon eiferte. Es kam lange keine Antwort. Hardenberg meinte, die Anträge Oesterreichs kämen zu spät. Wie, hieß es, eine Gelegenheit wie jetzt, kommt so geschwind nicht wieder; will England nicht helfen, wo es, wie nie sonst, den wichtigsten Schritt gilt, einer anmaßenden Weltherrschaft entgegenzutreten? Erst in der zweiten Hälfte des Januar 1809 kam Antwort, eben nicht abgeneigte, aber auch nicht ermuthigende. Die Noth drängte. Da sandte Stadion insgeheim den Lieutenant Wagner nach London, um das englische Cabinet von der Stimmung zu unterrichten und auf die Ankunft des Grafen Walmoden vorzubereiten, der mit der Vollmacht zum Abschluß eines Vertrags in Triest ein englisches Schiff bestieg.

Subsidien. Canning. Walmoden.

Bei diesem Anlaß mußte Oesterreich sich auch erklären über das Ziel, das es durch einen neuen Krieg anstrebe: es wolle keinen Krieg gegen Frankreich, das Alles behalten möge, was es vor der Revolution besaß; es wolle nur einen Krieg gegen Napoleon, der in maßloser Gier der Eroberung nach der Weltherrschaft trachte; es strebe nicht nach Eroberungen, sondern nur nach dem, was es vor dem Vertrag von Preßburg besaß, und was es zur Sicherung einer würdigen Stellung unter den Staaten Europas brauche; es müsse wieder haben Tyrol und Vorarlberg, die Po-Mündungen, Dalmatien, Italien bis zur Chiesa. In Deutschland solle jeder rechtmäßige Eigenthümer in den Besitz der Länder wieder gelangen, die ihm vor den Usurpationen Napoleons gehörten. Spanien solle wieder selbständig werden, ebenso Neapel und Sicilien. Der König von Sardinien solle in seine Staaten zurückkehren und noch Etwas dazu erhalten, um stark zu sein, sich gegen Frankreich zu wehren. England solle sein Hannover wieder haben; es solle aber in diesem Kriege auch eine Landung in Norddeutschland unternehmen, um die Erhebung der deutschen Stämme gegen die Franzosen zu unterstützen. Als Geldhilfe wurde gefordert 2,500.000 Pfund Sterling zur Ausrüstung und 400.000 bis 500.000 Pfund monatlich während des Krieges.[1]) Das hieß offen reden. —

Oesterreichs Ziel. Restauration.

Canning verweigerte eine Landung in Norddeutschland, England habe genug in Spanien zu thun; er verweigerte die Subsidienforderung, Spanien habe die englischen Staatskassen erschöpft: wirklich ließ sich England Vieles für die Halbinsel kosten, es hatte den Spaniern 9,000.000 Piaster gesendet, es sandte

Verhandlungen.

1) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 272.

für Schweden und Sicilien 1,500.000 Pfund, die Armee, die es selber in Spanien unterhielt, belief sich auf 70.000 Mann, und jetzt verlangten die Spanier noch 10,000.000 Piaster. „Wir sind erschöpft", meinte Canning. — „Wird England den einzigen günstigen Augenblick versäumen, Napoleons Weltherrschaft zu brechen?" entgegnete Walmoden. — „Wir sind bereit zu thun, was wir vermögen, 250.000 Pfund, die bis auf eine Million steigen können, seien für Euch hinterlegt in Malta, aber Ihr dürft nicht daran rühren, ehe der Krieg wirklich begonnen hat.[1]) Unser König will nicht als Anschürer des Krieges gelten, sondern als Beschützer der Völker gegen Napoleons Weltherrschaft; auch muß unsere alte Bundesgenossenschaft förmlich erneuert werden, denn wir müssen uns vor dem Parlamente rechtfertigen." — Die Noth drängte. Walmoden schloß 24. April 1809 ein Bündniß ab, worin beide Mächte versprachen, im Kampfe gegen Napoleon, soweit als dies möglich, einander zu unterstützen. Walmoden reiste dann schnell ab, weil zum Kriege einberufen. Stahremberg wurde sein Nachfolger.

Bündniß 24. April 1809.

Napoleons Vorbereitungen zum Krieg.

Napoleon ist nicht bloß bewundernswerth in der Kunst, eine Schlacht zu leiten, sondern auch in der Kunst, ein Heer für den Krieg zu bilden, alle Bedürfnisse für dasselbe zu beschaffen, für alle Wechselfälle voraus zu sorgen. Entschlossen, Oesterreich diesmal den Todesstreich zu versetzen oder es so zu schwächen, daß es sich nicht mehr rühren könne, gedachte er 400.000 Mann gegen dasselbe ins Feld zu führen, 150.000 Franzosen, 150.000 Italiener, 100.000 Deutsche aus den Staaten des Rheinbundes. Mit wunderbarer Energie schrieb er die nöthigen Befehle.

Passau.

Passau sei berufen, in diesem Kriege eine wichtige Rolle zu spielen, er läßt darum die Festungswerke erweitern, Magazine bauen für große Vorräthe.[2]) Er schreibt dem Primas Dalberg, daß er die Fürsten des Rheinbundes anhalte, ihr Contingent am 20. März in Würzburg zu stellen, wo dann Davoust das Commando über sie übernehmen werde.[3]) Er schreibt an Karl Friedrich, Großherzog von Baden, in Rastatt und Pforzheim müßten zwischen dem 15. und 20. März drei vollständige Infanterie-Regimenter, ein Bataillon leichte Infanterie, ein Reiterregiment und zwölf Stück Geschütz bereitstehen, der Herzog von Rivoli (Massena) werde den Oberbefehl über sie führen.[4]) Friedrich, König von Wirtemberg, muß 15. bis 20. März sein Contingent bei Aalen, Neresheim und Heidenheim aufgestellt haben. Der Minister werde ihm in einem eigenen Schreiben über die Ungerechtigkeit und Narrheit Oesterreichs Aufklärung geben.[5]) Die Bayern sollten 20. März in Würzburg bereit stehen, die Hessen in Mergentheim. Dem König Friedrich von Sachsen meldet er, daß Bernadotte am 20. März in Dresden das Commando über seine 30.000 Sachsen übernehmen wird, Poniatowski aber das Commando über die Polen des Großherzogthums Warschau. Oesterreich sei vom Geist des Schwindels ergriffen und auf dem besten Weg sich zu Grunde zu richten. Er (Napoleon) habe keine Lust anzugreifen, denn er habe die Gewohnheit, sich nie ohne Grund zu schlagen.[6])

---

1) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 278.
2) Correspondance, vol. XVIII, p. 347.
3) Ibid. XVIII, p. 363—364.
4) Ibid. XVIII, p. 364.
5) Ibid. XVIII, p. 364.
6) Ibid. XVIII, p. 375.

Lefèbvre müsse die Bayern commandiren, welche in München, Landshut und Straubing 20. März aufgestellt sein sollen.[1]) Ermunternd fügt er mehrmals bei, daß auch Alexander I. gegen Oesterreich sein Heer entsende.[2]) Joachim Murat, König von Neapel, solle sein Contingent nach Rom senden, damit die Division Miollis von dort zum Krieg gegen Oesterreich an den Isonzo abrücken könne. Ludwig Napoleon, König von Holland, solle außer den Truppen, die in Deutschland und Spanien stehen, noch 20.000 Mann bereit halten, denn ein ernster Krieg stehe bevor.[3]) Ein eigener, eingehender Befehl erging 23. März für die Errichtung neuer, und die Verstärkung alter Festungswerke. Am 14. März meldete er an Maximilian Joseph, König von Bayern, welcher wünschte, daß der Kronprinz Ludwig sein Heer commandire:[4]) „Ich muß offen mit Ihnen reden, der Krieg wird sehr ernst werden. Der Kronprinz, so hoch er auch von Natur steht, hat bisher den Krieg nicht mitgemacht und hat darum auch kein Verständniß davon. Ich würde mich also des Vortheils berauben, den ich von Ihren 40.000 Bayern habe, wenn ich an ihre Spitze nicht einen festen und sicheren Mann stellen würde." Bei einer Gefahr möge der König von Wirtemberg in Straßburg eine Zuflucht suchen; dem König von Sachsen stellte er alle seine Paläste zur Verfügung.[5]) Preußen drohte er, wenn es auch nur einen einzigen Soldaten über die 42.000 Mann, zu deren Aufstellung es durch die geheimen Verträge ermächtigt war, ausheben würde, daß er ihm sogleich den Krieg erkläre.[6]) Er gab den Auftrag, dies in Königsberg von Petersburg aus wissen zu lassen, daß die leiseste Regung, sich Oesterreich anzuschließen, den Untergang des Staates zur Folge haben würde. —

Befehle an die Vasallen.

Wie Napoleon gegen Oesterreich rüstet.

Die steten Kriege kosteten viele Mannschaft. 80.000 Mann unter 370.000 Conscriptionspflichtigen jährlich auszuheben, hatte ihm der Senat bewilligt, nun verlangte er für das Jahr 100.000 Mann, und zwar mit rückwirkender Kraft, so daß er von jedem der früheren Jahrgänge 20.000 Rekruten bis 1806 nachverlangen könne. Dieses Zurückgreifen auf frühere Jahrgänge hatte noch den Vortheil, daß es ihm viel kräftigere Mannschaft einbrachte, von ein-, zwei- und dreiundzwanzig Jahren. Die Conscriptionspflichtigen von 1810 wurden schon zum voraus ausgehoben. Thiers selbst bezeichnet dieses Zurückgreifen auf frühere Jahrgänge als eine große Ungebühr:[7]) „Leute ihrem heimischen Heerde zu entreißen, die sich von allem Dienste befreit glaubten, da ja die Klasse, der sie angehörten, ihr Contingent bereits gestellt hatte." Die Klassen vor 1806 sollten von der neuen Aushebung frei sein, aber 1806, 1807, 1808 und 1809 waren inbegriffen. Um die Mißstimmung zu mildern, wurde darauf verzichtet, diejenigen auszuheben, welche sich indessen verheirathet hätten. Doch diese Milderung versöhnte die Mütter und Väter in Frankreich wenig; man grollte dem ehrgeizigen

Das Heer.

Nachträgliche Aushebungen.

1) Correspondance, vol. XVIII, p. 374.
2) Ibid. XVIII, p. 374.
3) Ibid. XVIII, p. 391.
4) Ibid. XVIII, p. 403—408.
5) Ibid. XVIII, p. 597.
6) Ibid. XVIII, p. 572—578.
7) Thiers, l. c. vol. X, p. 23, 33.

Herrscher ob der steten Kriege. Die betroffenen jungen Männer wurden übrigens bald vom kriegerischen Geiste im Heere angesteckt.

Wie Napoleon die Regimenter bildet.

Die Art, wie Napoleon die 120.000 jungen Soldaten unter die alten Regimenter vertheilte und fünfte Bataillone in seinen Regimentern einrichtete, ist ein Meisterstück. Mit 400.000 Mann hoffte er Oesterreich zu erdrücken. Da ihm Officiere und Unterofficiere für die neuen Cadres fehlten, ließ er aus jedem Lyceum, wo höchstens Jünglinge von sechzehn bis siebzehn Jahren sich befanden, zehn Schüler auswählen, welche durch frühzeitige Körperentwicklung am tauglichsten zum Kriege waren. Da er von der Reiterei in diesem Kriege gegen die österreichische Infanterie hervorragend Gebrauch machen wollte, ließ er die ausgezeichneten Reitergenerale Montbrun und Lasalle aus Spanien kommen. Als Heerführer berief er Lannes von Saragossa weg und Massena in seine Nähe. Da nach seiner Anschauung die Donau in diesem Kriege eine große Rolle spielen sollte, ließ er ein Bataillon von 1200 Seeleuten aus Boulogne kommen. 50.000 Hacken und Schaufeln zu Schanzarbeiten ließ er auf Trainwagen der Armee nachführen. Für die Artillerie ließ er 12.000 Pferde ankaufen. Altadelige Familien, die außer jeder Verbindung mit der Regierung auf dem Lande lebten, zwang er, ihre Söhne in die Militärschulen zu schicken, „denn sie dürften nicht in bedauerlicher Absonderung sich den Anstrengungen entziehen, welche das gegenwärtige Frankreich für den Ruhm und die Größe des zukünftigen aufwende.“

Der alte Adel.

Sammlung des Heeres.

Er suchte Oesterreich durch Drohungen zu entmuthigen und durch Zusammenziehung der noch in Deutschland und auf dessen Kosten lebenden Heerestheile. Die Division Dupas, welche an den Küsten der Ostsee stand, mußte sich nach Magdeburg begeben; sächsisch-polnische Truppen mußten dagegen Danzig, Stettin, Küstrin und Glogau besetzen. Davoust mußte aus Sachsen sein Hauptquartier nach Würzburg verlegen, Oudinot sich mit seinem Corps von Hanau nach Augsburg begeben. Die Truppen aus der Umgebung von Paris mußten auf Metz vorrücken, die von Lyon nach Straßburg marschiren. Marmont in Dalmatien erhielt den Befehl, seine Truppen in Zara zusammenzuziehen, hier ein verschanztes Lager aufzuwerfen und Lebensmittel für ein Jahr anzuhäufen, um entweder hier gegen bedeutende Streitkräfte sich zu vertheidigen, oder daß er einen Vorstoß machen und sich mit der gegen Wien vordringenden italienischen Armee vereinigen könne. Als Kriegsdrohung war auch der längere Urlaub, den Andréossy erhielt, anzusehen. Dieser Gesandte hatte die gehässigsten Berichte aus Wien nach Paris gesendet, und war deshalb für die Wiener ein Gegenstand des bittersten Hasses. Eine eigentliche Abberufung fand nicht statt, es wäre so viel als eine mittelbare Kriegserklärung gewesen. Auf der Heimreise sollte Andréossy die militärischen Kräfte des Feindes genau kennen lernen und umfassenden Bericht darüber erstatten. —

Finanzen.

Armeeschatz.

Die Rüstungen zum Krieg kosteten Geld, viel Geld, während des Krieges lebten die Soldaten auf Kosten des Feindes, nach dem Siege legte Napoleon den Gegnern große Kriegssteuern auf, aus denen er den Armeeschatz bildete. Napoleon war ein scharfsinniger Kenner des Finanzwesens und duldete keine Unterschleife. Das Budget hielt er für den Staat genau ein. Einnahmen und Ausgaben standen im Gleichgewicht, 730 Millionen allgemeine und 40 Millionen Departemental-Auslagen; bei irgend einem Ausfall streckte der Armeefond die nöthigen Summen vor und waren also Anleihen bei Bankhäusern nicht nöthig. Die Armee in Deutschland wurde bis Ende 1808 aus der preußischen Kriegssteuer gedeckt.

Seit dem spanischen Kriege aber zeigte sich ein Fallen der Rente, die nach Tilsit und vor Bayonne auf 94 stand, bis auf 80 herunter; auch ließ der Ertrag der Zölle bedeutend nach und der Verkauf der Nationalgüter stockte. Das Versiegen derartiger Hilfsquellen, meint Thiers,[1]) sei ein bedeutsames Zeichen vom Sinken des Vertrauens gewesen, „es war Zeit, mit dem Kriegführen inne zu halten, wenn man nicht die Finanzen ebensogut wie die Armee ruiniren wollte. Beim Ausbruch des Krieges mit Oesterreich machte sich die Neigung zur Baisse bemerkbar. Napoleon hoffte sie durch Siege wieder steigen zu machen.“ Wenn aber einmal die Kette des Glückes riß, was dann? —

Sinken der Rente.

In dem Kriege von 1809 spielt die Presse eine große Rolle. Napoleon suchte Gegner, die er vernichten wollte, immer zuerst in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Ein Zeitungskrieg ging in der Regel dem Donner der Kanonen voraus. Es galt 1809, öffentliche Meinung in Frankreich gegen Oesterreich zu machen und zugleich Oesterreich zu drohen. Manche Artikel stammen aus Napoleons Feder, man merkt sogleich am Stil die Löwenfaust, welche die Feder führte. So heißt es im „Moniteur“: „Das edle Benehmen seines Ueberwinders nach der Schlacht bei Austerlitz müsse dem Kaiser Franz stets im Andenken sein; er wisse, wie sehr er sich auf die Großmuth Napoleons verlassen könne, wie heilig diesem die Verträge seien, die er geschlossen. Allein es sei nicht immer das Loos der Könige, den Neigungen und der Leitung ihres eigenen Herzens zu folgen. Neapel, Preußen und Spanien würden noch aufrecht stehen, hätten ihre Beherrscher nur nach eigener Einsicht gedacht und gehandelt. Allein Höflinge, Weiber und junge Leute haben auf die Rathschläge dieser Fürsten gewirkt und ihre Throne sind erschüttert oder krachend zusammengestürzt. Sollten sich ähnliche Dinge in Wien zeigen, sollte sich der Schwindelgeist auch dieser Stadt bemächtigen? Der Prinz Louis Ferdinand[2]) ist das erste Opfer dieses Wahnsinns geworden und sein grausames Geschick ist nicht geeignet, ihm Nachahmer zu verschaffen. Vielleicht zählen sie in Wien auf ihre Landwehren, Insurrectionen und den Aufstand in Masse? Elende Mittel, die den Fall Spaniens beschleunigt, aber nicht aufgehalten haben! Ist es eine Wirkung der Rathschläge Englands, daß Oesterreich sich rüstet, oder läßt sich vielleicht sein Cabinet durch den Einfluß der ehemaligen Reichsritterschaft hinreißen, die nur aus Empfindlichkeit über den Verlust einer Landeshoheit handelt, welche mit der neuen Ordnung der Dinge unverträglich war? Wie blind sind doch diese Menschen, die sich den Krieg herbeirufen und nicht einsehen, daß sie dessen vornehmste Opfer sein werden, und daß man ein unschuldiges Volk nicht für ihre ausschweifende Wuth und Unbedachtsamkeit verantwortlich machen wird. Um ihre gehässigen Leidenschaften zu befriedigen, stellen sie sich der Gefahr bloß, ihr Eigenthum zu verlieren und in die schimpfliche Verbannung, zu der sie wieder verurtheilt werden, das Gefühl mitzunehmen, die Urheber des Unglücks ihres Vaterlandes zu sein.“

Angriffe auf Oesterreich.

Die passende Antwort auf diese Herausforderung liegt in den Proclamationen des Kaisers und der Erzherzoge. Nie zuvor war Napoleon ein so

---

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 35—42.
[2]) Erinnerungen an Saalfeld.

richtig gezeichnetes, so kräftiges Bild seines Treibens entgegengehalten worden. In seinen Gegenproclamationen zeigt sich sein Zorn und sein Bemühen, die Wirkung dieser Erklärung abzuschwächen. Auch die Aufrufe deutscher Fürsten sollten die österreichischen Proclamationen abschwächen. Deshalb schreibt er 27. April an den König von Wirtemberg: „Ich halte es für zweckdienlich, daß Sie einen Aufruf machen, welcher die Anschuldigungen und Vorwürfe des Feindes widerlegt und Ihre Proclamation in ganz Europa verbreiten lassen. Schreiben Sie doch nach Karlsruhe und Darmstadt, daß man dort das Gleiche thue. Der König von Bayern macht auch einen eigenen Aufruf. Ich verlasse mich in dieser Angelegenheit auf Ihren Eifer für die gemeinsame Sache, auf Ihre Anhänglichkeit an mich und auf Ihre Gescheidtheit."[1]) Ebenso bittet er den König von Bayern, „schnell einen Aufruf zu machen, ihn noch in der Nacht drucken zu lassen und den gedruckten dann nach Straßburg, Mainz, Stuttgart zu senden und überall zu verbreiten."[2]) Schnelle und weite Verbreitung sei Hauptsache dabei.

Angriffe deutscher Fürsten.

Stimmung in Deutschland.

Man rechnete in Wien auf eine Erhebung von ganz Deutschland, wenn die Oesterreicher die französischen Corps in Bayern niedergeworfen und den Rhein erreicht hätten. Dieser Plan hatte eine sichere Grundlage; der Haß gegen die Franzosen, welche die Deutschen besiegt hatten und aussaugten, war unsäglich, war allgemein, war überall von Königsberg bis Basel, von Bremen bis Braunau.[3])

Preußen.

Hier nur einige Züge! Als die Franzosen aus den Oderfestungen abzogen nach Magdeburg, kamen sie durch kein Dorf, ohne mit Koth und Steinen beworfen zu werden; in Berlin wagten sie gar nicht, sich zu zeigen. Alles war gegen sie, vom Standesherrn bis zum Bauern herab.[4]) Wir sahen oben, wie nur Zaghaftigkeit den König zurückhielt, dem allgemeinen Wunsche zu folgen, daß er mit Oesterreich einen Bund zum Kampfe gegen Napoleon schließe. Krieg gegen Napoleon war die Losung der geheimen Gesellschaften, des Tugendbundes, des deutschen Bundes, war das Wort, das auf jeder Lippe schwebte, denn die Zustände waren unerträglich. In Sachsen sagte man, daß der König für seine persönlichen Interessen Deutschland verrathe und seine Unterthanen mit Steuern und Aushebungen erdrücke.[5]) Im Königreich Westfalen war der Haß feurig, trotz aller Bemühungen Jérômes, die Gunst des Volkes zu gewinnen. Aehnlich war

Sachsen.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 364.
[2]) Ibid. XVIII, p. 365.
[3]) Bignon, welcher Minister im Großherzogthum Berg war, erzählt: „Preußen sang die erste Rolle im Chor des Hasses. Vielleicht hatten wir die Hand des Siegers zu schwer auf dasselbe gelegt und es zu empfindlich verwundet. In dem Herzen jedes Preußen war jetzt nicht bloß der Durst, sondern die Wuth der Rache." Bignon, Mémoires, I, pag. 392.
[4]) Thiers, l. c. vol. X, p. 43.
[5]) Ibid. X, p. 44.

die Stimmung in Baden, in Wirtemberg, in Bayern, in Hessen, daß das Volk die Erhebung der Fürsten mit Einquartierungen, mit Steuern, mit dem Blut seiner Söhne bezahlen müsse.[1]) Nach einer Reise durch Deutschland schrieb damals der Buchhändler Perthes: „Allenthalben unter dem Volke ist Kraft, Wille und Entrüstung. Selbst in Bayern bildet sich ein Gemeingeist, der über den bayrischen Nationalgeist siegen wird; wir hier denken nur an die Nationalehre; Leipzig, wohin die Masse Menschen aus allen Provinzen und allen Ständen des Reiches zusammenkommen, gibt die erfreuliche Gewißheit, daß ganz Deutschland nur Eine Stimme hat: Vaterland, Freiheit, Rache! Ich sprach mit Tausenden, und ich war der Vorsichtigere in meinen Aeußerungen. Man kann zufrieden sein mit dem Volke. Gott sende nur einen Geist, der die Gemüther binde und entlade! Nein, Deutschland geht nicht unter und die Deutschen sterben nicht ab als ein thatenloses Volk; ein neues Geschlecht deutscher Art wird entstehen und wird blühen auf Jahrhunderte hinaus."[2]) Perthes fürchtete nur, Napoleon möchte sich einmal begnügen und gemäßigter verfahren, sonst gewöhnten sich die Deutschen an Alles; „wir wären dann verloren und hätten den Strick um den Hals; doch das ist nicht zu fürchten. Nur zu, das hilft! der Haß der Deutschen wird gründlicher werden, als einer sonst. Auf Thatsachen gestützt, sage ich: daß des Kaisers Aberglaube an sich selbst so weit geht, daß er sich noch wird anbeten lassen. Ihm fehlt in solchem Grade jeder Glauben an ein Etwas oben oder unten, er hat in solchem Grade nur sich selbst, er sieht sich, wie soll ich mich ausdrücken, er sieht sich so bestimmt als das Werkzeug des Fatums an, daß das Sichere, was bis jetzt nur in dunklen Sagen umherirrt, auch noch an den Tag kommen wird. Cardinal Maury arbeitet an einem Plan zur Vereinigung aller Religionsparteien und man schreibt, der Kaiser werde sich dann zum Oberhaupt der Gesammtkirche ernennen. Ja es wird dahin kommen, daß Jeder sehen muß, diese Ruhm- und Regierungswuth habe keinen Raum auf dem Erdkreis hienieden."[3])

Bayern.

Napoleons Selbstsucht.

Aber woher diese Herrschaft über Alles? Perthes meint:[4]) „Aus der allgemeinen Schwäche und habsüchtigen Verdorbenheit mußte sich eine neue Kraft erheben, welche Alles besiegte, weil nichts Kräftigeres sich ihr entgegensetzte. Napoleon ist und bleibt eine historische Naturnothwendigkeit. Er, Napoleon, der Gewaltige der Welt, ist eins in sich und sicher und fest, wie kein Anderer, weil er, wie kein Anderer, Nichts will als sich selbst, und wie kein Anderer ist er des Teufels geworden, weil er, wie kein Anderer, sich selbst zu seinem Gott gemacht hat. „Er will nicht, er wird gewollt", sagte mir mit treffendem Ausdruck Baggesen. Diesem dämonischen Menschen glaubte Perthes die Welt von Gott dahingegeben, aber nicht damit sie sich ihm füge, sondern damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen, von Neuem geboren werde. Zu einer neuen Ordnung der Dinge will Gott uns auf praktischen Noth- und Angstwegen führen, rückwärts läßt sich das Stück nicht spielen, also vorwärts! Es falle, was nicht stehen kann — diesen Weltbegebenheiten wird Nichts entgehen, und es ist ein Trost

Grund seiner Siege.

Baggesen.

Perthes' Ansicht.

---

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 45.

[2]) „Friedrich Perthes' Leben." Nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes, ordentl. Professor der Rechte. Bonn 1848. Bd. I, S. 184—186.

[3]) Ibid. I, p. 187.

[4]) Ibid. I, p. 178.

zu sehen, daß die Begebenheiten größer werden, als die, welche sie herbeiführten. Die Schauspieler in dem großen Stück werden selbst zur Rolle, welche gespielt wird, und hinter den Coulissen steht der große Theatermeister, und ist Trost und Halt für uns arme Zuschauer, denen leider nur zu arg mitgespielt wird. — Wer jetzt noch das Rad rückwärts drehen will, der will nur Ruhe, Bequemlichkeit und Privatglück. Diesen dreien ist die Zeit freilich nicht günstig; aber darnach kann die Vorsehung sich nicht bequemen; wir sind es vielmehr, die sich der Zeit gewachsen halten müssen, und wer wollte auch Anfang und Ende einer solchen Umwälzung, wie die gegenwärtige ist, in einem Menschenleben zusammendrängen!" — „Ja, das alte Laub muß herunter," entgegnete ihm Stolberg, „auf daß der noch in brauner Knospe sprossende Frühling für die Entwickelung aufbewahrt bleibe. Ach, könnten wir nur die erste grüne Spitze sehen!"

Stolberg.

Irreligiosität.

Woher der Jammer überall? „Wir haben den Haltpunkt verloren," meint Perthes, „die Religion. Ein Schmachten, ein Sehnen, ein Greifen nach einem Haltpunkt ist allgemein. Vieles ist schon weggeräumt — zum Beispiel die Erbschaft der papiernen Zeit. Noch zwanzig Jahre solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solches Kramens mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein Siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn. — Viele verstehen jetzt, daß Kräfte und Tugend nicht aus moralischen Grundsätzen erwachsen, sondern aus dem Glauben. — Die Religion wird immer mehr vermißt; Viele möchten gerne beten, und beten, um es zu können. Wir büßen die Sünden unserer Väter, die beiden letzten Genererationen arbeiteten uns mit einem unglaublichen Leichtsinn nach dem Abgrund hin.[1]) — Muß das Herz uns nicht deßhalb schon groß werden, daß wir gerade in der schlimmsten Zeit leben?" — So schrieb Perthes an Johannes von Müller, der ihm die Antwort gab: „Sie betrachten das, was wir sehen, als eine Vorbereitung zum Besseren; ich wünsche es, aber was hat ein ungeheures Weltreich voll Raubsucht, Hohn und Eitelkeit je gebessert? Die kalte Hand des Todes ist sein Scepter, Humanität und Wissenschaft sterben von seiner Berührung. Doch ist es ein hochsinniges Wort, das Sie sagen: „Müssen wir nicht schon darum uns groß fühlen, weil wir in der schlimmsten Zeit leben?" Sie sind ein Mann von der seltensten Seele, ich liebe Sie sehr."[2])

Religion gibt Kraft.

Johannes von Müller.

Joh. v. Müller schrieb aus Berlin: „Ich gedenke der großen Seher aus alter Zeit, welche aus den Zeichen erkannt hatten, daß Gott etwas Neues machen wolle. Die Augen hat Jeremias sich ausgeweint, aber er sah, daß Asien und auch sein Volk dem babylonischen König übergeben war, und er rieth, sich darein zu schicken. Darüber vergaß er sein Volk und die Grundgefühle nicht. So sind auch jetzt durch die Wirren des achtzehnhundertundsechsten Jahres die Nationen wie in dem Netz des Vogelstellers gefangen; von Cadix bis Danzig, von Ragusa bis Hamburg, und bald allerseits ist Empire français, ob auf siebzig Jahre, wie im babylonischen, oder auf siebenhundert Jahre, wie im römischen Reiche, wer kann das wissen?"

Alexander I.

Nach dem Frieden von Tilsit schrieb Perthes: „Alexander I. ist der Vasall von Napoleons Geist und ist in strengerer Knechtschaft als wir, die wir nur um der Gewalt willen Knechte sind. Eine gänzliche Umkehr aller Dinge ist dann unausbleiblich. Nie haben bisher der Norden und der Süden sich unmittel-

[1]) „Friedrich Perthes' Leben", l. c. Bd. I, S. 166.
[2]) Ibid. I, p. 167.

bar berührt; deutsche selbständige Völker, die Schweiz, Holland, das Reich, Oesterreich, Preußen standen zwischen ihnen und banden die beiden Extreme, welche sich einander nicht besiegen können. Nun sind wir niedergetreten. Auf die Dauer zwar können der Süden und der Norden nicht an einem Strange ziehen, aber auf Jahre könnten sie es doch versuchen wollen, und richten wir Deutschen in einer solchen Zeit nicht aus uns selbst uns auf, so wird eine Geißel, wie man sie hienieden noch gar nicht kannte, Europa züchtigen. Von außen kann uns Hilfe nicht mehr kommen; wir sollen und müssen uns selbst helfen, aber dem tüchtigen Volk ist, wie jedem ehrlichen Menschen, die Hilfe von oben, das Licht und der Erlöser verheißen." —

Osten und Westen.

So richtete dieser wackere Mann in trüber Zeit sich in religiösen Hoffnungen auf. Aber wie viele tausendmal Tausende hatten diesen Schwung der Seele nicht, und brachten gequält von Sorgen und Noth in dumpfer Trauer ihre Tage hin — gerade in **Hamburg**, wo Perthes lebte! Die Stadt war seit dem Frieden souverän, aber von den Franzosen ward sie nicht mehr verlassen. Die innere Verwaltung blieb ihr wie den Rheinbundstaaten überlassen, nur die Einführung des französischen Gesetzbuches ward geboten. Die Quelle ihres bisherigen Reichthums war der Handel; dieser aber wurde durch das Continentalsystem vernichtet. Ueber dreihundert Schiffe lagen abgetakelt im Hafen, die Assekuranz-Gesellschaften erlitten in drei Jahren einen Verlust von zwanzig Millionen Franken. 130.000 Menschen blieben der Plünderung französischer Beamten überlassen; mancher Wohlhabende verließ die Stadt, um nicht zu verlieren, was er hatte. Schlimmer wie der Verlust der Habe, war das moralische Faulfieber, die Auflösung der Charaktere.

Hamburg.

Da kam die Kunde von Oesterreichs Rüstungen, vom kühnen Waffengang, den es antrat. Athemlos horchte man auf jede Botschaft aus dem Südosten. Die Namen des Kaisers und der Erzherzoge hatten einen süßen Klang. **Perthes** schrieb 1809 von der Messe in Leipzig: „Nie war Deutschland einiger als jetzt — einig, nämlich in **Hoffnung auf Oesterreich** und im Haß gegen Napoleon, in Abscheu gegen die fremde Tyrannei." So war die Stimmung in Deutschland und in Oesterreich war man wohl davon unterrichtet und rechnete mit Grund auf einen Aufstand.

Ein Lichtschimmer.

Oesterreich hofft auf Deutschlands Erhebung.

Die Rechnung war richtig, wenn Oesterreich früher losschlug und rasch an den Rhein vordrang, wie der erste Plan war, den General **Mayer** entwarf. Mit 200.000 Mann sollte der Erzherzog Karl von Böhmen aus rasch auf Bayreuth vordringen, die französischen Armeecorps, die von Magdeburg bis Ulm vereinzelt waren, überrumpeln und dann bis Mainz vordringen und die Deutschen zur Erhebung aufrufen.

Der Plan wäre ohne Zweifel gelungen, wenn die österreichische Armee, wie ursprünglich der Plan war, anfangs März schnell aufgebrochen wäre. Allein die Rüstungen waren noch nicht vollendet; die Artilleriewagen waren noch nicht eingetroffen, vielen Regimentern gingen noch die dritten Bataillone

Rüstung nicht fertig.

ab; es fehlte noch an Montur und Waffen, an Lebensmitteln für Mannschaft und Pferde; für die Befestigungen war noch wenig geschehen; die Landwehr und das ungarische Insurrections-Heer waren erst in der Bildung begriffen. Mit anderen Worten, weder militärisch noch finanziell war Oesterreich zum Kriege ausgerüstet. Der Erzherzog hatte unermüdlich gearbeitet, aber es fehlte an einer treibenden Kraft, die zwischen Armee und Volk anregend vermittelt und begeistert hätte. Eine solche war vorhanden im Freiherrn von Stein, aber sie wurde nicht benützt, unbeschäftigt saß dieser für eine solche Krise unschätzbare Mann in Brünn. Von welcher Wirkung wäre die Einsicht und Thatkraft dieses Mannes nicht in Wien gewesen für Belebung und Beschleunigung der großen militärischen und politischen Maßregeln!

Stein.

Pertz.

Steins Biograph, Pertz sagt: „Der Mangel und das Bedürfniß eines großen Charakters ward in Wien aufs lebhafteste gefühlt, und Stein genoß dort in jener Zeit eines außerordentlichen Ansehens. Als Gentz nach Wien kam, fand er durch alle Stände, vom Kaiser und der Kaiserin herab, nur eine Stimme der Bewunderung für Stein und des Abscheues gegen seinen Verfolger; er ward von allen Seiten mit Fragen bestürmt, wann die Denkschrift erscheinen werde, die Stein, wie allgemein geglaubt wurde, zu seiner Rechtfertigung geschrieben habe. Indessen sei es Rücksicht auf den preußischen Hof, auf dessen Beitritt man noch immer hoffte, oder sah man in Stein mehr den preußischen Minister als den deutschen Reichsfreiherrn? Stadion that keinen Schritt, um, wie er — nach Gentz — lebhaft wünschte, Stein in Wien zu sehen, und diesem lag es fern, sich in einen fremden Wirkungskreis unberufen einzudrängen. Nur nach erfolgter Kriegserklärung und Stadions Abreise ins Hauptquartier suchte und erhielt er durch O'Donnel und Gentz die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in Wien oder jedem anderen beliebigen Ort der österreichischen Staaten zu nehmen." [1])

Man sieht, der Kaiser und die Kaiserin waren begierig, Stein kennen zu lernen. Wer war Schuld, daß er nicht gerufen wurde, Stadion oder Gentz? Stadions Charakter ist zu edel, als daß man annehmen könnte, er habe gefürchtet, von Stein überflügelt zu werden. Dem Entschuldigungsschreiben von Gentz fühlt man aber die Verlegenheit an. Stein fand seine Entschuldigung, warum er ihm nicht früher geschrieben habe, ungenügend. Man merkt Steins Antwort an, daß er verletzt ist: „Keines meiner Verhältnisse gegen dieses Land erlaubte mir einen Schritt wegen meiner Ueberkunft nach Wien zu thun. Man gab mir, als einem Geächteten, ein Asyl, man wies mir einen bestimmten Wohnort an, man äußerte aber nie auch die leiseste Absicht, weder durch Unterredungen, noch durch Schriftwechsel, noch auf irgend eine denkbare Art mit mir in Verbindung zu treten oder etwas anderes für mich thun zu wollen, als nur den Gebrauch des Feuers und Wassers zu erlauben." [2]) — Stein wollte nicht die zudringlich lästige und zwecklos thätige Rolle eines nach der Wiederherstellung seines Zustandes jagenden Emigranten übernehmen. So hatte Bouillé, als er sah, daß man seiner nicht bedürfe, sich gänzlich zurückgezogen. An Stein hätte man eine anregende, zur Eile treibende, alle Hilfsmittel verwendende Kraft besessen.

Gentz.

---

[1]) Pertz, Steins Leben. Bd. II, S. 358.
[2]) Ibid. II, p. 363—365.

So konnte man denn nicht anfangs März, wie früher der Plan war, welcher hätte gelingen können, den Krieg beginnen, sondern man mußte ihn auf den Anfang des April verschieben, wo die Franzosen schon nahezu vereinigt waren und das Mißlingen des Planes deßhalb wahrscheinlich war. Dazu kam noch ein Zwist im Hauptquartier. General Mayer, der Feuer und Flamme für den Plan der Ueberrumpelung war, sprach sich jetzt, da man zu spät anfing, bitter über die Armeeleitung aus. Er war ein sehr findiger Soldat, übernahm sich aber in seinem Stolze dem Erzherzoge gegenüber; deßhalb ward er 18. Februar 1809 seines Postens enthoben, „da er die in der Monarchie getroffenen Anstalten laut tadelte, über die künftigen Ereignisse bange, unglückliche Ahnungen im Publicum verbreitete und solche Aeußerungen im Munde eines Mannes von dieser Stellung nur den Geist der Armee herabsetzen und den Muth des Volkes vernichten; in der gegenwärtigen Krisis ist mehr denn je nöthig, daß Alles in Eintracht und mit festem Muthe zu einem großen Ziele hinleite".[1]) An seine Stelle kam Generalmajor Prochaska, der ihm aber an Befähigung nachstand.

Verspätung.

Mayer entlassen.

Der dem Mayer'schen entgegengesetzte Plan von Grünne bestand darin, den Franzosen entgegenzutreten und mit Benutzung aller Vortheile, welche die Flüsse, der Donaustrom und die Heimath überhaupt böten, sich mit ihnen zu schlagen. Dieser Plan war einfacher, weniger kühn als der erste, aber sicherer. Aber auch hier war kühnes, rasches Vorgehen von Nutzen. Leider wurde keiner dieser Pläne rein befolgt, konnte keiner rasch genug ausgeführt werden. Daran waren Regengüsse, Mangel an Zufuhr, Angewöhnung an langsames Vorgehen Schuld.

Grünnes Plan.

Kriegserklärung.

Indessen hatten sich Metternich und Champagny in Paris gegenseitig, 2. März, Vorwürfe gemacht, die nur als Kriegserklärung bezeichnet werden können und auch in diesem Sinne bei Ausbruch des Krieges benützt wurden.[2]) Metternich erklärte im Namen seines Hofes, die plötzliche Ankunft Napoleons in Paris, die an die Rheinbund-Fürsten gegebenen Befehle, ihre Mannschaft bereitzuhalten, der feindselige Ton der französischen Regierungspresse hätten Besorgnisse in Wien erregt, um die Armee vom Friedensfuß, auf welchem sie bisher stand, auf den Kriegsfuß zu versetzen. Doch habe Kaiser Franz nur friedfertige Gesinnungen gehabt und diese Maßregel nur ergriffen, weil er genöthigt wurde, sei aber noch immer geneigt, gegen Frankreich friedfertige Gesinnungen zu hegen.

Metternich bei Champagny.

[1]) Adolf Beer, Zehn Jahre österreichische Politik, 1801—1810. S. 369.
[2]) Correspondance, vol. XVIII, p. 355—358.

Französische Vorwürfe

„Wollen Sie uns den Krieg erklären?" fragte Champagny. — „Wenn wir Krieg gewollt hätten, wären wir schon im Januar dazu gerüstet gewesen", entgegnete Metternich. — „Das ist nicht so leicht", erwiderte Champagny; „die Mittel, welche wir Ihnen heute entgegenstellen können, waren schon im Januar vorhanden." — „Der Kaiser war ja im Januar noch in Spanien!" hielt ihm Metternich entgegen. — „Allerdings", antwortete Champagny, „doch war Ihre Armee 1805 in Ulm und Napoleon in Boulogne — und er ist nicht zu spät gekommen! Reden Sie aufrichtig: wenn Sie jetzt die Truppen in Bewegung setzen, so ist die englische Partei in Wien daran Schuld. Man erregt Besorgnisse, um Ihren Kaiser zu verleiten. Diejenigen, welche bei Ihnen jetzt obenan sind, hegen keine Angst. Wie können Sie jetzt so sehr in Sorgen sein, da Sie es im letzten August nicht waren? Damals war der Kaiser nicht in Spanien und seine Truppen waren über ganz Deutschland aufgestellt, in Ihrem Rücken beherrschte er Schlesien und das Großherzogthum Warschau; die Truppen des Rheinbundes standen in Bayern beisammen — und doch waren Sie ruhig, Sie wollten eben den Gang der Ereignisse abwarten. Jetzt heucheln Sie Besorgnisse und gerathen in Aufregung über die Rückkehr des Kaisers, als ob er für immer in Spanien hätte bleiben sollen. Sie beklagen sich über Weisungen, die den Rheinbund-Fürsten zugegangen sind, als ob diese, welche Ihre Rüstungen nöthig machten, etwas Anderes wären, als Mahnungen, sich bereit zu halten. Und jetzt kündigen Sie uns an, daß Sie Ihre Truppen in Marsch setzen. Kein Mann von Seite des Rheinbundes oder Frankreichs hat sich gerührt. Wenn Sie auch dem Kaiser keinen Krieg gemacht haben, so haben Sie ihm doch die Sicherheit des Friedens geraubt. Sie haben ihn gezwungen, schleunig zurückzukehren; Sie haben ihn gehindert, die Engländer in Person zu verfolgen und Ihnen den Zugang zum Meer zu verschließen. Soll ich von der Aufregung, von den Verleumdungen gegen Frankreich sprechen, an denen Ihr Schuld seid; an den falschen Nachrichten über Spanien, die Eure Zeitungen verbreiten? — von der Uebersetzung der Schrift des Cevallos, die man in Wien verschwenderisch austheilte!"

gegen Oesterreich. — Vorliebe für England.

Latour-Maubourg.

Metternich beschwerte sich über den französischen Gesandten Latour-Maubourg, welcher allen mit Frankreich verbundenen Gesandten in Constantinopel den Verkehr mit dem österreichischen Gesandten verboten habe. — Champagny erwiderte, der Gesandte habe nicht dem Triumph der Engländer anwohnen mögen. — Diese Antwort wird verständlich, wenn man hört, daß es dem österreichischen Gesandten gelang, die Engländer mit den Türken wieder auszusöhnen. Möglich war dies durch Napoleons Treulosigkeit gegen die Pforte, der er jetzt den Rath gab, die Moldau und Walachei an Rußland abzutreten, da sie doch nicht mehr im Stande wäre, diese Fürstenthümer zu vertheidigen; sie möge sich dadurch einen soliden Frieden sichern und all ihre Kraft auf die Provinzen verwenden, die fest am Reiche der Osmanen hingen; er wolle dafür den Bestand des osmanischen Reiches durch Frankreich und Rußland garantiren. Sultan Mahmud II. war empört über diesen Antrag und sein Zorn über „diesen perfiden Freund, der dem unersättlichen Nachbar Rußland noch das Wort rede und Theilungspläne der Türkei mit ihm ausgemacht habe", theilte sich dem Diwan, den Ulemas und dem Volke mit. Kein Franzose durfte sich in den Straßen von Constantinopel sehen lassen, ohne bitter beschimpft zu werden. Die Türken vergaßen die beleidigende Durchfahrt des Admirals Duckworth durch die Dardanellen. Auf Bitten der österreichischen Diplomaten kam Robert Adair auf einer englischen Fregatte vor Constantinopel und unterzeichnete den

Türkei. — Mustapha VI. — Adair.

Frieden zwischen der Pforte und England. Die Pforte war nun bereit, Alles zu thun, was Oesterreich und England ihr anriethen. Wenn nun Rußland sich rührte für Napoleon gegen Oesterreich, so konnte England Schwedens Macht in Finnland dem Czaren auf den Hals hetzen und Oesterreich ihm den Türken zum Krieg im Süden aufreizen.

Friede mit England, Januar 1809.

Metternich klagte weiter: „Wenn Kaiser Napoleon Beschwerden gegen uns hat, warum nennt er mir sie nicht; warum redet er kein Wort von unseren Rüstungen? — man hätte Erklärungen darüber gegeben und sich verständigt.“ — Da gab Champagny die hochmüthige Antwort: „Wozu soll er mit Ihnen sprechen? Er hat vor fünf Monaten mit Ihnen gesprochen und es war umsonst; Sie haben durch täuschende Versprechungen das Vertrauen verloren, das man sonst einem Gesandten schenkt. Sie versprachen früher, daß die Einübung der Landwehr mit der schönen Jahreszeit aufhöre; Sie versprachen die Anerkennung des Königs Joseph.“ — Metternich entgegnete: „Wäre der Kaiser Franz nach Erfurt eingeladen worden, so hätte die Anerkennung des Königs Joseph erfolgen können; die Beschlüsse, welche dort ohne den Kaiser Franz, ohne Zuziehung seines Gesandten gefaßt worden sind, haben ganz gerechte Bedenken erregt.“ — Champagny wiederholte seine Vorwürfe: Oesterreich habe ohne Grund gerüstet, habe England gerettet, dadurch den Weltfrieden und Frankreichs Triumph verhindert. Napoleon wolle den Krieg nicht, werde ihn aber zu führen wissen, da man ihn dazu zwinge.

Nichtanerkennung König Josephs.

Erfurt.

Nach solchen Artigkeiten konnten beide Staaten nur Kanonenkugeln miteinander wechseln. Metternich verlangte seine Päffe, erhielt sie aber nicht. Der österreichische Gesandte in München verließ diese Stadt schon 15. März 1809. Der russische Geschäftsträger in Wien erklärte 5. April, daß Rußland für den Frieden wie für den Krieg aufs innigste mit Frankreich verbunden sei. Die Märsche der Truppen begannen. Napoleon glaubte nicht, daß die Oesterreicher vor Ende April mit ihren Rüstungen fertig würden, und gedachte in Paris zu bleiben, um die Kriegsrüstungen zu überwachen und zu beschleunigen. Er gedachte donauabwärts rasch auf Wien loszubringen und dort Oesterreich Hauptschläge zu versetzen. Von Regensburg sollte die Bewegung ausgehen; dort sollte sich sein Heer vereinigen. Für den Fall aber, daß Oesterreich früher die Grenze überschritte, sollte Donauwörth oder Ingolstadt sein Hauptquartier sein. Berthier, den er als seinen Stellvertreter voraussandte, hatte die Weisung, die Armee bei Regensburg zu vereinigen; wenn aber die Zeit mangle, sie hinter den Leech nach Donauwörth zurückzuziehen. Napoleon selber wollte Paris verlassen, sobald er die Nachricht vom Einmarsch des Feindes auf bayerisches Gebiet habe.

Napoleons Kriegsplan.

Der Krieg in Bayern, April 1809.

Am 9. und 10. April begann der Vormarsch der Oesterreicher. General Chasteler rückte, wie wir oben sahen, in Tyrol ein, Erzherzog Johann trat den Marsch nach Oberitalien an. Am gleichen Tag ging Bellegarde bei Tischenreuth über die Grenze und Kolowrat bei Wernberg; in letzterem

Ort vereinigte sich ihr Corps, 50.000 Mann. Die vier Corps der General-Lieutenants Hohenzollern, Rosenberg, Erzherzog Ludwig und Hiller, zusammen 140.000 Mann, standen 1. April entlang der Traun, 9. April entlang dem Inn, der damals die Grenze bildete. Am 9. April abends sandte der Erzherzog an den König von Bayern ein Schreiben, er habe vom Kaiser Befehl vorzurücken und alle Truppen, die ihm Widerstand leisten, zu bekämpfen; er wolle gerne glauben, daß keine deutsche Truppe ein Hinderniß der Befreiungsarmee entgegenstellen werde, welche Deutschland von seinen Unterdrückern erlösen wolle. An die deutsche Nation erließ er einen Aufruf, sich zu erheben, das schmähliche Joch zu zerbrechen, die Unabhängigkeit und die Ehre, die ihr gebühre, wieder zu erlangen. Statt aller Antwort floh der König Maximilian Joseph von München nach Augsburg und von da nach Dillingen; seinen Truppen hinterließ er den Befehl, Widerstand zu leisten; sie standen unter dem Commando des Marschalls Lefèvre. Am 10. April überschritten die österreichischen Corps Hiller, Erzherzog Ludwig und das Reservecorps, zusammen 58.000 Mann, den Inn bei Braunau. Erzherzog Karl und der Kaiser waren bei ihnen; Hohenzollern, 27.000 Mann stark, überschritt den Fluß bei Mühlheim; das vierte Corps, 40.000 Mann stark, bei Schärding. Jellacic ging bei Wasserburg über den Inn, um schnell München zu besetzen. Vecsay bildete mit 5000 Mann die äußerste Rechte, um das wichtige Passau zu besetzen, was ihm der bayrische Commandant nicht lange bestreiten konnte.

Lefèvre.

Hindernisse.

Nun galt es, rasch das Land bis zur Isar zu überschreiten. Allein das Wetter war nicht günstig; der Regen strömte, es war kaum möglich im tiefen Koth zu marschiren und die Kanonen vorwärts zu bringen, sammt dem schönen Brückengeräthe und den Proviantwagen. Das wirkte entscheidend; erst am 15. April standen die Oesterreicher an der Isar, und hinter ihr standen die Bayern, um ernsten Widerstand zu leisten.

Landshut.

Der Erzherzog Karl sandte 16. April das Corps Hiller nach Moosburg, um sein Unternehmen gegen Landshut wider jeden Widerstand von München her zu decken; das Corps Hohenzollern und Erzherzog Ludwig vereinte er zum Angriff auf Landshut. Rosenberg sollte bei Dingolfing die Isar überschreiten; Vecsay sollte bei Straubing streifen, um Nachrichten über die Franzosen einzuholen. Den Angriff auf Landshut leitete der Erzherzog Karl selber; die erste Colonne führte Radetzky, den wir schon von früheren Schlachten her als kühnen Reiter und glücklichen Colonnenführer kennen lernten. Die rechte Hälfte der Stadt, durch welche die Isar strömt, mußte Deroy mit seinen Bayern bald räumen, er ließ die Brücke abbrechen und stellte sich auf den waldigen Höhen von Altdorf in Schlachtordnung auf. Die Vorstadt Seligenthal ward von der österreichischen Artillerie in Brand geschossen, und war für die Bayern, die sich dort in Hinterhalt gelegt hatten, verloren. Die Brücke ward wiederhergestellt, die Oesterreicher gingen hinüber. Als die Bayern hörten, daß die Isar auch bei Dingolfing und bei Moosburg überschritten

Radetzky.

sei, zogen sie sich nach Neustadt an der Donau zurück, in den Wald von Dornbach, wohin sich die Division des Kronprinzen und die Division Wredes schon zurückgezogen hatten, und erwarteten mit Sehnsucht die Ankunft der Franzosen. Nun konnte der Erzherzog Karl sich nach Neustadt und Kehlheim wenden, Davoust in Regensburg überwinden, Bellegarde und Kolowratsch die Hand reichen; er konnte nach Vereinigung mit diesen die Bayern und Franzosen zermalmen, dann bis an den Rhein vordringen und die Deutschen zur ersehnten Freiheit aufrufen. — Thiers sagt zu diesem Entschluß: „Der Augenblick der entscheidendsten Ereignisse nahte heran, denn der Erzherzog war auf allen Seiten von Franzosen und Bayern umringt und dies in einer Gegend von beinahe undurchdringlicher Unwegsamkeit, wo man sich urplötzlich dem Feinde gegenüber befinden konnte. In diesem Augenblick sollten 300.000 bis 400.000 Mann, Oesterreicher, Franzosen, Bayern, Wirtemberger, Badener und Hessen aufeinanderstoßen, und zwar fünf Tage hintereinander mit unerhörter Erbitterung aufeinanderstoßen, wo der Vortheil nicht allein dem Tapfern — denn tapfer war man auf beiden Seiten — sondern dem verbleiben sollte, der sich am besten mitten in diesem Chaos von Wäldern, Morästen, Höhen und Tiefen zu bewegen wissen werde.“ [1]) —

Der Kriegsschauplatz.

Noch war die französische Aufstellung nicht in Ordnung. Davoust war in Regensburg, Massena in Ulm, Oudinot bei Augsburg, die Bayern in drei Haufen bei München, Landshut und Straubing, die Wirtemberger unter Vandamme bei Heidenheim, die Sachsen unter Bernadotte bei Dresden. — Berthier hatte Napoleons Befehl erst in Donauwörth erhalten und vorher die Mannschaft eher zerstreut, als zusammengezogen. Uebles ahnend, verließ Napoleon 14. April Paris, hielt sich am 15. einige Stunden in Straßburg auf, von wo er Champagny befahl, Metternich ja nicht entwischen zu lassen und in den Zeitungen Unmuth zu erregen gegen Oesterreich, weil es angegriffen habe, während es erklärte, es bleibe in der Defensive.

Napoleon kommt.

Napoleon schrieb an Eugen: die Kaiserin sei in Straßburg, in einer Stunde fahre er über die Rheinbrücke. „Ich lasse einstweilen die Oesterreicher machen in Tyrol was sie wollen, um sie einzuschließen, wenn Sie auf Ihrer Seite angreifen werden.“ Auch schrieb er an Jérôme: „Ziehen Sie Ihre Truppen zusammen und lassen Sie den ersten, der dagegen muckst, erschießen, und helfen Sie den Sachsen, wenn sie von den Oesterreichern zum Rückzug gedrängt werden.“ [2]) — Von Stuttgart, wo er sich mit dem König Friedrich von Wirtemberg besprach, schrieb Napoleon an Berthier: „Sie haben meinen Befehl zu beachten, die Armee zusammen- und unter der Hand zu halten. Wenn der Feind aus Tyrol hervorbräche und man ihm bei Augsburg eine Schlacht liefern müßte, ohne daß Oudinot dort wäre, so entstünde ein großes Unglück. Es entstünde ein noch größeres, wenn man Augsburg, das noch nicht hinlänglich befestigt ist, verlassen und derart unsere Vorräthe in Ulm preisgeben müßte. Alles wäre in Ordnung, wenn Davoust bei Ingolstadt wäre und Massena mit den Wirtembergern und Oudinot bei Augsburg. Letzterer muß bei Augsburg sein und die Augen offen haben. Sie haben gerade das Gegentheil von dem gethan, was Sie hätten thun sollen.“

Tyrol.

Berthier zersplittert.

1) Thiers, l. c. vol. X, p. 92.
2) Correspondance, vol. XVIII, p. 352—353.

Am 16. April tröstete Napoleon den König Maximilian von Bayern in Dillingen: „In vierzehn Tagen werde ich Sie in Ihre Hauptstadt zurückführen und größer machen, als je einer Ihrer Vorfahren gewesen.“ — Am 17. April Morgens war Napoleon in Donauwörth, um Alles wieder gut zu machen, was gefehlt worden war. Er kam acht Uhr früh in Donauwörth an ohne Garde, ohne Feldequipage, ohne Pferde und Generalstab, und hatte Nichts als seinen Scharfsinn, den Plan seines Feindes aus zerstreuten Angaben zu errathen, und seinen eisernen Willen, den schönen Plan des Erzherzogs zu vereiteln, zur Donau und zwischen die bei Regensburg und Augsburg aufgestellten Oesterreicher zu gelangen und ein Corps nach dem andern zu schlagen. Darum beschloß er, seine Armee zu vereinigen: Davoust sollte von Regensburg nach Neustadt und Massena von Augsburg ebenfalls nach Neustadt schnell zu gelangen suchen, dann hatte er 140.000 Mann beisammen. Massena sollte in Augsburg zwei deutsche Regimenter, dann alle ermatteten Mannschaften und soviel Lebensmittel und Munition zurücklassen, daß die Stadt sich vierzehn Tage halten könne. Davoust aber solle nur ein Regiment in Regensburg zurücklassen und bis zur Mündung der Abens, zwischen der Donau und den österreichischen Colonnen in geschlossener Haltung rasch aufwärts ziehen. Dort werde ihn Napoleon treffen, der, um ihm näher zu sein, sogleich nach Ingolstadt aufbrach. Davoust vollzog seinen schwierigen Auftrag mit Vorsicht, Geschick, Festigkeit und Muth, durch waldige, gebirgige Gegenden, oft auf Feldwegen der Dörfer, und gelangte am 19. April, früh bis Abends, an den Oesterreichern unbemerkt vorbei.

Napoleon zieht zusammen.

Erzherzog Karl aber beschloß am 19. April mit 70.000 Mann nach Regensburg abzuziehen, zu seiner Linken aber ließ er 60.000 Mann unter Hiller und dem Erzherzog Ludwig zurück. Hierin beging der sonst so sinnige und edle Feldherr einen Fehler. Ein Franzose bemerkt: „Während Napoleon die größten Anstrengungen machte, seine Armee zu concentriren, zerstreute der österreichische Generalissimus die seinige von München bis Regensburg auf einen Flächenraum von mehr als dreißig Meilen.“ [1]) — Allerdings war der Erzherzog auf dem ganzen Marsch nur wenig mit guten Spionen bedient, und war oft im Irrthum über die Stellung des Feindes. Zwei Heere von solcher Stärke konnten jedoch nicht in solcher Nähe sich bewegen, ohne daß die Vorposten aufeinander stießen, und so kam es am 19. April zu ernsten Tirailleur-Gefechten, die jedem Theile wohl an 4000 Mann todt oder kampfunfähig machten, und in denen die Fürsten Moriz und Ludwig Liechtenstein sich heldenmüthig schlugen und mehrere Wunden erhielten.

Erzherzog Karl vertheilt.

Davoust wollte sich hier in keine Schlacht einlassen, sondern womöglich mit heiler Haut nach Abensberg durchschlüpfen und der Erzherzog Karl, der mit zwölf Grenadier-Bataillonen diesen Gefechten zusah, wollte sich in keine allgemeine Schlacht einlassen, bevor er all seine Truppen um sich habe, und überließ daher dem Corps Hohenzollern allein den Kampf. Das sind die Gefechte bei den Ortschaften Tengen und Hausen, das auch das Gefecht von Than

Davoust.

Tengen.

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 94—110.

und Hausen genannt wird. Der französische Armeebericht [1]) jammert über die unglücklichen Oesterreicher, „die unter Singen und den Klängen der Musik heiter aus Wien ausgezogen seien, in der Meinung, sie haben nur gegen Bayern und Wirtemberger zu kämpfen, aber auf einmal auf die berühmten Regimenter der Franzosen stießen, die sie bisher immer als ihre Herren gefürchtet hätten; [2]) sie haßten aber jetzt ihre Officiere, welche ihnen jenen Wahn beigebracht hätten." Diese Officiere hätten ihnen durch ihr Beispiel Muth zum Kampfe machen müssen, und viele seien deshalb verwundet worden, wie auch der Fürst Liechtenstein, noch mehrere seien gefallen.

Hohn über Oesterreich.

Es ist Napoleon in diesem Kriege von 1809 sichtlich um Verhetzung deutscher Stämme zu thun und um Verächtlichmachung seiner tapfern Feinde. In Donauwörth erließ er an seine Franzosen den Aufruf: [3]) „Soldaten! Das Gebiet des Rheinbundes ist verletzt worden. Der österreichische Heerführer fordert, daß wir beim Anblick seiner Waffen fliehen, und daß wir ihm das Gebiet unserer Verbündeten überlassen. Ich komme in Eure Mitte mit der Schnelligkeit des Adlers. Soldaten! Ich war umgeben von Euch, als der Herrscher von Oesterreich in Mähren in mein Bivouac kam. Ihr habt gehört, wie er meine Barmherzigkeit anflehte und mir eine ewige Freundschaft schwor. Ihr Sieger in drei Feldzügen, Oesterreich verdankt Alles unserem Edelmuthe, dreimal ist es meineidig geworden. Unsere bisherigen Erfolge bürgen für den Sieg, der uns erwartet. Also voran! bei unserem Anblick möge der Feind seinen Besieger erkennen." — Am 20. April trat er in der Frühe vor die bayerischen Officiere und redete sie an: [4]) „Ihr Bayern! Ich komme nicht als Kaiser der Franzosen zu Euch, sondern als Schützer Eures Vaterlandes und des deutschen Bundes. Nicht ein Franzose findet sich hier in den ersten Reihen, sie sind heute in der Reserve, der Feind weiß Nichts von ihrer Anwesenheit. Ich setze volles Vertrauen in Eure Tapferkeit; Euer Gebiet habe ich schon einmal erweitert, sehe aber jetzt, daß ich noch nicht genug gethan habe. Für die Zukunft will ich Euch so groß machen, daß Ihr zu einem Kriege gegen Oesterreich meine Hilfe nicht mehr nöthig habt. Von Frankreich unterstützt, wehen die bayerischen Fahnen seit zwei Jahrhunderten standhaft gegen Oesterreich. Wir gehen nach Wien und werden es für all das Leid zu strafen wissen, welches es Eurer Heimath immer angethan hat. Oesterreich wollte Euer Land in lauter Baronien zerschlagen, Euch spalten und unter seine Regimenter vertheilen. Bayern! Dieser Krieg ist der letzte, den Ihr gegen Eure Feinde aushalten müßt. Greift sie also tapfer an mit den Bajonnetten und vernichtet sie." —

Verhetzung deutscher Stämme.

Fünf Unglückstage für Oesterreich.

Aus den Berichten von den Vorgängen am 19. April schloß Napoleon scharfsinnig, daß der Erzherzog seine Linie sehr weit ausgedehnt habe. Davoust hatte ihn bei Abensberg erreicht; Lannes, der soeben erst aus Saragossa bei ihm eingetroffen war, die Bayern unter Lefèvre und die

Vorstoß Napoleons.

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 583—584.

[2]) „A la vue de ces vieilles bandes qu'elles étaient accoutumées à considérer comme leurs maîtres." Ibid. XVIII, p, 586.

[3]) A l'armée! Ibid. XVIII, p. 563.

[4]) Allocution aux Bavarois. Ibid. XVIII, p. 574.

Wirtemberger unter Vandamme waren in seiner Nähe: er beschloß nun, auf das Centrum der gedehnten Linie am 20. April loszugehen, sie zu durchschneiden durch den Vorstoß auf Landshut und so das Corps von Hiller und des Erzherzogs Ludwig vom feindlichen Hauptheer zu trennen.

Zwischen acht und neun Uhr setzte sich am 20. April die ganze Linie in Bewegung. Lannes, der die Linke befehligte, stieß auf den General Thierry in der Nähe von Rohr mit Ueberzahl, die Oesterreicher hatten nicht Zeit, ein Carré zu bilden und zogen sich schleunig in das Dorf Rohr; dort vereinigten sich die Generale Schisteck und Thierry, mußten sich aber von dort nach Rottenburg zurückziehen. Die Husaren Kienmayers und Leveneurs suchten die an Zahl schwache Infanterie vergebens zu schützen, erlitten aber selber durch einen Angriff der französischen Kürassiere schwere Verluste. Schisteck und Thierry hätten sich ergeben müssen, wenn nicht General Hiller zu ihrer Rettung herbeigeeilt wäre. Auf dieser Seite verloren die Oesterreicher bei 4000 Mann, viel Geschütz und Gepäck. Gleich abgemattet vom Marsch und vom Kampf machte Lannes jetzt Halt in der Verfolgung. Rechts von seinem Corps kämpften tapfer die Wirtemberger und rechts von diesen die Bayern gegen die Kaiserlichen und drängten Abtheilungen des Erzherzogs Ludwig vor sich her, bis ihnen die Grenadiere d'Aspres Halt geboten. Die Oesterreicher hatten also schwere Verluste.

Schlacht bei Abensberg.

Das sind die Kämpfe am 20. April, denen Napoleon den Namen der Schlacht von Abensberg gab, welche die Abtrennung des linken Flügels vom Heere des Erzherzogs Karl und das Drängen der österreichischen Abtheilungen gegen Regensburg zur Folge hatte. Mit dieser Trennung der österreichischen Armee in zwei Theile war eigentlich der erste Theil des Feldzuges schon zu Ungunsten der Oesterreicher entschieden.

Berichte Napoleons.

Napoleon ließ wie siegestrunken in allen festen Plätzen seines Reiches hundert Kanonenschüsse abfeuern zum Zeichen seines Sieges. Er schrieb an Otto, seinen Gesandten in München: „Die österreichische Armee ist vom Blitze des Himmels getroffen, welcher den Undankbaren und Treulosen bestraft, sie ist in Staub zertrümmert.[1]) Alle ihre Abtheilungen sind zerschmettert. Mehr als zwanzig Generale sind getödtet oder verwundet worden, ein Erzherzog ist getödtet, zwei sind verwundet worden, mehr als 30.000 Soldaten sind gefangen, Fahnen, Kanonen, Magazine, Gepäck wurden weggenommen. Von dieser Armee, welche es gewagt hat, der französischen zu trotzen, werden nur wenige Trümmer über den Inn zurückkehren. Wie bei Jena bemerkte man, daß das Schicksal des Krieges insbesondere auf Jene gefallen ist, welche ihn herausgefordert haben. Der Fürst Liechtenstein, einer der rasendsten Treiber zum Kriege, ist tödtlich verwundet worden. Der Kaiser hat die Schlacht selber geleitet und angegriffen, umgeben von 40.000 Mann des Rheinbundes; Seine Majestät hat eine Anrede an sie gehalten und sie mit größter Kampfbegeisterung erfüllt.“[2]) —

Wieviel Uebertreibungen! Kein Erzherzog ist gefallen, keine 30.000 Mann sind gefangen worden; Abensberg war auch kein Jena für Oesterreich, Napoleon

[1]) Pulverisée. Correspondance, vol XVIII, p. 576.
[2]) Ibid. XVIII, p. 576.

sollte dies bei Aspern empfinden. Otto hat den Auftrag, Napoleons Angaben zu verbreiten. Wozu? — um den Enthusiasmus der Deutschen für Oesterreich zu dämpfen: sie waren geneigt, sich zu erheben. Die Nachrichten sollten ihnen den Muth benehmen. Aehnliches meldet er dem König von Sachsen.[1])

Kampf um Landshut.

Der Kampf am 21. April galt vorzugsweise der Stadt Landshut, wo die Oesterreicher eine Menge Lebensmittel, Munition, Kanonen, Brückengeräth angehäuft und wohin sie ihre Verwundeten und Kranken gebracht hatten. Auf dem Weg dahin hoffte Napoleon auf die Macht des Erzherzogs Karl selber zu stoßen. Darum sollte in der Frühe schon der Kampf beginnen.

Napoleon entkleidete sich deshalb nicht in der Nacht vom 20. auf den 21. April, er schlief wenige Stunden auf einem Feldstuhl. In der Frühe stieg er zu Pferd, um die Verfolgung auf der Straße nach Landshut selber zu leiten. Man stieß zunächst auf eine Menge Flüchtige, Verwundete, Kanonen und Bagage, bis man hinter Altdorf auf der Ebene der Isar eine Menge Reiterei und Fußvolk traf, welche das wichtige Landshut vor den Franzosen zu erreichen suchten. Napoleon befahl, die österreichische Reiterei anzugreifen, welche sich heldenmüthig vertheidigte und das Fußvolk zu decken suchte. Das österreichische Fußvolk hinwieder stellte sich vor den Brücken auf, um den Wagen Zeit zur Abfahrt zu verschaffen. Vor Landshut selber kam es zum erbitterten Kampf, bis die Franzosen sich der Vorstadt Seligenstadt bemächtigten. Nun entspann sich der Kampf um die hölzerne Brücke, welche die Oesterreicher, um ihren Rückzug zu decken, anzündeten, doch vergebens. General Mouton, der Adjutant des Kaisers, stellte sich an die Spitze der Grenadiere des siebzehnten Regiments, feuerte sie mit Worten und Geberden zum Kampf an, führte sie unter einem Hagel von Kugeln über die in Flammen stehende Brücke und erstieg die steilen Straßen der Stadt. In diesem Augenblicke nahte Massena mit drei Divisionen. Die Oesterreicher konnten die Stadt der Uebermacht gegenüber nicht behaupten, traten den Rückzug an und mußten dem Feind das unermeßliche Material und 7000 Verwundete, Kranke und Gefangene überlassen. Bessières ward ihnen mit der Reiterei nachgesandt, um sie bis zum Inn zu verfolgen. Nach dem ersten „Bulletin der Armee von Deutschland" eroberten die Franzosen in Landshut 30 Kanonen, machten 9000 Gefangene, gewannen 600 Wagen mit Munition, Lebensmittel in Menge und drei prachtvolle Brückenequipagen.

Mouton.

Aus der Schwäche des Widerstandes schloß Napoleon, daß er noch nicht den Erzherzog Karl sich gegenüber gehabt habe; aus dem starken Dröhnen von Kanonendonner von Nordwesten her schloß er, daß die Hauptmacht in der Nähe der Donau in der Richtung gegen Regensburg stehen und mit Davoust im Kampfe sein müsse, und beschloß sogleich, mit allen Truppen, die er zusammenbringen konnte, gegen ihn aufzubrechen.

So kam es am 22. April zur blutigen Schlacht bei Eckmühl. Der Erzherzog hatte sein Heer zwischen der großen und kleinen Laber in schwer anzugreifender Stellung vertheilt: durch Regensburg konnte er sich mit dem böhmischen Heere unter Kolowrat vereinigen; durch einen Marsch donau-

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 576.

aufwärts konnte er die Operationsbasis der Feinde sich aneignen und ihnen in den Rücken kommen und Entschädigung erhalten für die von ihm getrennten Corps des Erzherzogs Ludwig und Generals Hiller.

Zur Stunde, da Napoleon in Landshut einzog, nahmen Friant und Saint-Hilaire die von den Oesterreichern besetzten Dörfer Päring und Schietling und eröffnete Davoust den Kampf gegen die Corps Hohenlohe und Rosenberg und begann eine lebhafte Kanonade mit den Oesterreichern, welche die Zugänge zur Regensburger Ebene zu decken suchten. Es waren Arrièregarden-Gefechte; Napoleon aber erkannte in Landshut aus Davoust's Bericht hierüber, daß der Erzherzog Karl mit seiner Hauptmacht auf seiner Linken zwischen Landshut und Regensburg stehe. Alsbald sandte er Verstärkung und versprach weitere zu schicken, was auch geschah, als er erfuhr, das französische Regiment „Coutard", welches Davoust zum Schutze von Regensburg am 20. April zurückgelassen hatte, habe sich der Armee von Böhmen ergeben müssen, nachdem es in heldenmüthigem Kampfe auch die letzte Patrone verschossen hätte. Um Rache dafür zu üben, zog Napoleon rasch seine Mannschaft zusammen, bei 74.000 Mann sollten am 22. April, zwischen zwölf und ein Uhr, bei Eckmühl den Angriff beginnen, er selbst werde zur Stelle sein; er schwor, binnen vierundzwanzig Stunden solle, um diese Schlappe zu sühnen, österreichisches Blut in Regensburg fließen.[1]) Am 22. April in der Frühe verließ Napoleon im Galopp Landshut, mit Massena, und traf um zwei Uhr bei Eckmühl ein, um die Straße bei diesem Ort zu forcieren, während der Erzherzog durch einen Marsch nach Abacht sich auf die französische Communicationslinie zu stellen plante. Kolowrath sollte auf Abacht abziehen, Fürst Johann von Liechtenstein auf Peising rücken; bei ihm wollte der Generalissimus selber sein. Das Corps Rosenberg sollte die Straße von Eckmühl, die Zugänge zur Regensburger Ebene versperren, unbeweglich stehen bleiben und sich auf die Defensive beschränken. Auf dieses letztere Corps gedachte Napoleon sich zu stürzen. Wäre der Erzherzog einen Tag früher aufgebrochen, so wäre sein Plan wahrscheinlich gelungen.

Schlacht bei Eckmühl, 21. April.

Zunächst griff Davoust die Dörfer Oberleichtling und Unterleichtling an, die an bewaldete Gipfel sich anlehnten; die Oesterreicher hatten beide Orte stark besetzt, um auch die Höhen über ihnen zu vertheidigen, und mit ihren Kanonen beherrschten sie das Thal. Vormittags hörte man nur Gewehrfeuer und sah man nur, wie die Stellungen der Truppen zum Angriff und zur Vertheidigung sich veränderten. Gegen Mittag kamen Wirtemberger und Franzosen, hinter ihnen Massena, Lannes und Napoleon. Jetzt begann der Donner der Kanonen. Zuerst wurde unter schweren Verlusten von Saint-Hilaire Oberleichtling erobert; dann wurde nach erbittertem Widerstand Unterleichtling mit dem Bajonnet erstürmt. Die Oesterreicher zogen sich auf die Hochebene zurück und vertheidigten sich mit neuer Kraft, wurden aber von der Seite bedrängt, in allen Lichtungen des Waldes geworfen, und suchten sich dann auf der Straße von Eckmühl zu halten. Dann begannen die Wirtemberger den Angriff auf das Dörflein Eckmühl; ein Hagel von Kugeln regnete vom Schlosse auf sie herab, dennoch wurde das Schloß erstürmt. Sofort gings an die Höhen von Stocking; diese wurden auf der Seite von französischem Fußvolk erstiegen. Die französischen Kürassiere sprengten auf der Straße im Galopp hinauf. Die Angriffe der leichten

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 588.

Reiterei unter den tapferen österreichischen Generalen Stutterheim, Sommariva, Vincent, Stipsic scheiterten an den Vierecken, welche die Franzosen rasch bildeten. Die Oesterreicher wurden auf der Straße gegen Regensburg vorwärts gedrängt. Es gab Reitergefechte von entsetzlicher Tapferkeit. Die Erde zitterte unter dem Galopp der Kürassiere: als es dunkel wurde, hörte man nur das Klirren der Säbel auf den Harnischen und Helmen, und die wilden Rufe zum Kampf. Oesterreichische und französische Abtheilungen kamen untereinander, aber die Oesterreicher verloren mehr Mannschaft, weil sie nur Kürasse auf der Brust, nicht, wie die Franzosen, auch auf dem Rücken trugen, und wenn sie sich wendeten, tödtende Hiebe von hinten bekamen. Das Dunkel machte dem Kampfe nach sieben Uhr ein Ende. In Egloffsheim trafen sich Napoleon, Massena und Lannes. — Sollte die Verfolgung auch im Dunkel fortgeführt werden? Der Kaiser entschied, wegen der Schwankungen eines nächtlichen Kampfes, die Schlacht abzubrechen, und gebot auf dem Platze zu bivouakiren. Die Entscheidung ward auf den nächsten Morgen verschoben, zumal die Mannschaft, die seit Morgen von Landshut hergezogen, todesmatt und Regensburg ziemlich entfernt war. —

Das ist die Schlacht von Eckmühl, welche den Franzosen nach ihrem eigenen Geständniß 2500, den Oesterreichern 4000 Mann und 3000 Gefangene kostete. Davoust erhielt den Titel eines „Fürsten von Eckmühl". — Der stärkere Verlust der österreichischen Kürassiere, die doch an Tapferkeit und Gewandtheit mit den französischen wetteiferten, entschied die damals viel verhandelte Streitfrage, ob der einfache oder der doppelte Küraß besser sei.

Tiefgebeugt durch den Mißerfolg des Tages, ordnete der Erzherzog den Rückzug nach Regensburg an. Während der Nacht zogen seine besten Regimenter zu Fuß durch die Stadt auf das andere Ufer der Donau. Ueber diese führte eine steinerne Brücke, unterhalb welcher er mit den Pontons, die er aus Böhmen mitgebracht hatte, schnell eine Schiffbrücke schlagen ließ. — Thiers bemerkt sehr richtig:[1]) „Eine Schlacht zu liefern mit der Donau im Rücken, wäre ein Fehler gegen die Regeln des Krieges gewesen und zwar ein durchaus nicht zu entschuldigender, bei dem damaligen Zustand der österreichischen Armee." Sie hatte sich in der That mit glänzender Tapferkeit geschlagen, aber andauernde Mißerfolge entmuthigen auch starke Herzen. Das Corps Kolowrat, welches noch nicht im Gefecht gewesen und auf dem Zug nach Abacht war, wurde rasch herbeigezogen, um den Rückzug zu decken, das Reservecorps zog über die Schiffbrücke, Kürassiere sollten durch Evolutionen in der Ebene den raschen Anmarsch der Franzosen aufhalten.

Regensburg.

Sobald der Tag graute, setzten sich die Franzosen in Bewegung. Die leichten Reiter sollten ausspähen, ob die Oesterreicher sich noch zu einer Schlacht aufstellen wollten oder über die Donau abzögen. Die österreichischen Reiter stürzten sich auf sie und von Neuem begann ein hitziger Reiterkampf, welcher die Franzosen die Schiffbrücke nicht sehen ließ. Bei tausend österreichische Reiter sollen in diesem erbitterten Kampfe gefallen sein: sie haben sich für die Armee geopfert.

Deckung des Rückzuges, 23. April.

[1]) Thiers, l. c., vol. X, p. 137.

Die Mehrzahl des Heeres kam glücklich über den Strom. Einige Bataillone ließ der Erzherzog in Regensburg zurück, um die Verfolgung durch die Franzosen zu verzögern.

Endlich bemerkten die Franzosen die Schiffbrücke und Lannes kam mit reitender Artillerie rasch heran, gab Feuer auf die Grenadiere und die Brücke; sie fing an zu brennen und ihre Trümmer schwammen bald die Donau hinunter. Nun gingen die Franzosen auf Regensburg los, dessen Thore jedoch verschlossen waren. Napoleon wollte seinen Sieg vollständig genießen und in der Stadt übernachten, um den Schimpf, daß ein Regiment sich darin den Oesterreichern übergeben hatte, vollständig zu tilgen. Regensburg war mit einer einfachen Mauer umgeben, auf welcher in gewissen Zwischenräumen Thürme standen, vor der Mauer war ein breiter und tiefer Graben, meist mit Gartengewächsen bepflanzt. Die alte Festung war nicht im Stande, eine Belagerung auszuhalten, konnte aber von tapfern Soldaten wenigstens einige Stunden vertheidigt werden. Darum befahl Napoleon, die Artillerie unter Lannes und Davoust solle eine Bresche schießen. Sofort wurde die Stadt beschossen und fing an zu brennen. Daneben wurde mit Flintenschüssen geplänkelt. Die ganze Armee sah zu, auch Napoleon ritt in die Nähe der Stadt, die er durch sein Fernglas beschaute, und bekam einen Schuß in den Fuß. „Ich bin getroffen", sagte er kaltblütig, und ließ die Wunde von seinem Chirurgen untersuchen. Viele Krieger eilten herbei, um ihm ihre Anhänglichkeit zu bezeugen, ihr Leben hing ja von seinem Leben ab. Chirurgen zogen ihm den Stiefel ab und verbanden ihm die Wunde, die übrigens unbedeutend war;[1]) den Soldaten dankte er, bestieg wieder das Pferd und ritt entlang den Reihen, um seine Krieger zu beruhigen. Indeß stürzte ein Haus, welches eine Ringmauer beherrschte, in den Graben, den es theilweise ausfüllte und Muth machte, die Mauer zu ersteigen. Man holte Leitern herbei, einige Grenadiere des fünfundachtzigsten Regiments suchten die Mauer zu erklimmen. Sobald aber ein Kopf zum Vorschein kam, traf ihn eine Kugel. Darob schien Allen der Muth zu vergehen. Da trat Lannes hervor, faßte eine Leiter und rief: „Ihr sollt sehen, daß Euer Marschall, so sehr er auch Marschall ist, nicht aufhört, ein Grenadier zu sein!" — Doch Marbot und Labedoyère entrissen ihm die Leiter und eine Menge Grenadiere wagten den Versuch. „Herr Marschall", sagte Marbot, „Sie werden uns nicht entehren wollen; wir würden aber als Ihre Adjutanten entehrt sein, wenn wir nicht vor Ihnen den Versuch gemacht hätten!" Lannes gab nach; Viele kamen mit Leitern. Marbot setzte ihnen auseinander, daß sie nicht alle zusammen, wie bisher, sondern vereinzelt den Versuch wagen sollten. So geschah und gelang es. Die ersten, welche die Mauer erstiegen, waren Labedoyère und Marbot,[2]) schnell kamen Andere; das Straubinger-Thor wurde zuerst geöffnet und Lannes drang ein mit Truppen. Aus vielen Häusern wurde gefeuert, hinwieder erschossen die Franzosen manchen Oesterreicher; viele ergaben sich. So kam Regensburg in die Gewalt der Franzosen.

Napoleon vor Regensburg,

wird verwundet.

Lannes.

Labedoyère und Marbot.

Die Stadt gehörte dem König von Bayern und dieser war ja verbündet mit Napoleon. Aber die Einwohner waren deutsch gesinnt und hatten ihre Häuser

---

[1]) An Josephine schrieb Napoleon darüber: „La balle qui m'a touché, ne m'a pas blessé; elle a à peine rasé le tendon d'Achille. Ma santé est fort bonne. tu as tort de t'inquiéter." Correspondance, vol. XVIII, p. 630.

[2]) Marbot, Mémoires II, p. 6, protestirt gegen die übliche Erzählung, daß er allein zuerst die Mauer erstiegen habe, sein Freund Labedoyère sei mit ihm zugleich hinaufgekommen. Vgl. Pelet, Mémoires, II, chap. I.

vollständig verschlossen. Marbot irrte durch die Straßen, fand aber Niemanden, der ihm den Weg zur Brücke zeigte, und doch wollte er sie absperren, um alle in der Stadt noch befindlichen Oesterreicher zu seinen Gefangenen zu machen. Da stürzte ein junges Weib aus einem Hause und rief ihm französisch die Worte zu: „Ich bin Französin, retten Sie mich!" Sie war eine Marchande de mode, die bei der Einnahme der Stadt Plünderung und Mißhandlung fürchtete und den Schutz der Franzosen anflehte. „Gut," sagte Marbot, „zeigen Sie uns den Weg zur Brücke und Sie sollen geschützt werden." Sie fürchtete jedoch, eine der Kugeln, die von den Häusern herflogen, möchte sie treffen, und wollte wieder in ihre Wohnung zurück, mußte aber mitziehen bis zur Brücke, wo Marbot sperrte. Jetzt waren alle Oesterreicher, die noch in der Stadt sich aufhielten, Gefangene. Der Kaiser hörte von dieser Französin, lachte und sandte ihr für ihre ausgestandene Angst einen kostbaren Ring.

„Wo ist die Brücke?"

Marbot erzählt, wie die Liebe der Soldaten und die Freude über den Sieg zur Einführung der Chevaliers de l'Empire führte, zur Ernennung von Rittern des Reiches, die damit zugleich Ritter des Ordens der Ehrenlegion waren. Die Befehlshaber der einzelnen Corps hatten in der Regel den Vorschlag für den Orden der Ehrenlegion; von jetzt an konnten aber auch einzelne Soldaten, welche die Feldzüge in Italien und Aegypten mitgemacht hatten, den Kaiser persönlich darum angehen. Solches geschah jetzt vor Regensburg. Ein alter Soldat, der sich bisher übergangen fühlte, trat vor Napoleon und bat um das Kreuz. „Was hast Du gethan, um es zu verdienen?" — „Ich war es, der Ihnen in der schrecklichen Hitze von Jaffa eine Wassermelone brachte." — „Ich danke Dir nochmals dafür, aber dies Geschenk wiegt den Orden der Ehrenlegion nicht auf." — Der Grenadier wurde hitzig: „So! Rechnen Sie für Nichts die sieben Wunden, die ich erhielt bei Arcole, bei Lodi, bei Castiglione, bei den Pyramiden, in Saint-Jean d'Acre, bei Austerlitz, bei Friedland, eilf Feldzüge in Italien, in Aegypten, in Oesterreich, in Preußen, in Polen!" — Der Kaiser unterbrach ihn: „Du wirst hitzig, wenn Du an die wesentlichen Dinge kommst, mit diesen hättest Du anfangen sollen, die sind mehr werth als Deine Melone! Ich ernenne Dich also zum Ritter des Kaiserreiches mit einem Einkommen von 1200 Francs; bist Du zufrieden damit?" — „Aber Sire, ich möchte lieber das Ehrenkreuz!" — „Das hast Du ja schon, wenn ich Dich zum Reichsritter ernenne!" — Man hatte Mühe, den Mann zu überzeugen, daß mit der Ernennung zum Reichsritter schon das Ehrenkreuz verbunden sei; der tapfere Grenadier ging nicht weg, bis ihm der Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion selber auf die Brust heftete. — Marbot meint:[1]) „Mit solcher Vertraulichkeit gewann Napoleon die Herzen der Soldaten, aber nur ein Feldherr, der stets Siege errang, konnte solche Vertraulichkeiten gestatten."

Chevaliers de l'empire.

So endigte der fünftägige mörderische Kampf. Napoleons Siegesübermuth kannte keine Grenzen. Aus Regensburg richtete er am 24. April an seine Soldaten den Aufruf:

„Soldaten! Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt, Ihr habt durch Euere Tapferkeit ersetzt, was Euch an Zahl fehlte. Ihr habt ruhmvoll den Unterschied bezeichnet, der zwischen den Soldaten Cäsars und den bewaffneten Banden des Xerxes besteht. In wenig Tagen haben wir in drei geordneten Schlachten von Thann, Abensberg und Eckmühl triumphirt, und in den Gefechten von

An die Armee.

[1]) Marbot, Mémoires, II, p. 131.

Peising, Landshut und Regensburg 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50.000 Gefangene, drei Brückengeräthschaften, alle Lagerstände für das grobe Geschütz, über 600 angeschirrte Pulverwagen, 3000 angeschirrte Gepäckswagen, alle Regimentskassen, erobert, eine Folge der Schnelligkeit Eurer Märsche und Eures Muthes. Berauscht von einem meineidigen Cabinet, schien der Feind sich Eurer gar nicht mehr zu erinnern. Sein Erwachen war sehr schnell, Ihr seid ihm schrecklicher erschienen als je. Vor Kurzem noch hat er den Inn überschritten und ist in das Gebiet unserer Verbündeten eingebrochen; vor Kurzem noch versprach er sich, den Krieg in den Schooß unseres Vaterlandes zu tragen. Heute flieht er, geschlagen und erschreckt, in Unordnung; schon hat meine Vorhut den Inn überschritten. Ehe ein Monat vergeht, werden wir in Wien sein." [1])

Es ist unedel von einem Sieger, den geschlagenen, tapferen Feind zu verhöhnen. Die Oesterreicher waren keine Horden des Xerxes, sie waren tapfere Soldaten, hatten aber Unglück; sie waren keine Canaillen, wie Napoleon sie damals zu benennen beliebte; er sollte ihren Heldenmuth erst noch bitter kennen lernen. —

Napoleon war entschlossen, schnell auf Wien vorzudringen, dadurch zwang er den Erzherzog Johann, von Italien abzustehen, und machte er Eugen Luft; dadurch nöthigte er den Erzherzog Ferdinand, von weiterem Vordringen abzustehen; dadurch machte er den größten Eindruck auf Europa und schreckte die Unzufriedenen in Deutschland ab, einen Aufstand zu versuchen. Im Vordringen sicherte er sich für jeden Unfall die Rückzugslinie; er machte es nicht wie Alexander der Große, dem er vorwarf, er sei immer vorgedrungen, ohne sich den Rücken zu decken, ein einziger Unfall hätte ihm und seinem Heere den Rückzug verschließen und den Untergang bringen können. Da war Napoleon ganz anders, bei aller Kühnheit seiner Pläne ging er im Kriege immer gedeckt voran. Er verfolgte die Oesterreicher auf dem rechten und linken Donau-Ufer und bestimmte dabei immer Rückzugsplätze, um jeden Ueberraschungs-Versuch in seinem Rücken abzuschneiden.

Marschordnung.

Bessières, *Massena.* *Davoust.*

Marschall Bessières sollte mitten durch Bayern ziehen, um die Corps von Hiller und vom Erzherzog Ludwig zu verfolgen und ihnen namentlich beim Uebergang über die Flüsse, die sich in die Donau ergießen, zu schaden. Napoleon bestimmte den Marschall Massena, am rechten Ufer der Donau rasch hinabzuziehen, um den Oesterreichern bei Besetzung der Uebergangspunkte zu Straubing, Passau und Linz zuvorzukommen. Dem Marschall Davoust gab er den Auftrag, mit 30.000 Mann auf dem linken Ufer der Donau dem Erzherzog Karl auf dem Fuße bis an die böhmische Grenze zu folgen und auszuforschen, wann er dieselbe überschreite, und sobald er dessen gewiß sei, wieder an die Donau zurückzukehren und dem rechten Ufer derselben zu folgen und Straubing zu besetzen, wenn Massena gegen Passau vorrücke, und Passau zu besetzen, während dieser gegen Linz aufbreche. General Montbrun solle indeß am linken Ufer der Donau hinabgehen, den Böhmerwald durchstreifen. General Dupas solle in gleicher Weise von Regensburg aus donauabwärts nach Straubing hinziehen, dort Davoust abzulösen und ihn in Passau und Linz zu ersetzen, wenn Davoust

Montbrun.

[1]) Proclamation à l'armée, 24. Avril 1809. Correspond., XVIII, 582—583.

Massena ersetzt haben würde. Bernadotte aber sollte mit den Sachsen durch die Oberpfalz nach Regensburg aufbrechen. So war die Donau bestens bewacht. Die Bayern jedoch sollten München wieder besetzen, ihren König dahin zurückführen, die Division Jellacic von München nach Salzburg verdrängen, in Tyrol eindringen und es gegen einen Angriff von Seite des Erzherzogs Johann sichern. Alle Schiffe auf der Donau wurden an das rechte Ufer gebracht und in Abtheilungen eingereiht, um Lebensmittel, Munition, Kranke und Rekruten nach Straubing, Passau und Linz zu schaffen. Von den Königen von Bayern und Wirtemberg wurde Ersatz für die Gefallenen, Verwundeten und Kranken ihrer Regimenter verlangt; die Könige von Holland und Westfalen wurden gemahnt, für die Ruhe in ihren Ländern und in Deutschland einzustehen. Alle diese Anordnungen ergingen binnen vier Tagen von Regensburg aus.[1]) —

Karl zieht sich nach Böhmen zurück. Napoleon dringt gegen Wien vor.

Die Nachrichten vom Krieg in Bayern, von den Verlusten bei Abensberg, bei Eckmühl und Regensburg, erschütterten in Wien. „Mein Gott, mein Gott!" rief Stadion aus, „Alles ist verloren!" und sank wie ohnmächtig zusammen. Herzog Albrecht rief aus: „Oesterreich und der Continent sind verloren und dem Willen Napoleons unterworfen!" Je höher der Seelenschwung war, mit dem man sich zum Kriege entschlossen, dazu gerüstet hatte, umso schmerzlicher war der Niederschlag der Stimmung, der Gram um die Gefallenen, um die Verwundeten, um den Verlust des Ruhmes. Man hatte Deutschland erretten, man hatte Europa befreien wollen — jetzt mußte man aber um die eigene Existenz kämpfen, und drangen harte, rücksichtslose Feinde wie in der Revolution vor, plünderten, und bezeichneten verbrannte Dörfer und Städte ihren Weg; sprach es doch Napoleon vor aller Welt aus, daß er den Kaiserstaat zertrümmern, daß er in Wien über das Schicksal Oesterreichs entscheiden wolle. Der Offensivkrieg war jetzt ein defensiver geworden, mit geringen Aussichten auf Sieg.

Kaiserin Ludovica.

Der Hof war voll Schrecken. Ein Schreiben der hochsinnigen Kaiserin Ludovica drückt den tiefsten Schmerz, die gänzliche Hoffnungslosigkeit aus. Sie jammert, daß der Kaiser nicht selber sich an die Spitze der Armee stellte. „Ich wollte ein Mann sein, um dem Staat zu dienen und meinem Herrn zu zeigen, daß ich nicht nur aus Liebe gegen den Gatten, sondern aus Achtung und Anhänglichkeit für seine vortrefflichen Eigenschaften den Wunsch hätte, mich für ihn zu opfern." — Sie klagte in einem Schreiben an den Erzherzog Johann bitter über Karl, so daß jener den Tadel hart fand. Karl habe weder bei Officieren, noch bei den Gemeinen, trotz allen Mißgeschickes, das Vertrauen eingebüßt; man dürfe auch nicht vergessen, daß Karl unter dem Einfluß der Krankheit stand, die, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Wirksamkeit lähmte.[2])

Erzherzog Johann.

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII. p. 583—599.

[2]) Vgl. Krones, Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration. Gotha 1886. S. 106. — Zwiedineck, Erzherzog Johann 1809. S. 50.

Erzherzog Karl,

Den Schmerz des Feldherrn können wir uns denken, Niemand sah seine Fehler in diesem Feldzug besser ein, als Erzherzog Karl, und Niemand war bereiter, sie einzugestehen. Er hat sie selber später klar dargestellt: „Es war ein großes Wagniß, die directe Richtung von Landshut zu verlassen und dafür von Rohr gegen Augsburg zu manövrieren, ohne die Sicherheit zu haben, an der Stelle derselben eine andere zu gewinnen“; er rügte es, daß er sich am 21. April nicht auf Davoust geworfen, daß er anstatt dessen, sich in entgegengesetzter Richtung bis an die Donau ausdehnte, um in unthätiger Stellung Aufschlüsse über des Gegners Beginnen zu erwarten.[1]) Karl war einer Napoleonischen Prahlerei oder einer Lüge nicht fähig.

niedergeschlagen,

Karl that das Beste, was er nach dem Abzug von Regensburg thun konnte, er zog sich nach Cham zurück: „Ich vereinige die Armee nach Cham und hernach werde ich sehen, quid consilii.“ Er hatte also noch keinen Plan gefaßt. An den Kaiser kam nach Straubing der erste Bericht Karls, der da lautet: „Ich bin zurückgegangen; wenn noch so eine Affaire ist, so habe ich keine Armee; ich erwarte die Friedens-Verhandlungen.“ — Nach und nach faßte der Erzherzog wieder den alten Muth und trug sich sogar mit Offensivplänen. Er meldete dem Kaiser:[2]) „Drei Wege sind möglich: ein rasches Vordringen gegen Regensburg, um Napoleon in den Rücken zu kommen; doch, es ist schwer einen Fluß im Angesicht des Feindes zu überschreiten, zumal da die Pontons verloren gingen, und zumal die Gegend dort ausgesogen ist; oder auf dem linken Donau-Ufer bis Schwaben vorzudringen, aber inzwischen würde sich der Feind in der Mitte der Monarchie festsetzen. Die dritte Operation wäre, über Klattau nach Budweis zu marschiren, eine Vereinigung mit dem fünften oder sechsten Armeecorps zu vollziehen und eine Offensive zu beginnen. Zur Rettung des Staates wäre dies der letzte, noch mögliche Versuch. In diesem Falle müßten alle noch vorhandenen Kräfte aufgeboten, die ungarische Insurrection in Bewegung gesetzt werden; in Krems oder Lilienfeld müßte man sich versammeln. — Der Kaiser möge sich für Krieg oder Friedens-Verhandlungen entscheiden.“ In diesem Sinne sandte auch der Erzherzog dem General Hiller den Befehl, wenn er den Inn verlassen müsse, sich gegen Linz zu ziehen, dort über die Donau zu gehen, „damit wir nöthigenfalls uns bei Budweis oder sonstwo vereinigen und über den Feind losgehen können“; er wollte dann eine Schlacht liefern, sei es, daß er die Donau überschreite oder sich auf der böhmischen Grenze bewege. — Am 24. April mahnte Karl den Kaiser an Friedens-Verhandlungen. Franz I. wies den Vorschlag jeder Abrüstung oder Gebietsabtretung zurück; man könne das Heer leicht wieder auf 150.000 Mann bringen; die Insurrections-Cavallerie könne man der französischen entgegenstellen. Zur Anknüpfung einer Verhandlung könne Karl an Napoleon schreiben, der Brief dürfe jedoch nichts Compromittirendes enthalten, aber vielleicht den Weg zu Unterhandlungen öffnen. Karl schrieb nun an Napoleon den höflichen Brief, der ihm so oft zum Vorwurf gemacht worden ist: „Sire! Eure Majestät haben mir Ihre Ankunft mittelst Kanonenkugeln angekündigt, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu complimentieren. Kaum unterrichtet von Ihrer Gegenwart, konnte ich diese durch den Schaden ahnen, den Sie mir zugefügt haben. Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen. Ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich erlesen hätte, meinem Vaterland die Wohlthaten

wieder muthig.

Erzherzog Karl an Napoleon.

[1]) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 308—309.
[2]) Beer, l. c. S. 381.

eines dauernden Friedens zu sichern. Welches immer die Glücksereignisse des Krieges oder die Annäherung des Friedens sein mögen, bitte ich Eure Majestät zu glauben, daß mein Ehrgeiz immer mich Ihnen entgegenführt, und daß ich mich gleichmäßig geehrt halte, mit dem Degen oder dem Oelzweig in der Hand Eurer Majestät zu begegnen." — Napoleon antwortete nicht, sandte aber den Brief an Champagny, um ihn später einmal bei Gelegenheit zu verwenden.

Erzherzog Johann schrieb aber gegen den Frieden an die Kaiserin, sie solle dieses Wort nie von ihm hören, man sei zu weit gegangen, als daß dies mit Ehren geschehen könne. „Wahrlich, Provinzen abtreten und doch hernach nichts als Sclaven dieses Despoten bleiben, ist ein weit schrecklicheres Loos, als mit Muth bis zuletzt ausharren, um entweder mit Ehren zu fallen oder, was doch gewöhnlich kühneren Entschlüssen folgt, sich zu erhalten und der Sache eine gute Wendung zu geben. Gott gebe, daß unser gnädigster Herr bei seinem Entschlusse beharre und nicht der Aengstlichkeit Gehör gebe." [1]) — Es blieb also beim Entschlusse, den Kampf fortzusetzen.

Cham. Die Stellung zu Cham, auf welches Erzherzog Karl von Regensburg aus sich zurückzog, war glücklich gewählt und konnte im schlimmsten Falle gegen Napoleon selber behauptet werden. Das Corps Rosenberg hatte der Erzherzog auf der Linken, Hohenzollern zur Rechten, Kolowrat in der Mitte; das Corps Johann Liechtenstein deckte den Rücken; Bellegarde war nach dem Kloster Schönthal entsendet. Durch Nachzügler und Versprengte stieg das Heer bald wieder auf 80.000 Mann. Davoust folgte bis Nittenau in der Haltung eines Feindes, der bereit ist, handgemein zu werden.[2]) Während Erzherzog Karl über Budweis, Pilsen nach Linz ziehen wollte, um sich dort mit Hiller zu vereinigen, sandte er für den Fall, daß der Feind ihm zuvorkäme, General Klenau mit vier Bataillonen und Stutterheim mit leichter Reiterei ab, um die Brücken von Passau und Linz zu zerstören, wenn man sie nicht mehr besetzen könnte. Dem Erzherzog Johann befahl er, sich zu ihm zurückzuziehen; seinem Bruder Ludwig und General Hiller trug er auf, das Land den Franzosen streitig zu machen, um allen Soldaten Zeit zu geben, sich hinter der Traun in der Umgegend von Linz mit ihm zu vereinigen. —

Napoleon ahnte diesen Plan und suchte ihn daher durch Raschheit zu vereiteln.

Neumarkt, 24. April. Er sandte Molitor, als Beistand für Bessières, der auf seiner Rechten den Vortrab bildete, und bei Neumarkt zusammen mit Wrede einen verlustvollen Kampf gegen Hiller bestand und nur durch Molitors hilfreiche Ankunft gerettet wurde. Sie hatten schon den Vortrab unter Marulaz geworfen, dann die Bayern unter Wrede geschlagen, als Molitor dem Vordringen der Oesterreicher Halt gebot. Hiller und Erzherzog Ludwig waren vorangegangen, als sie von der Bedrängniß des Erzherzogs Karl bei Regensburg hörten, um die Franzosen auf sich zu ziehen und dem Obergeneral Luft zu machen — das war edelmüthig. In der Nacht nach dem siegreichen Kampf bekamen sie jedoch Kunde vom Rückzuge Karls nach Böhmen, und sahen daher die Nothwendigkeit ein, sich selber zurückzuziehen, um nicht von der Uebermacht Napoleons nutzlos erdrückt zu werden, und sich hinter dem Inn und von da hinter der Traun auf-

---

[1]) Krones, l. c. S. 317.

[2]) Thiers, l. c. vol. X, p. 184: „... dans l'attitude d'un ennemi prêt à en venir aux mains."

zustellen, wo sie sich besser vertheidigen konnten, um endlich bei Linz mit dem Heere des Erzherzogs sich zu vereinigen.

Nun drang Napoleon rasch voran. Ueber seine Anordnungen und Sorgen geben die Blätter der „Correspondance", Seite 598—655, den genauesten Nachweis. Dem König von Wirtemberg trägt er auf, Ersatzmänner für die Verluste zu senden und außerdem 2000 Mann gegen Vorarlberg aufzustellen, um dem Aufruhr, der von Tyrol ausgehe, Schranken zu setzen.[1]) Davoust meldet, der Erzherzog Karl sei von Cham nach Passau abgezogen. Napoleon will es nicht glauben, denn er widerspricht den Meldungen Montbruns, der den Oesterreichern auf den Fersen ist; der Erzherzog ist auf dem Weg nach Böhmen.

Landshut. Vom 26. April an ist das Hauptquartier in Landshut. Von da bricht Napoleon nach Neumarkt auf mit Kürassieren, mit einem Theil der Garde und den Wirtembergern; er drängt, nach den Worten eines Franzosen, vor, „wie ein Bergstrom, der seine Dämme durchbrochen hat". Lannes trägt er auf, rechts und links sich umzusehen, ob er nicht da und dort ein Corps Oesterreicher, das aus Tyrol kommt, abschneiden könne;[2]) und schreibt vertraulich seinem Stiefsohn Eugen: „Mit dem Hause Habsburg wird es bald zu Ende sein!" — (Doch nicht so bald, wie der Eroberer wünscht; während man heute vergebens fragt, wo das Reich Bonapartes ist, waltet das Haus Habsburg heute noch in Oesterreich mit Ehren!)[3]) — Aus Mühldorf schreibt er an Champagny wegen Metternich, den man mit einem Officier der Gendarmerie nach Straßburg schicken soll, und von da ins Hauptquartier, auf daß er ausgetauscht werde. Am 26. April hat Massena Passau den Oesterreichern rasch weggenommen. „Die Entmuthigung und Unordnung in Oesterreich sei unbeschreiblich." — Aus Burghausen, wo Napoleon, bis die Brücke wiederhergestellt war, zwei Tage bleiben mußte, schrieb er an seinen Gesandten in München, an Otto, er solle seine Siege ja in allen Farben in den deutschen Zeitungen schildern, ebenso die Proclamationen. Gewaltthätigkeiten, die Oesterreich einst gegen Bayern und Wirtemberg geübt habe, und solle die Bayern und Wirtemberger anfeuern, Gegenproclamationen gegen die österreichischen zu fertigen. — Man sieht, wie ihn die Wahrheit in den letzteren in Wuth versetzte, und wie er noch immer einen Aufstand in Deutschland be-Berlin. fürchtete.[4]) An Marsan in Berlin meldet er, jetzt sei er in Salzburg gewesen und er möge mit der Nachricht von seinen Siegen den Professoren in Berlin den Kopf zurechtsetzen, und verlangt Nachrichten über das Verhalten der Russen und Polen gegen die Oesterreicher.[5]) — In Hanau wurde ein Corps von 16.000 Mann zusammengezogen unter Kellermann, dem Herzog von Valmy; man solle davon aussprengen, es sei 50.000 Mann stark und bereit, überallhin aufzubrechen, wo es in Deutschland nöthig sei. Also wieder Sorge vor einem Aufstand in Deutschland! — 29. April ergeht der Befehl, die Citadelle Salzburg. in Salzburg zu befestigen, daß sie sich wenigstens drei Tage halten könne. Um die Salzburger zu gewinnen, solle man ihre alten Wappen wieder anschlagen und die österreichischen wegschaffen.[6]) — Jérôme wird aufgefordert, in der „Westfälischen Zeitung" Napoleons Siege schäumen zu lassen, um den Enthusiasmus

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 895.
[2]) Ibid. XVIII, p. 605.
[3]) Ibid. XVIII, p. 605.
[4]) Ibid. XVIII, p. 606.
[5]) Ibid. XVIII, p. 608.
[6]) Ibid. XVIII, p. 610—611.

der Deutschen für Oesterreich zu dämpfen.[1]) Fouché, der Polizeiminister, soll die Armeeberichte Napoleons im Original in Frankreich abdrucken lassen, nicht aus deutschen Zeitungen noch einmal in französischer Uebertragung.[2]) Passau muß befestiget werden, daß es unangreifbar und zugleich ein großes Vorrathshaus von Lebensmitteln, Kleidern, Pulver, Kugeln, Waffen und ein Spital für die Verwundeten werde. Zwei Flottillen für den Verkehr auf und ab auf der Donau, und zugleich für den Bau von Schiffsbrücken geeignet, müssen gezimmert werden.[3]) Ein Bürger in Passau hat einen französischen Hauptmann am Kragen gepackt und zum Gefangenen gemacht. Dieses Individuum muß vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden.[4]) Am 30. April ist Napoleon in Burghausen, am 1. Mai in Braunau, von hier weist er Eugen an, sich jenseits Bruck mit seinem Heer zu vereinigen. Sobald er in Villach sei, solle er eine Abtheilung nach Spital schicken, um sich mit dem Corps, das er in Salzburg habe, zu vereinigen.[5])

Passau.

Der Erzherzog Karl hatte den Plan, sich bei Linz mit den Corps des Erzherzogs Ludwig und Hillers zu vereinigen. Um dies zu verhindern, drängte Napoleon zum raschen Vormarsch auf Linz; sei die Brücke zerstört, so solle man sie wieder herstellen und einen Brückenkopf erbauen.[6]) Die Oesterreicher hatten aber die Brücke schon zerstört — Erzherzog Karl hatte wegen der Weite des Weges und der steten Regen in Böhmen nicht zur rechten Zeit nach Linz kommen können. Deßhalb zerstörten die Oesterreicher die Brücke und zogen sich am 3. Mai nach Ebelsberg zurück. Massena kam 3. Mai in der Frühe vor Linz, durchzog rasch die Stadt, fand aber die Brücke schon zerstört und die Schiffe auf das linke Ufer der Donau gebracht. Zwei Stunden unterhalb verband die Brücke von Mauthausen das rechte und linke Ufer und konnte vom Erzherzog benutzt werden, um die Corps Hiller und Erzherzog Ludwig an sich zu ziehen. Die Brücke über die Traun war westlich gedeckt durch das Dorf Kleinmünchen und östlich durch das Schloß Ebelsberg. Die Traun ist eine der besten Vertheidigungslinien für die Oesterreicher gegen einen Feind, der von Westen kommt. Diese Linie galt es zu gewinnen; Napoleon befahl, die Traun am gleichen Tage zu überschreiten, bei Ebelsberg, Wels und Lambach; bei Wels durch Lannes, bei Linz durch Massena. Bessières sollte bei Wels mit der Garde, den Kürassieren und der leichten Reiterei ebenfalls den Fluß überschreiten, wenn er aber von der Donau her ein starkes Geschützfeuer höre, sich nach Ebelsberg zurückwenden. Man wußte nicht, ob die Truppen, welche man auf dem linken Ufer der Donau sah, zum Heer des Erzherzogs Karl gehörten, oder ob dieser mit dem Kern seines Heeres schon hinter der Traun stehe. Massena erreichte Mittags das Ufer des Flusses, über welchen eine 700 Fuß lange, hölzerne Brücke führt zu einer steilen Anhöhe, auf welcher das Städtchen Ebelsberg lag, und hoch über demselben stand das Schloß Ebelsberg, mit Kanonen bespickt und mit Schützen gefüllt. Die Stellung war schwer zu nehmen, jedenfalls war es besser, mit dem Angriff zu warten, bis die Abtheilungen, welche einige Wegstunden weiter oben am gleichen Tag den Fluß überschritten, zu Hilfe kommen könnten. Allein Massena war immer geneigt, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und befahl den Angriff, obschon er

Ebelsberg.

Massena.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 612.
[2]) Ibid. XVIII, p. 615.
[3]) Ibid. XVIII, p. 616—620.
[4]) Ibid. XVIII, p. 620.
[5]) Ibid. XVIII, p. 607 ff.
[6]) Ibid. XVIII, p. 623.

wußte, daß ihm, wenn er warte, Hilfe kommen werde von den Abtheilungen, die am gleichen Tag die Traun überschritten.[1])

Klein-münchen.

In dem Dorf Kleinmünchen, vor der Brücke, wurden rasch die Oesterreicher getödtet oder zur Flucht getrieben. Dann ging General Coehorn, ein Nachkomme des berühmten holländischen Festungen-Erbauers Menno von Coehorn, (gestorben 1704), ein Mann von toller Kampfslust, auf die Brücke mit seinen leichten Truppen los, durcheilte dieselbe im Geschwindschritt, während viele der Seinen todt oder verwundet liegen blieben, steigt die steile Anhöhe hinauf, dringt in das Städtchen Ebelsberg hinein bis auf den Marktplatz, der jetzt von den Oesterreichern im Schlosse bestrichen wurde. Um Coehorn zu retten, stellt Massena die gesammte Artillerie seines Armeecorps vortheilhaft auf und läßt die in der Höhe stehenden Oesterreicher mit Kugeln überschütten und gibt zwei Brigaden Befehl, die Brücke zu überschreiten: sie war schon bedeckt mit Leichen und Verwundeten; die man mit den Todten, um Bahn zu machen, kurzweg in den Fluß warf. Zweimal wurde die Brücke genommen und wieder verloren. Zum drittenmal übersteigen die Franzosen die Brücke unter entsetzlichen Verlusten, ersteigen Ebelsberg, das in Brand geschossen wird, und versuchen sich des Schlosses zu bemächtigen, das mit Löwenmuth vertheidigt wird. Legrand ersteigt endlich das Schloß, dessen Thore die Sappeure einhauen; nun wird im Schloß von Zimmer zu Zimmer ohne Mitleid mit dem Bajonnett gekämpft: — hier zeichnen sich die Wiener Freiwilligen insbesondere aus. Der Oberstlieutenant Küffel und die beiden Majore, Graf Salis und Paumgartner, hatten im gefährlichsten Augenblick drei Bataillone Wiener Freiwillige und ein Bataillon Landwehr zusammengerafft und den Feind die Anhöhe hinunter getrieben. In diesem Augenblick sehen die Oesterreicher die Franzosen, welche unter Lannes bei Wels die Traun überschritten hatten, in langen Reihen herankommen. Der Uebermacht gegenüber halten sie den weiteren Widerstand für nutzlos und ziehen sich zurück, um bei Stein Stellung zu nehmen. Die Oesterreicher verloren in diesem Kampfe 116 Officiere und 4500 Mann, nahmen aber 3 Adler und 1400 Gefangene mit. Ebelsberg ging, wie die Brücke, in Flammen auf.

Coehorn.

Ebelsberg erstürmt, 3. Mai.

Napoleon unmuthig.

Wegen der Heftigkeit der Kanonade eilte Napoleon zu Pferd herbei. Beim Anblick des Schlachtfeldes graute ihm umsomehr, als ihm die Ueberzeugung aufstieg, wie unnütz diese Schlächterei von Massena eingeleitet war: weil die Traun an zwei Seiten oben schon überschritten war und die Oesterreicher beim Anblick der Ueberzahl, die vom Süden gegen sie heranrückte, den Widerstand für unnütz hätten halten und sich hätten zurückziehen müssen. Aber Massena hatte ohne Zweifel gehofft, durch rasche Erstürmung von Ebelsberg vor allen die Vereinigung der Gegner über die Brücke von Mauthausen zu verhindern, vielleicht auf das Heer des Erzherzogs selber zu stoßen. Napoleon schrieb darüber aus Enns am 4. Mai 1809: „General Claparède ist gestern Mittags mit seiner Division über die Brücke von Ebelsberg gedrungen und hat die Stadt im Sturm genommen. Die ganze österreichische Armee, 30.000 bis 40.000 Mann, stand in Schlachtordnung in einer vortrefflichen Stellung. Der Feind schoß mit Haubitzen auf die Stadt, das Feuer griff mit solcher Gewalt um sich, daß man drei Stunden lang nicht zu Claparède gelangen konnte, welcher die ganze Masse der Feinde gegen sich hatte. Endlich kam ihm der General Legrand mit zwei Regimentern zu Hilfe und der Feind mußte sich zurückziehen. Man hat 4000 Gefangene gemacht, vier

---

[1]) Oesterreichische Militär-Zeitschrift, 1832, Bd. III, S. 67 ff.

Kanonen und eine Fahne erobert. Aber unser Verlust war stark, man kann ihn mindestens auf 400 Todte und 800 bis 900 Verwundete veranschlagen. Ich bin mit den Divisionen Nansouty und Molitor hingeeilt und die Sache ging dann zu Ende. Sobald ich wußte, daß man die Dummheit beging, diese berühmte und an der Traun einzig furchtbare Stellung in offenem Kampf mit Sturm zu nehmen, so hatte ich keinen Zweifel mehr, daß es ein in der Hitze und Unbesonnenheit gewagtes Unternehmen sei. Der Feind zog die ganze Nacht hindurch in Unordnung ab. Er hat die Brücke verbrannt, die man aber in einem Tag durch eine Floßbrücke zu ersetzen hofft." [1]) Thiers schlägt den Verlust an Todten, Verwundeten, Ertrunkenen und Vermißten höher an, auf 1700 Mann; noch höher Marbot, der als Adjutant Lannes' in der Nähe war, auf 1000 Todte und 2000 Verwundete, und bemerkt, der Kaiser tadelte diese beklagenswerthe Vergeudung von Menschenleben; er habe den ganzen Abend Niemand sehen wollen. „Wenn jeder Andere als Massena einen so unklugen Angriff ohne Befehl unternommen hätte, so wäre er von der Armee weggeschickt worden. Aber es war Massena, der Liebling des Sieges, und so glaubte der Kaiser sich auf einige strenge Bemerkungen beschränken zu müssen. Die Armee aber war nicht so nachsichtig und tadelte laut diesen tollen Streich." [2])

Napoleon tadelt Massena.

Wo ist Erzherzog Karl?

Napoleon in Mölk.

Am 7. Mai traf Napoleon in Mölk ein; er konnte durch Spione nicht erfahren, ob Hiller vor ihm zwischen Mölk und Wien stehe, oder ob er über die Brücke bei Mauthausen auf das linke Ufer der Donau gegangen sei und sich mit dem Erzherzog vereinigt habe. Einige Spione behaupteten sogar, der Erzherzog habe die Donau überschritten und sei in günstiger Stellung bei St. Pölten. In diesem Falle mußte Napoleon sich auf eine große Schlacht rüsten, im anderen Fall schnell auf Wien losgehen, um vor dem Erzherzog dort einzutreffen. Dieser Zweifel mußte bald gelöst werden; die Entscheidung war dringend nöthig.

Marbot.

Marbot erzählt, [3]) wie er Abends von Lannes für ein Wagniß zur Lösung der Frage zu Napoleon befohlen wurde. Im Stifte Mölk, auf dem Balcon, dort wo man den Lauf der Donau und das fruchtbare Land weit überschaut, sagte ihm Lannes in Gegenwart des Kaisers: „Sehen Sie auf der anderen Seite des Stromes ein österreichisches Lager: doch der Kaiser wünscht sehnlichst zu wissen, ob das Corps des Generals Hiller darin ist, oder ob dieser sich noch auf dem rechten Ufer der Donau befindet. Um es sicher zu erfahren, brauchen wir einen Mann, der Muth im Herzen hat, um da drüben einen österreichischen Soldaten abzufangen, und ich habe dem Kaiser Sie hiezu vorgeschlagen." — Napoleon sagte darauf: „Merken Sie wohl, es ist nicht ein Befehl, den ich Ihnen gebe, ich spreche nur einen Wunsch aus. Ich gestehe, das Unternehmen ist höchst gefährlich, und Sie können es abweisen, ohne Furcht mir dadurch zu mißfallen. Gehen Sie auf einige Augenblicke in das nächste Zimmer und überlegen Sie sich die Sache, und sagen Sie mir dann offen Ihre Entscheidung." — Das Vertrauen des Kaisers und Lannes' machten jedoch Marbot muthig und trotzdem, daß die Donau hochgestiegen, die Nacht dunkel war und es regnete und stürmte, sagte Marbot doch sogleich ohne Zaudern: „Sire, ich will gehen, und wenn ich dabei umkomme, so vermache ich meine Mutter Ihrer Majestät."

Alsbald befahl der Kaiser dem General Bertrand, Alles herbeizuschaffen, was Marbot benöthige. Dieser verlangte den Bürgermeister, den Zunftmeister

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 624.
[2]) Mémoires de Marbot, II, p. 147.
[3]) Ibid. II, p. 151.

Nachtfahrt über die Donau

der Schiffer, fünf Schiffer und fünf muthige Gardegrenadiere, die deutsch verstanden, einen Corporal, nebst einem starken Schiff. Als man den Schiffern sagte, sie sollten bei Nacht noch über die Donau, fielen sie auf die Kniee und fingen an zu weinen — sie möchten nicht den Franzosen helfen und fürchteten zu ertrinken, die Donau gehe hoch und der Wind wehe stark. Der Zunftmeister mußte ihnen mit dem Tode drohen, auf der andern Seite jedem 6000 Franken versprechen, wenn das Unternehmen gelinge. Der Zunftmeister solle das Steuer führen. Ehe sie einstiegen, knieten die Schiffer nieder zum Gebet, die Franzosen thaten auch so. Dann ward das Schiff bestiegen und vom Lande abgestoßen. Glücklich kam man an vielen Fährlichkeiten, an schwimmenden Bäumen vorüber; endlich gelang es, in einem Weidengebüsch am linken Ufer in der Stille zu landen und das Schiff anzubinden. Nun galt es, einen Gefangenen zu machen — das war schwer, denn vor dem Lager standen viele Wachen. Zum Glück hatte man an einer Stelle gelandet, wo die Soldaten für die Pferde Wasser schöpften. Man brauchte also nur still zu

gelingt.

warten, bis einer kam. Nicht lange so hörte man Schritte, ein Soldat kam, um Wasser zu schöpfen; wie er sich bückt, fassen ihn zwei Grenadiere am Kragen, halten ihm ein Tuch vor den Mund, drohen ihm mit augenblicklichem Tode, wenn er Lärm mache, binden ihn und legen ihn in das Schiff. Gleich darauf sah man zwei Soldaten, die einen Henkelkessel trugen, kommen und sich bücken. Die Grenadiere steckten ihnen schnell den Kopf ins Wasser, daß sie nicht schreien konnten, drohten mit dem Tode beim kleinsten Geräusch und brachten die zwei gleichfalls in das Boot. Nun sollte abgestoßen werden, aber das Boot hatte sich in den Weiden dermaßen verfangen, daß durch die Bemühung, es frei zu machen, Lärm entstand. Eine Wache kam, sah das Boot nicht, hörte aber das Rauschen der Weiden, rief ihr „Wer da?“ — und als keine Antwort kam, ihr: „Auf, es sind Feinde da!“ und feuerte das Gewehr ab in das Gebüsch. Artilleristen in der Nähe des Ufers lösen ihre Kanonen, treffen aber nicht das Boot, das glücklich, jedoch weit unterhalb Mölk landet und in Gefahr ist, von französischen Kanonieren getroffen zu werden. Angerufen werden sie von den französischen Wachen; Marbot hatte vergessen, nach dem Losungswort zu fragen, antwortete daher kurzweg „Vive l'empereur Napoléon!“ wurde angehalten und von Hußaren mit seinem Gefolge nach Mölk geführt. **Lannes** kam Marbot freudig entgegen, umarmte ihn und führte ihn zu Napoleon mit den Worten: „Sire, ich wußte daß er wiederkehrt; er bringt drei Gefangene von der Division des Generals Hiller mit.“ — Marbot

Napoleon zufrieden.

mußte **Napoleon** das ganze Abenteuer ausführlich erzählen, während jener ihn — ein Zeichen seiner Zufriedenheit — in die Ohren zwickte und zuletzt sagte: „Ich bin sehr mit Ihnen zufrieden, Schwadronschef!“ und ihn zum Frühstück einlud — eine noch seltenere Ehre!

Napoleon ließ dann die Gefangenen vor sich kommen, stellte durch einen Dolmetscher Fragen an sie und erfuhr, daß sie vom Corps Hiller seien, und daß **Hiller** mit dem Erzherzog auf dem linken Ufer der Donau stehe; er hatte 8. Mai bei Krems die Donau überschritten. Alsbald gab Napoleon Befehl an

Aufbruch.

Bertrand, daß die ganze Armee sofort nach St. **Pölten** aufbreche. Den fünf Schiffern ließ er, weil die Gefahren größer gewesen wären, als er zum voraus

Belohnungen.

annahm, jedem statt 6000 Francs 12.000 in Gold sogleich baar auszahlen. Dem Corporal und den fünf Grenadieren heftete er das Kreuz der Ehrenlegion auf die Brust und ernannte sie zu Reichsrittern und bewilligte jedem ein Einkommen von 1200 Francs; sie weinten vor Freude. Auch der erste österreichische Gefangene, ein Officiersdiener, weinte, aber nicht vor Freude, sondern aus Angst.

Auf Napoleons Frage antwortete er, er trage in einem Gurt fast das ganze Vermögen seines Herrn bei sich, und er fürchte, dieser werde ihn im Verdacht eines Fluchtversuchs halten — dieser Verdacht zerreiße ihm das Herz. Napoleon ließ mit den Worten: „Man muß die Ehrlichkeit anerkennen, wo man sie findet!" ihm eine Rolle mit 1000 Francs in Gold geben und versprach ihm, in Wien durch die Vorposten ihn an seinen Herrn bringen zu lassen. Auch den beiden anderen Gefangenen gab er für die ausgestandene Angst einige Goldstücke und versprach, sie auf den Vorposten in Wien an ihre Regimenter auszuliefern. Kein Soldat sollte mit ihm gesprochen haben, ohne eine Gunst zu erhalten.

Wichtige Kunde.

Man sieht aus der Höhe der Geschenke, wie wichtig die Nachricht für Napoleon war: der Erzherzog und Hiller ständen noch auf dem linken Ufer der Donau. Ohne sich den Schwankungen einer Schlacht auszusetzen, konnte er jetzt, wenn der Erzherzog nicht in der günstigen Stellung von St. Pölten, die Hilfsmittel der Hauptstadt hinter sich, ihm entgegentrat — sogleich nach Wien vordringen und sich der Hilfsmittel des Reiches bemächtigen und Eugen mit der italienischen Armee und Bernadotte mit den Sachsen an sich ziehen. —

Die Franzosen vor Wien.

Thiers über Wien.

Thiers bezeichnet es als einen großen Fehler im österreichischen Kriegsplan, Wien nicht auf alle Fälle in einen Vertheidigungszustand gesetzt zu haben. „Die Generale Hiller und der Erzherzog Karl Ludwig würden, in die Ringmauern dieser Hauptstadt eingeschlossen, hinter all den Werken, die man hätte ausbessern oder neu hätte aufführen können, Wien uneinnehmbar gemacht haben; die dann unter seine Mauern herangezogenen Armeen von Italien und Böhmen wären nicht leicht zu schlagen gewesen. Im offenen Felde eine Hauptschlacht gegen Napoleon zu gewinnen, war ohne Zweifel ein tollkühnes Vornehmen, zumal wenn man zu dieser entscheidenden That durch kühne und geschickte Manöver gelangen mußte. Aber an der Spitze der österreichischen Monarchie und angelehnt an die Mauern der Hauptstadt, eine Defensivschlacht anzunehmen, dies hieße Napoleon die einzige Verlegenheit bereiten, an welcher sein damals allmächtiges Glück scheitern konnte. Im Zeughaus lagen 500 Geschütze, die Stadt hatte ungeheure Vorräthe von Holz, das Volk war erbittert gegen die Fremden, Massen von Lebensmitteln konnte Ungarn liefern: Wien konnte sich also halten, wenn man das Nöthige früher that. Statt dessen hatte man damals aus Mangel an Umsicht, oder aus Scheu vor derartigen Vorkehrungen oder aus Furcht, die Hauptstadt in ein Schlachtfeld zu verwandeln, zu Wien Nichts vorbereitet, um sich zu vertheidigen."[1]) Also Thiers.

Der eigentliche Grund war: man dachte gar nicht, daß der Streit in der Nähe von Wien werde ausgefochten werden. Man glaubte an eine Erhebung von ganz Deutschland, und daß im deutschen Westen die entscheidenden Schlachten würden geschlagen werden.

Napoleon aber, im Hochgefühl seiner Macht, trug sich damals noch mit dem Gedanken, Oesterreich zu zertrümmern. Er schrieb an den Kriegsminister

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 204—205.

um Karten von Böhmen und Ungarn.[1]) Rußland hatte nicht zu seinem Siege geholfen, er wollte nun auch durch Alexander in seinen Plänen nicht gehindert sein, und ließ Caulaincourt befehlen, er solle nichts ausmachen über das zukünftige Schicksal Oesterreichs, noch darüber sprechen, er solle nur hören, denn die Umstände hätten sich jetzt geändert.[2]) Er ließ die ganze Armee rasch vorrücken.

Marsch nach Wien.

Am 9. Mai war das Hauptquartier in St. Pölten. Die Linke bildete die Reiterei, die der Donau entlang vorrücken und die Ufer beobachten sollte, um jeden Landungsversuch zu verhindern. Die Infanterie unter Lannes sollte gerade auf Wien vorrücken. Massena sollte ihm unmittelbar nachkommen, er selber wollte mit der Garde und einem Theil der Kürassiere, die bei der dritten Linie, folgen. Die Rechte bildete General Bruyère mit leichter Reiterei und deutschem Fußvolk; sie sollte über Lilienfeld auf der Straße von Italien hinaufgehen, die Steiermark entwaffnen und den Erzherzog Johann überwachen. Davoust folgte nach. Am 9. Mai übernachtete Oudinot in Sieghartskirchen. Am 10. Mai, um neun Uhr früh, ritt Napoleon in den Park von Schönbrunn ein, gerade einen Monat nachdem der Krieg begonnen hatte.

Erzherzog Maximilian.

Kaiser Franz I. war nicht in Wien, sondern in Wolkersdorf. Erzherzog Maximilian, ein Bruder der Kaiserin Ludovica, hatte sich vom Kaiser die Vertheidigung Wiens ausgebeten und zugesagt erhalten. Napoleon nennt ihn „einen sechsundzwanzigjährigen feurigen Prinzen, ohne Kriegserfahrung". Muth hatte der Prinz und guten Willen; ein Starhemberg konnte er nicht sein, dazu waren die Verhältnisse andere, überhaupt sehr schwierige. Die Festungsmauern von 1683 bestanden zwar noch, aber sie umschlossen nur die innere Stadt. Im Laufe der Zeit waren aber Vorstädte entstanden, deren jede eine ebensostarke Bevölkerung besaß, als die eigentliche alte Stadt. Diese Vorstädte bildeten ein vorher nicht genug erwogenes Hinderniß der Vertheidigung des alten Wien. Viele einsichtsvolle und hochgestellte Männer hielten die Vertheidigung von Wien darum für nutzlos, ja für absolut schädlich, denn die Altstadt könne nicht vertheidigt werden, ohne die Vorstädte zu zerstören. Die Stände von Oesterreich, der Magistrat von Wien sandten eine Deputation an den Kaiser um Zurücknahme der Vollmacht des Erzherzogs Maximilian. Erzherzog Rainer schrieb an den Kaiser in gleichem Sinne: „Es fehlt an Allem, was zu einer haltbaren Festung nöthig. Wollte man die Stadt vertheidigen, so müßten die Vorstädte ganz verlassen werden. Dieser größere Theil der Stadt, mit mehr als 150.000 Bewohnern, müßte daher dem Feinde überlassen werden, welcher sie gewiß nicht schonen, sondern verwüsten und ausplündern wird; alle schönen Institute, alle öffentlichen Anstalten darin, würden ganz zu Grund gerichtet, selbst das Geschütz würde einen großen Theil davon zerstören. — Die Stadt, einer Belagerung ausgesetzt, würde ganz verheert, alle die Anstalten so vieler Jahrhunderte, die kostbaren Gebäude, die Bibliotheken, die Sammlungen, die Erziehungs-Anstalten, da sie zum Theil in den Wällen liegen, ganz zernichtet und dadurch die Bemühungen so großer Monarchen in wenig Tagen ganz verschwinden. Ich darf das Bild nicht ausmalen, indem davon der Schmerz mich ganz durchdringt."[3])

Rainer.

---

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 643.
[2]) Ibid. XVIII, p. 630.
[3]) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 315.

Die Franzosen besetzen Wien.

Der Erzherzog Rainer hatte Recht. Es war besser, man schlug sich vor Wien, wie es nachher geschah, als in Wien, wo es noch viel mehr Menschenleben gekostet und Napoleon doch unter den gegebenen Umständen das Uebergewicht erlangt hätte. Die Sammlungen in Wien, so reich als in Paris und London, wenn nicht reicher, hätten vor Ausbruch des Krieges geborgen werden sollen; jetzt war es zu spät, wenn Wien nicht capitulierte. Daß ein kleines, aber kampfgestähltes Heer eine zahlreiche, opferwillige und tapferste Bevölkerung einer großen Stadt besiegen kann, zeigt die Geschichte durch zahlreiche Beispiele. In Wien waren wenig Soldaten von der Armee Hillers; die 25.000 Mann, auf die Erzherzog Maximilian rechnete, waren meist ungeübte Landwehr und Rekruten, die noch keinen Schuß gethan hatten.

Als die Spitze des französischen Vortrabs am Thore von Maria-Hilf erschien, war es verschlossen. Ein Officier erstieg das Gitter und zwang den Pförtner zu öffnen. Alle Läden waren geschlossen. Die Franzosen zogen rasch voran bis zum Glacis, das die innere Stadt von den Vorstädten trennte. Da knallten Schüsse; General Courroux wurde leicht verwundet. Das Volk war in Aufregung, man hatte das Gerücht verbreitet, der Erzherzog Karl, der damals erst in Zwettl war, werde bald kommen und die Stadt entsetzen. Es sei eine Frechheit der Franzosen, die Stadt zu betreten; die Menge war rauflustig. Ein Parlamentär, der an das Commando des Platzes ein Schreiben abgeben sollte, wurde vom Pferd gerissen und verwundet; der Fleischerbursche, der es gethan, wurde auf das Pferd gesetzt und wie im Triumph herumgeführt. Nach dem französischen Armeebericht hätte Erzherzog Maximilian dies geboten und die Franzosen hatten einen Anlaß, über Verletzung des Völkerrechts zu klagen: „Nach dieser unerhörten Verletzung des Völkerrechts sah man das abscheuliche Schauspiel, daß ein Theil der Stadt gegen den anderen schoß, und einer Altstadt, deren Waffen gegen die eigenen Mitbürger gerichtet waren.“ [1]) — In den Vorstädten verbreiteten sich schnell die Franzosen, und es war ein gelungener Streich von Napoleon, daß er seinen früheren Gesandten zum Gouverneur von Wien ernannte. „Dieser organisirte in jeder Vorstadt Municipalitäten, einen Ausschuß für Lebensmittel und eine Bürgerwehr aus Kaufleuten, Fabrikanten und vermöglichen Bürgern, denen man Waffen gab, um die armen Teufel und Schurken im Zaume zu halten.“ Dieser ränkevolle Mann wußte schon seine Fäden zu spinnen. Er ließ eine Deputation der Vorstädte nach Schönbrunn gehen. Napoleon gab dieser den Befehl, sich in die Altstadt zu begeben, um dort ein Schreiben Berthiers zu überreichen an den Erzherzog Maximilian. Er mahnte ferner, dem Erzherzog vorzustellen, daß, „wenn er fortfahre auf die Vorstädte feuern zu lassen, und ein einziger Einwohner durch seine Kugeln falle, diese That des Wahnsinns wider das Völkerrecht alle Bande zerreißen würde, welche die Unterthanen an den Herrscher binden.“ Die Deputation der Vorstädte verließ Schönbrunn neun Uhr Vormittags. Sie kam 11. Mai um zehn Uhr in die Stadt, um dem Erzherzog das Schreiben Berthiers zu übergeben; er nahm es jedoch nicht an, denn es sei ihm nicht nach Kriegsgebrauch übermittelt worden; zugleich betheuerte er,

Stimmung der Menge.

Andréossy.

Deputation in Schönbrunn.

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 652.

Erzherzog Maximilian.

daß er sich aufs Aeußerste vertheidigen werde und eher unter dem Schutte Wiens begraben lasse, als daß er nachgebe. Zugleich ließ er auf den Wällen die Kanonen lösen, fünfzehn Wiener wurden getödtet, zwei Franzosen verwundet. Indeß machte Napoleon in Begleitung Massenas einen Ritt um die Südseite der Stadt, dann gegen die Donau und fand den Nebenarm der Donau, der die Stadt mit Wasser versah und sie von dem Prater trennte. Napoleon ließ sogleich Schwimmer kommen, die schnell das andere Ufer erreichten und sich eines kleinen im Prater gelegenen Pavillons bemächtigten, des sogenannten Lusthauses. Dieser Pavillon wurde der Kopf der Brücke, welche die Franzosen aus zusammengerafften Kähnen schnell errichteten und wo sie eine Batterie von 15 Geschützen aufführten. Eine Batterie wurde auch am äußersten Ende der Vorstadt Landstraße aufgestellt. Maximilian aber hielt indeß einen Kriegsrath in der Leopoldstadt, dem Kienmayer, d'Aspre und Fürst Moriz Liechtenstein anwohnten. Diese erklärten, daß man wegen der Unvollkommenheit der Verschanzungen und der Ungeübtheit der Truppen darauf verzichten müsse, Wien noch vier Tage zu halten, wo dann Karl kommen sollte. Man müsse die kurze Zeit der Nacht noch benützen, die regulären Truppen aus der Stadt zu ziehen, dann die Taborbrücke zu verbrennen und Wien capituliren zu lassen. — Maximilian gab aber nicht nach.

Kriegsrath.

Wien beschossen.

Um neun Uhr Abends begann die Antwort auf seine Kanonade vom Morgen. Die Franzosen schleuderten 2800 Haubitzen in die innere Stadt, bald fing diese an mehreren Stellen zu brennen an, besonders litten die Häuser am Graben großen Schaden. Der französische Armeebericht sagt: „Man muß Wien gesehen haben und seine acht bis neun Stockwerke hohen Häuser und die engen Gassen, um das Geschrei und die Verwirrung zu begreifen.“

Maximilian machte in der Nacht um ein Uhr noch einen Versuch, des Pavillons, welcher die eine Brücke beschützte, sich zu bemächtigen. Er sandte zwei Bataillone unter d'Aspre, aber die Franzosen waren auf ihrer Hut, ließen die Oesterreicher nahe kommen und gaben dann ein vernichtendes Feuer, daß diese mit Verlust von 300 Mann sich schnell zurückzogen.

Maximilian zieht ab.

Jetzt verzagte Maximilian und zog mit der Mannschaft über die Taborbrücke und zerstörte sie dann; er fürchtete gefangen zu werden, wenn er bliebe. Auf dem Weg begegnete ihm Bubna mit dem Befehl, Wien noch zwei Tage zu halten, denn die Hauptarmee sei im Anmarsch zum Entsatz. Umkehren konnte Erzherzog Maximilian jedoch nicht mehr. Welche Schläge auf ein edles Herz! Er hatte voll Begeisterung eine Aufgabe übernommen, für die seine Kräfte nicht ausreichten, und war dann zu schnell entmuthigt. Karl gab ihm den Rath, ganz zurückzutreten, und Kaiser Franz verwies ihn nach Siebenbürgen. Napoleon verhöhnte ihn noch in seinem Armeebericht, der nach seinem Befehl in den Theatern von Paris vorgelesen, und in allen Zeitungen abgedruckt werden mußte: „Beim Bombardement verlor der Erzherzog den Kopf, namentlich als er erfuhr, daß wir einen Arm der Donau überschritten hätten und auf dem Weg wären, ihn abzuschneiden. Ebenso schwach und kleinmüthig, als er früher anmaßend und unbesonnen gewesen war, war er der erste auf der Flucht. Der ehrenwerthe General Oreilly erfuhr erst durch die Flucht des Erzherzogs, daß er jetzt das Commando zu führen habe.“ ... Oreilly ließ sogleich bei den Vorposten melden, daß eine Deputation am nächsten Morgen nach Schönbrunn kommen werde.

Oreilly.

Bei dieser Deputation waren der Erzbischof, der Prälat von Klosterneuburg, der Prior von den Schotten, der Landesmarschall Graf Dietrichstein und die Spitzen der Behörden. Napoleon führte eine eigenthümliche Sprache gegen „das

unmenschliche Benehmen der Regierung,[1]) welche die Hauptstadt allen Schrecken des Krieges preisgegeben habe, und statt väterlich gegen die Unterthanen zu sein, sich feindselig und tyrannisch gezeigt habe." — Uebrigens wolle er Wien mit ebensoviel Rücksicht behandeln, wie im Jahre 1805. — Am 12. Mai um neun Uhr Abends besetzte Massena die Leopoldstadt, in der Nacht schloß Oreilly die Capitulation ab, um sechs Uhr früh am 13. Mai zogen die Grenadiere Oudinots in die Stadt ein. —

An die Armee.

Noch derber sprach Napoleon gegen die Dynastie in seinem Aufruf an die Armee;[2]) es war ihm sichtlich darum zu thun, die Oesterreicher vom Kaiserhaus abwendig zu machen. Die Prinzen dieses Hauses hätten die Hauptstadt verlassen, nicht wie Soldaten von Ehre, die den Umständen und Wechselfällen des Krieges nachgeben, sondern wie Meineidige, welche ihre Gewissensbisse verfolgen. Indem sie von Wien fliehen, ist ihr Abschied an die Bewohner Mord und Brand. „Wie Medea haben sie mit ihren Händen ihre eigenen Kinder erdrosselt." — „Soldaten! Das Volk von Wien ist, nach dem Ausdruck der Deputation der Vorstädte, von seiner Regierung im Stich gelassen und möge von Euch rücksichtsvoll behandelt werden. Ich nehme die guten Einwohner unter meinen besonderen Schutz. Die Unruhigen und Schurken jedoch werde ich exemplarisch bestrafen. Soldaten, seien wir gut gegen die armen Bauern und das arme Volk, welches soviel Anspruch auf unsere Achtung hat. Seien wir nicht hochmüthig auf unsere Erfolge, sehen wir darin nur einen Beweis der göttlichen Gerechtigkeit, welche den Undankbaren und Meineidigen bestraft." —

Anklage der Prinzen.

Worin bestand die zarte Rücksicht gegen die Bauern und die gutmüthigen Wiener? Die Franzosen nahmen weg, was sie brauchten, ohne zu bezahlen, das Vieh aus den Ställen, den Wein aus den Kellern, die Vorräthe von Tuch, Leder, Leinwand aus den Gewölben der Kaufleute. Bei Todesstrafe wurde verboten, über öffentliche Angelegenheiten zu reden.[3]) Schanzen zu bauen wurden Tausende von Bauern aufgeboten. Nicht bloß auf Nieder-Oesterreich lag die Last der Einquartierung, sondern auf dem ganzen Gebiete, wo das Heer durchgezogen, insbesondere wo Napoleon Corps stehen ließ, um im Rücken gedeckt zu sein, so 6000 Deutsche zu Regensburg, 20.000 Sachsen und Franzosen zu Passau, 10.000 Wirtemberger zu Linz, 30.000 Franzosen zu St. Pölten. In und um Wien hatte Napoleon soviel Mannschaft, als zu einer großen Schlacht unmittelbar nöthig war. Aus Linz sollte ein großer Waffenplatz werden. Wie schwer lag der Druck der Zeit auf dieser Stadt! Nur vom Kronprinzen von Bayern erzählt das Linzer Manuscript, daß er ein wohlwollender Fürst sei und ihm die Stadt viel Gutes verdanke.

So fiel Wien in die Gewalt der Franzosen, die es sich in der lebenslustigen Stadt wohl sein ließen, während der Erzherzog Karl auf dem linken, Napoleon auf dem rechten Ufer der Donau, jeder auf einen Fehler des Gegners lauerten und Verstärkung an sich zu ziehen suchten. Lassen wir sie jetzt dort stehen und sehen wir uns nach den anderen Streitplätzen um! Betrachten wir zunächst

[1]) Correspondance, vol. XVIII, p. 653—654.
[2]) Ibid. XVIII, p. 654—655.
[3]) Wertheimer, Zur Geschichte Wiens im Jahre 1809.

Die Aufstände in Deutschland.

Kriegsplan.

Der Kriegsplan war entworfen in Hoffnung auf eine allgemeine Erhebung Deutschlands. So waren die Verabredungen. Es gährte überall. Ein Vers Uhlands kennzeichnet die Lage:

„Untröstlich war es allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört ich manches Herz.“

Aufruf an die Deutschen.

Weil Erzherzog Karl auf die Versprechungen sicher rechnete, erließ er bei seinem Auszug einen „Aufruf an die Deutschen!“ Darin heißt es: „Deutsche! würdigt Eure Lage, nehmt die Hilfe an, die wir Euch bieten! Wirkt mit zu Euerer Rettung! Wir verlangen nur die Anstrengungen, die der Krieg für die gemeinsame Sache erfordert! Euer Eigenthum, Euer häuslicher Friede ist durch die Mannszucht des Heeres gesichert! Die österreichische Armee will Euch nicht berauben, nicht bedrücken; sie achtet Euch als Brüder, die berufen sind für dieselbe Sache, welche die Euere wie die unsere ist, mit uns vereint zu kämpfen! Seid unserer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist Oesterreichs Feind! Bauet auf das Wort meines Kaisers und Bruders, das nie gebrochen wurde.“

Man wußte überall in Deutschland, daß und wann Oesterreich losschlage, man konnte es kaum erwarten. Ein großer Sieg in Bayern und ganz Deutschland erhob sich. Dies zeigen die Aufstände von Katt, Dörenberg und Schill.

Katt.

Friedrich Karl von Katt (auch Katte geschrieben), 1772 im Magdeburgischen geboren, trat 1786 in preußischen Kriegsdienst, machte 1787 den Feldzug nach Holland mit, 1792 bis 1795 die Feldzüge gegen Frankreich und gerieth 1806 bei Lübeck in französische Gefangenschaft. Jetzt faßte er den Plan, durch Ueberrumpelung von Magdeburg zur Befreiung Deutschlands mitzuwirken. Einverständnisse hatte er mit der Garnison: mit einem Haufen von Bauern, ehemaligen Soldaten, sollte er in die Festung eingelassen werden. Die Thüren waren verabredet, die Schlüssel ausgeliefert. Im letzten Augenblick zeigte eine Verhaftung, daß der Plan verrathen sei. Katt floh nach Prag zum Herzog von Braunschweig-Oels, und nahm Antheil an dem Kampf bei Aspern und Wagram, machte mit Braunschweig-Oels den Zug nach England mit, trat dann in österreichischen Dienst, nahm Urlaub zu einer Reise nach Griechenland. Als der Befreiungskrieg ausbrach, trat er wieder in preußischen Dienst und machte den Feldzug 1815 mit, war von da bis 1826 Major in Münster, erhielt als Oberstlieutenant den gewünschten Abschied und starb 1836 auf seinem Gut in Neuenklitsche. Ihm fehlte also nicht der patriotische Geist, nicht die Kühnheit, nur das Glück bei seinem Unternehmen 1809.

Dörenberg.

Dörenberg, geboren 1768 zu Hausen in der Nähe von Hersfeld, stammte aus einem althessischen Rittergeschlechte, das sich von der Erniedrigung an Jérômes Hof, die damals viele alte Familien sich zu Schulden kommen ließen, fern hielt. Er war ein Neffe und auch Geistesverwandter Münsters, der, nach Hormayrs gepfeffertem Ausdruck, „oft darüber knirschte, wie begierig und dienstbeflissen selbst

Altadelige um den nagelneuen Thron krochen, ihre Kammerherrenschlüssel und Ehrentitel dem König Georg III. ganz säuberlich zurückschickten, und nicht nur ihre Söhne, sondern auch Frauen und Töchter, an einen Hof auf die Weide trieben, der, wenigstens an Sittenlosigkeit, mit jenem Ludwigs XV. auf gleicher Höhe stand."

Jugend.

Er trat früh in den Dienst des Landgrafen, und drang als erster beim Sturm in Frankfurt ein, als es 1792 galt, die alte freie Reichsstadt von den Franzosen unter Cüstine zu befreien. Später trat er in preußischen Dienst ein, machte 1806 den Krieg gegen die Franzosen mit und wurde mit Blüchers Corps zu Lübeck gefangen. Nach seiner Befreiung zog sich Dörenberg auf sein Gut zurück. Er gehörte nicht zum Tugendbund, blieb aber seinen patriotischen Gesinnungen treu. Auf die Abneigung der althessischen Soldaten gegen den neuen König von Westfalen stützte er seinen Plan, hinter dem Rücken des Imperators einen Aufstand in Hessen zu erregen; das englische Ministerium, dem er durch Münster empfohlen war, versprach Unterstützung durch eine Landung an der Weser. Die neue Regierung rief alle Unterthanen aus fremdem Kriegsdienst ab und so mußte Dörenberg aus der preußischen Armee austreten; er wurde von dort mit dem Rang eines Majors entlassen. In Kassel legte man hohen Werth auf sein Talent zu organisiren, und sandte ihm das Patent eines Bataillonschefs; Dörenberg nahm diese Stellung an, weil er glaubte, daß er hier am besten für seinen Plan wirken könne. Er leistete also dem König Jérôme den Treueid, mit der Nebenabsicht, ihn zu gelegener Zeit vom Throne stürzen zu helfen. Wir können uns denken, wie dem sonst wackeren Mann der Widerspruch zwischen seiner Pflicht als Soldat und seiner Pflicht als deutscher Patriot zum Bewußtsein gekommen sein mag, und wie bei ihm die Ansicht den Sieg behielt, das Vaterland habe ein Recht an ihn vor dem eingedrungenen König. Uebrigens leistete er gute Dienste; er richtete zuerst die Gardegrenadiere ein, dann das dritte Infanterie-Regiment, und jetzt sollte er als Oberst die Chasseurs-Carabiniers ausbilden. Dabei aber dachte Dörenberg, diese Mannschaft für den Dienst des Vaterlandes einzuüben. Die Patrioten schenkten ihm fortwährend ihr volles Vertrauen; Berichte aus Schlesien und Königsberg, Sendungen von Scharnhorst und Gneisenau kamen ihm fortwährend insgeheim zu, von Wien aus wurde der Ausbruch des Krieges ihm kundgegeben und damit Hilfe verheißen.

Im preußischen Heer.

Im Dienst des Königs Jérôme.

Im Geheimbund.

Katt und Hirschfeld sollten Magdeburg überfallen, Schill sollte den östlichen Theil Westfalens zum Aufstand bringen. In Kassel sollte Jérôme von seinen eigenen Leibwächtern verhaftet und so ein ernster Krieg Napoleon im Rücken angestiftet werden.

Hormayr.

Hormayr sagt in seiner kaustischen Weise: „Es war mit gleicher Münze bezahlt, daß der sittenlose, verschwenderische wälsche König nach legitimer Serails-Etikette von eben denjenigen gefangen würde, die zu seiner Leibwache gehörten." [1]) Vorher schickte Dörenberg seinen jüngeren Bruder nach Prag zum Landgrafen, um Bewilligung und Unterstützung mit 30.000 Thalern. Der alte Geizhals stimmte gerne zu, gab aber Nichts. Die erbetenen 30.000 Thaler wolle er bezahlen, wenn das Unternehmen gelungen sei. — Diese Filzigkeit schreckte Dörenberg nicht ab, er gewann viele Soldaten, mehrere Officiere, viele Beamte, Bürgermeister und Bauern für seinen Plan. „Die Begeisterung", erzählt Hormayr, [2])

---

[1]) Biographische Züge u. s. w. Bd. I, Hormayr, S. 64.
[2]) Ibid. I, p. 64.

„ergriff selbst Weiber und Kinder. Steins Schwester, die Abtissin von Homberg, gab Geld, Erkennungsschärpen und Fahnen.“ Am 20. April trafen die Häupter die letzten Anordnungen, in der Nacht vom 21. bis 22. April sollte es losgehen.

Doch es war kein Glück für Deutschland in den Erhebungen des Jahres 1809. Hormayr sagt bedeutsam:[1]) „Noch gefiel es dem Alten der Tage nicht, wie vierthalb Jahre später, zur unmittelbaren Entscheidung selber aus den Wolken zu greifen. Noch schien der menschliche Dünkel nicht genugsam gezüchtiget. Jedes Volk sollte seine Heldenperiode vergeblich haben, nirgends ein eigentlich großer Kriegsfürst oder Regent, es sollte kein Anti-Napoleon erscheinen. Nur jene furchtbare Hand schrieb die Worte Mane-Thekel-Phares erst an die Wände des Kreml, schickte in der Eiswüste den Würgengel des Sennacherib über das seit der Römerzeit gewaltigste Heer, schlug den Hochmuth mit Verblendung bis zum Falle, und stieß ihn mit Strohhalmen in den Staub, aus dem er gekommen. — Das „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen sei die Ehre!“ hatte niemals eine biblischere Anschaulichkeit.“

Die Ungeduld der Theilnehmer war zu groß, die Bauern schlugen einen Tag (am 21. April schon) früher los, und so wurde die Regierung aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt. Als Dörenberg am 21. April Morgens zwei Compagnien zum Schutze des Schlosses führen sollte, kam ihm sein Freund Gröben entgegen und raunte ihm ins Ohr, die Bauern hätten schon losgeschlagen; bald darauf flüsterte ihm Freund Bothmer zu, sein Name werde in Verbindung mit dem Aufstand gebracht. Nun übergab Dörenberg sogleich das Commando an Bothmer und eilte nach Homberg. Ueberall hörte er die Sturmglocke läuten, traf er Mannschaft, die zur Versammlung zog, in Homberg traf er die meisten: er suchte Ordnung in die Menge zu bringen, stellte die Jäger und Förster voran, und eilte mit ihnen den Kürassieren entgegen, die auf der Melsunger Straße anrückten. Sein Versuch, die Kürassiere für den Aufstand zu gewinnen, mißlang, der zaghafte Führer der Truppe, ein Freiherr von Marschall, versprach ihm bloß, er wolle neutral bleiben und nach Melsungen zurückkehren.

Zu früh

Entdeckung.

Nach der Verabredung sollten am 22. April die Aufständischen in Kassel sich sammeln, und dort die Absetzung des ihnen aufgezwungenen Königs vollziehen, den man mit seinen Franzosen in das Castell einsperren, dann die Rückkehr des Landgrafen ausrufen wollte. Als Dörenberg von Homberg mit seiner Bande kam, fand er den Weg nach Kassel von Militär besetzt; es waren dieselben Kürassiere, Lanciers und eine Batterie. Dörenberg trieb die Bauern an, sich auf das Geschütz zu stürzen und es wegzunehmen; die Kanoniere würden nicht feuern. Da gaben diese aber eine Salve und ganze Reihen der Bauern stürzten nieder. Jetzt rückte die Reiterei an — ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Bauern; vergebens suchte sie Dörenberg im nahen Gehölze zum Stehen zu bringen. Der Aufstand war damit gescheitert. Dörenberg entkam unter Gefahren aller Art nach Prag und schloß sich dort dem Herzog von Braunschweig an. Jérôme wurde durch den Aufstand nicht überrascht und benahm sich klug. Er kündigte Amnestie denen an, die binnen acht Tagen ruhig in ihre Heimath zurückkehrten. Nur gegen die

Die Bande zersprengt.

---

[1]) Biographische Züge u. s. w. Bd. I, Hormayr, S. 60.

Beamten, Officiere und Soldaten, die sich am Aufstand betheiligten, ward eingeschritten: Todesstrafe wurde über einige verhängt und Confiscation gegen andere. Das Stift Homberg wurde aufgehoben und den Stiftsdamen — ihre Pfründe eingezogen.

Schill

Großes Aufsehen erregte damals das Wagniß des Dragoner-Obersten Ferdinand Baptist von Schill.[1])

bei Jena, in Kolberg

Er war der Sohn eines österreichischen Officiers, geboren 1776 zu Dresden, 1809 also erst 33 Jahre alt. In der Schlacht bei Auerstädt war er, tapfer kämpfend, verwundet worden, entkam aber glücklich aus der Gefangenschaft und gelangte sicher nach Kolberg, wo er eifrig bei der Vertheidigung mitwirkte. Er hatte das Zeug zu einem Johann von Werth in sich, war ein kühner Reiter, ein glücklicher Parteigänger, glühte nach Kampf und Gefahr, zahlte immer mit seiner Person, stürzte sich immer in den heißesten Kampf, wußte seine Umgebung mit Heldenmuth zu erfüllen, theilte Alles mit seinen Tapfern und hatte nur ein Ziel, das Mögliche zu leisten für die Befreiung des Vaterlandes von den Franzosen. Die Mittel, die ihm in Kolberg zu Gebote standen, waren klein, aber er leistete viel damit. Mit wenigen Reitern machte er die Umgegend unsicher, führte er glückliche Ueberfälle aus, erbeutete er Waffen, Pferde, wußte er den Franzosen Schlachtvieh abzutreiben und Nachrichten über die Bewegungen der Feinde einzubringen. Je allgemeiner damals die Mattherzigkeit und der Mangel an Patriotismus war, um so freudiger erzählte sich das Volk von seinem Heldenmuth. Der König gab ihm am 12. Januar 1807 die Vollmacht, ein Freicorps in Pommern zu errichten. In der Noth der Zeit war die Bekleidung dürftig, die Ausrüstung mangelhaft, aber in Tapferkeit und Ausdauer gaben seine Officiere wie seine Mannschaft glänzende Beispiele. In Kolberg lernte ihn Gneisenau kennen, der über ihn das Urtheil fällte: „Schill ist noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten. Durch seine Popularität und seinen allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden; wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können." — Zum jungen Helden selber sagte Gneisenau: „Fahren Sie fort, die Gemüther zu erfrischen, wo das Blut etwas stocken will. Meine treue Mitwirkung für Ihre Pläne sage ich Ihnen von Herzen zu." — Der König ernannte Schill in Würdigung seiner Verdienste, trotz seiner Jugend, zum Major, gab seinen Reitern den Namen des zweiten Brandenburgischen Husaren-Regimentes und seinem Fußvolk den Namen „Bataillon Schill" und verfügte, als er am 10. December 1808 wieder in seine Hauptstadt einzog, daß seine tapfere Schaar die Spitze des Einmarsches bilde. Unermeßlich war der Jubel, mit dem das Volk den Helden und seine Tapfern empfing. Schill war eine schöne martialische Erscheinung, aus seinem feurigen Auge sprühte Heldensinn und Wohlwollen. Die Berliner konnten sich nicht satt sehen an ihm, wo er ging und stand wurde er mit Beifall überschüttet. Anekdoten über seine verwegenen Stücke gingen von Mund zu Mund.

Gneisenau. Einmarsch in Berlin.

Obschon er bescheiden sagte: „Man macht zu viel aus mir!" so merkte er doch, daß er der Stern der Hoffnungen Preußens sei, und kam auf den

[1]) Von Theilnehmern am Zug rühren die Schriften her: „Schills Zug nach Stralsund und sein Ende. Tagebuch eines seiner Vertrauten." Quedlinburg und Leipzig, 1831. — „Schill und seine Tapfern. Ein patriotisches Denkmal, von C. C. A. Baron von Görtz."

Plan. Plan, als Oesterreich gegen die Franzosen 1809 den Krieg erklärte, ganz Norddeutschland durch einen kühnen Parteigängerzug zur Erhebung gegen die Franzosen und zum Anschluß an die österreichischen Waffenbrüder fortzureißen. Leider schlug er zu früh los, das kam daher, daß bei einem Westfalen Romberg Briefe und Proclamationen von ihm, die zum Aufstande aufriefen, gefunden wurden und er auf einmal in der Gefahr stand, wie Stein in die Acht erklärt zu werden. Dabei kam ihm die Nachricht von einem Sieg des Erzherzogs Karl bei Hof zu, und so entschloß er sich denn zum kühnen Wagniß.

Ausmarsch. Am 28. April zog Schill mit seinem Regiment aus Berlin gegen Potsdam, wie wenn er seine gewöhnlichen Uebungen vornehmen wollte; eine halbe Meile vor Potsdam hielt er an, hieß seine Mannschaft einen Kreis schließen, hob eine Schreibtafel in die Höhe und sagte: „Kameraden! diese Schreibtafel ist ein Geschenk unserer verehrten Königin. Ich habe mich derselben noch nicht werth machen können, jetzt aber ist der große Augenblick erschienen. Alles schläft in Fesseln, ich will sie brechen; wollt Ihr mir helfen?“ — „Ja, wir folgen, führen Sie uns an!“ riefen Alle einstimmig. Nun gings durch Potsdam, wo ihnen ein Gesinnungsgenosse einige hundert Gewehre und Büchsen aus der Fabrik holte, dann ging es gegen die Elbe. Ein Officier aus Berlin kam, um ihn ob seiner Eigenmächtigkeit zurückzurufen — doch vergebens! Unerwartet kamen sie vor Wittenberg, das gestürmt werden sollte, indessen verhandelte Schill mit dem Commandanten der schwachen Besatzung und bot Waffenruhe für freien Durchzug an. Am 2. Mai trafen sie in Dessau ein, unter den Freudenbezeugungen der Menge. Der alte Fürst kam ihnen entgegen geritten, beim Erbprinzen nahmen sie ein Frühstück ein. Hier erließ Schill am 5. Mai einen Aufruf, der also lautet:

Anrede bei Potsdam.

Schills Corps in Dessau.

Aufruf. „An die Deutschen. Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschienen, wo Ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter der Ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzteste Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt Euch, folget meinem Wink, und wir sind, was wir ehemals waren. Ziehet die Sturmglocke! Dies schreckliche Zeichen des Brandes fache in Eueren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an, und sei für Euere Unterdrücker das Zeichen des Unterganges. Alles greife zu den Waffen! Sensen und Piken mögen einstweilen die Stelle der Gewehre vertreten; bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand angeführt, wird auch die friedliche Sense zur tödtenden Waffe. Jeder greife zu den Waffen und nehme Theil an dem Ruhme der Befreiung des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung! der sei zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie einem solchen Verräther die Hand! Fasset Muth! Gott ist mit uns um der gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen! Siegreich rücken Oesterreichs Heere vor trotz der großsprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tiroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen. Die braven Hessen haben sich gesammelt! An der Spitze geprüfter und im Kampfe geübter Krieger eile ich zu Euch, bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein!

Schill.“

Bernburg war der nächste Haltplatz; in Köthen wurde dem Fürsten, der ein Franzosenfreund war, Waffen und Pferde weggenommen, von dessen Leibgarde trat ein Theil in den Dienst Schills. In Halle ward die kleine westfälische Besatzung entwaffnet. Bisher war Schill und seine Schaar hoffnungsreich.

Köthen.

Halle.

Da traf aber 4. Mai die Nachricht ein vom Mißlingen des österreichischen Zuges in Bayern, und dann die Nachricht vom unglücklichen Ausgang des Dörenbergischen Wagnisses, und zugleich kam aus Berlin die Mahnung umzukehren — Schill begann die Hoffnung zu verlieren. Er legte einem Kriegsrath die Frage vor, ob man das Begonnene fortsetzen oder umkehren solle? Die Officiere entschieden für den Kampf, man sei schon zu weit gegangen. Aber wohin solle man sich wenden? Die einen meinten, man solle die Elbe aufwärts ziehen und sich mit den Oesterreichern vereinigen; die anderen schlugen vor, Kassel zu überfallen. Lützow stimmte für einen Zug nach Ostfriesland. Von dort könne man den kleinen Krieg gegen die Franzosen führen und vielleicht mit englischer Hilfe ein größeres Unternehmen an der Elbe und Weser wagen.

Kriegsrath.

Da kam die Nachricht, von Magdeburg her rücke eine Abtheilung von Westfalen und Franzosen, und Schill beschloß, sich auf sie zu werfen. So brach man denn von Bernburg gegen Magdeburg auf und kam es 5. Mai zu einem scharfen Gefecht bei Dodendorf. Schills Corps bestand an diesem Tage aus 400 Husaren, 60 reitenden Jägern und 50 Fußgängern. Gegenüber standen vier westfälische und zwei französische Compagnien mit zwei Kanonen unter dem französischen Obersten Vautier, der seine Mannschaft in drei Vierecken aufstellte. Der Versuch, die Westfalen durch Worte an ihre Pflicht als Deutsche zu erinnern, mißlang: sie antworteten mit Flintenschüssen. Nun stürmischer Angriff, die Vierecke der Westfalen wurden gesprengt, viele getödtet, 170 Mann gefangen, Gepäck, Waffen und Fahnen erbeutet. Die Franzosen zogen sich in eine günstige Stellung auf den Kirchhof von Dodendorf zurück, die Schill wegen Mangel an Fußvolk nicht zu nehmen vermochte. Sein eigener Verlust war bedeutsam. 70 Mann waren todt, darunter 7 Officiere, unter denen der hochbefähigte Lieutenant Stock. An eine Eroberung von Magdeburg war nicht mehr zu denken; Schill zog sich in die Gegend von Stendal und Arneburg zurück.

Kampf bei Dodendorf.

Hier erlebte Major Schill, 12. Mai, seine letzte Freude: Lieutenant von Quistorp führte ihm 160 Mann von seinem leichten Infanterie-Bataillon mit vier Officieren zu; sie hatten sich aus Berlin aufgemacht und ihn gesucht. Noch einmal erhob sich Schills Seele im alten Schwung: er werde den Säbel nicht in die Scheide stecken, bis er seinem geliebten König auch das letzte Dorf wieder erobert oder den Tod gefunden habe; lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende. Aber vom König kam der Befehl vom 8. Mai, der sein Thun mißbilligte, „als ein unglaubliches Treiben“, und jedem preußischen Soldaten die unbedingte Pflicht auferlegte, sich ruhig zu verhalten. Napoleon hatte von der preußischen Regierung Aufklärung in sehr ernsten Worten verlangt und Friedrich Wilhelm III. mußte laut Schills That mißbilligen.

Quistorp.

Letzte Freude.

Friedrich Wilhelm III.

Also von Preußen war Schill aufgegeben, von König Jérôme waren 10.000 Francs dem versprochen, der „diesen Räuberhauptmann" ausliefere. Napoleon gab dem General Kellermann den Befehl, 10.000 Mann zusammenzuziehen gegen den Räuberhauptmann Schill, der sich „General Englands nenne, und den Namen des Königs von Preußen bloßstelle, wie die Spanier im Dienste Englands den Namen des Königs Ferdinand schändeten."[1]) Das war begreiflich. Schill aber schmerzte insbesondere, daß kein weiterer Zuzug kam. Die Nachrichten von der Donau wirkten: allgemein war die Entmuthigung.

Geächtet.

Schill sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht, er wurde reizbar, er verlor die Klarheit des Blickes und die rasche Entschlossenheit. Damals kam der General Grolmann zu ihm, der, im Haß gegen Napoleon sich ihm gerne angeschlossen hätte, der ihm das nutzlose Hin- und Herziehen vorwarf, und ihm rieth, nach Westfalen hin zu operieren. Es war vergebens. Grolmann hielt darum Schills Sache für verloren und ging nach Oesterreich, um sich dort den Feinden Napoleons anzuschließen. Schill konnte noch Elbe-aufwärts Böhmen erreichen und in österreichische Dienste treten oder Stralsund und von da auf englischen Schiffen Spanien erreichen. Um die Feinde, die sich von allen Seiten gegen ihn zusammenzogen, zu täuschen, that er, als wolle er Dömitz zu seinem Waffenplatz machen, ließ auch eine kleine nur mit Piken bewaffnete Mannschaft dort zurück, brach aber 18. Mai gegen Stralsund auf. Coudras, der Gouverneur, zog ihm entgegen bis Damgarten, wo aber seine Colonne auseinander gesprengt wurde, 600 Mecklenburger mit 34 Officieren, sammt Geschütz und Fahnen, wurden gefangen. In Stralsund waren nur 150 französische Artilleristen zurückgeblieben, die eben Napoleons Einzug in Wien feierten, als Schill mit 30 Jägern und 15 Hußaren, den Seinen voraneilend, in die Stadt einsprengte. Ein erbitterter Kampf entspann sich, bis eine andere Abtheilung von Schills Corps den Franzosen in den Rücken kam und dieselben im Handgemenge großentheils zusammenhieb.

Grolman.

Dömitz.

In Damgarten.

Stralsund.

Jetzt war Schill Herr von Stralsund, aus dem er ein zweites Saragossa zu machen hoffte, und darum den Rath, sich nach Rügen zu werfen und rasch eine Verbindung mit der britischen Flotte zu suchen, zurückwies. Stralsund konnte er nicht behaupten: er hatte zwar Kanonen in Menge gefunden, aber er hatte keine Artilleristen, überhaupt nur 1500 bis 1600 Mann, und meist Reiter; er konnte nicht einmal ordentlich die Wälle besetzen. Dennoch wies er den guten Rath ab, die sorglosen Feinde in den nahen Cantonnierungen zu überfallen, denn er hoffte, wie er in derselben Nacht an den Erzherzog Karl schrieb, das demolierte Stralsund wiederherzustellen, und nicht allein gegen den anrückenden Feind, sondern selbst gegen ein größeres Corps zu behaupten.

Die Feinde kannten aber die Schwäche seiner Stellung und waren rasch zur Hand. Dort erreichte auch der Feind den Zugang, während er an zwei anderen Thoren nur einen lärmvollen Scheinangriff machte. General Ewald drang durch

---

[1]) Correspondance, vol. XIX, p. 66. „Brigand, qui se nomme général."

das Kieper-Thor ein, und nach ihm Feinde in Masse, den Schillischen in den Rücken, die sich wie Löwen wehrten. Schill eilte auf die Meldung hoch zu Roß dahin, wo der Kampf am heißesten war, und schwang seinen todtbringenden Säbel. Eben hatte er mit kräftigem Streich den holländischen General Carteret vom Pferd gehauen, als er durch einen Schuß in den Kopf zu Tod getroffen zu Boden stürzte. 180 Reiter unter Brunow erzwangen durch ihre feste Haltung eine Capitulation. Gratien bewilligte freien Abzug nach Preußen. Oberst Stedtmann hatte sie zur Uebergabe aufgefordert; sie wollten nur über freien Abzug verhandeln, vorausgesetzt, daß man den Beweis vom Tode Schills geben könne. Das ward bewilligt, und Stedtmann führte die Lieutenants Rudorf und von der Horst zu Gratien, der ihnen die Leiche Schills zeigte: sie war unentstellt, die Wangen noch geröthet. Den Reitern schloß sich Fußvolk an, sie wurden bis Demmin geleitet. Die preußische Untersuchung fiel nicht hart aus.

Schills Tod.

Das Haupt Schills wurde dann vom Rumpf gelöst, und wie der Kopf eines Ungeheuers, in Weingeist aufbewahrt, nach Kassel und von da als Geschenk an den Naturforscher Brugmans nach Leyden gebracht und im naturhistorischen Museum aufgestellt. — So endete der tapfere Patriot Schill, sein Andenken ist den Deutschen lieb geworden; sein Haupt wurde 1837 bei seinen Waffengefährten in Braunschweig bestattet.

Schills Haupt.

Gefangen wurden 12 Officiere und 557 Gemeine. Napoleon hatte von Jérôme exemplarische Bestrafung gefordert. Von den Officieren wurde der Schwede Peterson 4. Juni in Stralsund erschossen. Von den Gemeinen wurden vierzehn Mann in Braunschweig zurückbehalten, und weil sie als westfälische Unterthanen gegen ihr Vaterland gedient hätten, von einem Gericht von deutschen Officieren, 17. Juli, zum Tod verurtheilt und erschossen. Die eilf Officiere wurden nach Wesel gebracht, und von einem Gericht von französischen Officieren am 16. September 1809, „wegen Diebstahls mit Einbruch und Straßenraub", insgesammt zum Tode verurtheilt und denselben Nachmittag auf einer Wiese vor Wesel erschossen. Sie waren alle noch jung, aus guter Familie, der älteste war erst dreißig Jahre alt — sie starben alle muthig, keiner ließ sich die Augen verbinden; Alle brachten ihrem König noch ein „Lebehoch!" aus — und commandierten „Feuer!" Zwei und zwei waren sie aneinander gefesselt. Ein Zeichen — und zehn lagen als Leichen auf dem Boden. Der Eilfte war nur in den Arm getroffen. Er riß die Weste auf, deutete auf das Herz und rief: „Hieher Grenadiere!" — Der Geschichtschreiber muß den Namen so manches Schurken drucken lassen, den er ausspeien möchte. Die Namen dieser eilf Märtyrer für die Sache des Vaterlandes verdienen in Ehren gehalten zu werden: zwei von Wedell, dann ein von Keller, von Flemming, von Keffenbringk, von Trachenberg, Jahn, Schmidt, Folgentreu, Gabain, Galle. Von den Gemeinen wurden nur die Verstümmelten entlassen, die anderen wurden Galeerensclaven in Cherbourg und Brest. Der Advocat, der sie vertheidigte, wurde für sein Wagniß mehrere Jahre gefangen gehalten. —

Die Gefangenen.

Erzherzog Ferdinand in Warschau.

Von gutem Erfolg war anfangs der Zug des Erzherzogs Ferdinand nach Warschau, um Oesterreich nach Nordosten zu gegen einen Einfall der Polen und Russen zu decken. Der Erzherzog hatte nur 40.000 Mann, aber das Herzogthum Warschau, das auf seine eigenen Streitmittel beschränkt war,

Erzherzog Ferdinand.

hatte nur ein unansehnliches Truppencorps zu seiner Vertheidigung, da die Mehrzahl der polnischen Truppen sich in Spanien oder als Besatzung in den preußischen Festungen befand. An der Spitze der Polen stand Fürst Joseph Poniatowski. Bei Raszyn leistete er, 19. April, kräftigen Widerstand, mußte sich aber zurückziehen, und marschirte gerade durch Warschau hindurch um die Stadt zu schonen und die Einwohner nicht in Gefahr zu bringen, nachdem er die Capitulations-Urkunde unterzeichnet hatte. Die Oesterreicher zogen, 21. April, in Warschau ein. — Poniatowski deckte sich hinter den Verschanzungen östlich von Praga, die dem Leser dieses Werkes von dem Kriege 1806 bis 1807 bekannt sind. Erzherzog Ferdinand aber rückte auf dem linken Weichsel-Ufer gegen Kalisch und sandte seine Vorposten bis Thorn und Danzig hinunter.

Poniatowski.

Das Heer der Russen.

Zu einem Zusammenstoß mit den Russen kam es zunächst nicht. Ein Heer von 60.000 Mann Russen war allerdings mit allem zum Kriege Nöthigen an der Grenze Galiziens zusammengezogen, aber es bewegte sich nicht von der Stelle. Caulaincourt war erfinderisch in seinen Arten, den Kaiser anzutreiben, daß er das Heer in Bewegung setze; Alexander I. jedoch war nicht minder erfinderisch in Entschuldigungen, warum das Heer stehen bleibe.

Caulaincourt

und Alexander I.

Bald war das langsame Aufthauen daran Schuld, dann, als es aufthaute, die Nässe des Bodens und die Ueberschwemmungen, dann die russische Langsamkeit, dann der Umstand, daß der russische Oberfeldherr, der Fürst Galitzyn, seinen Sohn verheirathe, dann daß der Fürst noch aus der Schule des vorigen Jahrhunderts stamme, daß er mit dem alten Schlendrian behaftet sei, daß die russische Staatsmaschine überhaupt langsam sich bewege, dann aber mit Kraft und unaufhaltsam: das Heer könne auch nachher bald in Olmütz stehen und der französischen Armee die Hand reichen. Die thatkräftigsten Officiere ständen gerade beim Heere in Finnland und im Lager gegen die Türkei. Nicht minder erfinderisch war der Czar in Beglückwünschungen über die Siege bei Abensberg, bei Eckmühl, bei Landshut, über den genialen Feldzug; er betonte, wie gerne er selbst an der Seite Napoleons kämpfte und den Krieg erlernte in seiner Schule und theilnähme an seinen Gefahren und an seinem Ruhme. Um ihm Glück zu wünschen, sandte er hintereinander zwei Adjutanten ab, Tschernitscheff und Gorgoli und hob bei ihrem Abschied hervor, welch glänzende Gelegenheit er ihnen biete, zu lernen beim größten Meister im Kriege.[1]) Aber Napoleon wohnte schon in Schönbrunn, und noch immer stand das russische Heer ruhig an der österreichischen Grenze. Schon nahte die Entscheidung; an der Donau sollte eine Hauptschlacht geschlagen werden: Caulaincourt hob den Ehrenpunkt hervor, der Czar dürfe seinen Bundesgenossen in der Gefahr nicht alleinstehen lassen — vergebens! er hörte nur Ausflüchte.

Bald spielte Caulaincourt auf einer anderen Saite: der Kampf Napoleons gegen Oesterreich sei nur eine Fortsetzung des Kampfes der gesellschaftlichen Ordnung gegen die Revolution, der seit 1795 geführt werde; Oesterreich sei mit Leib

---

[1]) Die Berichte Caulaincourts mitgetheilt in: „Napoléon I. et Alexandre I. L'alliance Russe sous le premier empire. Par Albert Vandal." Paris 1893. Vol. II, pag. 75—79.

und Seele zur Revolution übergegangen. Zum Beweis las der Franzose dem Czaren die Aufrufe des Erzherzogs Karl an die Deutschen, des Erzherzogs Johann an die Tyroler vor: Oesterreich wolle ganz Europa befreien. Napoleon habe in Paris und überall, wo er herrsche, den Jakobinismus unterdrückt, jetzt tauche diese Secte wieder in Wien auf. In der Burg rede man von der Freiheit, von den Rechten der Völker, wie früher im Jakobinerclub zu Paris. In den Wiener Salons sei jetzt die Sprache von 1793 im Schwung, die Sprache der Anarchisten. Franz II. sei nur ein anderer Marat; er werde zu Grund gehen durch den Jakobinismus, das System werde sich aber von Wien weiter verbreiten; die ganze gesellschaftliche Ordnung sei bedroht, die Bande, welche die Unterthanen an ihre Fürsten binden, würden gelöst, alle Monarchien Europas seien in Gefahr. Alexander schien vollkommen überzeugt zu sein von dem, was Caulaincourt ihm vorlog. Doch stand das russische Heer noch immer unbeweglich an der Grenze Galiziens, in welches es nur einziehen durfte; es war lange kein Feind darin. Auch war Schwarzenberg noch immer nicht von Petersburg abgereist.

Oesterreich sei jakobinisch.

Schwarzenberg.

Ein Anderer drang bald in Galizien ein. Michael Oginski erzählt in seinen Memoiren: „Da Poniatowski in den der österreichischen Herrschaft unterworfenen polnischen Provinzen an einem freundlichen Empfang nicht zweifeln konnte und zugleich die Ueberzeugung hegte, daß er daselbst nicht bloß sein schwaches Armeecorps mit neuen Rekruten verstärken, sondern auch den französischen Heeren eine erwünschte Diversion machen könnte, so rückte er nunmehr in Galizien ein. Am 14. Mai befand er sich bereits in Lublin; am 19. Mai capitulierte die Stadt Sandomir, nach dreitägigem Stürmen. Jaroslaw und Zamosk erlagen der Tapferkeit der polnischen Truppen, die allenthalben mit der lebhaftesten Theilnahme empfangen wurden und einen großen Zuzug von Freiwilligen hatten, auch mit Proviant und Hilfsmitteln aller Art wohl versehen wurden.“[1]) Heftig gestritten wurde 9. Mai um den Brückenkopf von Gora, Zamosk wurde 20. Mai von den Polen erstürmt, Jaroslaw capitulierte 24. Mai, Lemberg ward 28. Mai durch Kaminski besetzt. Die Vorposten Ferdinands wurden bei Thorn von Dombrowski zurückgedrängt.

Oginski.

Poniatowski in Galizien.

Erzherzog Ferdinand hatte in Galizien nur kleine Posten zurückgelassen, die Poniatowski jetzt unschwer überwältigen konnte. Jener hatte dem Geiste der Bevölkerung, den Beamten, vollkommen vertraut, sollte sich aber bald bitter getäuscht sehen. In Galizien lebte die Erinnerung an das selbständige Polen noch fort. Die Leiden, die man einst unter der verlotterten alten Wirthschaft erduldet hatte, waren vergessen, die Liebe zum Vaterlande verschönerte das ehemalige Elend. Das alte Polen lebte verklärt in ihren Herzen fort. Poniatowski, der General in sächsischem Dienst, an der Spitze eines kleinen polnischen Heeres, erschien ihnen als der Held, der das Vaterland von österreichischer, von sächsischer, von preußischer, von russischer Herrschaft befreien könnte. Die österreichische Herrschaft war milde, die Polen in Galizien hatten es besser, als die Polen unter Rußland und Preußen, der Adel war reicher. Das wurde alles vergessen — und es ergingen Mahnungen

Vorgang in Galizien.

---

[1]) Michael Oginski, Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner, Bd. II, S. 289.

an Poniatowski, zu kommen. Er folgte gerne dem Ruf: er wurde vom Adel an der Spitze der bewaffneten Vasallen empfangen als der Held der Nation, die Frauen schwärmten für den schönen Helden der Freiheit noch feuriger als die Männer. Er genoß mit seinem kleinen Heer die glänzendste Gastfreundschaft, jeden Morgen hielt er Revue ab, jeden Abend war er bei einem Ball. Die polnischen Soldaten gingen zu ihm über, die österreichischen Beamten wurden von ihren Dienern verlassen, die polnischen wollten für die vaterländische Sache wirken. Poniatowski errichtete in Lemberg eine provisorische Regierung, eine Landwehr; er rief die Jugend unter die Waffen und mahnte das Volk, sich Napoleon zu vertrauen und alles Gute von der Zukunft zu erwarten; er redete im Namen des Königs von Sachsen von der großen Zukunft, welche ihnen ihr Muth und der Schutz eines siegreichen Helden verbürge. Das hieß, Polen wird unter dem König von Sachsen wieder erstehen und ein großes Reich bilden.

Gährung in Russisch-Polen.

Die Gährung der Geister beschränkte sich jedoch nicht auf Galizien, sie ging in das russische Polen hinüber und aus Wolhynien und Podolien strömte die Jugend zu Poniatowskis Fahne. Der Jugend folgten die alten Soldaten, die Behörden waren machtlos gegen diese Strömung. In Kaminiec hörte alle Regierung auf. Es schien, als ob das österreichische Polen das russische entvölkern wolle.

Stimmung in Petersburg.

Die Nachricht von dieser Bewegung regte in Petersburg auf. Der Czar wurde bitter ob seiner Politik getadelt, deren gefährliche Folgen jetzt klar zu Tag träten: das Bündniß mit Frankreich führe zur Wiederherstellung Polens und zur Zerstückelung des russischen Reiches. Alexander I. schien selber zu fürchten, daß Napoleon an eine Wiederherstellung Polens denke. Seine Worte waren schmerzvoll. Rumanzows Sprache wurde drohend, die Vereinigung Galiziens mit dem Großherzogthum Warschau sei soviel als Bruch des Bundes mit dem Czaren, Napoleon müsse wählen zwischen Petersburg oder Warschau.

Der Minister.

„Ich halte viel auf die Allianz, meine Zuneigung ist erprobt, aber ich halte es für meine Pflicht, meinem Herrn zu erklären: Wohlan, geben wir unsere Politik auf und opfern wir eher den letzten Mann, als daß wir dulden, daß dieses polnische Herzogthum einen Zuwachs erhalte: — denn das ist eine Gefahr für den Bestand Rußlands!“

Der Czar.

Der Czar beklagte sich bei Caulaincourt über das, was mit Napoleons Billigung oder Duldung in Galizien geschähe, und machte ihn verantwortlich für die Aufregung in Wolhynien und Podolien. Caulaincourt entgegnete: „Wären die Russen, wie sie versprachen, sogleich in Galizien eingerückt, so wäre, was jetzt dort geschehen, unmöglich gewesen, Galizien wäre kein Herd der Propaganda geworden. Nicht bloß der Weichlichkeit und dem Schlendrian ist die Unthätigkeit des russischen Heeres zuzuschreiben, sondern der Böswilligkeit der Führer.“ Als der Czar das letztere nicht gelten lassen wollte, zeigte Caulaincourt ihm einen aufgefangenen Brief Gortschakows an den Erzherzog Ferdinand, der einen rasenden Haß gegen Frankreich kundgebe, und offen „die baldige Vereinigung zwischen

Russen und Oesterreichern hoffen lasse, um gemeinsam die gute Sache aufrecht zu halten". Alexander schien darüber ganz verblüfft: „Dieser General schreibt gerade im besten Geist Briefe nach Moskau; ich werde ihn zur Strafe rasch vom Commando entfernen und vor ein Kriegsgericht stellen. Aber man darf aus dem Fehler eines Einzelnen der russischen Regierung keinen allgemeinen Vorwurf machen." Ob dieses das Vertrauen sei, das zwischen den Verbündeten von Tilsit und Erfurt herrschen solle? Schließlich dankte er Caulaincourt für seinen Freimuth, „das sei die Sprache eines Mannes, den er achte und liebe", und umarmte bei diesen Worten den Gesandten: Jetzt werde keine Zögerung mehr eintreten, denn der Friede mit Schweden sei geschlossen, und er habe jetzt die Armee zur Verfügung, die bisher in Finnland gestanden. — So sprach der Czar. Richtig ist, was der Herausgeber dieser Berichte des französischen Gesandten bemerkt:

Entschuldigung.

„Diese beabsichtigte Verzögerung, gemäß dem Schwarzenberg gegebenen Versprechen, war mehr als ein Treubruch, dieses nur an seinen eigenen Vortheil-Denken war ein großer politischer Fehler. Das russische Heer durfte ja von Anfang an in Galizien einrücken, um dieses für sich zu haben; als verbündet mit Napoleon, hätte es dasselbe bis zum Frieden in Verwaltung nehmen und beim Abschluß für sich erhalten, oder gegen einen anderen Vortheil zurückstellen können.[1]) In Galizien wäre keine Bewegung für Herstellung von ganz Polen ausgebrochen. So aber begann durch die Zögerung Galitzyns die für Rußland so bedrohliche Bewegung für die Wiederherstellung Polens, es wurde die Allianz mit Frankreich gebrochen und beraubte sich Rußland selber der Früchte derselben. Als Napoleon an der Donau ins Gedräng kam, wären 60.000 Russen, die in Mähren einrückten, für ihn vom höchsten Werth gewesen. Da entfuhren ihm die Worte: „Versprechungen und Artigkeiten sind keine Armee, die helfen kann! Mit der russischen Allianz ist nichts; die Fürsten haben sich alle zu einem Rendezvous an meinem Grabe versprochen, aber sie wagen nicht, dabei zusammenzutreffen." Napoleon verlor sein Vertrauen auf Alexander und ließ durch Champagny an Caulaincourt schreiben: „Der Kaiser will nicht, daß ich Ihnen verhehle, wie die letzten Vorgänge ihm das Vertrauen auf die russische Allianz benahmen; wie er sie als Zeichen der Treulosigkeit des russischen Cabinets ansieht. Man behält den Gesandten der Macht nicht bei sich, welcher man den Krieg erklärt hat. Sechs Wochen sind vergangen und die russische Armee hat noch keinen Schritt voran gethan, und die österreichische Armee sitzt im Großherzogthum Warschau, wie wenn es eine ihrer Provinzen wäre. Das Herz des Kaisers ist verwundet, er schreibt deshalb auch dem Kaiser Alexander nicht mehr: er kann ihm kein Vertrauen bezeigen, welches er nicht mehr empfindet. Er sagt Nichts, er beklagt sich nicht, er verschließt seinen Unmuth in sich, aber er legt keinen Werth mehr auf die Allianz mit Rußland; 40.000 Mann, welche Rußland in das Groß-

Bruch.

Vorwürfe.

[1]) Vandal, l. c. vol. II, p. 82—84.

an Poniatowski, zu kommen. Er folgte gerne dem Ruf: er wurde vom Adel an der Spitze der bewaffneten Vasallen empfangen als der Held der Nation, die Frauen schwärmten für den schönen Helden der Freiheit noch feuriger als die Männer. Er genoß mit seinem kleinen Heer die glänzendste Gastfreundschaft, jeden Morgen hielt er Revue ab, jeden Abend war er bei einem Ball. Die polnischen Soldaten gingen zu ihm über, die österreichischen Beamten wurden von ihren Dienern verlassen, die polnischen wollten für die vaterländische Sache wirken. Poniatowski errichtete in Lemberg eine provisorische Regierung, eine Landwehr; er rief die Jugend unter die Waffen und mahnte das Volk, sich Napoleon zu vertrauen und alles Gute von der Zukunft zu erwarten; er redete im Namen des Königs von Sachsen von der großen Zukunft, welche ihnen ihr Muth und der Schutz eines siegreichen Helden verbürge. Das hieß, Polen wird unter dem König von Sachsen wieder erstehen und ein großes Reich bilden.

Gährung in Russisch-Polen.

Die Gährung der Geister beschränkte sich jedoch nicht auf Galizien, sie ging in das russische Polen hinüber und aus Wolhynien und Podolien strömte die Jugend zu Poniatowskis Fahne. Der Jugend folgten die alten Soldaten, die Behörden waren machtlos gegen diese Strömung. In Kaminiec hörte alle Regierung auf. Es schien, als ob das österreichische Polen das russische entvölkern wolle.

Stimmung in Petersburg.

Die Nachricht von dieser Bewegung regte in Petersburg auf. Der Czar wurde bitter ob seiner Politik getadelt, deren gefährliche Folgen jetzt klar zu Tag träten: das Bündniß mit Frankreich führe zur Wiederherstellung Polens und zur Zerstückelung des russischen Reiches. Alexander I. schien selber zu fürchten, daß Napoleon an eine Wiederherstellung Polens denke. Seine Worte waren schmerzvoll. Rumanzows Sprache wurde drohend, die Vereinigung Galiziens mit dem Großherzogthum Warschau sei soviel als Bruch des Bundes mit dem Czaren, Napoleon müsse wählen zwischen Petersburg oder Warschau.

Der Minister.

„Ich halte viel auf die Allianz, meine Zuneigung ist erprobt, aber ich halte es für meine Pflicht, meinem Herrn zu erklären: Wohlan, geben wir unsere Politik auf und opfern wir eher den letzten Mann, als daß wir dulden, daß dieses polnische Herzogthum einen Zuwachs erhalte: — denn das ist eine Gefahr für den Bestand Rußlands!“

Der Czar.

Der Czar beklagte sich bei Caulaincourt über das, was mit Napoleons Billigung oder Duldung in Galizien geschähe, und machte ihn verantwortlich für die Aufregung in Wolhynien und Podolien. Caulaincourt entgegnete: „Wären die Russen, wie sie versprachen, sogleich in Galizien eingerückt, so wäre, was jetzt dort geschehen, unmöglich gewesen, Galizien wäre kein Herd der Propaganda geworden. Nicht bloß der Weichlichkeit und dem Schlendrian ist die Unthätigkeit des russischen Heeres zuzuschreiben, sondern der Böswilligkeit der Führer.“ Als der Czar das letztere nicht gelten lassen wollte, zeigte Caulaincourt ihm einen aufgefangenen Brief Gortschakows an den Erzherzog Ferdinand, der einen rasenden Haß gegen Frankreich kundgebe, und offen „die baldige Vereinigung zwischen

Russen und Oesterreichern hoffen lasse, um gemeinsam die gute Sache aufrecht zu halten". Alexander schien darüber ganz verblüfft: „Dieser General schreibt gerade im besten Geist Briefe nach Moskau; ich werde ihn zur Strafe rasch vom Commando entfernen und vor ein Kriegsgericht stellen. Aber man darf aus dem Fehler eines Einzelnen der russischen Regierung keinen allgemeinen Vorwurf machen." Ob dieses das Vertrauen sei, das zwischen den Verbündeten von Tilsit und Erfurt herrschen solle? Schließlich dankte er Caulaincourt für seinen Freimuth, „das sei die Sprache eines Mannes, den er achte und liebe", und umarmte bei diesen Worten den Gesandten: Jetzt werde keine Zögerung mehr eintreten, denn der Friede mit Schweden sei geschlossen, und er habe jetzt die Armee zur Verfügung, die bisher in Finnland gestanden. — So sprach der Czar. Richtig ist, was der Herausgeber dieser Berichte des französischen Gesandten bemerkt:

Entschuldigung.

„Diese beabsichtigte Verzögerung, gemäß dem Schwarzenberg gegebenen Versprechen, war mehr als ein Treubruch, dieses nur an seinen eigenen Vortheil-Denken war ein großer politischer Fehler. Das russische Heer durfte ja von Anfang an in Galizien einrücken, um dieses für sich zu haben; als verbündet mit Napoleon, hätte es dasselbe bis zum Frieden in Verwaltung nehmen und beim Abschluß für sich erhalten, oder gegen einen anderen Vortheil zurückstellen können.[1]) In Galizien wäre keine Bewegung für Herstellung von ganz Polen ausgebrochen. So aber begann durch die Zögerung Galitzyns die für Rußland so bedrohliche Bewegung für die Wiederherstellung Polens, es wurde die Allianz mit Frankreich gebrochen und beraubte sich Rußland selber der Früchte derselben. Als Napoleon an der Donau ins Gedräng kam, wären 60.000 Russen, die in Mähren einrückten, für ihn vom höchsten Werth gewesen. Da entfuhren ihm die Worte: „Versprechungen und Artigkeiten sind keine Armee, die helfen kann! Mit der russischen Allianz ist nichts; die Fürsten haben sich alle zu einem Rendezvous an meinem Grabe versprochen, aber sie wagen nicht, dabei zusammenzutreffen." Napoleon verlor sein Vertrauen auf Alexander und ließ durch Champagny an Caulaincourt schreiben: „Der Kaiser will nicht, daß ich Ihnen verhehle, wie die letzten Vorgänge ihm das Vertrauen auf die russische Allianz benahmen; wie er sie als Zeichen der Treulosigkeit des russischen Cabinets ansieht. Man behält den Gesandten der Macht nicht bei sich, welcher man den Krieg erklärt hat. Sechs Wochen sind vergangen und die russische Armee hat noch keinen Schritt voran gethan, und die österreichische Armee sitzt im Großherzogthum Warschau, wie wenn es eine ihrer Provinzen wäre. Das Herz des Kaisers ist verwundet, er schreibt deshalb auch dem Kaiser Alexander nicht mehr: er kann ihm kein Vertrauen bezeigen, welches er nicht mehr empfindet. Er sagt Nichts, er beklagt sich nicht, er verschließt seinen Unmuth in sich, aber er legt keinen Werth mehr auf die Allianz mit Rußland; 40.000 Mann, welche Rußland in das Groß-

Bruch.

Vorwürfe.

[1]) Vandal, l. c. vol. II, p. 82—84.

herzogthum hätte einrücken lassen, hätten ihm einen wahren Dienst erwiesen, und hätten wenigstens die Sage und den Traum von einem Bündniß mit Rußland unterhalten. Dem Kaiser ist es lieber, daß ich Ihnen diese paar Worte schreibe, als daß ich Ihnen eine zehn Seiten lange Verhaltungsmaßregel vorgezeichnet sende; aber er erklärt die früheren Weisungen für ungiltig. Benehmen Sie sich demgemäß, zeigen Sie sich zufriedengestellt, aber übernehmen Sie keine Verbindlichkeit und mischen Sie sich in keiner Weise in die Angelegenheiten Schwedens oder der Türkei. Füllen Sie Ihre Stelle mit Anmuth und Würde aus, thun Sie nur, was Sie unumgänglich thun müssen, lassen Sie aber in Ihrem Benehmen keine Veränderung merken. Der Hof von Rußland soll immer zufrieden sein mit Ihnen, wie Sie es auch mit ihm zu sein scheinen. Selbst darum, weil der Kaiser nicht mehr an die russische Allianz glaubt, liegt ihm viel daran, daß dieser Glaube noch von ganz Europa festgehalten werde. Vernichten Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben, daß keine Spur von ihm mehr übrig bleibt." — Napoleon erwartet also keinen Vortheil vom Bündniß mit Rußland, aber der Glaube Europas an dasselbe ist noch wichtig, hält Deutschland von einem Aufstand ab und isolirt England, schützt vor einer allgemeinen Erhebung gegen Frankreich.

Wesen und Schein.

Also der Bruch mit dem Kaiser Alexander ist entschieden bei Napoleon, aber er hält den äußeren Schein aufrecht. Die Polen benöthigt er als Soldaten, darum tritt er auch nicht gegen Poniatowski auf, er läßt nur den französischen Adler anstatt des österreichischen überall anschlagen und die dreifarbige Fahne aufpflanzen, nimmt also Galizien unter seine Verwaltung, spricht aber kein entschiedenes Wort über Polens Zukunft, läßt den Polen also ihre Hoffnung. Rußland kann sich darüber nicht beschweren; er hat in Galizien seine Adler aufgepflanzt, wie er es in Oesterreich that, mit dem er im Kriege war — und in dem er seit 7. Mai allen Beamten den Eid der Treue abnehmen ließ.

Polen.

Lelewel erzählt in seiner Geschichte Polens:[1]) „Einige tausend polnische Krieger zerstreuten allenthalben die österreichischen Massen, nahmen eine Menge Städte und eine große Masse Landes ein. Man findet wenige Feldzüge diesem gleich. Diese Handvoll Tapfere nahm binnen Monatsfrist Lublin, Sandomir, Zamosk, Lemberg ein, und wurde bald eine große Armee, die sich an Zahl mit der feindlichen messen konnte. Allenthalben im Gedränge, sah sich der Erzherzog genöthigt, Warschau preiszugeben, am 1. Juli 1809 verließ er es in aller Eile, und marschirte mit all seinen Streitkräften auf Sandomir los. Nach mehreren hitzigen Treffen bemächtigte er sich desselben, konnte sich aber daselbst nicht behaupten. Unterrichtet von den Wechselfällen des Krieges, entschloß sich endlich der Kaiser Alexander, Hilfstruppen gegen Ende des Monats Mai abzuschicken, mehr um die Bewegung der Polen zu hemmen, als sie zu unterstützen. Die Russen besetzten Lemberg, folgten der polnischen Armee auf dem Fuß und deckten die

Lelewels Bericht.

[1]) Lelewel, Geschichte Polens. S. 413.

Gebirgsgegend Galiziens, um sie vor einer weiteren Invasion zu sichern. Kaum hatte Poniatowski Krakau besetzt, so rückten auch die Russen daselbst ein." — Man sieht, wie unklar dieser Geschichtschreiber sich die Verhältnisse vorstellt. Heldenthaten haben die Polen in Galizien nicht vollbracht, nur kleine Posten hatte der Erzherzog zurückgelassen, die leicht zu überwältigen waren, zumal seit die Soldaten polnischen Stammes zu Poniatowski übergingen.

Der Erzherzog verließ Warschau am 1. Juni, um Galizien wieder zu gewinnen. Zunächst lagerte er vor Sandomir, das nur eine alte Mauer zu seinem Schutze hatte und sich schwerlich lange zu halten vermochte. Poniatowski lagerte sich am andern Ufer vor der Stadt und bat die Russen, die sich am 2. Juni in Bewegung zu setzen begonnen hatten, um Unterstützung. Aber die Russen gingen mit peinlicher Langsamkeit voran: sie verkürzten die Tagmärsche und nach drei Märschen hielten sie immer einen Rasttag. Sie marschierten nicht gerade vorwärts, sondern immer im Zickzack und schienen sich absichtlich zu verirren. Ihre Officiere sagten ganz offen heraus, sie haßten diesen Krieg gegen Oesterreich und würden sich sowenig als möglich daran betheiligen. Der Pole Soltyk erzählt:[1]) „Auf Poniatowskis Andrängen zu raschem Vormarsch habe Galitzyn offen geeignete Befehle gegeben, heimlich aber Gegenbefehle. Endlich am 12. Juni kam ein Theil der Russen unter Suworow, einem Sohn des berühmten Helden, in die Nähe der Polen. Erzherzog Ferdinand griff die Stellung der Polen bei Gorzyce an, die sich sehr tapfer wehrten den ganzen Tag, aber schließlich einsahen, daß sie ohne Hilfe der Russen nicht siegen könnten. Nach vielem Bitten versprach ihnen Suworow Hilfe für den nächsten Tag, er werde eine seiner Brigaden über die San bringen, um die Oesterreicher im Rücken zu fassen. Eine Brücke ward auch zu diesem Zwecke geschlagen. Am nächsten Tag war große Bewegung im russischer Lager, der General Sievers, der diese Brigade führen sollte, erklärte jedoch, es sei Montag — und dieser Wochentag sei den Russen nicht günstig. Am nächsten Tag, auf den das Unternehmen verschoben war, hieß es, der General habe das Kreuz vom heiligen Georg verlegt und das sei ein Zeichen, daß der Himmel dem Unternehmen nicht günstig sei. Die Brigade blieb also stehen. Poniatowski zog sein Heer hinter die San zurück und eilte im Gefühl des Zornes, und daß er verrathen sei, nach Lublin, um sich bei Galitzyn zu beschweren. Unterwegs hörte er die Kanonenschüsse, welche die Noth Sandomirs kundgaben. In Lublin stieß er auf neue Weigerungen und Rückhalte. Fürst Sergius Feodorowitsch Galitzyn versprach, am 21. Juni sein Heer über die San zu setzen; 18. Juni aber mußte sich Sandomir den Oesterreichern ergeben. Napoleon gerieth in Zorn bei der Kunde von diesen Vorgängen und befahl Caulaincourt, in schärfster Form dem Czaren Vorstellungen deshalb zu machen: „Ob die Vereinigung der Russen und Polen durch ein Unglück und den Verlust einer Eroberung bezeichnet werden müsse, welche die Polen für sich allein zu machen und zu erhalten verstanden?" Er mache Alexander persönlich deshalb keinen Vorwurf, es sei nicht seine Absicht; aber es sei nöthig, daß er erfahre, wie man seinem Willen zuwiderhandle, man erweise ihm einen Dienst, wenn man ihm dazu helfe, daß man ihm gehorche. Fürst Galitzyn führte zu seiner Vertheidigung seine Instruction an: „Im Allgemeinen soll er keine gemeinsamen Operationen

Poniatowski. Gorzyce. Sievers. Napoleons Zorn.

[1]) Relation des opérations de l'armée aux ordres du prince Joseph Poniatowski pendant la campagne de 1809. Paris 1841. I, p. 202, 224—225, 267, 283—293, 314—324.

mit den Truppen von Warschau vornehmen und diesen nur auf indirecte Art und Weise zu Hilfe kommen.“ Poniatowski führte nun seine Mannschaft auf das linke Ufer der Weichsel, die Truppen des Czaren sollten auf dem rechten Ufer parallel vorgehen. Ferdinand hatte Fiquelmont an Suworow gesendet, der ihm als Willensmeinung des Fürsten Galitzyn bedeuten ließ: „Die russische Armee habe den Auftrag erhalten, Galizien bis an die Weichsel mit möglichster Vermeidung von Feindseligkeiten zu besetzen, aber über diesen Fluß nicht hinauszugehen.“ [1]) Ferdinand hoffte, daß es gelingen werde, von den Russen die Linie der Wisloka oder des Dunajec, zweier Flüsse, die in die Weichsel münden, als Grenze zu erhalten, da sie den Wunsch hegten, sich von den Polen zu trennen.

Galitzyn.

Ferdinand schrieb an den Erzherzog Karl: „Die russischen Generale, alle Officiere und Soldaten der Armee erklären sich laut als unsere Freunde, und als Feinde der Franzosen, sie behandeln die Polen sehr schlecht und verachten sie; allein die Russen sagen: wir müssen den Befehlen des Czaren gehorchen.“ — Diese Geneigtheit für die Oesterreicher war der Grund, daß kleine, fliegende Corps der letztern sich durch die russischen Abtheilungen durchschleichen und einige Plätze, wie zum Beispiel Lemberg, wieder erobern konnten. Nur einmal, bei Uvlanoka, kam es zu einem Gefecht zwischen Russen und Oesterreichern, und zwar durch ein Mißverständniß, es gab einen Todten und zwei Verwundete. Der angreifende Theil entschuldigte sich nachher beim angegriffenen. Poniatowski sagt in einer Beschwerde an Caulaincourt: Beide weichen einander aus; wenn man den Zug des einen wisse, so könne man sicher den Weg nennen, welchen der andere eingeschlagen: man könne oft Officiere beider Theile überraschen bei einem freundschaftlichen Trunk; immer gingen Botschafter von einem Hauptquartier zum anderen; es sei ein verabredetes Spiel.

Lemberg.

An der Wisloka hielten in der That die Russen still und rührten sich nicht weiter. Soltyk wirft ihnen vor: „Die Soldaten des Czaren hätten sich in dem besetzten Land wie Soldaten Oesterreichs benommen, überall die österreichischen Behörden, die österreichischen Farben wieder eingeführt, die polnischen und französischen Fahnen und Wappen entfernt, hätten die polnischen Patrioten als Rebellen verfolgt und verboten, dem Kaiser Napoleon Treue zu schwören. Die Russen seien nur wie österreichische Polizeidiener nach Galizien gekommen, um das Land für den legitimen Herrscher in Verwahrung zu nehmen.“ Poniatowski und seine Officiere schrieben in diesem Sinne an Caulaincourt, an Berthier, an Napoleon, selbst an Galitzyn, der ihnen revolutionäres Treiben vorwarf.

Grenze.

Für Alexander I. wurden die Beschwerden des französischen Gesandten lästig; er fand sich verletzt dadurch, daß Poniatowski Galizien im Namen Napoleons besetzt und die Tricolore aufgepflanzt hätte, er dulde nicht, daß man eine französische Provinz an der Grenze seines Reiches gründe; ihn ängstigte, daß Napoleon seine Briefe nicht mehr beantwortete. Endlich, am 23. Juli, brachte Tschernitscheff ein kurzes Schreiben Napoleons: [2]) „Herr Bruder! Ich danke Eurer kaiserlichen Majestät, für Ihre liebenswürdigen Artigkeiten drei Monate hindurch. Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, weil ich Ihnen von Wien schreiben wollte. Dann wollte ich Ihnen schreiben, sobald ich die österreichische Armee von der Donau gejagt hätte. Die Schlacht bei Wagram,

Alexander I. und Napoleon.

---

[1]) Beer, l. c. S. 399.
[2]) Correspondance, vol. XIX, p. 275.

von der Ihnen Ihr General-Adjutant Meldung machen kann, zumal er immer auf dem Schlachtfeld war, hat meine Hoffnung erfüllt." —

Krakau. Das war eine Warnung für Alexander I. In Petersburg erregte diese Botschaft übrigens weniger Aufsehen, als eine Nachricht aus Krakau. Poniatowski hatte seinen Soldaten Krakau versprochen, die heilige Stadt, in der die alten Könige ruhen, gleichsam als Bürgschaft für die Wiedererstehung Polens, die auf dem Grab der alten Könige ausgerufen werden sollte. Ferdinand sollte zum österreichischen Gesammtheer stoßen und war darum nicht geneigt, um Krakau mit den Polen zu kämpfen; er versprach am 14. Juli, es in der Nacht zu räumen, am Morgen darauf sollten dann die Polen einziehen. Aber die heilige Stadt der Polen wollten die Russen diesen nicht überlassen; wie sie früher über Erwarten langsam waren im Marsch, so jetzt schnell zum Erstaunen. In der Nacht des 14. Juli besetzte Suworow in aller Stille Krakau. Als am Morgen Potocki an der Spitze der Vorhut einziehen wollte, fand er das Thor von Russen besetzt, und erklärte ihm General Sievers, daß er Befehl habe, die Stadt gegen die Polen zu vertheidigen. Der Pole erklärte: „Ich habe Befehl, im Namen des Kaisers Napoleon in die Stadt einzuziehen, und Sie werden mich nicht zwingen wollen, mit Ihnen die Lanzen zu kreuzen!" Sievers trat zurück und Poniatowski zog ein unter Trommelschlag und mit wehenden Fahnen. In allen Gassen sah er Russen aufgestellt, und mit ihnen freundschaftlich verkehrend, österreichische Nachzügler. An den anderen Thoren waren gleichfalls Russen; mit Mühe wurde ein Kampf vermieden und ein Vertrag geschlossen, der Krakau in zwei Hälften theilte, die eine den Russen, die andere den Polen anwies. Mit herausfordernden Mienen begegneten sich Beide, jede Stunde konnte ein Kampf entbrennen.

Potocki.

Sturm in Petersburg. Die Nachrichten aus Krakau erregten einen Sturm in Petersburg. Caulaincourt selber gestand: „Ich habe hier nie eine so starke und so allgemeine Gährung gesehen." Laut sagte man in den Salons, man müsse den Czaren Alexander absetzen und das Steuer des Reiches festeren Händen anvertrauen. Der Kaiser sei gutmüthig, aber dumm, und Rumanzow ein Schwachkopf; den Czaren solle man zum Mönch scheeren. Alexander wurde ängstlich, und sagte dem französischen Gesandten entschieden: „Die polnische Frage ist die einzige, über die ich in einer Verhandlung nicht hinüberkomme. Die Welt ist nicht groß genug, als daß wir uns über Polen vergleichen können, wenn von einer Wiederherstellung Polens die Rede ist; es ist vergebens, wenn mir Napoleon in anderen Ländern glänzende Entschädigungen bietet." [1]) — Die vertrauliche Art des Verkehrs mit Caulaincourt hörte auf: man verlangte die Anträge schriftlich, um schriftlich Antwort zu geben. Eine Note vom 6. Juli forderte Garantien gegen die Wiederherstellung Polens, wenn von Fortdauer der Allianz die Rede sein solle. „Ich will Ruhe haben", sagte Alexander. —

Die Allianz im Sterben.

[1]) Albert Vandal, Napoléon I. et Alexandre I. L'alliance Russe sous le premier empire. Paris 1893. II, p. 93—117.

Tyrol.

Tyrol in Gefahr.

Als das österreichische Heer in Folge der Unglückstage vom 19. bis 23. April sich zurückziehen mußte, lag Tyrol im Norden und Osten offen. Das Heer unter Erzherzog Johann, das bei Verona stand, wurde in das Innere der Monarchie abberufen, und so war Tyrol auch im Süden offen. Weil Tyrol nun Italien von Deutschland scheidet, konnten bisher keine Zuzüge aus Italien nach Bayern kommen, und konnte von hier aus das an der Donau hinabziehende französische Heer im Rücken bedroht werden. Darum erging alsbald von Napoleon der Befehl, dem Aufstande der Bauern ein Ende zu machen. Marschall Lefèvre, Herzog von Danzig, hatte das Commando über die drei Divisionen Deroy, Kronprinz und Wrede, und erhielt den Befehl, Radstadt zu nehmen, die Milizen Salzburgs zu entwaffnen, die Festung Kufstein, die von Aicher noch immer tapfer vertheidigt und von den Tyrolern belagert war, zu entsetzen und im Volk von Tyrol die Ruhe und frühere Ordnung herzustellen. Jellacic, der früher in München gestanden, und sich in das Salzburgische hatte zurückziehen müssen, wurde in die Thäler Kärntens gedrängt. Vom Norden, vom Osten, vom Süden war nun das Land bedroht.

Frommer Sinn und Muth der Tyroler.

Die Tyroler fürchteten sich nicht, wie die Norddeutschen, welche die Fremdherrschaft zwar gründlich haßten, aber doch vor lauter Mattherzigkeit sich nicht für die Oesterreicher zu erheben wagten und Schill im Stiche ließen. Da waren die Tyroler ganz andere Männer, kühn und kampffreudig: sie fanden in ihrem Glauben und in ihrer Treue die Kraft zu hoffen und den Muth zum Widerstand. Der wackere Bauer Anton Aschbacher, welcher im Achenthal sogleich die Klausen besetzte, schrieb nach Innsbruck:[1]) „Nichts ist uns Tyrolern mehr übrig, als auf Gott, den Schützer der Bedrängten, und auf unsere gerechte Sache zu vertrauen, entweder zu siegen oder zu sterben als Männer, als daß wir, entnervten Weibern gleich, langsam zu Grunde gehen. Ich hoffe morgen auf Unterstützungs-Compagnien. Nur edeldenkende und vernünftige Ober- und Unterofficiere bitte ich zu wählen, und Gott wird die Waffen der Rechtschaffenen segnen." — Der Eifer war so lebendig, daß in manchen Gemeinden Zank darüber entstand, wer mit gegen den Feind ausziehen dürfe, und wer zu Hause bleiben solle. Die Zuversicht, daß sie trotz aller Gefahr bei Oesterreich bleiben dürften, ward noch gestärkt durch den Bericht der Abgeordneten Straub und Hutter, die am Hoflager des Kaisers in Wolkersdorf gewesen waren und die Versicherung erhalten hatten, daß die treuen Tyroler all seine Erwartungen übertroffen hätten, und für die Vertheidigung des Landes ein Geschenk von 200.000 Gulden, 50 Centner Scheibenpulver, 20 Centner Musketenpulver und 12 Centner Blei mitbrachten.

Aschbacher. Kaiser Franz I.

[1]) Stampfer, Andreas Hofer, S. 56.

Ueberall regte es sich, Alte und Junge waren gleich rührig. Aus Innsbruck zogen 180 Studenten unter Führung des Professors Mersi nach Seefelden, um den Paß Scharnitz zu decken.

Zunächst ging es im Süden los. Als Erzherzog Johann, 1. Mai, aus der Umgebung Veronas nach Osten abzog, rückte der italienische General Rusca, 4. Mai, in Trient ein. Vielleicht lag dabei die Absicht zu Grund, die Kräfte der Tyroler nach dem Süden zu ziehen, um im Norden, der wichtiger war, weil die Landeshauptstadt Innsbruck darin lag, den Bayern Luft zu machen. Chasteler brach bald nach dem Brenner auf, und Andreas Hofer erließ, 5. Mai, die Ansage an die Männer des Burggrafenamtes, daß er noch an diesem Tage mit seinen Leuten nach Eppan und Kaltern aufbreche. Schon waren diese Mannschaften auf dem Wege, als die Nachricht kam, der Einfall in Trient habe keine Bedeutung, denn Rusca kehrte am 5. Mai wieder um.

Rusca in Trient.

Andreas Hofer.

Viel ernstlicher war die Gefahr im Norden und Osten. Deroy zog gegen Kufstein heran und Wrede rückte gegen den Paß Strub mit vielem Geschütz; er erstürmte, nachdem die Schützen heldenmüthig drei Stürme abgeschlagen hatten, mit dem vierten den Paß Strub an einem Sonntag, an dem das Volk in den Kirchen betete und die Stürmer schwer zusammenzubringen waren. Von den tapferen Schützen, die so heldenmüthig drei Stürme aushielten, hatte mancher sechs bis acht Gewehre und einen Lader bei sich. Der bevorstehende Angriff war in einem Schreiben am Tage vorher schon angezeigt, aber der Bote, der ihn dem Commandanten am Strub, dem Postmeister Steiner von Waidring, übergeben sollte, verfiel vor Müdigkeit in Schlaf. Uneröffnet wurde das Schreiben am andern Morgen in seiner Tasche gefunden.[1] Das Hauptquartier Wredes ward jetzt nach Waidring verlegt.

Wrede im Paß Strub.

Deroy entsetzte Kufstein und nahm das gleichnamige Städtchen. Dann vereinten sich beide bayerischen Colonnen, 10.000 Mann, mit denen sie Chastelers geringe und übel aufgestellte Macht angriffen und trotz tapferen Widerstandes zersprengten. Noch einmal stellte sich Chasteler bei Wörgl. Aber auch hier hatte er seine Stellung nicht glücklich gewählt, weil in der Ebene die feindliche Artillerie und Reiterei zu viel Spielraum hatte. Trotz heldenmüthiger Tapferkeit wurde die österreichische Linie gesprengt und in die Flucht geschlagen, 6 Geschütze erobert; 600 Mann wurden getödtet, verwundet oder gefangen. Chasteler wurde nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet. Im Passe Strub waren siebzig Tyroler gefallen. Das waren große Verluste für das kleine Land. Die Bauern waren empört über Chasteler, der überhaupt nicht mehr das leistete, was früher. Wahrscheinlich trübte die Angst, daß er als von Napoleon geächtet, wo er in die Gewalt der Feinde komme, sogleich standrechtlich erschossen werde, die Klarheit seines Geistes — er gab fortan öfters rasch nacheinander ganz widersprechende Befehle; oder drückte ihn wegen der Unglückstage vom 19. bis 23. April der Gedanke, daß Oesterreich verloren sei, oder die Unsicherheit der Befehle vom Hofkriegsrath, die bald auf Rückzug nach Inneröſterreich, bald auf Behauptung Tyrols um jeden Preis lauteten.

Deroy.

Wörgl.

Chasteler.

Hormayr hält[2]) Chasteler für den Ritter ohne Furcht und Tadel. Durch falsche Berichte habe er den Feind für geringer an Zahl gehalten, als er war,

---

[1]) Hormayr, Das Land Tyrol, Bd. II, S. 111—112.
[2]) Geschichte Andreas Hofers, Bd. II, S. 113—115.

und sei im Eifer über den Fall des Passes Strub wie besessen bis Wörgl an dem Kreuzpunkt beider Straßen vorgerückt, wo es kein Leichtes mehr war, sich im Angesicht des überlegenen Feindes ungestraft zurückzuziehen. Seine Uebereilung und Rauflust verdienten Tadel, wenn nicht auch einige lobenswürdige Motive zur Seite ständen. Er wollte schnell den Herzog von Danzig durch den Strub-Paß zurücktreiben, dann über Deroy herfallen. Als er in Eile ankam, warfen sich Flüchtlinge und Abgeordnete der Gemeinden ihm zu Füßen, Weiber hoben ihre Kinder empor und zeigten auf den von den fernen Flammen blutrothen Himmel und riefen laut die Rache dieses Himmels und ein göttliches Strafgericht heraus: wenn man sie abermals, und nachdem man sie feierlich aufgemahnt, ohne Schwertstreich verlasse. „Alles schwor einander zu, brüderlich in Noth und Tod dem Kaiser und dem Vaterland treu zu sein. Die Uebermacht dieses schaudervollen und höchst feierlichen Augenblicks, die Ehre der Waffen, die goldenen Verheißungen und hochtönenden Aufrufe, die alte Liebe zu den Tyrolern, die Ueberzeugung von dem ernsten Willen des Hofes, daß zu ihrer Vertheidigung das Aeußerste geschehen sollte, siegten in dem ritterlichen, mit Furcht und Zweifeln von jeher unbekannten Gemüthe Chastelers über alle warnenden Einwendungen der Klugheit."

Das Mißtrauen der Tyroler gegen Chasteler, und die Neigung, Alles allein, ohne Beihilfe der Soldaten zu vollbringen, stieg umsomehr, als am gleichen Tage Anton Wallner den Paß Lichtensteig gegen den zwanzigmal stärkeren Feind siegreich vertheidigte und eine Umsicht und Tapferkeit bewies, welche selbst die Feinde bewunderten. Die Bayern verloren 1500 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen.[1])

Verluste der Bayern.

Die Bayern drangen nur unter schweren Verlusten durch die Kugeln der Tyrolerschützen im Innthal vor; sie hatten den Befehl, alle in Waffen ergriffenen Empörer über die Klinge springen zu lassen. „Der grausame Armeebefehl Lefèvres, der hartnäckig, selbst von den Frauen getheilte Widerstand des Landvolkes, die großen Verluste und der Rachedurst für die ihren Landsleuten im April widerfahrene Schmach, reizten die bayerischen Soldaten auf diesem Marsch zu schrecklichen Greueln. Sie marterten, verstümmelten und schlachteten Greise, Schwächlinge und Kinder, brannten in den durchzogenen Ortschaften eine Menge Häuser, Scheunen, Zugebäude und selbst die Pfarrkirche zu Kirchdorf nieder, und plünderten die Kirche von Waidring, indem sie den Tabernakel zerbrachen und die Hostien zu Boden streuten. Der von Waidring bis Elnau angerichtete Schaden betrug 339.000 Gulden. Diese Grausamkeiten und Greuel veranlaßten Wrede zu einem strengen, ihn aber ehrenden Tagesbefehl."[2]) Er sagte ihnen, sie hätten heute manche tapfere That vollbracht gegen irregeführte Unterthanen ihres Königs, „aber wer hat Euch das Recht eingeräumt, selbst die Unbewaffneten zu morden, die Häuser und Hütten zu plündern und Feuer in den Dörfern anzulegen? — Soldaten, ich frage Euch, wie tief sind heute und gestern Eure Gefühle von Menschlichkeit gesunken? Blicket zurück auf den Weg von Lofer bis hieher, auf die Brandstätte, auf die geplünderten Dörfer, auf Leichen jener, die keine Waffen in der Hand trugen! Ich fordere Euch auf, von heute an wieder das zu sein, was Ihr sein sollet, Soldaten und Menschen. Ich schmeichle mir, die Mehrzahl unter Euch wird meiner Stimme folgen; sollten aber Unwürdige unter Euch sein, die

---

[1]) Stampfer, Andreas Hofer, S. 60.

[2]) Egger, Geschichte Tyrols von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit. Innsbruck 1880. Bd. III, S. 584—585.

von heute an noch Unbewaffnete morden, Häuser plündern und anzünden, so bin ich gezwungen, Beispiele zu geben. Einen solchen Plünderer, Mörder und Brenner todtschießen zu lassen, würde zu ehrenvoll für ihn sein; ich erkläre daher, daß der erste, der noch eine solche schimpfliche Handlung begeht, am nächsten Baume aufgehangen wird." — Das Verbot wirkte, jedoch nur kurze Zeit. Als die Bayern auf dem Marsch von Straß nach Schwaz rechts und links beschossen wurden, und viele Verluste erlitten, siegte die Leidenschaft des Hasses wiederum.

Auf seiner Flucht traf Chasteler in Rattenberg nur wenig Sturmvolk, und war an eine Vertheidigung des Ortes nicht zu denken, er ließ daher nur die Stadtthore schließen, um den Feind kurze Zeit aufzuhalten. In Hall war schon die Nachricht vom Unglück in Wörgl eingetroffen und erregte Bestürzung. Der Pöbel hielt den nach Innsbruck fliehenden Chasteler auf der Brücke an, beschimpfte ihn und bedrohte ihn mit Erschießen, und zwang den Todesmatten zur Rückkehr in die Stellung von Volders. Mit Mühe machte ihm der Commandant Straub mit braven Landesvertheidigern freie Bahn. In Innsbruck stieg der General bei einem Freunde in einem abgelegenen Hause ab, und ließ in der Stille Hormayr bitten, zu ihm zu kommen. „Erschöpft wie zum Auslöschen" berieth er mit ihm die Lage, und Hormayr eilte sofort auf den Brenner, um sich dieser Stellung zu versichern und allerwärts den Landsturm aufzubieten. „Die Sturmglocke hallte durch die schöne Mainacht." Major Bynder hatte sich mit seltener Kühnheit und Einsicht mit einer Handvoll Tapferer an der Brücke von Volders dem Feinde entgegengeworfen und soviel Zeit dadurch gewonnen, daß der Landsturm indeß, 12.000 bis 13.000 Mann, in die Stellung von Volders eintreten konnte. Von allen Seiten strömten Landesvertheidiger herbei. Hieher kam Chasteler in der Frühe mit den Studenten, um die Leitung des Kampfes zu übernehmen, aber die Sturmmassen von Hall setzten ihm noch ärger zu, so daß er in einer einspännigen Kutsche nach Steinach entfloh und hier sein Hauptquartier aufschlug. Indeß kam nach Volders auch General Buol mit Militär und übernahm den Oberbefehl. Zur Vertheidigung von Schwaz sandte er eine Abtheilung voraus unter Oberlieutenant von Taxis, dem sich Speckbacher mit dem Aufgebot von Rinn und Tulfes anschloß.

Hall. | Chasteler beschimpft. | Hormayr bei Chasteler. | Bynder. | Volders. | Buol. | von Taxis.

Gegen sie rückte Marschall Lefèvre am 15. Mai. Unterwegs, von Brixlegg an, regnete es Kugeln von rechts und links. Major Zaiger, Anführer des Vortrabs, und der tapfere Prinz Constantin von Löwenstein wurden getroffen. Die Bayern geriethen in Wuth und bezeichneten den Marsch durch Brand. Die Uebermacht war zu groß, als daß Schwaz behauptet werden konnte. Zweimal drang Wrede in die Stadt, zweimal wurde er zurückgeworfen, erst beim dritten Male wurden Stadt und Brücke genommen. Schon Mittags sah man aus Schwaz dicke Rauchwolken aufsteigen. Die Erbitterung der Bayern war nicht mehr zu bändigen; es kam eine Nacht der Schrecken. „Vom Schlosse Friedberg unterschied man vierzehn verschiedene Feuer und konnte man um Mitternacht wie am hellen Tage lesen und schreiben. Das einst durch seinen Bergsegen europäisch wichtige Schwaz mit so vielen Erinnerungen von Maximilian dem letzten Ritter, von den Ferdinanden, von dem Deutschmeister Maximilian, von Leopold, von den Frundsbergern, Fuggern, Welsern, Ilsung und Gossensaß sank in Schutt, Graus und Asche. Die Bevölkerung sah von den Bergen in die Höllenglut hinab. Unersetzliches für Kunst und Wissenschaft ging für immer verloren. Die Hauptkirche allein, ein Denkmal alter Frömmigkeit und Wohlfahrt, ragte gespenstisch aus diesem Greuel der Verwüstung. Auch viele Kranke im Spital waren nicht

Schwaz | verbrannt.

mehr zu retten. Dazwischen jubelte von Zeit zu Zeit die türkische Musik. Der Herzog von Danzig selbst sagte: Solche Greuel habe er sogar in Burgos, Bilbao und Valladolid nicht erlebt. — Durch seine Verwüstung hatte der Feind sich auch natürlich die Verpflegung erschwert und dadurch auch seine Vorrückung gehemmt. Alles flüchtete auf das hohe Gebirg und in die tiefen Thäler. Der Feind machte keinen Unterschied, ob Gemeinden oder Einzelne an dem Landsturm Theil genommen oder nicht; es ward gegen Alle in gleichem Maße gewüthet. Dieses entschied für allgemeine Einheit der Gemüther; die Furcht wich der Furcht und erst jetzt, von diesen Blut- und Brandspielen an, gestaltete sich dieser Krieg zu einem wahren Volkskrieg."[1])

Wahrscheinlich glaubte Lefèbvre, es sei des Schreckens genug, die Tyroler würden froh sein über Gnade, die er anbiete, und erließ darum aus seinem Hauptquartier Rothholz einen Aufruf, wie man ihn von dem „ehemaligen Bauernburschen aus der Elsäßer Mühle" erwarten konnte.[2]) Er hebt an:

Aufruf Lefèbvres.

„Napoleon der Große, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, Wiederhersteller der heiligen Religion in Frankreich, hat auf Euch von dem Thron in Wien, welchen er in diesem Augenblick im Besitz hat, seinen letzten Blick der Gnade zu eröffnen Euch gewürdigt. Von ihm beauftragt, schmeichle ich mir noch, daß Ihr von der Verirrung zurückkehren werdet, in welche Euch die treulosesten und falschen Aufwieglereien geführt haben; kehret nun zu Euerem Herde zurück, um durch Eure Unterwerfung gegen Euren rechtmäßigen Herrscher die Gnade zu verdienen, welche ich Euch heute zum letztenmale anbiete. — Was ist aus den Versprechungen Eurer Aufwiegler geworden, welche Fortschritte können sie Euch anbieten, um solchen Gewicht zu geben? Geschlagen und in schimpflicher Flucht vor unseren Heeren, haben sie nicht einmal ihre Hauptstadt retten können. — Tyroler! ich betrüge Euch nicht. Meine Offenheit ist seit achtzehn Jahren in Deutschland bekannt, nur Eure Rettung liegt mir am Herzen. Tyroler! hört auf diese letzten Ermahnungen, rettet Euer Vaterland vor Verwüstungen; kurz, verhütet alle Maßregeln, welche die Strenge bereit hält, um Empörungen zu verhüten!" —

Zu gleicher Zeit richtete Lefèbvre an die Ortsvorstände im Zillerthal die Mahnung: „Der großmüthige König von Bayern hat durch sein gutes Herz den kaiserlichen und königlichen Generalen befohlen, die Unterthanen von Tyrol zu verschonen, und sie nur durch Gutthätigkeit an ihre Pflicht zu erinnern. Weil aber all ihre Mühe verloren ist, so hat der große Kaiser von Frankreich, der Beschützer der Religion, befohlen, daß alle Tyroler, die mit Waffen versehen gefangen, erschossen und aufgehängt werden, und wo in dem Bann oder in einem Dorf, Kreis- oder Landgericht ein Soldat todt gefunden wird, soll das ganze Thal oder Bann oder das ganze Gericht in vierundzwanzig Stunden verbrannt und die Vornehmsten davon, wenn sie auch ohne Waffen getroffen werden, an dem nächsten Baum aufgehängt werden."

Das hieß allerdings deutlich sprechen — war aber für Tyrol ohne Wirkung. Hormayr bemerkt sehr gut:[3]) „Grausamkeit und Schreckensbeispiele flößen ungewöhnlichen, außerordentlichen Menschen immerdar convulsivische Kräfte ein und fördern die ganze Originalität und Erfindungskraft ihres Geistes an den Tag.

[1]) Hormayr, Das Land Tyrol, Bd. I, S. 124—126.
[2]) Ibid. I, p. 127.
[3]) Ibid. I, p. 128.

Terroristische Maßregeln gegen gemeine Seelen anwenden, die Alles niederwerfen und entmannen, ist eine unnöthige, den Haß verewigende, einen gräßlichen Blick in das schwarzgallige, blutgierige Innere öffnende Kraftvergeudung. Mittelmäßigen Menschen dringt man auf diese Weise, verkehrt genug, die Entschlossenheit der Verzweiflung auf. Das Gewinnen, Einschläfern, Zögern, wirkt mehr, durch Großmuth, durch wahres oder auch nur zum Schild ausgehängtes Zutrauen kommt man in Volkskriegen viel weiter, als durch Plünderung, Raub, Mord, Brand. Allein Bonaparte war gewohnt, mit Feuer und Schwert zu rasen gegen Alles, was ihm gegenüber aufrechtstand, und nur dessen zu schonen, was vor ihm am Boden lag. Vom Bestechen, vom Verführen hielt er in seiner Menschenverachtung gar viel. Vom Gewinnen durch Schonung, durch Großmuth, hatte er weniger eine Idee, als Taube von Melodie und Harmonie. Uebrigens hielt er die militärische Ehre, den Ruhm der Waffen, für verletzt; er fürchtete den Gegenstoß dieses Aufstandes in Hessen und Braunschweig, in Alt-Hannover und in dem ungeduldig in sein Gebiß knirschenden Preußen. Seine Befehle waren zu bestimmt." —

Bonaparte.

Der Herzog von Danzig in Innsbruck.

Langsam zog der Herzog von Danzig gegen Innsbruck voran, wahrscheinlich die Wirkung des Schreckensbeispiels in Schwaz und seines Aufrufes erwartend. Es gab auch in Innsbruck Viele, die sich nach einem Ende dieser Wirren, dieser Unsicherheit von Leben und Eigenthum sehnten und bereit waren, sich der bayerischen Regierung zu fügen. In Folge des Nothrufs aus dem Innthal strömten von allen Seiten die Bauern mit Waffen in der Landeshauptstadt zusammen und ließen sich hier bewirthen, trugen sich sogar mit dem Plan, hier sich gegen die Bayern zu vertheidigen. Sie waren meisterlos, von den Führern hatte keiner der anwesenden ein solches Ansehen, daß die Bauern seinem Befehle gehorcht hätten. Hofer war noch an der italienischen Grenze thätig. Zwischen den Bauern und dem Militär herrschte Mißtrauen, Chasteler war am Brenner, der Widerspruch in seinen Befehlen hatte in Vielen den Verdacht erweckt, er wolle für die Beschimpfung, welche ihm in Hall widerfahren, durch Abzug des Militärs Rache nehmen. Hormayr gibt für den Widerspruch in seinen Befehlen die einfachste Aufklärung: sie sei die Folge der widersprechenden Befehle, die Chasteler vom Erzherzog Johann erhielt, und des mit jedem Tag sich ändernden Standes des Krieges, nicht minder hin und wieder Folge falscher Nachrichten.

Stimmung in Innsbruck.

Chasteler.

So hieß es, Jellacic stehe im nahen St. Johann, während er nach St. Johann im Pongau gedrängt war. Darum versprach der Feldmarschall-Lieutenant der Schutzdeputation der Bauern in Innsbruck kräftigen Beistand. Dann stellte sich die Falschheit der Nachricht heraus und hielt Chasteler im Posthaus am Brenner, 17. Mai, einen Kriegsrath. Hier wurde beschlossen, Tyrol selbst gegen die bedeutende Macht der Bayern, die im Innthal stand, zu behaupten: der Brenner und Trient sollten stark besetzt und die Seitenthäler durch die Tyroler auch für die Offensive gesichert werden, und die Reserven auf den Höhen von

Kriegsrath am Brenner.

Schabs zusammengezogen, die Ausgänge des Pusterthales wohl behütet und die Festung Sachsenburg wohl vollendet und verstärkt werden. Damit wäre also der Kern von Tyrol behauptet, und dies für den Gang des Krieges und für das Hauptheer an der Donau von hoher Bedeutung gewesen. Auf einmal kamen aber Hiobsposten aus Villach: der Feind sei Meister der julischen und kärntnerischen Alpen; Gyulay sei bei Tarvis geschlagen, der letzte Paß nach Tyrol durch das Drauthal sei verloren.[1]) Dann kam der Befehl des Erzherzogs Johann, Chasteler solle mit allen unterhabenden Truppen in einem Klumpen durchbrechen und sich ihm anschließen. Sofort befahl Chasteler, sobald ein Waffenstillstand in Innsbruck abgeschlossen sei, die Truppen zurückzuziehen, und brach selber auf, um über Mühlbach nach Bruneck zu eilen. In Mittewald holte ihn aber Teimer ein und schilderte ihm, wie unbehaglich es den Bayern, mit denen er soeben um den Waffenstillstand unterhandelt hatte, mitten unter den Tyrolern sei, und wie sie vor der Grausamkeit des Gebirgsvolkes Angst hätten. Da stieg in Chasteler das Gefühl auf, er habe doch versprochen, für Tyrol zu sorgen, und er sandte Ynder aus, um einen Räumungsvertrag abzuschließen und für das Land eine Amnestie zu gewinnen. Jetzt traf wieder die Nachricht ein, Erzherzog Johann habe Villach verlassen müssen und stehe in Klagenfurt, Chasteler solle zwischen Trient und dem Brenner seine Streitkräfte concentriren; die standhafte Behauptung Tyrols würde bedeutende feindliche Streitkräfte zurückhalten und beschäftigen. Sofort war Chasteler vom Gedanken ergriffen, Tyrol auf das Standhafteste zu behaupten. Seinen Entschluß, zu bleiben und Tyrol auf das Standhafteste zu vertheidigen, sprach nun Chasteler vor Andreas Hofer aus, der gerade mit Eisenstecken und anderen Tyroler-Häuptlingen bei ihm eintraf, und schenkte ihm, mit der Mahnung, sein Thal mächtiger als je aufzubieten, einen Ehrensäbel und zwei schöne Pistolen. Hofer eilte freudig in sein Thal und Chasteler rückte sogleich wieder nach Mühlbach vor und bot auf dem kurzen Weg überall eifrig den Landsturm auf und ließ den Brenner wieder besetzen. So erklärt sich das schwankende Verhalten Chastelers und die widersprechenden Befehle, die er rasch nacheinander erließ. Dazu kam, daß vom Erzherzog Karl Chasteler gemahnt war, sein Corps immer als einen Theil des Gesammtheeres zu betrachten.

Hiobsposten. *Andreas Hofer.*

Unter den Officieren waren zwei Richtungen: die einen hingen an Tyrol und waren überzeugt von dem Werth, den seine Behauptung für den Verlauf des Krieges und beim Abschluß eines Friedens habe; die anderen ärgerten sich über die Unbändigkeit und den Hochmuth der Bauern und wären froh gewesen, aus dem gefährlichen Lande hinaus und wieder zur großen Armee zu kommen. In Innsbruck hingegen war eine starke Partei für den Frieden oder wenigstens für einen Waffenstillstand, für den sich selbst die dort tagende Schutzdeputation der Bauern aussprach. Den Bayern selber graute vor einem Vendéekrieg in Tyrol, der auch das Eigenthum Bayerns schädigte; Lefèvre und Wrede wünschten, ihr Armeecorps möchte von Tyrol herauskommen und zur Hauptarmee unter Napoleon stoßen können. Bei solcher Gesinnung beider Theile kam es schnell zu Verhandlungen.

Die bayerische Armee. *Innsbruck.*

[1]) Hormayr, l. c. Bd. II, S. 133—134.

Martin Teimer, der gerade von einem Streifzug nach Schwaben heimkam, besuchte mit zwanzig Abgeordneten die Mühle am Vompersbach, wo Wrede sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der General hob hervor, wie fruchtlos die Gegenwehr sei und wie entsetzlich die Schrecken einer Revolution, wie gütig der König Max, der ihnen verzeihe und vergebe; er versprach Teimer eine Anstellung als Major und Pension in Bayern für schnelle Beruhigung des Volkes und für Entlassung der Landstürmer. Letzterem stimmte Teimer keineswegs zu. Wrede bewilligte einen Waffenstillstand von 36 Stunden, als Bedenkzeit, der am 19. Mai um sechs Uhr zu Ende gehen sollte. Das ist die sogenannte Capitulation der ständischen Schutz-Deputation von Innsbruck. Eine Verlängerung von 24 Stunden ward erbeten, aber nicht bewilligt; Wrede versprach nur, es sollen keine Feindseligkeiten stattfinden und Person und Eigenthum sicher sein; am 19. Mai werde er aber vorrücken.

Martin Teimer.

Wrede

Zur bestimmten Zeit rückte er in Schlachtordnung am linken Ufer des Flusses vor, auf der Straße von Velders zog General Deroy voran. In Terfens trat Teimer mit Wynder vor Wrede, wurde aber ganz anders empfangen, als das erstemal: von einer Anstellung als Major in Bayern war keine Rede mehr, das Volk sei ruhig geworden auch ohne Teimer; das Schreiben mit den Vorschlägen Chastelers nahm Wrede nicht an, übergab aber das Decret Napoleons aus Schönbrunn, welches Chasteler ächtete; er nehme keine Vorschläge von Chasteler und Hormayr an. Die Sachlage habe sich überhaupt geändert; die Franzosen seien 13. Mai in Wien eingerückt, Eugen bedränge schon den Erzherzog Johann und das Corps Chastelers in Tyrol sei schon abgeschnitten. Wrede schien nicht üble Lust zu haben, Wynder als Hauptrebellen zu verhaften. Beide kehrten über den Brenner nach Innsbruck zurück. Unterwegs gaben sie den Stürmern den Brenner, Zirlerberg und Telfs als nächste Aufstellungspunkte an. Friedlich zog das Volk neben den Bayern gegen Innsbruck.

Am 19. Mai, Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, hielt Wrede seinen Einzug in die Hauptstadt unter dem Geläute aller Glocken, begleitet von Beamten und einer Deputation, die ihn um Schonung der Stadt bat. Vor dem Landhaus dankte er seinen Truppen für ihre Tapferkeit. Dann wendete er sich an die Deputation der Stadt und an das Volk:

„Tyroler! Wäre heute noch ein Schuß geschehen, ich schwöre es bei Gott, kein Stein wäre auf dem andern geblieben! Eure Felsen selbst wären erschüttert worden durch die gerechte Rache meiner Krieger. Nicht Allen ist es so glücklich ergangen wie Euch. Die Stadt Schwaz wollte ich schonen, aber ein Haufen Rasender warf sich in die Häuser und erfrechte sich, mehrere meiner Braven zu tödten. Kein Mittel fruchtete, die Elenden zur Vernunft zu bringen. Die unglückliche Stadt ist nun nicht mehr. — Dankt es Gott, ihr Tyroler, daß Euer König, daß Maximilian ein so guter Herr, ein so weichherziger Vater seines Volkes ist. Er hat mir aufgetragen zu schonen, wo es nur möglich ist. Ich habe es gethan."

an die Tyroler.

Begreiflich, daß Einige schrieen: „Es lebe der gute König Max!" Wrede rief dagegen: „Ruft nicht Vivat, ihr Tyroler, es geht Euch nicht von Herzen! Ihr seid noch nicht würdig, den Namen Maximilian Josephs auszusprechen. Nach Jahren erst, wenn Ihr ihn ganz kennen werdet, wenn Ihr Euch als seine treuen Unterthanen gezeigt habt, dann könnt Ihr erst aufrichtig Vivat rufen." — Erst

am Abend fuhr Lefèvre in die Stadt, stieg in der Hofburg ab, empfing, so artig, als es dem derben Mann möglich war, die früheren Beamten. In einem Aufruf an das Volk drückte er seine Freude über ihre Rückkehr auf den rechten Weg aus. Seinem Aufrufe fehlte die Phrase nicht von „Napoleon dem Großen, dem Schützer der Kirche!", um auf die frommen Tyroler zu wirken. Diese wußten aber schon, wie es mit dem Schutze der Kirche durch den lammfrommen Napoleon beschaffen war!

Falsche Ansicht.

Wrede und Lefèvre blieben bis zum 23. Mai in Innsbruck. Sie hielten das Volk für gebändigt. „Wrede nahm auf gut Bonapartisch die sogenannte Capitulation von Innsbruck für vollendete Thatsache. Dieser Dünkel war höchst folgenreich; es war nämlich weder schriftlich, noch mündlich irgend eine Capitulation punctiert oder abgeschlossen. Die Stände beschlossen Nichts, denn sie waren nicht beisammen. Wie es in solchen Fällen immer geht, die Enragierten rannten fluchend und scheltend davon, die Gemäßigten behielten das Feld und deputierten sich selbst, an ihrer Spitze der Geheimerath, Graf Tannenberg, der dann zu einer sogenannten Abbitte- und Unterwerfungs-Deputation nach München ging und daselbst starb. Auch an Napoleon sollte eine solche Deputation abgehen. — Im Innthal, von St. Johann bis Imst und Reutte, war es freilich still, aber es war die Stille vor dem Sturm, es war die Glut unter allzureichlicher Asche."[1]) Fest stand der Entschluß der Tyroler, die Feinde aus dem Lande zu werfen, während die Innsbrucker das Mögliche thaten, die Wünsche der Feinde zu erfüllen und die fast unerschwinglichen Forderungen des Militärs zu befriedigen, was mit jedem Tage schwieriger wurde, denn die Zufuhr von Lebensmitteln hörte auf. Die Bayern wurden unmuthig. Nur die Juden hatten fröhliche Tage, sie schacherten den Soldaten, mit denen sie in die Stadt gekommen waren, die geraubten Kostbarkeiten um Spottpreise ab.

Juden.

Den Anstoß zum neuen Aufstand gab Lefèvre selber, welcher Tyrol gesichert und beruhigt glaubte. Der Held der neuen gewaltigen Bewegung war aber Andreas Hofer.

Lefèvre.

Lefèvre hatte aus aufgefangenen Briefen Chastelers Vorhaben, sich in Tyrol wie in einer Festung zu behaupten, kennen gelernt und alsbald seinen großen Plan entworfen, sein Corps und Chasteler selber zu fangen und Tyrol für immer zu unterwerfen. Deroy sollte ihn mit seinem Corps am Brenner festhalten, indeß wollte er selber mit zwei Divisionen Jellacic über Salzburg nach Oberkärnten oder auch nach Umständen gegen Bruck an der Mur drängen, ihn verfolgen und den Erzherzog Johann zwischen sich und den diesem nachziehenden Vicekönig Eugen, also zwischen zwei Feuer bringen. Sei der Erzherzog Johann nach Ungarn geworfen, so wolle Lefèvre umkehren und Tyrol durch das Pusterthal von hinten fassen. Darum brach er 23. Mai mit seinem Heere über die Trümmer von Schwaz gen Salzburg zu in Marsch, Deroy ließ er in Innsbruck zurück. Auf dem Marsche nach Salzburg erhielt er jedoch von Napoleon, der Tyrol für unterworfen hielt, den Befehl nach Linz zu marschieren. Aus seinem Plan, Tyrol von rückwärts anzugreifen, ward also nichts, aber sein Abmarsch schien den Tyrolern zu bedeuten, daß der Aufstand beginnen müsse.

Deroy.

Andreas Hofer.

Hofer hatte erst in Passeir selber die unglücklichen Ereignisse im Innthal vernommen, als er von seinem Marsche an die italienische Grenze zurückkehrte,

[1]) Hormayr, l. c. Bd. II, S. 153.

und zugleich von Hormayr die Einladung erhalten, nach Innsbruck zu reisen, und mit ihm und dem Commandirenden über die Angelegenheiten des Vaterlandes zu berathen. Er brach sogleich über den Jaufen nach Sterzing auf. Hier traf er Chasteler nicht, wohl aber einen Brief von ihm an General Buol, daß dieser vom Brenner abziehe und Schabs bei Brixen besetze. Im Schmerz über Alles, was er hier vernommen, schrieb er einen Brief nach Passeir, die ganze Mannschaft solle über den Jaufen ihm nachkommen, „indem das Militär überall retirire; auch haben wir vernommen, daß die Bayern alles verbrennen, sie verschonen kein Kind. Es sind 6000 bis 8000 Bayern. Eilet und lebet wohl. Ich bin Euer Freund, ach! trauernder Andrä Hofer, Commandant von Passeir.“ [1]) — Sein so einfaches Wort hatte Wirkung, die gesammte wehrhafte Mannschaft brach auf: „Lieber im Kampf mit dem Feind sterben, als mit allem Hab und Gut ein Opfer der feindlichen Wuth werden!“ war die Losung. Wie Hofer selber dem Chasteler nachreiste und dieser dem Buol den Befehl gab, den Brenner zu behaupten, wurde oben erzählt. Hofer sandte seinen Mannen jedoch ermuthigenden Bericht: „Es stehe nicht so schlimm, Erzherzog Johann habe befohlen, Tyrol bis auf den letzten Mann zu behaupten“; wirklich stand General Buol noch auf dem Brenner mit 2381 Mann, 130 Pferden und 7 Geschützen. Dazu kam Oberstlieutenant Leiningen mit 650 Mann und 2 Dreipfündern. Von allen Seiten kamen Schützen. Unter den Führern derselben ragte Joseph Speckbacher, der Mann von Rinn, durch scharfen Verstand, Entschlossenheit, Tapferkeit, ungewöhnliche Stärke und Kühnheit hervor; Eisenstecken, der Badlwirth von Bozen, durch List und zähe, kühne Tapferkeit. Straub rüstete im Unterinnthal zum Kampf. Sieberer wurde als Courier zum Erzherzog Johann entsendet, um ihm die Lage Tyrols vorzustellen, seine Befehle einzuholen und Nachrichten vom Hauptquartier zu bringen. Hofers Macht betrug gegen 6000 Mann, meist Schützen. Drei Boten, die an Buol sich wendeten um Rath wegen des Zuges, wies dieser an Hofer, denn der sei der Commandant des Landvolkes. Am 24. Mai war Kriegsrath und wurde auf Gasteigers Antrag der Kampf beschlossen. Am Vorabend des Zuges bat Hofer den Feldgeistlichen Albert um eine Ansprache. Dieser begeisterte die Wehrmänner zum Kampf für Gott, Kaiser und Vaterland. Hofer hob in glühender Andacht Augen und Hände himmelwärts und machte das Gelöbniß des Herz-Jesu-Festes für den Sieg. [2])

Aufruf. Speckbacher. Eisenstecken. Straub. Sieberer. Entschluß zum Kampf.

Am 25. Mai in der Frühe brach Hofer mit seinem Heer, nach einem allgemeinen Gebete um den göttlichen Schutz, vom Brenner auf. In Matrei war kurze Rast. Dann theilten sich die Wege, der eine führte links über den Schönberg nach Innsbruck, der andere rechts über die Ellbogen nach Hall. Hofer stand am Scheidepunkt, umgeben von seinem Generalstab, die Hände in seinem Ledergurt, und wies mit einer Bewegung des rechten oder linken Fußes die vorüberziehenden Züge an, daß sie den Weg rechts oder links einschlagen sollten. Als Gasteiger mit seinen Villandersern kam, wies ihm Hofer mit erhobenem rechten Fuß die Ellbogener Straße an. Auf des Hauptmanns Frage: „Also werde ich die Avantgarde bilden?“ antwortete Hofer: „Ihr seid halt die ersten!“ — Auf die weitere Frage des Hauptmanns, was sie zu thun hätten? gab der Sandwirth die einfache Antwort: „Wenn Ihr die Bayern trefft, so schlagt drauf los und werft sie den Berg hinab!“

25. Mai.

[1]) Dr. Stampfer, Leben Hofers, S. 65.
[2]) Ibid. p. 70.

Deroy war nicht unvorbereitet; er hatte eine concentrierte Stellung eingenommen und erwartete schon am 24. Mai den Angriff. Der Kampf, der am 25. Mai Mittags begann und um vier Uhr allgemein wurde, bewegte sich um die Höhen bei Innsbruck, um den Berg Isel, das Dorf Patsch am Patschberg und um die Gallwiese. Um Wilten wurde heftig gekämpft. Wegen Mangels an Geschütz und regulärem Militär durften sich die Tyroler nicht in die Ebene hinabwagen. Die Bayern unternahmen einen Sturm nach dem andern, wurden aber von den Tyrolern einmal über das andere hinabgeworfen. Der Kampf wogte unentschieden hin und her, bald rang Mann mit Mann. Der Verlust war aber größer auf Seite der Bayern, sie hatten 70 Todte und 200 Verwundete, die Tyroler hatten nur 8 Todte und 20 Verwundete — doch waren sie am Abend mißmuthig über Mangel an Munition und an Lebensmitteln und unschlüssig, ob sie am andern Tag den Kampf fortsetzen sollten. Bayern und Franzosen bezogen am Abend wieder die Stellung, welche sie am Morgen eingenommen hatten. —

Deroys Aufruf

Unwillkürlich trat kurze Waffenruhe ein. Jeder Theil suchte sich während derselben zu verstärken. Deroy aber bot diesmal Unterhandlung an: „Da es meinem Herzen wehe thut, verirrte königliche Unterthanen zu sehen, die sich durch ihre Hartnäckigkeit ins Unglück stürzen, so ermahne ich Euch, sonst so biedere Tyroler, der Euch vom Kaiser und vom König zugesicherten Verzeihung Euch würdig zu machen und zum Gehorsam, den Ihr Eurem rechtmäßigen Monarchen schuldig seid, zurückzukehren. Sendet Einige aus Eurer Mitte zu mir, um sich mit mir zu besprechen. Mit wenigen Worten werden wir uns verstehen, und versichere ich jenen, die vertrauensvoll zu mir kommen auf jeden Fall feierlich und öffentlich volle Sicherheit ihrer Person unter ungehinderter Rückkehr zu Euch."

wirkt nicht.

Deroy war ein einsichtsvoller und wohlwollender Mann. Deßungeachtet wiesen die Tyroler das Angebot zurück. Einmal waren den Schützen die Munitionswagen, die Chasteler nach dem Brenner gesandt hatte, in die Hände gefallen und schnell in ihr Hauptquartier gebracht worden. Dann waren statt der Schützen, die unzufrieden mit dem Erfolge des ersten Kampftages in ihre Heimath zurückgekehrt waren, hunderte von anderen Seiten ins Lager gekommen. Im Aufruf Deroys sahen sie ein Eingeständniß der Schwierigkeit seiner Lage. Nach allen Seiten sandte Hofer Laufzettel. Ein solcher lautet: „Meine lieben Oberinnthaler! Uebermorgen (29. Mai) greife ich den Feind von Seite des Berges Isel an; kommt mir also zu Hilfe!" Ein anderer an Straub, der im Unterinnthal thätig war, lautet: „Bester Herr Straub! Seien Sie von der Güte und thun Sie sich mit dem Herrn Spöck (Speckbacher) beim Judenstein verständigen. Er weiß Alles; aber bei Anbruch des Tages anfangen." Was Hofer dem Papier nicht anvertrauen konnte, das erklärte der Bote — wie bei den Befehlen der Könige der Ostgothen. — So werden diese räthselhaften Befehle begreiflich. Als Hofer, 27. Mai, mit seinen Hauptleuten Kriegsrath hielt, trat ein ehrwürdiger Greis vor ihn mit der Mahnung zum Angriff, und daß er gelobe, den Angriffstag jedes Jahr festlich zu feiern, es werde gewiß gutgehen. Hofer glaubte, der Greis sei ein Heiliger gewesen.

Kampf am 29. Mai.

Auf den 29. Mai wurde die Erneuerung des Kampfes festgestellt; am 28. Mai war Dreifaltigkeits-Sonntag. Die Bauern bereiteten sich durch Beichte und Communion auf den Kampftag vor. Die Schützen aus dem Burggrafenamt begeisterte an diesem Morgen der Kapuziner P. Joachim Haspinger, der hier zum erstenmale im Lager auftrat, zur Todesverachtung. Es war ein

Haspinger.

erbitterter Kampf von der Frühe bis Nachmittags vier Uhr. Am Berg Isel leisteten die Bayern verzweifelten Widerstand. Beide Theile waren durch die Hitze des Tages erschöpft und litten Mangel an Munition. Da traf die Nachricht ein, die Oberinnthaler rückten an gegen Zirl, und daß Graf Arco, welcher Deroy zu Hilfe kommen wollte, abgeschnitten sei. Deroy wurde zur Capitulation aufgefordert, wies diese zurück, bot dagegen einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand an, von dem jedoch die Tyroler Nichts wissen wollten; ihrer waren jetzt so viele, daß sie am nächsten Tage das Corps Deroys zu vernichten hofften. Darauf ließ es Deroy nicht ankommen, er zog in der Nacht in aller Stille ab, und kehrte auf ungebahnten Wegen, auf dem linken Ufer des Inn, von den Tyroler Schützen verfolgt, bis Rosenheim in Oberbayern zurück, wo er eine feste Stellung nahm, um München zu decken. Am 30. Mai zogen die Sieger unter unermeßlichem Jubel in Innsbruck ein. Kein Feind stand mehr auf Tyroler Erde, es war zum zweitenmal durch eigene Kraft frei geworden. Am 1. Juni war Frohnleichnamsfest, nie wurde es fröhlicher in Tyrol begangen. —

Deroy zieht ab.

Tyrol wieder frei.

Erzherzog Johanns Rückzug von Caldiero nach Ungarn.

Erzherzog Johann, 1809.

Wenige Blätter früher wurde berichtet von einem glänzenden Feldzuge des Erzherzogs Johann nach Italien, und wie er mit seinem tapferen Heere von Graz bis an die Etsch vordrang und feste Stellung hatte bei Caldiero, wie im Heere eine siegesfreudige patriotische Stimmung herrschte und wie man einer Erhebung von ganz Italien hoffnungsvoll entgegensah.

Rückzug.

Auf einmal ward der Befehl zum Rückzug gegeben, am 1. Mai 1809 der Marsch nach Osten angetreten und 2. Mai in einem Heerbefehl aus Cittadella zuerst der Dank des Feldherrn ausgesprochen [1]) für die Tapferkeit, den Muth, die Geduld, die Ausdauer im Kampfe gegen die Feinde und gegen die Elemente: ein ganzes Land sei erobert, viele tausend Feinde seien gefangen, viele Magazine und Kanonen seien weggenommen worden. Warum machte dennoch die Armee eine rückgängige Bewegung? Der Erzherzog habe die Pflicht, den Grund anzugeben: „Widrige Ereignisse haben einen Theil unseres Heeres in Deutschland getroffen. Das allein zwingt mich, die errungenen Vortheile nicht weiter zu verfolgen, sondern Euch dem Vaterlande näher zu führen. Dieses erheischt die Vorsicht, unsere Erhaltung, eine bald wieder zu hoffende glückliche Zukunft. Ich habe nicht nöthig, Euch mehr zu sagen; beseelt mit jenem Geiste, womit Ihr unter meiner Führung den Feldzug begonnen habt, werdet Ihr auch da überall zu siegen wissen, wo Euer Fürst und Vaterland Eures Armes bedürfen. [2]) Ich will mit Euch Mühe, Sorge, Noth, kurz

Aufruf.

---

[1]) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 107.
[2]) Ibid. p. 100—108.

Glück und Unglück theilen. Ich habe es Euch bewiesen, Ihr werdet mich immer in Euren Reihen finden." —

Also die Meldung von den fünf Unglückstagen in Bayern war beim Heere in Italien eingetroffen, aber wo der Erzherzog Karl verweile, war nicht angegeben. Wohin der Erzherzog Johann ziehen solle, war ebensowenig genau bestimmt, nur war gesagt, in Tyrol solle er Alles aufbieten, um der Defensive Kraft zu geben. Der erste Gedanke des Erzherzogs war demnach, sich nach Tyrol zu werfen, mit diesem Lande in innigster Verbindung Innerösterreich zu sichern und die Freiheit zu behalten, Ausfälle von da zu machen.[1]) Das war ein Plan, für den sich Manches reden läßt. Wenn der Erzherzog seine 22.000 Mann und 2500 Pferde und eine zahlreiche Artillerie nach Tyrol brachte, so konnte Tyrol wie eine Festung lange vertheidigt, von da Ausfälle nach der Schweiz, nach Wirtemberg, Bayern gemacht, dort Lebensmittel geholt werden. Der Aufstand gewann eine neue Bedeutung, er konnte Einwirkung auf den Kriegsschauplatz und die Friedens-Verhandlungen haben. Von den Zeitgenossen war Hormayr[2]) für diesen Plan: Tyrol würde allerdings lange als eine selbständige Festung behauptet worden sein. Der Einwohner entschlossene Mitwirkung, der Charakter der Insurrection, des Landes natürliche Festigkeit, die seine Westgrenze sichernde Neutralität der Schweiz, endlich, daß die feindliche Hauptmacht anderwärts beschäftigt war, kam hier gar sehr zu Statten. Hormayr berechnet das eingeübte Militär, das dann dem Erzherzog zur Verfügung gestanden wäre, außer den Schützen und Stürmern, auf 45.000 Mann.

Plan des Erzherzogs Johann auf Tyrol.

Doch der Kaiser wünschte,[3]) daß der Erzherzog sich persönlich nach Obersteiermark begebe, um, wenn die Bewohner daselbst Willfährigkeit und Muth bezeigen, ein Aufgebot zu bewerkstelligen. Der Erzherzog kehrte um, während Eugen, durch neue 10.000 Mann verstärkt und von Macdonald geleitet, ihm nachdrängte und Marmont aus Dalmatien heranzog. Der Rückweg von Caldiero in die Steiermark war also viel schwieriger, als der Hinweg. Jellacic sollte Salzburg und die steirischen Pässe behaupten, Gyulay den Isonzo vertheidigen.[4]) Eugen hatte über die Schweiz schon Nachrichten erhalten, wie rasch Napoleon an der Donau vordrang, mit dem er bei Wien sich vereinigen sollte.

Am 1. Mai brach das Heer früh acht Uhr auf; wir können uns die schmerzliche Stimmung der Mannschaft wohl denken, daß sie im schönen Mai Italien und die Bahn der Eroberung verlassen mußten; am 2. Mai zog es durch Vicenza in ein Lager vor Citadella. Von Montecchio hatte der Erzherzog an den Kaiser Bericht über seine Anordnungen gesendet mit der Bitte, Wien solange als

---

1) Beer, l. c. S. 401.
2) Hormayr, l. c. S. 101—102.
3) Beer, l. c. S. 401.
4) Ibid. p. 401—402.

möglich zu behaupten, zudem könne er vor dem 18. Mai, so sehr er auch eile, nicht in Klagenfurt sein. Am 3. Mai rückte das Heer nach Castel Franco und Galliera auf der Straße nach Treviso. In der Frühe wurde über die Brenta gesetzt, dann die Brücke verdorben. Abends erschienen schon feindliche Patrouillen an derselben. Am 4. Mai hatte die Armee Rasttag, man mußte Anstalten treffen, um die Vorräthe und die Spitäler zurückzuschaffen. Ein Courier brachte die Nachricht, daß die Hauptarmee sehr geschwächt und in einem Lager bei Cham sei und sich reorganisiere; der Kaiser wies den Erzherzog an, nicht weiter vorzugehen, und zu sehen, entweder daß er durch Tyrol eine Diversion ausführe, oder im schlimmsten Falle sich an die ungarische Insurrection anschließe, die sich an der Leitha und Raab sammelte. Am 7. Mai hielt die Armee einen Rasttag hinter der Piave, denn es galt die Abtheilungen zu sammeln, Nachrichten über die Bewegung und Stärke des Feindes einzuziehen und den Proviantwagen einen Vorsprung zu verschaffen. Der Feind traf Anstalten, über den Fluß zu setzen. Bei Narvese schlug er eine Pontonbrücke, bei Lavadina stellte er eine Kette kühner Schwimmer auf, quer durch den Fluß, um den Fortwatenden durchzuhelfen; die Reiterei stellte sich am Ufer auf, um den Uebergang zu decken. Der Erzherzog ließ die Truppen schnell ins Gewehr treten, um den Uebergang der Feinde zu stören. Feldmarschall-Lieutenant Wolfskehl bat um die Erlaubniß anzugreifen. Der Erzherzog gewährte die Bitte, sobald sich ein Augenblick für den Erfolg günstig zeige. Wolfskehl warf die erste Linie der Feinde, aber in Ueberzahl kamen andere; ein hartnäckiges Reitergefecht entspann sich, in welchem Wolfskehl von einem Lancier durchstochen wurde, Colloredo tapfer kämpfend eingriff und der Erzherzog mit seinen Grenadier-Bataillonen dem Feind wie eine Mauer von Erz sich entgegenstellte. Trotz dreifacher Uebermacht wurden die Feinde zurückgedrängt. Doch waren die Verluste für die Oesterreicher bedeutend, da ihrer nur 26.000 Mann zu Fuß und 2300 Reiter waren, die gegen 40.000 Mann zu Fuß und 13 Cavallerie-Regimenter zu kämpfen hatten. Da die Zahl der Reiter sehr gering war, hielt es der Erzherzog nicht für geeignet, am anderen Tag das Gefecht fortzusetzen. In Sacile wurden die Nachzügler gesammelt, geordnet und den Truppen des Nachmittags Ruhe gegönnt. Das Fußvolk hatte in der Vertheidigung gegen die zahlreiche Reiterei eine bewundernswürdige Standhaftigkeit bewiesen, der Erzherzog selbst hatte sich immer an der gefährlichsten Stelle befunden.[1]) Der Verlust belief sich auf 400 Tode und 700 Verwundete, darunter 30 Officiere. 15 Kanonen, deren Bedienung und Pferde weggeschossen waren, mußte man stehen lassen.

Marsch.

Ueble Nachrichten.

Treffen an der Piave oder bei Campana.

Am 10. Mai stand das Heer bei Spilimbergo am Tagliamento. Der Uebergang war schwierig. Von da gings nach San Daniele, Rocclana. Die Nachhut hatte immer den verfolgenden Feind abzuwehren, was nicht wenig dazu beitrug, die Truppen zu ermüden, und Leute kostete. Dafür suchte der Erzherzog einige Tage zu gewinnen, um der Mannschaft Ruhe zu verschaffen und sich mit dem Abgängigen zu versehen.

Neuer Plan.

Der Erzherzog berichtete, daß das Vordringen des Feindes im Innthal, sein Erscheinen in Salzburg ihn zur Beschleunigung des Rückzuges zwingen; sein Plan sei, die Päße von Kärnten zu vertheidigen, den Banus Gyulay nach Laibach zu senden, Zach und Kalnassy sollten sich am Isonzo aufstellen und seien an den Banus angewiesen. Um in der Nähe von Allem zu

[1]) Beer, l. c. S. 123.

sein, wolle er selber in Villach bleiben.[1]) Triest zu decken, wäre nicht möglich, weil der Isonzo nicht zu vertheidigen sei. Dalmatien bleibe sich selbst überlassen, Stoichevich halte sich noch.

Demgemäß wurden die Grenzfestungen Predil und Malborghetto mit Geschütz und Munition aus der Reserve versehen und mit Mannschaft besetzt, im ersteren erhielt Hauptmann Herrmann, im letzteren Hauptmann Hensel das Commando und erhielt Gyulay Mannschaft, mit dem Befehl nach Laibach zu rücken und über die Vertheidigung Krains und Kroatiens zu wachen und wurde Chasteler angewiesen, Tyrol zu vertheidigen sei besser, als durch Ausfälle Nichts zu nützen.[2]) Am 14. Mai ging das Hauptquartier nach Villach; am 14. und 15. Mai ruhten die Truppen in Arnoldstein aus.

Indeß rüstete sich der Feind zum Angriff der Eingänge Kärntens. Der Vicekönig folgte dem Erzherzog, Macdonald rückte mit zwei Divisionen gegen den Isonzo vor. Nun ging es an die Sperrfestungen. Malborghetto oder Thalavai oberhalb dem Eisenhammer bei Malborghetto war eine Anhöhe dreißig Klafter über dem Bette der Fella und bestrich das ganze Thal; sie bestand aus zwei mit Brustwehren umgebenen hölzernen Blockhäusern, die jedes von mehreren Aufwürfen geschirmt durch einen acht Schuh hoch im Felsen gehauenen Gang verbunden waren. Die auf dreißig Schuh schief abgehauenen Felsen schienen eine Erstürmung fast unmöglich zu machen. Die Festung auf dem Predil, einem Bergkegel hart an der Straße, war gleichfalls nur ein aus Holz gezimmertes Blockhaus.[3]) Schon am 14. Mai wurden beide Festungen umzingelt.[4])

Malborghetto.

Zuerst wurde Hensel aufgefordert, die Festung Malborghetto zu übergeben; er antwortete: „Ich habe den Befehl erhalten, mich zu vertheidigen, aber nicht zu unterhandeln.“ Am Tage verhinderten die gutgezielten Schüsse, welche ganze Reihen niedermachten, die Annäherung der Feinde, in der Nacht aber besetzten sie alle umliegenden Höhen und nahten der Festung. In Ermangelung von Leuchtkugeln zündete der Artillerist Burgsthaler ein nahes Haus an, und sah so gut dabei, daß jede Kugel Reihen niederwarf. Am 17. Mai Vormittags war jedoch die ganze Festung von Feinden umrungen und die mit Branntwein berauschten Stürmer stiegen die Leitern hinan auf allen Seiten, wurden aber überall heruntergestürzt. Auch der zweite Sturm wurde von der tapferen Besatzung abgeschlagen. Noch ärger war der dritte; schwer verwundet stürzte Hauptmann Hensel zu Boden und die einheitliche Leitung des Widerstandes hörte auf: „Muth, Kameraden!“ rief der Hauptmann, wurde aber vom französischen Officier, der ihn zweimal hatte auffordern lassen, die Festung zu übergeben, erstochen. Die erbitterten Feinde gaben keine Gnade, erstachen selbst den Arzt, der die Wunden verband. Hauptmann Kupka stürzt sich schwer verwundet in die Arme eines französischen Officiers mit den Worten: „Ich bin Ihr Gefangener!“ — in diesem Augenblick schlug ihm ein Zimmermann von hinten den Kopf entzwei und durchbohrten ihn zwölf Bajonnettstiche. Nur Wenige entkamen im Gewühle, nur Wenigen

Hensel.

---

1) Das Heer von Innerösterreich, 1809, S. 130.
2) Ibid. p. 130.
3) Ibid. p. 136.
4) Hormayr bemerkt: „Die Vertheidigung und der Fall der Sperrpunkte von Predil und Malborghetto verdient eine würdevolle und actenmäßige Schilderung. Zriny in Szigeth, Karl XII. in Bender, Marcial von Gerona stehen den Helden der Thermopylen nicht näher, als die Jünglinge Herrmann und Hensel.“

rettete der herbeieilende Vicekönig das Leben. Der Oberfeuerwerker Rauch, der noch im letzten Augenblicke eine Batterie vertheidigte und den Feind aufgehalten hatte, mußte Eugen über die Gegenwehr und über die Stärke der Besatzung Auskunft geben. Ein General rief: „Dieser Mann hat am allerwenigsten Anspruch auf Gnade, denn der letzte Sturm hat allein 1300 Mann gekostet!" — Schon schlugen die Schützen auf ihn an, murrend über den milden Sinn des Vicekönigs. Aber Eugen schenkte ihm und seinen Waffenbrüdern das Leben und ehrte dadurch sich selber. —

Doch die Geretteten mußten ihm versprechen, das grauenvolle Loos der Besatzung in Predil zu erzählen, und sie wurden mit dem Unterhändler nach Predil gesandt, welcher den Hauptmann Herrmann zur Uebergabe dieser Wegsperre aufzufordern hatte. Herrmann hörte mit Ruhe die Erzählung an und antwortete, wie ein treuer Officier seines Kaisers antworten soll: „Mir ist die Vertheidigung dieses Blockhauses bis aufs Aeußerste aufgetragen worden. Den Tod fürchte ich nicht. Wer den ehrenvollen Beruf in sich fühlt, sein Vaterland zu vertheidigen, muß jeden Augenblick bereit sein, für dasselbe zu sterben, und ich will mit Ruhm auf dem Felde der Ehre fallen." Diese Worte begeisterten seine Waffenbrüder zum Ausruf: „Wir stehen Ihnen bei, wollen lieber sterben, als uns ergeben!" Alsbald stürmten 5000 bis 6000 Mann der Division Serras auf das Bollwerk hinan — vergebens! Eine Schaar nach der anderen wurde niedergeschmettert. Stunden lang währte der Kampf. Da entzündete eine Haubitze das Holz; vom Winde angefacht, ergreift die Flamme die ganze Umgebung. „Keine Uebergabe!" rufen die Tapferen. Hunderte von der Division Serras werden als Leichen hinuntergeschleudert. Vergebens scheinen alle Löschversuche; einige Stunden schon tobte der Kampf. Wieder entzündet eine Haubitzgranate das dürre Holz der Brustwehr, und vom Winde angefacht greift das Feuer rasch um sich. Schon droht es den Pulvervorrath zu erreichen. „Keine Uebergabe!" ruft die Besatzung. Da bricht um zwei Uhr der Hauptmann Herrmann mit den Resten der Mannschaft aus dem Thor in den dichtesten Haufen der Feinde, und haut noch viele nieder, bis er selbst verblutend zusammenstürzt. Mit ihm endet seine Heldenschaar.[1]) Nur einer wurde zum Gefangenen gemacht, weil schwer verwundet, der Hauptmann Jankovich. Ein Feldwebel und vier Gemeine lagen unter dem Schutt schwer verwundet, konnten sich aber in der Nacht aufraffen und die Nachricht vom Tode der Helden ihren Waffenbrüdern überbringen.

Predil. Herrmann.

Also endete dieser junge Held mit seinen Waffengenossen — ein Beweis, welch patriotischer Geist damals im österreichischen Heere lebte. Erzherzog Johann schrieb seinem Vater, dem Hofrath Herrmann: „Ich bekenne es laut: Ihr Sohn starb den Tod der Helden! Er hörte auf keine Aufforderung, verachtete jede Drohung des Feindes und flößte durch sein Betragen auch seinen Waffenbrüdern den heroischen Entschluß ein, lieber zu sterben, als ihren Posten dem Feind zu überlassen. Furchtbar wurde seinen Gegnern der Angriff erschwert, bis es ihnen gelang, das Blockhaus in Brand zu stecken. Mit dem Degen in der Faust machte Ihr Sohn einen Ausfall und fiel überwältigt durch die Uebermacht. So starb Ihr edler Sohn für die Rechte seines Fürsten und seines Vaterlandes. Nie wird ihm dieses den Dank und die Achtung versagen und jeder Soldat wird mit Theilnahme und Rührung seinen Namen nennen." —

---

[1]) Oesterreichische Militär-Zeitschrift, 1818, Bd. II, S. 265; 1843, IV, S. 57. — Der Krieg von Inneröfterreich, S. 139—141.

Sachsenburg. Das Schicksal von Predil und Malborghetto wurde dem Befehlshaber der das Möll- und Oberdrauthal deckenden Sachsenburg am 24. Mai angedroht, dem Major Albert von Krapf. Die Antwort war: „Ich werde mich, als rechtschaffener Soldat, wehren und mich eines gleichen Todes, wie meine Kameraden in Predil und Malborghetto, würdig machen!“ — Doch General Rusca erlitt große Verluste, und die Festung wurde behauptet bis zum Frieden von Znaim.

Jellacic. In Villach erfuhr der Erzherzog das Nähere über die Einnahme Wiens und über die Stellung der verschiedenen Heerestheile, und daß der Feldmarschall Jellacic jetzt unter sein Commando gestellt sei. Auch dieser war aus seiner ursprünglichen Bahn durch den raschen Vormarsch der Franzosen geworfen: ursprünglich Hiller beigegeben, sollte er das Gebiet zwischen München und den Alpen decken und die Verbindung mit dem Heere in Inneröſterreich und Tyrol aufrecht erhalten. Nun wurde Jellacic durch das rasche Vordringen der Franzosen von Hiller weg und nach Salzburg gedrängt. In der Gebirgsgegend war ihm die Reiterei von wenig Nutzen, und er gab deswegen seine Cavallerie an die Hauptarmee ab. Sofort sollte er mit den 7000 Mann, über die er noch verfügte, an das Heer des Erzherzogs Johann sich anschließen — aber wo? Der Erzherzog sandte ihm den Befehl zu, auf der kürzesten Linie den Weg nach Graz zu nehmen und dort den weiteren Befehl zu erwarten. — nach Graz.

Zustände in der Steiermark. In Klagenfurt erhielt, 19. Mai, Erzherzog Johann den Befehl, gegen Salzburg und Jellacic an sich zu ziehen, Kolowrat, der mit 20.000 Mann bei Linz stand, die Hand zu bieten. Allein es war nicht mehr möglich, diesen Befehl auszuführen. Die Franzosen hatten schon Wien besetzt und bedrohten jetzt Ungarn und er mußte eilen, wollte er noch sicher dahin gelangen, denn im Norden Steiermarks zeigte sich schon der Feind, und der Glaube an die Sicherheit des Eigenthums war hier schon schwankend.

Aus Maria-Zell wurde der Schatz nach Ungarn geflüchtet, aus Graz alle Vorräthe auf der Mur nach Ungarn geschafft. Die Salzburger Kriegskasse, die zuerst nach Graz geflüchtet worden war, galt nicht mehr für sicher, sondern mußte den Weg nach Temesvar wandern. Am Schloßberg in Graz wurden die Festungswerke ausgebessert. Der Erzherzog wurde nicht mehr von dem ihm an Macht überlegenen Heere des Vicekönigs gedrängt, denn dieser suchte nur rasch zu dem Heere Napoleons zu stoßen; er ließ das Heer des Erzherzogs nur noch beobachten: er sandte, 14. Mai, Marschall Macdonald nach Laibach, mit dem Auftrag, Palmanuova, welches Feldzeugmeister Zach belagerte, zu entsetzen, Triest zu nehmen und Marmont an sich zu ziehen; Eugen selber wandte sich mit 30.000 Mann nach Judenburg, um auf dem nächsten Weg zur Hauptarmee Napoleons bei Wien zu stoßen. — Eugen. Der Erzherzog Johann hingegen war 20. Mai in Lavamünd, 21. in Mahrenberg, 22. in Eibiswald, 23. in Preding, 24. Mai in Graz. An den Kaiser meldete er: Er könne nicht an der Donau sich mit Kolowrath verbinden; man möchte selbst urtheilen, ob dies möglich gewesen wäre, ohne vorläufige Anstalten, ohne daß für den Unterhalt gesorgt sei, während der Feind von allen Seiten auf dem Fuß nachrücke. Sein Corps bedurfte der Ruhe, der Lebensmittel, der Munition, der Ausbesserung der Kleider. Willig gaben die Steirer, was er bedurfte, zumal ihre Söhne in seinem Heerkörper waren. Er bat um Verstärkung und erbot sich, entweder über — Erzherzog Johann in Graz.

Fürstenfeld zur Insurrection aufzubrechen, oder über Aspang nach Neustadt, oder über den Semmering nach Maria-Zell zu rücken. Er hoffte, durch Jellacic verstärkt, dann selbständig etwas auszurichten und wieder zur Offensive überzugehen. Jellacic hatte er mehrmals befohlen, zu eilen, und ihm alle Wege zur Vereinigung genau vorgezeichnet. Allein seine Hoffnung auf diese Verstärkung schlug fehl. Jellacic hatte seinen Marsch verzögert und konnte nicht vor Ankunft des Vicekönigs das Murthal gewinnen. Erst am 25. Mai erreichte er St. Michael bei Leoben. Da wo die Straßen von Judenburg und Mautern sich vereinigen, stieß sein Vortrab auf den des Serras und warf ihn. Statt aber schnell weiterzuziehen und eine bessere Stellung zu erreichen, ließ sich Jellacic immer mehr in den Kampf verwickeln. Indeß nahte der Vicekönig mit Uebermacht, gegen welche kein standhafter Sinn der unverzagten Mannschaft mehr nützen konnte, und das tapfere Corps, an welches der Erzherzog so viele schöne Hoffnungen geknüpft hatte, wurde großentheils zusammengehauen. Oberofficiere wurden 100, Gemeine 5746 Mann getödtet, verwundet oder gefangen. Leoben, in dem Jellacic sich kurze Zeit zu halten versucht hatte, wurde mit Granaten beschossen und geplündert. Der Bürgermeister Bissa sollte angeben, wohin die Kassen der Regierung gebracht worden seien, weigerte sich jedoch mit Berufung auf seine Dienstpflicht, und wurde deshalb zum Tod durch Erschießen verurtheilt. Dreimal wurde er aufgestellt — er blieb standhaft. Der Vicekönig Eugen ließ das Urtheil nicht vollziehen. Mit 3000 Mann erreichte General Jellacic Graz am 26. Mai.

Jellacic. St. Michael. Leoben. Bissa.

Man denkt an ein Schachspiel, in welchem bedeutende und unbedeutende Figuren versetzt werden, wenn man die Geschichte Oesterreichs in dieser Zeit liest. —

Marmonts Zug nach Graz.

Ein neuer Heerführer erscheint jetzt auf dem Boden von Inneröfterreich, der umsichtige und diensteifrige Marmont, Herzog von Ragusa.

Eugen, der Vicekönig von Italien, zu dem Dalmatien damals einbezogen wurde, schrieb an Marmont, 27. Januar 1809,[1]) im Auftrage des Kaisers vom 14. Januar: „Das Haus Oesterreich regt sich. Die Partei der Kaiserin scheint den Krieg zu wollen; mit Rußland stehen wir auf das Beste, wahrscheinlich macht es mit uns gemeinsame Sache. Wenn die Oesterreicher bedeutende Streitkräfte zwischen dem Isonzo und Dalmatien vorschieben sollten, so wünscht der Kaiser, daß seine Armee in Dalmatien also aufgestellt werde:[2]) Das Hauptquartier in Zara mit der ganzen Feldartillerie, den Sappeurs und der Cavallerie: 17.000 Mann. Alle Lazarethe, welche die Armee haben kann, werden in Zara concentriert. Zu Cattaro 1200 Mann unter einem Brigade-General, der aus den Bocchesen ein Bataillon zur Vertheidigung des Landes bilden wird. In Ragusa 1500 Mann unter einem Brigade-General. Zu Castelnovo genügen 200 Mann zur Vertheidigung des Forts, das man wie Cattaro auf sechs bis acht Monate mit Lebensmitteln versehen muß, ferner mit Pulver und Kugeln. Mit dem Rest

Eugens Schreiben. Das Heer in Dalmatien.

[1]) Dieses Schreiben steht im Anhang zum XI. Buch von Marmonts Memoiren, S. 118—120.

[2]) Napoleons directe Weisungen an Marmont stehen im XVIII. Band der Correspondance, p. 15, 94, 166, 214, 245, 246—249, 349, 385, 412.

der Armee, also 16.000 Mann, nehmen Sie Stellung auf der Grenze, um die Oesterreicher zu nöthigen, Ihnen gleiche Streitkräfte entgegenzustellen, und Sie manövrieren derartig, daß Sie Ihre Verbindung mit der Armee von Italien bewerkstelligen können. Im Fall eines schlechten Ausganges ziehen Sie sich auf das verschanzte Lager von Zara zurück, hinter dem Sie sich ein Jahr müssen halten können. Es muß daher mit allem zur Vertheidigung Nöthigen, mit Lebensmitteln, Holz u. s. w. reichlich versorgt werden. Entgegengesetzten Falles, oder für den Fall der Offensive, lassen Sie zu Zara eine Compagnie von jedem Ihrer Regimenter, bestehend aus den Kränklichen und Lahmen, aber unter dem Commando guter Officiere. Sie lassen außerdem ein Regiment zur Garnison in Zara, und nehmen mit den übrigen Theil an den Operationen des Feldzuges. Der General, der in Dalmatien bleibt, soll seinerseits ein Bataillon aus den treuesten Bewohnern des Landes bilden. Den Commandanten zu Zara, Cattaro und Ragusa ist die Instruction zu ertheilen, das Land solange als möglich zu vertheidigen, sich jedoch von dem Augenblicke an, wo eine Landung stattfindet oder der Feind sich mit zu bedeutenden Streitkräften zeigt, auf die Vertheidigung der Festungen zu beschränken. Wenn die Buchten von Cattaro, Zara, Ragusa blokiert werden, so müßten sie zur See mit Ancona und Venedig in Verbindung treten und könnten sicher sein, daß sie vor acht Monaten Entsatz erhalten werden. Es ist daher nöthig, diese Festungen mit Pulver, Kugeln, Zwieback, Mehl und anderen Vorräthen zu versehen. Die Truppen sollen nicht zerstreut werden, sondern nur die Hauptpunkte von Cattaro, Zara, Castelnovo und Ragusa besetzen. Im Fall die Armee von Dalmatien sich nach Deutschland ziehen sollte, müssen Minen angelegt werden, um die festen Schlösser, wenn deren im Lande vorhanden sind, in die Luft zu sprengen, sofern deren Einnahme bei der Rückkehr der Armee voraussichtlich Schwierigkeiten bereiten sollte.“ —

Landmiliz.

Man sieht aus diesem Befehl, wie Napoleon so genau vorschrieb, was in allen Fällen geschehen solle, und wie er alle Fälle des Glückes oder Unglückes voraus berechnete.

Rüstung.

Marmont verbrachte Januar bis April mit genauer Erfüllung dieser Instruction, zumal er aus vielen Anzeichen den sicheren Schluß zog, daß Oesterreich in Bälde losschlage. Er freute sich auf den Krieg: „Ich hatte lange die Zeit erwartet, wo ich den Krieg suchen könnte, wenn der Krieg mich nicht suchen sollte. In dem einen wie in dem anderen Fall konnten die Festungen keine starken Garnisonen erhalten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hatte ich schon Nationalgarden errichtet. Durch Bewilligungen von Auszeichnungen angelockt, stellten sich die jungen Leute aus den besten Familien an ihre Spitze. Einige Worte des Lobes stachelten ihre Eigenliebe an, und ich gelangte dahin, aus dieser Truppe ein geeignetes Milizencorps zu bilden. Die eigentlichen Soldaten waren gut, ergeben, tapfer, vortrefflich ausgebildet. Doch fehlte es immer an Pferden, um die Munition, um die Lebensmittel und Alles, was zu den Ambulanzen gehört, fortzuführen.“[1]) — Doch Marmont war findig.

Nationalgarde.

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, II. Bd., 11. Buch, S. 82.

Es gab im Lande kleine Saumpferde, mit deren Hilfe alle Transporte geschahen, über 80.000 Stück. Marmont befahl eine Aushebung von 2000 Pferden, von denen 1000 für das Tragen der Munition und 1000 Stück für die Lebensmittel und Verbandgegenstände bestimmt wurden. „Ich hob ein Corps von 1000 Panduren aus, die mit der Escorte, der Aufsicht und Verpflegung dieser 2000 Pferde beauftragt waren und die wieder ihre eigenen Aufseher hatten. Die Rationen bestanden theils aus Zwieback, theils aus Reis, und die Soldaten konnten, ohne sich zu ermüden, ihren Bedarf für acht Tage tragen.“

Saumpferde.

Panduren.

So war Marmont gerüstet, als ihm Eugen meldete: „Der Krieg ist los, die Oesterreicher scheinen hauptsächlich gegen Italien und Tyrol vorgehen zu wollen. Ergreifen Sie also Ihre Maßregeln, um sie zu einem Nebenkrieg zu nöthigen und soviel Truppen als möglich im Schach zu halten.“[1]) Der Marschall zog sogleich seine Truppen in Zara zusammen, 9500 Mann mit 400 Pferden und 12 Geschützen. Das ihm gegenüberstehende österreichische Corps, lauter Kroaten, war nahezu doppelt so stark, aber weniger geübt, 18 Bataillone, jedes 1200 Mann, mit 24 Geschützen und 700 Pferden. Sie standen unter dem Befehl des General Stoichevich. „Außerdem mußte ich gegen die ganze Bevölkerung kämpfen, die durch ihre Verfassung den militärischen Anordnungen unterworfen ist, sich bewaffnet, sich in Bewegung setzt und Alles ausführt und Alles vollzieht, was ihr geboten wird.“[2]) Marmont war darum überzeugt, daß, wenn er auch siege über das Heer der Kroaten, er doch nie auf eine Unterstützung der Bewohner rechnen dürfe und nur verlassene Dörfer und leerstehende Häuser finden würde. Darum reizte er die Türken zu einem Einfall in Kroatien auf, was ihm durch List gelang.

Marmont gegen die Kroaten.

Stoichevich.

Der Besitz einer Strecke fruchtbaren Landes von zwanzig Meilen war durch den Frieden von Sistowa (1791) an Oesterreich abgetreten worden. Den türkischen Grundbesitzern, die auswanderten, hatte der Sultan Entschädigung anderswo versprochen, aber sein Versprechen nicht gehalten. Die Türken klagten beständig über diesen Frieden, in welchem sie geopfert waren, und behaupteten, daß sie noch immer die Eigenthümer der ehemaligen Wohnplätze wären; sie waren „die Vertheidiger der ehemaligen Wohnplätze gewesen, eine Art Feudalherren, die in befestigten Schlössern wohnten“. Der französische Gesandte reizte nun auf Marmonts Antrieb die Türken, selber ihr Recht geltend zu machen. Für Barbaren, deren Voraussicht nicht über den nächsten Tag reicht, war die Aussicht verlockend. Alle kroatischen Truppen, die kampffähig waren, hatten wegen des Krieges 1809 zu den Waffen gegriffen. Die befestigten Posten, jeder in Sicht der nächstfolgenden gelegen, und Schardabs genannt, waren Invaliden anvertraut. Die Festung Czettin selbst hatte eine Besatzung von Greisen. Die Türken konnten dieser Versuchung nicht widerstehen. Eines schönen Tages stürzten sie sich auf alle Stellen der strittigen Ländereien, erwürgten die auf ihren Posten überrumpelten Kroaten und brannten die Dörfer nieder. Die ganze kroatische Bevölkerung flüchtete nach dem Inneren, die Türken aber gingen nicht über ihr

Marmont benützt die Türken.

Die kroatische Insurrection.

Einfall der Türken.

---

[1]) Marmont, l. c. XI, p. 121, Anhang.
[2]) Ibid. XI, p. 83.

ehemaliges Gebiet hinaus. Dieser Angriff versetzte das ganze Land in Schrecken und Stoichevich mußte von seinem Heere zwei Regimenter absenden, um neuen Unfällen zu begegnen.[1]) So hatte französische Arglist die kroatische Insurrection um zwei Regimenter geschwächt.

Zuerst kam es zum Kampfe an der Zermagna, welche die Grenze zwischen Dalmatien und Kroatien bildete. Um seine Verbindung mit Zara zu decken, ließ Marmont ein Regiment bis Obbrovacz vorgehen. Die Kroaten schlugen sich tapfer. Am 1. Mai schlugen sich beide Theile am Kittaberg mit Erbitterung. In der Nacht kam ein Regenguß, der eine wahre Sündfluth bildete, und am anderen Tage eine Meldung Eugens, daß der Feldzug in Italien unglücklich begonnen, und daß er sich in Folge des Verlustes bei Sacile über die Piave zurückgezogen habe und vielleicht hinter die Etsch werde gehen müssen. Marmont stand also von dem Angriff ab, zu dem er sich gerüstet hatte, zog sich zu seinen Hilfsmitteln und Proviantvorräthen zurück und schlug sein Hauptquartier in Benkovaz auf. Als 11. Mai ein neues Schreiben Eugens die Erfolge in Bayern, Napoleons Marsch nach Wien und die Absicht des Vicekönigs meldete, nach Friaul zu marschieren, zögerte Marmont keinen Augenblick, Alles zu wagen, um mit ihm zusammenzutreffen, und begann 13. Mai seine Operation.[2])

Kämpfe am Kittaberg.

Rückzug Marmonts.

Neuer Aufbruch.

Schlacht am Kitta.

Stoichevich hatte umsichtig seine Aufstellung am Kittaberg genommen, dessen Bergkuppen die Stelle von Redouten vertraten und dessen Fuß durch einen Nebenfluß der Zermagna gedeckt und vertheidigt wurde. Zum Glück für die Franzosen war der Fluß an diesem Tage passirbar. Marmont ließ auf die Höhe Sturm laufen, die Kroaten wichen. Stoichevich führte 1000 Mann aus dem Thal schnell bergauf, um die Feinde in der wichtigen Stellung sich nicht festsetzen zu lassen, den nächsten Weg und marschierte mit einem dichten Tirailleurschwarm unvorsichtig vor der Colonne. Die Franzosen wichen zurück, um ihn zu ermuthigen. Im Augenblick, wo er am Ziel zu sein glaubte, drang von der Seite ein französisches Regiment mit dem Bajonnett auf das athemlos ankommende Fußvolk und machten 300 Jäger eine Charge auf die Vorgeschrittenen. 800 Mann fielen und Stoichevich wurde gefangen. Den Verlust der Kroaten an Todten, Verwundeten und Gefangenen schlägt Marmont auf 4000 Mann an.[3])

Gospich.

Die Kroaten wichen jetzt in die Schanzen von Popina zurück, wo sie jedoch Marmont angriff. Sie zogen sich unter steten Gefechten zurück, um all ihre Kräfte in Gospich zu sammeln und erfolgreicheren Widerstand zu leisten. Die Stellung von Gospich war von den Kroaten klug gewählt, „denn es liegt am Zusammenfluß von vier Flüssen; von welcher Seite man auch kommen mag, so muß man zwei überschreiten. Diese Flüsse haben sehr hohe und steile Ufer.“ Am 21. Mai standen die Franzosen in Sicht dieser Stadt. Marmont beschloß Gospich nicht von vorne anzugreifen, sondern zu umgehen und die Rückzugslinie der Kroaten zu bedrohen. Diese setzten ihm aber einen zähen Widerstand entgegen; Marmonts Lage ward bedenklich, nur seiner Kühnheit, nur seiner langen Erfahrung im Kriege, nur der Gewandtheit und Willigkeit seiner Soldaten verdankte er den Sieg. Die Schlacht währte zwei Tage, den 21. und 22. Mai; am 23. Mai zogen die Franzosen in Gospich ein, das von der ganzen Bevölkerung verlassen war, nur einige Verwaltungsbeamte waren zurückgeblieben, denen der

[1]) Marmont, Denkwürdigkeiten, Bd. II, S. 84—85, gegen Ende des 11. Buches.
[2]) Ibid. II, p. 87—88.
[3]) Ibid. II, p. 89.

Marschall dreißig Verwundete übergab, die selbst die Bewegung in der Sänfte nicht aushalten konnten. Die nur leicht und am oberen Theile des Körpers Verwundeten mußten ihren Weg zu Fuß fortsetzen, die schlimmer Verwundeten, die reiten konnten, wurden auf Packpferde gethan, deren Last an Lebensmitteln und Munition schon verbraucht war; die übrigen wurden auf Sänften gelegt und von den Gefangenen getragen, die sich dabei der Reihe nach ablösten. So ging es voran, quer über das Gebirg.

Die Kroaten.

Am 25. Mai stand der Herzog von Ragusa vor Ottochatz. Da wo die Wege nach Kroatien und Fiume sich scheiden, schlugen die Kroaten die Richtung nach Karlstadt ein, um zu Gyulay zu stoßen. — Marmont nahm die Richtung über Zengg nach Fiume und Laibach. Beim Passe von Zengg angekommen, hatten seine Soldaten eine freudige Ueberraschung beim Anblick des Meeres, nach so vielen Mühseligkeiten und Gefahren durch einen tapferen Feind. Der Herzog von Ragusa rühmt sich, er habe die Kroaten um 6000 bis 7000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen geschwächt, und daß die Dalmatiner diesen seinen vierzehntägigen Feldzug nach Art der alten Barden in ihren Liedern gefeiert hätten.[1]) Er entließ jetzt alle Dalmatiner, die nicht zur Armee gehörten, in ihre Heimath. Den Franciscanern dankte er in einem eigenen Schreiben, daß sie ihm die Provinz indessen in Ruhe und Ordnung erhalten hätten.

Chasteler.

Marmont stieß jetzt auf keinen Feind mehr, bis er in Laibach 3. Juni eintraf. Am 4. Juni erhielt er einen Brief vom General Rusca aus Villach, daß Chasteler mit 7000 bis 8000 Mann vor ihm angekommen sei und er, Rusca, sich nach Klagenfurt zurückziehen wolle, wo er sich erforderlichen Falles einschließen würde. Also ein kleines Corps des Heeres von Innerösterreich im Rücken der französischen Armee, das zur Hauptarmee durchzukommen suchte. Marmont gedachte ihm den Weg zu verlegen und es zu vernichten; er stellte sich nordwärts von Laibach auf, um es zu erwischen. Es konnte von Villach aus in drei verschiedenen Wegen entweichen: über Klagenfurt und Marburg, über Krainburg und Laibach, über Tarvis, Caporetto und Görz. Der Marschall schickte seine Vorposten bis zum Loibel hin, um Chasteler zu fangen. Von allen Seiten lauerte man ihm auf: am 7. Juni schloß Chasteler jedoch Rusca in Klagenfurt ein und verbrannte die Brücke, damit man ihm nicht nacheile. Auf einmal war er verschwunden, zum großen Schmerze Marmonts, der seine Hoffnung, ihn zu fangen, vernichtet sah; er kehrte jetzt nach Laibach zurück und blieb hier, um Triest gegen ein österreichisches Corps zu decken, bis ihn Napoleon abrief.

Napoleon an die Ungarn.

Also zogen sich die Kräfte des Widerstandes in Ungarn und Mähren zusammen. Die Ungarn hatte Napoleon schon am 15. Mai „von der Dynastie abwendig zu machen versucht",[2]) jedoch vergebens. Die Ungarn waren zu klug, seinen Worten zu trauen, und hielten treu zu ihrem König.

Napoleons Aufruf lautet: „Ungarn! Der Kaiser von Oesterreich, treulos in seinen Verträgen und den Edelmuth verkennend, den ich ihm nach drei Jahren fortwährenden Krieges bewies, namentlich nach dem von 1805, hat meine Heere angegriffen. Diesen ungerechten Angriff habe ich zurückgeschlagen. Der Gott, welcher den Sieg verleiht und den Undankbaren und Meineidigen bestraft, ist meinen

---

[1]) Marmont, l. c. Bd. II, am Ende des 11. Buches.

[2]) Proclamation aux Hongrois! Quartier impérial à Schoenbrunn, vom 15. Mai 1809.

Heeren günstig gewesen, ich bin in die Hauptstadt Oesterreichs eingezogen und stehe jetzt an Eurer Grenze. Der Kaiser von Oesterreich ist es, der mir den Krieg erklärt hat, und nicht der König von Ungarn; nach Eurer Verfassung hätte er es ohne Eure Zustimmung nie thun können. Euer immer nur zur Abwehr geneigtes System und die am letzten Reichstag ergriffenen Maßregeln ließen hinlänglich wahrnehmen, daß Eure Wünsche für Erhaltung des Friedens waren. — Ihr Ungarn! Der Augenblick ist gekommen, wieder Eure Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich biete Euch den Frieden an, die vollständige Erhaltung Eueres Gebietes, Eurer Freiheit und Eurer Verfassung, sei es, wie sie immer gewesen oder wenn Ihr sie selbst ändern wollt, wie es der Geist der Zeit und die Interessen der Mitbürger fordern. Ich will Nichts haben von Euch, ich will Euch nur frei und unabhängig sehen. Eure Verbindung mit Oesterreich ist immer Euer Unglück gewesen. Euer Blut ist in entfernten Ländern für Oesterreich geflossen und Eure theuersten Interessen sind immer denen seiner Erbstaaten geopfert worden. Ihr machtet den schönsten Theil seines Reiches aus, und Ihr waret nur eine geknechtete Provinz für Leidenschaften, die Euch fremd waren. Ihr habt Eure nationalen Sitten und Gebräuche, Eure eigene Sprache, Ihr rühmt Euch eines alten und ruhmvollen Ursprungs: erhebt Euch also wieder zur Existenz einer selbständigen Nation! Wählt einen König nach Eurem Sinn, der nur durch Euch regiert, der in Eurer Mitte residiert, der nur von Euren Mitbürgern und Euren Kriegern umgeben ist. — Ungarn! Das verlangt ganz Europa von Euch, das auf Euch hinschaut; das fordere ich mit ihm von Euch! Ein ewiger Friede, Handelsbeziehungen, eine gesicherte Unabhängigkeit: das ist der Lohn, der Euch erwartet, wenn Ihr Eurer selbst und Eurer Vorfahren würdig sein wollt. — Ihr werdet diese freisinnigen und edelmüthigen Angebote nicht zurückweisen, Ihr werdet Euer Blut nicht für schwache Fürsten verschwenden wollen, die immer bestochenen Ministern untergeben und an England verkauft sind, an diesen Feind des Festlandes, der sein Glück auf den Alleinhandel und auf unsere Spaltung stützt. — Vereiniget Euch auf einem Reichstag auf dem Felde Rakocz, und theilt uns Eure Beschlüsse mit!"

Wirkung des Aufrufs.

Welche Wirkung hatte dieser Aufruf, der ins Ungarische übersetzt in Tausenden von Exemplaren im Lande verbreitet wurde? — Gar keine! Wem ein Exemplar zu Handen kam, der überlieferte es den Behörden. Der Fürst Esterhazy, von dem die französischen Zeitungen logen, er sei auf dem Rakoczfelde zum König gewählt worden, kam ins österreichische Hauptquartier und bot dem Kaiser Franz II. seine Dienste an. —

Schlacht bei Aspern und Eßlingen, 21. bis 22. Mai 1809.[1]

Aspern und Eßlingen.

All die eben geschilderten Züge und Kämpfe sind gleichsam nur Vorspiele zu dem Riesenkampf, den 21. bis 22. Mai Napoleon und der Erzherzog Karl, Wien gegenüber, auf der großen Ebene auf dem linken Ufer der Donau kämpften. Athemlos sah ganz Europa den Vorbereitungen zur Riesenschlacht

[1]) Der Krieg von 1809 hat eine reiche Literatur hervorgerufen: Stutterheim schrieb einen ersten Band darüber, seine Papiere für den zweiten vermachte er dem General Bacquant. 1812 gab Valentini, welcher in österreichischen Diensten den Krieg mit-

zu, die entscheiden sollte, ob Napoleons Kaiserthum in den Fluten der Donau untersinke, oder ob die Habsburger in der Nähe desselben Schlachtfeldes, wo der tapfere Rudolf I. durch einen ruhmvollen Sieg das Reich erstritten hatte, — einem Korsen erliegen sollten.

Stellung der Oesterreicher.

Der Erzherzog Karl hatte sich nach den vier Unglückstagen in Bayern nach Böhmen zurückgezogen, hatte dort sein stark gelichtetes Heer ergänzt, neu geordnet und war dann über Budweis zum Entsatze Wiens nach der Donau gerückt, erhielt aber in Mold die Nachricht von der Einnahme der Hauptstadt und lagerte daher am Fuße des Bisamberges östlich von Korneuburg auf dem linken Ufer der Donau. Sein Feldherr Kolowrath versuchte 17. Mai mit der österreichisch-böhmischen Armee bei Linz über die Donau zu dringen, um Bonaparte in den Rücken zu kommen, ward jedoch nach einem scharfen Gefechte bei Urfahr von den Wirtembergern unter Vandamme, und von den Sachsen unter Bernadotte gezwungen, zurückzukehren.

Kolowrath.

Dieser Versuch Kolowraths hing zusammen mit dem Befehle, den Kaiser Franz II. dem Erzherzog Johann ertheilte, seinen Marsch nicht nach Inner-Oesterreich fortzusetzen, sondern über Salzburg an den Inn gegen die Donau oder auch nach Bayern zu ziehen und zu trachten, alle nachrückenden französischen Verstärkungen zu zerstreuen.[1]) „Wird dieser Zweck erreicht," meinte der Kaiser Franz, „so ist in kurzer Zeit die französische Armee so geschwächt, daß sie nichts Wesentliches zu unternehmen im Stande sein wird. Die französische Armee hat durch Gefechte und forcierte Märsche viel gelitten; ihre einzige Communications-Linie mit dem deutschen Reich und Frankreich ist bisnun das rechte Donau-Ufer; sperrt man ihr diese, so befindet sie sich in der verderblichsten Lage und ist für ihre Verwegenheit, ohne Flanke und Rücken in das Herz meiner Staaten gedrungen zu sein, bestraft." Auch Chasteler sollte bei dem Versuche mithelfen. Der Befehl des Kaisers traf jedoch, wie wir oben sahen, zu spät ein und Erzherzog Johann erklärte dessen Ausführung für unmöglich; — „vielleicht wäre sie achtundvierzig Stunden früher möglich gewesen, als Villach noch nicht verloren war."[2])

Sollte aber nicht der Erzherzog Karl auf das rechte Donau-Ufer übergehen? Der Plan ward viel verhandelt. Der Chef des Generalstabs, Generalmajor Wimpfen, verwahrte sich dagegen: „Der Uebergang über einen so großen Strom in der Nähe eines durch einen kühnen Feldherrn angeführten, bisher noch unbesiegten Heeres mit einer durch Unfälle in ihrer Disciplin zerrütteten, wiewohl an Zahl etwas stärkeren Armee, ist ein so gewagtes Unter-

Wimpfen

---

gemacht hatte, den „Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau" heraus, welcher dem edlen Streben Oesterreichs, „aufrecht und mannhaft dem Vordringen des Eroberers Halt zu gebieten", gerecht wird. Hormayrs „Krieg von Inneröſterreich" ist schon erwähnt, ebenso Dumas, Jomini und Marmont. Ritter von Geusau gab 1810 in Wien ein „Historisches Tagebuch merkwürdiger Begebenheiten" heraus, welche sich in Wien im Jahre 1809 zugetragen haben. Graf Labordes „Précis historique de la guerre entre la France et l'Autriche en 1809", Paris 1893, enthält nichts Besonderes. Schon das Motto: „Non alias unquam tantae data copia famae Fortibus, aut campo majore exercita virtus" zeigt, welches Ansehen sich die Oesterreicher durch ihren Heldenmuth errangen. 1843 veröffentlichte Schels in der „Oesterr. Militär-Zeitschrift" aus den Feldacten einen schlichten Bericht über die Schlacht bei Aspern.

[1]) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 319.

[2]) Das Heer von Inneröſterreich, 1809, S. 134.

nehmen, zu dessen glücklicher Ausführung wir weder moralisch noch militärisch genug ausgebildet sind und uns umsoweniger einen Erfolg versprechen können, als bekanntermaßen die Beschaffenheit des rechten Donau-Ufers dem Feinde beinahe überall entschiedene Vortheile darbietet und nirgends die Sicherung unserer Brücken, Komorn ausgenommen, bei irgend einem Ueberfalle gewährt, folglich das Mißlingen den Verlust des größten Theils der Armee nach sich ziehen würde." [1]) — Der Feind könnte also beinahe mit der Gewißheit des Sieges den Uebergang der Oesterreicher in seiner günstigen Lage erwarten, aber in dieser nicht lange verweilen. „Fabius rettete Rom, Daun Oesterreich, nicht durch Eile, sondern durch Zaudern. Diese Beispiele müsse man nachahmen. Unsere Hilfsmittel sind groß, wir sind nahe bei ihnen, der Feind entfernt von den seinigen. Wir schützen durch die Behauptung des linken Donau-Ufers den bei weitem größten Theil der Monarchie; bei einem Tausch der Ufer werden wir unendlich verlieren. Unsere Cavallerie ist geschwächt, die Pferde entkräftet, die Artillerie und das Fuhrwesen äußerst schlecht bespannt; ein Drittheil unserer Artillerie unexerciert, die Mannschaft durch immerwährende Märsche erschöpft, viele Generale und Stabs-Officiere mangeln, Ordnung und Disciplin sind zerrüttet." [2])

Warum Erzherzog Karl nördlich der Donau bleibt;

Aus diesen Gründen erwartete Karl auf dem linken Ufer der Donau den Angriff des Gegners, indem er die letzte Frist benützte, die Mißstände im Heer zu beheben, das er hinter dem Bisamberg aufstellte, um dem Gegner es zu verbergen und ihn zum Uebergang zu reizen, bei dem er ihn überfallen wollte. Von der Höhe des Bisamberges beobachtete Karl alle Bewegungen des Gegners, der eifrig zum Uebergang rüstete. Schels erklärt mit Recht die leichte Bewachung der Lobau als Verlockung: „Der Feind sollte die diesseitige Fläche betreten. Hier sollte ein entscheidender Kampf beginnen. Man hoffte mit wohlbegründeter Zuversicht auf den einstigen Erfolg. Alle Vorbereitungen ließen den heldenmüthigen Entschluß des österreichischen Oberfeldherrn wohl erkennen, daß er selbst diesen Kampfplatz wohlgewählt habe, daß er den Feind da erwarte und mit ihm um die Siegespalme ringen werde. Am Rande des Schlachtfeldes — im Momente, als der Feind aus seiner Brücke und den Auen in die Ebene treten würde, wollte der Oberfeldherr das sich entfaltende feindliche Heer angreifen und schlagen." [3])

sein Plan.

Strom-Uebergänge.

Das glückliche Ueberschreiten eines großen, reißenden Stromes, hinter dem ein stark gerüsteter Feind steht, galt von je als eine der glänzendsten Leistungen eines großen Feldherrn. Die Schwierigkeit des Uebersetzens war hier umso größer, als die Donau durch das Schmelzen des Schnees in den Bergen mit jedem Tage höher stieg und ihre Wellen trüber, reißender wurden. In der Nähe von Wien

---

1) Wertheimer, l. c. Bd. II, S. 320.
2) Beer, l. c. S. 383—384.
3) Oesterr. Militär-Zeitschrift, Bd. I, S. 61.

mußte Napoleon jedoch den Strom überschreiten, denn dort brach ein Aufstand aus, sobald er sich entfernte, und dann kam der Erzherzog Karl in die Hauptstadt, ganz Oesterreich erhob sich und alle bisherigen Siege waren umsonst. Oder er mußte mit 40.000 Mann die Bevölkerung bewachen, die ihm dann bei einer Schlacht fehlten. Also Napoleon war an Wien gebunden und der Erzherzog war an Napoleon gebunden, den er ja aus Oesterreich vertreiben sollte. Thiers sagt darum recht gut: „Wien war der nothwendige Uebergangspunkt. Die beiden Gegner waren an diesen Punkt gefesselt; Napoleon, weil er Wien nicht räumen durfte, der Erzherzog Karl aber war durch die Anwesenheit Napoleons an Wien gebunden." — Die „Oesterreichische Militär-Zeitschrift" bemerkt:[1] „Wenn der Generalissimus trachten mußte, einen Donau-Uebergang des Gegners zu vereiteln und letzteren im Detail zu schlagen, so bestand anderseits für den Kaiser Napoleon die Nothwendigkeit, diesen zu wagen, und anzugreifen, bevor noch die österreichische Armee im Marchfeld sich durch die Truppen unter dem Erzherzog Johann und Feldzeugmeister Kolowrat bedeutend verstärken konnte; es war dies für ihn ein strategischer Zwang, der sich nicht beheben ließ. Deshalb zog er alle Kräfte und Mittel bei Wien zusammen und betrieb den Brückenschlag in der Lobau mit dem angestrengtesten Eifer." Wien.

Eine Meile oberhalb Wien war im Strom eine Insel, Schwarzlaken, Nußdorf gegenüber, die als Stützpunkt für zwei Brücken geeignet schien; auf diesen zwei Brücken, eine vom Festland rechts und eine von der Insel nach dem linken Ufer, erschien ein Uebergang über den Strom möglich. Dieser wurde hier versucht; Saint-Hilaire setzte auf Kähnen 600 Mann auf die Insel. Hiller aber war sehr aufmerksam und sandte, ehe jene ankamen, einige Bataillone, welche dann die 600 Franzosen nach tapferem Widerstand tödteten oder gefangen nahmen. Dieser Unfall bewog Napoleon, seine ganze Aufmerksamkeit der Insel Lobau zu widmen, und er beauftragte Massena mit der obersten Leitung. Schwarzlaken.

Die Insel Lobau bot viel mehr Vortheile für einen Uebergang, einmal durch ihren Umfang, sie war zwei Stunden lang und fünfviertel Stunden breit;[2] sie war bewaldet und in ihrer Mitte war man von Bäumen verdeckt und gegen die österreichischen Kugeln geschützt; von ihr aus hatte man nur noch einen Canal von sechzig Klaftern bis zum linken Ufer zu überschreiten. Aber um auf sie zu gelangen, mußte man von Ebersdorf aus zwei Arme der großen Donau überschreiten, von denen der erste 240 Klafter, der andere 120 Klafter breit war; eine Sandbank trennte sie. Man mußte also drei Brücken schlagen, die letzte im Angesicht des Feindes. Zu diesen Schiffbrücken waren 70 bis 80 große Fahrzeuge nöthig. Die Oesterreicher hatten aber, in der Ueberzeugung, daß vom Uebergang der Franzosen über die Donau die Hauptwendung im Kriege abhänge, alle großen Fahrzeuge vernichtet oder nach Preßburg hinunter geführt. Um diese Fahrzeuge zu verbinden und festzuhalten, benöthigte man starke Taue und starke eiserne Anker, solche waren jedoch nicht vorräthig, da sie bei den früheren Brücken, Pfahlbrücken, nicht nöthig waren. Weil die Bereitung von Ankern in den Eisenwerken der Steiermark viel Zeit erforderte und Aufsehen gemacht hätte, weil ferner, um den Feind zu überraschen, Alles schnell und in größter Stille Lobau. Nöthige Brücken. Schiffe. Taue und Anker.

---

[1] Jahrgang 1863, Bd. II, S. 13.

[2] „Die Gestalt der Lobau stimmt bei einem Umfang von 7000 Klaftern mit einer Glocke so ziemlich überein, deren Oeffnung nach Südost gekehrt ist." Heller von Hellwald, Der Feldzug 1809 in Süddeutschland. Wien 1864. S. 14.

geschaffen werden sollte, kam Napoleon auf den Gedanken, statt der Anker schwere Kanonen, deren man in Wien 500 gefunden hatte, und Kisten, die mit Kanonenkugeln gefüllt waren, im Wasser zu versenken. Napoleon überwachte mit Sorgfalt die Arbeiten und Massena betrieb die Vorarbeiten so rasch, daß sie am sechsten Tag schon vollendet waren, und so heimlich, daß die Oesterreicher Nichts ahnten und nicht einmal die Wachen auf der Insel Lobau verstärkten, oder Nichts zu ahnen schienen, um die Franzosen in ihrem Unternehmen zu bestärken.[1])

Massena.

Beginn des Zuges.

Die Operation begann 18. Mai, wo Napoleon sein Hauptquartier von Schönbrunn nach Ebersdorf verlegte. Am 19. Mai, Abends zehn Uhr, stießen die ersten Boote vom Ufer ab; die Oesterreicher, welche die Insel bewachen sollten, merkten die Annäherung des Feindes erst, als der Kiel seiner Boote das Ufer berührte. Die Tirailleurs sprangen an das Ufer und vertrieben die österreichischen Wachen. General Molitor war es, der diese Mannschaft bis in die Mitte der Insel führte und sie dann hinter einem kleinen und durchwatbaren Canal halten ließ. Indeß schlug der Artillerie-General Pernetti die große Brücke, zu welcher er siebzig große Fahrzeuge benöthigte. Bis 20. Mai Mittags hatte er mit Befestigung der großen Brücke zu thun, welche die Donau öfter durchriß. Dann wurde eine Bockbrücke über den Canal gebaut, der etwa zwölf Klafter breit, die Lobau durchzieht. Sofort ging es an den Bau der dritten Brücke, die über den kleinen Arm der Donau führte. Die Franzosen meinten, er sei so breit wie die Seine bei Paris. Rechts und links wurde sogleich Artillerie in Menge aufgestellt, um die Oesterreicher an der Zerstörung der Brücke zu hindern. Aber kein Widerstand zeigte sich, der Erzherzog schien von der französischen Landung auf Lobau noch gar Nichts zu wissen. In drei Stunden war die letzte Brücke, die aus fünfzehn Pontons bestand, fertig. Mit vier Regimentern Cavallerie zog Lasalle zuerst auf das linke Ufer, dann kamen Voltigeurs; man stieß nur auf kleine Detachements und kam so in die Dörfer Aspern und Eßlingen. Ein Graben, der nicht tief war und Wasser der Donau abführte, verband die beiden Dörfer, nebst einem niederen Damme. Die Division Molitor übernachtete in Aspern, die Division Boudet in Eßlingen. In beiden wohlhabenden Dörfern waren breite Straßen und steinerne Häuser, in Aspern um die Kirche ein ummauerter großer Friedhof, in Eßlingen ein großes steinernes Kornmagazin, genannt der Schüttkasten, die als Stützpunkte bei einem Kampfe gelten konnten.

Molitor.

Die Brücken.

Pernetti.

Lasalle.

Aspern.

Vor ihnen war ein kleines Gehölz, in welchem die Reiterei Lasalles bivouakierte; hier übernachtete Napoleon angekleidet, unter einer Abtheilung seiner Garden. In der Nacht trafen widersprechende Nachrichten ein: bald, die Brücke sei von den Fluten durchrissen, bald, das Heer des Erzherzogs sei zur Schlacht bereit in der Nähe, dann, es sei nur das Corps des Generals Hiller, das man vor sich habe. Die ganze Nacht hindurch ging der Zug des Heeres über die Brücken, langsam, mühsam, Fußvolk, Artillerie, Reiterei, vierzehn Regimenter Kürassiere unter Espagne, dem berühmten Reitergeneral. Man stand in einer großen Ebene, die bäuerlicher Fleiß in grüne mit Blumen geschmückte Wiesen

---

[1]) Sehr anschaulich ist dieser Brückenbau in einer Reihe von Bildern dargestellt im dritten Bande von Laborde, Voyage pittoresque en Autriche, Paris 1821—1823, Fol., III voll. Der dritte Band führt den Specialtitel: „Précis historique de la guerre entre la France et l'Autriche, Paris 1823, avec 40 planches, cartes, plan des batailles et culs de lampe.“ Eine billige Ausgabe des dritten Bandes, in Octav, Text und Karten, erschien 1823 in Paris mit 25 Tafeln in Folio.

und prangende Kornfelder umgewandelt hatte, die im Hintergrund von Bergen umschlossen war, welche einen Kreis darum zu bilden schienen. Die Kirche von Aspern sammt dem ummauerten Gottesacker stand damals auf einer kleinen Erhöhung, um die eine Vertiefung lief, die jetzt ausgefüllt ist.

Berthier.

Gegen Mittag erblickte Berthier vom Kirchthurm zu Eßlingen aus eine Wolke von Reiterei, vor und hinter ihr das Heer des Erzherzogs in Schlachtordnung die geneigte Ebene herabsteigen.

Das Heer des Erzherzogs.

Der Erzherzog Karl hatte von den Höhen des Bisamberges die Bewegung der französischen Heeresmassen beobachtet; er war überzeugt, daß es jetzt zur Schlacht kommen solle; er wollte Napoleon nicht hindern über die Donau zu setzen, wohl aber am linken Ufer sich festzusetzen und seine Mannschaft im Marchfeld zu entfalten.[1]) Dadurch, daß er seine Vorposten vom Donau-Ufer zurückzog, brachte er Napoleon den Glauben bei, er wolle sich streng in der Defensive halten und aufgesucht werden müssen. Darum war Napoleon höchst begierig, die Stellung der Oesterreicher selber zu sehen, und ritt früh Morgens mit Berthier, Bessières, Lannes und Massena nördlich der Mühlau dem linken Ufer der Donau entlang. Die Ansichten waren getheilt. Bessières versicherte, seine leichten Reiter hätten stundenweit das Marchfeld durchritten und keinen Feind gefunden; nur Mouton behauptete, die ganze feindliche Armee stehe auf kurze Entfernung kampfbereit. Napoleon ritt jetzt nach der Lobau zurück, um an der Brücke zu raschem Uebergang zu treiben, und kehrte dann nach Aspern zurück, um sein Heer fächerartig zu entfalten, voll Siegeshoffnung; zum Pfarrer von Aspern sagte er in fröhlicher Laune: „In einer Stunde liegt Oesterreich zu meinen Füßen!“ Er sollte sich jedoch diesmal bitter täuschen. Seine Schlachtordnung hatte allerdings zwei gutgewählte Stützpunkte, Aspern und Eßlingen; jede Abtheilung, die über die Brücken ankam, reihte er in die Linie zwischen Aspern und Eßlingen ein — von hier aus gedachte er fächerartig die Colonnen zu entfalten. Der Erzherzog ließ ihm keine Zeit dazu. In einem großen Halbkreis, zu dem der Graben zwischen Aspern und Eßlingen den Durchmesser bildete, stellte er sein Heer auf, ging sogleich auf die Stützpunkte los und verhinderte dadurch den Gegner, seine Massen zu entfalten. Napoleon wollte offensiv vorgehen und war jetzt zur Defensive gezwungen. Je weiter der Erzherzog vorrückte, um so schrecklicher wirkte seine Artillerie auf die französischen Massen, um so schwächer wurde Napoleons Hoffnung, das österreichische Centrum zu durchbrechen.

Aufmarsch Napoleons.

Thiers.

Thiers bemerkt: „Der Erzherzog hatte schon am 19. Mai die Kunde erhalten vom Erscheinen der Franzosen auf der Insel Lobau und erst am 20. Mai daran gedacht, sie an der Spitze seiner Reiterei zu recognoscieren; hierauf hatte er die Franzosen in der Nähe beobachtet und sich von ihrer Absicht überzeugt,

[1]) Heller v. Hellwald — in der „Oest. Militär-Zeitschrift“, 1864, Bd. II, S. 25.

dennoch erst am 21. Mai früh seine Truppen in Bewegung gesetzt, so daß er sich am Nachmittag desselben in Linie befand. Wäre er am 20. Mai Abends oder am 21. Mai früh zwischen Aspern und Eßlingen erschienen, so würde sich der bereits über den Fluß gesetzte Theil der französischen Armee in einer unermeßlichen Gefahr befunden haben. Napoleon aber erblickte in dem, was man ihm meldete, nur das, was er selbst gewünscht hatte, nämlich die Gelegenheit, die österreichische Armee zu schlagen und mit ihr zum Ende zu kommen." — Thiers macht damit dem Erzherzog, den er sonst hochachtet, einen leisen Vorwurf der Säumigkeit. Doch nach den Erfahrungen, die der Erzherzog gemacht, hatte er allen Grund, bedächtig zu sein, sein Heer war ja die letzte Hoffnung Oesterreichs. Nach den Befehlen, die er gab, große Holzstämme, Flöße, die doch auch Zeit erforderten, in den Strom zu werfen (— ein Hauptmann von Magdeburg vollzog diese Maßregel —) damit sie die Brücken zerrissen, scheint es, daß Alles wohl erwogen war, und daß er Napoleon über die Donau zur Schlacht kommen lassen wollte, um ihn für seine Verwegenheit zu züchtigen.

Thiers über den Plan des Erzherzogs.

Stimmung im Heer.

Als das Heer den Ruf zur Schlacht vernahm, brauste ein Jubel auf, der nicht enden zu wollen schien. Mit Enthusiasmus ward der Erzherzog begrüßt, eine glühende Hoffnung erfüllte diese tapferen Männer, Vergeltung zu üben für das viele Leid, das der Korse und seine Genossen Oesterreich angethan. Vor ihren Augen lag die Kaiserburg und lag Wien, von dessen Thürmen und hohen Häusern ihre Eltern, Brüder und Schwestern auf das Schlachtfeld herabblickten, auf dem sie in tapferem Kampfe die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen sollten. Rasch und freudig schritten die Reihen in die Ebene hinab, das Vertrauen auf ihren Feldherrn war felsenfest. Heller bemerkt von ihm: „Es war ein hervortretender Charakterzug dieses Prinzen und liefert den deutlichsten Beweis von dessen seltener Begabung als Mensch und als Feldherr, daß Alle, die unter ihm dienten, trotz seiner militärischen Strenge und soldatischen Zurückhaltung, ihn wahrhaft vergötterten und ihm mit Leib und Seele zugethan blieben bis an ihr Ende."[1]) Singend ging man in die Schlacht; Nationallieder und Jodelrufe ertönten, und Lieder in allen Weisen des vielsprachigen Oesterreich. Völker verschiedener Sprachen und Sitten, aber einig in der Liebe zum Vaterland, dem großen und schönen Oesterreich.

Napoleon will umkehren.

Napoleon wurde gemeldet, daß die Brücke wieder unterbrochen sei, und schon erließ er den Befehl, nach der Lobau zurückzukehren, allein Molitor machte ihn auf die Stärke der Stellung in Aspern und Boudet auf die Stärke Eßlingens aufmerksam; gebe man die beiden schon besetzten Orte auf, so sei der Kampf vielleicht auf lange Zeit verschoben und lasse man sich die Gelegenheit zum Siege vielleicht für immer entschlüpfen. In diesem Augenblick brachte ein Reiter die Nachricht, daß die Brücke wiederhergestellt sei, und der Marsch der Truppen ungestört vorsichgehe. Da ertheilte Napoleon an Lannes das Commando des rechten Flügels mit Eßlingen, und Massena das Commando des linken Flügels mit Aspern. Den Raum zwischen Aspern und Eßlingen sollte die Reiterei und die Zwischenräume die Artillerie ausfüllen. Die Schützen warteten im Graben

[1]) Heller v. Hellwald, Der Feldzug 1809 in Süddeutschland. Wien 1864, S. 13.

auf die Ankunft der Oesterreicher. Nach und nach trafen die Truppen ein. Wie stark Napoleon war, wie stark die Oesterreicher, darüber ist viel gestritten worden. Horsetzky glaubt der Wahrheit am nächsten zu sein, wenn er annimmt, daß 105.000 Oesterreicher 110.000 Franzosen gegenüber standen.[1]) Der amtliche Bericht an den Kaiser sagt, daß 75.000 Oesterreicher in Verwendung waren gegen 80.000 Franzosen.[2])

Zahl der Kämpfer.

Der Erzherzog Karl theilte sein Heer in fünf starke Colonnen; weil ihm die Cavallerie der Franzosen an Zahl überlegen war, so schickte er starke Reiterschwärme voraus, um die Richtung des Angriffs zu verdecken. 257 Kanonen waren unter die Corps vertheilt. Hiller sollte längs der Donau über Stadlau vorrücken; die zweite Colonne, bei welcher sich der Erzherzog selber befand, sollte unter Bellegarde, über Leopoldsau, tapfer Aspern angreifen; die dritte Colonne unter Hohenzollern sollte, über Breitenlee, gleichfalls Aspern angreifen, welches die Brücke der französischen Armee zu decken schien. Die vierte und fünfte Colonne, von Rosenberg geführt, sollten Eßlingen nehmen und Enzersdorf besetzen. Die Verbindung beider Heeresmassen sollte die Cavallerie-Reserve unter dem Fürsten Johann Liechtenstein bilden, er solle über Aderklaa vorrücken, aber stets in einer solchen Entfernnng zwischen den Spitzen der dritten und vierten Colonne, um erforderlichen Falls bei der Hand zu sein, das Gros der feindlichen Cavallerie zurückzuwerfen. Rückwärts bei Breitenlee standen die Elite-Grenadiere als Reserve. Kolowrath stand Linz gegenüber. Die Reste vom Corps des Erzherzogs Ludwig standen Wien gegenüber bei Stammersdorf. Im Heerbefehl war ausdrücklich gesagt, der Feind solle über die ersten Arme der Donau zurückgeschlagen, seine Brücken aber sollen zerstört, das Ufer der Lobau mit zahlreicher Artillerie, besonders mit Haubitzen, beschossen werden.[3])

Oesterreichische Aufstellung.

Die Schlacht begann 21. Mai, Mittags nach zwei Uhr, mit Hillers Angriff auf Aspern, das dem Nachtrab Molitors, nebst einer Wiese, genommen wurde, von der aus man die Brücke bedrohen konnte. Molitor kam aber, als Napoleon von der Rückkehr abstand, an der Spitze von zwei der besten Infanterie-Regimenter und nahm mit einem Bajonnett-Angriff Aspern wieder, schritt noch über dasselbe hinaus und benutzte jedes Mittel, um den Hauptstoß Hillers, der jetzt selber anrückte, abzuwehren, wobei ihm Massena zu Hilfe kam. Aber Hiller kam wieder, von Bellegarde unterstützt. Massena wirft dem heranstürmenden österreichischen Fußvolk sechs Regimenter Reiterei unter Marulaz entgegen. Die Oesterreicher bilden Vierecke, vor denen Marulaz zuletzt umkehren muß, deren Andrang er jedoch gegen Aspern verspätet hat, in welches die Oesterreicher wieder eindringen, sodaß um jedes Haus, um jeden Garten gekämpft wird, und zuletzt das Dorf in Flammen aufgeht. Sechsmal erstürmten die Oesterreicher das Dorf,

Kampf um Aspern.

[1]) Horsetzky, Die Feldzüge der letzten hundert Jahre. Wien 1889.

[2]) So die „Relation von der Schlacht bei Aspern auf dem Marchfeld am 21. und 22. Mai 1809 (Feldacten) von Erzherzog Karl, aus dem k. k. Cabinets-Archiv, Nr. 650.“ Der Bericht betont, daß einige Rasttage am Fuß des Bisamberges nach den letzten anstrengenden Märschen für die Truppen nöthig waren, und daß der Erzherzog keineswegs die Absicht hatte, den Uebergang des Feindes über die Donau zu hindern, sondern ihn am folgenden Tage anzugreifen. Weiters sagt der Bericht: „Die unübersehbare Ebene des Marchfeldes lag wie ein Teppich vor der Front der Stellung und schien von der Natur, mit Hinwegräumung aller Hindernisse, zum Schauplatz einer großen Weltbegebenheit geschaffen zu sein.“

[3]) Die in Gerasdorf erlassene Disposition bei Valentini, l. c. S. 68—71, und Heller von Hellwald, l. c. Bd. II, S. 26—28, auch in den Relations-Bogen Nr. 650.

sechsmal entrissen es ihnen die Franzosen. Massena hat, auf dem Kirchhof unter hohen Linden stehend, unter dem Krachen der Aeste und dem Anschlagen der Kugeln auf den Kirchthurm, den Widerstand mit einer bewundernswerthen Ruhe und Sicherheit geleitet. Doch wurden er und Molitor durch den siebenten Ansturm hinausgedrängt; Nachts um eilf Uhr waren die Oesterreicher im Besitz des Kirchhofs. Massena und Molitor behaupteten nur einzelne Häuser. Als später Murat einmal spotten wollte über die Oesterreicher, erwiderte ihm Napoleon: „Sie haben die Oesterreicher nicht bei Aspern gesehen — und wissen nicht, was schrecklich ist!"

Kampf um Eßlingen.

Nicht weniger hartnäckig wurde um Eßlingen gekämpft, das von Rosenberg angegriffen und von Boudet vertheidigt wurde. Bald schloß sich auch Hohenzollern diesem Angriff an, von der Cavallerie des Fürsten Liechtenstein unterstützt. Da befahl Lannes, daß Bessières mit seinen vier Kürassier-Regimentern angreife; ihn unterstützte Espagne. Gegen diese entsendet der Erzherzog in Masse seine Reiterei; ein heißer Kampf entspinnt sich, in welchem Espagne, der beste Reitergeneral, getödtet, und Bessières nur durch die Reiter Lasalles gerettet wird. Hin und her wogte der Kampf, doch war es den Oesterreichern nicht möglich, das französische Centrum zu durchbrechen. Sechs Stunden hatte die Schlacht schon gedauert, als der Erzherzog das Feuer einstellte und den Seinen Rast für die Heldenarbeit des nächsten Tages gewährte. Im Centrum war Liechtenstein der Held des Tages gewesen, immer kampffreudig, immer besonnen und immer rasch den Seinen zur Hilfe. Obschon er sich immer im heißesten Kampf bewegte, so hatte er doch ein wunderbares Glück, er wurde nicht verwundet, aber sein Federbusch wurde von Kugeln ganz krummgebogen; ja, er wurde in seinem ganzen Leben, obschon er 132 Schlachten und Gefechte mitgemacht hatte und ihm 24 Pferde unter dem Leibe erschossen worden, nur einmal und zwar bei Wagram, schwer verwundet. Am heißen Tage des 21. Mai war seine einzige Labung ein Stück Zucker und ein Glas Wasser, die ihm Oberst Roussel reichte. Er war furchtlos bis zur Tollkühnheit und brachte die Nacht vom 21. auf den 22. Mai auf Vorposten zu, auf Pistolenschußweite vom Feind. Johannn von Liechtenstein war damals ein Fünfziger und doch biegsam wie ein Jüngling.

Sehen wir zurück auf den 21. Mai, so war der Aufmarsch in Colonnen sehr wirksam und imposant, eine war immer in Berührung mit der anderen, sah die andere, wußte, daß sie von ihr unterstützt werde, und das gab allen Muth und regte zum Wetteifer an. Indem der Erzherzog sogleich auf die Stützpunkte der Gegner losging, umklammerte er sie mit eisernen Armen. Napoleon, der selber in die Gefechtslinie ritt, merkte bald, daß ihm nur die Defensive bleibe. Auf Aspern verwendete der Erzherzog übrigens mehr Kraft, als auf Eßlingen, drei Colonnen, auf Eßlingen nur zwei: es scheint, er wollte von Aspern aus die feindliche Stellung aufrollen und die Brücken bedrohen; auch waren Hiller und Bellegarde energischer und ausdauernder als Rosenberg.

In Aspern war die Kirche, der Kirchhof, das Pfarrhaus gleichsam die Citadelle, in Eßlingen der Schüttkasten, ein massives, drei Stock hohes Gebäude, mit Raum für einige hundert Mann. Angriff und Vertheidigung waren in Aspern gleich ausgezeichnet.[1]) Abends fünf Uhr befahl der Erzherzog die

[1]) Der amtliche Bericht sagt über den Kampf um Aspern: „Beide Theile erkannten die Nothwendigkeit Aspern auf das Aeußerste zu behaupten, und so folgten wiederholt die hartnäckigsten Anstrengungen im Angriff und in der Vertheidigung. Man focht in jeder Gasse, in jedem Hause und in jeder Scheuer. Wagen, Pflüge, Eggen mußten unter einem

Erstürmung, koste es, was es wolle; er ritt selber vor, mit dem Ruf: „Muthig voran, für das Vaterland!“ — Murmann, der Führer des nächsten Bataillons, antwortete: „Tausend Leben für unsern Erzherzog!“ — „Wohlan, Major,“ rief der Erzherzog, „führen Sie das Bataillon zum Sieg!“ — Murmann war auch der erste, der die Kirchhofmauer überstieg; dem General Vacquant, der den Kirchhof eroberte, wurden drei Pferde unter dem Leibe erschossen. Die Kirche brannte, der Thurm brannte, das Pfarrhaus brannte, die Häuser des Dorfes brannten. Die Hitze und die Kampfwuth, das Geschrei, das Aechzen der Verwundeten, der Qualm waren grauenhaft. Zweimal suchte Napoleon durch einen Massenangriff seiner Reiterei an diesem Tage sich Luft zu machen. Aber die österreichischen Bataillone ließen kaltblütig die Franzosen bis auf zwanzig Schritte nahe kommen, und gaben dann eine so wirksame Salve, daß den Reitern alle Lust verging. Als Aspern in den Händen der Oesterreicher war, blieb Eßlingen der einzige Rettungshort. Napoleon sandte neun frisch angekommene Bataillone dahin und suchte noch in der Dämmerung durch einen Reiterangriff die Oesterreicher zu überraschen; — doch vergebens! Den ersten, den Flankenangriff, wies Roussel, den zweiten, den Napoleon selber machte, schlug Liechtenstein rasch und besonnen mit Verlust für die Feinde zurück.

Der Abend des 21. Mai.

Das Dunkel der Nacht und die Ermüdung machten endlich dem Streit ein Ende. Napoleon zog seine Kampflinie zurück. Man lagerte ungefähr 1500 Schritte von einander. Die Oesterreicher blieben in der Schlachtordnung, welche sie den Tag über behauptet hatten, die einzelnen Armeecorps gut aneinander geschlossen; die Infanterie lagerte in Bataillonsmassen.[1]) Die Oesterreicher besaßen Aspern, die Franzosen Eßlingen; von beiden Dörfern stiegen Flammen auf. Der Erzherzog hatte den Befehl hinausgegeben: „Die Truppen haben mit dem frühesten Morgen unter Gewehr zu stehen, durch häufige Patrouillen alle feindlichen Bewegungen zu erforschen und in Breitenlee ihren Munitionsersatz zu bewirken.“ Tiefe Ruhe war also nirgends. Wie mancher, der, das Gewehr im Arm, da lag, mochte denken: „Ruhe ist nur über den Sternen und unten in Gräbern!“ — Botschaften gingen hin und her.

Der Erzherzog war überzeugt, daß Napoleon seinen Plan, feste Stellung im Marchfeld zu gewinnen, und seine Hoffnung zu siegen nicht aufgebe, und rüstete zur Entscheidung: er zog aus Gerasdorf die Reserve nach Breitenlee herab, 8000 Mann, ein ausgezeichnetes Corps, das einzige, welches am ersten Schlachttag nicht zur Verwendung gekommen war, während Napoleon in der Nacht viele frische Truppen heranzog und zum Kampf anfeuerte.

Der amtliche Schlachtbericht sagt, daß das Wetter den schönen Tag verherrlicht habe. Was versteht er unter dem schönen Tag? „Zum erstenmale hatte Napoleon eine Niederlage in Deutschland erlitten und trat in die Reihe der kühnen Feldherren zurück, die dem Wechsel des Schicksals erlagen. Der

---

unausgesetzten Feuer hinweggeräumt werden, um mit dem Feind handgemein zu werden; jede einzelne Mauer war ein Hinderniß für den Angreifer und ein Schutz für den Vertheidiger. Der Kirchthurm, hohe Bäume, die Böden und Keller mußten erobert werden, wenn man des Ortes sicher sein wollte und doch war der Besitz von wenig Dauer und nicht sicher, denn kaum hatte man sich einer Gasse, eines Hauses bemächtigt, so erstürmte der Feind ein anderes und zwang uns das vorige zu verlassen. So dauerte dieser mörderische Kampf mehrere Stunden. Deutsche Bataillone wurden durch ungarische und diese durch die Wiener Freiwilligen unterstützt — und alle wetteiferten in Muth und Standhaftigkeit.“

[1]) Heller von Hellwald, l. c. Bd. II, S. 40.

Zauber seiner Unüberwindlichkeit war gelöst; er galt nicht mehr als das unbezwingbare Schoßkind des Glückes. Neue Hoffnungen beängstigten die gebeugten Völker. Für die österreichischen Heere war der 21. Mai ein Tag des Ruhmes, des Selbstvertrauens, des inneren Kraftgefühles. Niedergebeugt im Staube lagen ihre stolzen Gegner vor den Felsenmassen unseres Fußvolkes und die Gegenwart des Soldatenkaisers vermochte nicht mehr den Helden Oesterreichs den errungenen Lorbeer zu entreißen; Napoleons Ruhm und Existenz stand zu sehr auf dem Spiele, als daß ein neuer Kampf am folgenden Tag zu bezweifeln war." Darum heißt der 21. Mai 1809 der schöne Tag, der fröhliche Tag.

Nacht vom 21. bis 22. Mai 1809.

In der Nacht erhielt Napoleon Verstärkung vom rechten Donau-Ufer her, obschon Baumstämme, Flösse, brennende Mühlen die große Brücke zweimal durchbrochen hatten; Bertrand und Pernetti verstanden sie immer wieder zu ergänzen. Es kamen Garden, es kamen Kerntruppen, die unter Lannes und Davoust standen, es kam Artillerie und Munition. Napoleon nahm in der Nacht seinen Platz in der Nähe der kleinen Brücke, um seine Soldaten durch seinen Blick und durch die Mahnung, es gelte den letzten Stoß auf die schon zertrümmerte Macht Oesterreichs zu führen, zu befeuern und Anordnungen zu geben, wo sie sich aufstellen sollten. Als Napoleon einen Moment schlummern wollte, weckte ihn der Streit zwischen Lannes und Bessières. Lannes hatte beim großen Angriff auf das Centrum an Bessières den Befehl gesandt, er solle angreifen, aber mit Nachdruck,[1]) und dieser die Antwort zurückgesandt: Das habe er immer gethan! Beide fühlten sich beleidigt und waren daran, ihren Streit mit dem Degen auszufechten, als Napoleon Ruhe gebot. Den Plan, den er am 21. Mai gehegt, das österreichische Centrum zu durchbrechen, hoffte er am 22. Mai zu verwirklichen.

Lannes und Bessières.

Kaum graute der Morgen am 22. Mai, so knallten auf beiden Seiten die Flinten der Schützen. Napoleon saß zu Pferd bei der Ziegelei, umgeben von seinen Marschällen und ertheilte seine Befehle. In der Nacht waren 22.000 Mann frische Truppen über die Lobau zu seinem Heere gestoßen, und waren viele Kanonen, viele Munition über die Brücken ihm zugezogen. Heute rechnete er sicher auf Sieg. Er befahl Massena Aspern, namentlich die von Vacquant besetzte Kirche, zu erobern; er befahl Lannes, Eßlingen gegen alle Angriffe zu vertheidigen und dann mit einem Heereskeil die feindliche Mitte zu durchbrechen und das österreichische Heer, das wie am vorigen Tag einen großen Halbkreis bildete, in zwei Hälften zu theilen. Davoust, der bisher auf dem rechten Ufer der Donau Wien gedeckt und den Abzug der Truppen auf das linke Ufer beaufsichtigt hatte und jetzt in jedem Augen-

Napoleons Schlachtplan.

[1]) „Je lui ordonne de charger à fond!" Beide waren Marschälle, darum fühlte sich Bessières auch verletzt durch das Wort: „Je lui ordonne". Beide haßten einander aus Eifersucht, seit lange. Vgl. darüber chap. XVII in Marbots Memoiren, II. Lannes hatte sich mit Murat um die Hand der Karolina, der Schwester Napoleons, beworben. Bessières machte den Fürsprecher für Murat. Bei dem Streit an diesem Abend warf Lannes seinem Gegner vor: „Depuis ce matin vous paradiez devant l'ennemi sans l'aborder franchement."

blick erwartet wurde, sollte den Vorstoß des Lannes auf dessen rechter Seite decken. Lannes hatte diesmal 45.000 Mann unter sich und die Hauptaufgabe, auf seinem Flügel die Offensive zu ergreifen und die österreichische Schlachtordnung aufzurollen oder zu durchbrechen.

Massena und Lannes.

Massena eilte, Aspern zu erobern, Lannes eilte, Eßlingen zu vertheidigen, das Rosenberg zu erobern suchte. Um beide Dörfer drehte sich lange der Kampf. Massena nahm neunmal Aspern, nahm die Kirche, aber die Oesterreicher kamen wieder und vertrieben ihn neunmal; mit Erbitterung wurde um jede Stelle in demselben gestritten, wie am Tage vorher. Napoleon benützte den Nebel, um durch seine Reiterei die ungarischen Regimenter des Generals Hiller anzugreifen, die aber muthig widerstanden und die Kürassiere mit großem Verlust zurückwarfen. Hiller behauptet mit Recht, nie habe es in früherer Zeit eine Schlacht gegeben, in welcher die Unbesiegbarkeit einer guten Infanterie und die richtige Anwendung taktischer Formen im Kampfe gegen Cavallerie augenscheinlicher hervortraten, als bei Aspern. Mit gesteigerter Erbitterung wurde gestritten, mit Säbel und Bajonnett, 400 Kanonen donnerten gegen einander, die ältesten Soldaten erinnerten sich nicht, je ein ähnliches Feuern gehört zu haben. Es war eine Riesenschlacht, die blutigste seit Beginn der französischen Revolution. Gefangene wurden wenig gemacht.

Die Sturmcolonne.

Indeß bildete Lannes, der Herzog von Montebello, den Schlachtkeil, mit dem er das österreichische Centrum durchbrechen sollte, aus 20.000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern; während Boudet Eßlingen vertheidigte. Voran ging die Division Saint-Hilaire in regimentsweise geschlossenen Colonnen, um gegen den Ansturm der Reiterei gesichert zu sein. Dann kamen die Divisionen Claparède und Thurreau und links Reiterei. Es waren die besten Regimenter, welche diesen Stoß ausführen sollten. Es ging voran im Sturmschritt unter lautem Jubelruf, woran die Oesterreicher, während ein starker Nebel von der Donau aufstieg, die Annäherung der Gefahr erkannten. Gewaltige Artilleriemassen gingen den Colonnen voran und gaben von Zeit zu Zeit Salven, die ganze Glieder niederwarfen. Der Stoß war, nach Lannes' Art, „mit Nachdruck geführt", er sollte unwiderstehlich sein. Wirklich wurden auch einige Bataillone der Oesterreicher zertrümmert. Flüchtlinge riefen, die Schlacht sei verloren. Einzelne Reiter der Franzosen drangen bis Breitenlee vor. In der Nähe des Erzherzogs wird Colloredo von einer Kugel zum Tod getroffen. Der Erzherzog kann dem Freunde nur noch die Hand drücken, als stummes Zeichen des Schmerzes über den Verlust. Er fühlt, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei; er ergreift die Fahne des Regimentes „Zach", das gerade weichen will, spricht einige Worte von Mannesehre, Pflicht und von Muth, der das Vaterland retten müsse, und geht mit ihr voran. Das Beispiel des Feldherrn begeistert; das Regiment hält Stand, die Reserve aus Breitenlee greift ein und schließt die Lücken, die Artillerie

Höchste Gefahr.

Erzherzog Karl.

Wendung der Schlacht.

gibt in nächster Nähe Salven, die ganze Reihen niederreißen; die französische Colonne stockt und will nicht mehr voran. Vergebens versuchen die französischen Reiter die Carrés zu sprengen; diese bleiben stark wie festgewurzelte Eichbäume, kein Viereck mehr wird von ihnen gesprengt — und jetzt wirft sie Fürst Johann Liechtenstein auf ihr eigenes Fußvolk zurück. Die ganze österreichische Linie geht voran, nimmt links Eßlingen weg, nur in dem großen steinernen Gebäude behaupteten sich die Franzosen, und in Aspern schien Massena unüberwindlich. Beide Orte deckten die Brücke und den Rückzug, zu dem sich jetzo Napoleon entschloß.

Die Schlacht war für ihn verloren, es handelte sich nur noch um einen ungefährdeten Rückzug, welcher von der Behauptung Asperns und Eßlingens abhing. Auf die Anfrage, wie lange er Aspern halten könne — antwortete Massena: sechs, zehn, im Nothfalle auch dreißig Stunden. Von Lannes kam, auf die Anfrage über die Stärke von Eßlingen, keine Antwort: — er war nicht mehr unter denen, welche eine gefährdete Stellung heldenmüthig zu vertheidigen im Stande waren.

Als Lannes von dem mißlungenen Vorstoß zurückgekehrt war, setzte er sich, ermattet und mißmuthig, an den Rain des Grabens und bedeckte die müden Augen mit seiner Hand. Früher hatte an seiner Seite eine Kugel seinen Freund, den General Poncet, der ihm in der Jugend Unterricht im Kriegswesen ertheilt hatte, todt niedergestreckt — und das stimmte ihn schwermüthig. Da stellen vier Soldaten eine Bahre in seiner Nähe nieder, auf der, mit einem Mantel bedeckt, die Leiche eines Officiers lag. Der Mantel wird beim Niederstellen der Bahre abgestreift und Lannes erblickt zu seinem Schrecken die Leiche des Freundes. — „Ach, dieser schreckliche Anblick verfolgt mich überall!“ ruft er aus, und entfernt sich, um an einer andern Stelle des Rains Ruhe zu finden. Da schlägt ihm eine verlorene Kugel die Kniescheibe des einen und den Kniebug des anderen Fußes entzwei. „Ich bin verwundet!“ ruft er seinem Adjutanten zu; „reichen Sie mir die Hand, damit ich aufstehen kann!“ — doch es war ihm unmöglich zu stehen. Schnell kamen einige Soldaten vom nächsten Regiment, um ihn zu einem nahen Verbandplatz zu bringen, aber es war keine Tragbahre, kein Mantel da. Die Soldaten trugen ihn jetzt, aber dadurch litt er fürchterliche Schmerzen. Einer hob von der nahen Bahre den Mantel weg, daß Lannes auf diesem schmerzlos fortgetragen werden könnte. Aber Lannes rief: „Das ist der Mantel meines armen Freundes, bedeckt mit seinem Blute, ich will mich nicht darin tragen lassen; schleppt mich fort, so gut Ihr könnt!“

Poncet.

Lannes wird verwundet.

Marbot ließ aus einem nahen Gehölze Zweige holen, aus denen man eine Tragbahre machte, und den Verwundeten zur ersten Brücke tragen, wo die besten Chirurgen waren. Larrey wollte das Bein amputieren, dessen Kniescheibe zerschmettert war; Yvan war gegen jede Amputation: Lannes habe so viel moralischen Muth, daß er alle Schmerzen der Heilung ertrage. Larrey hatte jedoch die Oberleitung — und das eine Bein ward weggeschnitten. Da kam Napoleon gerade dazu, der eine Handvoll Wasser aus der Donau schöpfen wollte, um sein erhitztes Gesicht zu waschen, erkannte in der Bahre den verwundeten Freund, weinte, kniete nieder und umarmte ihn, dessen Blut sein weißes Brusttuch roth färbte. „Sie

Napoleon.

dürfen nicht sterben, mein Freund," schluchzte er, „Sie müssen leben!" — „Ich wünsche es, wenn ich Frankreich und Eurer Majestät noch von Nutzen sein kann", antwortete Lannes. — Gleich nachher wurde Napoleon abberufen zur Kampfesleitung. Da man nicht wagte, ihn auf der Donau nach Ebersdorf zu führen, mußte Lannes auf der Lobau übernachten. Marbot entlehnte von Soldaten einige Mäntel, auf die man den Verwundeten legte; erst am andern Tage konnte man ihn über die Brücke nach Wien bringen. Von den Aerzten wurde er bestens gepflegt, von Napoleon öfters besucht; einmal soll er ihm ernste Vorwürfe über seine unersättliche Eroberungssucht und die daraus hervorgehenden steten Kriege gemacht haben. Das entspräche dem Freimuthe, den er gegen Jedermann, auch dem Kaiser gegenüber, bewies, gegen welchen er lange das kameradschaftliche „Du" gebrauchte. Die vier ersten Tage hatte er noch Hoffnung; er hatte von einem Mechaniker Mesler in Wien gehört, er habe dem Grafen Palffy ein künstliches Bein gemacht, mit welchem dieser reiten und gehen konnte — und verlangte, daß man ihn kommen lasse. Dann fing er aber an zu phantasieren, er wähnte, er sei noch in Eßlingen; er rief seinen Adjutanten, befahl den Kürassieren scharf einzuhauen und der Artillerie, sicher zu feuern. Er commandierte in Einemfort, kein Schlaf erquickte ihn; vergebens suchten die Doctoren seine Ueberreizung zu mildern. Endlich in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wich das Delirium einer großen Schwäche; Lannes erkannte seine Umgebung wieder, sprach von seinem Vater, von seiner Gattin und seinen fünf Kindern — und verschied früh morgens 30. Mai 1809.

bei Lannes.

Lannes' Tod.

So endete der Telamonier des französischen Heeres, 39 Jahre alt. — Napoleon sagte von ihm, er wäre bei längerem Leben einer der größten Feldherren geworden. „Welch ein Verlust für Frankreich und für mich!" rief er aus, als er ihn besuchen wollte und nur seine Leiche fand. Er war eine der ersten Größen der französischen Armee und Herzog von Montebello — und doch nur der Sohn eines Färbers in Lectoure in der Gascogne, geboren 1769. In seiner Heimath lernte er nur Lesen, Schreiben und Rechnen; er half seinem Vater in der Färberei und sollte einmal der Färber des Dorfes werden. 1791 kam er als Freiwilliger zur Armee, seine Kameraden wählten ihn bald seines Muthes, seiner Umsicht und seines gebieterischen Wesens wegen zum Lieutenant. Jetzt fühlte er seinen Mangel an Bildung und fing an mit Riesenfleiß zu studieren. Dann stieg er rasch empor. Im Feldzug gegen Spanien (1794) wurde er schon Oberst. Augereau war, wegen seiner Tapferkeit und Findigkeit, sein Gönner und nahm 1795 Lannes mit nach Italien. Da kam er in die Nähe des Generals Bonaparte, der bald sein Talent erkannte und ihn bei sich behielt. Zweimal wurde er verwundet, 1796 und 1797. Als Bonaparte nach Aegypten zog, wurde Lannes von ihm als Brigade-General verwendet. Bei Saint-Jean d'Acre wurde er für todt gehalten, ein Grenadier rettete ihn. Mit Bonaparte kehrte Lannes nach Frankreich zurück, und half beim Staatsstreich am 18. Brumaire. Wegen seiner Leistungen 1800 in Italien, bei Montebello, erhielt er den Titel eines Herzogs. Zum Gesandten in Lissabon ernannt, vermählte sich Lannes mit der Tochter des Senators Gucheneuv. Als seine Gattin eines Sohnes genas, desselben, der unter Louis Philippe Marineminister wurde, wollte der Prinzregent von Portugal Taufpathe sein, und führte den Marschall in den Saal, wo die Kostbarkeiten aus Brasilien waren, und griff mit beiden Händen in die Schublade mit Edelsteinen und schüttete, was er fassen konnte, in den Hut des Generals, und sagte: „Das ist für mein Pathenkind!" dann füllte er zum zweitenmal die beiden Hände und schüttete, was er fassen konnte, in den Hut des Marschalls mit

den Worten: „Das ist für die Wöchnerin!" zum drittenmal schüttete er die Fülle von Edelsteinen in Lannes' Hut und sagte: „Das ist für den Herrn Gesandten!" Lannes war damit ein reicher Mann geworden. — 1806 und 1807 that sich der Marschall hervor bei Saalfeld, bei Jena, Pultusk und Friedland. 1808 bei Burgos, bei Tudela und eroberte das bisher für uneinnehmbar gehaltene Saragossa. Im Feldzug gegen Oesterreich fand jedoch der neue Bayard sein Ende.

Lannes war von mittlerer Größe, angenehmer Gesichtsbildung, harmonischem Bau; sein Auge war klein, aber lebhaft und voll Feuer. Sein ganzes Wesen war gebieterisch, sein Wille stark, sein Temperament hitzig, sein Tadel wurde gefürchtet. Wie er sich nach und nach beherrschen lernte, zeigt eine Bemerkung bei Marbot.[1]) Lannes hörte einmal, Napoleon habe ihn einen Teufel genannt.[2]) Er gab nun keine Ruhe, bis er die Worte des Kaisers vollkommen erfuhr. Diese lauteten: „Dieser Teufel von einem Lannes besitzt alle Eigenschaften, welche einen großen Feldherrn ausmachen; aber, er wird nie einer werden, weil er seinen Zorn nicht beherrscht und sich sogar gegen höhere Officiere fortreißen läßt, was einer der größten Fehler ist, die der Anführer eines Heeres haben kann." Der Marschall nahm sich dies so sehr zu Herzen, daß man ihn von diesem Augenblick an selten gereizt sah, obschon oft seine Befehle ungerne befolgt wurden, namentlich bei der Belagerung von Saragossa; er wurde wohl bleich und seine Hände bewegten sich krampfhaft, aber er machte seine Bemerkungen mit der Ruhe eines Phlegmatikers.

Doch kehren wir von Lannes weg wieder auf das Schlachtfeld zurück!

Größe des Verlustes.

Lannes war das werthvollste Opfer, das die Schlacht von Aspern und Eßlingen Frankreich kostete, nach ihm die Generale Espagne und Saint-Hilaire. Wie viele Todte und Verwundete die Franzosen hatten, ist strittig. Am wahrscheinlichsten ist die Angabe von ungefähr 7000 Todten und von 34.000 Verwundeten.[3]) Oesterreicher blieben 4280 Mann todt und 16.000 verwundet auf dem Schlachtfeld. Welch schreckliche Hekatombe fiel für den Ehrgeiz des Eroberers! — 2000 todte Pferde lagen auf dem Schlachtfelde. Der Anblick desselben war schauerlich. Sonst prangen Ende Mai diese fruchtbaren Felder in üppigem Grün und mit wogenden Saaten — jetzt war Alles zerstampft vom Hufe der Rosse und man sah nur Leichen. Es waren keine Hände da, sie zu begraben, die Landleute waren geflohen. Die Todten in der Nähe des Stromes wurden einfach in die Donau geworfen. Die verwundeten Franzosen, die noch gehen konnten, waren auf der Lobau. Diese bot ein Bild des Jammers, des Elends und der Sorge, nach sechsunddreißig Stunden des Kampfes noch von den Fluten der Donau verschlungen zu werden.

Der Vorstoß, welcher die österreichische Schlachtlinie durchbrechen und den Sieg entscheiden sollte, war mißlungen, damit die Schlacht entschieden. Napoleon war zum zweiten Mal in einer großen Schlacht besiegt, der Glaube an seine Unbesiegbarkeit war auch am 22. Mai gebrochen.

---

[1]) Memoires de Marbot, II, p. 224.
[2]) „Ce diable de Lannes!"
[3]) Beer, l. c. S. 386.

Rückzug der Franzosen.

Wie seine Lobredner versichern,[1] habe Napoleon den Rückzug angeordnet, weil der Bericht eintraf, die Brücke zwischen Ebersdorf und der Lobau sei gänzlich abgebrochen; trotz der unerhörten Anstrengungen der Generale Bertrand und Pernetti hatten das immerwährende Steigen der Donau, die entwurzelten Bäume, die darauf herabschwammen, die brennenden Mühlen, die man hineinwarf, die Brücke zerbrochen, und zwar in dem Augenblick, als sechs schöne Kürassier-Regimenter der Division Davoust und die Artillerie sich zum Uebergange anschickten. Napoleon habe nun gefürchtet, daß die Munition, die bei dem langen, heftigen Kampf schon auszugehen anfing, nicht von Ebersdorf her über die Donau zu ihm gelangen könne, und daß die Franzosen auf dem weiten Schlachtfeld den Oesterreichern nur noch Säbel und Bajonnett entgegenhalten könnten und besiegt würden. Darum habe er mit der Entschlossenheit, die einem Kriegsmann gezieme, für diesen Tag das Aufgeben des Kampfes anbefohlen und mit Bedauern hätten Lannes und Bessières inmitten der mit Flammen bedeckten Ebene des Marchfeldes Halt gemacht.[2] „Und wir sind jetzt am Nachmittag, wo die französische Masse weicht und Saint-Hilaire zum Tod getroffen wird, und Lannes langsam den Rückzug bis zum Graben leitet, der sich zwischen Aspern und Eßlingen hinzieht; Hiller und Bellegarde wiederum auf Aspern losstürzen, Rosenberg wieder auf Eßlingen vordringt und Fürst Johann Liechtenstein mit seinen Reitern wie ein Hagelsturm sich auf unsere Colonnen stürzt und Lannes ihm die letzten Reiterregimenter entgegenwirft und Napoleon die Division Oudinot aufruft, sich noch einmal für die Rettung der Armee zu opfern." — Wirklich fing die Munition an, den Franzosen zu fehlen, aber auch den Oesterreichern. Der Graben zwischen Aspern und Eßlingen trennte die Heere. Die französische Infanterie deckte sich jetzt durch den Graben, die Cavallerie hält hinter demselben Wache und reitet zwischen Aspern und Eßlingen hin und her. Nach einem so heißen Tage waren die Oesterreicher müde und legten sich auf der Nordseite des Grabens nieder, wo sie gerade standen, hoffend, am nächsten Tage den Sieg zu vollenden. Lannes sollte jedoch keine Colonnen mehr gegen sie führen.

Boudet hatte den Schüttkasten in Eßlingen behauptet trotz der tapfersten Angriffe Rosenbergs, dem Mouton in der Dämmerung noch mit Gardefüsilieren entgegentrat. Aber auch Mouton wäre erlegen, wenn ihm nicht Rapp mit zwei Regimentern zu Hilfe gekommen. So blieb Eßlingen im Besitz der Franzosen, wie der Trümmerhaufen von Aspern in dem Besitze Massenas, der sich hier mit derselben Zähigkeit behauptete, mit welcher er einst Genua vertheidigt hatte. — Eßlingen und Aspern deckten den Rückzug der Franzosen.

Kriegsrath.

Napoleon hatte bisher von der Ziegelei zwischen Aspern und Eßlingen die Schlacht geleitet. Nun kehrte er nach der Insel Lobau zurück und ließ Massena, Berthier und Bessières zu einer Besprechung auffordern. Davoust, den Berthier schon Mittags halb ein Uhr aufgefordert hatte, Abends zu einem Kriegsrath beim Kaiser zu erscheinen, kam auf einem Boote nach der Lobau. Die Insel war ein Schauplatz des Elends, voll von Verwundeten, doch war sie groß genug, um vor den österreichischen Kugeln von dem linken Ufer der Donau Sicherheit zu bieten. Dies erregte in Napoleon den Plan, diese Insel

---

[1] Thiers, l. c. vol. X, p. 254—256.

[2] Das Schreiben Berthiers an Davoust, welches Thiers als Beweis citiert, ist jedoch um halb ein Uhr Mittags abgefaßt, nicht am Abend.

in einen Waffenplatz zu verwandeln für einen zweiten Uebergang auf das linke Ufer, etwa in einem Monat, wenn das Wasser gefallen wäre, und die große Brücke so festzumachen, daß kein Anschwellen der Donau sie ferner zerreißen könnte. Um ihre Meinung über die Lage befragt, sprachen die Generale für den schnellen Rückzug nach Wien, selbst mit Zurücklassung aller Verwundeten, aller Artillerie, aller Pferde. Dagegen sagte Napoleon: ohne Kanonen, ohne Pferde, geringer an Zahl zurückkehren und die Verwundeten dem Feind überlassen, hieße so viel, als die Wiener ermuntern, den Erzherzog Karl herbeizurufen, und gegen die Franzosen sich zum Aufstand zu rüsten. In einem solchen Fall müsse man sich nicht bloß auf den Abzug aus Wien, sondern auf einen Rückzug bis Straßburg gefaßt machen. Der Vicekönig Eugen würde auf seinem Marsche nach Wien in eine Mördergrube gelangen, die Verbündeten würden aus Schwäche von den Franzosen abfallen, das Glück des Kaiserreichs würde vernichtet werden und die Größe Frankreichs in einigen Monaten zerstört sein. — Thiers bemerkt zu diesen Worten sehr gut: „Kurz, Napoleon sah Alles voraus und kündete mit Genauigkeit Alles an, was ihm seine Politik fünf Jahre später zuzog, als ein nothwendiges Ergebniß innerhalb vierzehn Tagen, wenn man, anstatt sich kühn nach der Insel Lobau zurückzuziehen, die Schwachheit hätte, in Uebereilung über die große Donau zu gehen und am andern Ufer die verwundeten Kameraden, das Material und die Waffenehre zurückzulassen." Besser sei es, Massena halte in Aspern aus bis Mitternacht, ziehe dann nach der kleinen Insel und vertheidige sie am anderen Tag gegen allenfallsige Angriffe der Oesterreicher, indessen könne man ihm Lebensmittel und Munition senden auf Fahrzeugen und die große Brücke wieder herstellen. Werde der Erzherzog indeß oberhalb oder unterhalb Wiens die Donau überschreiten, so könne Davoust mit seinen 30.000 Mann, mit den Resten der Kürassiere und der Garde-Cavallerie, mit den Bayern, Wirtembergern und Sachsen ihm die Spitze bieten. „Massena und Davoust! — Sie leben und werden die Armee retten, indem Sie sich dessen würdig zeigen, was Sie gethan haben!" Massena, welcher oft unzufrieden war und selbst mit Bitterkeit die Uebereilung tadelte, mit welcher man den Donau-Uebergang bewerkstelligt hatte, ergriff entzückt über ebensoviel Klugheit als Festigkeit die Hand Napoleons, und sagte zu ihm: „Sire, Sie sind ein hochherziger Mann — und werth, uns zu commandiren! Nein, wir dürfen nicht fliehen, wie Feige, die besiegt worden wären! Das Glück hat uns nicht wohlgewollt, aber wir sind trotzdem siegreich, denn der Feind, der uns hätte in die Donau stürzen sollen, hat vor unseren Stellungen ins Gras gebissen. Lassen Sie uns unsere Haltung als Sieger nicht verlieren, lassen Sie uns darauf beschränken, über den kleinen Arm der Donau zurückzukehren." [1]) — Davoust versprach seiner-

Rückzug?

Massena.

[1]) Thiers, l. c. vol. X, p. 266—268.

seits Wien zu bewachen und jeden Versuch zurückzuschlagen, den der Erzherzog von Krems oder Preßburg aus machen würde. —

So riß Napoleons Kühnheit die Herzen seiner Generale fort. Massena kehrte auf das linke Ufer der Donau zurück und hütete Aspern bis gegen Mitternacht. Die Feindseligkeiten hatten aufgehört, die Oesterreicher ergaben sich dem Schlummer. Mit Stille ordnete Massena den Rückzug, zuerst der Kaisergarde; jedes Corps sollte seine Verwundeten und seine Artillerie mitnehmen; dann folgte die schwere Reiterei, die leichte blieb bis zuletzt, dann folgten die Divisionen Saint-Hilaire, Oudinot, Legrand und Carra Saint-Cyr. Erst um fünf Uhr Morgens bemerkten die Vorposten der Oesterreicher den Abzug der Feinde und sandten ihnen noch Kugeln nach und fingen an, die Brücke, die nach der kleinen Insel führte, zu bestreichen. Massena wollte als der letzte hinübergehen und ließ noch Kürasse und Flinten auflesen, damit die Oesterreicher so wenig Trophäen als möglich aufweisen könnten. Schon pfiffen die feindlichen Kugeln um ihn, als er die Taue der Brücke kappen ließ und auf einem Boote nach der Insel fuhr. — Massena.

Napoleon aber durchwanderte mit Berthier, Davoust und Savary die Lobau und fuhr zwischen eilf und zwölf Uhr auf einem Nachen an das rechte Ufer der Donau, mit dem Vertrauen, mit dem einst Cäsar dem Schiffer auf dem adriatischen Meere zugerufen hatte: „Fahr nur zu, Du führst Cäsar und sein Glück!“ In Ebersdorf ordnete er sogleich an, alle vorhandenen Boote mit Zwieback, Wein, Branntwein, Kartätschen und Patronen, mit Verbandzeug zu füllen und sie den Soldaten auf der Insel zuzuführen. Das Nachtessen, das man ihm aufstellte, berührte er kaum. Er saß nachdenklich da, man sah Thränen in seinen Augen. Galten sie der Menge der Gefallenen? — Schwerlich. Die „Consommation“, der Verbrauch von Menschenleben, kümmerte ihn weniger als der der Pferde, denn diese waren schwerer wieder zu bekommen. Galten die Thränen dem Freunde Lannes? — Möglich! Wahrscheinlich aber dem Umstand, daß er in einer großen Schlacht zweimal besiegt, daß der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit dahin war. In Ebersdorf verfiel er dann in einen langen tiefen Schlaf. Flucht bei Nacht.

Nach früher üblichen Darstellungen ist es dem Erzherzog sehr verübelt worden, daß er die bedrängten Franzosen nicht auf der Lobau überfallen und vernichtet habe. Der Franzose Thiers sagt über diese Anklage ein denkwürdiges Wort: „Erzherzog Karl, der nachmals von seinen Landsleuten sehr darüber getadelt worden ist (denn gewöhnlich erntet man von seinen Mitbürgern die meiste Bitterkeit) entfaltete eine große Energie, was man auch von ihm hat sagen mögen, und wenn man es wunderbar findet, daß er die französische Armee nicht in die Donau gestürzt hat, so vergißt man die Stärke der von seinen Gegnern gewählten Stellungen, die Unmöglichkeit, Aspern und Eßlingen den von Lannes und Massena befehligten 60.000 Franzosen, die entweder siegen oder umkommen mußten, zu entreißen; man übersieht ferner die Vortheile der Lobau-Insel, die, wenn uns Aspern und Eßlingen blieben, leicht wieder zu erreichen war und dann ein unangreifbares Asyl wurde. Den kleinen Donau-Arm, Massena gegenüber, ohne Brücke, oder selbst mit einer solchen, forcieren zu wollen, wäre von Seite des Tadel über Erzherzog Karl ist ungerecht.

Thiers' Urtheil. österreichischen Oberbefehlshabers ein wahnsinniges Unternehmen gewesen, und dasselbe nicht versucht zu haben, ist ihm gleichwohl von Leuten schon vorgeworfen worden, die niemals im Stande gewesen sein würden, es auszuführen. Mit größerem Rechte haben einige unparteiische Richter gesagt, daß er während der Schlacht den um die Franzosen gezogenen Halbkreis viel zu weit ausgedehnt habe, so daß er in Gefahr kam, in der Mitte durchbrochen zu werden; ferner, daß er, wenn er sich auf der Rechten concentrierte und all seine Streitkräfte aufwendete, um einen Durchbruch bei Aspern auszuführen, die Möglichkeit eher gehabt haben würde, uns vielleicht von der Donau abzuschneiden. Wiederholt man diese Kritiken, so muß man auch hinzufügen, daß er, wenn er in der angegebenen Weise verfahren wäre, zu Aspern wahrscheinlich die Truppen gefunden haben würde, die er anderwärts nicht gegen sich lenkte, und die sich nach dem von ihm ausschließlich angegriffenen Punkte zurückgewendet haben würden. Nach einem so fürchterlichen Kampfe, nach so heldenmüthigen Anstrengungen, muß man die Aufopferung zu bewundern wissen und, was auch das Resultat gewesen sein möge, solchen Handlungen gegenüber, wie sie von Menschen selten ausgeführt worden sind, muß man schweigen." [1]) — Der preußische General Valentini, welcher die Schlacht mitmachte, betonte die Unmöglichkeit eines erfolgreichen Angriffs auf die Franzosen in der Insel Lobau bei dem Mangel an Schiffen, bei der Erschöpfung der Mannschaft nach dem sechsunddreißigstündigen Kampf, bei dem Umstand, daß die Kanonen ausgeschossen waren — bei 40.000 Schüsse schossen die Oesterreicher — und die Munition erschöpft war. „Man mußte Verstärkungen an sich ziehen und aus den Depots in Böhmen und Mähren sich mit Allem versehen, was zu einer weitergehenden Operation erforderlich war.[2]) Zudem stand das Davoust'sche Corps — 45.000 Mann — intact am rechten Ufer der Donau. Ein Mißerfolg konnte leicht das Selbstvertrauen des Heeres wieder schwächen." — Der Erzherzog selber meinte, ein Versuch, die Feinde zu verfolgen, könnte nur verderblich sein; und gab später den Mangel an Munition als Hauptgrund dafür an, seine Truppen hinter den Rußbach, auf die Höhen zwischen Wagram und Neusiedl, zurückzuziehen und es für einen neuen Kampf zu ergänzen und sich erholen zu lassen.

Valentini.

Langer Schlaf Napoleons. Dreißig Stunden schlief Napoleon, so sehr hatte ihn die Schlaflosigkeit in den beiden vorhergehenden Nächten und die Aufregung der sechsunddreißigstündigen Schlacht ermüdet. Die Generale sollen in einem nahen Zimmer berathen haben, was zu machen sei, wenn der Gebieter nicht mehr aufwache, und an eine Theilung des Reiches gedacht haben. Es wären also Kämpfe und Scenen gekommen, wie in Asien und Griechenland, nach dem Tode Alexanders des Großen. Soult wollte ja sich damals als König in Portugal ausrufen lassen. Bernadotte soll im Namen der Marschälle einen Courier an Fouché gesendet haben mit der Frage: „Was zu thun sei, wenn Napoleon gefangen würde oder mit Tod abgehe?" Und der Herzog von Otranto soll geantwortet haben: „Sie fragen noch, während Sie doch schon Alles, was geschehen konnte, allein hätten thun können! Wenn Ihr nur zwölf entschlossene Männer habt, so erdrosselt ihn in seinem Bett, steckt ihn in einen

Rath der Marschälle.

Fouché.

---

[1]) Thiers, l. c., vol. X, p. 272—273.
[2]) Valentini, Der Feldzug 1809, S. 44.

Sack und ertränkt ihn in der Donau, und alles Uebrige wird sich von selbst machen." — Nach Andern stammt dieser heimtückische Rath von Talleyrand. Man sieht, auf wie schwachen Füßen trotz der Tausende von Soldaten, die ihn anbeteten, trotz der Kanonen und der durch sie errungenen Siege, doch der Thron des Gewaltherrschers stand. Tücke, Herrschsucht und Gewaltthat gründen keine Herrschaft von Dauer, wenn auch der Gewalthaber ein militärisches Genie erster Größe ist. In der Nähe des Schlachtfeldes von Aspern und Eßlingen liegt das Schlachtfeld, wo 16. August 1278 Rudolf von Habsburg das Reich und die Ostlande gewann. Es sind jetzt mehr als 600 Jahre verflossen, die Habsburger haben sonnige und trübe Tage erlebt, aber immer noch sitzen sie auf einem ruhmvollen Thron, weil dieser auf viel edleren Grundlagen, auf wohlerworbenen Rechten und der Liebe der Völker, ruht, als auf Tücke und Gewalt, und in Zeiten der Stürme stritten immer Tausende von tapferen Männern, um diesen Thron zu erhalten, wie jetzt in der Schlacht bei Aspern und Eßlingen, einer der blutigsten der ganzen Revolutionszeit.

Verluste der Oesterreicher.

Die Verluste waren beiderseits groß, größer auf Seiten der Franzosen, als auf Seiten der Oesterreicher, weil die Artillerie der letzteren concentrisch feuerte, die der ersteren excentrisch. Die Verluste der Oesterreicher betrugen, nach amtlichen Berichten, an Getödteten: 87 Stabs- und Oberofficiere, 4199 Mann vom Feldwebel abwärts; dann 1055 Pferde; an Verwundeten: 12 Generale, 663 Stabs- und Oberofficiere, 15.661 Mann und 799 Pferde; an Gefangenen: 1 General — Weber, der schwer verwundet wurde, als er seinen neben ihm fallenden Adjutanten aufrichten wollte, und ihn, den fast Leblosen, Napoleon als eine Siegesbeute in seinen Nachen bringen ließ, als er in dunkler Nacht über die Donau fuhr.[1]) Vermißt wurden 1903 Mann und 205 Pferde. Dies ergibt einen Verlust von 23.353 Officieren und Soldaten und 2068 Pferden. Man verlor 1 Fahne und 6 Kanonen, erbeutete aber 3 Kanonen und 7 Munitionswagen und sammelte auf der Walstatt bei 20.000 Gewehre nebst einer Unzahl von Kürassen und anderen Waffen- und Rüstungsstücken.

Verlust der Franzosen.

Die Franzosen verloren an Getödteten (nur allein auf dem Schlachtfelde Begrabenen): 7000 Mann und darunter die Generale Espagne, Saint-Hilaire und Poncet; an Verwundeten: 34.773 Mann, darunter die Marschälle Lannes, Massena und Bessières, die Generale Molitor, Boudet, Legrand, Lasalle und zwei Brüder Lagrange. In den österreichischen Verbandshäusern lagen allein 5000 Franzosen, in Wien und Umgebung zusammen 29.773 Verwundete. Noch mehrere Tage nach der Schlacht entdeckte man französische Verwundete auf den Brandstätten und in den Auen; einige Hunderte warf der Strom erst später aus und man fand dieselben, als das Wasser fiel, in Gräben, Pfützen und seichten Stellen. Eine ganz verpestete Luft wehte über dieses weite Gefilde des Todes. An Gefangenen: 2300 Mann, worunter die Generale Durosnel und Fouler;[2]) ersterer wurde vor den Augen Napoleons gefangen.

---

[1]) Weber erlag seinen Wunden. Sein letzter Ausruf war: „Ich sterbe zufrieden, denn ich habe den großen Napoleon zwei Stunden lang zittern gesehen!"

[2]) Heller von Hellwald, l. c. Bd. II, S. 54.

Anblick des Schlachtfeldes.

Es war also ein großer, ein blutiger Sieg, den die Oesterreicher errangen. Der Anblick des Schlachtfeldes war grauenhaft, überall Leichen und Blut, die Saaten zerstampft. Aspern ganz verbrannt, von der alten Kirche steht nur noch der Unterbau bis zum Dach, das Dach und die Spitze des Thurmes sind neu. In der Kirche hängen einige Votivbilder, die den Beschauer an jene schrecklichen Tage erinnern, kunstschön sind sie nicht. Vor der Kirche steht, von dem Sohne des Siegers in dieser riesigen Schlacht, von Erzherzog Albrecht, errichtet, ein großartiges Denkmal, ein schlummernder Löwe, auf einem Riesenblock von Granit, der die Aufschrift trägt: „Dem Andenken der am 21. und 22. Mai 1809 ruhmvoll gefallenen österreichischen Krieger." Ein Lorbeerkranz, am Fuße des Granitblocks wie angelehnt, deutet an, daß die Tapferen den Sieg errangen. Man denkt unwillkürlich an das Löwen-Denkmal, das bei Marathon die Athener ihren Tapferen errichteten, und an das Löwen-Denkmal bei Luzern. Der Löwe scheint wie eingeschlummert unter dem Murmeln der Wellen des nahen Stromes. Jedes Jahr wird am 21. Mai hier eine Todtenfeier gehalten. In der Nähe des Denkmals, an der Außenwand der Kirche, ist ein steinerner Altar angebracht, auf dem das Todenamt gehalten wird.

Denkmal.

Dank des Kaisers.

Mit den Worten: „Gott hat uns einen Sieg verliehen!" meldete der Erzherzog an Herzog Albrecht den großen Erfolg. Vom Kaiser kam aus Wolkersdorf das schöne Schreiben: „Lieber Herr Bruder, Erzherzog Karl! Ich habe Ihnen zwar gestern den lebhaftesten Dank für den erfochtenen glorreichen Sieg mündlich ausgesprochen, aber dies genügt meinem Herzen nicht. Ich will es Ihnen hiemit und in jeder Gelegenheit wiederholen, weil ich, den die göttliche Vorsehung zum Beherrscher einer großen Monarchie gemacht hat, mich außer Stand finde, Sie, lieber Herr Bruder, Ihre nächsten Waffengefährten, und meine tapfere Armee nach Verdienst zu belohnen. Ihnen war es vorbehalten, das fünfzehnjährige Waffenglück des stolzen Gegners zuerst zu unterbrechen; Sie, der meinem Herzen so theuere Bruder, Sie, die erste Stütze meines Thrones, Sie sind der Retter des Vaterlandes, das Ihnen, sowie der Monarch, ewig danken und Sie segnen wird. — Mit inniger Rührung sah ich gestern den hohen Muth, die Begeisterung der Truppen und ihren männlichen Entschluß, die Unabhängigkeit der Monarchie zu erkämpfen. Es war der schönste Augenblick meines Lebens, ein seltenes, gemütherhebendes Schauspiel, das in meinem Herzen unvergänglich bleiben wird. Ich ersuche Sie, lieber Herr Bruder, dieses Meiner braven Armee zu sagen und für die Erhaltung dieses seltenen Geistes Alles aufzubieten." [1]) —

Tagbefehl des Erzherzogs Karl.

Erhebend ist der Tagbefehl des Erzherzogs vom 24. Mai: [2]) „Die Tage vom 21. und 22. Mai werden ewig denkwürdig bleiben in der Geschichte der Welt. Die Armee hat Beweise von Patriotismus, von Heldengeist, von Verachtung der Gefahren gegeben, welche die Nachwelt bewundern und unseren Enkeln als Beispiel seltener Großthaten darstellen wird. Sie hat dem Feinde, der unlängst erst mit ihrer Vernichtung prahlte, ihr Dasein blutig bewiesen. Sie hat meine großen Erwartungen übertroffen und ich fühle mich stolz, ihr Anführer zu sein. Ihr seid auf dem Schlachtfelde die ersten Soldaten der Welt. Seid und bleibt es auch im Geiste der Disciplin, der Ordnungsliebe, der Ehrfurcht für das Eigenthum der Bürger. Dann seid ihr nicht allein die erste, dann seid ihr die einzige Armee, und das dankbare Vaterland wird eure

---

[1]) Dieses Handschreiben empfing der Erzherzog am 24. Mai 1809.
[2]) Heller von Hellwald, l. c. Bd. II, S. 58—59.

Thaten segnen. Unser angebeteter Monarch vertraut und dankt euch mit väterlichem Gefühl die Sicherheit seines Thrones und die Wohlfahrt seiner Angehörigen.“ —

Dann kommen die Namen der Männer, die sich vor Allen ausgezeichnet haben. „Das Vaterland und der Monarch sollen die Stützen ihrer Unabhängigkeit, ihres Ruhmes und ihrer Größe kennen; ihre Namen sollen in den Annalen Oesterreichs glänzen.“ Als erster ist genannt: „Der Herr General der Cavallerie, der Fürst Johann von Liechtenstein hat seinen Namen verewigt. Dieses Gefühl und meine warme Anhänglichkeit an seine Person verleiht ihm die Dankbarkeit meines Monarchen. Ich kann ihn nur mit dem öffentlichen Ausdruck lohnen.“ Dann wurden Baron Wimpffen, der Chef des Generalstabs, und Smola, der Chef des Generalstabs, zu Commandeuren des Maria Theresien-Ordens erhoben. Unter denen, welche zu Rittern desselben Ordens ernannt wurden, waren Bacquant und Magdeburg, derselbe, welcher die Brücken über die Donau während des Kampfes gefährdet hatte. Rühmend ward der vielen Officiere gedacht, die sich im Kampfe besonders ausgezeichnet hatten, z. B. eines edlen Polen Rzewuski. Hochsinnig der Gemeinen, die an Tapferkeit, an Edelmuth der Aufopferung miteinander wetteiferten. Der Erzherzog schrieb später, er habe Dinge gesehen, die ihn jetzt noch zu Thränen rühren. Wenn aber der edle Erzherzog in einem Armeebericht nicht alle hervorragenden Helden nennen konnte, wie soll dies der Geschichtschreiber können, dem noch weniger Raum gegönnt ist! Er kann nur sagen: „Ehre den verblichenen Helden, die für die höchsten Güter ihr Leben opferten und den Tod in den Armen des Sieges fanden.“

Liechtenstein.

Die Nachricht von der großartigen Schlacht auf dem Marchfeld, und daß Napoleon sich habe zurückziehen müssen, verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch Europa, bis nach Madrid und bis nach Petersburg, bis nach Edinburg und bis nach Constantinopel — also der bisher Unbesiegte konnte besiegt werden — und ermuthigte den Haß gegen den Gewaltigen, der die Freiheit Europas bedrohte, und ließ den Sieg noch größer erscheinen, als er eigentlich war. Viele tadelten sogar den Erzherzog, daß er nicht das Unmögliche möglich gemacht habe.

Wie sehr sich Stadion über den Sieg der Oesterreicher bei Aspern freute, zeigt sein Brief an den Fürsten Starhemberg. Dieser war im April 1809 insgeheim nach England entsendet worden, um das dortige Ministerium zur Thätigkeit anzutreiben. Napoleon erfuhr von seinen Spionen von dieser Sendung, ihm lag daran, daß es zu keiner Verständigung zwischen Oesterreich und England komme; er ließ darum Starhemberg auflauern und setzte bei der Küstenbewachung einen Preis auf die Gefangennehmung des Fürsten aus, der dennoch unter Verkleidung, als jüdischer Handelsmann, durch die Schweiz und Frankreich die Küste von Calais erreichte, obschon ihm die Polizei auf den Fersen war, und um theures Geld einen Schiffer gewann, daß er ihn zu einem der im Canal kreuzenden englischen Schiffe brachte; vergebens feuerten ihm die Häscher Schüsse nach. In London fand Starhemberg freundlichen Empfang. Doch befürwortete er bei Canning vergebens eine Landung an der Weserküste mit 10.000 Mann, dagegen bewilligte der Minister monatlich 150.000 Pfund, eine Summe, die allerdings im Verhältniß zu den riesigen Kriegskosten gering, aber doch willkommen war, zugleich als Zeichen, daß bald mehr in einem formellen Subsidien-

Stadion meldet den Sieg in London.

Fürst Starhemberg.

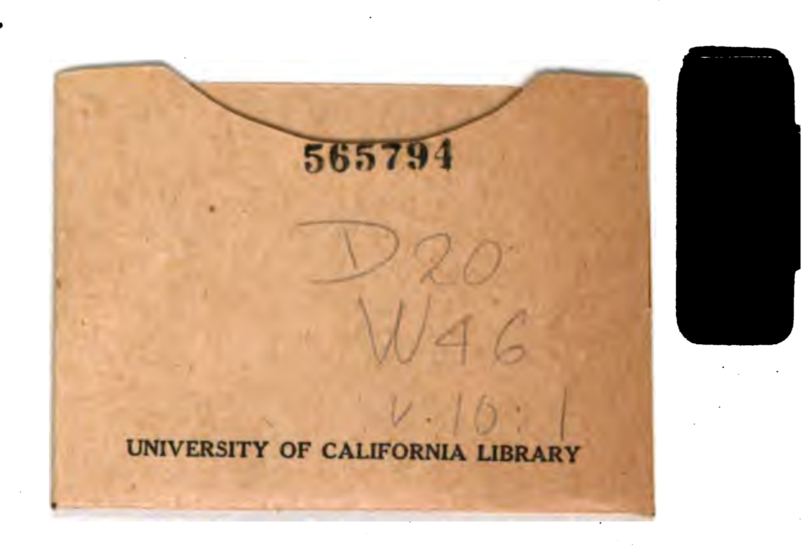
vertrag nachfolgen werde. Nun schildert Stadion die Schlacht bei Aspern und wie Napoleon in offenem Feld, obschon er selber commandirte und sich wie der geringste seiner Soldaten der Gefahr aussetzte, geschlagen, habe zurückweichen müssen, 6000 Verwundete habe er auf dem Schlachtfeld liegen lassen, 5000 liegen in Wien und den Vorstädten; 20.000 Flinten hätten dann die Oesterreicher auf dem Schlachtfeld aufgelesen und 2100 Kürasse. Stadion rühmt den Heldenmuth des Erzherzogs Karl, der stets dahin eilte, wo die Gefahr am größten war, von seinen Adjutanten seien alle bis auf einen, Cavriani, verwundet. Fürst Johann Liechtenstein habe tapfer und geschickt den feindlichen Hauptstoß aufgehalten. Die Verluste seien groß, die der Franzosen aber größer, als die der Oesterreicher. Fünfzehn österreichische Generale seien verwundet; die Officiere, wie die gemeinen Soldaten hätten wie Helden gestritten. Der Geist der Armee sei vortrefflich, unter Gesang seien sie in die Schlacht gezogen. — Der Sieg scheine auf Preußen zu wirken, der Prinz von Oranien habe soeben von Königsberg positive Zusicherungen gebracht. England möge nur schnell 10.000 bis 12.000 Mann an die deutsche Küste werfen, um Preußens Entschluß zur Theilnahme am Krieg zu beschleunigen.[1])

Schließen wir unseren Bericht mit den Worten Hellwalds: „Die Intelligenz und die weltgepriesene Tapferkeit der Franzosen hat am 21. und 22. Mai nicht ausgereicht gegen die eiserne Beharrlichkeit und ungemeine Todesverachtung jedes Einzelnen im österreichischen Heere. An dem Gedanken aber, daß nach den Unfällen, wie sie vorangegangen waren, sich ein solcher Muth, eine solche Pflichttreue, ein solches Selbstvertrauen bei allen Anlässen äußerten und bewährten, muß sich gewiß Jeder erwärmen und stärken, welcher das Glück hat, unter dem Doppelaar dienen zu dürfen und einer Armee anzugehören, die ihren Kameraden von Aspern nachzustreben bemüht ist."

---

[1]) Ludwig Fürst Starhemberg. Eine Lebensskizze nach handschriftlichen Original-Quellen verfaßt und bearbeitet von A. Graf Thürheim. Graz („Styria") 1889, S. 209—211.




565794
D20
W46
v.10:1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

